# Flatter-Rosen.

Von

A. G. Eberhard.

Erster Theil.

Berlin

in der Rengerschen Buchhandlung

1807.

BIBLIOTHEK KOENIGL. PALAIS

KOEN. BIBL.
DER
UNIVERS.
HALLE.

An

Herrn Profeſſor Erſch

in Halle.

Du haſt mir jüngſt ein Buch geweiht,
Wo Buch an Buch ſo dicht ſich reiht,
Daß tauſend Pfund wiegt jedes Blatt;
Und zur Erwiedrung weih' ich Dir
Blos dieſe leichte Waare hier? —
Ein Schelm giebt's beſſer, als
er's hat!

# Inhalt.


| | Seite. |
|---|---|
| * Sonnenaufgangsfeier der Honoratioren in X*. . . . . | 3 |
| * Geständniſſe eines Weiberfeindes. . | 64 |
| Geſchichte vom dünnen Veit. . | 135 |
| Bruchſtücke aus dem Tagebuche eines Gymnaſiaſten. . . . | 229 |
| Der arme Traugott. Eine biographiſche Skizze. . . . . | 289 |
| Der Krieg. . . . | 324 |
| Der Peter im Kriege. . . | 338 |
| Romanze vom großen Kaiſer. . | 345 |


(Die beiden mit * bezeichneten Erzählungen ſind früher ſchon im Beckerſchen Taſchenbuche erſchienen. Das Uebrige iſt neu.)

# Flatter-Rosen.

# Sonnenaufgangsfeier der Honoratioren in X*.

Der Prinz von S* wurde in X**, wo er sich unter die Zahl der Studirenden hatte einschreiben lassen, fast auf den Händen getragen. Da in X* die Aufklärung einheimisch und an allen Ecken die Weisheit aller Art um die civilsten Preise zu haben war: so geschah das unstreitig nicht deswegen, weil der Prinz von S* ein Prinz war, sondern weil er eine Menge persönlicher Vorzüge besaß. Da er glücklicher Weise wenig oder gar keine gedruckten Schriften liest: so kann ich einige seiner Vorzüge hier der Welt offenbaren, ohne zu fürchten, ihm eine Schaamröthe abzujagen. Betheuert sey also hiemit,

daß er hocherhaben über eine Menge von Vorurtheilen, wohlerfahren in einer Menge von Künsten, am rechten Ort und zu rechter Zeit bescheiden und stolz, sparsam und freigebig, friedliebend und tapfer war, daß Ehre und Treue ihm über alles gingen, und daß er, anstatt sich zu rächen, in sehr vielen Fällen Böses mit Gutem vergalt. — Er las nämlich keine gedruckten Schriften, nicht einmal Romane, weil er zu viele zu spielen hatte, und weil er überhaupt fast nie etwas Gedrucktes las; er war erhaben, nicht über die Vorurtheile seines Standes, sondern über die einer altmodischen Moral; er war ein Meister in der Tanz- und Reitkunst und ein genialischer Selbsterfinder in den feinsten Toiletten- und Verführungskünsten; er war bescheiden, wo sein Stolz ihm hätte schädlich werden können, aber er trat desto stolzer auf, wo er nicht nöthig hatte, bescheiden zu seyn; er war sparsam, wo die Freigebigkeit weder seiner Eitelkeit, noch seinen Sinnen einen Genuß verschaffen konnte, aber kein glänzendes Fest und kei-

ne Schäferſtunde hielt er jemals für zu theuer erkauft; friedliebend machte ihn der Anblick jeder Degenſpitze oder Kanonenmündung, aber als ein tapferer Ritter bewährte er ſich bei jeder Haſenhetze und jedem Trinkgelag; ſeine Ehre ſchwebte ihm ſo unaufhörlich auf dem Rande der Lippen, daß es kein Wunder war, wenn ſie ihm dann und wann ein wenig über Bord fiel; mit der Treue war Niemand vertrauter, als er, da er ſie jeder flüchtig geliebten Schöne ſchwur; und für die tödtliche Langeweile, womit ihn, auf Befehl ſeines eigenſinnigen Herrn Vaters, einige Docenten in X* mit ihren gelehrten Vorleſungen plagten, rächte er ſich nur dadurch, daß er mit den hübſchen Weibern oder Töchtern derſelben die kurzweiligſten Scherze trieb.

Er ward ſolchergeſtalt verehrt, wie ein Gott, und überall ſtand für ihn ein Altar mit einem opfernden Prieſter oder einer opfernden Prieſterin. Die Schmeichler brachten ihm Lobgedichte; die Praſſer ertränkten ihn faſt in Champagner; die Sie-

lehrten kramten ihre höchste und tiefste Weisheit vor ihm aus; und hübsche Weiber und Mädchen brachten ihm um die Wette ihren Ruf und ihre Tugend zum Opfer. Rechnet man hiezu noch die armen Schelme, die um seine Protection flehten, und die noch ärmern, die seinen Beutel zu fegen suchten, und die allerärmsten, die sich von ihm zum Narren halten ließen, um nur mit einer prinzlichen Verbindung prahlen zu können: so ergibt sich von selbst, daß fast ganz X* durch seinen vornehmen Gast in einen Taumel gerathen war, der den Wirkungen eines Tarantelbisses nicht unähnlich war.

Unter rauschenden Vergnügungen, wie man sie in X* noch nie so glänzend und kostbar genossen hatte, war der Winter verflogen. Ein Theil der alten Herren in X* war stolz darauf, und ein andrer Theil zuckte die Achseln darüber; die jungen Mädchen und Weiber sprachen größtentheils noch mit Entzücken davon, während einige im Stillen bei mancher Rück-

erinnerung bitterlich weinten; der Prinz hingegen, der ſo wenig rück- und vorwärts denken, als in die Ferne ſehen konnte, lebte nur für die Gegenwart, und erinnerte ſich der mancherlei erhaltenen Opfer dann und wann nur höchſtens mit einem ſpöttiſchen Lächeln über die halb vornehme, halb ſpießbürgerliche Manier, mit welcher man ihm dieſelben gebracht hatte. In dieſer höhern Anſicht, die er von ſeinen gegenwärtigen Umgebungen und Verhältniſſen nahm, fanden er und ſein Geſellſchaftscavalier, der Baron von Schwelten, eine Art von Beruhigung über ihre einſtweilige Entfernung aus einer gewohnten höheren Sphäre. Ein großer Theil der X—enſer gab aber dem Prinzen in Auffaſſung höherer Anſichten nichts nach, nahm von ſich ſelbſt eine möglichſt hohe Anſicht, und machte es ſich daher zur ehrenvollen Pflicht, immer vornehmer zu ſeyn und zu thun in Manieren, Worten und Werken, um den Prinzen den verlaßnen, glanzvollen Hof ſeines Vaters gar nicht vermiſſen zu laſſen.

Mit feinem Takt und bereitwilliger Gelehrigkeit faßten viele Alte und Junge beiderlei Geſchlechts als eine unerläßliche höfiſche Lebensregel den Grundſatz auf, daß man den Meinungen, den Launen und den Leidenſchaften eines Prinzen nicht genug entgegen kommen könne. Daher war in ſtetem Wechſel eine Mode, eine Ziererei, eine Verſchwendung, kurz, eine Manier nach der andern, ſich zu vergnügen oder zu langweilen, an der Tagesordnung, je nachdem der Prinz auf dieſe oder jene Weiſe den Ton angab. Selbſt wie er bald ſo, bald anders mit ſeinem Taſchentuche ſpielte oder ſeinen Hut auf den Kopf ſetzte, auch das machten die hoffnungsvollen jungen Leute der X*iſchen eleganten Welt aufs treuſichſte nach; und zwar nicht etwa, weil ſie eine Kolonie von entlaufenen Jahrmarktsaffen waren, ſondern weil viele arme Schelme nur durch einen Kopfſchmuck den Beweis, daß ſie wirklich einen Kopf hätten, zu führen wußten.

Indeſſen, ſo ſehr ſich auch alles, wie in irgend einem Sonnenſyſtem, um den Prinzen drehte: ſo war er doch, genau betrachtet, keine Centralſonne ſelbſt, ſondern nur ein widerſtrahlender, von tauſend Monden und Mondchen umtanzter Planet, der ſich ſelbſt bald um dieſe bald um jene Sonne drehte, von der er ſein Licht und ſeine Wärme erhielt. Die eigentliche Sonne (die auch in der Regel nicht lange incognito blieb) war immer, bald auf längere, bald auf kürzere Zeit, eine mehr oder weniger ſpröde Schöne, deren Launen und Neigungen der Prinz meiſterhaft adoptirte, bis er ſein Ziel erreicht oder aufgegeben hatte. Indem nun die halbe Stadt wieder die adoptirten Launen und Neigungen des Prinzen adoptirte, half ſie ſelbſt mittelbar die leichteren und ſchwereren Sünden ihrer Töchter, über die ſie hernach ſtrenges Gericht hielt, herbeiführen; und ſchwerlich endete daher eine der gefeierten Schönen ihre Sonnenlaufbahn, ohne daß nicht wenigſtens ihr Köpfchen verdreht oder ihr Ruf befleckt war.

Auch die ſchöne, unſchuldige Aurore Fallenbach ward endlich gewaltſam dieſem Schickſale entgegen gezogen. In ländlicher Einſamkeit hatte ſie über zwei Jahre lang eine kränkliche Tante bis zur Todesſtunde treulich gepflegt. Als eine blühende Schönheit und mit unverdorbener Reinheit des Herzens kam ſie nach X* zurück, und wurde plötzlich in einen endloſen Wirbel rauſchender Zerſtreuungen geriſſen, der gegen ihre vorige Lebensweiſe auf das ſchreiendſte abſtach. Sie konnte ſich durchaus nicht retten, denn der Prinz fand ſie reizender, als alle ſeine bisher gefeierten Schönen, ließ ſie durch ſeine dienſtfertigen Helfer und Helferinnen von allen Seiten umgarnen, und ihre Mutter, welcher der Prinz mit allem ſeinem Thun und Treiben ſonſt ein großes Aergerniß geweſen war, fand denſelben höchſt achtungs- und liebenswerth, ſeit er ihr einmal bei einem Spaziergange auf zwei Minuten den Arm gegeben, und ihren Liebling Adonis, den fetteſten Mops in ganz Deutſchland, mit einem gar

prächtigen Halsbande beſchenkt hatte. Ueberhaupt fand ſie die Gefahr, um welcher willen ſie ſonſt dieſes und jenes junges Mädchen ſo zürnend bemitleidet hatte, ſeit der Prinz auch Auroren derſelben ausſetzte, faſt gar nicht gefährlich mehr.

„Nein," rief ſie ihrem alten, braven Manne zu, als er ihr einmal die Bedenklichkeiten eines ſeiner Freunde mittheilte — „nein, einen gnädigern und artigern und ehrbarern Herrn gibt es in der ganzen Welt nicht. Ein wirklich tugendhaftes Mädchen weiß er wohl von anderer leichter Waare zu unterſcheiden. Noch kein unrechtes Wörtchen hat er unſerm Kinde geſagt. — Ein etwas zerſtreutes Leben führt das Mädchen jetzt freilich; allein darüber vergißt ſie den Adjunct draußen in Willmersdorf; und das iſt gut, denn der Menſch meint es nicht ehrlich; er iſt und bleibt ſtumm, wie ein Fiſch, obgleich ſein alter Emeritus todt iſt, und ihm die ſchöne Pfarre nun nicht entgehen kann. So ein Menſch muß ſehen, daß unſer Rorchen von ganz andern Herren

veneeirt werden kann; nämlich in allen Ehren, wie sich das von selbst versteht."

Der alte Hofrath, der seit fünf und zwanzig Jahren in allen häuslichen Angelegenheiten immer der Meinung seiner Frau gewesen war, blieb sich auch bei dieser Gelegenheit gleich, und erschöpfte sich zur Zugabe ebenfalls in Lobeserhebungen des Prinzen; denn wie seine Frau ihren Mops liebte, so liebte er seine Wappensammlung, und der Prinz hatte ihm nicht nur schon Abdrücke von den Siegeln einiger türkischen Pascha's geschenkt, sondern ihm auch die Wappen mehrerer asiatischen Chan's und afrikanischen, erst nächstens zu entdeckenden Negerfürsten zu verschaffen versprochen, wodurch dem guten Heraldiker ein Himmel voll ganz neuer Weisheit und Freude aufgeschlossen war.

Man sieht, der Prinz ging ganz systematisch zu Werke, indem er sich zuerst der Aeltern, wie ein kluger Belagerer der verschanzten Anhöhen, welche die Festung dominiren, zu versichern suchte, ehe er sie selbst zu überlisten oder zu erstürmen be-

gann. Indeſſen ſo leicht es ihm gewor-den war, die ſchwachen Seiten der Aeltern zu entdecken und zu ſeinem Vortheile zu benutzen, ſo ſchwer wurde ihm dieß bei Auroren. Sie war ohne Eitelkeit, ohne Anſprüche, ohne Vergnügungsſucht. Die rauſchenden Feſte, denen ſie, auf Veranlaſſung des Prinzen, jetzt beiwohnen mußte, machten ihr ungleich weniger Freude, als Pein, denn ſie hegte in ihrem Herzen eine ſtille Liebe zu dem beſcheidnen, frommen Adjunct in Willmersdorf, der ſeine Gegenliebe wohl dann und wann ſchon unwillkürlich gegen ſie verrathen, allein noch nie zu erklären gewagt hatte. Die nächſte Wirkung hievon auf ihr Gemüth war eine ſanfte, ſchwärmeriſche Sehnſucht nach ländlicher Einſamkeit und ſtillem Naturgenuß, welche ſie zwar größtentheils tief in ihrer Bruſt verſchloß, aber in manchen Augenblicken doch nicht hinlänglich verbergen konnte.

So hatte ſie ſich an einem ſchönen Frühlingsabend aus einer rauſchenden Geſellſchaft in einem Gartenſaale ſtill ent-

ferne, um von einem einsamen Hügel aus die Sonne untergehen zu sehen. Eine vermeintliche Freundin ihrer Mutter, Frau von Hastler, war ihr nachgeschlichen, und entlockte ihr, durch Affektation eines gleichgestimmten Sinnes, eine warme Mittheilung schöner Empfindungen. Frau von Hastler spielte aber aus eigennützigen Absichten auf eine feine, versteckte Weise die Rolle einer Kupplerin bei dem Prinzen, und verrieth diesem daher sogleich, zu weiterer Benutzung, das eben gehabte vertrauliche Gespräch.

Nun begann für die gesellschaftlichen Vergnügungen in X* eine ganz neue, denkwürdige Epoche. Nichts als ländliche Feste waren auf einmal an der Tagesordnung, denn, um Aureren zu schmeicheln, gab und besuchte der Prinz keine andere; die sämmtlichen Honoratioren gaben, besuchten und rühmten daher auch sehr bald keine anderen mehr. Man besah die nahgelegenen schönen Gegenden durch Lorgnetten und Brillen; man machte Wasserfahrten mit Spornen an den Füßen und

Korkziehern in den Händen; man bevölkerte die Nachtigallgebüsche mit Trompeten- und Pauken-Virtuosen; man besetzte die aussichtreichsten Hügel mit Whist- und Lombretischen; man belegte buntblühende Wiesenteppiche mit gehobelten Bretern und tanzte darauf; man aß und trank unter freiem Himmel, daß Magen und Kopf gar oft zu voll und zu schwer wurden; kurz, man that sein Möglichstes, und ließ es sich mitunter recht sauer werden, seine ganze vornehme Lebensweise aus seinen neumodischen Prunkzimmern in die altmodische Natur hinaus zu verpflanzen, um ihr eine ganz besondere Ehre anzuthun, und sich auf eine ungewöhnlichere Manier die Langeweile zu vertreiben oder zu holen.

Die guten Dorfbewohner rissen Augen, Ohren und Mäuler oft wer weiß wie weit auf, um die Pracht dieser Feste zu bewundern; und da die alte Heidenwelt längst ausgestorben ist: so seufzte keine Dryade über den Lärm, der sie störte; keine Najade sang ein Spottlied über die

alberne Huldigung ihrer Gäste, und keine Oreade zürnte über die Entweihung einer heiligen Stelle. Aber Aurore seufzte, spottete und zürnte abwechselnd in ihrer Aller Namen, und schüttelte nur lächelnd mit dem Kopfe, wenn man ihr ein Urtheil abfragen wollte.

Der Prinz, der mit Verdruß heraus sah, daß er Aurorens Herzen noch nicht näher gekommen sey, und deshalb meinte, daß er der lieben Natur noch nicht prachtvoll genug geopfert habe, borgte zu hohen Zinsen von einem Juden ein ansehnliches Kapital, und ließ eilig einige Operntänzer, einen Theater-Schneider und Dito-Dichter nebst einem Feuerwerker verschreiben, um seine ländlichen Feste immer imposanter einrichten zu können. Allein Frau von Hastler machte ihm begreiflich, daß er auf diesem Wege sich von seinem Ziele immer weiter entferne und einen ganz entgegen gesetzten Weg einschlagen müsse. Der Prinz studirte daher, nach einem ganz veränderten Plane, eine neue Rolle ein. Er warf seine besternte Uni-

form

arm auf die Seite, hat nur wenige Gä-
te zu seinen Festen, behalf sich mit noch
wenigern Bedienten dabei, schalt auf
Epicuräische und Musikanten, und steuerte
, in wohlanständiger Civilkleidung, hin
uf einen empfindsamen Schäferroman.
Nun wurden weite Spaziergänge gemacht,
n die Sonne unter- oder den Mond auf-
hen zu sehen; man horchte auf Nach-
gallen-, Lämmer- und Frosch-Conzert;
an pflückte Wiesenblumen zu Erinne-
ngskränzen, aß aus irdenen und höl-
nen Gefäßen süße und saure Milch,
eine Idylle von Geßner dazu, und
dirte sie mit allem Eifer, um so bald
möglich einmal eine aus dem Stegreif
führen zu können.

Jetzt war Aurore ohne Zweifel bei ih-
schwachen Seite gefaßt. Sie fing an
glauben, der Prinz habe wirklich noch
n unverdorbenen Sinn für einfache
uden und für die Schönheiten der Na-
und mit einer Art von Aberglauben
sie ihn deshalb für gefühlvoll, für
erdorben an Geist und Herz, und für

unfähig, ein unbefangenes, unschuldiges Mädchen betrügen zu wollen.

Dem Prinzen entging die erwünschte Wirkung seiner Bemühungen keinen Augenblick, und er jauchzte schon im Stillen über seinen baldigen, vollständigen Sieg. Der Baron triumphirte über die neue Bestätigung seiner alten Lehre, daß, bei einem klugen und standhaften Belagerer, jede Festung endlich durch List, Noth, oder Sturm fallen müsse; und er bot schon zehn Flaschen gegen eine zur Wette aus, daß die ländlichen Freuden keine vier Wochen lang mehr Mode seyn würden, weil er überzeugt war, daß nach erreichtem Ziele der Prinz die empfindsame Schäferrolle sogleich wieder gegen eine vornehmere vertauschen werde. Alle erfahrnen Leute aus der X*ischen eleganten Welt, waren der Meinung des Barons, und Keiner nahm daher die ausgebotene Wette an.

Aurore hatte nicht die mindeste Ahnung von der Ehre, welche man ihr hiedurch anthat, und mit voller Unbefangen-

heit führte sie daher selbst die Gelegenheit zu einem entscheidenden Schritte nach dem Wunsche des Prinzen herbei. Er log ihr nehmlich eines Abends auf eine vorzüglich täuschende Weise allerlei schöne Empfindungen beim Anblick des aufgehenden Vollmonds vor. Die niemals Lügende hielt seine Worte für wahr, und ließ sich zum ersten Male mit ihm in ein vertrauliches Gespräch ein, worin sie endlich mit sanfter Begeisterung von dem noch erhebenderen Schauspiel eines schönen Sonnenaufgangs sprach. Durch seine Fragen verführt, setzte sie noch hinzu, daß es am nächsten Sonnabend gerade ein Jahr sei, als sie zum letzten Male bei Willmersdorf die Sonne unvergeßlich schön habe aufgehen sehen, daß sie aber seit ihrer Rückkehr in die Stadt an eine Wiederholung dieses Genusses nicht denken könne. — Rasch erwiederte hierauf der Prinz, sie solle das Jahresfest jenes schönen Morgens auf der nämlichen Stelle, und hoffentlich eben so schön, im Angesicht der aufgehenden Sonne feiern.

„Niemals! niemals wieder!“ seufzte Aurore, von einer schmerzlichen Empfindung überrascht, und senkte ihre Blicke nieder, um eine hervorquellende Thräne zu verbergen. Der Prinz hatte bei seiner Versicherung ihre Hand ergriffen. Ohne es zu wissen, ließ sie ihm dieselbe, bis er sie mit Küssen bedeckte. Jetzt schrak sie auf. Der Prinz sah ihre Bewegung und ihr feuchtes Auge, und jauchzte in seinem Innern: „Sie ist mein!“ — Gern hätte er diesen Augenblick noch mehr zu seinem Vortheile zu nützen gesucht; allein er wurde durch näher kommende Lauscher gestört, und konnte deshalb Auroren nur noch zuflüstern: „Ich halte Wort. Sie sehen am nächsten Sonnabend bei Willmersdorf die Sonne aufgehen.“

Der Prinz war überzeugt, einen tiefen Blick in Aurorens Herz gethan zu haben; und je schwieriger das Kunststück war, eine Sonnenaufgangsfeier an einem frühen Sommermorgen zu Stande zu bringen, desto mehr reizte es ihn. Er rechnete dabei auf Aurorens um so wär,

mere Dankbarkeit und Freude; und dieſe erhöheten Empfindungen, mit denen zugleich er durch eine endliche beſtimmte Erklärung ihr Herz beſtürmen wollte, ſollten den glimmenden Funken ihrer Zuneigung zu ihm zur leidenſchaftlichen Flamme anfachen und ſo ſeinen Sieg entſcheidend machen.

Am liebſten hätte er zu dem Ende freilich die ſchöne Feier mit Auroren ganz allein angeſtellt; allein bei näherer Unterſuchung der Art des Feſtes und der damit verknüpften Schwierigkeiten, ſah er ſich gezwungen, immer mehr Theilnehmer an demſelben aufzutreiben. Aurore konnte nicht ohne ihre Aeltern dabei ſeyn; dieſe aber wünſchten eine ſo ſeltene Partie nicht ohne einige Collegen und Gevatterinnen mit zu machen, welche wieder nur in Geſellſchaft einiger Verwandten, die ebenfalls noch eine Ehrenbedeckung haben mußten, ſich zu ſo etwas Außerordentlichem entſchließen konnten. Was jedem Einzelnen zu ſchwierig oder abenteuerlich erſchien, konnte nur durch die Verei-

einigung Vieler zur Ausführung kommen. So geschah es, daß der Prinz, dießmal ganz gegen seinen Wunsch, fast die sämtlichen Honoratioren von X* einladen mußte, und das Kunststück, bei einer solchen Menge von lauschenden Augen Auroren unter vier Augen zu sprechen, immer schwieriger wurde. Doch zu welchem noch so schweren Kunststück fände ein verliebter Prinz nicht Rath und Hülfe?

Mit leidenschaftlicher Raschheit wurden Einleitungen und Anordnungen allerlei Art gemacht. Gern oder ungern gab doch jeder der Eingeladenen aufs höflichste seine Zusage. Selbst die ehrenfestesten Leute, die dadurch aus einer vierzig- bis funfzigjährigen Ordnung kamen, brummten oder fluchten doch nur im engsten Vertrauen gegen ihre Gatten oder Kinder über das unerhörte, abentheuerliche Fest. Nicht Wenige freuten sich aber recht sehr darauf; als zum Beispiel einige empfindsame Seelen, die einmal ganz außerordentlich viel zu empfinden, beschlossen hatten; ferner einige Thoren, die bei dieser

Gelegenheit mit vorzüglichem Erfolg den Prinzen für ihre bisher übersehenen Figuren zu gewinnen hoffte; und endlich der und jener spitzfindige Schelm, welcher bei einer so verfänglichen Gelegenheit auf eine recht ergibige Ausbeute von Lächerlichkeiten rechnete.

Aurore gehörte zu keiner von diesen Parteien, denn sie dachte bald mit Freude bald mit Wehmuth an das bevorstehende Fest. Jede lebhafte Erinnerung an die vorjährige Sonnenaufgangsfeier bewegte schon lange aufs schmerzlichste ihr Herz. Sie hatte damals das herrlichste Naturschauspiel an der Seite des Adjuncts genossen; ihre Freude wurde damals durch die Hoffnung erhöht; die Freude hatte den schüchternen Geliebten beredter und freier als jemals gemacht; sie glaubte Gegenliebe in seinem verklärten Auge zu lesen und in jeder seiner begeisterten Lobpreisungen der Schönheit der Natur zu hören; sie hoffte seit jenem unvergeßlichen Morgen mit Zuversicht auf eine beglückende Erklärung von ihm; aber

nicht lange, ſo ſtarb ihre Tante, ſie kehrte in die Stadt zurück, und der Adjunct blieb ſtumm und ließ ſich in X* nicht ſehn. — Konnte Aurore alſo wohl mit unbefangenem Herzen der Jahresfeier jenes Morgens, der ſie ſo hoch entzückt, aber auch ſo bitter getäuſcht hatte, entgegen ſehen? Sie würde die ganze Einladung gar nicht einmal angenommen haben, wenn nicht ein anderer Berg, als der, auf welchem ſie im vorigen Jahre ſo glücklich geweſen war, von dem Prinzen zur Vereinigung ſeiner Gäſte wäre auserſehen geweſen. —

Der heilige Abend vor dem großen Feſtmorgen war da. Viele der Honoratioren in X* gingen ſchon mit den Hühnern zu Bette, um mit dem früheſten Hühnergeſchrei wieder aufſtehen zu können; viele entkleideten ſich gar nicht, um die Zeit, welche ſonſt ihre Toilette wegnahm, zu gewinnen; ein Paar alles bedenkende Damen trieben ſogar die Vorſicht ſo weit, ſich am Abend ſchon im Voraus, und zwar in doppelter Portion, zu ſchmin-

ken; und ein häßlicher Magiſter, der nach dem Titel eines ſchönen Geiſtes rang, ſann ſchon auf witzige Einfälle und ſchmeichelhafte Complimente, die er am folgenden Morgen Auroren auf Koſten ihrer Namensſchweſter am öſtlichen Himmel als Impromtü's an den Hals werfen wollte; Alle aber nahmen die außerordentlichſten Maaßregeln, um zur rechten Zeit auf dem Platze zu ſeyn, indem ſie die Uhrwecker auf eine ganz ungewöhnliche Stunde ſtellen ließen, oder den Nachtwächtern zum früheſten Lärmblaſen die Hausſchlüſſel anvertrauten, oder auch ihren Domeſtiken die ganze Nacht zu durchwachen befahlen, denn allgemein hatte man ſich verſchworen, noch früher als der früheſte Sonnenſtrahl auf dem höchſten Berge bei Willmersdorf zu ſeyn; man hatte gewettet, wer dem Andern zuvorkommen werde, und auf das zu ſpät Erſcheinen oder gar Verſchlafen des Sonnenaufgangs waren allerlei ſcherzhafte Strafen geſetzt.

Nirgends konnte man wegen des pünktlichen Aufſtehens ſeiner Sache ſo ge-

wiß seyn, als im Fallenbachschen Hause, denn Aurore war, von ihrem Aufenthalt auf dem Lande her, daran gewöhnt, und erwachte pünktlich zu jeder Stunde, da sie aufstehen wollte. Demohngeachtet schlief fast Niemand unruhiger, als der Hofrath und die Hofräthin Fallenbach; und zwar die Hofräthin, weil sie ein Traum und der Adonis, und der Hofrath, weil ihn die Hofräthin nicht ruhen ließ. Diese träumte nämlich gleich nach dem ersten Einschlafen von nichts geringerem, als von dem durchlauchtigen Prinzen, und zwar, daß er in einem schönen Staatswagen angefahren käme, um Auroren zum Traualtare zu führen. Sie wollte vor Seligkeit über die unerwartete Ehre einen übermäßig höflichen Knix machen, glitsch-te aber auf eine höchst unglückliche Weise aus, indem sie den Adonis so derb auf den Schwanz trat, daß sie augenblicklich von seinem Geschrei erwachte. Gern hät-te sie wachend nun den schmeichelhaftesten aller Träume, der ihr nicht von ungefähr gekommen zu seyn schien, mit freudiger

Gemüthsſtimmung fortgeträumt, indem ſie es ſich einmal wieder recht lebhaft ins Gedächtniß rief, daß ſie ein gebornes Fräulein ſey, und ſich mehrerer Beiſpiele von verliebten Prinzen erinnerte, die tief unter ihrem Stande eine Gemahlin wählten; daher die Möglichkeit, daß dieſer unverkennbar verliebte Prinz von S* ihre ſchöne und doch wenigſtens halbadeliche Tochter zu einer beneidenswerthen Prinzeſſin erheben könne, ſie immer wahrſcheinlicher und entzückender anglänzte.

Allein der Adonis, der wahrſcheinlich eben auch träumte, daß ihn Jemand auf den Schwanz träte, und der daher plötzlich vom tiefſten Schnarchen ins feinſte Winſeln hinauf fiſtulirte, ließ ſie nun weder mit Freudigkeit an ihren gehabten Traum denken, noch wieder einſchlafen, ſondern erfüllte ſie mit nichts, als ängſtlichen Beſorgniſſen allerlei Art. Um ſeinetwillen war ihr überhaupt, wie die halbe Stadt wußte, der Entſchluß zur Theilnahme an der überfrühen Partie nicht wenig ſauer geworden, denn ihn zu einer ſo

ungewöhnlichen Zeit zu verlaſſen, wodurch ſein ſchönſter Schlaf geſtört und ſeine Laune auf den ganzen Tag verdorben werden konnte, ſchien ihr ein gar bedenkliches Beginnen zu ſeyn; ihn aber mitzunehmen, konnte ſie gar nicht wagen, denn wenn er auch nicht weniger Geſchmack an der Sonnenaufgangsfeier gefunden hätte, als mancher der anderen Gäſte: ſo hielt ſie das doch für viel zu gefährlich für ihn, theils, weil er wegen ſeiner Corpulenz eine ſolche Motion durchaus nicht vertragen konnte, theils, weil ihr erſt kürzlich hinterbracht worden war, daß ein gottloſer Apotheker einen Preis von einem ganzen Gulden auf das Fett deſſelben geſetzt habe.

Der gute Hofrath, welcher nie mit einem Liebhaber ſeiner Frau, wohl aber alle Tage mit dem Mopſe, bald auf dem Sopha, bald in dem Herzen ſeiner Frau, in eine unglückliche Colliſion gerieth, hatte nun auch in dieſer Nacht das Leidweſen, daß ſeine Frau nicht ruhte, bis ſie ihn auch um ſeine Ruhe durch Seufzer und lautes Klagen gebracht hatte, damit er ihr

rathen ſollte, ob ſie wohl noch mitfahren könne oder nicht. Sein lange unterdrückter Groll kam daher endlich einmal zu einem unerhörten Ausbruch, denn er ſagte im höchſten Zorne: „Nein! eine Frau, die einen ſo fetten Mops hat, der ihr lieber iſt, als ihr Mann, darf ſich mit keiner Sonnenaufgangsfeier befaſſen. Aber zehn Gulden geb' ich dem Apotheker noch obenein, wenn er der Beſtie das Fett nur erſt ausbratet." — Dadurch war die Schwätzerin freilich zum Schweigen niedergedonnert; aber um ſeinen ſchönen Schlaf war es geſchehen. —

Eben ſo wenig ſchliefen bis Mitternacht der Prinz, der Baron und der Doctor Albert, der Vertraute von Beiden; allein ſie vertrieben ſich die Zeit auf eine höchſt fröhliche Weiſe, denn ſie tranken eine Menge des herrlichſten Weins, und theilten einander, mit ganz beſonderer Offenherzigkeit, allerlei intereſſante Bruchſtücke aus der verliebten Chronik ihres Lebens mit. Aufs tapferſte wurde dabei Auroren zu Ehren Glas an Glas geſto-

ßen, und dem kommenden Tage, der über ſie entſcheiden ſollte, entgegen gejauchzt.

Des Prinzen Abſicht war, bis zur Morgendämmerung in dieſer Geſellſchaft zu trinken, um wegen des pünktlichſten frühen Aufbrechens nach Willmersdorf ſeiner Sache deſto gewiſſer zu ſeyn; allein der Baron und der Doctor beſtanden auf ein paar Stunden ruhigen Schlaf, und betheuerten, daß ſie im Nothfall, ſelbſt ohne von einem Bedienten geweckt zu werden, ſich durch eigne, mächtige Willenskraft zur rechten Zeit ermuntern würden, um pünktlich an Ort und Stelle zu ſeyn. Der Prinz, um ſie zu überliſten und hinterher auslachen zu können, und weil ihm eben noch ein neuer, verſchmitzter Plan zu einem noch ſichreren und entſcheidenderen Sturme gegen Auroren durch den Kopf fuhr, gab plötzlich den Wünſchen ſeiner beiden Geſellſchafter nach, und entfernte ſich unter dem Vorwande, ſich zum Schlafen niederzulegen. Allein ſtatt deſſen ſchrieb er aufs eiligſte einen Brief an Frau von Haſtler, der ihr noch vor der

Abfahrt nach Willmeresdorf übergeben werden ſollte, gab ſeinem pfiffigſten Bedienten, Jeannot, noch einen beſondern Auftrag, und nachdem er aufs ſtrengſte verboten hatte, den Baron und den Doctor zu wecken, ritt er unbemerkt, in Begleitung eines Reitknechts, durch eine Hinterthür ſeiner Wohnung hinweg.

Der Baron und der Doctor ſchliefen, wie Leute, die es ſich haben ſauer werden laſſen, und als ob ſie wer weiß wie viel Zeit dazu hätten. Aber die Morgendämmerung zögerte nicht länger, den öſtlichen Horizont zu überſchimmern, und hier und da begannen die Uhrwecker und die Nachtwächter ſchon den bezeichneten Lärm. Der größte Theil der Honoratioren von X* fing an ſich zu dehnen und zu gähnen, als wenn ſie von guter Lebensart gar nichts mehr wüßten; nur an dem Ton, mit welchem Der und Jener ſeinen flehentlichſt weckenden Bedienten ausſchalt oder verfluchte, merkte man noch, daß es Leute vom Stande und von gewiſſen vornehmen Manieren unter ihnen gab. —

Im Fallenbachſchen Hauſe hatte man ſich in ſchweigender Verſtimmung eben in die Kleider geworfen, als, ſtatt des erwarteten Miethwagens, die Equipage des Prinzen vorfuhr. „Ach, mein Traum!“ ſtammelte die Hofräthin, und breitete zitternd ihre Arme gegen Auroren aus. Im Fluge theilte ſie ihren bedeutungsvollen Traum und ihre Gedanken darüber mit. Doch eh' Aurore noch wußte, ob ſie darüber lachen oder ſich ärgern ſollte, trat Frau von Haſiler, mit welcher die Fahrt verabredet war, ins Zimmer, und erzählte, daß ſie keinen Lohnkutſcher habe auftreiben können, und daß daher der gütige Prinz, der dieſes zufällig erfahren, ſie durch ſeine Equipage aus einer großen Verlegenheit gezogen habe. Nun ſchlich die Hofräthin noch einmal in den kleinen Garten, und lauſchte an dem Fenſter des Schlafzimmers. War es nur eine angenehme Täuſchung, oder verhielt es ſich wirklich ſo: genug ſie glaubte, den fetten Adonis recht ruhig ſchnarchen zu hören, und mit ziemlicher Beruhigung ſetzte ſie

ſich

ſich in den ſchönen Wagen, der nun, wie vom Sturme entführt, zur Stadt hinausflog.

Man war etwa noch eine Viertelſtunde weit von dem Berge, der das allgemeine Ziel war, entfernt, als ein unbekannter Reiter an den Wagen geſprengt kam und hineinrief, er ſey beauftragt, der Frau Hofräthin Fallenbach zu melden, daß ſich in ihr Schlafzimmer, wahrſcheinlich durch ein offenes Fenſter, ein großer ſchwarzer Kater geſchlichen habe, der auf den Tiſchen zwiſchen den Wappen herum ſpatzire, und daß der Adonis darüber ganz außer ſich ſey. Sympathetiſch geriethen hierüber der Hofrath und die Hofräthin ebenfalls ganz außer ſich vor Schreck, und beſchloſſen, ohne weitere Ueberlegung, ſogleich zurück zu eilen, denn es galt hier nicht allein den Mops, ſondern auch die ganze Ordnung der Wappenſammlung, die in dem angrenzenden, offenen Zimmer, auf Tiſchen und Stühlen ausgebreitet lag, und bei einem Kampf zwiſchen den beiden feindlichen Thieren in der größten Gefahr

war. Frau von Haſtler und Aurore waren gleich bereit, den kurzen Weg, der noch vor ihnen lag, zu Fuß zu machen; und das unglückliche Ehepaar fuhr auf einmal wieder ſeinem häuslichen Jammerparadieſe zu.

Der Hofrath zitterte innerlich vor Aerger und Angſt, ohne lange ein Wort zu ſagen. Endlich ſeufzte ſeine Frau: „Wenn uns nur Niemand begegnet und uns erkennt!“ — Da machte ſein Grimm ſich durch die Worte Luft, welche er mit abgewandtem Geſicht ausſtieß: „Ei, mag dich ſehen, wer Luſt dazu hat! Aber haben die Beſtien mir ein Wappen ruinirt: ſo brate ich ſie beide mit eigner Hand. — Ueberhaupt geht das ſo länger nicht. Einen Mann oder einen Mops kann eine Frau haben; aber einen Mann und einen Mops — das geht durchaus nicht. Einer von uns Beiden muß fort!“

Die Hofräthin zerfloß in Thränen. Mit der geſpannteſten Neugier ſtürzten Beide nach einer halben Stunde in ihr Schlafzimmer. Adonis lag ruhig und

ſchnarchte; kein ſchwarzer Kater war da; kein Wappen war von der Stelle geſchoben; kein Menſch im Hauſe wollte von dem Boten etwas wiſſen. Man ſah, daß eine Schelmerei dahinter ſtak. „Siehſt du," ſagte der Hofrath — „wie du mit deinem Kater zum Stadtgeſpötte wirſt!" — Und die Hofräthin erwiederte: „Und du mit deinen Wappen nicht minder." — Nun hatten Beide die Luſt zur Sonnenaufgangsfeier verloren, und ließen den Wagen leer zurückfahren. —

Unterdeſſen hatten die beiden Fußgängerinnen kaum ein paar hundert Schritte zurückgelegt, als Frau von Haſtler über Uebelbefinden klagte und zugleich die Bedenklichkeit hinwarf, ob es nicht eine Art von Unſchicklichkeit ſeyn würde, wenn ſie Beide ohne andere Begleitung zu der Geſellſchaft kämen, wo ſie doch, ohne zu manchem Geſpötte Anlaß zu geben, die Urſach ihrer Verlaſſenheit unmöglich erzählen könnten. Sie that daher den Vorſchlag, in das nahe, etwas ſeitwärts gelegene Wirthshaus zum wilden Jäger zu

gehen, um ſich dort ein wenig zu erholen, und ruhig zu überlegen, was weiter zu thun ſey.

Aurore willigte arglos ein; doch kaum war ihnen das Wirthshaus geöffnet und ein Zimmer angewieſen: ſo fiel ihr eine ſonderbare Unruhe der Frau von Haſtler auf, die auf einmal von keinem Uebelbefinden mehr ſprach, ſondern nur alle Augenblicke das Zimmer verließ, um mit dem Wirth oder der Wirthin zu ſprechen. Ohne horchen zu wollen, hörte ſie mit Verwunderung endlich, daß draußen von dem Prinzen die Rede war, und daß Frau von Haſtler ſagte: „Ich begreife nicht, wo er bleibt, denn er hat ſchon in der Nacht hieher reiten wollen.“

Aurore zögerte nicht lange, ſich hierüber von Frau von Haſtler eine Erklärung auszubitten. Dieſe wollte läugnen, daß ſie von dem Prinzen geſprochen habe. Endlich in die Enge getrieben, wußte ſie ſich nicht anders zu helfen, als daß ſie erwiederte: „Nun, und wenn er hieher käme: wollten ſie dem liebenswürdigſten

jungen Manne die Freude nicht gönnen, hier neben ihnen in ungeſtörterer Stille die Sonne viel glücklicher zu begrüßen, als dort in der großen, geräuſchvollen Geſellſchaft?“

Aurore fühlte ſehr tief die Unſchicklichkeit, die hierin lag, ohne den Muth zu haben, ihre Empfindung darüber laut werden zu laſſen. Frau von Haſtler hielt das Schweigen und Erröthen für eine verſchämte Einwilligung, und war, vor Freude hierüber, unvorſichtig genug, ſich auf eine Art zu äußern, welche es Auroren ziemlich klar werden ließ, daß ſie planmäßig hieher geführt worden ſey, daß Frau von Haſtler die Rolle eines verächtlichen Werkzeugs des Prinzen ſpiele, und daß dieſer bei ſo unedeln Maaßregeln unmöglich einen edeln Zweck haben könne.

In ihrem Innern aufs tiefſte empört, erklärte ſie der Frau von Haſtler, nach einer kurzen Ueberlegung, daß ſie es für unanſtändig halte, länger in dem Wirthshauſe zu bleiben; und alle Ueberredungskünſte der verſchmitzten Kupplerin ſcheiter-

ten an Aurorens feſtem Entſchluß. Auf die Frage, wo ſie denn hin wolle, erwiederte ſie: „Nach Hauſe, zu meinen Aeltern.“ Zugleich verbat ſie ſich in einem ſo beſtimmten Tone die Begleitung der Frau von Haſtler, daß dieſer nichts übrig blieb, als, voll Verzweiflung über das Außenbleiben des Prinzen und über ihre eigne Unvorſichtigkeit, das Vögelchen, ohne weitere Störung, aus der Schlinge ſchlüpfen zu laſſen.

Schon verkündete das anglimmende Morgenroth die Annäherung der Sonne; allein Aurore dachte nicht mehr an das eigentliche Ziel ihrer frühen Spatzirfahrt. Sie wollte geraden Weges nach der Stadt zurück eilen; doch auf dem Wege von dort her ſah ſie eben in einiger Entfernung mehrere Reiter und Wagen kommen. Sie fürchtete, dem Prinzen zu begegnen; dieſem und überhaupt Jedem von der Geſellſchaft zu entfliehen, eilte ſie erſchrocken in den großen Garten hinter dem Wirthshauſe; und, ohne es zu ahnen, ging ſie ihrem Schickſal entgegen. —

Unterdeſſen fanden ſich immer mehr von den eingeladenen Gäſten auf der Spitze des Berges ein, wo ein geräumiges Zelt, das der Prinz hatte aufſchlagen laſſen, ſie gaſtfreundſchaftlich empfing. Nur der Prinz, die Fallenbachſche Familie, der Baron, der Doctor und ein paar andre Langeſchläfer fehlten endlich noch. Schon ſtand der öſtliche Horizont in purpurfarbener Glut; doch die Honoratioren von X* bemerkten wenig davon, weil ſie ihr faſt ununterbrochen den Rükken zukehrten, um gegen Weſten Sr. Durchlaucht entgegen zu ſehen. Der prachtvolle Hauptmoment rückte näher und näher, und man jammerte laut über das Außenbleiben des Prinzen. Der Rand der golden glänzenden Sonnenſcheibe hob ſich jetzt über den Horizont, und man gerieth in Verzweiflung, anſtatt ſich zu freuen; und unwillkührlich riß ein alter, eifriger Major den Hut vom Kopfe, und winkte haſtig damit nach der Sonne hin, wie er vor Zeiten manchmal als Page im Schauſpielhauſe gewinkt hat-

te, wenn der Vorhang ſich früher erheben wollte, als der Fürſt in ſeine Loge getreten war. Aber mit ſteigendem Aerger ſah er, daß die aufſteigende Sonne keine Theaterprinzeſſin war, die ſich zurück winken ließ, und daß es ihr einerlei war, ob ein Prinz mit ihr liebäugelte, oder nicht. „Kann das verwetterte Ding denn nicht ein halbes Stündchen noch unten bleiben!“ rief er nun im höchſten Ingrimm aus. Da ergriff ein eitler, blutjunger Profeſſor die ſchöne Gelegenheit, ſeine Gelehrſamkeit zu zeigen, und demonſtrirte erſtens, daß das unmöglich ſey, und zweitens, was für fürchterliche Wirkungen augenblicklich daraus entſtehen müßten, wenn es jemals geſchähe. Zugleich begann er, als vollkommen zeitgerecht, den jungen Damen eine Ueberſicht der vorzüglichſten Meinungen über unſer Sonnenſyſtem vorzutragen, und fuhr damit ununterbrochen fort, bis keine Einzige ihm mehr zuhörte.

Während deſſen hatten Mehrere mit verſtändiger Ueberlegung ihre Geſichter

der Sonne zugekehrt, um den Genuß, um deſſentwillen ſie ſich eigentlich verſammlet hatten, doch nicht ganz zu verſcherzen; aber Keinem wollte es glücken, mit ſeinen Empfindungen, ſo gut der Wille zum Theil auch war, recht in den Gang zu kommen, weil der vornehme Wirth nicht da war, vor dem man ſie hatte auskramen wollen.

Eine lange Tafel in dem Zelte prangte mit einem ganzen Heere höchſt apetitlicher Schüſſeln und Flaſchen. Mancher hätte da einen vollkommnen Troſt und Erſatz gefunden; doch Niemand wollte zulangen, eh der Prinz erſchien. Je höher die Sonne ſtieg, deſto tiefer ſank Allen die Laune und der Muth. Man preßte einander einige Tiraden über die Schönheiten der Natur ab; man verſuchte zu ſcherzen, zu ſpielen; aber die Tiraden und Scherze gingen unter in ſelbſt bereitetem Gähnen, und die Spiele machten die Langeweile, welche ſie vertreiben ſollten, nur noch fühlbarer. Immer abgeſpannter, hohläugiger und blaſſer ſchlichen die Mei-

ſten umher, und nur die Geſchminkten ſahen mit innrer Zufriedenheit auf ihre geſtrige Bemühung zurück. Man ging hinaus aus dem Zelte und wieder hinein. Jeder Blick auf die Tafel vermehrte den Hunger, und in gleichem Verhältniße mit dem Hunger mehrte ſich der Verdruß über den außengebliebenen Wirth. Hätte man die Gegenwart ſeines Kammerdieners und Koches nicht geſcheut: ſo hätte man ihn und ſeine Einladung ganz laut geſcholten und verwünſcht. In abgeſonderten kleinen Gruppen ziſchelte man ſich ſchon lange zu, daß die ganze Idee zu der Sonnenaufgangsfeier Jedem gleich vom Anfange an ſehr albern vorgekommen ſey. Ein alter, diplomatiſcher Geheimerath verſicherte, ſolche Feſte eigneten ſich wohl zu Schilderungen überſpannter Poeten und Mahler, und der Bauerpöbel hinter dem Pfluge könne auch wohl früh genug aufſtehen, um dergleichen im Freien anzugaffen; aber Leute von Stande damit zu incommodiren, beſonders in den langen Tagen, ſey wenigſtens eine romanhafte

Sottiſe, wo nicht gar eine wahnſinnige Impertinenz zu nennen. Und nun obendrein das unartige Außenbleiben des Prinzen! — — Alle thaten einen heiligen Schwur, ſich in ihrem ganzen Leben nicht wieder auf eine ſo undankbare, ſtrapazierende Luſt einzulaſſen! —

Halb ohnmächtige Damen und Herren hatten es nicht länger aushalten können, nüchtern zu bleiben, und daher wenigſtens um eine Taſſe Chokolate oder Bouillon gebeten; einen Angriff auf die reich beſetzte Tafel wagte indeſſen Niemand, bis Frau von Haſtler unvermuthet in das Zelt trat, und unter der Verſicherung, daß Sr. Durchlaucht ein beſondrer Unfall begegnet ſeyn müſſe, aufs ernſthafteſte zum Eſſen und Trinken nöthigte. Jetzt fing man ganz beſcheiden an zuzulangen; doch als endlich der alte Major eine Flaſche alten Rheinwein mit den Worten ergriff: „Ei, was hilft das Nippen und Koſten! Wer mir zugemuthet hat, die Sonne aufgehen zu ſehen, der muß mich auch ordentlich ſatt machen, es mag ihm

nun ein Unfall begegnet seyn oder nicht!“ da wurde man allgemein muthiger, und krönte das sentimentale Naturfest, das so viel Langeweile gemacht hatte, durch ein recht reelles Eß- und Trinkfest, wobei man immer vergnügter wurde.

Je mehr Schüsseln und Flaschen leer wurden, desto gescheuter und witziger wurde man wieder. Das offenbarte sich unverkennbar in den pikanten Hipothesen und Scherzen, die man einander jetzt über das Außenbleiben des Prinzen ins Ohr flüsterte. Auch über Aurorens Abwesenheit wurden mancherlei Anmerkungen gemacht; doch verstieg man sich noch zu keiner schlimmern, als zu der, daß sie wohl gar, im Einverständniß mit dem Prinzen, die ganze Gesellschaft habe mitten im Junius in den April schicken wollen. —

Da die Tafel endlich bis auf ein paar Schüsseln und Flaschen, welche man Anstands halber und wegen voller Befriedigung unberührt gelassen hatte, ziemlich abgefegt war, trat die ganze Gesellschaft, durch das muntere Nachspiel über die Ver-

zweiflung beim Hauptſchauſpiele getröſtet, ihren Rückweg bei ziemlich hoch geſtiegener Sonne an.

„Ich will wetten," ſeufzte im Hinweggehn der ewig lächelnde, ewig gelehrte und ewig eß- und trinkluſtige Magiſter Aſchenkrug — „ich will wetten, die Schelme von Bedienten fallen nun, wie die Harpyen des blinden Eidams des Boreas, (des Thraciſchen Königs Phineus) über die delicate Rebhüner-Paſtete her, die wir aus blindem Reſpecte unberührt gelaſſen haben. Ich kenne das Volk." — Nach einem viertelſtundenlangen Kampf entwiſchte er der Geſellſchaft unbemerkt, keuchte den Berg wieder hinauf, und fand den Kammerdiener und den Koch in voller Arbeit bei der Paſtete und einer Champagnerflaſche. Unter dem Vorwande, etwas verloren zu haben, knüpfte er ein höfliches Geſpräch an; unter dem Vorwande eines Anfalles von Schwindel ſetzte er ſich nieder, nahm ein Glas Wein zur Stärkung an, bat ſich ein Knöchelchen dazu aus, und eroberte ſo mit der

beſten Manier ein ganzes, höchſt delicates Rebhun.

Nicht undankbar gegen den unmittelbaren Geber eines ſo köſtlichen Genuſſes, erzählte er, ſo leutſelig als wortreich, von der brillanten Carriere, die er ſchon manchen feinen fürſtlichen Cammerdiener habe machen ſehen; und zog nebenbei eine geiſtvolle Parallele zwiſchen der Lage und der äußern und innern Cultur eines jetzigen, deutſchen Bedienten oder Kammerdieners und eines altrömiſchen Sclaven oder Freigelaßnen, wobei es nicht an Gelegenheit fehlte, manchen ſcherzhaften Vers des Terenz mit einzuflechten.

Ebenfalls ſehr leutſelig nahm der Herr Kammerdiener dieß alles auf, und ließ, mit einer wahren Mäcenaten-Miene, den Pfropf einer zweiten Champagnerflaſche gegen die Decke des Zeltes fliegen. Nun wurde Magiſter Aſchenkrug immer beredter und offenherziger. Er rühmte, von wie viel hohen Standesperſonen er ſchon Tafelfreund geweſen ſey, und äußerte auf eine feine Weiſe ſeine Verwunderung, daß

ihn der Prinz erſt heute zum erſten Male habe einladen laſſen. Dabei zog er ein Manuſcript aus der Taſche, das er Sr. Durchlaucht dieſen Morgen hatte zu Füßen legen wollen, um ſich der hohen Protection derſelben zu empfehlen. Es war eine artiſtiſch-literäriſch-pathologiſch-antiquariſche Abhandlung über die Leichdorne der Aegypter, Griechen und Römer, worin er, mit einem endloſen Aufwande von gelehrter Beleſenheit und einer unerhörten Bekanntſchaft mit der Fußbekleidung der antiken Statuen aller in- und ausländiſchen Muſeen, aufs gründlichſte bewies, daß, wenn jene alten Völker auch unter und an den Seiten der Zehen Leichdornen gehabt, man es doch, wegen der beſonderen Schuhform der Alten, durchaus dahin geſtellt ſeyn laſſen müſſe, ob ſie mit dergleichen auch auf den Zehen geplagt geweſen, wie die jetzt lebende cultivirte Welt, und unter andern auch der Herr Magiſter ſelbſt.

Als er von allem dieſen mündlich eine kleine Ueberſicht gegeben, fragte er ſehr

geſchickt, ob er dieß Werkchen wohl dem Prinzen zu dediciren wagen dürfe, und nach welchem politiſchen Syſtem und welcher literäriſchen Schule ſich derſelbe wohl hinneige, als welches man von einem ſolchen Herrn durchaus im voraus wiſſen müſſe, um nicht durch eine conträre Meinung vielleicht einmal anzuſtoßen.

So ſehr der Herr Kammerdiener von der gelehrten Abhandlung angeſchreckt wurde; ſo ſah er doch aus den übrigen Aeußerungen und Fragen des Magiſters, daß es ein Mann ſey, welcher mit der antiken Allwiſſerei eine moderne, weltkluge Achſelträgerei und Rückſichtelei ſehr geſchickt zu verbinden wiſſe. Das flößte ihm eine Art von ſympathetiſcher Neigung zu dem gelehrten Manne ein; der Champagner machte ihn luſtig und geſchwätzig; er verſicherte alſo offenherzig, dem Prinzen müſſe man nichts als verliebte Schriften dediciren, wie denn überhaupt die Verliebtheit und die hübſchen Mädchen ſein einziges politiſches Syſtem und ſeine einzige Schule wären. — Nun koſtete

es

es dem Magiſter nur noch ein paar ſchelmiſch zudringliche Fragen nach dem heutigen Außenbleiben des Prinzen, und der liberale Kamerdiener vertraute ihm das Geheimniß an, daß der Prinz heute endlich von Mamſell Fallenbach den lange erſehnten Lohn für ſein langes Courmachen erhalte, indem ſie ſich Beide, unter dem Beiſtand der Frau von Haſiler, im Gaſthofe zum wilden Jäger ein Rendezvous gäben, zu welchem Ende ein verkleideter Bedienter des Prinzen den alten Hofrath und die Hofräthin zu dem fetten Mopſe und zu den magern Wappen zurückgenarrt habe. —

Jetzt das Rebhuhn nebſt einer ziemlichen Portion Champagner im Magen, und ein ſo intereſſantes Geheimniß auf dem Herzen, verweilte unſer Magiſter nicht länger in dem Zelte, ſondern eilte, nach einem dankbaren, höflichen Abſchiede, mit ſeiner vielfachen Beute den Berg hinab, und ſchlich dann, um auszukundſchaften, ob ihn der Kammerdiener auch nicht

belogen habe, auf einem verſteckten Umwege dem wilden Jäger zu. Hier waren ſeine Zweifel ſogleich verſchwunden, denn an die Hofthür gelehnt ſtand der Reitknecht des Prinzen, der zwar maulfaul und verdrießlich zu ſeyn ſchien, aber doch ſo viel ausſagte, daß ſein Herr ſich nicht recht wohl befinde und wahrſcheinlich ſchlafe. Ein Dienſtmädchen geſtand auch ein, daß ein paar Damen aus der Stadt ſehr früh da geweſen wären. Mehr bedurfte der Magiſter zu ſeiner Ueberzeugung nicht; und mit einem Lächeln, das einem Satyr Ehre gemacht haben würde, verließ er das Haus, um dieſe neueſte Neuigkeit, da ſie ſich leider, trotz ihres hohen Intereſſes, weder zu einem gelehrten noch ungelehrten Zeitungsartikel als Beitrag qualificirte, wenigſtens ſeinen Freunden und guten Bekannten, mit der ſcherzhaften Einkleidung, daß die Aurore Fallenbach nun auch als ein ſchwaches Rohr gefallen ſey, sub rosa anzuvertrauen.

Die tugendhaften Honoratioren von X*, denen zum Theil man bis dahin

manche ſehr lockere Grundſätze und Handlungen vorwerfen konnte, bewieſen unwiderſprechlich, daß ſie ſich plötzlich und insgeſammt zu den ſtrengſten moraliſchen Grundſätzen bekehrt hatten, denn ihr Eifer über die Miſſethat Aurorens war unerhört, und es war nur eine Stimme darüber, daß man eine ſolche Perſon ſo viel möglich aus aller guten Geſellſchaft ausſchließen, oder, wo man es nicht vermeiden könne, mit ihr zuſammen zu treffen, ſie doch mit der ſichtbarſten Verachtung ſtrafen müſſe.

Auch über den Prinzen erging, wenn gleich ein weniger hartes, doch ein ziemlich ſtrenges, Gericht. Er hätte noch zehn tugendhafte Mädchen verführen und unglücklich machen können, und man hätte nicht zum zehnten Theil ſo ſehr gegen ihn geeifert, als jetzt, denn man war weit weniger über die Sache ſelbſt, als darüber aufgebracht, daß er eine ganze Geſellſchaft zum Deckmantel ſeiner Intrigue gemißbraucht, und, während ſo viele

Leute von Extraction ſich ihm zu Ehren halb todt gejähnt und gehungert hatten, ſich auf eine ſo gottloſe Weiſe amüſirt hatte. Es half ihm daher auch wenig oder nichts, daß er noch an dem nämlichen Tage zu allen ſeinen geweſenen Gäſten ſchickte, und ſich wegen ſeines Außenbleibens höflichſt entſchuldigen ließ, indem eine plötzliche Unpäßlichkeit es ihm unmöglich gemacht habe, ſich auf dem Berge einzufinden. Er erhielt zwar von allen Seiten, als Gegencompliment, die Verſicherung des aufrichtigſten Bedauerns; allein kein Menſch glaubte an dieſe Unpäßlichkeit.

Und doch war der arme Prinz im eigentlichen Sinne des Worts wirklich recht ſehr unpäßlich geweſen, wie ihn denn überhaupt auf ſeinem Wege zur Sonnenaufgangsfeier ein ganz beſonderer Unſtern verfolgt hatte. Halb trunken, wie er die unfeine Liſt erſann, Auroren, ohne ihre Aeltern, in den wilden Jäger locken zu laſſen, und wie er deshalb nach Ritter-

nacht noch das Billet an Frau von Haſtler ſchrieb, war er zur Stadt hinaus und eine weite Strecke über das Feld gejagt, ohne auf den Weg zu achten. Auf einmal rief ihm der Reitknecht zu: „Ew. Durchlaucht wollen, denk' ich, nach dem wilden Jäger? Der Weg hier aber führt in den Wald.“

Der Prinz hielt ſein Pferd an, um ſich umzuſehen, und ſtieß dann einen herzhaften Fluch aus.

„Wir müſſen wieder umkehren,“ ſagte der Reitknecht; aber der Prinz erwiederte keck: „Ich kehre niemals um.“ Und mit dieſen Worten gab er ſeinem Pferde die Sporen, und jagte in den Wald hinein.

Es war kein bedeutender Umweg, wenn man durch den Wald nach dem wilden Jäger ritt; auch war dieſer Weg durch den Wald weder dem Prinzen noch dem Reitknecht unbekannt. Nur ordentlich ſehen, oder wenigſtens ruhig überlegen, mußte man können, um ſeiner Sache immer ganz gewiß zu ſeyn. Im Walde

war es aber, obgleich der Mond über dem Horizonte ſtand, wegen vieler Wolken und der großen Dichtigkeit der Bäume, ziemlich dunkel, daher der Prinz auch ſehr bald genöthigt war, ganz langſam zu reiten. Der Reitknecht rechnete alle abgehenden Wege her, die rechts und links mußten liegen gelaſſen werden; eine ziemliche Strecke ging auch alles ganz gut; doch auf einmal waren Herr und Diener gleich ungewiß, ob ſie noch auf dem rechten Wege wären, oder nicht. Die verſchiedenen Merkmale, welche der Reitknecht aufſpürte, ſchienen bald die eine, bald die andere Meinung zu beſtätigen. Jetzt ſchien ihnen der Weg der richtige, und dann gleich wieder ein ganz fremder zu ſeyn. Beide geriethen dadurch in immer größere Ungewißheit und Verlegenheit.

Die einzig übrig bleibende Gewißheit war endlich nur noch die, daß man ſehr bald den Wald hinter ſich haben müſſe, wenn man ſich nicht verirrt habe; und mit ſteigender Ungeduld ſehnte man ſich nach

dem Ausgange. Allein immer weiter und weiter ritt man vorwärts auf einem ewig langen Wege, und immer blieb der Wald gleich dunkel und dicht. Man zweifelte nun nicht mehr an einer Verirrung, sondern fluchte nur darauf. Man überlegte vergeblich, nach welcher Seite man sich nun wenden müsse, allein kein Entschluß war zu fassen, denn man konnte nur aufs Ungefähr wählen und also immer weiter ab von dem Ziele in manche gefährliche, sumpfige Gegend kommen.

Der Prinz wußte endlich keinen andern Rath, als, auf der Stelle, wo er sich eben befand, die Morgendämmerung abzuwarten. Er stieg ab, legte sich nach einigem Hin- und Hergehen auf eine weich bemooste Stelle nieder, und schloß dann sehr bald seine schweren Augenlieder, um seinen Rausch auf eine möglichst romantische Art zu verschlafen.

Nicht lange, so wandelte auch den Reitknecht, der in einiger Entfernung die Pferde hielt, eine unwiderstehliche Lust an,

mit seinem Herrn einmal unter einem und dem nämlichen großen Betthimmel, auf der grünen Matratze des Waldes zu ruhen. Er setzte sich daher an einen dicken Baum, hing um jeden Arm den Zügel eines Pferdes, und schloß dann seine Augen so selig, wie der Prinz.

Als er sie endlich wieder aufschlug, brannte ihm das glühende Morgenroth grade entgegen aus dem ganz nahen Ende des Waldes. Er blickte nach den Pferden, und sie waren verschwunden! Schon glaubte er, der Prinz habe sie ihm entführt; doch der lag unverändert, und schlief noch aufs tiefste an seinem Rausche. Voll Verzweiflung sprang er auf, und rannte zwei Stunden lang vergeblich nach den Pferden umher. Endlich fand er sie in mäßiger Entfernung in der lebhaftesten Beschäftigung mit einem Heuhaufen. Eben war auch der Prinz unter heftigen Kolikschmerzen erwacht, die das ungewohnte Nachtlager ihm zugezogen hatte. Er wüthete, wie er noch nie in seinem

Leben gethan hatte, denn nicht allein ſah er, daß die Sonne ſchon ein gutes Stück über den Horizont hinauf gerückt war, ſondern auch, daß er in der Nacht durchaus nicht irre geritten war und nur etwa noch hundert Schritte weit zu reiten gehabt hätte, um aus dem Walde hinaus zu kommen und ſich da an einer nahen Brücke zu überzeugen, daß der wilde Jäger nur noch ein halbes Viertelſtündchen entfernt ſey. Nur die Furcht vor dem Verirren hatte ihm weiß gemacht, daß er ſich ſchon verirrt habe; und nur die unmäßige Ungeduld, mit welcher er die Minuten und Secunden zählte, war Schuld geweſen, daß er ſich einbildete, er ſey ſchon ſo lange geritten, um eigentlich ſchon weit über den Wald hinaus ſeyn zu können. Nur ein klein wenig ruhige, nüchterne Beſonnenheit hätte er haben dürfen, und er wäre, anſtatt auf feuchtem Mooſe die heißerſehnte Zuſammenkunft zu verſchlafen, in wenigen Minuten an ſeinem Ziele geweſen. Das eben erregte am meiſten ſeine Wuth.

Er wollte den Reitknecht auf der Stelle erſchießen; allein er hatte leider kein Piſtol. Er wollte ihn mit eignen durchlauchtigen Händen halb todt prügeln; allein er war leider vor Schmerzen ſelbſt halb todt, und alſo ganz außer Stand geſetzt, eine ſo wichtige That zu thun. Nur mit der peinlichſten Anſtrengung erkletterte er den Sattel ſeines Pferdes, und ritt gekrümmt, wie ein Greis, nach dem wilden Jäger, um dort von Frau von Haſtler einen noch niederſchlagenderen Bericht zu hören, und ſich dann, zur nöthigen Wiedererwärmung, ſogleich auf mehrere Stunden in ein ſchlechtes Gaſthausbette zu legen, wo er die allerſchönſte Muße hatte, die allerunangenehmſten Betrachtungen anzuſtellen.

Auch nachdem er wieder hergeſtellt und über den erſten, ſtürmiſchen Aerger hinweg war, hatte der gute Prinz in der That noch Urſach genug zu fortdauerndem Unmuth und ernſtlicher Sorge wegen der endlichen glücklichen Auflöſung ſeines Ro-

mans. Nicht nur war er auf die ärgerlichſte Weiſe um ein, wie er meinte, ganz nahes, mühſam herbei geführtes Glück betrogen, ſondern auch durch das Verunglücken ſeines letzten Anſchlages vielleicht weiter, als jemals, von ſeinem Ziele zurückgeſchlagen, denn die ſonſt ſo unbefangne Aurore war jetzt auf eine höchſt nachtheilige Weiſe verſchüchtert, die Aeltern derſelben waren empfindlich gekränkt, und die ſämmtlichen Honoratioren fühlten ſich mehr oder weniger beleidigt, und waren nun ärgere Lauſcher, als je. — Dennoch gab der Prinz ſeine Hoffnungen nicht auf. Wenn er nur Auroren überreden konnte, daß ſie ganz ohne ſeinen Willen von der Frau von Haſtler in den wilden Jäger geführt worden ſey: ſo kümmerte alles übrige ihn nichts. Die neue Schwierigkeit erregte nur einen neuen, erhöhten Reiz und neue, noch verſteektere Liſt, und verſprach ihm einen um ſo ſchöneren Genuß.

Sein in dieſem Punkte höchſt erfinderiſches Genie war nach wenigen Tagen

fertig mit einem gar trefflichen Plane, zu deſſen glücklicher Ausführung der erſte Schritt ſchon dadurch gethan war, daß Frau von Haſtler, zum Zeugniß für die Unſchuld des Prinzen, alles mögliche aufzuopfern bereit war. So eben ſollte das neue, fein geknüpfte Netz aufgeſpannt werden; allein da überraſchte Aurore urplözlich die ganze Stadt durch Bekanntmachung ihrer Verlobung mit dem Adjunct in Willmersdorf. Nicht allein hatte der Prinz nun den bittern Verdruß, alle ſeine Hoffnungen und Pläne mit einem Schlage auf immer vernichtet zu ſehen, ſondern er mußte noch obenein erfahren, daß er ſelbſt dieſe Verlobung herbei geführt habe; und auch nicht einmal die ſchadenfrohe Rache blieb ihm übrig, ſich gegen irgend Jemanden das Anſehen zu geben, als habe er Auroren wirklich in eine Intrigue verwickelt gehabt.

Von Munde zu Munde flog nämlich, nach Aurorens eigner Ausſage, ſehr ſchnell die Erzählung, wie die Sonnenaufgangs-

feier ſie, anſtatt in die Fallſtricke eines frivolen Verführers, in die Arme des geliebteſten und redlichſten Verlobten geführt hatte. Denn als ſie, um dem Prinzen zu entkommen, wie ein verſchüchtertes Reh, durch den Garten des wilden Jägers geflohen war, fürs erſte den Weg nach der Stadt nicht einzuſchlagen wagte, und nicht wußte, wohin ſie ſich retten ſollte, erblickte ſie aufs unerwarteſte in einer mäßigen Entfernung den buſchichten Hügel, auf welchem ſie gerade vor einem Jahre die Sonne hatte aufgehen ſehen. Ein unwiderſtehliches Verlangen bemächtigte ſich ihrer ſogleich, dort ſich zu verbergen, und im Stillen über ihre getäuſchte Hoffnungen und die eben erlittene Kränkung zu weinen. Mit dem erſten Sonnenſtrahle langte ſie auf dem Hügel an; aber was für ein freudiger Schreck durchzuckte jeden ihrer Nerven, als ſie an dem nämlichen Baume, wo ſie im vorigen Jahre der Sonne entgegen geblickt hatte, jetzt wieder den Adjunct ſtehen ſah. Beide waren ſprachlos in der erſten Minute;

allein Beiden rief ihr Herz ſogleich zu: „Ich werde geliebt!“ denn Einer ſah es dem Andern auf den erſten Blick gleich an, daß er gekommen ſey, um ein ſchwermüthiges Erinnerungsfeſt zu feiern, und daß das unerwartete Zuſammentreffen ihn auf das höchſte entzücke. — Funken der Liebe ſprühten aus einem Auge ins andere; Funken der Liebe flogen auf den Strahlen der Himmelskönigin in alle bethaute Grasſpitzen und Blüthenkronen über; und Töne der Liebe erklangen aus jedem Blättergeſäuſel und jedem Vogelgeſang.

Wie hätte in dieſer heiligen, herrlichen Stunde die Schüchternheit des liebenden Adjuncts ſich nicht in einen warmen, vertrauenvollen Herzenserguß auflöſen ſollen! — Er geſtand Auroren ſeine lange, bald hoffnungsvolle, bald hoffnungsloſe Liebe, und daß nur ein tiefer Kummer über die bedenklichen Umſtrickungen des Prinzen ihn ſeit ihrer Rückkehr in die Stadt in eine ſo ſtumme Entfernung zu-

rückgedrängt habe. Der unnachahmliche Zauber der Unschuld, welcher aus ihrem ganzen Wesen sprach, vernichtete jetzt jede Unruhe seines Gemüths; im hellen Strahl der schönen Sonne schwuren Beide einander ewige Liebe und Treue; Auroreus Aeltern bestätigten willig den schönen Bund; selbst die schaamloseste Verläumdungssucht mußte Auroren für eine glücklich Gerettete erklären; und nur der Magister, durch jahrelange Uebung daran gewöhnt, oft auch das Unlöbliche zu loben und zu preisen, stimmte ein lautes Loblied zur Ehre der Tugendhaftigkeit des angebeteten Prinzen an, der hinführo das verschüchterte, entflatterte Vögelchen unverfolgt ließ — weil er einsah, daß er es doch nicht in seine Schlingen bekäme.

## Geſtändniſſe eines Weiberfeindes.

Flügel, weiter nichts als Flügel wünſcht' ich mir, da ich noch ein junger Fant war, und mit harmloſen Blicken in die Welt und die Zukunft ſchaute. Keinen Krösus beneidete ich um ſeine Schätze, keinen Paris um ſeine Helena, keinen Sokrates um ſeine Weisheit. Nur die Vögel beneidete ich um ihre Flügel, und ich kannte kein größeres Glück, als ihr freies Dahinflattern in blauer Luft, über Berg Thal, über Wald und Strom. Oft träumte ich, daß mir dieß Glück zu Theil geworden wäre, daß meine Arme ſich in Flügel verwandelt hätten, daß mein Weg durch die Luft ginge, hoch über Land und Meer. Ich erwachte von meinen Träumen; mein wunderherrliches Glück war entflohn; nichts als eine ſehnſuchtsvolle Erinnerung blieb mir zurück.

Meine

Meine Aeltern waren frühzeitig geſtorben; ich erinnere mich nicht, ſie jemals geſehn zu haben. Das Gefühl kindlicher Liebe blieb mir fremd, und mein Herz entbehrte des erſten, warm belebenden Blütenſunkens. Auch die Freundſchaft und die Dankbarkeit lernte ich erſt lange nicht kennen, denn meine Spielkammeraden waren ſchlechte Buben, und der Vormund, welcher mich erzog, war ein geiziger, hartherziger Mann, der mich mißhandelte, während er ſich durch die Verwaltung meines Vermögens bereicherte.

Meine Lage ward mir unerträglich. Im funfzehnten Jahre entlief ich meinem Vormunde. Ich hatte kein Geld, keine Wechſel, keine Koſtbarkeiten, wohl aber eine kleine Flöte, die ich, für mein Alter, leidlich ſpielte. Mit dieſer und mit meinem freundlichen, ehrlichen Geſicht half ich mir ein gutes Stück durch die Welt. Ich war froh und frei, wie ich es nur ſeyn konnte, und auf dem beſten Wege, mit der Zeit einer der erſten Virtuoſen un-

ter den Vagabunden zu werden. Es fehlte mir weder Neigung noch Geſchick dazu.

Der brave Bürgermeiſter zu Zirkeliß gab meinem Leben zuerſt wieder eine andere Richtung. Ein Polizeidiener führte mich in das Haus deſſelben, weil ich am Thore keinen Paß vorzeigen konnte. Der Bürgermeiſter erkannte in mir den Sohn ſeines liebſten Jugendfreundes, und behielt mich, wider meinen Willen, bei ſich, um mich, wie er ſagte, vor frühem Tode und ewiger Verdammniß zu retten. Was ich Nützliches gelernt habe, und was etwa noch ſonſt an mir Gutes iſt, das verdank' ich faſt einzig und allein dieſem meinem großen Wohlthäter. Drum ſei noch heute ſeine heilige Aſche von mir aufs dankbarſte geſegnet!

Auch den größten Theil meines Vermögens rettete er noch aus den Klauen meines Vormundes; doch ſagte er mir hievon nichts, und ließ mich bis an ſeinen Tod in der Meinung, daß ich blutarm ſey, was mich indeſſen nicht im mindeſten bekümmerte.

Ob er gleich ein alternder Hageſtolz mit Leib und Seele war, hatte er doch keine läſtigen Eigenheiten; meine muntre Laune war ihm eben recht; und meinen Trieb nach Freiheit ſuchte er, ſo weit es thunlich war, eher zu nähren, als zu unterdrücken. Er hatte ganz und gar nichts dagegen, daß alle Welt mich einen luſtigen Vogel nannte. Ich aber hatte deſto mehr gegen dieſen Ehrentitel einzuwenden, weil ich meinte, daß ich ihn nicht verdiene, da mir die Flügel fehlten, die ich mir wünſchte, und da die Leichtigkeit und Fröhlichkeit, welche ſich äußerlich an mir offenbarte, doch mit meinem innern Sinn, mit meinen Anſichten und Wünſchen noch gar nicht im Verhältniß ſtand. Ich war in meiner Art ein Virtuos, der, wenn er auch der ganzen Welt dafür galt, doch ſich ſelbſt nicht dafür halten mochte, und der ſeine Lobredner nur für Stümper hielt, weil ſein Ideal weit höher ſtand, als er ſelbſt, und ſein Blick viel weiter reichte, als ſeine Kraft.

Mein Wohlthäter machte bei jeder Gelegenheit einen Ausfall gegen die Weiber. Er ſchilderte mit grellen Farben ihre Unzuverläſſigkeit, ihre Gefallſucht, ihren Eigenſinn, ihre thörichten Launen, und vor allen Dingen ihre unbegrenzte Herrſchſucht in Beziehung auf die Männer. Er predigte unaufhörlich, daß es eines weiſen Mannes ganz unwürdig ſei, ſich von einem Weibe in Feſſeln ſchlagen zu laſſen; und ich glaubte ihm das alles ſo ziemlich aufs Wort. Keck verpfändete ich meine Ehre, daß ich in Hinſicht auf die Weiber ein weiſer Mann bleiben wolle, wenn ich auch übrigens tauſend und abermals tauſend Thorheiten beginge. Ich wich Mädchen und Weibern gefliſſentlich aus; ich ſpottete ihrer, ich verlachte ſie, ja ich gab mir ſogar alle erſinnliche Mühe, ſie zu haſſen und zu verachten. Mein Wohlthäter gewann mich hiedurch nach und nach ſo lieb, daß er mich zu ſeinem Univerſalerben einſetzte, ob er gleich ziemlich nahe Verwandte hatte.

Aus Dankbarkeit ſuchte ich recht viel zu lernen, ſo wenig ich auch an ſich ſelbſt Luſt hiezu hatte, da das Stillſitzen mir höchſt zuwider war. Aber mein Wohlthäter beſtand darauf, indem er behauptete, Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten gehörten unter die vorzüglichſten Sicherungsmittel einer freien Selbſtſtändigkeit. Alſo aus Liebe zu ihm und zu mir ſelbſt war ich fleißig auf der Schule und auf der Univerſität, ſo gern ich auch meine Zeit in luſtigem Nichtsthun hingebracht hätte.

Einer meiner geachtetſten Lehrer gewann mich ſo lieb, daß er mich mit Gewalt in ſeinen Familienkreis zog. Ich erſchrak über die Menge von Mädchen und Frauen, die ich da fand; ich wollte innerlich verzweifeln, als ſie mich in ihre Spiele verwickelten. Die erſte Galanterie, welche ich durch Aufheben einer Stricknadel verging, hätte mir leicht ein Auge koſten können; der erſte Kuß, den ich beim Pfänderlöſen bekam, ſchnürte mir die Kehle faſt zu. Es hätte mir mitten unter den Raubthieren einer afrikaniſchen Wüſte

nicht ſchlimmer zu Muthe ſeyn können, als in dieſem Prunkzimmer voll leibhaftiger Engel und Grazien. Keine Einladung war im Stande, mich zum zweiten Male in dieſen Kreis zu bringen; und es blieb ein lebhafter Widerwille gegen allen ähnlichen Geſellſchaftsverkehr in meiner Seele zurück.

Da meine Entſchuldigungen erſchöpft waren, und ich eben mit einiger Verlegenheit an die Möglichkeit einer abermaligen Einladung dachte, erhielt ich die Nachricht, daß mein Wohlthäter kränklich ſei; und ich ergriff dieſen Vorwand, meine akademiſche Laufbahn um ein paar Monate früher zu beendigen, als ich es eigentlich wollte und ſollte.

Ein guter Inſtinkt hatte mich geleitet bei dieſer Eile. Ich brachte ein liebevolles Herz an das traurig einſame Krankenlager meines Wohlthäters. Ich war ihm, bei ſeinem plötzlich verſchlimmerten Zuſtande, der treueſte Pfleger; ich erheiterte ihm noch die letzten Stunden ſeines Lebens; ich drückte ihm die gebrochenen Au-

gen zu. Das war mein Troſt in dieſem erſten, bittern Schmerze meines Lebens. Ganz Zirkelitz war mir aber unausſtehlich; weil ich nicht eine einzige Seele fand, die recht tief betrübt um den braven Mann mit mir trauerte.

Mein älterliches Vermögen, von deſſen Rettung ich jetzt erſt unterrichtet wurde, in Beſitz zu nehmen, reiſte ich nach meiner Vaterſtadt. Es hätte mir da recht gut gefallen können, allein ein Paar manntolle Couſinen, auf die ich ſtieß, trieben mich bald wieder hinaus.

Mein älterliches Vermögen ſchützte mich gegen Mangel; die Erbſchaft von meinem Wohlthäter machte mich zum wohlhabenden Manne. Ich erhielt eine bedeutende Summe rückſtändiger Einkünfte ausgezahlt. „Das iſt das wahre Palladium freier Selbſtſtändigkeit!“ ſagte ich zu mir ſelbſt — „Das ſind die goldnen Zauberflügel, die weiter tragen, als Schwalben- oder Adlerflügel!“ Ich ſah den phantaſtiſchen Wunſch meiner frühern Jugend zu einer vernünftigen Wirklichkeit

gebracht; und ich ſchickte mich an, die halbe oder auch wohl die ganze Welt zu umfliegen.

Als ich ſchon ein gutes Stück hinter mir hatte, erhielt ich die unerwartete Nachricht, daß die Verwandten meines Wohlthäters ſein Teſtament angegriffen und mein ſämtliches Vermögen mit Arreſt belegt hätten. So wohlfeil und ſchnell als möglich eilte ich zurück, theils weil die goldnen Federn meiner Flügel ausgefallen waren, ohne daß neue nachwachſen wollten, theils weil ich, als mein eigener Advokat, meinen Prozeß durchführen und endigen wollte auf meine eigne Weiſe.

Ich kam nach Zirkelitz. Mein Rechtshandel war durch zufällige Umſtände verwickelt genug. Ich machte mein erſtes Probeſtück als Advokat; meine Ehre war mir ungleich wichtiger; als das Vermögen, was auf dem Spiele ſtand; und ich focht daher tapfrer und gewandter, als meine Gegner es ſchienen erwartet zu haben. Deſſen ungeachtet nahm meine Sache eine immer bedenklichere Wendung, und ich verlor

meinen Prozeß in der erſten und zweiten Inſtanz.

In meiner tiefſten Erbitterung erhielt ich einen Brief von der nächſten Verwandtin meines Wohlthäters, einer Witwe in ſehr beſchränkten Vermögensumſtänden, die in allen Aktenſtücken unter meinen Gegnern obenan ſtand. Sie bezeigte mir in einem gutmüthigen Tone ihre Theilnahme an meinem Mißgeſchick, und bat mich, ihr Zeit und Ort zu beſtimmen, wo ſie ſich mit mir über die Rolle, die ſie gegen mich habe ſpielen müſſen verſtändigen könne. Ich war überraſcht durch einen ſolchen Ton mitten in dem Hohngelächter des Neides und der Schadenfreude; doch halb aus Mißtrauen, halb aus Vergeſſenheit erwiederte ich nichts darauf. Meine ganze Seele war nur mit der Erneuerung meines Prozeſſes beſchäftigt; ich ruhte nicht, bis ich meine neue Appellation eingereicht hatte.

Kaum war das geſchehen, ſo erhielt ich einen zweiten Brief von der Witwe. Sie beſchwur mich darin, meine Appella-

tion zurück zu nehmen und den Prozeß aufzugeben, weil ich ihn gewiß in der dritten Instanz ebenfalls verlieren, und obendrein, zur Deckung der Kosten, einen beträchtlichen Theil von meinem älterlichen Vermögen einbüßen würde. Sie erbot sich zu gänzlicher Abtretung des ihr zugesprochenen Theiles der Erbschaft, weil ihr Gewissen ihr nicht erlaube, etwas zu nehmen, was der ausdrücklichste Wille des Verstorbenen nur mir zugedacht habe. Sie bat mich zum Schluß, ihr nur, als Sachverständiger, Mittel und Wege anzugeben, wie sie ihren Vorsatz, gegen den Willen ihres Curators, rechtskräftig ins Werk setzen könne.

Ich war in den ersten Augenblicken innig gerührt; doch der juristische Teufel in meinem Kopfe spiegelte mir die Möglichkeit vor, daß hinter dieser anscheinenden Gutmüthigkeit wohl eine ächte Schelmerei versteckt seyn könne. Wer konnte wissen, ob meine übrigen Gegner nicht mit der Witwe im Einverständniß waren, und mich durch großmüthige Abtretung

eines Theils der Erbſchaft zur Niederſchlagung des Prozeſſes zu verführen ſuchten, weil ſie durch deſſen Fortführung vielleicht alles zu verlieren fürchteten? Schon wollte ich eine bittere, lakoniſche Antwort ſchreiben; allein ein beſſerer Geiſt ſtellte ſich dem juriſtiſchen entgegen, und warnte mich vor einer voreiligen Ungerechtigkeit. Ich ſprang von meinem Arbeitstiſch auf und eilte zu der Witwe.

Sie wurde blutroth, als ich in ihr kleines Zimmer trat. Ein junges Mädchen ging ſogleich ins Nebenzimmer, was mir eben recht war. Die Witwe ſprach vor Verlegenheit nichts, als Gemeinplätze, ohne unſre Angelegenheit zu erwähnen. „Iſt das böſes Gewiſſen, oder ängſtliche Delicateſſe?“ ſagte ich zu mir ſelbſt, und ſprang mit wenig Worten raſch ans Ziel.

Wir wechſelten viele Worte. Die Witwe ſuchte mich zu überzeugen, daß nur ihre Verwandten und ihr Curator ſie gezwungen haben, Antheil an dem Prozeſſe zu nehmen. Sie beſchwur mich zu wie-

derholten Malen, ihn aufzugeben, und den ihr zugesprochenen Antheil als mein rechtmäßiges Eigenthum anzunehmen. — Ich wies diese Zumuthung standhaft zurück, und erklärte meinen festen Willen, den Prozeß muthig durchzuführen bis zum letzten, unumstößlichen Richterspruch. Um mich zu überzeugen, daß dieser gewiß schlecht für mich ausfallen werde, berief sie sich auf ein Billet ihres Sachwalters, worin dieser fest versicherte, daß die dritte Instanz gewiß gleichfalls gegen mich erkennen, und mich noch dazu ohne allen Zweifel zur Tragung der sämtlichen, bisher getheilt gewesenen Kosten, verurtheilen werde. Und um mir zu beweisen, daß sie, Gewissens halber, von dem Nachlaß meines Wohlthäters nichts annehmen dürfe, berief sie sich auf einen Brief desselben an ihren seligen Mann, worin er diesen sehr zornig wegen seiner bevorstehenden Verheirathung mit einer gänzlichen Enterbung drohte. „Wir heiratheten uns dennoch," setzte sie hinzu — „wir thaten also gänzlich Verzicht auf das Vermögen unsers

Vetters. Das hat uns nie gereut, denn wir lebten bei aller ökonomiſchen Beſchränkung doch immer verträglich und vergnügt; aber nun darf ich auch von jenem Vermögen niemals etwas annehmen, zumal da es ſo beſtimmt das Ihrige hat ſeyn ſollen. — Und ich möchte gern alles recht bald zwiſchen uns in Richtigkeit bringen," fuhr ſie nach einer kleinen Pauſe fort, in welcher ich nur ſtumm den Kopf geſchüttelt hatte — „denn ich könnte plötzlich ſterben, und meine Tochter wäre dann vielleicht, trotz ihres beſten Willens, durch Abhängigkeit von Vormund, Curator, Bräutigam oder Ehemann, nicht im Stande, nach meinem Sinne zu handeln."

Ich ſah ſie mit einem ernſten Blicke an, und ſchüttelte wiederum nur ſchweigend meinen Kopf, weil ich erſtaunt war, eine Frau ſo ſprechen zu hören. Sie aber mochte mein Kopfſchütteln für Zweifel halten, und ging daher ins Nebenzimmer, um die Briefe ihres Curators und ihres ſeligen Vetters zu holen.

Sie ließ die Thür hinter ſich halb offen. Mein Blick fiel ſchräg hinüber nach dem Spiegel des Nebenzimmers. Ich erblickte darin das Bild der ſeitwärts ſitzenden Tochter, die emſig ſtrickte, aber dabei auch ſo ernſtlich weinte, daß ſie mehrmals ihre Augen trocknen mußte. Schon als bloßes Bild betrachtet, war mir der Anblick ſehr anziehend; er war es mir doppelt durch die Frage, was für eine Empfindung wohl eigentlich dem Mädchen Thränen auspreſſe?

Ich fragte mit Offenheit die zurückgekehrte Mutter. Sie wollte mir erſt ausweichen; als ich in ſie drang, antwortete ſie: „Meine gute Julie weint über ihren hartnäckigen Stolz.“

Nachdem ich aufs neue mit Fragen in ſie gedrungen war, ſagte ſie mit niedergeſchlagenen Augen: „Sie ſind an Wohlſtand gewöhnt. Wir wiſſen, was für Entbehrungen Sie jetzt leiden; und dennoch weiſen Sie meinen gutgemeinten Antrag zurück, und beſtehen auf die Fortführung eines unglücklichen Prozeſſes!

Sie wollen nur ſich ſelbſt entweder alles verdanken, oder alles verlieren! Iſt das nicht ein ſehr hartnäckiger Stolz?“

Tief gerührt ergriff ich die Hand der braven Frau, und ſagte: „Beruhigen Sie ſich über mein Schickſal! Ich übe mich, ohne daß es mir ſauer wird, im Entbehren, um deſto ſelbſtſtändiger zu ſeyn; und ich muß dieſen Prozeß durchführen auf meine Weiſe, weil es für mich keine andere geben darf. Meine Gründe und meine Abſichten ſind in einem verſiegelten Papiere enthalten, das ich unterm Präſidenten gleich beim Anfange des Prozeſſes, zur Aufbewahrung bis zur Publication des letzten Richterſpruches, übergeben habe. — Sie werden das hoffentlich noch bei guter Geſundheit erleben.“

„Ihrer guten Tochter muß ich noch eine Hand geben,“ ſagte ich nach einer kurzen Pauſe, in welcher ich meinen Hut nahm. — Wir überraſchten ſie noch faſt eben ſo, wie ich ſie im Spiegel geſehen hatte. Ich ſagte ihr einige Worte, die recht warm aus dem Herzen kamen, allein

ich weiß nicht mehr, was für welche. Ihre Hand lag schüchtern zuckend in der meinigen; sie erwiederte kein Wort. Ich stolperte ziemlich ungeschickt über die Thürschwelle, und eilte zum Hause und zum Stadtthore hinaus.

„Wie Schade," rief ich aus, als ich im Freien war, und aus der Ferne den Grabstein meines Wohlthäters über die Gottesackermauer glänzen sah. — „Wie Schade, daß der brave Mann die beiden Menschen nicht ganz gekannt hat! Er hätte sie gewiß in seinem Testamente bedacht, und sie für ein Paar Ausnahmen von der Regel ihres Geschlechts erklärt."

Mein Kopf war in jeder geschäftfreien Stunde mit meinen neuen Bekanntinnen beschäftigt; saß ich indessen bei meiner Arbeit, so war ich mit ganzer Seele dabei. Meinen Prozeß führt' ich nach jenem Auftritt eifriger als jemals. Ich bot alle meine Kräfte auf, um ihn zu einem erwünschten Ziele zu bringen; und ich erregte dadurch schon so viel Aufmerksamkeit,

daß

daß mir von Fremden manche ähnliche Arbeit aufgetragen ward.

Ziemlich lange blieb ich unschlüssig, ob ich die Witwe wieder besuchen solle, oder nicht. Ein gutes, natürliches Gefühl in mir sprach dafür; mein altes Vorurtheil sprach dagegen. Endlich bestimmte ein freundlicher Gruß, den sie mir durch einen Bekannten sagen ließ, mich zum Hingehn. Man höre, ob ich recht oder unrecht hieran that!

Die Mutter begrüßte mich ziemlich unbefangen, die Tochter ziemlich verlegen. „Ich hoffe," sagte die Mutter, als wir uns gesetzt hatten — „Sie kommen, mich mit der guten Neuigkeit zu erfreuen, daß sie den Prozeß aufgeben?"

Ehe ich noch antworten konnte, daß dies keinesweges meine Absicht sei, war die Tochter schon wieder ins Nebenzimmer geflüchtet. Das war mir diesmal gar nicht recht. Die Mutter schien es nicht zu bemerken. Sie nahm mit mir die Abrede, des Prozesses nicht wieder zu erwähnen, und wir sprachen von hundert gleich-

giltigen Dingen, bis sie endlich meine Zurückgezogenheit von allen, besonders weiblichen Gesellschaften, zu tadeln anfing. Ich lobte meine einsame, freie Lebensweise. Sie wandte mir vielerlei dagegen ein, und meinte unter andern, eine gewisse Zurückhaltung, selbst wenn sie an Blödigkeit grenze, sei ihr bei einem jungen Manne meines Alters immer lieber, als die vorlaute, immer mehr zur Mode werdende, Keckheit so vieler jungen Leute; allein es sei doch auch nöthig, sich in Zeiten fürs gesellige Leben zu bilden, weil eine gewisse Verlegenheit sonst so tief einwurzeln könne, daß man sie selbst im reifern Alter nicht los werden könne. Sie führte mir ein Paar Beispiele an, und diese leiteten das Gespräch wieder nach einer andern Seite hin, so daß ich endlich aufbrechen mußte, ohne etwas von Belang erwiedert zu haben.

Je mehr ich zu Hause diesem Gespräch nachdachte, desto mehr wurmte es in meinem Kopfe. Seit langer Zeit sah ich mit einem so stolzen Gefühl auf Weiber und

Mädchen herab; weil ich ſie gering ſchätzte, weil ich ſie faſt haßte, vermied ich ſie. Es beleidigte mich aufs empfindlichſte, daß man das für Schüchternheit, für Blödigkeit halten konnte. Ich wollte für einen Helden gelten, und ward für einen Knaben angeſehen! Den Schimpf konnte ich nicht ertragen. Ich fühlte die Nothwendigkeit, recht bald wieder zu der Witwe zu gehen, ihr offenherzig die Fehler ihres Geſchlechts, wie ich ſie von ihrem ſeligen Vetter auswendig gelernt hatte, vorzuzählen, und ihr begreiflich zu machen, daß ich es darum, nicht aber aus Blödigkeit, meide.

Im voraus aufs beſte gerüſtet gegen mögliche Einwendungen, ging ich hin. Man empfing mich aufs freundlichſte. Ich nahm neben der Mutter Platz. Die Tochter blieb zum erſten Male im Zimmer; das war mir heute gar nicht recht. Sie ſetzte ſich mit ihrem Nähzeug uns grade gegenüber, ſchweigend, fleißig, nur ſelten einmal nach uns aufblickend. Dieſes leibhaftige, herrliche Bild der Unſchuld, der

der Anſpruchloſigkeit, der Seelengüte, des Fleißes ſo nahe vor meinen Augen: wie konnte ich von Koketterie, von Eigenſinn, von thörichten Launen und Herrſchſucht eine Anklagerede halten! So wie ſie den Rücken wenden würde, wollte ich damit anheben; doch ſie ging nicht von der Stelle, und ich mußte von dannen ziehn, ohne meine Heldenthat vollbracht zu haben.

Nach einigen Tagen wollte ich das Verſäumte nachholen. Ich ward aufs unangenehmſte überraſcht, als ich außer den beiden bekannten noch einige fremde Damen um einen Theetiſch verſammelt fand. Julie ward in häuslichen Geſchäften ein paar Mal abgerufen; auch fand ich ungeſucht manche Veranlaſſung, meine ſchöne Rede anzubringen; doch ich war nicht im Stande, ein Wort davon über die Lippen zu bringen, und ich eilte ſobald als möglich hinweg.

Sobald ich die Thür hinter mir hatte, that ich einen gewaltig tiefen Athemzug. „Bewahre mich Gott vor ſolchem Damenvolk!“ frevelt' ich zwiſchen den Zähnen.

— Freilich hatte ich peinliche Langeweile und eine Menge unangenehmer Empfindungen gehabt. Als ich mir ſie aber ruhig zergliedert, als ich mich meines verlegnen, linkiſchen Weſens deutlich erinnert hatte, war es, als ob mir Jemand ins Ohr ziſchelte: „Du biſt wahrhaftig blöde, wie ein Knabe!“ — Feuerroth wurde mein Geſicht vor Beſchämung, als ich immer weiter zurück in mein Leben, immer tiefer in mein Innres ſchaute, und ich mir geſtehen mußte, daß ich in Beziehung auf die Weiber zu jener allerklägſichſten Sorte von Helden gehöre, welche hinter dem Rücken nur mit der Zunge ihre Feinde ſchlagen, und, ſobald es einen wirklichen Kampf gilt, ſich mit Fäuſten auf ihre Rücken ſchlagen laſſen.

„Wenigſtens den Anblick ſeines Feindes — zumal eines ſolchen! — muß man nicht ſcheuen!“ rief ich mir zu — „Des Blöden Leib und Seele ſind in Feſſeln geſchlagen. Eine Schnur um ſeinen Hals preßt ihm bis zum Erſticken das Blut hinauf. Er iſt nicht Herr ſeiner

Gedanken. Worte, die er sprechen möchte, kann er nicht über die Lippen bringen; und Worte, deren er sich schämt, entschlüpfen ihm. Alle seine Kräfte, seine Talente, seine Geschicklichkeiten lösen sich auf in nichts. Ein Kind kann ihn verschüchtern; der Thor erscheint weiser, als er; der Unverschämte schreitet triumphirend über seinen Nacken. Kurz, der Blöde ist nicht männlich, und wer nicht männlich ist, kann nicht frei — wer nicht frei ist, kann nicht glücklich seyn!"

Aus dieser Tirade zog ich zunächst den Schluß, daß ich recht fleißig Julien und ihre Mutter und bei Gelegenheit auch andere Gesellschaften besuchen müsse, um zu einer immer würdevolleren Freiheit zu gelangen. Ich befolgte die Vorschriften meiner neuen Weisheit aufs gewissenhafteste. Wie es damit ablaufen würde, war ich oft selbst recht neugierig zu wissen.

In der sogenannten großen Welt hatte ich Anfangs mit allerlei Unglücksfällen zu kämpfen. Bald stolperte ich über eine Schleppe, bald über eine Schwelle; heute

ließ ich eine Taſſe, morgen einen Teller mit Backwerk auf die Erde fallen; einmal warf ich beinah einen ganzen Theetiſch um; und wenn ich eine Schmeichelei ſagen wollte, ward oft unvermerkt eine Sottiſe oder eine Satyre daraus. Ich beſſerte mich allmählich, doch blieb ich von der freien Höhe, auf welcher ich ſtehen wollte, noch weit entfernt. Bei Julien und ihrer Mutter ging das gerade umgekehrt. Hier fing ich mit ziemlicher Freimüthigkeit an, und wurde nach und nach immer befangener, immer beklommener. Ich entdeckte an Julien immer mehr gute Eigenſchaften und immer mehr ſchöne Talente. Vorzüglich freute es mich, daß ſie, ohne viel Anweiſung erhalten zu haben, recht artig Clavier ſpielte, und daß ſie, ohne alle Anweiſung, recht allerliebſt ſang. Ich ſchrieb eine große Menge von neuen Muſikſtücken für ſie ab, nicht ſowohl, weil es mir an Geld fehlte, ſie zu kaufen, als vielmehr, weil es mir Vergnügen machte, etwas zu ihrer Aufheiterung zu thun, denn je länger und je genauer ich ſie beob-

achtete, eine deſto trübere Verſtimmung wurde ich an ihr gewahr.

Unterdeſſen rückte das Weihnachtsfeſt heran, und mit ihm die endliche Entſcheidung des Prozeſſes. Schon einige Tage vor der Publication erhielt ich die zuverläſſige Nachricht, daß er gänzlich für mich gewonnen ſei. Ich ſtürzte zu meinen Freundinnen. Die unerwartete Neuigkeit brachte die außerordentlichſte Wirkung hervor. Die Tochter jauchzte hoch auf vor Freude; die Mutter hielt freudig dankend ihre Hände gen Himmel. Plötzlich aber fing die Mutter an zu zittern, wie von einem entſetzlichen Schrecken. „Gott im Himmel!“ rief ſie aus — „und ich redete ihnen zu, den Prozeß aufzugeben! In welchen Verluſt hätte ich Sie gebracht, wenn Sie das gethan hätten! In was für einem Lichte erſcheine ich Ihnen jetzt vielleicht!“ Sie hielt ihr Tuch vor die Augen, und weinte bitterlich.

Doch da nahm die Tochter das Wort, um die Mutter zu beruhigen. Die Freude machte ſie zu einer Begeiſterten. Ich er-

ſtaunte, das ſonſt ſo ſtille, einſilbige Mädchen ſo raſch, ſo lebhaft, ſo herrlich ſprechen zu hören. Ich hörte ihr mit einer ganz neuen Art von Entzücken zu.

Auch bei der Mutter blieb die Wirkung nicht aus. „Du haſt recht!“ ſagte ſie — „unſer Freund weiß ja, wie redlich wir es mit ihm meinen. — Wir wollen nicht lange grübeln, ſondern uns mit ihm von ganzem Herzen ſeines Glückes freuen!“

Von dieſem Augenblick an verſank Julie in ein ſtilles, immer ernſteres Nachdenken; ich ſah, daß ihre Augen feucht waren, und daß ſie von Zeit zu Zeit nur mit Gewalt heiter zu ſcheinen ſtrebte. Das beunruhigte mich unbeſchreiblich, doch hätte ich um keinen Preis nach der Urſache fragen können.

Der heilige Abend vor Weihnachten kam mit ſeinem Glanze und ſeiner Fülle von Jubel und Dank. Meine Freundinnen waren in eine Geſellſchaft eingeladen, auf die ſie ſich lange gefreut hatten. Es war mir unangenehm, daß ſie grade heute

nicht zu Hause waren, denn dieses allgemeine Freudenfest hatte ich noch bei ihnen feiern, und dann eine Geschäftsreise auf einige Wochen, zu der ich mich rasch entschloß, antreten wollen.

Ich stand an meinem Fenster. In den kleinsten, mir gegenüber befindlichen Häusern wurden die trüben Fensterscheiben glänzend hell; rechts und links neben mir hört' ich das Jubelgeschrei beschenkter Kinder. Meine stille Einsamkeit war mir zum ersten Male unerträglich. Meine Sehnsucht, Freude zu bereiten, und dadurch selbst zu genießen, war unwiderstehlich.

Schon ein paar Tage früher hatte ich eine Abtretungsurkunde über die ganze, streitig gewesene Erbschaft an Juliens Mutter ausgefertigt, und ihr dazu geschrieben, daß ich zu einer freien Verschenkung dieser Art, auf den Fall eines glücklichen Ausgangs des Prozesses, mich schon in dem versiegelten Papier, was ich dem Präsidenten bei der Eröffnung des Prozesses zur Aufbewahrung übergeben, anheischig gemacht, und daß ich jetzt, pflicht-

mäßig, an der nächſten und würdigſten Verwandtin meines verſtorbenen Wohlthäters die von demſelben begangene Ungerechtigkeit wieder gut machen wolle. Dieſen Brief hatte ich der braven Frau erſt nach meiner Abreiſe zuſenden wollen. Jetzt beſchloß ich, daß ſie ihn noch heute, bei der Zurückkunft aus der Geſellſchaft, finden ſolle. Zu meiner morgenden Abreiſe traf ich eilig einige Vorbereitungen.

Als ich hiemit fertig war, ſteckt' ich den Brief mit der Urkunde in die Taſche, um ihn in die Wohnung meiner Freundinnen zu tragen. Vorher ging ich aber noch zu einem Inſtrumentmacher, und kaufte für das kleine Capital, was meine andern juriſtiſchen Arbeiten mir bis jetzt eingebracht hatten, ſein ſchönſtes Fortepiano, und nebenan bei einem Gärtner einen herrlichen, blühenden Roſenſtock für Julien. Die Vorſtellung, welche Freude ſie über dieſe Ueberraſchung haben werde, ließ keine andre, trübere jetzt in mir aufkommen.

Es war acht Uhr vorbei, und ich war ſicher, daß ſie längſt ausgegangen ſeyn würden. Ich konnte mir alſo das Feſt machen, der Mutter den Brief ſelbſt auf das Arbeitstiſchchen zu legen, das Forte-piano an die Stelle des alten Claviers, und den Roſenſtock an das Fenſter, wo Julie gewöhnlich ſaß, hinzuſtellen.

Den Roſenſtock trug ich ſelbſt; die Träger mit dem Inſtrumente folgten mir auf dem Fuße. Das Dienſtmädchen öffnete mir die Hausthür, und leuchtete vor uns her die Treppe hinauf. Sie öffnete das Zimmer. Ich trat hinein, aber immer rückwärts blickend nach den Trägern, und ſie zur Vorſicht ermahnend.

„Mein Gott! was bringen Sie da?“ tönte auf einmal Juliens Stimme neben mir. Ich war ſo ungeheuer überraſcht, daß ich den Roſenſtock zu halten vergaß. Er wäre auf die Erde geſtürzt, hätte Julie ihn nicht aufgefangen.

Die Träger und das Dienſtmädchen verließen uns. Zum erſten Male war ich mit Julien allein. Wir wurden Beide

feuerroth, als wir uns nun gegenüber ſtanden. Ueberraſchung und Freude glänzten aus ihren Augen beim Anblick meiner Geſchenke. — Ich ſagte, daß ich ſie längſt in der Geſellſchaft geglaubt habe. Sie erwiederte, ſie habe die Mutter nicht begleiten mögen, weil ſie heute noch eine kleine Arbeit hätte vollenden wollen.

Sie ſetzte ſich an das Inſtrument, um es zu probiren; doch ſie mußte bald aufhören, weil ſie vor freudigem Zittern auch den leichteſten Satz nicht ſpielen konnte. Ihr verſchämter und doch entzückter Dank goß einen ganz wunderbaren Reiz über ihr Geſicht und ihre ganze Geſtalt. Mit trunknen Augen ſtaunte ich ſie an, und fühlte mich hundertfältig für mein Geſchenk belohnt. Und dennoch wurde mein Gefühl unendlich geſteigert!

Sie ſagte mit niedergeſchlagenen Augen, daß ſie auch mir heute noch eine kleine Ueberraſchung habe bereiten wollen, und daß ſie, um dieß zu können, an ihrem Arbeitstiſch ſitzen geblieben ſei, ſtatt ihre Mutter in die Geſellſchaft zu begleiten.

Sie zeigte mir in ihrem Strickrahmen eine äußerſt mühſame Arbeit, zu deren Vollendung vielleicht nur noch der ununterbrochene Fleiß einer Viertelſtunde gehörte.

„Um meinetwillen alſo“ rief ich — „haben Sie die Geſellſchaft aufgegeben, auf welche Sie ſich ſo ſehr gefreut hatten?“ — Ohne zu wiſſen, was ich that, kniet' ich vor ihr nieder, und ſprach Worte, deren ich mich nicht mehr erinnre. Und trunken, wie ich war, als ſie mich aufrichten wollte, zog ich ſie zu mir herab, und unſre Lippen fanden ſich zu einem unvergeßlichen Kuſſe zuſammen. Zum erſten Male in meinem Leben fühlt ich recht deutlich, wo mein Herz ſchlug.

Ein neues Leben war mir aufgegangen; eine Flamme loderte, wie von einem Blitz entzündet, plötzlich in meinem Herzen auf. „Julie!“ ſtammelte ich — „wollen wir unſer Leben feſt aneinander ketten? Wollen Sie mein ſeyn?“

Sie wollte in jungfräulicher Verſchüchterung ſich loswinden. Ich hielt ſie feſt.

und wiederholte noch leidenſchaftlicher meine Frage. Eine Thräne ſtürzte aus jedem ihrer Augen, und ſie drückte freiwillig einen zweiten Kuß auf meinen Mund. — Gleich darauf eilte ſie aber zur Thür hinaus, um ihre Mutter zurückholen zu laſſen.

Sie ſetzte ſich an den Stickrahmen, allein ſie konnte jetzt noch weniger ſticken, als vorher ſpielen.

Ich war ein berauſchter Schauſpieler, der ſeine Rolle nicht mehr kann. Ich wußte von der Weiberfeindſchaft nichts mehr.

Ich wollte Julien einen dritten Kuß geben. Sie verweigerte mir ihn.

„Wenn Sie mich lieben!“ ſagte ich, und ſuchte aufs neue ihre Lippen. Sie ſchüttelte den Kopf, und wendete abermals das Geſicht von mir ab. — Ich glühte von nie empfundner Schaam. Wir ſprachen einige ewig lange Minuten kein Wort, bis die Ankunft der Mutter uns aus dieſer peinlichen Lage befreite.

So bald die Mutter ins Zimmer trat, war Julie lauter Leben und Freude, mir hingegen war es nicht möglich, mich aus meiner finstern Verstimmung heraus zu reißen. Julie spielte und stickte nun abwechselnd, ohne Zittern; sie sprach mit voller Unbefangenheit, nur richtete sie ihre Worte so wenig als ihre Blicke auf mich. Ich war ein Neuling in der Liebe, ich war noch ein schlechter Kenner des weiblichen Herzens, und hielt ihr Benehmen also für entschiedenen Unwillen und Abneigung. Gern hätte ich ihr Geschenk im Stiche gelassen, und auf die freundliche Unterhaltung der Mutter Verzicht gethan, um nur möglichst bald wieder frei athmen zu können. Doch daran durfte ich, Höflichkeits halber, nicht denken, und ich mußte auf meiner Folter ausharren, bis die Arbeit vollendet war.

Julie überreichte sie mir endlich mit einigen verlegnen Worten, die ich mit eben so verlegenen beantwortete. Sie sah, statt auf mich, auf den Fußboden, und sie vermied es geflissentlich, daß ihre Finger

die

die meinigen berührten. Das brachte mich faſt ganz außer Faſſung, und ich nahm ſogleich Abſchied und ging. — Erſt an der Hausthüre fiel mir der Brief an die Mutter ein. Ich gab ihn dem Dienſtmädchen, doch mit der ausdrücklichen Vorſchrift, ihn erſt am folgenden Morgen zu überreichen, damit ich ſchon zur Stadt hinaus wäre, wenn er geleſen würde.

Vor dieſem Beſuche wollte ich Zirkelitz hauptſächlich deswegen auf einige Zeit verlaſſen, um aller weitern Verhandlungen und Dankſagungen wegen der Schenkungsurkunde überhoben zu ſeyn; jetzt trieben mich auch Unmuth und Beſchämung mancher Art hinweg. Ich war ganz uneins mit mir ſelbſt. Ich dachte nur mit der größten Unzufriedenheit über mich und über Julien an den gehabten Auftritt; und dennoch würde ich die Erinnerung daran um keinen Preis weggegeben haben.

Mit dem anbrechenden Morgen verließ ich die Stadt. Der Leichenſtein meines Wohlthäters ſah in der Dämmerung,

wie ein Geſpenſt, über die Gottesackerwand. Das Herz fieng mir an zu ſchlagen. Mir fiel ein, wie beſchämt ich vor dem Todten ſtehen würde, wenn er mir plötzlich erſchiene. Daß ich ſeine Erbſchaft verſchenkt, müßte er mir, meinte ich, gewiß vergeben. Aber daß ich, der frühe Weiberfeind, geſtern vor einem Mädchen gekniet, daß ich, mit meinem Freiheitsſtreben, ſelbſt den Antrag zu einer feſten Kette um meinen Nacken gemacht hatte – was würde er dazu geſagt haben? Und noch dazu ein abgewieſener Bettler, der ich war — wie kläglich müßte ich vor ihm ſtehen! — Ich hielt plötzlich meine Hand vor die Augen, und eilte davon.

Meine frühere Meinung fiel mir hinterher zwar wohl manchmal ein, daß ſelbſt der alte Weiberfeind Julien, wenn er ſie ganz gekannt hätte, für eine Ausnahme von der Regel erklärt haben würde; und ich meinte, daß eine Ausnahme wohl die andere entſchuldige. Allein jedesmal rechnete ich mir dann wieder vor, daß ſie erſt einen Kuß von mir geduldet, dann

einen zweiten mir freiwillig gegeben, den dritten aber hartnäckig verweigert habe. Wenn das nicht Eigenſinn, wenn das nicht Launen wären, meinte ich, ſo gäbe es keine; und wer dieſe beſäße, möchte wohl noch mehr böſe Eigenſchaften haben, und alſo wohl unter die allgemeine Regel, nicht unter die Ausnahmen gehören.

Nach dieſer letzten Betrachtung war ich wenigſtens froh, daß Julie, anſtatt die hingehaltene Kette um meinen Nacken vollends zuzuziehen, mich von ſich zurückgeſtoßen hatte. — Das Schickſal iſt ein Tyrann, und Niemand, als ein Tyrann, kann wohlfeiler Dank verdienen. Wer uns hätte können die Hand abhauen laſſen, wird unſer Wohlthäter, wenn er uns nur um einen Finger ärmer macht; und wer uns drohte, den Kopf abſchlagen zu laſſen, iſt übergnädig, wenn er mit einer abgehauenen Hand vorlieb nimmt. Daher fieng ich nach und nach an, das Schickſal zu preiſen, daß es mich noch ſo mit dem blauen Auge habe davon kommen laſſen;

daß es, anſtatt mich aufs ganze Leben unglücklich zu machen, mich, zum Weihnachtsgeſchenk, nur ein wenig beſchämt und erniedrigt habe. Ich fing an, im Gefühl meiner geretteten Freiheit, meinen Nacken wieder muthiger aufzurichten.

Aber — fiel mir in einer ſchlafloſen Nacht auf einmal mit Schrecken aufs Herz — aber bin ich denn noch ganz frei? Beantwortete Julie meine Fragen, ob wir unſer Leben feſt aneinander ketten wollen, ob ſie mein ſeyn wolle, nicht mit unwillkürlichen Thränen und mit einem freiwilligen Kuſſe? Was heißt nach ſolchen Fragen ein ſolcher Kuß? Heißt er Ja oder Nein? heißt er beides, oder heißt er keins von beiden? Das hätte ich, als aufzugebende Preisfragen, einer Akademie von gelehrten Liebesrittern empfehlen mögen, wenn ich nur mit irgend einer in Bekanntſchaft geweſen wäre. Mir, dem gänzlich Unerfahrnen, war die Aufgabe zu ſchwer. Sie ging mir immer ernſtlicher im Kopfe herum.

Wenn der Kuß ein Ja hatte ſeyn ſollen: ſo war ich nicht mehr frei; ſo fühlte Julie ſich ebenfalls nicht mehr frei; ſo mußten wir, wenn uns auch Beide jener Schritt gereute, uns erſt gegenſeitig wieder für frei erklären, ehe wir es ſeyn konnten. Das war das einzige, was ich vollkommen begriff. Aber ſo oft mich Jemand ſchüttelte, und fragte: „Was ſtehn Sie in ſo tiefen Gedanken?“ hätte ich die Gegenfrage zur Antwort geben mögen mögen: „Können Sie mir nicht ſagen, ob ich eine Art von Bräutigam bin?“ — — So oft ich den Ausdruck das ſchöne Geſchlecht hörte oder las, ſo oft ſeufzte ich im Herzen, man ſolle es richtiger das gefährliche nennen, denn ich hatte im reichen Maaße erfahren, wie gefährlich die leiſeſte Berührung, das kleinſte Wort deſſelben werden könne. Ich war mehr als jemals geneigt, es für ein Dämonengeſchlecht zu halten, das der Schöpfer nur auf die Erde geſetzt habe, damit den Männern nicht zu wohl werde, und ſie nicht wähnen möchten, freie Götter zu ſeyn.

Solcher Betrachtungen machte ich immer mehr, je näher die Zeit meiner Rückkehr nach Zirkelitz heranrückte. Ich hatte meine Abwesenheit möglichst verlängert, und meine ganze Reise in einen geheimnißvollen Schleier gehüllt, so daß in Zirkelitz kein Mensch wußte, wo ich eigentlich war; allein endlich — es war im März — mußte ich nothwendig zurückkehren. Man kann denken, mit welcher Unruhe ich es that!

Ich wollte mich in Zirkelitz möglichst lange incognito aufhalten, aber ich konnte das so wenig, als irgend ein Prinz, wiewohl ich es ernstlicher damit meinte, als die meisten. Schon am zweiten Morgen ward an mein Zimmer geklopft, und Juliens Mutter trat herein.

„Sie sind so grausam, als großmüthig!" war ihre Anrede — „Wie hätten Sie mir es sonst so lange unmöglich gemacht, Ihnen für Ihre edlen Absichten zu danken!"

Sie bestand darauf, daß ich die Schenkungsurkunde zurücknehmen solle. Wir

ſtritten lange darüber. Endlich ſiegte ich durch die Vorſtellungen, daß ich eine freiwillige Abtretung der Erbſchaft an einen der Verwandten ganz unabänderlich beſchloſſen, und daß, wenn ſie dieſelbe nicht annähme, entweder ein reicher Geizhals, oder ein liederlicher Verſchwender — denn andre Verwandte gab es nicht — damit beſchenkt werden müßten. — Das half endlich. Nun wollte ſie ſich weinend in Dankſagungen ergießen; aber ich beſchwur ſie, mich ein für allemal damit zu verſchonen, und zu bedenken, daß ich nur gethan, was meine Ehre erfordert, und was ich alſo gar nicht habe laſſen können. Sie verſprach mir, mich weder mit Einwendungen noch Dankſagungen fernerhin zu beläſtigen.

Sie erwähnte Juliens mit keiner Silbe. Das war mir ein Beweis, daß ſie wußte, was vorgefallen war.

Ich bot ihr — weil ich glaubte, es nicht unterlaſſen zu dürfen — beim Weggehen den Arm, und ſie nahm ihn an. Weil ich doch einmal, über kurz oder lang,

einen Beſuch bei ihr machen mußte, folgte ich ihrer Aufforderung an der Hausthür, mit hinauf in ihr Zimmer zu kommen. Das Herz klopfte mir gewaltig. Aber Julie war ausgegangen; und — ſonderbar genug — das verdroß mich nun. Es erſchien mir als ein gar zu rückſichtloſes Zeichen ihres Widerwillens gegen mich, da ſie doch hätte vorausſetzen können, daß ich die Mutter zurückbringen würde.

Dieſem ungewiſſen, unangenehmen Verhältniß ein ſchnelles Ende zu machen, koſte es auch, was es wolle, war mein feſter Entſchluß. Jeden Tag nahm ich mir vor, daß ich morgen hingehn, oder einen Brief hinſchicken wolle; aber wenn das Morgen zum Heute geworden war, fand ich immer einen Vorwand zu einem Aufſchub, und ſagte aufs neue: „Morgen ſoll es geſchehn!“

So kam das Oſterfeſt heran. Am zweiten Feiertage gab der ehemalige Arzt meines Wohlthäters ein großes Mittagseſſen. Er hatte mir auch einmal das Leben gerettet; ich ehrte ihn auch als Men-

ſchen aufs höchſte; alſo nahm ich die Einladung an, ob ich gleich vermuthen konnte, daß auch Julie und ihre Mutter, als die vertrauteſten Freundinnen des Hauſes, zugegen ſeyn würden.

Meine Vermuthung beſtätigte ſich. Zum erſten Male ſah ich Julien wieder, aber ſie vermied es, ſich mir zu nähern, und verlor ſich unter den zahlreichen Gäſten immer aus meinen Blicken; und ſo ſehr ich auch ihre Annäherung fürchtete, ſo ſehr verdroß mich doch abermals ihre Entfernung.

Ich trank einige Gläſer Wein, um mich aufzuheitern, und Julien und mein Verhältniß zu ihr zu vergeſſen; allein gerade das Gegentheil erfolgte. Ich dachte an nichts, als an ſie.

Es war ein ſchöner Frühlingstag. Im Garten wurde Kaffee getrunken, und des Doctors Kinder nebſt einigen jungen Leuten, unter denen ſich auch Julie befand, ſuchten bunte Oſtereier, die im Buchsbaum verſteckt waren. Julie fand eins mit der Aufſchrift: „Glück zu!“ —

Ich hörte, daß darüber viel geſcherzt wurde, daß man ſagte, dieß bedeute eine baldige Veranlaſſung zu einer ernſthaften Gratulation; ich bemerkte — oder glaubte wenigſtens zu bemerken, — daß man mich dabei mit einem bedeutenden Lächeln anſah. — Das gab der Sache endlich einen Ausſchlag.

Ich ſuchte Juliens Mutter, und verzweifelte faſt vor Ungeduld, daß ſie in einem tiefen Geſpräch mit einem höchſt queckſilbrigen Blaurock war. Ich jagte ſie dieſem endlich faſt gewaltſam ab, und führte ſie in einen entfernten Gang, mit der Bitte um eine ernſte, offenherzige Erklärung. Ich trug ihr genau mein und Juliens Verhältniß vor, doch ohne einen Namen zu nennen, und bat ſie, mir zu ſagen, ob ein ſolcher Mann und ein ſolches Mädchen noch für frei zu erklären wären, oder nicht.

Sie ſah mich mit einem ernſten, nachdenkenden Blick an, und ſagte mit ruhigem, doch nicht ganz unbefangenen Tone: „Ich muß Beide für frei erklären.“

"Frei?" erwiederte ich — „Frei? O das iſt ein groſses Wort! — Und wenn ich Julien die Entſcheidung überlaſſen hätte: würde ſie das nämliche Wort geſprochen haben?"

„Ganz gewiß!" war ihre Antwort, der man indeſſen viel innere Bewegung anhörte.

Ich küßte ihr mit Heftigkeit die Hand, und verließ ſie, denn dieſes Ganz gewiß war mir, wider mein Erwarten, empfindlich in hohem Grade. — In einer Laube ſaßen noch einige ältliche Herren bei einer Weinflaſche. Der Doctor rief mich hinzu. Ich trank haſtig noch ein paar Gläſer, der Freiheit zu Ehren. Dann ſprang ich fort, weil ich Julien mit zwei Kindern in der Nähe ſah.

„Glück zu!" ſagte ich — „Eben habe ich der Freiheit ein Vivat gebracht. Da hätten Sie mit anſtoßen ſollen! Wir feiern ja wohl Beide heute ein Auferſtehungsfeſt?"

Sie erzwang ein Lächeln, ohne zu antworten.

„Nun?“ fuhr ich fort — „Iſt die Freiheit nicht ein köſtliches Gut? Und ſind wir nicht frei?“

„Wie könnt' ich Nein ſagen?“ antwortete ſie mit einem noch gezwungenern Lächeln — „Ihr Herz müßte das von ſelbſt wiſſen.“

Da kam der Blaurock des Weges gegangen: und Julie, als ob ſie ſich vor mir retten wollte, eilte ihm mit den Worten entgegen: „Helfen Sie mir doch meine Mutter ſuchen!“ Ich achtete deſſen in dieſem Augenblicke nicht, denn ich war in einer tolluſtigen Stimmung.

Ich entfernte mich durch eine Hinterthür des Gartens, die aufs Feld führte. Ein lauer, leichter Zephyr ſpielte in meinem lockichten Haare. Lerchen wirbelten vom grünen Saatfeld in die blaue Luft hinauf. Ein junger Schmetterling verſuchte die bunten Flügel. Von allen Seiten ſprach mich neues, fröhliches Leben an. „Sammelt euch um mich her!“ rief ich dem Zephyr, der Lerche, den Schmetterlinge zu — „Sammelt euch um mich

her, denn ich bin eures gleichen! Ich bin frei! und wer frei iſt, iſt glücklich!" Die Sehnſucht meiner früheren Jugend nach Flügeln zitterte auf einmal wieder durch meine Seele, wie das Echo eines längſt verklungenen, ſchönen Tones. — Ich ſchweifte bis zum Abend umher, und beſchloß, mich loszureißen, und auf immer dieſe Stadt zu verlaſſen, denn eine innere Stimme ſagte mir, daß ich Julien nicht wieder ſehen müſſe.

An jedem folgenden Tage rief ich mir aufs neue zu: „Ich bin frei! und wer frei iſt, iſt glücklich!" Aber das Gefühl meines Glücks wurde ſchwächer und ſchwächer. Jener Ausruf war am Ende nichts mehr, als ein Sporn, den ich mir vorſätzlich in die Seite ſtieß, um mich gewaltſam in Bewegung zu bringen. Allmählich ſchlug das Mittel nicht mehr an; ich blieb kalt und ſtill dabei, und warf es endlich als unnütz gänzlich auf die Seite.

Es war etwas in meiner Seele, das ich für böſes Gewiſſen hielt. Unaufhörlich dachte ich mit ſteigender Unruhe an

Julien, und ich war dem Selbſtgeſtändniß ſehr nahe, daß ich mich an ihr ſchwer verſündiget habe. —

In Beziehung auf die Erbſchaftsangelegenheit hatte ich der Mutter nach einiger Zeit eine Nachricht mitzutheilen. Es hätte können ſchriftlich geſchehen, doch ich überredete mich, daß es beſſer wäre, wenn ich es mündlich thäte. Ich faßte mir ein Herz, und ging hin.

Ich hatte mein beſtes Kleid angezogen, damit ſie, die jetzt im Wohlſtand waren, nicht durch meinen ſchlechten Alltagsrock auf eine Weiſe, die ihnen hätte empfindlich ſeyn müſſen, an meine beſchränktere Lage erinnert werden möchten. Aus dem nämlichen Grunde nahm ich mich auch vor, durchaus zu thun, als ob ich die Spuren ihres neuen Wohlſtandes gar nicht bemerkte, ſo ſehr ich mich auch darauf freute, ſie an ihren Umgebungen zu ſehn. Ich hatte mich indeſſen gänzlich hierin geirrt. Sie ſaßen noch mit dem nämlichen häuslichen Fleiße, wie ſonſt, in den reinlichen, einfachen Hauskleidern, die ich ſchon kannte,

auf den nämlichen altmodiſchen Stühlen, auf denen ſie ſonſt geſeſſen hatten. Ein Teller, der auf dem Tiſche ſtand, zeigte auch, daß ſie ihrem alten, einfachen Frühſtück vollkommen treu geblieben waren; kurz, alles bewies mir, daß nicht die mindeſte Veränderung in ihrer Lebensweiſe vorgegangen war. Kaum konnte ich es laſſen, meine Verwunderung hierüber laut werden zu laſſen.

Die Mutter war freundlich, doch weniger vertraulich, als ſonſt. Die vermehrte Höflichkeit, die das verbergen ſollte, verrieth es mir nur.

Ich wollte Julien beobachten, doch fehlte es mir hiezu ſo ganz und gar an Unbefangenheit, daß ich keinen Blick zu ihr hinbringen konnte. Ich wurde zerſtreut, und gab der Mutter ein paar unpaſſende Antworten. Wir Beide befanden uns nicht wohl hiebei; um alſo unſerer Noth ein Ende zu machen, griff ich nach meinem Hute.

Da trat plötzlich der Doctor ins Zimmer. „Wie geht es mit unſrer Patien-

tin?" fragte er, indem er der Mutter die Hand küßte.

„Sie befinden sich nicht wohl, Madam?" fuhr ich fort zu fragen.

„Um Verzeihung" — antwortete sie bekommen, — „meine Tochter" —

Jetzt endlich blickte ich ernstlich nach dieser hin. Sie stand neben ihrem Stickrahmen, auf der nämlichen Stelle, wo wir am Weihnachtsabende neben einander gesessen hatten. Aber ihr damals so hoch glühendes Gesicht war jetzt so blaß, und hatte einen solchen Ausdruck von Schmerz und Leiden, daß ich davor erschrak. Sie sah still vor sich nieder; doch schien es ihr nicht zu entgehn, daß ich sie unverwandt anstarrte. Eine schmerzliche, innere Bewegung verrieth sich in ihrem unruhigeren Athem und im Zurückdrücken einer Thräne.

„Sie denkt des Weihnachtabends!" rief mein Gewissen mir zu, und eine schwere Last wälzte sich auf meine Brust. Die Knies wollten mir zusammensinken. Wären wir allein gewesen: ich wäre vor ihr hingestürzt, und hätte gestammelt:

„Ver-

„Vergebung!“ — Ich wollte wenigſtens zu ihr hingehen, um ihr die Hand zu reichen; aber die weite Kluft, die ſeit dem Oſterfeſte zwiſchen uns war, ließ mich nicht zu ihr. Ich drückte die ſchon ausgeſtreckte Hand gegen die Stirn; und mit einem halblauten: „Wehe mir!“ wankte ich, wie ein überführter Verbrecher, zur Thür hinaus.

Zwei Tage brachte ich höchſt unmuthig und unentſchloſſen in meinem Zimmer zu. Endlich wollte ich durchaus ſehen, ob Julie noch ſo blaß und betrübt ſei. Ich faßte mir ein Herz und ging hin. Nach zweimaligem, vergeblichem Klopfen an der Thür des Wohnzimmers, nöthigte mich das Dienſtmädchen hineinzugehn. Niemand war darin, doch hörte ich im Nebenzimmer lebhaft ſprechen, ob ich gleich nichts davon verſtand. Die Thür deſſelben war wieder halb offen, wie bei meinem erſten Beſuch, und ich fand bald die Stelle, von wo aus ich wieder ein bewegliches Bild im Spiegel ſehen konnte. Ich erblickte diesmal einen jungen Mann, der

eben mit dem Ausdruck der höchsten Rührung eine weibliche Hand küßte. Wem die Hand gehörte, konnte ich nicht sehen; allein ich zweifelte keinen Augenblick, daß es Juliens Hand sei. Eine unangenehme Empfindung, die mir noch gänzlich neu war, trieb mich fort von dem unerträglichen Anblick. „Glück zu!" murmelte ich zwischen den Zähnen, und ging nach der Thür, durch welche ich gekommen war. Ehe ich mich indessen entfernen konnte, trat Julie, durch mein Geräusch aufmerksam gemacht, ins Zimmer. Ein unverkennbares Erschrecken bei meinem Anblick färbte ihr Gesicht. „Ich will Sie nicht stören," sagte ich — „Sie befinden sich wohl; weiter wollte ich nichts wissen."

Jetzt trat die Mutter mit dem jungen Mann hinzu, an dem mir alles, besonders die ungewöhnliche Höflichkeit, mit der er sich vor mir verbeugte, zuwider war. Die Mutter nannte mir seinen Namen nicht, und ich war zu stolz, danach zu fragen. Es war auffallend, wie wenig unbefangen die Mutter war. Sie

ſprach vom Wetter, vom Kriege, endlich gar von einem Delinquenten; allein man ſah, daß ihre Seele eigentlich mit etwas ganz anderm beſchäftigt war, daß ſie etwas ganz anders auf der Zunge hatte, was ſie nur nicht über die Lippen bringen konnte. Ich wurde ungeduldig und ging. Der junge Mann blieb.

Unaufhörlich fragte ich mich, wer er ſei, und was er dort wolle, und ein höchſt unangenehmes Gefühl niſtete ſich immer tiefer in meinem Herzen ein.

Am folgenden Tage, als ich über die Straße ging, ſah ich die Witwe und den jungen Mann zu einem Kaufmann gehen, der mit leinenen und baumwollenen Waaren handelte. Ohne mich zu bemerken, gingen ſie ziemlich nahe an mir vorbei. Jetzt ſah ich den jungen Mann zum erſten Male recht deutlich im Profil, und nun wußt' ich ſogleich, daß ich ſein Miniaturbild kürzlich bei einem Goldſchmidt, der mein Schulfreund war, geſehen hatte. Augenblicklich eilt' ich zu dieſem, und ich fand das Bild ſchon in ein Medaillon ge-

faßt. Mein Freund ſagte mir, der junge Mann ſei ein Apotheker, der ſich erſt ſeit ein paar Monaten etablirt, und außer dem Medaillon auch noch einen Ring von ſeinen Haaren und mit den Anfangsbuchſtaben ſeines Namens beſtellt habe.

„Alſo ein verliebter Ritter!“ ſprach ich mit innerm Grimme. „Hole der Teufel doch alle verliebte Narren!“

Mein Freund war ein Schelm, und ſah mich einige Augenblicke ſtarr an. Plötzlich ſah er ſich, bei einem kleinen Geräuſch, erſchrocken nach der Thür um, und ſagte: „Dachte ich doch wahrhaftig, er käme, um dich beim Worte und beim Kragen zu nehmen!“

„Wer?“ fragte ich unbefangen.

„Der Teufel,“ war ſeine Antwort.

„Nun, auf mich ſoll ihm mein Fluch kein Recht geben,“ erwiederte ich halb empfindlich.

Und ganz trocken brummte der Schelm: „Darum kommt er auch wohl nicht.“

Ich lief fort. Ich wollte nichts, gar nichts weiter wiſſen. Dennoch ruhte ich

nicht, bis meine alte Aufwärterin ausspionirt hatte, was Juliens Mutter mit dem Apotheker bei dem Kaufmanne gemacht habe. Sie hatten gemeinschaftlich eine Menge Leinwand und Barchent erhandelt. Meine Alte bewies mir unwiderlegbar, es müsse zu Brautbetten seyn.

„Also gar schon Braut und Bräutigam!“ rief ich mit Zähneknirschen, und fuhr mit der Faust gegen die Stirn. — „Und ich Narr konnte an Ostern noch fragen, ob man mich für frei erkläre!“ — Nun wußt' ich auf einmal, warum man mich damals so ganz und gar nicht festhalten wollte. Indem ich jene Scene im Garten des Doctors, die meinen Stolz jetzt so empfindlich-beleidigte, mir noch einmal recht lebhaft vergegenwärtigte, ward es mir plötzlich klar, daß der Blaurock, dem ich damals die Mutter abjagte, und den Julie, gleichsam zur Hülfe gegen mich, herbeirief, Niemand anders gewesen war, als der Apotheker. Mit bitterm Lachen brach ich in die Worte aus: „Also, diese kriechende, fatale Apotheker-

figur hatte sich die spröde Julie schon in Zeiten erkohren!" — Ich hatte geglaubt, allein zu seyn; doch die Alte stand noch in der Thür, und fing an, allerlei zu Ehren der Apotheker zu sagen, und mir nicht undeutlich zu verstehen zu geben, daß der eben erwähnte wenigstens eine eben so hübsche Figur habe, als ich. — Sie hätte hierin vollkommen Recht, das mußte ich selbst gestehn, und das verdroß mich am meisten. Ich entließ die Alte auf der Stelle ihres Dienstes, nur ihr alter, gichtbrüchiger Mann, so wenig er auch dazu taugte, sollte mir künftig aufwarten, weil ich kein Weib mehr um mich haben möchte, weil ihr ganzes Geschlecht mir zuwider sei, sagte ich ihr grade ins Gesicht.

„Nun, so ein Weiberfeind ist mir doch noch nicht vorgekommen!" brummte die Alte im Hinweggehen. Im Triumph über diesen halb eingebüßten, nun wieder errungenen Titel, warf ich ihr noch einen Thaler zu, und blickte freier, als ich seit langer Zeit gethan hatte, das Bild des seligen Bürgermeisters, meines Wohlthä-

ters und Wegweiſers auf der glorreichen Bahn der Weiberfeindſchaft, an. Alle meine vorräthigen Thaler hätte ich darum gegeben, wenn ich Julien, von der ich nun wußte, daß ſie mir recht ſehr verhaßt war, meinen Triumph hätte können ſehen laſſen.

„Faſt hätte mich ein Irrlicht auf einen gefahrvollen Abweg verleitet!“ ſagte ich zu mir ſelbſt — „Dem Himmel ſei Dank, daß ich mich wieder zurecht gefunden und meine Freiheit gerettet habe, durch eigne, früh errungene Weisheit und Kraft!“ — Julien nie wieder zu ſehen, war mein raſcher, kräftiger Entſchluß, der mich nicht einmal eine Ueberlegung, viel weniger einen Kampf koſtete. Ich triumphirte immer lauter.

Unglücklicher Weiſe begegnete mir am folgenden Tage, da ich zum Thore hinausging, der Wagen des Doctors. Julie und ihre Mutter ſaßen darin. Gleich einer Bildſäule blieb ich ſtehen, und ſah mit Schrecken, wie leichenblaß und kummervoll Juliens Geſicht war. Deutlich

fühlte ich: das war kein Geſicht einer glücklichen Braut; und zum erſten Male fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, ob Julie den Apotheker auch wohl aus eigner, freier Wahl heirathen wolle, oder nicht. Von dieſem Augenblick an hielt ich es für ſündlich, ſie noch länger zu haſſen, und ich dachte nur noch mit Theilnahme an ſie.

Nach ein paar Tagen ſah ich ſie wieder im Wagen des Doctors zum Thore hinausfahren. Ich wußte, daß der Doctor ſeinen Wagen nur an Kranke, die ihm vorzüglich wichtig waren, und des Fahrens als Kur bedurften, verborgte. Das bewies mir, daß Juliens Krankheit ernſtlich war. Ich wußte vor Unruhe nicht, was ich beginnen ſollte. Endlich lief ich zum Doctor unter dem nichtigen Vorwande eines eigenen Uebelbefindens, und fragte mit klopfendem Herzen nach Juliens Zuſtande.

Auffallend verfinſterte ſich ſein Blick bei meiner Frage, und er wurde einſilbiger, als gewöhnlich. Er meinte, ſie leide

an einer Art von ſchleichendem Fieber, das ſie aufreiben müſſe, wenn es nicht bald, wenn es nicht längſtens bis Pfingſten zum Weichen gebracht werde.

Pfingſten war nahe. Ein Schauder überfiel mich bei dieſer Erklärung. — Mir fiel ein, ob der Beſuch eines Bades Julien nicht nützlich ſeyn könne. Der Doctor meinte, das ſei zweifelhaft und auch wohl zu koſtbar.

„Zu koſtbar?“ unterbrach ich ihn mit Befremdung.

„Ich weiß, was Sie ſagen wollen,“ antwortete der Doctor — „Die guten Leute haben jetzt freilich Einkünfte genug; nur ihre Grundſätze — — doch darüber habe ich kein Recht zu ſprechen.“

Wir wurden geſtört, und ich ging, höchſt unzufrieden über die Mutter, die ich durch meine Abtretung der Erbſchaft nur geizig gemacht haben mußte, hinweg. Es wurde mir klar und immer klarer, Julie ſei das unglückliche Opfer der Habſucht des Apothekers und des unverſtändigen Ueberredens der Mutter. Ich konnte

nicht zweifeln, daß der Apotheker nur durch das von mir abgetretene Vermögen zu Julien hingelockt war. Mich ſelbſt ſah ich daher als das unſelige Werkzeug zur frühern Zerſtörung eines herrlichen Lebens an. Ich hatte Julien ins Unglück geſtürzt! Ich mußte ſie alſo auch zu retten ſuchen! Darüber war ich vollkommen mit mir einig. Nur das Wie war mir eine Aufgabe, zu deren Löſung ich zwar ſchnell genug hundert Plane machte, aber auch eben ſo ſchnell wieder verwarf.

So überraſchte mich der Morgen des erſten Pfingſtfeſttages. Es fiel mir ſchwer aufs Herz, daß der Doctor gerade das Pfingſtfeſt zum entſcheidenden Termin genannt hatte. Es war für mich etwas Ominöſes in den Kirchenfeſten. Weihnachten und Oſtern waren für mich ſchon ſo wichtig geweſen in Beziehung auf Julien. Heute, am Pfingſtfeſte, ſollte ich ihr Todesurtheil hören!

Der Doctor ſprach es aus, hart und finſter, wie ein Höllenrichter. Das zer-

ſtörende Fieber war nicht gewichen, ſondern war heftiger als je. — Auf dem ganzen Wege zu dem Doctor glaubte ich, auf das Schlimmſte gefaßt zu ſeyn; jetzt aber war ich ſo erſchüttert, als ob ich mein eigenes Todesurtheil gehört hätte. „Ach!“ rief ich mit hervorſtürzenden Thränen — „warum haben Sie mir einmal das Leben gerettet? und warum retten Sie es Julien nicht?“

Mit immer finſtrerem Blick erwiederte er: „Hier kann kein Arzt und keine Chinarinde helfen! Juliens Körper wird vom Gemüth aus zerſtört! Nur vom Gemüth aus hätte alſo auch die Heilung verſucht werden können!“

„Alſo hab' ich recht geahnet!“ fiel ich ihm raſch ins Wort — „Julie iſt unglücklich! und ich gab leider die erſte Veranlaſſung dazu!“

„Fühlen Sie das?“ fuhr der Doctor auf, mit hell aufblitzendem Blick — „Aber wollen Sie das blos fühlen, und nicht handeln?“

„Ich war immer verlegen um das Wie;“ fiel ich ihm in's Wort — „jetzt auf einmal weiß ich, was ich zu thun habe.“

Ich stürzte fort, ohne mich von den väterlich ausgestreckten Armen des Doctors aufhalten zu lassen, und ohne zu verstehn, was er mir noch nachrief. An jeder Minute, meinte ich, hinge Leben oder Tod; darum eilte ich, so sehr ich konnte, grade nach der Wohnung des Apothekers.

Er war nicht zu Hause, doch sollte er gleich zurückkommen. Ich wartete vergeblich einige unerträglich lange Minuten. Endlich konnte ich vor Ungeduld nicht länger bleiben, und ließ ihm folgende, im Fluge geschriebene Zeilen, in einem versiegelten Zettel zurück: „Als freiwilliger Advocat Ihrer Braut beschwöre ich Sie, derselben ihr erzwungenes Wort zurückzugeben! Es muß geschehn, und zwar auf der Stelle, denn die Unglückliche ist sonst eine Beute des Todes! Ich nehme sie gegen Sie und gegen die Mutter in Schutz; und als Jurist werde ich

Maaßregeln ergreifen, daß mit dem von mir abgetretenen Vermögen weiter kein Mißbrauch zu Gunsten einer solchen Heirathsspeculation getrieben werde.“

Kaum war ich nach Hause gekommen: so stürzte der Apotheker athemlos in mein Zimmer. Hitzig sprachen wir eine Menge Worte gegen einander, die Keiner verstand und begriff. Endlich stritten wir darum, wer von uns Beiden toll sei, ich oder er; und es wundert mich noch heute, daß wir nicht Einer dem Andern den Schädel einschlugen, um im Gehirne nachzusehen, wer Recht oder Unrecht habe. In der Verzweiflung stieß ich endlich einen Schwur aus, daß ich lieber alle mögliche juristische Teufelskünste aufbieten wolle, um das unglückliche Mädchen bettelarm zu machen, ehe ich zugäbe, daß die verwünschte Erbschaft die Veranlassung zu einer erzwungnen Heirath für sie werde. Hier wurde der Apotheker ganz wie besessen, und schwur noch ärger, als ich, daß er auf Ausstattung und alle zeitliche Vortheile gern Verzicht thue, und daß sein Engel,

auch bettelarm, lieber mit ihm Pillen drehen, als ohne ihn einen Scepter führen werde, denn sie liebten sich einander aufs rasendste schon seit Jahr und Tag.

Da er sich das nicht wollte abstreiten lassen, sondern sich keck auf das Zeugniß von Juliens Mutter berief, welche alle Liebesbriefe gelesen habe, sagte ich kurz: „Kommen Sie hin! aber nur auf der Straße kein Wort, damit wir nicht zum Scandal werden!“ Und so liefen wir stumm, doch nicht weniger erbittert, neben einander hin.

Wir traten ins Zimmer. Mutter und Tochter waren nicht wenig erstaunt, uns Beide kommen zu sehen. Ich wollte eine ruhige Einleitung machen, aber mit einem Zetergeschrei, das fast zum Geheul wurde, rief der Apotheker gleich die Mutter zum Zeugniß auf, daß sie ihm die Ausstattung fast aufgezwungen habe, und daß er und seine liebe Braut einander aufs entsetzlichste liebten. Er gab ihr meinen Zettel, und schrie ihr unsern gehabten Zank noch einmal vor, daß ich

nicht zum Worte kommen konnte. Ich führte also Julien bei ihrer zitternden Hand nach dem andern Ende des Zimmers, und sagte zu ihr: „Ich weiß, daß Sie am Rande des Verderbens stehen, und da ich durch die fatale Erbschaft die unglückliche Veranlassung dazu gegeben habe: so halte ich es für Pflicht, alles zu Ihrer Rettung zu versuchen, und ich biete Ihnen hiermit, als redlicher Freund, meine Hand." —

„Nein!" unterbrach sie mich mit dem schmerzlichsten Tone — „nein, dieses Mitleid ist noch schrecklicher, als das ganze, grausame Spiel, das Sie seit dem Weihnachtsabend mit meinem Herzen getrieben haben!"

„Welch grausames Spiel?" fragte ich betroffen, und hielt ihr meine Hand entgegen.

Sie schob meine Hand hinweg und erwiederte: „Stille davon! den Triumph will ich Ihnen lassen, ein unbewahrtes Herz zerrissen zu haben; aber Ihre Hand als ein Almosen anzunehmen, bin ich

auch im Angesichte des Todes, noch zu stolz!“

Ich begriff sie nicht, und stotterte verlegen: „Wollen Sie denn den Apotheker lieber heirathen, als meine Hülfe annehmen?“

Da warf sie einen halb schmerzlichen, halb verachtenden Blick auf mich, und schluchzte: „Nein, solchen unwürdigen Hohn verdiene ich nicht!“

In diesem Augenblicke trat der Doctor ins Zimmer. Julie wankte ihm entgegen, ergriff ihn ängstlich bei der Hand, und zog ihn ins Nebenzimmer. Ich wußte nicht, ob ich nachfolgen, oder bleiben sollte.

Jetzt stellte sich mir die Mutter entgegen, und sprach mit ernstem, doch ruhigem Tone: „Ich habe die Erbschaft angenommen, weil Sie mich dazu zwangen; doch habe ich mir noch nicht erlaubt, einen Pfennig davon zu meinem und meiner Tochter Nutzen zu verwenden. Statt dessen machte ich mich anheischig, den Sohn unsers verarmten, verschwenderi-

schen

ſchen Vetters ſtudieren zu laſſen, und ſeiner Tochter eine anſtändige Ausſteuer zu geben. Daß ſie dieſen Herrn recht herzlich liebt, weiß ich aufs zuverläſſigſte.“ —

„Ihre Couſine?“ fiel ich ihr ins Wort — „die liebt den Herrn Apotheker? Warum will er denn nicht die, ſondern Ihre Tochter heirathen?“

Jetzt erhob der Apotheker ein neues Geſchrei; auch die Mutter fing an lebhafter zu ſprechen; und ich hörte mit einem Erſtaunen, wobei ich mich lächerlich genug ausnehmen mochte, daß ich lauter Lärm ohne Noth gemacht hatte, indem der Apotheker wirklich der Bräutigam der Couſine war, und ſich es nie hatte einfallen laſſen, Julien heirathen zu wollen. Ich ärgerte mich nicht wenig über mich ſelbſt.

„Aber Juliens Gemüthskrankheit“ — fing ich endlich nachſinnend an — „der Doctor ſprach doch ſelbſt davon.“

„O ſpotten Sie nicht meines unglücklichen Kindes!“ brach die Mutter jetzt

ſchmerzlich aus, und ging ſeufzend in das Nebenzimmer.

Während ich dem Apotheker die Hand zur Verſöhnung reichte, trat der Doctor zu uns. „Wir haben uns heute Beide nicht verſtanden," redete er mich an, „und ich glaube nun faſt, Sie verſtehen auch Julien und ſich ſelbſt nicht. Wenigſtens kann ich mir nicht denken, daß Sie Julien durch das eben gehabte Geſpräch ſo tief gekränkt haben würden, wenn Sie wüßten, wie ſehr das gute Mädchen Sie vom Anfange Ihrer Bekanntſchaft an liebt, und wie unglücklich ſie durch dieſe Liebe iſt!"

„Was ſagen Sie?" ſtammelte ich im höchſten Erſtaunen — „Julie liebt mich?!"

„O, ich will Ihnen noch mehr ſagen," fuhr der Doctor mit einem leiſe ſpottenden Lächeln fort, „Sie erwiedern Juliens Liebe, und zwar ſchon ſeit langer Zeit, und mit einer ungewöhnlichen Leidenſchaftlichkeit!"

„Herr Doctor!“ unterbrach ich ihn — „meine Grundſätze“ —

„Still!“ ſagte der Doctor, „machen Sie mich nicht zu lachen bei einer ſo ernſthaften Sache! Ja, ja, werden Sie nur roth und immer röther, und ſchämen Sie ſich endlich einmal Ihrer Thorheit! Julie und ihre Mutter würden aus Delicateſſe ewig ſchweigen, und Julie würde ſchweigend ſterben; aber ich will endlich reden und Ihnen ſagen: Sie könnten höchſt glücklich ſeyn und höchſt glücklich machen, wenn Stolz und Unerfahrenheit Sie nicht verblendet, wenn eine Grille von falſchverſtandener Freiheit, und eine andocirte und ovraiſonirte, lächerliche Weiberfeindſchaft Ihnen nicht im Kopfe geſpukt hätte! Sie wollten frei ſeyn, Sie verſchmähten deswegen die ſchönſten Bande, welche die Natur uns bereitet hat; und Sie waren der traurige Sclave einer thörichten Grille, die Sie in ſchwere Feſſeln ſchlug, und Sie und Julien unglücklich machte!“

Ich war erſchüttert bis in die innerſte Tiefe meiner Seele, und ergriff die Hand

des Doctors, um raſch mit ihm ins Nebenzimmer zu Julien zu gehen. Aber er hielt mich zurück und ſagte: „Julie darf in dieſem Augenblicke nicht noch mehr erſchüttert werden; auch wird ſie aus keiner augenblicklichen Ueberraſchung Vortheil ziehen wollen. Laſſen Sie uns jetzt gehen, und prüfen Sie zu Hauſe ruhig, was ich Ihnen geſagt habe! Sind Sie dann zu der wahren Freiheit des Geiſtes gelangt, Ihre alten Grillen und Vorurtheile als Lächerlichkeiten von ſich zu werfen, und zieht Ihr Herz Sie zu Julien hin: ſo kommen Sie dieſen Nachmittag um vier Uhr in meinen Garten! Sie werden Julien da finden.“

Wir gingen, und auf der Straße löſte der Doctor mir noch manches Räthſel in Juliens und meinem Benehmen, um mich von unſerer gegenſeitigen Liebe zu überzeugen. Ich hörte alles ſtill nachdenkend an, und verarbeitete dann zu Hauſe bei verſchloſſenen Thüren in meinem Kopfe alle die neuen Anſichten. Immer weiter verfolgte ich den Blick, den der Doctor mich

ſo unerwartet hatte in mein Herz thun laſſen. Ich mußte aufs neue erröthen, und mir geſtehen, daß ich Julien leidenſchaftlich liebe. — Doch, dem Bildniß meines weiberfeindlichen Meiſters gegenüber, legte ich in die andere Wagſchale nun auch meine alten Grundſätze über die Weiber, meine Freiheitsliebe, meine früheren Gelübde. Ich wog mit möglichſter Beſonnenheit; ich fühlte klar und tief, daß heute der Würfel geworfen werden mußte, der auf mein ganzes Leben über Glück oder Unglück entſchied! Hingehn zum Doctor, oder nicht hingehn? das war die Frage! die große, wichtige Frage!

Und ich ging weder um vier, noch um fünf, noch um ſechs, noch um zehn Uhr hin — ſondern im Gegentheil, um zehn Uhr kam ich ſchon wieder zurück, und zwar als Juliens erklärter Bräutigam, denn — ungeduldig und irrig in der Zeit — war ich ſchon vor drei Uhr hinausgerannt, um in der nehmlichen Laube, wo ich mich an Oſtern, der Freiheit zu

Ehren, zum Frevler an Juliens Herzen trank, auf den Knieen vor ihr meine Sünde abzubitten, meine vielfältigen Thorheiten zu bereuen, und im Gefühl überschwenglicher Liebe und Seligkeit auf immer Herz gegen Herz zu vertauschen.

Der Himmel erhörte mein heißes Flehen. Was eine hoffnungslose Liebe zu zerstören angefangen hatte, das stellte eine glückliche Liebe aufs schönste wieder her. Julie erholte sich, wie eine Blume, die aus einer fremden, dürren Wüste wieder auf den heimathlichen, fruchtbaren Boden versetzt wird. Ich wurde tausendmal glücklicher, als meine Thorheit es verdient hatte; und in den Fesseln, mit welchen die Liebe mich umwunden hält, hoffe ich, bis an mein Lebensende nur zu lachen über meine ehemalige thörichte Freiheitsgrille und Weiberfeindschaft.

# Geſchichte vom dünnen Veit.

## Erſtes Kapitel.

Es war einmal ein Schneider, der wurde von Jung und Alt in der Stadt der dünne Veit genannt. Darüber ärgerte er ſich, ſo oft er es hörte; und wo er es glaubte wagen zu dürfen, ſchalt er nicht wenig um ſich herum, oder hieb auch mit ſeiner Elle auf den Tiſch, ſo daß er im Zorn mehr denn eine zerbrach. Die ihn alſo nannten, hatten aber gar nicht unrecht, denn Veit war wirklich ſein Nahme, und dünn war er über die Maaßen, indem, nach der Verſicherung ernſthafter Leute, der Umfang ſeiner Lenden nicht mehr denn eine Spanne, und der Umfang ſeines Leibes, da wo der Magen ſitzt, noch nicht völlig zwei Spannen betrug. Ja ein luſtiger Geſell behauptete ſogar von ihm, daß er einſtmals, als er ſehr eilig einen

Zwirnfaden in ein Nadelöhr habe ziehen wollen, mit halbem Leibe selbst hineingefahren sey, ohne sich zu quetschen oder weh zu thun.

So dünn sein Leib aber auch war: so hatte doch ein sehr hochfahrendes Herz darin Raum. Er verliebte sich nicht nur fast in alle vornehme Frauen, deren Männer sich von ihm ein Kleid machen ließen, sondern er meinte auch, daß er gewiß zu etwas weit Höherem geboren sey, als zu einem Schneider, ohne daß er jedoch mit sich einig werden konnte, wozu. So oft er nun des Nachts träumte, daß er ein Burgemeister oder ein Edelmann geworden sey, mochte er einen ganzen Tag weder Scheere noch Nadel zur Hand nehmen; und hatte eine Edeldame ihn, bei Bezahlung einer Rechnung für ihren Gemahl, ein wenig freundlich angesehn, oder ihn gar mein lieber Veit genannt: so war mehrere Tage lang gar kein Auskommen mit ihm. Da indessen in der Stadt eben kein geschickterer Schneider war, als er: so übersah man seine

wunderlichen Launen, um nur aus seiner Werkstatt Arbeit zu bekommen; und so dünn und leicht er selbst war, so voll und schwer wurde sein Geldkasten nach und nach.

## Zweites Kapitel.

Je reicher er wurde, und je vornehmer er sich daher dünkte, deste verdrüßlicher war es ihm, daß man ihn nicht den reichen, oder den schönen, sondern immer noch den dünnen Veit nannte. All' sein Dickthun, indem er die weitesten Pluderhosen, und Weste über Weste anzog, half ihm nichts. Da fiel ihm ein, daß er sich einen Titel aufschaffen müsse, um seinen Nahmen, nebst ehrenrührigem Beiwort, aus dem Munde der Leute zu bringen. Er ließ sich daher, bei der ersten vorkommenden Gelegenheit, drei Wochen lang fast außer Athem, und ließ es sich nicht wenig kosten, um Viertelsmeister oder Schützenhauptmann zu werden. Doch die Kabale seiner neidischen Kollegen stand ihm zu hartnäckig im Wege; und die Welt war

damals in ihrer Verfeinerung noch nicht so weit vorgerückt, daß er sich von einem fingerfixen Scribenten hätte unter seinem Nahmen eine Abhandlung über irgend einen Gegenstand der Schneiderei schreiben lassen können, um auf diesen Grund zum Magister oder geheimen Costum-Rath kreirt zu werden. Er konnte also keins von beiden werden.

Glücklicherweise aber war um selbige Zeit Graf Georg von Knebelbart, der alte Grundherr des Städtchens, nach dreißigjähriger Abwesenheit, in das alte Stammschloß seiner ritterlichen Ahnen zurückgekehrt. Nun triumphirte Veit im Stillen schon über alle seine Widersacher. Er erhielt sehr bald den Auftrag, für den Grafen und für dessen Dienerschaft mancherlei Kleidungsstücke zu machen; und er vollendete diese Arbeit mit einem solchen Aufwande von Kunstfertigkeit, daß er selbst über seine Geschicklichkeit in nicht geringes Staunen gerieth. Als er nun sah, daß der Graf ebenfalls mit ihm zufrieden war, meinte er, daß der rechte Zeitpunkt

gekommen sey, um sein Ziel zu erreichen; und so faßte er sich ein Herz, und flehte den Grafen gar demüthig um ein Titelchen an.

Der Graf sah eine Weile mit ernster Verwunderung auf ihn hinab. Endlich aber fing er an laut zu lachen, und im Hinweggehen sprach er: „Ich ernenne dich hiermit zu meinem Narren. Geh' nur hin, und laß dir eine Schellenkappe machen!“ Und indem der erschrockene Peit nun einen Fußfall vor ihm thun, und den Zipfel seines Rockes küssen wollte, gab ihm der Graf, halb unwillig, einen Stoß, der freilich an sich gelinde genug, aber für den dünnen, gar zu leichten Peit immer noch zu stark war, so daß derselbe rücklings hinpurzelte, in eine Stellung, als ob er mit Händen und Füßen gen Himmel wollte. Ehe er sich besinnen und wieder aufwippen konnte, war der Graf zum Zimmer hinaus und die Audienz schon lange zu Ende.

## Drittes Kapitel.

Veit that drei Tage lang nichts, als die Großen der Erde verfluchen, und Pläne ausſinnen, wie er den Grafen überfallen und ermorden wolle, als zu welchem Zwecke er ſich ſeine größeſte Scheere ſchon ſchleifen ließ. Und da er am Morgen des vierten Tages ſich dieſem ruchloſen Gedanken eben aufs neue hingeben wollte, da öffnete ſich ſeine Thür; und ſiehe, der Graf trat herein, recht als ob der Himmel ſelbſt ihn der blutgierigen Rache des beleidigten Veit überliefern wolle. Dieſer war jedoch durch die unverhoffte Ehre eines ſo vornehmen Beſuchs dermaaßen überraſcht, daß er ſeinen Mordplan für den Augenblick gänzlich vergaß, und ſich vor Höflichkeit wie ein Kreiſel drehte, wobei er mehr als einen Stuhl umwarf. Und als der Satanas endlich ihm den ruchloſen Vorſatz ins Gedächtniß zurück rief, und ihm ins Ohr blies, daß die allergünſtigſte Gelegenheit zur Ausführung deſſelben gekommen ſey, überfiel ihn das entſetzlichſte Zittern; und in gänzlicher Verwirrung ſeiner Sin-

ne ergriff er, ſtatt der geſchärften Scheere, eine Nähnadel, ſtürzte damit vor dem Grafen auf die Kniee, und ſprach mit ſto-ckender Stimme: „Ach, Höchſtgeboren-ſter Herr Graf! zertrümmern Sie das ver-fluchte Mord-Inſtrument, auf daß ich mich nicht damit verſündige, denn der Sa-tan bläſt mir ins Ohr! — Oder — ſte-chen Sie mich auch gleich damit todt, da-mit nur meine unſterbliche Seele aus ſei-nen Klauen gerettet wird!“

Er zwang dem Grafen die Nadel in die Hand. Doch dieſer erwiederte mit ru-higem Tone: „Wie ſollte ich euch todt ſte-chen, Meiſter Veit! zumal mit dieſer Nähnadel! Denn ob ihr ſchon nur wenig eben noch zu haben ſcheint und ſehr dünn wd, ſo daß man euch gar leicht durchboh-ren und vollends tödten könnte: ſo bin ich doch weit davon entfernt, mich einer ſol-chen Waffe zu bedienen, und eine ſo un-chriſtliche That zu begehen!“

„Ach!“ jammerte Veit — „eben weil die Welt mich dünn nennt, wünſcht' ich ein Tuelchen zu haben, und da hat mich

Höchſtdero Grauſamkeit neulich rücklings auf den Boden und in die Klauen des Satans geſtürzt!"

Da reichte der Graf, kopfſchüttelnd, dem Schneider die Hand, half ihm in die Höhe, und ſagte: „Habe ich dich neulich zu Boden geworfen: ſo will ich dich heute dafür aufheben. Auch ſollſt du einen Titel haben, ſo bald du zu mir kommſt, und einen Auftrag von mir übernimmſt, den ich dir geben wollte. Erhole dich nur von dem Fieber, das dich befallen hat, und eile dann zu mir auf mein Schloß!"

Nach dieſen gnädiglichen Worten entfernte ſich der Graf, ohne eine Gegenrede des Schneiders abzuwarten. Und dieſer ſtand noch lange und rieb ſich die Augen, um wieder ſehen zu lernen, denn es war ihm, als habe er abwechſelnd in den glühenden Pfuhl der Hölle und in den Glanz des Himmels geſchaut.

## Viertes Kapitel.

Der alte Graf aber war ein Herr von vielem Geld und Gut, auch gesundem Körperbau und adelichem Gemüth, der nur leider viele Jahre lang von einer bösen, herrschsüchtigen Frau, und seit dem Tode derselben von einer noch böseren Langeweile geplagt ward. Er hätte daher von der Zeit, die ihm immer zu lange währte, täglich gern ein paar Stunden zwischen Frühstück und Mittagessen, so wie zwischen Mittag- und Abendessen, um billigen Preis verkauft. Weil indessen ein solcher Handel nicht zu Stande zu bringen war: so hatten seine wirkliche Tochter Johanne und seine Pflegetochter Rosine, die Johannens Milchschwester war, nicht wenig Noth, dem alten Herrn die böse Zeit vertreiben zu helfen. Und da sie alle Hülfsmittel hiezu erschöpft sahen, und mit eignem Witz keine neuen mehr zu erfinden wußten: so schafften sie eine Jede sich einen Freund an, der ihnen in der Stille neue Anschläge geben, auch

nebenbei, wegen der eigenen Langeweile, die das tägliche Vertreiben der Langeweile ihnen machte, sie trösten mußte. Und zwar hatte Johanne einen jungen, ritterlichen Baron, mit Namen Lanzeck, und Rosine einen jungen lustigen Mahler, welcher Florian hieß, zu ihrem wirklichen Geheimen-Rathe ernannt. Und in ihren geheimen Conferenzen bezahlten sie jeden Vorschlag, je nachdem er mehr oder weniger werth war, prompt und baar, in Ermangelung anderer Münze, mit einem bis drei, auch wohl mit dreißig Küssen, ließen es sich auch oftmals auf eine freiwillige Zugabe gar nicht ankommen, ja sie zahlten sogar, aus Gutmüthigkeit oder Zerstreuung, mitunter aufs Freigebigste, wenn die Herren auch noch gar nichts verdient hatten.

Nun wollte es der Zufall, daß der alte Herr einmal, zu einer Stunde, in welcher er sich eigentlich die Zeit durch Schlafen vertreiben sollte, von einem Hagelschauer aufgeweckt, in das geheime Conferenzzimmer der jungen Leute trat,

wo

wo eben, abſchläglich auf künftige gute Vorſchläge, die ſchönſten Küſſe ausgetheilt wurden. Weil er aber nicht errathen konnte, und man ihm zu ſagen vergaß, wofür und zu welchem guten Zweck das geſchah: ſo nahm er keinen Anſtand, die beiden ſiebzehnjährigen Mädchen für unmündig zu erklären, ihnen dergleichen verſchwenderiſche Zahlungen ohne ſeine Genehmigung für die Zukunft ſtreng zu verbieten, und ſomit die ganze Seſſion auseinander zu ſprengen, ohne daß er jedoch erfuhr, wer eigentlich die zwei männlichen Beiſitzer waren.

Nun war guter Rath vollends theuer geworden; und es war kein Wunder, daß die armen Mädchen, je ſchwieriger und ſeltener die nöthigen Berathſchlagungen mit ihren geheimen Räthen geworden waren, nicht nur immer größere Zahlungen an Küſſen zu leiſten hatten, ſondern auch gar bald dahin gelangten, ſich den genannten Herren mit Leib und Seele erb- und eigenthümlich aufs ganze Leben mit den heiligſten Schwüren zu verſprechen.

Dieſes alles begab ſich in der weit entlegenen Reſidenz des Königreichs, die der Graf für einen gefährlichen Boden hielt, ſeit er die jungen Mädchen beim Küſſen überraſcht hatte. Dieſerhalb, und weil er jetzt mehr als jemals Langeweile hatte, entſchloß er ſich, künftig das alte Stammhaus ſeiner Ahnen zu bewohnen, um ſich mit ein wenig Regieren die Zeit zu vertreiben; und er führte dies ſo liſtig aus, daß die Mädchen an Ort und Stelle kamen, ohne von der Reiſe etwas vorher zu wiſſen und von ihren geheimen Räthen Abſchied genommen zu haben, welches ihnen über die Maaßen grauſam vorkam.

## Fünftes Kapitel.

Damit nun die Mädchen für die Zukunft außer aller Verbindung mit ihren geheimen Räthen bleiben möchten, hatte der Graf ſeiner ſämtlichen Dienerſchaft die Beſtellung von Briefen ohne ſein Wiſſen auf das allerſchärfſte verboten. Auf dieſem Wege war es daher ſchier unmög-

ſich geworden, den jetzigen Aufenthalt der Familie in der Reſidenz zu verrathen. Doch wollten die beiden entführten Mädchen ſich hierüber gar nicht grämen, ſondern lachten vielmehr im Stillen dazu.

Eine ſolche Trennung vorherſehend, hatte nämlich Florian ſeiner geliebten Roſine noch zur rechten Zeit aus ſeinem Taubenſchlag eine ſchneeweiße Taube gegeben, und geſagt, wie dieſelbe im Nothfall zu brauchen ſey. Roſine hatte auf der ganzen Reiſe, ohne daß der Graf etwas davon erfuhr, den Käfig mit der Taube als ihren beſten Schatz bewahrt, und jetzt band ſie derſelben, vorſchriftmäßig, ein Zettelchen um den Hals, worauf der Name des eben bezogenen Schloſſes geſchrieben ſtand, und öffnete ihr hierauf das Fenſter zur freien Rückkehr in die Heimath. Alsbald begann die Taube ihre Flügel luſtig zu ſchwingen, und ſchwebte, begleitet von tauſend Liebkoſungen und Wünſchen und Seufzern, in die blaue Ferne hinaus. Sie gelangte ſchnell und wohlbehalten, als eine treue Botin der Liebe, an ihr

Ziel. Und als Florian sie erblickte, und ihr das Zettelchen abnahm, erdrückte er sie fast mit seinen Liebkosungen, und ward vor lauter Lust beinahe zum Heiden, indem er die alte Zeit, welche die Taube zur Gefährtin der Göttin der Liebe erhob, auf eine schier unchristliche Weise zu rühmen begann.

Nicht lange, so zogen Lanzeck und Florian — Jener unter dem Namen eines Augsburgischen, und Dieser unter dem Namen eines Nürnbergischen Kaufmanns — in dem Städtchen des Grafen ein; und da sie möglichst unbekannt zu bleiben wünschten: so sahen sie sich nach einer Wohnung um, wo keine Hausfrau sie beobachten und beschwatzen möchte. Auf solche Art fügte es sich, daß sie in das Haus des Schneiders zogen, der auch wirklich mit sich selbst viel zu ernsthaft beschäftigt war, als daß er sich sehr um sie hätte bekümmern können.

Der Graf aber war von einem seiner Diener, welcher, um schnöden Gewinns willen, den heimlichen Kundschafter mach-

te, von der Ankunft zweier verdächtiger Fremden benachrichtigt worden. Weil indeſſen der Verräther die geheimen Räthe der jungen Mädchen in der Reſidenz nie, und der Graf ſie mit ſeinen blöden Augen und noch dazu im Zwielicht, nur ein einziges Mal auf wenig Augenblicke geſehen hatte: ſo war es ſchwer, zu entſcheiden, ob jene Kaufleute die beiden Verbannten wären oder nicht. Um nun hierüber, wo möglich, zur Gewißheit zu kommen, hatte der Graf ſich in eigner Perſon zu dem Schneider begeben, aber dermalen noch nichts erfahren können, weil dieſer, im Kampf der widerſtrebendſten, blutgierigen und ehrerbietigen Empfindungen, ſich von ſeinem Gewiſſen dermaaßen mußte beißen laſſen, daß nichts mit ihm anzufangen war.

## Sechstes Kapitel.

Allmählich beruhigte ſich das bewegte Gemüth des dünnen Veit, und er erinnerte ſich, daß der Graf verſprochen hatte, ihm einen Titel zu geben. Da verſchwand

alle Mordluſt aus ſeiner Seele; der Graf erſchien ihm weiſer, als ein Socrates, vornehmer, als ein römiſcher Kaiſer, frömmer, als ein Kirchenheiliger, und gerechter, als irgend ein Prieſter der Gerechtigkeit ſelbſt. Er eilte daher am nächſten Morgen, nicht nur mit ſorgfältigſt ausgebürſteten Kleidungsſtücken, ſondern auch mit einem Herzen voll der devoteſten Huldigung, aufs Schloß.

Er gelangte ſehr bald zu einer geheimen Audienz, und er fühlte ſich überſchwenglich geehrt durch den vertraulichen Auftrag des Grafen und durch die Theilung eines Geheimniſſes mit ihm. Jedes, auch das unbedeutendſte Wort ſog er in ſeine Ohren, wie ein Verſchmachteter den köſtlichſten Labetrank; er machte die allerpfiffigſten Mienen, die ihm nur immer zu Gebote ſtanden, um ſeine Fähigkeit zum Auskundſchaften und Ueberliſten zu zeigen; und ſeine dünne, zerbrechliche Geſtalt, unaufhörlich hin und her zuckend vor Höflichkeit und Dienſtfertigkeit, war durch des Grafen leutſelige Abwehrungen

ſo wenig zur Ruhe zu bringen, als ein Queckſilberkügelchen, das man auf einer glatten Tafel mit dem Finger feſthalten will.

Endlich war alles wegen der beiden Fremden beſprochen. Nun unterwand ſich Veit, den Grafen auch an den verſproche-nen Titel zu erinnern. Der Graf warf ſich ein wenig in die Bruſt, und ließ dem Supplikanten die Wahl, ob er zum hoch-gräflichen Hofſchneider oder Garderoben-meiſter ernannt ſeyn wolle. Veit war aber von einer ſo unerſättlichen Ehrbegier, daß er um gnädige Verleihung beider Titel flehte, und zwar mittelſt Ausferti-gung einer ſchriftlichen Urkunde, beglau-bigt durch Siegel und eigenhändige Nah-mensunterzeichnung des Grafen. Und dieſer war denn auch gnädig genug, alles erbetene zu verſprechen, jedoch mit der un-erläßlichen Einſchränkung, daß die öffent-liche Ernennung und die Ausfertigung der Urkunde nicht eher vor ſich gehen ſolle, als bis Veit, durch geſcheite Ausführung des erhaltenen Auftrags, ſich ſo unge-

wöhnlicher Gnadenbezeugungen auch werth gemacht habe.

Glückselig, wie er seit vielen Jahren nicht gewesen war, wand sich der dankbare Schneider zum Audienzzimmer hinaus, und flog halb und stolperte halb den steilen Schloßberg hinab, um die versprochenen ehrenvollen Titel vollends zu verdienen.

## Siebentes Kapitel.

Wie der schelmische Veit seit jener Stunde die beiden Fremden in seinem Hause belauert und umschlichen; wie er ihnen geschmeichelt, um ihr Vertrauen zu gewinnen und sie auszuhorchen; und wie vieler, zum Theil seltsamer Mittel er sich bedient, um sie zu überlisten, und ihrem wahren Nahmen, Stand und heimlichem Treiben und Thun auf die Spur zu kommen — dieß alles zu erzählen, würde viel zu weitläuftig seyn. Auch war sein eifrigstes Bestreben lange genug fast von gar keinem Erfolg gekrönt, indem jene Beiden

überhaupt sehr auf ihrer Hut waren, um sich nicht zu verrathen, und nahmentlich Lanzeck durch einen, ihm sehr zu Gebote stehenden, gebieterischen Ernst den leicht verschüchterten Schneider von seiner Person zurückzuschrecken verstand, Florian hingegen, wenn er bei Lust und Laune dazu war, denselben auf so vielfache Weise zum Besten hatte und äffte, daß der arme Schelm nicht selten aus dem Belagerer zum Belagerten ward, und den Weg zu seinem Ziele mit nicht wenig Dornen besetzt fand.

Er mußte endlich — wie vor und nach ihm wohl mancher Andere — ehe er zu öffentlichen Ehren gelangen konnte, in der Stille zum halben Spitzbuben werden, das heißt: mit Hülfe von Nachschlüsseln und andern Diebes-Instrumenten die Stuben und Kammern und Schränke der Fremden durchsuchen, wenn sie abwesend waren. Er that es anfangs mit großer Angst und ohne alles Glück, doch nach und nach mit immer größerer Dreistigkeit und erwünschtem Erfolg.

So fand er eines Tages das halb vollendete Bildniß eines schönen Frauenzimmers, welches mit frohem Lächeln einer Taube ein Zettelchen an den Hals band. Kaum hörte der Graf von dieser Entdeckung: so vermuthete er, daß es Johannens oder Rosinens Conterfey seyn werde. Er veranstaltete es daher augenblicklich, daß Beide in den Garten gehen mußten, wo Veit sie, aus dem Zimmer des Grafen, gut beobachten konnte. Mit allem Gaffen konnte aber Veit zu keiner bestimmten Entscheidung kommen, besonders deswegen, weil er, als ein Schneider, die Kleidung, sowohl an wirklichen als gemahlten Menschen, für das Hauptstück der ganzen Person hielt, und also in der Regel zuerst und am schärfsten ins Auge faßte. Da nun das Bildniß ein ganz einfaches, idealisches Gewand zeigte, Johanne und Rosine aber in gar stattlichen Kleidern nach damaliger Mode einhergingen: so verlangte er, ihre ganze übrige Garderobe zu untersuchen, um zu sehen, ob sich ein so fremdartiges Gewand darun-

ter befinde oder nicht. Erſt nach einer umſtändlichen Lection, welche ihm der Graf über den Satz gab, daß es bei einem Bildniß mehr aufs Geſicht, als auf den Anzug ankomme, ſtand er von jenem Verlangen ab. Er betrachtete nun die blühenden Geſichter der Mädchen mit beſonderer Aufmerkſamkeit. Allein je länger er dieß that, deſto confuſer wurde er in ſeinem Urtheil. Er wußte nicht im mindeſten mehr, wie das Bildniß ausgeſehen habe.

Darüber wurde aber der Graf ſchier zornig, ſo daß er ſeinen künftigen Hofſchneider und Garderobenmeiſter einen Maulaffen ſchalt, und mit der Weiſung, ein andersmal die Augen beſſer aufzuthun, fortſchickte.

## Achtes Kapitel.

Mit hart gekränktem Herzen und mit zitternden Knieen ſchwankte der arme Schneider von dannen, denn ſeine ganze Titulatur-Ehre ſtand auf dem Spiel. Er

kam nach Hauſe, und wartete mit Ungeduld auf den Augenblick, da die Fremden ausgehen würden. Kaum war dieß geſchehen: ſo eilte er in ihre Zimmer, mit einer Verwegenheit, die ihn alle Gefahr einer Ueberraſchung vergeſſen ließ. Das Bild war alsbald gefunden, und diesmal noch mehrere andere, die er aber näher zu beſehen, ſich gar nicht die Zeit nahm, weil jenes erſte ihn zu ſehr beſchäftigte. Es war ihm jetzt außer Zweifel, daß es das Conterfey von einem der jungen Mädchen ſey; aber mit neuem Schrecken ward er inne, daß er nicht beſtimmen konnte, ob von Johannen oder Roſinen, weil das Begaffen ihrer ſchönen Geſichter ihn aller ruhigen Beſonnenheit zur Unterſcheidung der wirklichen und der Pflegetochter des Grafen beraubt hatte. Nun wußte er aber, daß er den Grafen nicht zum zweitenmale einen ungewiſſen und unvollſtändigen Bericht abſtatten dürfe; und auch in dem Falle, daß er die ſchönen Mädchen noch einmal belauſchen dürfte, fürchtete er, bei ihrem Anblick wieder zu ver-

geſſen, wie das Bild eigentlich ausſehe, ſo daß er immer nicht zu einer ſichern Entſcheidung gelangen werde. Bei dieſer Betrachtung überfiel ihn eine ſo heillose Angſt vor der gänzlichen Ungnade des Grafen, daß jede andere davor verſchwand. In dieſer verzweifelten Stimmung ergriff er das Bild, wie ſein Eigenthum, ſchloß alle Thüren hinter ſich zu, und lief, im Schutze der Dunkelheit des Abends, mit ſeiner Beute aufs Schloß.

Beim erſten Blick, den der Graf auf das Bild warf, rief er aus: „Das iſt Roſine, die gottloſe Dirne!“ und dann bezeigte er dem Schneider ſeine Zufriedenheit über die Vervollſtändigung dieſer Entdeckung.

Jetzt war der glückliche Augenblick gekommen, wo dieſer auf ſein Verdienſt pochen, und den verheißenen Lohn dafür einfodern konnte. Er ſäumte nicht, dieß zu thun, nach der Lehre des alten Sprüchworts, daß man das Eiſen ſchmieden müſſe, ſo lange es warm iſt. Der Graf mochte wollen oder nicht: er mußte auf der

Stelle einen Schreiber kommen laſſen, dem er den Auftrag gab, ſogleich eine Urkunde darüber aufzuſetzen, daß der Schneider Veit, wegen ſeiner ausgezeichneten Geſchicklichkeit und anderweitiger Meriten, zum hochgräflichen Hofſchneider und Garderobemeiſter ernennt werde. Das hochgräfliche große Siegel ward aufgedrückt; der Schreiber trat ab; der Graf mahlte, unter mürriſchem Seufzen, wie es bei ſolcher Arbeit ſeine Gewohnheit war, ſeinen Nahmen neben das Siegel; und der überſelige Veit drückte die feurigſten Küſſe auf den Rockzipfel ſeines gnädigen Herrn, um ſeinen dankbaren Gefühlen Luft zu machen.

Dieſe gingen indeſſen in wahre Todesangſt über, als er hörte, daß der Graf das Bild bei ſich behalten, und damit, nach Maaßgabe ſeines Zorns, weiter verfahren wolle. Er ſchwur, daß dieſes ſein Tod ſeyn werde, weil die Fremden den Raub ſogleich entdecken, und blutige Rache an ihm nehmen würden. Vergeblich verſicherte der Graf, daß er die Fremden des Lan-

des verweiſen, daß er ſie ins Gefängniß werfen, vielleicht gar hängen laſſen werde. Wit hatte auf alles eine Antwort. Er behauptete, die Böſewichter würden ſich über die Grenze zurückſchleichen, ſie würden ihre Gefängnißketten zerſprengen, und vom Galgen wenigſtens als Geſpenſter herunterkommen, um ihm das Lebenslicht auszublaſen; und zwar, was das ärgſte wäre: gerade jetzt, wo ihm das Leben, durch die eben erhaltenen Würden, erſt lieb geworden ſey!

Höchſt unwillig ſagte hierauf der Graf: „Ei, du dünner Haſenfuß, hätte ich früher gewußt, daß du eine ſolche erbärmliche Memme biſt: ich hätte dich nimmermehr zu meinem Hofſchneider und Garderobenmeiſter ernannt!“ Und nach dieſen zermalmenden Worten ſchob er denſelben ſammt dem Bilde zur Thür hinaus.

## Neuntes Kapitel.

Zunächſt wendete ſich nun der Zorn des Grafen gegen Roſinen, denn er rech-

nete es ihr als ein Hauptverbrechen an, daß ſie ſich hinter ſeinem Rücken für ihren heimlichen Liebhaber habe mahlen laſſen. Da er indeſſen Zeit dazu brauchte, ſich auf ein Verhör mit ihr vorzubereiten, und eine verhältnißmäßige Strafe für ſie auszuſinnen: ſo mochte er ſie fürs erſte gar nicht ſehen und ſprechen, ſondern verfügte nur, daß ſie ſich, von Johannen hinweg, auf ein entlegenes, ſchlechtes Zimmer begeben mußte. Dabei erhielt der ſchon erwähnte, verrätheriſche Diener den Auftrag, genau Acht zu geben, daß Niemand zu ihr gehe, noch weniger die Arreſtantin ihr Gefängniß verlaſſe.

Johanne wollte zu ihrem Vater eilen, um ihn zu bitten, ihrer ſchweſterlichen Freundin nicht ſolche Schmach anzuthun. Auch lag ihr ſehr daran, möglichſt bald auszuforſchen, von woher der plötzliche Sturm gekommen ſey. Aber ſie würde im Vorzimmer zurückgewieſen, denn der Graf wollte auch ſie für jetzt nicht ſehn.

Dieß

Das alles war das Werk des dienſtfertigen Schneiders, der jedoch während deſſen auch nicht auf Roſen lag.

Die geſchriebenen Ehrentitel zwar in der Taſche, aber die ausgeſtoßenen Schimpfreden des Grafen in den Ohren, und den gefährlichen Raub in den Händen, ſtolperte er ſchon den Schloßberg ſehr unruhigen Gemüths hinab. Je näher er ſeinem Hauſe kam, deſto größer wurde ſeine Furcht, daß die Fremden ſchon vor ihm zurückgekehrt ſeyn und das Bild vermißt haben könnten. Sein Herzklopfen nahm zu, weil er bald hier, bald da, und bald dort Leute erblickte, die alle wie ſeine Fremden ausſahen. Doch als er vollends auf einmal: „Ein Dieb! Ein Dieb! haltet den Dieb auf!“ ſchreien hörte, war er um alle Faſſung gebracht. Er fing an zu laufen, und lief bei ſeinem Hauſe vorbei, ohne es zu ſehen; und hörte nicht auf zu laufen, bis er ein paar Rathsdienern in die Arme lief, die ihn feſthielten, und als einen gefangenen Dieb, trotz alles ſeines Sträubens, in die Wohnung des

Burgemeisters schleppten, der nicht einmal zu Hause war. Da sank er, mehr todt als lebendig vor Athemlosigkeit, Angst und beleidigtem Ehrgefühl, auf eine harte Bank, und verfluchte mit tausend heimlichen Seufzern seine That, und mit den trostlosesten Worten sein Geschick.

Als die Gerichtsdiener in ihm den dünnen Veit erkannten, wurden sie freilich stutzig wegen ihres Fanges, und als endlich der Taschendieb, welchem das Geschrei auf der Gasse eigentlich gegolten hatte, von dem Bestohlenen selbst eingebracht ward, erklärten alle Anwesende den Schneider für unschuldig. Dessen ungeachtet wollte man ihn noch nicht in Freiheit setzen, weil über jeden Eingefangenen, er möge schuldig oder unschuldig seyn, von dem Herrn Burgemeister entschieden werden müsse. Und dieser Vorsicht blieb man stundenlang treu, bis Veit endlich so klug war, mit allem Gelde, was er bei sich hatte, das Gewissen der braven Leute, über eine Ausnahme von der Regel, zu beruhigen.

## Zehntes Kapitel.

Unterdessen war Florian nach Hause gekommen, und hatte, als er vor dem Schlafengehn noch einmal das Bild seiner geliebten Rosine betrachten wollte, dasselbe vermißt. Nach vergeblichem Suchen durchlärmte er das ganze Haus und die Nachbarschaft, bis sich endlich die Nachricht verbreitete, daß sein Hauswirth als Dieb gefangen sitze. Sogleich eilte er, ob es gleich schon tief in der Nacht war, nach dem Hause des Burgemeisters, und traf dort ein, als Veit sich eben losgekauft hatte, und von dannen gehen wollte.

„Verdammter Spitzbube!" rief Florian — „aus meinem verschlossenen Schranke stiehlst Du mir mein bestes Bild?" Er riß es dem Erschrockenen aus den Händen; er befahl den Gerichtsdienern, daß sie auf der Stelle die Taschen des Spitzbuben durchsuchen sollten. Es geschah; und sie fanden an einem Bande einen Schlüssel und zwei Dietriche. Da stürzte der ertappte Veit ganz vernichtet,

zuſammen, und ſtammelte einen hohen Schwur, daß er kein Dieb ſey, und daß Gott und der hochgeborne Herr Graf ſeine Unſchuld kennten. Doch Florian beſtand darauf, daß man den armen Schelm als einen Dieb feſthalten ſolle; die Gerichtsdiener wurden aufs neue gewiſſenhaft; und vergeblich flehte Veit hinter dem forteilenden Florian her.

Der Burgemeiſter kam erſt gegen Morgen nach Hauſe, und zwar mit ſchwerem Haupte, weil er der Gottesgaben, und beſonders des Weines, gar viel genoſſen hatte. Da er nun nach ſo großer Anſtrengung jedesmal einer langen Ruhe bedurfte, ſo benahmen die Gerichtsdiener dem Veit alle Hoffnung, daß er vor Mittag zu einem Verhör gelangen werde. Die Verzweiflung des Unglücklichen ſtieg mit jeder Stunde. Vergeblich ſuchte er es geltend zu machen, daß er hochgräflicher Hofſchneider und Garderobenmeiſter ſey. Er zog die ſchriftliche Urkunde hervor; und Jeder der Anweſenden las ſie und beſah das große Siegel mit Erſtaunen. Den-

noch wollte Niemand den Rath wagen, daß man den Burgemeiſter wecke, oder beim endlichen Frühſtück ſtöre.

Als nun der Morgen gekommen war, ſtrömten immer mehr Neugierige hinzu, um den dünnen Veit im Stande ſeiner Erniedrigung zu ſehen; denn die Gerichtsdiener öffneten Jedem die Thür, wer ihnen einen ganzen, oder auch — da der Gefangene, nach manches Geizigen Meinung, gar zu leicht war — nur einen halben Kreuzer gab. Die gräfliche Urkunde konnte Jeder noch obenein leſen; und das Staunen und der Neid, was ſich hierbei auf den meiſten Geſichtern ausdrückte, war der einzige Troſt, den Veit in ſeiner Verzweiflung genoß. Unglücklicher Weiſe kam er aber dahinter, daß die Gerichtsdiener ihn um Geld ſehen ließen, und zwar um einen geringeren Preis, als man den elendeſten Affen zu ſehen bekam. Dieß ſetzte ihn in eine ſolche Wuth, daß er mit den Zähnen knirſchte, ſeine Fäuſte ballte, und die ſämmtlichen Anweſenden mit dem erſten dem beſten Stock zu Thür und Fen-

ſter hinausgetrieben haben würde, falls er zu einem ſo kecken Streiche nur irgend den nöthigen Muth hätte auftreiben können. In dieſer ſeiner höchſten Noth ward ſein Verſtand plötzlich von dem allerglücklichſten Einfall erleuchtet. Er zog einen armen Schlucker, welcher ſich ohne Einlaßgeld eingeſchlichen hatte, in eine Ecke, und verſprach demſelben, unter Vergießung unzähliger Thränen, einen blanken Gulden, wenn er ſogleich aufs Schloß eilen, und dem Grafen erzählen wolle, daß ſein neuer Hofſchneider und Garderobenmeiſter, eines angeblichen Gemähldediebſtahls halber, in der ſchmählichſten Gefangenſchaft ſitze.

Der verheißene Gulden ſpornte den Boten; er drang in das Vorzimmer des Grafen, und entledigte ſich des erhaltenen Auftrags; und ehe eine halbe Stunde vergangen war, erſchien ein Diener des Grafen im Hauſe des Burgemeiſters, und überbrachte den Befehl ſeines Herrn, daß Veit augenblicklich in Freiheit zu ſetzen und nicht mehr als ein Dieb zu behandeln,

dagegen der Ankläger deſſelben ſogleich des Landes zu verweiſen ſey.

Je größer das Aufſehen war, welches dieſe Botſchaft machte, deſto herrlicher war Veits Triumph. Er ſchritt, wie ein vergötterter Held, an der Seite des gräflichen Dieners, aus ſeinem Gefängniſſe hinaus.

## Elftes Kapitel.

So bald Florian von dieſer unerwarteten Wendung der Dinge unterrichtet war, griff er nach ſeiner Reitpeitſche, um, wie er verſicherte, mit einem einzigen Schlage den dünnen Veit mitten von einander, und ſonach in zwei Stücke, zu hauen. Veit aber war ſchon wieder fortgerannt, weil er, im Freudentaumel über ſeine plötzliche Befreiung, beim Hinweggehen aus dem Gefängniſſe vergeſſen hatte, ſeinen Ehrenpanzer, das hochgräfliche Titel-Diplom, wieder in ſeine Taſche zu ſtecken und mit ſich zu nehmen. Da alſo Florian ſeinen Delinquenten nicht finden konnte, warf er die Reitpeitſche in einen

Winkel, legte sein Sonntagskleid an, und eilte auf das Schloß, um gegen seine Verbannung zu protestiren.

Mit wahrer Kriegslist überrumpelte er den Grafen; und eben so unerschrocken als listig hörte er die zornige Rede des Grafen ruhig und schweigend an, und als sie geendigt war, verneigte er sich nochmals höflich, und ließ sich dann also vernehmen:

„Gnädigster Herr! Wohl habt Ihr Ursach, zu zürnen, ja Euer Zorn sollte, meines Bedünkens, noch viel heftiger seyn, als Ihr ihn eben gezeigt habt; nur müßte er nicht gegen mich, den eifrigsten Verehrer Eures glorreichen Hauses, und gegen die schöne Jungfrau, deren Konterfei mir entwendet wurde, sondern gegen den spitzbübischen Feind Eurer Ruhe und Eures Vergnügens gerichtet seyn. Heißt die schöne Jungfrau Rosine oder Johanne? ich weiß es nicht; ist sie Eure oder des Großmoguls Tochter? ich weiß es eben so wenig; hat sie Liebesverständnisse oder hat sie keine? es kümmert mich nicht;

ist sie im Grunde ihres Herzens ein unschuldiger oder ein gefallener Engel? ich mag es nicht untersuchen; auch weiß ich nicht, ob sie jemals einem Mahler gesessen hat, um sich abkonterfeien zu lassen. Ich weiß nur, daß sie mir, am Fest aller Heiligen, in der Kirche, schön wie ein Engel erschienen ist, und daß ich hierauf, einsam in meinem Stübchen, die schönen Formen und Züge mir ins Gedächtniß zurück rufend, ihr Bildniß gemahlt habe, um mein Kunsttalent zu üben und um Euch über kurz oder lang damit zu überraschen."

„Ei, Du arger Schalk!" unterbrach hier der Graf den listigen Redner — „Ich war doch auch am Fest aller Heiligen in der Kirche, aber ich habe die Taube nicht gesehen, mit welcher Du Rosinen gemahlt; und meine Tochter Johanne kniete ja dicht neben Rosinen, und ist wohl eben so schön, wie diese; wie kommt es, daß Du mich nicht durch das Bildniß Jener überraschen wolltest?"

Ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, entgegnete Florian: „Wohl habe

auch ich keine Taube in der Kirche gesehen, aber sie ist das Sinnbild der Unschuld, und indem ich Rosinen mit diesem schmückte, schwur ich gleichsam auf ihre Unschuld einen heiligen Eid, welches auch beweisen muß, daß ich der unschuldigste von allen Mahlern und keineswegs ein Schalk bin. Und was Eure Tochter Johanne betrifft, so habe ich auch diese, ohne mich um ihren Namen zu bekümmern, längst als heilige Cäcilia gemahlt; und hätte der dünne Veit mir dieses Bildniß eben so gut entwenden können, als jenes."

Diese Aussage war vollkommen wahr, denn Florian hatte dieses Bild schon längst für seinen Freund Lanzeck gemahlt; seine Versicherung brachte aber ganz die entgegen gesetzte Wirkung hervor, als die von ihm beabsichtigt war. Der Graf nehmlich, welcher sich durchaus noch nicht wollte ausreden lassen, daß Rosine dem Mahler wirklich gesessen habe, gerieth aufs neue in den heftigsten Zorn, als er auch von einem Bilde Johannens hörte, und hierdurch die Bestätigung seines wich-

tigſten Verdachts erhielt. Florian ärgerte ſich nicht wenig, daß er in die Falle gegangen, und durch das Geſchwätz von der heiligen Cäcilia ſeinen Prozeß ſelber verſchlimmert hatte. Gewinn oder Verluſt ſtand jetzt auf dem Spiel. Er durfte ſich nicht mehr in die Enge treiben laſſen. Schnell gefaßt und kecken Muthes, nahm er daher wieder alſo das Wort:

„Scheltet ſo hart nicht die jungen Damen, denn Ihr müßt ſonſt Euch ſelbſt eben ſo hart ſchelten! Ihre Verdammiß muß auch die Eurige ſeyn! Wollt Ihr ſie zur lebenslänglichen Gefangenſchaft verurtheilen, ſo könnt auch Ihr, ohne Ungerechtigkeit, nicht frei bleiben! denn wiſſet: ich bin ein Künſtler, und ich habe auch Euer Bildniß gemahlt! Und nun, geſtrenger Herr Graf, brecht den Stab über Euch, daß Ihr mir geſeſſen, und in eine gräfliche Liebesgeſchichte verwickelt ſeyd!“

Da ſtarrte der Graf mit ganz verblüffter Miene den Hexenmeiſter von Mahler an, und verſtummte auf einige Augen-

blicke ganz und gar. Florian stand da, als ob er einen Orakelspruch gesagt hätte, wiewohl es nur eine Nothlüge gewesen war.

Endlich fand der Graf wieder ein Wort. „Ei!“ sprach er — „Was für einen Heiligen stelle ich denn vor?“

Das wußte Florian selbst noch nicht; er that, als ob er es nur den Grafen noch nicht wolle wissen lassen, um ihn desto besser zu überraschen. Und so gelang es ihm, wenigstens für den Augenblick ein entscheidendes Urtheil des Grafen noch zurück zu halten.

## Zwölftes Kapitel.

So bald Florian das gräfliche Schloß im Rücken hatte, mußte er laut auflachen über die seltsame Lage, in welche er sich versetzt hatte, indem er ein Bild des Grafen holen sollte, ohne zu wissen woher. „Im schlimmsten Falle,“ dachte er — „gehe ich, wie der erste Urtheilsspruch lautet, in die Verbannung. Die Grenze ist nicht viel weiter von dem Schlosse ent-

ſernt, als des Schneiders Haus, und alſo will die Verbannung eben nicht viel bedeuten.“ Er pries im Herzen den lieben Gott, daß er die Reiche mancher groſſer Tyrannen nur in Sedezformat, ja in noch viel kleinerem, erſchaffen habe.

Doch nicht ausreichend mit dieſem Troſte zur Freiſprechung Johannens und Roſinens, mußte er ernſtlich darauf denken, durch Beſtätigung ſeiner Ausſage das Vertrauen des Grafen zu gewinnen. Er entſchloß ſich daher, in irgend eines ſeiner vorräthigen Bilder das Geſicht des Grafen hinein zu mahlen. Auf dieſe Weiſe konnte er am ſchnellſten los kommen; denn der Graf war von der Natur ſchon mit einem höchſt ſeltſam geformten Geſicht begabt, und er ſelbſt hatte, durch fleißigen Verkehr mit Burgunderflaſchen, demſelben ein ſo blühendes und glühendes Kolorit verſchafft, daß das Auffallende deſſelben dadurch noch ungemein geſteigert war. Es hatte alſo keine Schwierigkeit, es aus dem Kopfe auf eine vollkommen ähnliche Weiſe zu mahlen. Nur konnte

Florian nicht mit sich einig werden, welches von seinen Bildern er hierzu aufopfern solle.

Da rief ihm Lanzeck endlich zu: „Ei, wie magst Du so unentschlossen seyn, Florian? Heißt der Graf nicht Georg von Knebelbart, und hast Du da nicht einen gemahlten heiligen Georg, welcher den Lindwurm ersticht?"

Florian sprang hoch auf vor Freude über diesen Einfall, und so lieb er auch bisher seinen heiligen Georg gehabt hatte, so schonte er selbigen doch keinesweges, sondern mahlte ihm, an die Stelle seines zeitherigen schönen Heldengesichts, mit lustigem Pinsel die Fratze des Grafen unter den drohenden Helm. Und um die Thorheit bis zur äußersten Spitze zu treiben, beehrte er den blanken Schild des heiligen Ritters noch mit dem Wapen der Grafen von Knebelbart.

Kaum daß die Oelfarben nothdürftig getrocknet waren, so eilte er mit dem Bilde auf das Schloß. Der Graf war überrascht durch den Anblick seines Konterfeis,

fühlte ſich auch, wie es ſchien, nicht wenig geſchmeichelt, durch die ritterliche Poſitur und Handlung, in welcher er auf der Leinwand zu erblicken war, und betrachtete das Bild mit ſichtlichem Wohlgefallen; nur fand er es ſehr tadelnswerth, daß die Hauptfigur ſeines hochgräflichen Wapens, ein aufrechtſtehender Haaſe, nicht in ein goldenes, ſondern blos in ein gelbes Feld geſtellt war. „Schämet Euch," ſagte er — „daß ihr, als ein ſo kunſterfahrner Mann, ſolchen groben Fehler gegen die Heraldik begangen habt! Sucht ihn ſofort zu verbeſſern: dann ſollt ihr mit dem Bilde mir ſehr willkommen ſeyn!" — Und mit dieſen Worten überreichte er dem ſchelmiſchen Florian, welcher gar andächtiglich zuhörte, eine Rolle mit Goldſtücken, damit das Wapen recht reich und prächtig ausſtaffirt werden könne. Florian aber, ſo lächerlich der Auftrag und ſo erwünſcht ihm auch die erhaltene Summe war, dachte nur darauf, wie er dieſe Gelegenheit benutzen möchte, ſeinen Freund mit ins Spiel zu ziehen, und erwiederte alſo, daß er ſelbſt

ſich aufs Vergolden und auf die Heraldik gar nicht verſtehe, daß man daher ſeinen Freund, der hierin ungemeine Kenntniſſe habe, nur leider ſelten geneigt dazu ſey, für dieſe Arbeit zu gewinnen ſuchen müſſe. Auf dieſe Art leitete er es ein, daß der Graf auch Jenen zu ſprechen wünſchte, und daß ſie alſo Beide Gelegenheit bekamen, feſten Fuß im Schloſſe zu faſſen.

## Dreizehntes Kapitel.

Ob nun gleich Lanzeck ſich keinesweges auf das Vergolden verſtand, ſo hatte er doch genaue Kenntniß von den meiſten gräflichen und freiherrlichen Wapen, indem er ja ſelbſt ein Freiherr war, und einen Stammbaum beſaß, mit den älteſten und glorreichſten Wapen geſchmückt. Der Graf fand daher großes Behagen an der Unterhaltung mit ihm, und konnte ſich nicht genug wundern, daß ein Kaufmann ſo viele und ſchwere adeliche Wiſſenſchaft in ſeinem Kopfe beherberge. — Die beiden Freunde, welche kaum noch des Landes hatten verwieſen werden ſollen, gewannen daher

daher die Gunſt des Grafen ſehr ſchnell in einem hohen Grade, und Johanne und Roſine kamen aus allem Verdacht eines geheimen Verkehrs mit dieſen beiden Fremdlingen. Um ſo mehr mußten beide Liebespaare ſich aber nun auch hüten, von ihren zärtlichen Einverſtändniſſen etwas laut werden zu laſſen.

Als nun das Wapen vergoldet, und das Bild alſo, zur vollkommenſten Befriedigung des Grafen, fertig war, mußte Lanzeck dieſem umſtändlich erzählen, wie der heilige Ritter Georg, zur Zeit des Kaiſers Diocletianus, um eine Jungfrau von einem Drachen zu befreien, denſelben fromm und tapfer mit ſeinem Speere durchbohrt habe. So ſehr aber dieſe Geſchichte auch den Grafen ergötzte, ſo verſetzte ſie ihn doch hinterher in eine Art von übler Laune, weil er meinte, er müſſe nun auch wohl eine Art von ritterlicher That thun, um zu beweiſen, daß er nicht blos ein gemalter, ſondern auch ein wirklicher ritterlicher Held ſey.

Während dessen hatte sich der dünne Veit unvermerkt mit ins Zimmer geschlichen; und als er hörte, wie der Graf betrübt that, daß es keine Drachen mehr zu erstechen gebe, nahm plötzlich der unberufene Gast das Wort, und sagte mit keckem Tone: „So wahr ich Euro Hochgräflichen Gnaden unterthänigster Hofschneider und Garderobemeister bin: es giebt der Drachen und Lindwürmer noch genug, welche den ehrsamen Jungfrauen auflauern, und selbige zu verschlingen drohen! Wahrlich! hätte ich den Spieß des heiligen Georg gehabt: ich hätte noch gestern Abend einen im Schloßgarten erstochen!“ Und indem er dies sagte, warf er einen so feindselig-schielenden Blick auf Florian, daß dieser über und über erröthete, und der Graf mit weiten Augen hinstarrte und fragte, wie solches gemeint sey.

Sofort erzählte der argliſtige Schneider, daß er sich gestern Abend, um einem gottlosen Gesellen aufzulauern, zwischen den eisernen Stäben des Gitterthors am

Schloßgarten mit Mühe und Lebensgefahr hindurchgedrängt, und auf dieſe Weiſe, in einer dunkeln Laube unter der Bank verborgen, beſagten Geſellen, welcher ſich auf die Bank geſetzt, beim Zitherſpielen und Abſingen verliebter Arien belauſcht habe, und daß eine Dame dabei am Fenſter erſchienen ſey, die gar holdſelig geantwortet, bis ſie endlich, wahrſcheinlich von Jemandem geſtört, das Fenſter plötzlich zugeworfen habe.

Florians Finger zuckten während dieſer Erzählung, wie wenn er Jemanden bei der Gurgel packen und erdroſſeln wollte; doch ging ſein Mund ſogleich wieder in ein ſpöttiſches Lächeln über, und mit unbefangener Stimme ſagte er alsbald: „Das nenne ich mir doch einen gut dreſſirten Hund, welcher weiß, daß er nicht auf, ſondern unter die Bank gehört!“ Auch Lanzeck lachte; aber der Graf nahm die Sache ſehr ernſthaft, und fing an, nach den holdſeligen Worten der Dame zu forſchen, was indeſſen ſchlecht von Statten ging, weil es ſich ergab, daß der Sänger

ſowohl, als die Dame ſich einer Sprache bedient hatten, von welcher der Schneider keine Sylbe verſtand.

Als er nun wenigſtens ſagen ſollte, wer der Zitherſpieler und Sänger geweſen ſey, erwiederte er: „Die Stimme hatte freilich, wie es mir vorkam, eine auffallende Aehnlichkeit mit der Stimme dieſes Herrn Nürnbergers; da ich indeſſen unter der Bank weder Geſtalt noch Geſicht erkennen konnte: —"

„So hättet ihr beſſer gethan," unterbrach ihn Florian — „bei eurer Scheere zu bleiben, anſtatt euch aufs Belauſchen und Verläumden zu legen!"

„Nur Geduld!" nahm Veit ſogleich wieder das Wort — „meine Scheere hatte ich ja zu mir geſteckt, als Waffe für den Nothfall. Weil ſie aber nur gewohnt iſt, Kleidungsſtücke zu verarbeiten: ſo ſchenkte ich dem Zitherſpieler, den ich gar leicht wenigſtens das Bein, womit er mich einmal ins Geſicht ſchlug, hätte abſchneiden können, diesmal noch das Leben, und ſchnitt, als ein frommer David, nur ein

Stücklein ab von dem Kleide dieſes böſen Sauls."

Und als Veit dies geſagt, zog er mit der Rechten ein Stücklein Tuch hervor, ergriff mit der Linken den untern Theil von Florians Kleide, und zeigte die Stelle, in welche der abgeſchnittene Zipfel gehörte.

Nun war merkwürdig zu ſehen Florians betroffenes, des Grafen zorniges, und des Schneiders triumphirendes Geſicht. Aber letzteres verwandelte ſich plötzlich in ein höchſt verzweiflungsvolles, denn kaum hatte Florian den Schaden an ſeinem Kleide erkannt, ſo faßte er mit ſtarken Armen den Schneider, hob ihn einer Elle hoch empor, und ſteckte ihn dann, ehe Jemand es abwenden konnte, zum offenen Fenſter hinaus. Blos am Kragen gehalten, zappelte und ſchrie nun der Delinquent, gräßlich verzerrten Angeſichts, zwiſchen Himmel und Erde, ſo daß Alle, die eben über den Schloßplatz gehen wollten, und auf einmal den grotesken Veitstanz erblickten, höchlich verwundert ſtehen

blieben und Einer nach dem Andern ausriefen: „Der dünne Veit! ach, der dünne Veit wird erhenkt!“ —

Während deſſen bat Lanzeck für das Leben deſſelben, und der Graf riß die Klingelſchnur entzwei, um Hülfe herbei zu ſchaffen. Florian aber ließ ſich durch nichts ſtören in der Bekehrungspredigt, die er dem armen Sünder hielt, gab demſelben zum Beſchluß noch ein paar derbe Naſenſtüber, zog ihn dann wieder ins Zimmer herein, und legte ihn, wie einen geſchoſſenen Haſen, auf den Fußboden nieder.

„Ei, ihr gottloſer Geſell!“ zürnte der Graf — „ſchafft mir die Leiche weg, damit ich mich nicht davor entſetze! Und dann meldet euch nur ſogleich bei meinem Voigt, auf daß ihr gerichtet werdet, wie ihr es verdienet; denn welcher Blut vergießt, deß Blut ſoll wieder vergoſſen werden!“

„Gnädigſter Herr!“ antwortete Florian — „der Scheim iſt nicht todt, höchſtens ohnmächtig. Laßt mich ihn noch einmal hinaus an die friſche Luft halten:

ſo wird er ſchon wieder zu tanzen anfangen. Und ſollte mir ihn auch der Wind aus der Hand wehen: ſo wird er darum nicht zerbrechen, denn ein Inſekt kann man ohne Schaden von einem Kirchthurme hinabfallen laſſen. Und er iſt ein Inſekt, — nämlich ein giftiges — ſeht nur, wie dünn, gleichſam eingekerbt, er unter den Rippen iſt."

Bei dieſen Worten wollte Florian den Schneider aufs neue ergreifen, als dieſer plötzlich zu ſchreien begann: „Ich bin nicht todt! ich bin nicht ohnmächtig! und ich will euch einen neuen Rock machen, ſtatt des zerſchnittenen: nur habt Barmherzigkeit und ſteckt mich nicht wieder zum Fenſter hinaus!"

Da ließ ihn Florian los; und wie ein Aal ſchlüpfte der zitternde Befreite zur halbgeöffneten Thür hinaus.

## Vierzehntes Kapitel.

„Nun geſteht mir," begann jetzt der Graf das Verhör — „was ihr geſungen habt, und was, und von wem euch darauf

geantwortet ist; denn daß Ihr es seyd, welchen der Schneider belauschte, beweiset der abgeschnittene Zipfel eures Kleides!"

„Bekenne es nur, du leichtsinniger, so oft vergeblich von mir gewarnter Freund!" setzte Lanzeck mit gar ernsthaftem Gesicht hinzu. „Bekenne und bereue deinen begangenen Fehltritt: sonst sage ich mich auf immer los von dir!"

Da klopfte der Graf dem Baron auf die Schulter, und sagte: „Herr Augsburger, ihr habt einen feinen Verstand, und scheint mir kein so leichter Fant zu seyn, als der Nürnberger da. Daher, wenn ich auch diesen des Landes verweise: sollt ihr doch unangefochten darinnen so lange verweilen, als euch beliebt."

Florian, welcher wohl begriff, wie der Unwille seines Freundes gemeint war, wendete sich nun, um wenigstens Rosinen nicht mit in die Verdammniß zu bringen, mit folgender Rede an den Grafen: „Bin ich so einfältig gewesen, mich von dem albernsten aller Schneider überlisten

zu laſſen: ſo möge mich nun auch die Strafe meiner Thorheit treffen! Wiſſet alſo, geſtrenger Herr Graf, daß ich ſo unglücklich geweſen bin, mich in Johannen, eure wunderſchöne Tochter zu verlieben, als wäre es mir durch Hexerei angethan. So überſtieg ich denn geſtern Abend die Mauer des Schloßgartens, und ſang unter den Fenſtern meiner angebeteten Schönen ein italiſches Lied, worin ich ihr meine Liebe bekannte, und ſie anflehte, ſie möge doch auf einen Augenblick vergeſſen, daß ſie eines Grafen Tochter ſey, um mir nur ein einziges Wort, wenn auch nicht der Liebe, doch wenigſtens des Mitleids, zu ſagen. Aber ungerührt von meinen Klagen und Bitten, ließ die Geliebte ſich weder hören noch ſehen, ſondern ſtatt ihrer trat endlich blos eure Pflegetochter Roſine ans Fenſter, ſpeiſte mich mit nichts als harten Worten ab, und warf endlich, ohne ſich weiter um mich zu kümmern, das Fenſter zu, ſo daß ich kaum zu ſagen weiß, welche die Grauſamſte gegen mich war: ob die,

welche so mitleidlos schwieg, oder die, welche so hartherzig sprach."

„Nicht grausam," erwiederte der Graf — „sondern ehrbar, verständig und ihrer Pflichten eingedenk, müßt ihr sie Beide nennen, ihr vermessener Thor! Glaubt mir: ich würde ein strenges Gericht gehalten haben, wenn sie sich anders benommen hätten, denn in diesem Punkte läßt der Graf von Knebelbart nicht mit sich spaßen."

So erfreut nun auch Lanzeck über die Wendung war, welche Florian mit gewandter Zunge dem bösen Handel gegeben hatte, so fürchtete er doch, daß noch alles verdorben werden könnte, wenn Rosine unvorbereitet von dem Grafen unter vier Augen ins Verhör genommen würde. Er suchte also Florians Aussage verdächtig zu machen, und leitete es dahin, daß Rosine sogleich zum Verhör mit herbeigerufen ward. Als diese nun kam, wußte er so geschickt das Wort an sich zu reißen, und durch seine noch so streng klingenden Fragen Rosinen die Antworten so in den

Mund zu legen, daß ſie völlig unſchuldig und Florians Bekenntniß wenigſtens ganz ſachgemäß erſchien.

Roſine wurde mit einem Lobe ihres Benehmens, und mit der Ermahnung, ſich immer ſolches Lobes würdig zu erhalten, entlaſſen. Doch als nun das Urtheil über Florian geſprochen werden ſollte, verfinſterte ſich des Grafen Geſicht gar ſehr. „Ihr habt euch ſo frevelhaften Beginnens ſchuldig gemacht," ſagte der hohe Richter — „daß ich euch würde ſehr hart beſtrafen laſſen, wenn ich nicht, um meines Bildniſſes willen, euch zu ſchonen und Gnade für Recht ergehen zu laſſen, geneigt wäre. Daher verbanne ich euch blos aus meinen Landen, doch mit der Verwarnung, daß ihr euch noch heute daraus entfernet, und euch nie wieder innerhalb deſſelben blicken laſſet. — Müſſet ihr nicht ſelbſt ſagen, daß ihr dieſe Strafe verdient habt?"

„Leider habe ich ſie nur zu ſehr verdient!" erwiederte Florian.

„Im vollen Maaße haſt du ſie verdient!“ ſetzte Lanzeck hinzu — „Und zum Zeichen, wie ſehr ich deine Verirrung mißbillige, werde ich dich auch nicht in die Verbannung begleiten, ſondern von der Gnade des Herrn Grafen, welche mir allhier zu verweilen erlaubt, geziemend Gebrauch machen.“

„Recht ſo! recht ſo!“ ſagte der Graf — „ich habe mit euch auch noch einiges aus der Heraldik zu verhandeln. Darum laſſet den Freibeuter nur ziehen, und rechnet hier auf meinen gnädiglichen Schutz!“

Nun hielt Florian noch eine kurze, doch ſchöne Rede, worin er verſicherte, daß er, auch in der verſchuldeten Verbannung, ſtets des hochgräflichen Hauſes mit der größten Verehrung gedenken werde. Dann verneigte er ſich tief und ging hinweg.

## Funfzehntes Kapitel.

Während deſſen hatte Veit ſich noch nicht zum Schloſſe hinausgewagt, weil die Nachricht, daß er erhenkt ſey, eine

Menge Neugieriger, vorzüglich aus dem Schneidergewerk, herbeigezogen hatte, die vom Schloßplatze aus nach dem Fenſter des Grafen hinaufſchauten, und darauf hofften, daß wenigſtens der Leichnam des dünnen Veit bald über den Platz werde getragen werden. Man ſprach dabei viel über ſeinen Hochmuth, über das Mißliche der Fürſtengunſt; und mancher ehrliche Handwerksmann gab ſeinem Buben bei dieſer Gelegenheit die Lehre, nicht nach zu hohen Dingen zu ſtreben, ihn dabei ins Ohrläppchen kneifend zur beſſeren Erinnerung.

Da Veit die Menge von Neugierigen bemerkte, hielt er ſich noch auf der innern Treppe des Schloſſes verborgen, um den Auflauf ſich erſt wieder verziehen zu laſſen. Als er aber endlich Jemanden die Treppe herabſpringen hörte, und den grauſamen Florian erkannte: da überfiel ihn eine plötzliche Todesfurcht, welche die Furcht vor der Schande noch weit überwog; und mit flüchtigen Füßen ſetzte er zum Schloſſe hinaus. „Es war ein Spaß! es war nur

ein Spaß!" rief er im vollen Laufe den Neugierigen zu, welche ihn aufhalten und ausfragen wollten. Aber sein Gesicht verrieth den bittersten Ernst; und ein langer Kometenschweif von Gassenbuben folgte ihm jauchzend bis an sein Haus, wo er sich sogleich in seiner entlegensten Kammer verriegelte und verschloß.

Auf diese Art entging er wenigstens dem Abschiedsbesuche, welchen ihm Florian noch zugedacht hatte, und dieser konnte ihm blos durchs Schlüsselloch noch einige vertrauliche Redensarten, wie sie ihrem gegenseitigen Herzensverhältniß angemessen waren, zuflüstern.

Ehe Florian aber noch das Haus verließ, kam Lanzeck vom Schlosse zurück, und erst nachdem Beide noch allerlei Verabredungen genommen hatten, wanderte der Verbannte fröhlichen Muthes dem nächsten Wirthshause zu, das jenseits der Grenze lag. Schon nach einer Viertelstunde war er an seinem Ziele, und für Geld und gute Worte fand er daselbst ein gut eingerichtetes Zimmer, aus welchem

er noch dazu, da das Haus auf einer Anhöhe lag, nicht nur einen großen Theil der gräflich Knebelbartſchen Lande, ſondern auch das hochgräfliche Schloß ſehr anmuthig liegen ſah. Und da er wußte, daß Roſine nicht unterlaſſen werde, mit einem Fernrohre nach ſeiner Wohnung herüber zu ſchauen, ſo ſtellte er in ſein Fenſter einen Straus von blühenden Vergißmeinnicht, worauf er gar bald die Freude hatte, mit ſeinem Fernglaſe einen blühenden Roſenſtock in Roſinens Fenſter zu erblicken, als welche ſtumme und doch verſtändliche Sprache der Herzen ihm die Trennung von der Geliebten einigermaßen erträglich machte.

Noch an demſelbigen Tage, als Florian von dannen zog, hatte Veit einige Ellen des ſchönſten Tuches, das er beſaß, mit zitternden Händen zu verarbeiten angefangen, um für Florian daraus einen neuen Rock zu machen, wie er in der Todesangſt gelobt hatte; ſobald er indeſſen erfuhr, daß ſein furchtbarer Widerſacher des Landes verwieſen ſey, hob er ſein

Haupt plötzlich wieder keck empor, verkaufte den Rock an einen Andern, und erzählte nun Jedermann, daß ihm zur Genugthuung für allerlei gottloses Spiel, der längst verdächtige Fremdling mit Schimpf und Schande zum Thore hinaus gejagt sey. Wo er ging und stand, gafften ihn die Leute an; und wo er ging und stand, schalt er auch triumphirend auf Florian.

Lanzeck war höchlich erzürnt gegen den so verrätherischen als verläumderischen Schneider, doch ließ er sich nichts merken hiervon, und blieb auch wohnen in dem Hause desselben, um sich nicht bei dem Grafen in den Verdacht zu bringen, daß er es im Herzen noch mit dem Verbannten halte. Auch enthielt er sich fürs Erste jeder Zusammenkunft mit Johannen, und schlich oft, um sich zu trösten, auf Umwegen zu dem Verbannten hinaus, und schaute mit ihm sehnsuchtsvoll hinüber nach dem Rosenstocke, den er als ein Zeichen der Liebe auch für sein Herz betrachtete, bis auf einmal der ganze Rosenstock

ſenſtock mit einem Trauerflor umzogen erſchien. Da war es ihm, als höre er die Geliebte herüber ſeufzen über Berg und Thal, als klage ſie ihn eines unzärtlichen Säumens an; und er that einen Schwur, daß er nicht ruhen wolle, bis er dieſem peinlichen Verhältniſſe ein Ende gemacht habe.

## Sechzehntes Kapitel.

Die heraldiſchen Unterhaltungen mit Lanzeck halfen dem Grafen auf einige Zeit die Langeweile ſo gut vertreiben, daß ihm der Beſuch des gelehrten Wapenkenners faſt anfing Bedürfniß zu werden. Johanne und Roſine fühlten ſich hierdurch auch in ihren pflichtmäßigen Unterhaltungen gar ſehr erleichtert, und konnten alſo wenigſtens deſto ungeſtörter an ihre Geliebten denken. Allein unerwartet wurden jene Unterhaltungen unterbrochen. Lanzeck wurde nämlich eines Tages von dem Grafen in gar übler Laune empfangen, und mußte alsbald hören, daß dieſem ſeine Beſuche bei Florian verrathen

waren. Er ſah, daß er nicht leugnen konnte, und daß auch er in der Gefahr ſtand, das Zutrauen des Grafen zu verlieren. Ein recht giltiger Vorwand zu den geheimen Beſuchen mußte alſo erſonnen werden; da ihm dieſer aber nicht gleich zu Gebote ſtand, ſo ſagte er einſtweilen blos, daß die Anklage wohl begründet ſey, ja daß er fürs Erſte noch öfter zu dem Verbannten werde gehen müſſen, daß dies aber einen Grund habe, der blos auf eine Ueberraſchung des geſtrengen Grafen berechnet ſey, und daß er, bis das Räthſel gelöſt werden könne, ſich freiwillig den Augen ſeines hohen Gönners entziehen wolle; nur möchte dieſer einſtweilen ſeinen Richterſpruch noch gnädiglich zurückhalten.

Hiermit ließ ſich der Graf auch wirklich ziemlich beruhigen. Aber nun war guter Rath abermals theuer, hinſichtlich der verheißenen Ueberraſchung. Lanzeck wanderte alſo hinaus zu ſeinem Freunde; und nach vielerlei gethanen abentheuerlichen Vorſchlägen, kamen ſie endlich darin

überein, daß Florian ſich dazu hergeben mußte, gerade den allerabentheuerlichſten Einfall auszuführen, nämlich einen Stammbaum zu mahlen, welcher zeigte, daß der heilige Ritter Georg, welcher den Lindwurm getödtet, der Ur-Ur-Ahnherr der Grafen von Knebelbart ſey, welche glücklicherweiſe ſchon ſeit langer Zeit den Vornahmen Georg geführt hatten.

Sobald das bunt gemahlte, und ſoweit es nöthig war auch reich verſilberte und vergoldete Prachtwerk fertig war, eilte Lanzeck damit zu dem Grafen. Und ſiehe, der Graf war nicht nur gänzlich verſöhnt, als er den vornehmen Stammbaum überſchaut hatte, ſondern er überhäufte auch den verbannten Florian mit ſolchem Lobe, daß er ihn, um dieſes Stammbaums willen, an Geſchicklichkeit weit über den weltberühmten Albrecht Dürer ſtellte, und es nicht ſowohl verzeihlich, als vielmehr verdienſtlich fand, daß Lanzeck, der vielen Vergoldungen wegen, oftmals zu dem Verbannten hinausgeſchlichen war. „Laſſet mir nur den Schneider

nun wieder kommen:" ſetzte er endlich hinzu — „ich will ihn ſchon heim ſchicken, wenn er Euch verklagen will!"

Auf ſolche Art ſah Lanzeck alles wieder ins Geleis gebracht, und erfuhr auch, daß abermals der dünne Veit zum Aufſaurer und Verräther geworden war. Ohne indeſſen ein Wort über denſelben zu verlieren, nahm er blos die Gelegenheit wahr, zu Gunſten ſeines verbannten Freundes ſo viel Gutes zu ſagen, als die nöthige Vorſicht nur irgend erlaubte. Und es glückte ihm ſolches dergeſtalt, daß der Graf ſich jetzt mit Lachen der Gewaltthat gegen den Schneider erinnerte, und endlich die Verſicherung hinzufügte, daß es ihm ſchier leid thue, den geſchickten und luſtigen Geſellen, blos von wegen ſo frevelhafter Verliebtheit, habe verbannen müſſen.

Da ergriff Lanzeck ſogleich wieder das Wort, und vertraute dem Grafen, daß ſein Freund von der Thorheit, ſich in eines Grafen Tochter verliebt zu haben, gewiß bald ganz und gar geheilt ſeyn wer-

de, wozu die anhaltende Beſchäftigung mit dem alt-ehrwürdigen Stammbaume nicht wenig beigetragen zu haben ſcheine. Im Hin- und Herſprechen über dieſen Gegenſtand, wagte endlich Lanzeck, um den Grafen über dieſen Punkt auszuforſchen, die Worte hin zu werfen: „Warlich, ich möchte ſagen können, der ſchalkhafte Liebesgott habe meinem Freunde einen neuen Streich geſpielt, und ihn plötzlich für Eure Pflegetochter, für Roſinen, entbrennen laſſen, denn da wäre die erſte Thorheit mit einemmale von ihm abgethan, und er dürfte wohl hoffen, im Schutz Eurer Gnade, an den Hochzeitaltar zu gelangen."

„Eine geziemendere Liebesflamme wäre das freilich;" erwiederte der Graf — „doch will ich dergleichen überhaupt in meinem Schloſſe nicht haben, inmaaßen die Liebe nichts iſt, als eine Thorheit, welche zu keinem Heil führt und welche ich daher ſchon ſeit geraumer Zeit nicht leiden mag."

So niederschlagend diese Antwort an und für sich auch war, so führte sie für Lanzeck doch das Gute herbei, daß er jetzt erst den Grafen begreifen lernte, und in ein noch vertraulicheres Verhältniß mit demselben kam. Es entwickelte sich nämlich hierdurch ein Gespräch, in welchem der Graf weitläuftig erzählte, wie weiland eine unglückliche Verliebtheit ihn bestimmt habe, ein ganz anderes Fräulein zu heirathen, als seine kluge Frau Mutter, hochseligen Andenkens, für ihn bestimmt gehabt, und wie schlecht ihm dies bekommen indem seine in Gott ruhende Gemahlin aus den gepriesenen Rosenketten der Liebe, gleich nach gepflogenem Beilager, eine harte Sklavenkette für ihn gedreht, so daß er seiner hochseligen Frau Mutter den früheren Ungehorsam späterhin tausendfältig abgebeten, und noch an ihrem Sarge das Gelübde gethan habe, hinfort den betrügerischen Liebesgott von dem gräflich Knebelbartschen Stammbaume möglichst weit entfernt zu halten, und auf den Grund und Boden der Verliebtheit

für Tochter und Pflegetochter nie einen Hochzeitaltar erbauen zu lassen.

Es konnte nicht fehlen, daß Lanzeck bei diesen Eröffnungen auffallend erröthete; doch der Graf, fortwährend in noch höherem Purpur strahlend, achtete nicht darauf, sondern behauptete ungestört, daß je höher der Rang, desto höher die Weisheit sey, daß die höchsten gesalbten Häupter, sich gewöhnlich Gemahlinnen wählten, die sie noch nie gesehen, gesprochen oder gar geküßt hätten, und daß daher der Liebesgott als Heirathskupler eigentlich nur an das gemeine, einfältige Volk zu verweisen sey.

Dem armen Lanzeck aber wollte fast der Athem ausgehen bei solcher Moral, und als der Graf ihn endlich mit dem Ellenbogen eines seiner in die Seite gestemmten Arme durch einen sanften Stoß aufforderte, ihm seinen Beifall zu bezeigen, wußte er nichts hervor zu bringen, als die Versicherung, daß es mit der Liebe leider ein bedenkliches Ding sey, und daß Mancher gewiß gar vielerlei Noth, Sor-

ge und Angſt weniger hätte, wenn ſie weder durch Adam und Eva noch durch irgend eins der nachfolgenden Ehepaare erfunden worden wäre.

„Bravo!“ ſagte der Graf — „Ihr ſeyd mein Mann! Haltet nur feſt an ſolchen Grundſätzen, und Ihr werdet Euch wohler dabei befinden, als die, welche das Gegentheil thun.“

## Siebzehntes Kapitel.

Mitten in dem alten Prachtſaale des Schloſſes, welcher mit vielen Bildern ritterlicher Ahnen geziert war, hatte der Graf den merkwürdigen Stammbaum aufhängen laſſen, und Jeder, wer Luſt hatte, konnte ſich ihn vom Caſtellan zeigen laſſen und ihn beſchauen und anſtaunen. Mit großem Verdruß mußte aber der Graf ſehr bald vernehmen, daß ein paar unbekannte Reiſende jenes Kunſtwerk gar boshafter Weiſe beſpöttelt und behohnlächelt hatten, ja daß der Eine von ihnen ſo weit gegangen war, die Ahnenſchaft des heiligen Ritters Georg für eine Lüge

zu erklären, und ſeinen Handſchuh, zum Zeichen der Herausfoderung, vor dem Stammbaume niederzuwerfen.

Da der Graf nicht mit ſich einig werden konnte, wie ſolche Unbill auszugleichen ſey, hatte es faſt das Anſehn, als würden die Urheber des Stammbaums gänzlich in Ungnade fallen; doch wurde dieſer Sturm ſehr glücklich abgewendet, ſobald Johanne ihrem Vater den Rath gegeben hatte, zu Ehren des heiligen Georgs ein feſtliches Turnier zu veranſtalten, und auf ritterliche Weiſe die Wahrhaftigkeit des glorreichen Stammbaumes zu bewähren.

Hatte der Graf auch manches Bedenkliche hiergegen einzuwenden ſo wußte Johanne doch ihm Alles leicht, ergötzlich und ehrenvoll vorzuſtellen, und als Gegenmittel gegen die Langeweile auf einen ziemlichen Zeitraum hinaus zu empfehlen. Eilends ließ er alſo Lanzeck zu ſich kommen, um ihm nicht allein den gefaßten Entſchluß mitzutheilen, ſondern um ihn auch zur Förderung und Einrichtung der ganzen

Sache aufzufordern. Und der Graf hatte die Freude, daß Lanzeck ihm sogleich bereitwillig mit Rath und That zu Diensten zu stehen versicherte, immaaßen der ganze Einfall unmittelbar von Lanzeck selbst herrührte, und mit kluger Berechnung nur auf sein Anstiften durch Johannen zuerst dem Grafen vorgetragen worden war.

Von nun an gab es hundert Dinge zu besprechen, vorzubereiten und einzurichten; und Lanzeck, der die Seele von allem war, mußte täglich, fast stündlich bei dem Grafen seyn, und wurde demselben immer unentbehrlicher. Indem aber von den baulichen Verzierungen und farbigen Ausschmückungen des Kampfplatzes nach und nach ernstlicher die Rede war, erklärte Lanzeck, daß er in diesem Felde leider wenig zu Hause sey; und so konnte es dann nicht fehlen, daß der Graf selbst anfing, über Florians Abwesenheit zu seufzen. Als daher, nach einer geschickten Einleitung, Lanzeck betheuerte, daß seines Freundes Herz, als wäre es mit Be-

ſemen gekehret, von aller thörichten Liebe zu Johannen gänzlich und auf immerdar frei ſey: da ſprach der Graf endlich die lange herbeigewünſchten Gnadenworte aus: „Ey, ſo laſſet den luſtigen Geſellen nur wieder hereinkommen in meine Lande! Seine Verbannung ſoll dermalen ein Ende haben; und ſo er ſeine Sache fernerhin gut macht, will ich ihn zu meinem Hofmahler ernennen, und ſeinen Seckel nicht ungefüllt laſſen, um ihm zum Titel auch die Mittel zu verleihen.“

So kam Florian mit vollen Ehren zurück, und, ein luſtiges Liedlein ſingend, ging er wohlgemuth die Straße nach des Schneiders Hauſe hinauf, um ſeine alte Wohnung wieder zu beziehen. Als dieſer aber zufällig einen Blick durchs Fenſter that, und den verhaßten Verbannten wieder daher wandern ſah, ſchrie er ſeinen Geſellen zu, daß ſie eiligſt die Hausthür verriegeln und verrammeln ſollten, und er ſelbſt ſprang durch den Hof und einen anſtoßenden Garten nach einer Hintergaſſe, um unbemerkt nach dem Schloſſe zu eilen.

Kaum war er indeſſen zur Audienz gelangt, und hatte den Grafen um Abwendung der ihm drohenden Gefahr angefleht, als auch Florian ins Zimmer trat, um gleich den Grafen zu begrüßen, da er eben nicht wußte, wo er bleiben ſollte, weil ſeine Wohnung vor ihm verſchloſſen war. Wie nun der Schneider vor Schrecken zu Boden ſank, und einmal über das andre verſicherte, daß er ein ſchlagrührender Mann ſey, wenn er dieſen Miethemann nicht los würde, Florian dagegen das Recht auf ſein altes Zimmer unerläßlich geltend machte, und Veit dann wieder im voraus um Verzeihung bat, wenn er etwa, Angeſichts Seiner Hochgräflichen Gnaden, den Geiſt aufgeben und die beſtellten Turnierkleider nicht zu Stande bringen ſollte: da erſtickte der Graf faſt vor Lachen; und die ſeltſame Scene endete endlich damit, daß der Graf, um beide Theile zu beruhigen, den Caſtellan kommen ließ, und dieſem befahl, dem vom Schneider verſchmähten Miethsmanne einſtweilen ein paar Gaſtzimmer in einem

entlegenen Flügel des Schloſſes anzuweiſen.

Wer war nun froher als Florian?

## Achtzehntes Kapitel.

Von allen Seiten wurden die Anſtalten zu dem Turnier mit dem raſtloſeſten Fleiße betrieben, ſo daß der Tag dazu bereits anberaumt werden konnte. Der Graf ließ die Beleidiger ſeines glorreichen Stammbaums öffentlich dazu einladen, und ſicherte Dem, welcher ſie am ritterlichſten überwinden würde, nach dem Beiſpiel der edelſten Fürſten, als Dank die Hand ſeiner Tochter Johanne, und Dem, welcher ſonſt noch eine recht ergötzliche That thun würde, die Hand ſeiner Pflegetochter Roſine zu. Von Liebe durfte dabei nicht die Rede ſeyn.

Darob erröthteten die beiden Jungfrauen nicht wenig, und ihre Herzen ſchlugen einen gar unruhigen Takt, theils vor Beſchämung, theils vor Hoffnung, und theils vor Furcht. Doch konnten ſie weder vor dem Vater noch vor den Ge-

liebten ihre Empfindungen laut werden lassen; denn der Graf hatte sich in die Rolle eines rauhen Turnier-Ritters so einstudirt, daß ihm mit keiner Einrede beizukommen war, und Lanzeck und Florian hatten ihr gewagtes Spiel bis zu einer Spitze getrieben, wo der mindeste Verdacht eines verbotnen Einverständnisses den unausbleiblichen Verlust des ganzen Spiels nach sich gezogen haben würde; strenger als jemals mußte man sich daher, so verführerisch auch oft die Gelegenheit dazu war, jede Zusammenkunft versagen.

Desto öfter ergötzte sich unterdessen Veit an dem Anblick und der Unterhaltung der beiden Schönen. Er mußte wegen des Stoffes und des Schnittes der altertümlichen Kleider für Ritter, Knappen und Knechte, oft Rücksprache mit Johannen und Rosinen nehmen; und da Beide durch unbefangene Freundlichkeit ihren Antheil an dem Verdruß, welchen er ihren Geliebten gemacht hatte, zu verbergen suchten, so hielt er das für besondere Gunst, und es fuhr der Teufel des Hoch-

muths und der Verliebtheit toller als jemals in seine Seele; und der Gedanke, eine dieser Schönen bei dem Turniere zu gewinnen, wuchs ihm mit jeder Stunde mehr über den Kopf. Er setzte nämlich voraus, daß Lanzeck und Florian nicht unterlassen würden, mit um die Preise zu ringen, und er meinte, wo ein reichsstädtischer Kaufmann oder Mahler in die Schranken zu treten wage, da brauche ein hochgräflicher Hofschneider und Garderobemeister nicht schüchtern zurück zu bleiben.

Schon fing er an herum zu horchen nach der Art der ritterlichen Spiele bei einem Turniere; und um, als Vorbereitung zum Lanzengefecht, vorläufig einige Versuche im Kleinen anzustellen, schwang er die Elle fleißig in der Hand, und hielt endlich geheime Fechtstunden mit einem seiner Gesellen, der mit einer gleichen Waffe versehen war. Da sein Kampfgenoß aber nur dann und wann ein paar Kreutzer zur Belohnung erhielt, so machte derselbe sich kein Gewissen daraus, in einem Bierhause über die Fechtlust seines

Meisters zu spotten; und so wurde Veit von Vielen schon laut verlacht, ja von Manchem auch errathen, als er seine Tapferkeit, wie seine Absicht, noch in das undurchdringlichste Incognito verhüllt glaubte.

Gab es nun aber bei diesen Probegefechten mit leichten Schneiderellen schon manchen empfindlichen Schlag, von welchem der schreckhafte und dünnhäutige Veit fast des Todes war, so hatte er wohl Ursach, ein Aergeres von den großen Lanzen oder gar Schwerdtern beim ernsthaften Turnierkampfe zu fürchten. Ruhig überlegend, nach verflognem erstem Rausche, daß dem geschicktesten Arm eines Schneiders selten das Heldenmark eines Roland oder Herkules inne wohne, wollte ihm die Hoffnung auf einen erwünschten Sieg auch immer zweideutiger scheinen. Endlich fiel es ihm auch mit Schrecken aufs Herz, daß er ein Roß besteigen solle; denn wenn er auch Hoffnung hatte, ein überfrommes in dem Städtlein aufzutreiben, so kam es ihm doch gar halsbrechend vor, sich auf den

den Rücken einer hochbeinigen unvernünftigen Beſtie niederzulaſſen, und Leib, Leben und Geſundheit derſelben Preis zu geben. Er erinnerte ſich noch mit Schau, dern aus ſeinen Lehrlingsjahren, wie er, verleitet von leichtſinnigen Buben, einsmals auf einen Eſel geklettert, und als er oben angelangt, ſtatt der Ohren, an die er ſich zu halten dachte, nur das kahle Hinterende deſſelben vor ſich gehabt, gleichwohl aber das tolle Thier ohne auf Bitten oder Schreien zu achten, durch Dick und Dünn mit ihm den Weg zur Mühle getrabt, bis der verzweiflungsvolle Reiter endlich, beim fruchtloſen Angeln nach des Thieres Schwanz, mehr todt als lebendig, über denſelben hinabgerutſcht war! — Solches Alles ſchlug den Muth des verliebten Abentheurers dermaaßen nieder, daß er mehrere Tage ganz ſchwermüthig einher ging, ohne mit ſich einig werden zu können, was unter ſothanen Umſtänden zu thun oder zu laſſen ſey.

## Neunzehntes Kapitel.

Ganz nahe vor dem Städtchen wohnte zur selbigen Zeit ein geheimnißvoller Kerl, mit einem borstigen Judasgesicht, und deßhalb auch allgemein der Rothbart genannt. Er verstand sich auf Ratten- und Mäusefang, Wunderkuren und allerlei unheimlichen Hokuspokus, und wäre also, trotz seines rothen Bartes, eigentlich ein Schwarzkünstler zu nennen gewesen. Dieser trat eines Tages zu Veit ins Zimmer, da dieser eben ganz einsam im verliebtesten Tiefsinn saß, legte einige Ellen des feinsten Tuches auf den Tisch, und verlangte, daß ihm ein Rock daraus verfertigt werde, nach dem vornehmsten Schnitt. Als Veit die Kostbarkeit des Tuches erkannte, sah er den Rothbart mit großen Augen an, und äußerte seine Verwunderung darüber, daß Ratten- und Mäusefang ein solches Kleid abwerfe.

Da lachte der Rothbart laut und grimmig auf, und sagte, blitzenden Auges, mit rauher Stimme: „Ho! der Rothbart

ann noch ein wenig mehr, als Ratten nd Mäuſe fangen! Wo alle menſchliche unſt oft ſcheitert, da weiß der Rothbart och zu helfen auf ſeine Weiſe! das eugniß geben ihm gar hohe, hohe, vor- ehme Herren!"

So entſpann ſich, während des Maaß- ehmens, ein Geſpräch, in welchem der othbart zu verſtehen gab, daß ihm man- hertei übernatürliche Mittel zu Gebote länden, und daß es Hexenmeiſterkünſte äbe, von denen der gemeine, blöde Ver- tand keine Ahnung habe. Plötzlich aber rach er wieder davon ab, und ohne ein Wort weiter zu ſprechen, ging er, hart uftretend, hinweg, ſobald das Maaß enommen war.

Veit blieb lange ſitzen in tiefen Ge- anken; endlich aber wippte er auf, wie in Federball, und brach in die Worte us: „Der Rothbart muß mir helfen! Der iſt zur rechten Stunde unter mein Dach gekommen!" Und ſobald es dunkel urde, ſchlich er zum Thore hinaus nach er Hütte des Rothbarts.

„Verzeiht mir!“ sprach er, als er in die rußige Stube trat — „mir ist ein böser Streich begegnet! ich weiß mir nicht anders zu helfen, als daß ich noch einmal Maaß nehme, um euer schönes Kleid nicht verpfuschen zu lassen!“ — Er that es mit zitternder Hand. Als er damit fertig war, bat er um Erlaubniß, sich ein wenig zu setzen, um von dem weiten Weg auszuruhen; dann klagte er über Durst, weil er zum Vesperbrodt einen Häring gegessen, und ließ sich einen Krug mit Wasser reichen; und endlich fragte er, ob er nicht den Aufgang des Mondes abwarten dürfe, weil es bereits ganz dunkel geworden und der Weg zum Halsbrechen sey. Der Rothbart grinste ihn bei allen Wünschen freundlich an; und allmählig ward dann der abgerissene Faden des ersten Gesprächs von neuem wieder angeknüpft.

Der Rothbart war nach und nach wieder gut im Zuge. Veit aber saß mit gepreßtem Athem, und konnte die Worte nicht finden zu dem, was er eigentlich sagen wollte. Seine Zunge wurde immer

eckner, so viel er auch Wasser trank. Endlich aber faßte er sich ein Herz, und fragte, ob es wohl ein zuverlässiges Mittel gebe, sich hieb- und stichfest zu machen, so daß zum Beispiel in einem Kampfe ein Einer David mit dem größten Goliath anbinden könne ohne Gefahr einer Verwundung und mit der sichern Aussicht auf einen unfehlbaren Sieg?

„Warum nicht?“ antwortete der Rothbart in barschem Tone; doch setzte er hinzu, daß die Sache freilich schwierig wäre, und daß nicht eines Jeden Constitution dazu paßte.

Veit rückte jetzt näher, und sagte, daß einem gewissen Herrn, einem honetten, angesehnen, tapfern Manne, welcher aber nicht genannt seyn wolle, mit einem solchen Mittel wohl gedient seyn würde, um es zu einem bestimmten, edeln Zwecke zu gebrauchen, bei welchem er aber nicht Lust habe, seine Tapferkeit zum Besten zu geben.

„Ganz recht!“ sagte der Rothbart — warum sollte man es sich nicht bequem

machen, wenn man es haben kann? Verſchaffet mir nur einen Flauſch Haare von dem Herrn: ſo will ich euch bald ſagen, ob ſeine Conſtitution dazu paſſend iſt oder nicht."

„Den ſolle ihr haben;" erwiederte Veit — „ſobald ich wieder zu euch kommen kann." — Seine Ungeduld ließ ihm aber keine Ruhe. Er entſchloß ſich daher, ſobald er den Rothbart auf einen Augenblick entfernen könnte, ſich mit der Scheere, die er in der Taſche hatte, einen Flauſch Haare abzuſchneiden, und dann vorzuwenden, er beſinne ſich eben darauf, daß ihm der Herr ſchon die nöthigen Haare mitgegeben habe.

Gedacht, gethan. Unter dem Vorwande, daß er friſcheres Waſſer zu haben wünſche, entfernte er den Rothbart, fuhr dann eilig mit der Scheere nach dem Hintertheile des Kopfes, faßte einen Flauſch Haare, und ſchnitt haſtig darauf los. Plötzlich erhob er aber ein unwillkürliches Zetergeſchrei, denn die Scheere hatte ſich nicht an den Haaren begnügt, ſondern

auf meuchelmörderische Weise auch ein Ohr mit gefaßt. Als der Rothbart mit der Lampe wieder ins Zimmer geeilt war, lag die Scheere auf dem Boden, ein Ohrzipfelchen nebst einem tüchtigen Flausch Haare daneben, und von dem verstümmelten Ohre floß ein Bächlein des schönsten Schneiderblutes herab.

Es war Veits erste Verwundung, und er sank, in einem ohnmachtähnlichen Zustande, an die Lehne seines Schemels zurück. Kaum fing der Rothbart indessen an, ihm das Ohr mit einem scharfen Essig zu waschen: so sprang der Leidende mit einem neuen Schrei des Schmerzes auf, und der Rothbart bekam einen Veitstanz zu sehen, desgleichen in seiner Praxis ihm noch nicht vorgekommen war.

Als er sich satt gelacht und die Wunde bepflastert hatte, schlug er den Patienten auf die Schultern, daß demselben die Knieen einknickten und sagte: „Gesteht es nur: Ihr selbst seyd der Herr, von dem Ihr spracht?“ — Veit konnte es unter solchen Umständen nicht läugnen,

und vertraute dem Rothbart, was er im Schilde führte. Die Herzen öffneten sich; der Rothbart versprach, binnen vier und zwanzig Stunden die Haare zu untersuchen, und erwähnte beiläufig, daß er unter hundert Gulden, wovon die Hälfte gleich im voraus zu erlegen sey, sich auf die Ausführung des verlangten Kunststückes nicht einlassen könne.

Aufs Vorausbezahlen wollte sich Veit nicht einlassen, erklärte aber am folgenden Abend, daß er sogleich nach dem Turniere das Doppelte der gefoderten Summe zahlen wolle, wenn die Kunst den Meister lobte. Da der Rothbart sich dies endlich gefallen ließ: so wuchs das Vertrauen immer mehr; und er versprach, als ein folgsamer Zauberlehrling alles gläubig zu thun und zu lassen, was ihm der Meister vorschreiben oder verbieten werde.

## Zwanzigstes Kapitel.

Der Tag des Turniers war gekommen, und mit ihm eine Menge ritterlicher

Herren und Volke, zum Kämpfen und zum Schauen bei dem feſtlichen Waffenſpiel. Alles war aufs herrlichſte vorbereitet; und Muſik, Becherklang und froher Jubel erklangen ſchon vom frühen Morgen an im Schloſſe und in weitem Umkreiſe umher.

Allmählig füllten ſich die Sitze, welche den Kampfplatz umgaben; und ſo reichlich der Raum auch zugemeſſen war, ſo konnte er doch endlich kaum die Unzahl der zuſammengedrängten Schauluſtigen faſſen.

In voller Pracht erſchien jetzt auch der Graf mit Johannen und Roſinen und andern vornehmen Gäſten. Alles jauchzte und frohlockte; nur die beiden Schönen, nach welchen alle Blicke gerichtet waren, voll Theilnahme, voll Bewunderung und unwillkürlicher Huldigung, ſaßen da mit niedergeſchlagenen Augen, und mit einem peinlichen Gefühl, das jeden Augenblick in einen Thränenſtrom ausbrechen wollte, und ſich nur mit der ſchmerzlichſten Anſtrengung unterdrücken ließ.

Lanzeck und Florian waren von dem Grafen beauftragt worden, auf Ordnung und Ruhe der Zuschauer zu sehen, und in seiner Nähe zu seyn, für den Fall, daß noch etwas anzuordnen oder auszukundschaften wäre. Aber niedergeschlagen von dem Anblick ihrer betrübten Geliebten, als sie dieselben das Schloß verlassen sahen, hatten sie jenes Auftrages gänzlich vergessen, und sich zurückgezogen in Florians Zimmer, wo kurz zuvor mehrere Gäste bewillkommt waren und noch ein guter Vorrath gefüllter Flaschen aus dem Schloßkeller stand.

„Laß uns eins trinken!" rief endlich Florian — „wer weiß, ob wir fürs Erste wieder Lust und Laune dazu haben werden!" Und dieses sagend, öffnete er eine Flasche köstlichen Rheinweins, und schenkte für sich und für Lanzeck in die klingenden Gläser ein.

So saßen sie und tranken, ohne sich um den Lärm zu bekümmern, der von dem Turnierplatz herüberschallte. Und als endlich der Graf, der sie vermißt hatte,

einen Diener zu ihnen schickte, gab ihm Florian mit lallender Stimme den Bescheid: „Sagt nur dem gestrengen Herrn, daß sein Wein uns trefflich geschmeckt hat, und daß wir nun ausschlafen wollen von unserer Arbeit!“ — Darüber ward der Graf nicht wenig erzürnt, und sandte einen zweiten Diener an die Trinker ab; dieser aber fand Florians Thüre schon verschlossen, und so viel er auch daran pochte, ward sie doch nicht aufgethan. Johanne und Rosine wurden blutroth beim Anhören dieses Berichts, und wußten nicht, wohin sie sich wenden sollten, um ihre peinliche Verlegenheit zu verbergen.

Zu ihrer Zerstreuung und zur erwünschten Ablenkung der Aufmerksamkeit, begann jetzt glücklicherweise das wirkliche Fest in allerlei scherzhaften Spielen: Wettrennen, Reiten, Zielschießen und dergleichen. Endlich, nachdem dies alles vorbei war, gab der Herold das Zeichen zu dem ernsteren Kampfe. Der prächtig geschmückte Stammbaum, welcher die Ver-

anlassung zu dem Turnier gegeben hatte, wurde feierlich aufgestellt, dem Sitze des Grafen gegenüber. Nun kamen die kampflustigen Ritter Einer nach dem Andern herbei, tummelten ihre muthigen Rosse, und je nachdem sie für oder wider den Stammbaum kämpfen wollten, senkten sie ihre Lanzen, oder warfen sie ihre Handschuhe, zur Herausforderung, davor nieder.

Ein naher Vetter hob, als Stellvertreter des Grafen, den ersten Handschuh auf, und warf seinen Gegner alsbald siegreich zu Boden. Nach und nach drängten sich von beiden Seiten Mehrere hinzu. Muth und Tapferkeit stritten für und gegen die Ehre des Stammbaums und des alten gräflichen Hauses. Lange schwankte der Sieg hin und her, bis endlich einer der Gegner, ein schwarz gehar-nischter Ritter, als einziger Sieger auf dem Kampfplatze stand, und mit höhnischem Uebermuthe fragte, ob noch Jemand da sey, der ihm den Sieg streitig zu machen denke. Alles schwieg.

Tief ergriffen von ſolcher Schmach, erhob ſich nun der Graf, und rief ſeinen Dienern zu: „Bringt mir ein Roß und ein Schwerdt, damit ich ſiege oder ſterbe, denn wie möcht' ich ſolche Schande meines Hauſes überleben!“ — Johanne warf ſich ihm flehend in den Arm; Roſine ſchluchzte im Uebermaaße des Schmerzes. Alles ſtaunte mit geſpannter Erwartung hin. — Horch! da ſchmetterte ein neuer Trompetenton! Ein ſtattlicher Ritter in goldener Rüſtung, und mit ihm ein Knappe, beide mit niedergeſenktem Viſier, ſtürmten im raſchen Galopp auf ſchönen Pferden daher. Die Schranken flogen auf. Der goldne Ritter und ſein Knappe verneigten ſich demuthvoll vor dem Grafen und den Damen. Bald darauf entſtand ein hitziger Kampf zwiſchen dem goldenen und dem ſchwarzen Ritter, der lange die Gemüther der Zuſchauer in Spannung erhielt. Aber ſo tapfer, ja endlich faſt wüthend, der ſchwarze Ritter auch focht, ſo konnte er auf die Länge doch dem goldnen Ritter, dem eine höhere

Macht beizustehen schien, das Gleichgewicht nicht halten. Ehe er sichs versah, lag er zu Boden gestreckt; und der goldne Ritter setzte ihm als Sieger die Lanze auf den Nacken, bis er sich für überwunden erklärte, und mit Ehrfurcht den Namen des Grafen aussprach.

Deß freute sich der Graf; deß jauchzten Tausende von Zuschauern. Mit allgemeinem Jubel wurde der goldene Ritter als Sieger begrüßt. Aber ein neuer Trompetenstoß lenkte plötzlich die Aufmerksamkeit von ihm ab, nach einem neuen, gar seltsamen Schauspiele.

Es erschien an den Schranken ein Reiter, über und über anzuschauen als der leibhaftige Beelzebub, reitend auf einem schwarzen Bären, der eine hohe Krone von Schlangen und gluthauchenden Drachenköpfen trug, und von einem Manne geführt ward, der ebenfalls, wie der Reiter, eine Teufelelarve trug.

Die Schranken wurden geöffnet, und langsam ließ der Reiter den Bären bis in die Mitte des Kampfplatzes führen, wo er

mit hohler Stimme dem goldnen Ritter zurief: „So Du des Todes nicht ſeyn willſt, ſo ſteige herab von Deinem Pferde, und erkenne mich an als Deinen Sieger! Aber eile! eile! eile! ſonſt hat Dein letztes Stündlein geſchlagen!“

Mit ſtockendem Athem ſchaute und horchte Alles hin. Doch der goldne Ritter, ohne ſich von der Stelle zu rühren, ſagte: „Knappe, gieb Du ihm die Antwort!“ und ſogleich ſpornte der Knappe ſein Pferd gegen den Feind. — Plötzlich begann die Schlangenkrone auf dem Kopfe des Bären ſich zu bewegen und zu raſſeln, wie wenn ſie ein Mühlwerk wäre, und des Knappen Roß ſtutzte davor zurück, und warf ſich herum nach der entgegen geſetzten Seite.

„Verwegner!“ rief mit noch hohlerer Stimme der Bärenritter — „Steige herunter von Deinem Roſſe, und demüthige Dich vor mir, ſonſt biſt Du augenblicklich des Todes!“

Und ſiehe, der Knappe ſprang eilig von ſeinem abwärts gekehrten Pferde,

doch eben so schnell auch wieder hinauf auf dasselbe, und zwar so, daß er verkehrt darauf saß, nämlich über den Schwanz desselben nach dem Bären hinschauend. „Nun komm, Du Teufel!“ rief er, tollen Muthes, während sein Pferd, ohne Leitung, langsam den Kampfplatz entlang schritt. Fast eben so langsam folgte der Bär ihm nach, dessen Reiter nun, unter dem Murmeln unverständlicher Worte, seine leichte Lanze zu schwingen anfing. Der Knappe fing an zu schreien, als wäre er schon aufgespießt, und zitterte, wie ein Espenlaub, zum großen Gelächter aller Zuschauer. Plötzlich aber griff er mit der Linken rücklings nach dem Zügel seines Pferdes, um es endlich anzuhalten, und im nämlichen Augenblick ergriff er mit der Rechten die Lanze des goldnen Ritters, und, wohl wissend, mit welcher Art von Ungethüm er es eigentlich zu thun habe, führte er damit einen lustigen Stoß gegen die Krone des Bären und gegen die Larve des Reiters. Da fing dieser an kläglich zu schreien: „O, Rothbart! Rothbart!

zelle

rette mich!" — Der Bär bäumte ſich hoch auf! Nun noch einige Lanzenſtöße gegen das Bärenfell, und daſſelbe löſte ſich aus ſeinen verſteckten Schlingen und Fugen; ein großer, grünbärtiger Ziegenbock ſprang daraus mäckernd hervor; der Reiter verlor Gleichgewicht, Larve und Faſſung; und tauſend Stimmen ſchrieen in einem Nu laut auf: „Der dünne Veit! der dünne Veit iſt ein Ziegenbocksreiter geworden!" und wildes Gelächter, Spott und Jauchzen brauſten ringe um den Kampfplatz, daß man die ſchmetternden Trompeten kaum hörte; und Tauſenden preßte das übermäßigſte Lachen Thränen aus den Augen, während nur Einem — dem im Sande zappelnden Schneider — der übermäßigſte Leibes- und Seelenſchmerz welche auspreßte.

Noch einmal wollte er ſich ermannen, weil Niemand ihn antaſtete auf dem Boden. Er rappelte ſich empor, ergriff die Lanze, und hinkte dem Ziegenbocke nach, um ihn aufs neue zu beſteigen. Aber mit Jammer ſah er nicht nur, daß der Bock

gänzlich entbärt war, sondern sich auch einmal über das andere ihm entgegenbäumte, und ihn mit den entkronten Hörnern zu bewillkommnen suchte. Da ergriff ihn ein neuer Schrecken; und mit lauten Flüchen gegen den Rothbart, floh er, verfolgt von dem Bocke, zu den Schranken hinaus, worauf der lärmende Jubel der Menge fast zum Wahnsinne ward.

So endete, unerwartet lustig, das Kampfspiel. — Als das brausende Getümmel sich endlich gelegt hatte, winkte der Graf den goldnen Ritter nebst Knappen zu sich hinauf, und erkannte vor allem Volk ihnen beiden Johannen und Rosinen als Preise ritterlicher Tapferkeit und fröhlichen Muthes zu. Und als die beiden Unbekannten ihre Visiere öffneten, standen, zu Aller Erstaunen und zum höchsten Entzücken der beiden Jungfrauen, Lanzeck und Florian da; und Lanzeck nannte jetzt den rühmlichen Nahmen seines edlen Geschlechts, und bat um Verzeihung, daß sie vorhin die Rolle der Trunkenen ge-

ſpielt hatten, um unbemerkt und ungeſtört Zeit zu dem Kampfſpiele zu gewinnen.

Ohne ein Wörtchen von Liebe über die Lippen kommen zu laſſen, reichte Lanzeck Johannen, Florian Roſinen die Hand; aber der zitternde Druck der Hände ſagte, was der Mund verſchwieg, während der Graf ſich freute, ſeinem Gelübde gemäß, zwei Heirathen ohne alle Liebe geſtiftet zu haben. Innerlich liebebeglückt, ließen ſie ihn gern in dieſem Wahne, bis ihre glücklichen Ehen ihn allmählig von ſeiner Grille bekehrten.

Der dünne Veit aber, welcher gar hart belehrt worden war, wie Hochmuth vor dem Falle kommt, ließ ſich auf dem Schloſſe nimmer wieder ſehen; ja weil er ſich, ohne laut von den Buben verſpottet zu werden, nicht mehr auf der Gaſſe konnte ſehen laſſen: ſo zog er, viele Meilen weit, in eine andere Stadt. Auch dort fand er wieder reichlich ſein Brod, und ſuchte die gehabten Unfälle ſich aus dem

Sinne zu ſchlagen. Nur konnte er ſein Leben lang keinen Ziegenbock ſehen oder mäckern hören, ohne krampfhafte Zuckungen zu bekommen; ja die Schneider allzumal mögen, ſeit jener Geſchichte, nicht gern von einem Ziegenbocke hören, bis auf den heutigen Tag.

# Bruchstücke
## aus
## dem Tagebuche eines Gymnasiasten.

Am ersten April.

Für mich ist Spiel und Tanz vorbei!
Das Lachen ist mir lieber!
Ich hasse Lieder und Schalmey!
Und klage nur darüber!

So ungefähr sang der Dichter, und so singe auch ich! O, wie sympathire ich mit ihm, wenn ich an diese Verse denke, oder sie gar — im Schleier der Nacht, wie gestern Abend — mit des innersten Gefühles Wellenschlag, auf meinem rauhen Lager deklamire! — O, wäre bald ein Aktus! Da möchte ich sie öffentlich, laut, herzerschütternd, beweglich perroriren! Zwar Ihr theuren, weit getrennten, vielleicht auf ewig mir entrißnen Freunde in der Vaterstadt,

vor Allen Du, mein geliebter Amtmanns Fritze, und Ihr, meine unvergeßlichen Kusinen, Pastors Lieschen und Fiekchen, Ihr könntet mir keinen Beifall zulächeln, nicht im Mitgefühl des Leidens mit Euren Thränen den Fußboden zu einem Tempel und Elysium der Freundschaft und der Traurigkeit einweihen; denn ach, Ihr könntet es ja nicht vernehmen, und wenn ich es auch so göttlich machte, wie ein Döbbelin oder Solbria! Aber vielleicht würde der Geist meiner seligen Mama mich unsichtbar umschweben, wie ein Stern in der Mitternacht! sie würde mich bedauren, daß ein grausamer Vater mich sechs unendlich lange Meilen weit der geliebten Heimath entrückt hat, um mich dem Despotismus eines kalten, hartherzigen, gefühllosen Rektors Preis zu geben!

O, theure Verklärte! welch ein Geschick hat Deinen Julius betroffen! Deinen Liebling! Deinen schönen Jungen! Dein Herzens-Nestküchen, wie Dein zärtlicher Mund mich oftmals tröstend nannte, wenn

der rauhe Vater mich geſcholten, mit Lernen geplagt, oder auf ſonſtige Weiſe bis zu Thränen gerührt hatte! Doch ich breche ab für heute! Meine Gefühle überwältigen mich zu ſehr! Auch wird eben zum Eſſen geklingelt.

Am 2ten April.

Ich ſitze ſchon wieder am Schreibtiſch, und denke ſeufzend an meine ſelige Mama! Ach, alles erinnert mich an ſie! Möchte ſie mir nur aus ihren Seraphsflügeln eine Feder mittheilen, daß ich mit den ſchönſten Worten ihr klagen könnte meine Noth, ihr ſagen, wie voll Sehnſucht und Verzweiflung ich an die Zeit zurückdenke, da ich noch von ihrer Liebe gepflegt war! Wie vermag ich das mit einer irdiſchen Feder! Iſt es nicht Unſinn, Frevel, Hochverrath an Dir, daß ich an Dich ſchreibe mit einer Feder aus dem Flügel eines der einfältigſten Thiere? Aber ſo will es das Geſchick! Auch in ſeinem kühnſten Fluge wird der Jüngling herabgezogen zum Gemeinen, Irdiſchen! Zür-

ne mir deshalb nicht! Blicke freundlich herab auf Deinen Julius!

Doch nein! wende Deine Augen lieber ab von ihm! Du kannst ihm doch nicht helfen! Also sieh, wisse, fühle lieber gar nicht, wie schlecht es ihm hier auf dem Gymnasium geht; denn es würde Deine Seligkeit nur stören! Verzeih mir, daß ich von Leiblichkeiten mit Dir, als einer Verklärten, spreche! Aber ich muß meinem Herzen endlich Luft machen! Es hört ja sonst Niemand mit zärtlicher Theilnahme auf meine Klagen!

Wisse also, daß es mir hier ganz erbärmlich geht! Zweimal muß ich in mancher Woche Gerichte von Kartoffeln essen! Erbsen, Linsen, Bohnen, Graupen, Reis und Kehl, sind fast täglich meine Speisen! Von den schönen Lieblingsgerichten, die Du mir so oft bereitetest, so wie von Kuchen, Torte, Chokolade, eingemachten Früchten, Punsch, Limonade und Zuckerplätzchen habe ich hier noch nichts gesehen, geschweige genossen! — Denke Dir, Mama! so geht es Deinem Julius jetzt!

Deinem Liebling, dem Du das alles, zwar gewöhnlich nur heimlich, daß Papa es nicht merkte, aber doch ſo gern und liebevoll gabſt!

Klage ich gegen den Rektor: ſo ſchilt er mich ein verzärteltes Mutterſöhnchen, und ſchwatzt mir albernes Zeug von Spartanern vor, die eine Art von Ruſſen ſeyn müſſen. Siehſt Du: ſo entheiligt man deine ſchöne Liebe, und mißhandelt einen deutſchen Jüngling!

Und was das Schrecklichſte iſt: der Papa will das ſo! Eine ganze Woche lang ſoll ich mit einem Taſchengelde auskommen, das Du mich oft in einem Tage vernaſchen ließeſt! Kann ich einen ſolchen Papa wohl lieben? Behandelt er mich wohl, wie einen Burgemeiſterſohn? Nein, wahrlich nicht! Es giebt hier Kaufmannsjungens, die mehr haben, als ich!

Am 4ten April.

Auch heute muß ich die Feder ergreifen. Grade in dieſer Stunde iſt es ein

Jahr, da ging meine Mama mit mir zum letzten Male auf den Ball im Schützenhause, und sorgte dafür, daß die schönsten Mamsells, selbst ein Fräulein, mit mir tanzten, und daß ich sie dafür mit Confekt und Punsch traktiren konnte! Und an den beiden folgenden Tagen erlaubte sie mir, aus der Schule zu bleiben, und sie las mir, weil ich zu müde war, etwas vor aus einem schönen Taschenbuche, so wie ich ihr sonst gewöhnlich aus den treflichen Romanen der Leihbibliothek vorlas.

Das waren mir selige Tage! — Und heute — o grausames Geschick! auch nicht einmal an dem Wonnebecher des erinnernden Nachklangs soll ich mich ergötzen! Ich soll die verfluchten verba irregularia morgen früh ohne Anstoß auswendig können! Welch ein klägliches Leben!

Wie glücklich ist Amtmanns Fritze gegen mich! Wenn er auch mitunter noch früher aufstehen muß, als ich, um etwa einmal nach den Knechten zu sehen: so kann

r ſich dafür auch zu Bette legen, viel frü-
her, als ich; und wenn er am Tage müde
ſt, ſtreckt er ſich auf eine Ofenbank oder
hinter den nächſten Zaun, und ſchläft unge-
ſtört, wie ein König, während ich mit
ewigem Lernen mich ſtrapaziren muß! —
Warlich, er führt ein ſchönes, patriarchali-
ſches Leben! Er kann der Milch- und Spei-
ſekammer zuſprechen, ſo oft ihn ein Aptit
anwandelt; und alle Früchte der Bäume im
Garten ſind ſein, ſobald er Luſt hat, ſie
herunter zu holen! Adam im Paradieſe
hatte es nicht beſſer. — Wie kläglich muß
ich hingegen mich behelfen! wie ſauer muß
ich es mir werden laſſen, mit Schreiben,
Rechnen, Declíniren, Conjugiren, Voka-
beln lernen et caetera! Und für welche
ſchmale Biſſen! das iſt das Aergſte! — Und
während Fritze ſich nur einer gemeinen Be-
ſtimmung hingiebt, und einmal nichts als
ein Herr Pachter oder Amtmann ſeyn wird,
habe ich die Ausſicht, dermaleinſt die Stelle
meines Vaters als Burgemeiſter zu Gim-
pelfelde zu bekleiden! Das hebt mich hoch
über Fritzen! Nur iſt es eine verkehrte Ein-

richtung in der Welt, daß der Vornehmere sich mehr mit Lernen plagen soll, als der Geringere? — Sollte nicht der Vornehmere zur Ruhe und zum Genuß, und der Geringere zur Arbeit und Plage erschaffen seyn? Zeigt die Natur es nicht so? Trägt der hohe Eichbaum nicht viel kleinere Früchte, als der viel niedrigere Birnbaum? Und ist nicht blos ein kriechendes Gewächs dazu verdammt, den schweren Kürbis zu tragen? — O, möchte mein Papa in die Natur hinausschauen, und sich schämen lernen, daß sein Julius sich zehnmal ärger, als Amtmanns Fritze plagen muß, und zwar bei einer Kost, wie sie warlich eines künftigen Burgemeisters durchaus nicht würdig ist!

Am 6ten Mai.

Nichts empört das Herz des Jünglings mehr, als wenn man ihn durch allerlei Verbote und Gesetze zum Sclaven herabzuwürdigen sucht! Ha! man will in Deutschland die Schulen zur Schlummerwiege, oder vielmehr zum Grabe des deutschen Freiheitssinnes machen. Wehe! Ist es nicht heil-

los, nicht ſchändlich, alſo mit Hermanns Enkeln zu verfahren? — Doch, es wird anders werden! Bei Gott! es wird! und es muß! Dieſem verſchwiegnen Papiere kann ich es wohl anvertrauen! Uebrigens legt mir ein ſchauerlicher, ein heiliger, ein gräßlicher Eid das tiefſte Stillſchweigen auf; denn es iſt ein verhängnißvolles Geheimniß, wovon ich hier nur mit mir ſelbſt ſpreche. — Warlich, du unbedeutender Bogen Papier, den man für einen Pfennig kauft, und den ich, mit geringer Kraft meines Arms, zerreißend in ſein ehemaliges Nichts auflöſen könnte — warlich, dir hat es nicht ahnen können, als du aus der naſſen Hand deines Erzeugers hervorgingſt, welch ein Geheimniß dir anvertraut werden würde! Nun, ſo bewahre es dann in Demuth, heilig, gewiſſenhaft, treu; und ſtürze, im Augenblicke der Gefahr, dich lieber in des Orkus tiefſte Flammen und Mitternächte, ehe du verräthſt, was meine ſtolze Feder dir vertraut! —

Doch Morpheus, der Schlummergott, ſchüttelt ſeine Mohnköpfe über meine Le-

ken aus. Ich muß dem Mächtigen gehorchen! Er nimmt mir die Feder aus der Hand, wie oftmals dem Helden das blutige Schwerdt. Für heute alſo gute Nacht!

Am 8ten Mai.

Geſtern iſt höchſt unerwartet Amtmanns Fritze bei mir geweſen. Angenehm überraſchte mich ſeine Erſcheinung; in freudiges Erſtaunen ſetzten mich ſeine Handlungen. Ich vergaß, wie weit er, ſeinem Stande nach, unter mir ſteht, und ſah in ihm blos den Geſpielen meiner anſpruchsloſen Knabenzeit. Warlich, der Gefühle höchſtes, edelſtes, göttlichſtes iſt die Freundſchaft! Ha! die Geſchichte von Areſt und Pylatus (oder wie ſie heißen) hat einen hohen, einen tiefen Sinn! Sie ſollen die Sterne ſeyn, die mich durchs brauſende Labyrinth des Erdenlebens leiten, wenn mich der Minnetaurus der Liebe mit kupidiſchen Pfeilen umgarnen will. Ich will Areſt — mein Freund ſoll Pylatus ſeyn. — Und mit Recht! denn ich habe um ſeinetwillen ja Stuben-

arreſt erdulden müſſen. Doch was erträgt die Freundſchaft nicht?

Kühn abwerfend die Feſſel der unwürdigen Sclaverei, hatte ich mich während der Studierſtunden mit Pylatus weggeſchlichen. Er führte mich zum Conditor! Er traktirte mich mit Confekt von allerlei Art! Er traktirte mich mit Punſch, Biſchof und Limonade! Und als ich ihm entdeckte, daß ich ohne Geld ſey, bezahlte er nicht nur alles, was ich verzehrt hatte, ſondern borgte mir auch noch zwei Thaler und ſechs Groſchen, die er eben übrig hatte! — Was ſind hiegegen eure ſchwelgenden Mahle, ihr Fürſten! Eure Becher trieſen von blutigen Thränen! An den unſrigen klebte kein Tropfen Blut, und keine Thräne der Wittwen und Waiſen! Millionen koſten Euch Fürſten Eure Mahle! Und ihr erkauft euch dennoch kein Herz, wie mein Pylatus es ſich mit wenigen Thalern geſtern in dem Freundſchaftstempel des Conditers gewann! O, darum ſehn wir ſtolz herab auf eure Thronen, ihr Fürſten! Und den Arreſt,

den Du, tyrannischer Rektor, mir diktirtest, trete ich voll Verachtung, wie Staub, unter die Füße, denn es lebt etwas Höheres in meinem Busen, das Du nicht ahnen, nicht fühlen, nicht begreifen kannst! Auch wird ein Tag der Rache kommen! Und dann wehe denen, die an mir frevelten!!

Am roten Mai.

Da ich wegen der Geschichte mit Amtmanns Fritzen abgehalten wurde, das bewußte Geheimniß nieder zu schreiben: so hole ich solches hiermit nach.

Wisse also, du mein vertrautes, verschwiegenes Blatt, daß ich nicht mehr der gewöhnliche, unbedeutende Schüler, oder vielmehr Gymnasiast bin, welcher ich ehedem war! Nein! Ich bin ein Geweihter geworden! Ich bin aufgenommen in einen erhabenen, kühnen, heiligen Bund! Mit einem Worte: ich bin ein Ordensbruder geworden! Die meisten meiner Brüder sind Primaner und Sekundaner! Ich, der einzige Quartaner unter ihnen, nenne sie nun alle Du, wie sie mich. So

knüpft

knüpft ein groſſes Band der Liebe und der Ehre uns Alle aneinander. — Bei der Aufnahme ging es ſehr feierlich her. Jeder hatte ein ſchneidendes Werkzeug in der Hand, ein Brodt- oder Federmeſſer, eine Gabel oder Scheere, oder irgend eine andere Art von Waffe, zum Beiſpiel eine Schlüſſelbüchſe, oder auch nur eine Klappbüchſe von Holunderholz. Jeder erhält auch bei der Einweihung einen beſondern Ordensnahmen. Mich taufte der Kommandeur Hannibal. Der jedesmalige General heißt aber immer Caeſar Socrates, um anzudeuten, daß er ſo muthig als weiſe ſeyn müſſe.

Unſre Ordensgeſetze und was wir unter einander ſchreiben, kann Niemand leſen, als ein Geweihter, denn wir bedienen uns eines verkehrten Alphabets, wo Z ſtatt A, Y ſtatt B und ſo weiter geſchrieben wird. So oft wir Seſſion oder Kapitel halten, examinirt der General in dieſem Alphabet, beſonders die jüngern Brüder, und läſſt ſie Schreibübungen halten. Für jeden Fehler wird eine kleine Geldſtrafe erlegt. Davon wird beim Kapitel der General in Ku-

ſter und Bier freigehalten, und die Offi-ciere bekommen eine Pfeife ordinären Ta-back, ohne Bier, denn für das müſſen ſie ſelbſt ſorgen. Die Gemeinen oder Sol-daten aber müſſen ihr Bier und ihren Ta-back ſelbſt bezahlen. Dadurch wird auf die natürlichſte Weiſe ein ſehr reger Eifer angefacht, ſich durch Erfüllung aller Pflichten möglichſt bald zum Officier em-porzuſchwingen; und ſelbſt der General ermüdet nicht, ſondern hat immer eine Anreizung zur Verſammlung und Uebung der Brüder.

Eine beſondere Kapitelſtube und be-ſtimmte Verſammlungstage haben wir nicht. Sobald ein Lehrer Abends ausgeht, und man darauf rechnen kann, daß er ein Paar Stunden ausbleibt: ſo wird gleich nach Tiſche auf einer ſeiner Inſpections-ſtuben Kapitel gehalten. Dabei tragen die Gemeinen einen gemahlten, die Offi-ciere einen angeklebten Schnurrbart, und der General obenein noch einen Zwickel-bart am Kinn. Die Officiere müſſen dem General, und die Gemeinen den Officie-

ren die Pfeifen ſtopfen und anzünden. Wer das verſäumt, oder nicht recht macht, muß Strafe geben.

Gezwungen wird Niemand zur Aufnahme, es müßte denn die Ordenskaſſe gänzlich erſchöpft und freiwillig Keiner anzuwerben ſeyn. Auch braucht ſich Niemand auf immer zu binden; wer aber den Orden verläßt, der wird unbarmherzig zerprügelt. So auch ein Jeder, wer etwas verräth; daher unſer Orden auch den Ruhm hat, noch keine verrätheriſche Schlange in ſeinem Buſen genährt zu haben.

Am 20ſten Mai.

Der Kampf iſt ſchwer! Doch deſto ſchöner und glorreicher wird der Sieg ſeyn! Dreimal habe ich es verſucht, als Zeichen männlicher Würde, in meinen Mund eine Pfeife zu nehmen, und vor mir in wogenden Wirbeln aufſteigen zu laſſen des balſamiſchen Rauchkrautes duftige Wolken; und dreimal — ich bekenne es mit tiefer, doch edler Schaam — iſt

mir bis zum Erbrechen dabei übel geworden! — Daher beschwöre ich Euch, ihr Geister Ziethens und Herrmanns, ihr Helden des Schwerdtes und der Pfeife: stärket den Enkel in seinem Beginnen, daß er bald ein tapferer Raucher stehe vor Euch und vor seinen Brüdern! — (Ich muß sonst gar zu viel Strafgelder in die Ordenskasse zahlen.)

Am 28sten Mai.

Endlich habe ich meinen Alten herum — Papa darf ich ihn als Ordensbruder nicht mehr nennen — ich lasse mir ein Paar hohe, steife Stiefeln machen. Sie geben ein herrliches, ritterliches Ansehn. Zwar will der Rektor nicht, daß ich die Hacken mit Hufeisen beschlagen lasse; aber ich kehre mich nicht daran. Sie sind schon bestellt, und ich werde sie aus meiner Tasche bezahlen. Da geht es weder den Rektor noch meinen Alten etwas an. Trotz sey Dem geboten, der mich in meiner Freiheit beschränken will! Alle Ordensbrüder tragen Hufeisen, zwar nicht gesetz-

lich, aber doch ſympathetiſch. Alſo darf ich mich nicht ausſchließen.

Wie herrlich, daß mir Amtmanns Fritze das Geld gab! Dafür habe ich mir auch eine Pfeife kaufen können, ſo ſchön, als ob ich ſchon Officier wäre. — Mit dem Rauchen geht es immer beſſer. Triumph, Julius!

Am 9ten Julius.

Lange habe ich nichts ſchreiben mögen, aus Schwermuth, weil ich kein Geld hatte, und weil Amtmanns Fritze, der geizige Harpagus, mir nichts ſchickte, ob ich ihn gleich ſchriftlich darum bat. Ich ſcheute mich, hier etwas zu borgen, weil ich nicht weiß, wovon ich es zurückzahlen ſoll. Aber da goß ein Ordensbruder Troſt in meine Seele. Er ſagte mir, ich ſolle nur von einem Blinden borgen (ſo heißen alle Schüler, die nicht Ordensbrüder ſind); dem könne ich ſchuldig bleiben, ſo lange ich wolle, denn wenn er ſich unterſtände, mich zu mahnen: ſo nähmen ſich die Brüder meiner an, und gäben ihm die Ope-

ration, das heißt eine Zahlung in Schillingen, bekanntlich auf Schulen eine Münze, die man nicht in die Hand, sondern wo anders hin bekommt. — Ich habe den Rath befolgt, und kann nun den Amtmannsjungen entbehren.

Am 10ten August.

Rache! Rache! Rache! Eine schändliche Beleidigung ist mir widerfahren! oder vielmehr zwei bis drei! Der Subkonrektor hat mich einen Dummerjan genannt, und der Rektor hat mir eine Ohrfeige gegeben und mich reducirt! Aber es soll sie schwer gereuen, das gethan zu haben!

Es kam in der Klasse beim Subkonrektor von amare (lieben) her. Ich hatte einige Fehler im Exercitio gemacht, weil ich wenig aufgelegt dazu gewesen war. Da behauptete er frech und grob, ich werde es wohl nie so weit bringen, ordentlich amare zu lernen. — „So?" sagte ich, die Achseln zuckend, keines Blicks ihn

würdigend — „ich möchte wiſſen, warum nicht?“

Schon war mein Blut in Wallung, daß ich gewiß rothes Pulver hätte einnehmen müſſen, wenn meine Mama (oder vielmehr meine Alte) es erlebt hätte. — Doch ohne Schonung erwiederte der grosse Subkonrektor: „Weil Er ein Dummerjan iſt!“ Er ſagte noch mehr, was ich aber vor Aerger nicht behalten habe, denn alle Jungens fingen an mich auszulachen. — Wie ſollte ich das ertragen? Ich rannte zur Klaſſe hinaus, und geradeswegs zum Rektor. Ich verlangte von ihm Satisfaction, und Verſetzung nach Tertia, weil ich in Quarta unter lauter kleinen Jungens ſäße. Er ſchüttelte den Kopf. Ich hielt dies für ein Zeichen der Unentſchloſſenheit und drang imponirender in ihn. — Schwapp! Da hatte ich eine Ohrfeige, ehe ich ausweichen oder gänzlich ausreißen konnte. Wie angedonnert, ſtand ich vor Schaam und Wuth, und ſagte ihm die derbſten Dinge — in meinem Innern; aber laut ausſprechen

mochte ich ſie nicht, weil es mir zu verächtlich war, nach einer ſolchen frevelhaften Beleidigung meiner Perſon noch ein Wort mit ihm zu wechſeln. Darauf nahm er mich beim Ermel, und ſchleppte mich, unter den ärgſten Anzüglichkeiten, nach Quinta, wo ich unter noch kleinern Buben ſitzen muß, als es in Quarta der Fall war! Iſt das nicht unerhört? —

Tief im Herzen den pedantiſchen Schulſtaub verfluchend, faßte ich den Entſchluß, davon zu laufen. Aber da ich keine wohlfeile Fuhrgelegenheit wußte, und ich fürchtete, die Strapazen des Gehens nicht auszuhalten: ſo mußte ich leider bleiben. Indeſſen habe ich meinem Alten eine ſolche Schilderung von dem hieſigen Gymnaſium gemacht, daß er mich hoffentlich auf ein anderes bringen wird.

Das Wichtigſte aber iſt, daß ich die Sache beim Orden anhängig gemacht habe. Ich ſchenkte dem General einen Pfeifenkopf, worauf ſogleich geſtern Abend Kapitel gehalten und mir von den ſämmtlichen Brüdern eine brillantene Satisfac-

tion verſprochen wurde. — Schon murmelt der ferne Donner! das Gewitter wird losbrechen, ehe der Rektor und der Subkonrektor es ſich verſehen! —

Am 12ten August.

Pompös! Pompös! Heute Abend, ſobald es dunkel wird, werden meinen beiden Beleidigern die Fenſter eingeworfen. Die ſämmtlichen Brüder haben ſich ſchon mit Steinen verſehen, und Jeder hat geſchworen, ſie mit nerviger Fauſt hin zu ſchleudern ans Ziel, und im Fall er dabei gefangen würde, doch keinen zu verrathen von ſeinen Brüdern. Es war eine göttliche Scene! Wahrhaft herzerhebend!

Nach dem Beſchluß des Generals ſoll ich allein nicht mit Hand ans Werk legen, ſondern, um allen Verdacht zu vermeiden, und um nöthigenfalls darauf ſchwören zu können, daß ich nicht dabei geweſen ſey, mir die Erlaubniß auswirken, den Abend bei einem Freunde in der Stadt zubringen zu dürfen.

Aber mir zuckt es im Rache dürſtenden Arm! Ausrufen möchte ich mit Don Karlos: „Schon ſechzehn Jahr! und nichts gebaut, und nichts zerſtört!“ Soll da nur thatendurſtige Seele ſich nicht nach einer Feuermuſik ſehnen? O, laßt mich heiten, Brüder, denn allmächtig treibt mich das Herz mit zur kühnen, Frevel rächenden That!“ — Indeſſen Gehorſam gegen den Generat iſt die erſte Ordenspflicht; und da die Sache doch auch ſchief ablaufen könnte: ſo bin ichs im Grunde recht ſehr zufrieden, daß ich nicht nöthig habe, ſelbſt mit Hand ans Werk zu legen, wiewohl ich, aus einer gewiſſen, ſichern Entfernung, den Jubel gar zu gern mit anſehen und hören möchte.

Am 13ten Auguſt.

Wo ſoll ich anfangen? Wo ſoll ich enden, zu erzählen, und auszuſtrömen den hohen Schwung von Gefühlen allerlei Art? — Nicht dir, du elendes, du armes Stück Papier — nein, dem Weltall am ganzen Firmamente möchte ich es zu-

rufen: „Glücklich, ſelig, unerhört ſelig iſt Julius!“

Doch, ihr Sterne, und du, o ſilbernhörniger Mond, Ihr waret ja die ſtolzen Zeugen meines Glücks! Ich brauche die wunderbare Geſchichte deſſelben alſo nicht erſt hinauszurufen in die lauſchende Nacht des Weltalls, ſondern nur anvertrauen will ich ſie dem überraſchten, doch ſchweigenden Blatte, damit mein Herz nicht, einem überfüllten Luftſchiffe gleich, unter der Laſt ſeiner Wonnen zerreiße.

Die Sache verhielt ſich nämlich folgendermaaßen:

Ich ging, unter dem Vorwande, daß einer meiner Verwandten hier durchreiſe und im Gaſthofe zum goldenen Trompeter logire, geſtern Abend gegen ſechs Uhr in die Stadt. Ich hatte mir die Erlaubniß ausgewirkt, bis zehn Uhr ausbleiben zu dürfen. Bis ſieben Uhr beſuchte ich einen Schulkameraden, welcher in der Stadt wohnt. Ich dachte, er würde mich zu Tiſche bitten; allein er hatte kaum ſo viel Brodt und Butter, als er ſelbſt brauchte.

Daher ging ich zum Konditor, und koſtete noch einige von ſeinen Waaren, die ich neulich mit Amtmanns Fritzen nicht kennen gelernt hatte. Es war alles vortrefflich, ſo daß ich mir vorgenommen habe, ihn ſo oft zu beſuchen, als ich irgend kann. Ich betheure vor Jedermann, daß dieſer Konditor das größte Zutrauen des Publikums verdient.

Dann ging ich zum Thore hinaus, an der Stadtmauer hin, bis ich der Hinterſeite des Gymnaſiums gegenüber war. Die Dämmerung war angebrochen, und umlauchte mich mit ihren Schauern. Ich ſuchte nach einer Stelle, wo ich überklettern könnte, um durch einen der Schulgärten dem Fenſterpubel näher zu kommen, ohne etwas dabei zu wagen. Siehe, da ſtand ich urplötzlich an einer kleinen verſchwiegenen Pforte, von welcher ich alsbald gewahrte, daß ſie nicht verſchloſſen, ſondern nur dicht angelehnt ſey. Unbefangen froh, daß ich mir nun ein beſchwerliches Klettern erſparen könne, faßte ich

mir ein Herz, und trat durch die Pforte in die düstere Laubhalle eines Gartens.

Kaum war ich ein Stück vorwärts geschlichen, als ich ein kleines Geräusch von Fußtritten hörte, und gleich darauf, wenige Schritte von mir, eine nahende Gestalt erblickte. — „Ach, Herr Jesus! Der Rektor!" stammelte ich, angeschreckt, angedonnert, in allen Adern erbebend. Ohne zu wissen, was ich that, stürzte ich nieder auf die Knieen, und bat um Gnade. Es war im Dunkeln; meine Ordensbrüder konntens nicht sehen: was soll ich mich meiner Schwäche schämen? Ich gestehe es also ganz offenherzig, daß ich bei dem Gedanken an den Rektor von einer Art von Todesangst befallen wurde. Indessen, wer weiß, ob unserm General anders zu Muthe gewesen wäre, wenn er an meiner Stelle gekniet, sich ertappt geglaubt, und im Geiste schon mausschellirt gefühlt hätte? Giebt es nicht Stürme, in welchen auch der Eichbaum zerknickt? Können nicht himmelanstrebende Berge im grausen Erdbeben zusammenstürzen?

Ich wußte ja nicht, daß blos ein junges, liebeschüchternes Mädchen es war, was mich erschreckte.

Ich hörte wohl, daß die Gestalt auf mich tosprach, aber lange verstand ich kein Wort; theils weil ich fürs erste fortfuhr um Gnade zu flehen, theils weil ich, aus gerechter Furcht vor Ohrfeigen und Kopfnüssen, Arme und Hände über Gesicht und Kopf, gleich einem Helm mit geschlossenem Visier, zusammenschlug.

Möge die Welt, wenn ich mein Glück einst laut verkündigen kann, mich verdammen, und sagen, daß ich eine lächerliche Rolle gespielt habe! Ich verachte das tückische Urtheil. Ein Wesen höherer Art, ein Engel, eine Liebesgöttin, eine Heilige in Graziengestalt hob mich empor, tröstete, beruhigte, beseligte mich, und trocknete die Thränen mir von den Wangen! Das ist mehr, als das Geschwätz einer Welt voll Teufel in Menschengestalt!

O wunderbarstes von allen Geschicken, die je einen Sterblichen überraschten, entzückten, und mit einem Wonnebecher

von Glückſeligkeit berauſchten! Höre es, ſtaunende Nachwelt! Verkündet es, o zärtliche Frühlingswinde, von einem Sterne zum andern, wo vielleicht auch ein zürnender Jüngling, mit einem Worte: ein maulſchellirter Gymnaſiaſt, ſeinen Rektor verflucht! Flüſtre es ihm zu, o göttlichſter Kupido, wie wunderbar du einem Beleidigten Satisfaction zu verſchaffen weißt!

Doch ich muß abbrechen für heute, weil ich zwar die brennende Nektarkerze der Liebe hellleuchtend im Herzen trage, doch mit dem gemeinen Licht, welches der Menſch aus Talg bereitet, auf eine empörende Weiſe knapp gehalten werde. Alſo morgen mehr.

Am 14ten Auguſt.

Ich kann eigentlich noch nicht recht klug werden aus der ganzen Geſchichte. Alles iſt ſo wunderbar verkettet, wie in einem Roman! O, es iſt göttlich! Wie ichs bisher blos geleſen habe, ſo hab' ichs nun auf einmal erlebt! Ich drei-

und viermal seliger Julius! Wie gut, daß ich die schöne Lektüre schon fleißig bei meiner Alten getrieben habe! Man weiß ichs doch auswendig, wie mans machen muß, wenn man ein Liebender ist!

Die holde Schöne, welcher die Götter mich, wie im Traume, entgegen geführt hatten, sprach von meinem zärtlichen Briefe. Ich sagte, ich hätte ihr keinen geschrieben. Da sie mir das aber nicht glauben wollte, sondern es nur für verschämtes ängstliches Leugnen hielt, und ich endlich hörte, daß in dem Briefe (blos mit Nn unterschrieben) die Bitte enthalten gewesen sey, zur Möglichmachung einer geheimen Zusammenkunft die hintere Gartenpforte zu öffnen: so ließ ich sie bei ihrer Meinung. Und als sie mich endlich fragte, ob ich sie denn wirklich so zärtlich liebe, daß ich mich erschossen haben würde, wenn sie meine Bitte nicht erhört hätte: so faßte ich mir ein Herz, und sagte: „Ja freilich!" — Warum hätte ich mich auch nicht eben so zärtlich und desperat ausdrücken können, als der Unbekannte, welcher

welcher um die Zuſammenkunft bat, und ſich dann nicht einmal dazu einſtellte? Auch konnte ich ihr, ſobald ich mich nur von dem erſten Schrecken erholt hatte, mit gutem Gewiſſen ſchwören, daß ich ſie liebe, denn längſt hatte ich mir ja ſchon eine Geliebte gewünſcht, und kaum ſah ich daher, daß ich eine vor mir hatte: ſo klopfte mein Buſen ihr, von Amors Pfeilen getroffen, wonnig entgegen, und es war lauter Sympathie zwiſchen uns.

Der Mond ſchien ganz göttlich! Schade nur, daß keine Nachtigallen dazu ſchlugen! Indeſſen waren auch die Wachteln nicht zu verachten, welche ſich eben hören ließen. Und glücklicherweiſe hatte ich noch etwas von dem Konditor in der Taſche. Es waren einige Bonbons und ein Zuckerherzchen. Wie wunderbar! Juſt ein Zuckerherzchen mußte ich noch haben! — Wohl hatte ich mich gefreut, dieſe ſchönen Reſte noch ſelbſt zu eſſen; aber warlich, ich opferte ſie der Geliebten gern! Mit Freuden ſah ich, wie die Bonbons ihr ſchmeckten! Ich wußte ja noch, wie ſie

mir geſchmeckt hatten! Und als zuletzt die Reihe an das Zuckerherzchen kam, und ſie es mit mir theilen wollte: da ſagte ich, ob mir gleich der Mund voll Waſſer lief: „Nein, eſſen Sie es nur allein, und — ſchenken Sie mir ein liebendes Herz dafür!“ — Und wie himmliſch wurde ich für dieſe Selbſtüberwindung belohnt! — Sie aß das Zuckerherzchen mit Aptit und mit Rührung. Und ſobald ſie damit fertig war, neigte ſie ſich voll Liebe mir entgegen, und in heilig zärtlicher Umarmung floſſen unſere Herzen auf ewig zuſammen! — O das war etwas anderes, als die Blindekuh- und Pfänderſpiele mit Paſtors Lieschen und Fiekchen! — —

Wir hatten uns in den kleinen Hain am verſteckteſten Ende des Gartens zurückgezogen, und erſt, als wir uns Liebe und Treue bis in die Ewigkeit zugeſchworen hatten, machte meine Geliebte mich darauf aufmerkſam, daß es eine Thränenbirke ſey, an die wir uns lehnten, und die ihre niederhangenden Zweige, wie einen Tempel um uns warf. „Wenn das

unſrer Liebe nur nicht Thränen prophezeit!" ſeufzte ſie. „Ach!" erwiederte ich zärtlich — „für eine ſolche Liebe kann es nur Wonnethränen geben!" Das meinte ſie dann auch, und ſo hörte ſie gleich wieder auf, ſchwermüthig zu ſeyn. Zum Andenken ſchnitt ich auf der Stelle ein Herz in die unſchuldfarbene Rinde des heiligen Baums, und zwar genau nach der Form des verzehrten, aber unvergeßlichen Zuckerherzchens, ſo gut es ſich im Mondſcheine thun ließ.

Eben bat ich mir einen Kuß dafür zur Belohnung aus, als mir durch ein gewaltiges Geſchrei und plötzliches Fenſtergeklirre auf dem angrenzenden Schulhofe aufgeſchreckt wurden. Ich hatte gar nicht mehr daran gedacht; aber augenblicklich ſtand alles wieder vor meiner Seele. Sollte ich nun weichlich im Arm der Liebe verweilen? Nein! der Durſt nach Rache und der Thatentrieb ſiegten im Herzen des beleidigten Jünglings! Mit der Kraft eines Herkules riß ich mich los, unter dem Vorwande, daß ich ſehen wolle, was es

gebe. Ich ſprang hin nach dem entgegengeſetzten Ende des Gartens, und ſchleuderte mit zürnender Fauſt, was ich an Steinen in der Taſche hatte, über die Gartenwand und den ſchmalen Hof, nach dem nächſten Fenſter des gegenüber ſtehenden Schulgebäudes. Ein oder ein paarmal hörte ich auch ein Klirren, was gewiß von meinen Steinen kam. Ich konnte mir recht lebhaft dabei den Sturm einer Feſtung vorſtellen, und ich hatte ein erhabenes Gefühl von Heldenthum und ſiegender Kraft. Nur in das oft wiederholte Geſchrei: „Percat Rector!“ wagte ich nicht einzuſtimmen, aus Furcht, daß Jemand meine Stimme erkennen, oder meinen Schlupfwinkel entdecken möchte.

Auf einmal donnerte die Stimme des Rektors eine Menge von Scheltworten dazwiſchen. Da hörte ich, daß alle meine Brüder, plötzlich verſtummend, Reißaus nahmen. Sympathetiſch lief ich nun auch hinweg, und kam mit hochklopfendem Herzen zu der Geliebten zurück, welche ganz troſtlos die Hände rang. Sie jam-

merte einmal über das andere: „Ach, Herr Jesus! mein Papa! Ach, Herr Jesus! mein Papa!“

Welch eine romantische Verkettung! welch eine verhängnißvolle Situation, in der ich mich nun befand! Also meines Todfeindes, des verhaßten Rektors Tochter, war es, die eben mein Zuckerherzchen verzehrt, und mit der ich eben den Bund ewiger Liebe geschlossen hatte! Wahrlich, mir wurde ganz sonderbar zu Muthe bei dieser Entdeckung! Wäre sie nicht meine Geliebte gewesen, und hätte ich nicht fürchten müssen, verrathen zu werden: ich glaube, ich hätte mich an ihr vergriffen! Sie war allein; die hintere Pforte stand für mich zur Flucht noch offen; was hätte das schwache Mädchen machen wollen, wenn ich ihr die Maulschelle, die mir ihr Vater gab, mit Zinsen zurückgezahlt hätte? Doch die Liebe *streichelt* nur die Wange, welche der Zorn *schlägt*. Also fuhr ich fort, sie zu liebkosen, wie ich vorher gethan hatte. Wahrlich, der Dichter hat Recht, wenn er singt, daß die Liebe

unſre Herzen veredelt! Kann es einen ſchönern Sieg geben, als den, welchen ich über mich ſelbſt gewann?

Ich ſagte es ihr aber doch, daß ihr Vater mich grauſam beleidigt hätte. Da öffnete ſich ihr Herz, und ſie fing an, gar ſehr gegen ihn loszuziehen, wie er ihr, ſeit dem Tode der Mutter, keine neuen Moden und gar keinen Umgang mit jungen Mannsperſonen erlaube, und was dergleichen pedantiſche, väterliche Tyranneien mehr ſind. — So klagten wir alſo einander gegenſeitig unſre Leiden, und ſahen immer mehr ein, daß wir für einander geſchaffen ſind. Wir nannten uns daher auch als Liebende Du, und küßten uns, ſo lange wir irgend Zeit dazu hatten. Und nachdem wir wegen unſerer weiteren Zuſammenkünfte noch Abrede genommen hatten, ſchlich ich mich durch die Hinterpforte wieder davon.

Am 20ſten Auguſt.

Warlich, unſer General iſt werth der Beinahmen Cäſar Socrates.

Wie tapfer hat er den Sturm an dem unvergeßlichen 12ten dieſes Monats angeführt! und wie klug und weiſe war es, daß er mir gebot, den Abend auszugehn! Wäre das nicht der Fall geweſen: ſo ſäße ich gewiß im Carcer. Ich habe ein hartes Verhör aushalten müſſen, aber Niemand konnte mir etwas anhaben. Und die eingefangenen Brüder werden gewiß nichts geſtehen, und nicht verrathen, daß meine Klage bei dem Orden die Fenſterkanonade veranlaßt hat. —

Mit Drinchen habe ich leider nur erſt zwei Zuſammenkünfte wieder haben können! Ach, und mein liebendes Herz möchte täglich, ſtündlich, oder vielmehr beſtändig an dem ihrigen klopfen! O, wie laſtend iſt die Feſſel der Trennung von ihr! Wäre ich doch erſt Burgemeiſter zu Gimpelfelde, um ſie heirathen zu können, und beſtändig, ſelig in ihrem Anſchaun, Hand in Hand mit ihr den roſigen Pfad durchs Leben zu wallen! — Doch wozu denn erſt Burgemeiſter ſeyn? Bedarf denn die Liebe, um glücklich zu ſeyn, der äußern,

prunkenden Ehre? Ist eine Schäferhütte ihr nicht lieber, als ein Pallast? Bedarf sie eines Throns, wenn Amor ihr nur eine moosbedeckte Rasenbank beut?

Wir wollen uns eine unter der heiligen Birke machen, (eine Rasenbank nämlich) denn neulich, als wir uns, gleich Arkadiens Schäfern, ins Gras gelagert hatten, und Drinchen mir eben einen Kranz von Vergißmeinnichtchen winden wollte, fing sie plötzlich an zu schreien; und sprang so heftig auf, daß ich glaubte, sie sähe ihren Vater kommen, weshalb ich schon im Nu die Flucht ergriff. Aber sie hatte es nur mit einigen versteckten Feinden zu thun, über welche sie sich erst gar nicht erklären wollte, bis wir gemeinschaftlich entdeckten, daß wir arglos auf einem Ameisenhaufen gesessen hatten. O, auf wie vielfache Weise können die Freuden der Liebe gestört werden! Ueber den Kampf mit den beißigen Ameisen waren die schönen Vergißmeinichtchen alle zerrissen und zertreten!

Doch, um mich zu entſchädigen, ſchnitt ſie eine ihrer goldenen Locken ab und gab ſie mir! O, welch ein Engel ohne Gleichen! Ich werde mir einen Ring davon machen laſſen, und ihr eine Buſennadel mit einer Locke von meinem Haar ſchenken. Da ich leider nicht bei Gelde bin, ſo würde ich gern meine hohen Stiefeln und meine Pfeife aufopfern, müßte ich nicht fürchten, dadurch beim Orden zu ſehr anzuſtoßen. Nun, ſo verſetze ich einſtweilen meine Uhr. Mein Herz wird mir ſchon ſagen, wann ich zu Drinchen eilen ſoll; und wenn ich bei ihr bin, möchte ich lieber gar nichts wiſſen von dem raſtloſen, neidiſchen Fluge der Zeit; ich kann den herzloſen Zeitmeſſer, der von Liebe nichts weiß, alſo entbehren. Auch kann ich mich noch einiger Wäſche entäußern, um der Geliebten dann und wann etwas vom Konditor mitzubringen. Sie lohnt mich ja mit ſo ſchöner Liebe dafür!

Am 29sten August.

Wie war ich vorgestern so selig im Arme der Liebe! Ich brachte Drinchen die Busennadel und etwas Konfekt. Sie war außer sich vor Freude, und schwur mir aufs Neue, daß sie nie einen Andern heirathen werde, als mich, und daß sie lieber mit mir in einer Hütte ein Zuckerherzchen und ein paar Makronen, als mit einem Andern in einem Pallast die kaiserlichsten Gerichte verzehren möchte. Welch ein Engel! welch eine Liebe! O, so habe ich doch ein Herz gefunden, welches mich versteht! Zum Andenken an diese heilige Stunde schnitt ich noch ein zweites Herz in die Rinde der Birke, des Baums unserer Liebe, und ein I. und ein A. dazu, welches heißt: Julius und Alexandrina, denn so heißt eigentlich mein Drinchen.

Wie schlecht geht es mir dagegen heute! Ich habe Stubenarrest wegen des verwünschten lateinischen Exerzitiums! Wäre doch diese fatale Sprache nie erfunden: um wie viel froher und sorgenloser flöße

der Strom meines Lebens dahin! Welch eine Plage für die Jugend! Und wozu? giebt es nicht bereits manchen deutschen Professor, welcher kein Latein versteht? Ist unsere vaterländische Sprache denn nicht hinreichend für Jeden, der just nicht nach Rom reisen will? Braucht man denn amare zu können, um zu lieben? O, ihr steifen, lateinischen Pedanten, laßt von Drinchen euch doch sagen, wie wir uns lieben, auch ohne euer verwünschtes Latein! — Ist es nicht eine Schande, einen deutschen Jüngling damit zu plagen? War es nicht die Sprache der Römer? Und war es nicht der römische Kaiser Varus, welcher das deutsche Reich erobern wollte, aber von unserm Stammvater Herrmann erschlagen wurde? Ha! und statt heiligen Haß gegen unsere Feinde in die Seelen von Herrmanns Enkeln zu predigen, zerquält man sie mit der verhaßten Sprache der Römer! Heißt das nicht, diesen den Weg bahnen zur künftigen Eroberung und Unterjochung des deutschen Vaterlandes? O, der

Schande! — Und kein Fürſt, kein Magiſtrat beherzigt das! Warlich, das macht der Menſchheit wenig Ehre! Doch wenigſtens mit der Jugend zu Gimpelfelde, wenn ich dort erſt Burgemeiſter bin, ſoll es anders werden! Das gelobe ich hiermit feierlich. Und ich denke, wenn nur erſt ein Deutſcher Mann mit patriotiſchem Beiſpiele vorangeht: ſo werden wohl mehrere nachfolgen.

Am 2ten September.

Ha, der Barbarei! Ha, ihr Väter! Hat die Natur euch denn nur geſchaffen, daß ihr die unſchuldigen Freuden eurer Kinder ſtören ſollt? O, wie wenig verdient ihr es, Kinder mit fühlenden Herzen zu haben, denn ihr ſelbſt ſeyd ohne Herzen, oder ihr habt nur welche, aus des kälteſten Nordpols ſtarrendem Eiſe geknetet!

Der heilige Baum unſerer Liebe, die ſchöne Birke iſt nicht mehr! Die Königin der Bäume iſt geſunken, und keine Nachtigall klötet aus ihren welkenden Zweigen

hinfort einen Liebesgesang! Der Rektor hat mit barbarischer Faust selber das Beil daran gelegt, und die Freveltat begangen, den heiligen Baum umzuhauen, weil er die eingeschnittenen Herzen und Buchstaben daran entdeckt, und den Argwohn gefaßt hat, daß sie ein Denkmahl der Liebe seyn sollen. Er hat dabei Drinchen scharf ins Gebet genommen; aber sie ist steif und fest dabei geblieben, daß sie nicht wisse, wer die Schnitte gemacht, und was der Schneider damit gemeint habe. — So hat die herrliche Seele sich glücklich herausgeredet, ohne mich zu verrathen. — Wir haben uns Jeder einen Zweig von dem Baume der Liebe gepflückt, um ein ewiges, wenn gleich trauriges Andenken daran zu behalten. Das Uebrige wird nächstens zerhackt und in des Rektors Holzstall gebracht! Ach, Drinchen fürchtet, daß das Herz ihr brechen wird, wenn einst die Rinde des heiligen Baums in ihrem Ofen knistert! O, ich kann es mir auch denken, daß ein Ofen, mit solchem Holze geheizt, wie

ein Hauch aus des Aetnas glühendem Rachen, dem liebenden Herzen wehe thun muß! Ist es ein Wunder, wenn sie Thränen, der heiligen Thränendinke zu Ehren, weint? — Welch eine Entweihung eines solchen Denkmals der Liebe!

Am 10ten September.

Heute weiß ich in der That nicht, ob ich Wehe mir! oder Triumph! in mein Tagebuch schreiben soll! Es hat sich eine dumme Geschichte zugetragen. Als ich nämlich heute zu Drinchen in den Garten kam, fand ich einen gewissen Naumann bei ihr, der Officier im Orden ist, und seit der Fensterkanonade bis vor wenigen Tagen im Carcer gesessen hat, doch ohne etwas gestanden zu haben.

Dieser Naumann hatte sich, ehe ich kam, durch die Gartenpforte, welche für mich geöffnet war, zu Drinchen geschlichen, und hatte sich ihr als Geliebter angeboten. Drinchen, als ein Engel von Tugend, gestand ihm, da sie ihn nicht los werden konnte, daß sie schon ei-

nen habe, und daß es gegen ihre Grundsätze sey, sich mit mehreren zu befassen. Hierauf warf er ihr vor, daß er sich doch schon früher gemeldet habe! und da kam es denn heraus, daß er die mit N—n bezeichneten Briefe, für deren Verfasser Drinchen bisher mich gehalten hatte, geschrieben habe, und daß er am 12ten August sich nur nicht zu der erbetenen Zusammenkunft habe einstellen können, weil der Fensterspektakel gewesen sey, und er hernach ins Carcer gemußt habe. Nun wußte Drinchen gar nicht, was sie thun sollte.

Zum Glück kam ich noch zur rechten Zeit dazu. Natürlich konnte es ohne Zank nicht abgehn. Ich berief mich auf die heiligen Schwüre unsrer Liebe. Naumann schalt mich einen Betrüger, und indem er mich auf die Seite zog, befahl er mir, als Ordensofficier, daß ich ihm weichen solle. „Ach!“ sagte ich in der Hitze — „was geht mich euer dummer Orden an! Drinchen ist meine Geliebte,

und keiner von euch Hundsvöttern ſoll ſie mir nehmen!“

Da ſchlug der Grobian mich ins Geſicht, daß mir das Blut aus der Naſe kam. Ich aber, nicht faul, fiel ihm mit allen zehn Fingern in die Haare. Er that nun zwar das Nämliche; allein da ich zum Glück nur ganz kurze, dünne Haare habe, er hingegen einen dickbuſchigen Krauskopf: ſo konnte er mir wenig anhaben, während ich ihn ſo tüchtig zauſte, daß er endlich zu Boden fiel. Nun hatte ich gewonnen Spiel. Mit ſeinem eigenen Stocke ſchlug ich auf ihn los, bis er ſo gut blutete, wie ich, und endlich durch die Gartenpforte entfloh.

Als triumphirender Sieger kehrte ich jetzt zu Dinchen zurück. Die rang aber die Hände, ſchauderte beim Anblick meines Bluts und meiner aufgelaufenen Naſe zuſammen, und that überhaupt erſt, wegen der Briefgeſchichte, ganz dumm gegen mich. Endlich ſah ſie aber ein, daß alles doch nur eine Folge ihrer Liebenswürdigkeit und meiner Verliebtheit ſey;

und

und da wurde ſie dann wieder zärtlich gegen mich, doch nur mit zugemachten Augen. Auch blieb ſie über die Maaßen ſchwermüthig, und ſie meinte, das habe die Thränenbirke bedeutet, und es ſey ein Unglück, daß wir mit unſern erſten Liebesſchwüren gerade unter einen ſolchen Unglücksbaum gerathen wären.

Am 12ten September.

„Seyn, oder nicht ſeyn? das iſt die Frage!“ So rufe ich jetzt als Hamlet aus. Das heißt nämlich: ob ich länger Ordensbruder ſeyn ſoll, oder nicht?

Es war geſtern Ordenskapitel. Da ich aber erfahren hatte, daß es blos gehalten wurde, weil Naumann mich bei dem General verklagt hatte, wegen Betrug, Ungehorſam und Beſchimpfung des Ordens: ſo ging ich nicht hin, was mir Niemand verdenken kann, da ich das Aergſte befürchten mußte. Ich wurde höchſt melancholiſch, und ſchrieb an Naumann einen Brief, worin ich ihm die Hand zur Verſöhnung bot, und ihm verſicherte, daß

wir Einer um den Andern Drinchen beſuchen wollten, wenn er ſeine Klage bei dem Orden zurücknähme. Statt anderer Antwort, ſchickte der ſchändliche Menſch mir, im Nahmen des Generals, den Befehl, daß ich vor dem nächſten Kapitel unfehlbar erſcheinen ſolle.

Hierauf ſpielte ich zwar dem General ein Päckchen Knaſter in die Hände; allein unglücklicherweiſe iſt gerade der verwünſchte Naumann bei ihm geweſen, und da hat er mir ſagen laſſen, er werde mir beim nächſten Kapitel dafür danken.

Wie ſoll ich das nun verſtehn? Es klingt mir dieſe Antwort höchſt bedenklich. Warlich, wenn Drinchen nicht wäre, und wenn ich Weg und Wetter nicht fürchten müßte: ich liefe davon.

Am 25ten September.

Mit Schauder ergreife ich die Feder, um niederzuſchreiben, was ich ſeit geſtern erlebt habe! Ha! ein Schiller könnte ein Trauerſpiel daraus machen. Damit die Nachwelt es wiſſe, was in unſerm Jahr-

hundert einem Gymnaſiaſten für Schickſale begegnen konnten: ſo ſey es dieſem Blatte vertraut, obgleich Leibes- und Seelenſchmerzen mir heute das Schreiben ſehr beſchwerlich machen.

Auf geſtern Abend wurde Kapitel beſtellt. Eine furchtbare Ahnung ergriff meine Seele, ſo daß ich den ganzen Abend wie vor Fieberfroſt zitterte. Schon um Mittag ſandte ich einen Boten an meinen Alten, und beſchwor ihn ſchriftlich, ſich meiner anzunehmen, und mich zu retten. Um bis dahin Ruhe zu haben, ſchrieb ich auch einen Brief an die ſämmtlichen Ordensbrüder, worin ich ſie wegen der Beleidigungen, die ich in der Hitze gegen den Orden ausgeſtoßen, um Verzeihung bat, und ihnen meldete, daß ich mir ſelbſt die Strafe aufgelegt habe, einige Zeit den Beſuch ihrer genußreichen Kapitel zu entbehren. Aber Niemand wollte ſich dazu verſtehen, dieſen Brief ſtatt meiner zu übergeben, weil der Ueberbringer dafür würde angeſehen werden, als habe er mich in dem Ungehorſam gegen die erhaltene

Verladung beſtärken helfen. Ich ſagte alſo, ich wolle den Brief ſelbſt überbringen.

Als Alle verſammelt waren, ſchlich ich vorſichtig hin, warf den Brief in die Stube, und ſprang dann gleich hinweg, um nach meinem Zimmer zurück zu eilen. Aber die Böſewichter mußten dies im Voraus bedacht haben, denn Naumann und noch zwei Andere ſprangen alsbald aus einem Winkel hervor, und ſchleppten mich mit Gewalt in die Kapitelſtube. So wurde ich das Opfer einer ſchändlichen, tückiſchen Liſt!

Nun wurde feierlich Gericht über mich gehalten, welches der General durch den malitiöſen Akt eröffnete, daß er mir das ſchon erwähnte Päckchen Knaſter an den Kopf warf. Naumann trat als Kläger gegen mich auf, und da ich ihm nicht widerſprechen konnte: ſo wurde meine Pfeife herbeigeholt, und feierlich zerbrochen und mir vor die Füße geworfen, zum Zeichen, daß ich nicht würdig ſey, mit den Brüdern fernerhin Taback zu rau-

chen. Hieraus — offenherzig geſagt — hätte ich mir wenig gemacht, da mir der Taback in der That nicht ſchmeckt; allein nun kam das Aergſte: der General verurtheilte mich zur Strafe der Operation, deren Schmählichkeit ich ſchon früher in dieſem Tagebuche angedeutet habe. — Mein inſtändigſtes Bitten und Flehen half ſo wenig, als mein verzweiflungsvollſtes Sträuben und Abwehren. Viele Hunde ſind des Haaſen Tod. Man packte mich an Armen und Beinen; man ſchleppte mich in die Kammer auf ein Bette, bedeckte mir das Geſicht, daß ich nicht ſchreien konnte und faſt erſtickte, und mißhandelte mich dann auf eine Weiſe, die ich aus Ehrgeiz gar nicht näher bezeichnen mag, ſo daß ich beinahe des Todes war vor Schmerz und Wuth!

O, Drina, Drina! hätteſt du deinen Julius in dieſem Zuſtande geſehen: wie kläglich würde dir dabei zu Muthe geworden ſeyn! Spreche kein unglücklich Liebender von den Schmerzen in ſeinem Herzen! O, ich habe es erfahren, daß dem

glücklichſten Liebenden noch auf ganz andere Weiſe Schmerzen bereitet werden können, gegen welche jene nur eine wahre Kleinigkeit ſind! O Amor und Kupido! Welch ein ſchmähliches Opfer der Liebe mußte ich werden! Ach, meine Liebe zu Drinchen hat mich ja in das ganze Unglück geſtürzt! — —

Eine Stunde ſpäter.

Die Feder ſank mir vorhin aus der Hand. Ich mußte mich erſt wieder erholen, um niederzuſchreiben, was ſich noch weiter Verhängnißvolles begab.

Unter den härteſten Mißhandlungen und noch furchtbareren Drohungen, zwang man mir das Verſprechen ab, von dem, was mit mir geſchehen ſey, nichts zu verrathen. Dann ſtieß man mich zur Stube hinaus, und der tückiſche Mannmann gab mir noch einen Hieb über den Kopf, mit ſeinem dicken Pfeifenrohre, auf den Weg.

Schluchzend und halb beſinnungslos taumelte ich den Weg nach meinem Zim-

mer, als mir der Konrektor, mit einem Lichte in der Hand, begegnete, und mich wegen des Zuſtandes, in welchem er mich erblickte, ins Verhör nahm. Ueberraſchung, Schmerz und Erbitterung brachten mich dahin, daß ich mit den Worten herausplatzte, die Ordensbrüder hätten mich ſo ſchändlich zugerichtet. Hierauf fing er an, mich weiter zu examiniren und verſprach mir Schutz gegen alle fernern Gewaltthätigkeiten, und ſo zog er mich nach der Kapitelſtube zurück, damit ich an der Thür das Zeichen des Miauens, ohne welches Niemand eingelaſſen wird, ſtatt ſeiner machen möchte.

Der Konrektor iſt ein furchtbarer Mann, und ſo wie er ins Zimmer trat, war es, als ob der Blitz in einen Schaafſtall ſchlüge. Alle Pfeifen fielen zu Boden, alle angeklebten Bärte wurden abgeriſſen, und alle angemahlten abgewiſcht. Weder der General, noch die größten Redner wagten den Mund aufzuthun.

Jetzt aber fing der Konrektor an los zu wettern, und das Ende vom Liede war,

daß die Ordensſtatuten, die Kaſſe, die ſämmtlichen Waffen, Pferden und Bärte überliefert werden, und die ſämmtlichen Ordensbrüder vorläufig als Stubenarreſtanten, (und die Meiſten noch mit tüchtigen Kopfküſſen auf den Weg) hinwegehn mußten. — So endete ein Orden, welcher in der That viel Feierliches und Ehrwürdiges hatte, und um deſſen Untergang es daher auch wirklich Schade geweſen ſeyn würde, wenn nicht gar zu viel dummes und ſchlechtes Zeug darin vergegangen wäre. Doch Unvollkommenheit und Hinfälligkeit ſind ja die Zugabe aller, auch der herrlichſten menſchlichen Unternehmungen und Einrichtungen, und ſo darf das den Beobachter auch bei dieſem Orden nicht wundern. Die Geſchichtſchreiber ſpäterer Zeiten mögen ihn richten! —

Am 16ten September.

Wehe mir! Mein Loos wird immer tragiſcher! ja ich fürchte, daß endlich noch ein wirkliches Trauerſpiel daraus wird!

Mein Vater wird kommen; aber er iſt ſchrecklich aufgebracht, und will mich zu ſeinem Bruder, dem rauhen Oberförſter thun, wo ich die Jägerei lernen ſoll. Wie werde ich da in Wind und Wetter hinaus müſſen! Weit, viele Meilen weit, werde ich von der Geliebten, von dem unvergeßlichen Drinchen, entfernt ſeyn! Mit der Anwartſchaft auf die Burgemeiſterſtelle in Gimpelfelde iſt es dann auch aus! Meine ehrgeizigſten, ſchönſten Plane werden zu Waſſer! — Indeſſen werde ich doch nun die Noth mit dem Latein los, und die rachſüchtige Tücke der Ordensbrüder wird mich nicht mehr erreichen können! Wie gern möchte ich daher noch in dieſer Stunde von Drinchen Abſchied nehmen, noch einmal den Schwur der Treue mit ihr wechſeln, und dann ſpornſtreichs hier hinweg, meinem Vater entgegen laufen! Aber, wehe mir! ich bin ein Gefangener! Bis vor einer Stunde waren es blos die Ordensbrüder; aber ſeitdem hat der Konrektor mich plötzlich auch einſperren laſſen, und zwar auf eine elende Bo-

denkammer, weil alle Carcer schon vollgepfropft sind. Noch ist mir nicht ordentlich gesagt worden, weshalb; doch, so viel weiß ich, daß es in Folge einer Aussage des verruchten Naumanns geschehen ist, durch welche der Rektor aufs Aeußerste alterirt worden seyn soll! Sicher ist meine Liebe verrathen. — Ich habe meine Pult- und Kofferschlüssel hergeben müssen. Glücklicherweise hatte ich mein Tagebuch in der Tasche, so daß ich an demselben auch jetzt, wiewohl nur mit Bleistift, schreiben kann, ohne auf diese Weise eine Entdeckung fürchten zu dürfen. Aber wird meine Uhr nicht vermißt werden? Wird es nicht auffallen, daß mein Koffer fast von aller Wäsche leer ist? Dies geht mir sehr im Kopfe herum! — —

Und, o Himmel! eben fällt mir ein, daß in meinem Koffer der Birkenzweig liegt, mit einem daran befestigten Stück Papier, dessen Inschrift sagt, daß er eine Reliquie des heiligen, von barbarischer Faust vernichteten Baumes unserer

Liebe iſt! Nun wird kein Leugnen helfen! — O, käme mein Alter doch, um als ein Engel mein Gefängniß zu öffnen! Wahrlich, ich wollte nicht darin ſitzen bleiben, wie der allzu gewiſſenhafte Petrus oder Paulus im neuen Teſtamente, von dem die ſelige Großmutter mir manchmal erzählte. — —

---

Ich habe es unterſucht: es iſt mir nicht möglich zu entfliehen! Zum Fenſter könnte ich allenfalls hinaus; allein da bräche ich ſicher, nolens volens, Hals und Beine. Und wenn ich mir auch hieraus nichts machte: was würde mein Drinchen dazu ſagen! Nein, ſolchen Schmerz ſoll meine Verzweiflung ihr nicht machen! Ich will dulden und harren, bis die Zeit endlich unſere Liebe krönt. — Was kann der Rektor denn dagegen haben, wenn ich ihm erkläre, daß unſere Schwüre unauflöslich ſind, und daß ich bereit bin, Drinchen ſogleich zum Altare zu führen? — Doch horch, es kommt

Jemand! Ach, wenn es doch mein Alter wäre!

Abends.
im Gasthofe zum goldnen Trompeter.

Endlich ist es ausgespielt das rührend schreckliche Drama meines Gymnasiumlebens! O wie grausam war noch der letzte Akt! Zum Zeugniß gegen mein unerhörtes, schmähliches Geschick, mag meine zitternde Rechte es noch erzählen, da mein Alter eben ausgegangen ist, um meine Uhr und Wäsche wieder einzulösen, und sich mit dem Konditor, wegen einer etwas hohen Rechnung, zu zanken. —

Ich wurde aus meinem Gefängniß hinunter zum Rektor gebracht, wo bereits mein Alter war. Ich mag nicht niederschreiben, wie hart sie mich anließen, denn dies Blatt würde davor erröthen. — Am grimmigsten war der Rektor wegen der Liebesgeschichte. Ich suchte ihm durch die Erklärung zu imponiren, daß unsere Liebe keiner elterlichen Tyrannei weichen

werde, daß jeder Jüngling, der ein fühlendes Herz habe, mit dieſem ſeinem innerſten Heiligthume machen könne, was er wolle, und daß nicht Noth und Tod jemals das Band zerreißen werde, welches mein und Drinchens Herz feſt umſchlungen hielte, denn was wir unter dem heiligen Baume geſchworen hätten, das wäre unwiderruflich, und ob er ſelbſt auch umgehauen ſey, ſo werde doch jede Birke im Walde des Oberförſters mich an meine Schwüre mahnen u. ſ. w.

Ich trug dies gewiß recht gut vor, denn ich hatte es mir ſchon auf der Bodenkammer ausgedacht. Allein mein Alter wurde darüber ganz wüthend, nannte es verfluchten Romanenſchnack, ſchalt noch die ſelige Mutter die mich ſolch Zeug habe beſtändig leſen laſſen, um mich zu einem ganz verwahrloſten Mutterſöhnchen zu verziehen, und hob den Stock empor, um auf mich einzuhauen. Aber der Rektor fiel ihm in den Arm, und ſagte, daß er ein paſſenderes Heilmittel für mich und

für Drinchen habe; und als er nun hinweglief, ging mir ein ſchöner Strahl von Freude auf, weil ich gewiß glaubte, daß er Drinchen holen, und uns im Voraus ſegnen wolle. Doch wer faßt mein Entſetzen, als er mit einer großen, friſch gebundenen Ruthe zurückkam, mich teufliſcher Weiſe fragte, ob ich in ihr wohl auch Reliquien des heiligen Baumes unſerer Liebe erkenne, und dann unbarmherzig auf meine Hände losgerbte, bis dieſe immer dicker, das Marterinſtrument aber immer dünner wurde, wobei er mir obenein noch zehnmal zurief, daß ich ja bei jeder Birke künftig an dieſen Lohn meiner zärtlichen Schwüre denken ſolle!!!

Nein, warlich! das war zu arg! Das hieß zu ſchmählich einen Liebenden verwunden! War es ein Wunder, daß mir da alle Zärtlichkeit verging, und daß ich mich gern von Drinchen losſagte, um nur dieſer kränkendſten von allen Züchtigungen endlich überhoben zu werden?! Und als ſie mich nun ganz mürbe gemacht

hatten, und mein Alter drohte, wie es mir ergehen ſolle, wenn ich die Romanenſtreiche etwa noch einmal von vorn anfangen wollte: da brachte der kannibaliſche Rektor noch eine zweite Ruthe aus den Zweigen der unglücklichen Birke, (und zwar einen wahren Beſen von einer Ruthe) übergab ſie meinem Alten, als Mittel im Fall eines romantiſchen Recitativs (wie er ſich, wenn ich nicht irre, ausdrückte) und ſchob mich dann mit den Worten: „Probatum erit!“ zur Thür hinaus. —

Nun frage ich wohl mit Recht, ob es jemals einen ärger gekränkten Märtyrer der Liebe gegeben hat, als mich? Iſt es nicht der Barbareien entſetzlichſte, einem liebenden Jünglinge, mit den nämlichen romantiſchen Zweigen, welche ihm erſt die Liebe ins Herz geäuſelt haben, dieſe Liebe wieder durch andere Gliedmaaßen heraus zu gerben? — Bei Gott, ich werde mein ganzes Leben hindurch keine Birke ſehen können, ohne mit Schaam und Schrecken an jene gewaltſa-

me und ehrenrührige Behandlung zurück zu denken, dergleichen ich noch in keinem Romane, ja selbst in keinem Trauerspiele, gelesen habe. — Aber sollte ich jemals im Stande seyn, Drinchen zu vergessen, oder bei der rauhen Beschäftigung des Jägers es zu bereuen, daß ich mich schon in zarter Jugend durch das eifrige Lesen von Romanen zu etwas Höherem zu bilden suchte: so möge dies Tagebuch selbst meine Schande verkündigen, und der erste der beste Scribent es öffentlich durch den Druck Preis geben, zum Zeugniß gegen mich, und zur Kränkung für alle mir verwandte junge Herzen!

In jedem Falle aber soll auf meinen Leichenstein geschrieben werden:

Hier ruht der Jüngling Julius!
Er liebte exemplarisch,
Doch ward ihm Schwur und Kuß
Verfalzen ganz barbarisch!
Beweinet ihn, nach Ehrenpflicht!
Nur Thränenbirken pflanzet nicht
Ihm um das Grab herum!
Auch sprecht von keinem Orden hier:
Sonst dreht er, voll Verzweiflung, schier
Im Grabe noch sich um!

---

Der

# Der arme Traugott.

## Eine biographiſche Skizze.

Wohlgeborner,
Verehrter Herr Scribent!

Ich habe die Ehre, mich Ihnen als Beſitzer der löblichen X*ſchen Buchhandlung bekannt zu machen, und hiermit folgende Beſtellung zu verbinden.

Sie ſind — wie ich, trotz der bisherigen Verſchweigung Ihres Namens erfahren habe — Verfaſſer einiger Bücher, welche zwar von den Recenſenten ſcharf durchgehechelt, von dem Publikum aber raſch gekauft werden ſind. Ich ſchließe daraus, daß ſo eine Art von Kotzebue in Ihnen ſteckt. Daher wollte ich Sie hiermit erſucht haben, auch für meine Buchhandlung einmal (und zwar in möglichſter Geſchwindigkeit, und weder zu

dick noch zu dünn) ein klaſſiſches Werkchen zu ſchreiben, worunter man bekanntlich ein ſolches verſteht, welches wie warme Semmel abgeht. Bezahlen werde ich Sie gewiß honett; nur muß alles zur nächſten Meſſe fertig, und ſo angelegt und ausgeführt ſeyn, wie ich ſogleich die Ehre haben werde, Ihnen unmaaßgeblich vorzuſchreiben.

Ich möchte nämlich eine Biographie haben, hübſch romantiſch ausgeſchmückt zwar, aber doch unverfälſcht, ächt, wahr und treu geſchildert, wie es ſich begeben hat. Der Held iſt freilich ein armer Schlucker geweſen; allein wenn Sie ihn gehörig verarbeiten: ſo ſoll er uns noch im Tode dazu dienen, uns nicht wenig gütlich zu thun, und wir können zur Ehre des ſeligen Waſſertrinkers noch manche Flaſche Wein ausſtechen.

Seinen Familiennamen wollen wir verſchweigen, weil noch reiche Verwandte da ſind, die ſich immer ſeiner Einfalt und ſeiner Armuth ſchämten, und mir es übel nehmen würden, wenn die Leſer mit Fin-

gern auf ſie hinwieſen. Nennen Sie ihn alſo blos den armen Traugott, denn Traugott war ſein Taufnahme, mit dem ihm der Vater gleich nach der Geburt eine Aſſignation auf den Himmel gab, die aber wenigſtens nie verſilbert worden iſt.

Der Vater nämlich — Stephan war ſein Vornahme — hatte ſchon böſe Schickſale gehabt. Früher war er der größte Wechſelhändler und Kaufmann in ſeiner Vaterſtadt, und hatte Schiffe auf der See, und Kredit durch die ganze Handelswelt. Durch die Ueberredungskunſt eines Hofmannes ließ er ſich verleiten, für die Yoſilonſche Regierung auf ſeinen Namen eine Anleihe zu Stande zu bringen. Kapital und Zinſen ſollten durch beſtimmte Staatseinkünfte geſichert werden. Aber dies Verſprechen wurde nicht gehalten. Man gab ihm leichte, nichtige Papiere dafür! Es brach ein Krieg aus, zu Lande und zur See, welcher den Werth jener Papiere ſchnell um die Hälfte herabſetzte! das war ein ſchrecklicher Schlag! Dann ließ es die feindliche

Seemacht ihre erste Heldenthat sey, von den unbewaffneten Kaufmannsschiffen, die, unbenachrichtigt von dem ausbrechenden Kriege, arglos aus weiter Ferne nach der Heimath zurückkehrten, so viele sie ihrer habhaft werden konnte, aufzufangen und als Kriegsbeute davon zu führen. So kam auch Stephan um ein reich beladenes Schiff!

Das brach seinem Kredite vollends den Hals. Ehe er sichs versah, war er von seinen Gläubigern bestürmt! Wechsel auf Wechsel wurden ihm präsentirt, und Niemand wollte mehr einen von ihm annehmen. Er wurde verklagt! die Ypsilonsche Regierung ließ ihn im Stiche: Er mußte ihre Papiere verschleudern; mußte seine Häuser, sein schönes Landgut veräußern, und von seinen Foderungen einziehen, was nur eingezogen werden konnte. Er gab alles hin; und dennoch mußten seine Gläubiger einen Vergleich eingehen, wodurch sie noch auf einen Theil ihrer Foderungen Verzicht thaten.

Dieſer Vergleich war es, was den unglücklichen Stephan am meiſten kränkte. Er hatte weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe davor. — Auf einmal lief noch eins ſeiner Schiffe, das ſchon verloren gegeben war, in den Hafen. Der Werth deſſelben reichte gerade hin, um vollends ſeine Gläubiger zu befriedigen. Er hätte das unterlaſſen können; aber er unterließ es nicht. Gänzlich verarmt, aber doch mit dem unbeſchmutzten Rufe eines ſtreng redlichen Mannes, verließ er nun den bisherigen Schauplatz ſeiner glänzenden Handelsthätigkeit, und zog mit ſeiner Familie in ein ſtilles Landſtädtchen, um ſich durch mühſamen Fleiß am Schreibtiſche ein kärgliches Brod zu erwerben. — —

Dies wäre ſo das Wichtigſte von den widrigen Schickſalen des Vaters. — Sie ſehen, verehrter Herr und Freund, daß ſchon hierin ein reicher Stoff zu allerlei herzangreifenden Schilderungen und Betrachtungen liegt; und ich wünſche auch,

daß Sie ihn hierzu benutzen; aber nur flüchtig, und um Gotteswillen hübsch vorsichtig! Tadeln Sie zum Beispiel ja nicht das Verfahren der Napoleonischen Regierung! und eben so wenig schelten Sie auf den Krieg der Seemacht gegen die unschuldigen Kaufmannsschiffe! Ich bin nicht nur ein Napoleonscher Unterthan, sondern ich möchte es auch nicht mit den Seemächten verderben, weil Niemand wissen kann, ob er nicht auch einmal aufs Wasser geräth. Wo Sie daher auf eine schreiende Ungerechtigkeit stoßen, da sprechen Sie nur recht pomphaft und vornehm von einer gebieterischen Nothwendigkeit, von höheren Rücksichten und dergleichen; aber freilich dürfen wir es auch nicht mit den Lesern verderben, welche sich für die Helden des Buchs interessiren. Also, verehrter Freund, müssen Sie es weder mit diesen, noch mit den See- und Landmächten verderben, sondern, auf geschickte Weise, ein wenig schriftstellerische Achselträgerei einstudieren, wozu es bekanntlich an frappanten Mustern in

unſrer Litteratur ſo wenig, als in der übrigen Welt, fehlt.

Ueberhaupt muß es ein durchaus loſales Buch ſeyn, dem weder Cenſor, noch irgend ein Machthaber etwas anhaben können. Dazu bietet der Held deſſelben auch den trefflichſten Steff. „Vertraue Gott! Ehre den Fürſten!“ Mit dieſen Worten ſtarb der Vater, als er den Sohn eben geſegnet hatte; und der Sohn ſprach ſie dem Vater nach, bis er ebenfalls das Zeitliche ſegnen mußte. Paſſen Sie auf, wohlgeborner Herr! ich will Ihnen gleich erzählen, wie das zuging.

Stephan war ein Philoſoph; nämlich einer von der ungelehrten, ſanften Art, die ſich darein zu finden wiſſen, wenn es auch nicht nach ihrem Kopfe und nach ihren Wünſchen geht. Er ertrug daher ſein Mißgeſchick ohne alles Murren; kein Groll kam in ſeine Seele, und er war zufrieden mit dem, was ihm ſein mühſamer Fleiß erwarb. Die ſelbſt gebauten Kartoffeln ſchmeckten ihm ſo gut, wie ehedem

die Ananas, die ſein Gärtner ihm zog. An ſein ſonſtiges, ſchönes Landhaus dachte er freilich anfangs mit einigem Schmerz zurück; doch auch über dieſen wurde er endlich Herr. In einem ſchön gelegenen Wirthshauſe vor der Stadt, miethete er ſich, um höchſt geringes Geld, ein Dachfenſter mit einem Raume von etwa zwei Schritt Länge und halb ſo viel Breite. Er ſchnitt den kleinen Raum von dem größern, zu dem er eigentlich gehörte, durch eine kleine Thür ab, ſtellte ein Tiſchchen und einen Stuhl hinein, und nannte das nun ſein Sansſouci. Da ſaß er dann an jedem ſchönen Abend, der ihm zur Erholung übrig blieb, und ſah mit ſtiller Heiterkeit in die Gegend hinaus, der untergehenden Sonne nach. Und hier war es auch, wo er ſeinem Sohne Traugott die frommen Lehren ſeiner einfachen Lebensweisheit ins Herz ſchrieb, ihn zur ſtillen Genügſamkeit, zum Vertrauen auf Gott und zur Ehrfurcht gegen das geſalbte Haupt ſeines Landesherrn ermahnte.

Ganz andern Sinnes aber war ſeine Frau. Sie trug zwar mit muſterhafter Standhaftigkeit, doch nicht ohne Groll, das harte Geſchick; ſie lernte wohl entbehren, was ſie nicht mehr haben konnte, aber ſie zürnte fortwährend auf die, denen ſie den Verluſt ihres vormaligen Reichthums zuſchreiben mußte. Und ſo warf ſie dann von Zeit zu Zeit, auch in Gegenwart des heranwachſenden Knaben, bittre Worte gegen geſalbte Häupter, und mißtrauiſche Zweifel gegen die Vorſehung hin. Der fromme Stephan ſuchte daher durch Wort und That den möglichen böſen Eindrücken in der Seele des Knaben entgegen zu wirken. Selbſt auf dem Sterbebette dachte er noch hieran. Als der Tod auf ihn zuſchritt, und er, mit ſchon erkaltender Hand, ſeinen Liebling geſegnet hatte; ſagte er noch mit ſchwacher, doch eindringlicher Stimme: „Vertraue Gott! ehre den Fürſten!“

Es war juſt in der Abenddämmerung, und draußen tobte ein heftiges Ungewitter. In der angſtvollen Krankenſtube

achtete man nicht darauf. Die Mutter drückte mit ſchmerzlicher Heftigkeit ihr Töchterchen an die Bruſt, während Traugott ſchluchzend am Sterbebette kniete, und die ſtarre Hand, die ihn eben geſegnet hatte, mit Küſſen und Thränen bedeckte. Er konnte nicht ſprechen vor Schmerz; aber er that im Herzen das heilige Gelübde, Gott zu vertrauen und den Fürſten zu ehren, ſein ganzes Leben hindurch. In dieſem Augenblicke wurde das Antlitz des Sterbenden durch einen blendenden Blitz mit hellem Licht übergoſſen, daß es dem Sohne vorkam, als ſähe er plötzlich eine Geiſtergeſtalt, und als ſey der Himmel ſelbſt ein Zeuge des frommen Gelübdes geworden. Und da der Vater kein Wort weiter ſprach, ſondern mit brechendem Auge nur noch die letzten Athemzüge that: ſo blieben jene letzten Worte um ſo bedeutender und heiliger für den frommen Sohn. Sie klangen in ſeiner Seele, wie ein Zuruf aus einer höheren Welt, ſein ganzes Erdenleben hindurch. —

Ich habe Ihnen, mein hochgeſchätzter Herr Scribent, dieſe Sterbeſcene ganz abſichtlich etwas umſtändlich geſchildert, weil ich wünſche, daß Sie dieſelbe mit aller Ihrer Kunſt herausheben, und die letzten Worte des ſterbenden Vaters förmlich zum Grundſteine machen, worauf Sie die ganze Biographie erbauen. — Ich möchte Ihnen daher faſt den Vorſchlag thun: Fangen Sie Ihr Werk auf eine impoſante Weiſe, gleich mit den Worten an:

„Vertraue Gott! ehre den Fürſten!“ ſprach mit ſchwacher, doch eindringlicher Stimme der ſterbende Vater u. ſ. w. u. ſ. w.

Das wird Effekt machen, und den Leſer, gleichſam bei den Haaren, auf einmal mitten in das Intereſſe der Geſchichte hineinziehen. Beſchreiben Sie die Sterbeſcene nur ja mit Ihrer beſten Feder; holen Sie dann die oben erzählten Schickſale des Vaters nach, in einer gedrängten Ueberſicht; und gehen Sie erſt hernach, wenn Sie den alten Stephan haben

ſtill begraben laſſen, zu der eigentlichen Biographie des Sohnes über.

Aus deſſen weitläuftigem Tagebuche, das ich Ihnen hierbei überſchicke, werden Sie alles näher erſehn, und ganze Bogen blos abzuſchreiben haben, wodurch Ihnen die Arbeit, und mir (wie billig) das Honorar nicht unbedeutend erleichtert werden wird. Ich kann alſo um ſo kürzer mit der Mittheilung ſeiner Lebensſchickſale ſeyn, die ich nur, als chronologiſche Ueberſicht, hier nieder zu ſchreiben brauche.

Traugott artete in ſeiner Sinnesart weit mehr nach dem Vater, als nach der Mutter, und bewahrte in einem recht frommen Herzen, was der Vater ihm an Lehren und Ermahnungen, ſtatt metallner Schätze, hinterlaſſen hatte. Er war freundlich, offen und ehrlich; und wer ihn ſah, hatte ihn lieb. Dabei zeigte er ſich auch ſeinen Lehrern als ein ausgezeichnet guter Kopf, dem das Lernen eine leichte Luſt war. Er ſollte alſo ſtudieren.

Um dies zu bewerkſtelligen, zog die Mutter mit den Kindern nach Z**, weil

dort eine beſſere Schule für Traugott, und für ſie ſelbſt mehr Gelegenheit war, durch mannichfaltigen Unterricht junger Mädchen ihren Unterhalt zu erwerben. Sie wollte lieber arbeiten, als an ihre reichen Verwandten eine Bitte thun. Ein bitterer Unmuth blieb fortwährend ihr Begleiter durchs Leben; aber er kam aus einer kräftigen Seele, die mit einem böſen Geſchick laut haderte, weil ſie ſich unter daſſelbe nicht beugen wollte. Durch verſtändige Anſtrengung ihrer Kräfte, verſchaffte ſie ſich daher allmählig ein anſtändiges Auskommen, erzwang ſich die Achtung von Perſonen, die ihr ſonſt eben nicht wohl wollten, und feierte auf ſolche Weiſe einen fortgeſetzten Triumph über den Dämon ihres Geſchicks.

Leider aber wurden ihre Körperkräfte hierbei nur zu bald zerſtört. Sie achtete das Leben nicht, und wünſchte nur damit ſo weit auszureichen, bis ihre Kinder ihrer Hülfe nicht mehr bedürften. Aber ehe ſie dies Ziel noch erreicht hatte, mußte ſie die Schuld der Natur bezahlen, wobei ihr

vorzüglich die Trennung von der Tochter unausſprechlich ſchmerzlich war. In ihrer Julie hatte ſie ihr eignes ſchönes Jugendbild ſich aufs neue wiederholen ſehn; doch kaum hatte Julie den Uebergang vom Kinde zur werdenden Jungfrau erreicht, da war ſie ſchon gänzlich verwaiſet, und mußte lernen Gnadenbrodt eſſen in einem Hauſe, wo ihre zunehmende äußere Liebenswürdigkeit, wegen der Unliebenswürdigkeit der einheimiſchen Töchter, ihr mehr nachtheilig als nützlich war.

Traugott war mit der Laufbahn als Schüler fertig, und wünſchte, mit großer Sehnſucht nach weiterer Ausbildung, die Univerſität zu beziehen. Mit wenigen Thalern in der Taſche, aber mit muthigem Gottvertrauen im Herzen, nahm er Abſchied von Julien, und machte ſich auf den Weg. Ein eben ſo armer Freund, an dem er mit der ganzen Schwärmerei jugendlicher Liebe hing, war ſein Begleiter.

Sie waren blühende, ſchlank aufgewachſene, noch unerfahrene Jünglinge.

Das zog ihnen ein groſſes Unglück zu, und gab die nächſte harte Prüfung für Traugott, wie feſt oder nicht feſt er an der letzten Ermahnung ſeines Vaters hange.

Es war nämlich noch zur Zeit des nordamerikaniſchen Freiheitskrieges, an welchen auch viele Deutſche, von ihrem Landesherrn dazu verkauft, auf eine traurige Weiſe Antheil nehmen mußten. Den armen Traugott und ſeinen Freund traf ebenfalls dies harte Loos, wovon die näheren Umſtände in dem Tagebuche befindlich ſind. Sie waren anfangs untröſtlich über dies Mißgeſchick; doch Traugott erhob ſich zu der Anſicht, daß eine höhere Macht, als eine irrdiſche, dies Schickſal über ihn verhängt habe; und ſo ergab er ſich darein voll Gottvertrauen, unterdrückte den Unwillen gegen den Fürſten, der für eine Hand voll Metall ihn um Freiheit und fortſchreitende Geiſtesbildung, vielleicht auch um Geſundheit und Leben brachte; und ſo ermuthigte er auch ſeinen Ludwig, ſich

mit ruhiger Faſſung in ein unabänderliches Schickſal zu ergeben. Eine hebräiſche Bibel, ein Seneca, ein Homer und ein Plutarch waren ihre Reiſegefährten zu Waſſer und zu Lande, an denen ſie Geiſt und Herz zu ſtärken ſuchten, wenn Unannehmlichkeiten und Drangſale aller Art ſie niederbeugen wollten. Ihr größtes Glück war es, daß ſie ungetrennt, ſowohl auf der Reiſe, als auch im Felde, dem Feinde gegenüber, bleiben durften.

Leider wurde dies Glück nur zu bald geſtört! In einem der erſten Gefechte, an denen ſie Antheil nahmen, da ihr Regiment eben der Uebermacht ihrer Gegner weichen mußte, erhielt Ludwig eine tödtliche Wunde, und ſank beſinnungslos an Traugotts Seite hin. Traugott kniete neben dem gebliebenen Freunde nieder, und riß ihm das Halstuch ab, unter dem das Blut hervorquoll, um die Art der Verwundung zu unterſuchen. Vergeblich war er bemüht, das Blut zu ſtillen; vergeblich wandte er alle ihm möglichen Mittel an, den theuren Freund zum

Bewußt-

Bewußtſeyn zurückzurufen! Der Tod behauptete ſein Recht; und Traugott war in ſo bittern Schmerz hierüber verſunken, daß er nicht wußte, was unterdeſſen auf dem Schlachtfelde vorging, bis ihn feindliche Soldaten empor riſſen, und als Gefangenen hinweg führten. Troſtlos gab er ſeine Waffen und alles, was er Entbehrliches bei ſich hatte, hin, und nahm nur das Halstuch, mit dem theuren Blute befleckt, als eine heilige Reliquie mit hinweg!

Wie es ihm in der Gefangenſchaft ging, erzählt ſein Tagebuch ſehr weitläufig, auch was er von dem feindlichen Hauptmann, vor den er geführt wurde, in bittern Reden gegen Fürſtenmyrmidonen hören mußte. Ich meine die Blätter mit der Ueberſchrift „Blutgeld.“ Wegen der frommen und gutmüthigen Anmerkungen, die Traugott den Stachelworten des Hauptmanns beigefügt hat, können dieſe freilich nicht gut weggelaſſen werden; auch iſt wohl nicht zu verkennen, daß ſie unleugbare Wahrheit enthalten. Aber,

bei Ihrer zeitlichen und ewigen Seligkeit beſchwöre ich Sie, allertheuerſter Freund: begehen Sie nicht etwa die Tollheit, dieſen Wahrheiten beizuſtimmen, ſondern führen Sie ſie blos als Probeſtücke einer unvernünftigen, außereuropäiſchen Unkultur auf, wie ſie nur in einem noch ganz rohen Welttheile zu Hauſe ſeyn kann! Vergeſſen Sie das um Gotteswillen nicht, Freundchen, denn Sie wiſſen, in was für einer Zeit wir leben! der Teufel traue dem Nu! Sapienti sat! —

Endlich kam Traugott, zwar mit geſchwächter Geſundheit, aber doch mit neuem Lebensmuthe, nach Deutſchland zurück. Sein nächſtes Ziel war der Aufenthaltsort ſeiner Schweſter, auf deren Anblick er ſich nicht wenig freute, weil ihre Schönheit jetzt, wie er meinte, eben den herrlichſten Blüthenpunkt erreicht haben müſſe. Schrecklich war daher ſeine Ueberraſchung, als eine bleiche, kummervolle Geſtalt ihm den Namen Bruder entgegenrief, und dann, ſtatt in ſeine offnen Arme zu fliegen, ſich händeringend von

ihm abwendete und in Thränen des Schmerzes und der Schaam zerfloß.

Sie war die Beute der Verführungskunst eines vornehmen Böſewichts geworden, der ihre Liebe gewonnen, durch ein Heirathsverſprechen ſie betrogen, und nur zu bald, als der Roman ihn zu langweilen begann, mit kalter Härte das unglückliche Schlachtopfer von ſich geſtoßen hatte.

Traugott ging mit blutendem Herzen zu dem Zerſtörer des Lebensglücks ſeiner Schweſter. Er mahlte ihren Jammer, er bat, er flehte mit Thränen für ſie; aber vergeblich. Als er zu drohen und Genugthuung zu fodern begann, wurde er, von Bedienten überwältigt, zum Hauſe hinaus geworfen. Das wollte er dem Fürſten klagen; doch hier mußte er gänzlich unverrichteter Sache hinweg, ohne nur bis in ein Vorzimmer zu gelangen. Es hieß, er ſolle eine Bittſchrift einreichen; doch dieſe blieb ohne allen Erfolg, und war, wie zu vermuthen ſtand, gar nicht einmal zur Kenntniß des Fürſten gelangt. — Julie ſank dar-

über ins Grab! Ihr Mörder blieb ungestraft; und Traugott weinte der früh zerknickten Blume die schmerzlichsten Thränen nach. Den Ring, den sie als Zeichen des Eheversprechens von dem Verführer erhalten hatte, hob er als Zeugen des Frevels auf.

Die ganze Stadt wußte Juliens Geschichte, und eben so wurde sie auch am Hofe bekannt. Dennoch erhielt Juliens Mörder gerade in dieser Zeit, auf leichte Verlassung, eine neue, ehrenvolle Auszeichnung. Traugott konnte das nicht begreifen, bis er hörte, der Fürst müsse, aus guten Gründen, höchst nachsichtig gegen Verbrecher dieser Art seyn; und, seinem Beispiele folgend, sey es mit ihm auch der Hof, ja zum Theil ebenfalls die Stadt. Man fing an, ihm Bruchstücke aus der chronique scandaleuse des Hoflebens mitzutheilen. Mit Erröthen wendete er sich von dem Erzählenden ab, und mit einem tiefen Seufzer rief er sich die Worte des sterbenden Vaters zurück.

Der Himmel weiß, was ſchon damals aus dem armen Traugott geworden wäre, hätte ihm nicht ein väterlicher Freund der verſtorbenen Schweſter, ganz aus eignem Antriebe, eine Unterſtützung zum Studieren verſchafft. Dadurch wurde wenigſtens ſein Vertrauen auf Gott neu belebt, und ſeine Seele richtete ſich aus ihrer traurigen Verſunkenheit wieder zu einem froheren Aufſchaun empor.

Wonach er jahrelang ſich aufs ſchmerzlichſte geſehnt hatte, das ſah er endlich erreicht: er wurde eingebürgert unter den Studierenden auf einer der berühmteſten deutſchen Univerſitäten. Zwar hatte er eine unwiederbringliche Zeit verloren, ehe er an dies Ziel gelangt war; allein ſein Geiſt hatte unterdeſſen eine höhere Reife erlangt, und mit dem eiſernſten Fleiße holte er das Verſäumte nach, ſo daß er ſich in einem Zeitraume von wenigen Jahren einen herrlichen Schatz gründlicher Kenntniſſe erwarb.

Sein ſtiller, ſanfter Sinn, und der fromme Ernſt, womit er das Irrdiſche

und das Himmliſche ſchon früh beſchauen gelernt hatte, neigten ihn faſt unwiderſtehlich zum Predigeramte hin. Als er indeſſen um eine ſolche Stelle, die der Fürſt zu vergeben hatte, bat, erhielt er, nach damaliger Sinnesart, den Beſcheid, daß ein ehemaliger Soldat nicht füglich ein geiſtliches Amt bekleiden könne. Da es aber nicht ungewöhnlich war, ſelbſt unwiſſenden Invaliden Schulmeiſterſtellen zu geben: ſo erhielt Traugott nach einiger Zeit eine Lehrerſtelle an einem Gymnaſium, die ihn freilich nur ſehr kärglich nährte, doch wenigſtens einſtweilen ein Ankerplatz für ihn war.

Mehrere Jahre lang verwaltete er treu und fleißig ſein Amt, ohne ſeine Wünſche höher zu ſteigern. Mit Nebenarbeiten ſuchte er ſeine Einnahme zu vermehren; doch mußte er das leider auf Koſten ſeiner Geſundheit thun. Da eröffnete ſich ihm endlich die Ausſicht zu einer Verbeſſerung ſeiner Lage, indem das Gymnaſium eine, dem Zeitgeiſt gemäßere Geſtalt erhalten ſollte, wobei der Ma-

giſtrat der Stadt von freien Stücken die Regierung um eine billige Gehalterhöhung der Lehrer bat.

Um dieſe Zeit entwickelte ſich in Traugotts Herzen eine ſtille, doch immer innigere Zuneigung zu Paulinen, der Tochter meines alten buchhändleriſchen Kollegen St**, dem ich es noch im Tode nachrühmen muß, daß er mir den Saldo immer zur Jubilate-Meſſe ehrlich bezahlt, wie er denn überhaupt ein äußerſt braver Mann war, der nur durch Unglück und durch Unrechtlichkeit andrer Leute in eine üble Lage gerathen war. Traugott wurde der Freund des Sohnes vom Hauſe, der nach dem Ableben des Vaters die Handlung unter ſchwierigen Verhältniſſen, doch mit recht verſtändiger Thätigkeit übernahm. Pauline gewann des Bruders Freund lieb und lieber, wie dieſer ſie. Aber die gegenſeitige Zuneigung blieb in den engen Schranken eines ſtillen Herzensgeheimniſſes, das Jeder kaum ſich ſelbſt geſtand und dem Andern nur dann und wann, in einem unbewachten Blicke

eder ununterdrückbaren Seufzer, ganz unwillkürlich verrieth.

Traugott wollte sich erklären, sobald seine Lage verbessert wäre. Es früher zu thun, mochte er sich nicht erlauben, so sehr ihn auch sein Herz dazu trieb. Ein schrecklicher Schlag war es daher für ihn, als auf das billige Gesuch des Magistrats eine gänzlich abschlägige Antwort einlief. Es hieß, der Staat könne solche Opfer jetzt nicht bringen. Aber fast in der nämlichen Zeit waren ausländische Sänger und Tänzer mit unerhörten Gehalten in die Residenz gezogen, und eine fürstliche Mätresse machte sich eben durch die allersündlichsten Verschwendungen berühmt. Das drückte einen giftigen Stachel in Traugotts Herz. Er gerieth mit dem Gelübde, das er am Sterbebette des Vaters gethan, in ein böses Gedränge; und erst nach schwerem Kampfe kam er wieder mit sich selbst ins Gleichgewicht, wie dies sein Tagebuch näher besagt.

Da er glaubte, daß er nun die Hoffnung aufgeben müsse, Paulinen seine

Hand anbieten zu können: ſo zog er ſich, mit bitterm Schmerz, plötzlich zurück aus dem lieben Kreiſe; und Pauline, die ihn auch bei dieſem ſchweren Opfer ſehr wohl verſtand, folgte dem Antrage, eine ſchwindſüchtige Gräfin nach Italien zu begleiten. Als ſie zum Thore hinausfuhr, ſtand Traugott verſteckt hinter einer Hecke am Wege. Bei dem Anblick ihres verweinten Geſichts, ſtürzten auch ihm die heißen Thränen aus den Augen, und in heißem Gebete flehte er zu Gott, ſeine Engel über Paulinen wachen zu laſſen in jeder Gefahr.

Von jetzt an beſuchte er wieder ihren Bruder, um im offenen Geſtändniß der Urſach ſeines bisherigen Wegbleibens ſich mit dem tiefen Kummer ſeines Herzens an die Bruſt ſeines Freundes zu werfen. Bei dem traulichen Geſpräch, was ſich zunächſt hierüber entſpann, munterte der junge St** den armen Traugott auf, ſeine bedrängte Lage durch ſchriftſtelleriſche Arbeiten zu verbeſſern. Ein paar Verſuche dieſer Art, die Traugott ſchüch-

tern in die Welt geſchickt hatte, ohne ſeinen Namen zu nennen, waren mit groſſem Beifall aufgenommen, und hatten die literäriſche Welt in die günſtigſte Stimmung gegen den ungenannten Verfaſſer geſetzt. Der wohlunterrichtete C** entwarf ihm daher den Plan zu einem wichtigen, bändereichen Werke, und verſprach ihm, im Fall des Gelingens, ein bedeutendes Honorar für die Ausführung deſſelben, wodurch dem unglücklich Liebenden auf einmal die Ausſicht eröffnet ward, Paulinen, mit ſeiner Hand, ein ſorgenfreies Leben bieten zu können.

Heiß ergriffen, theils von dem Gegenſtande ſeiner Arbeit ſelbſt, theils von dem ſchönen Ziele, zu dem ſie ihn führen ſollte, gab er alle ſeine bisherigen Nebenarbeiten auf, und warf ſich mit der ganzen Kraft ſeines Geiſtes, und mit einem Fleiße, der von keiner Ruhe, von keiner Erholung etwas wiſſen wollte, über die neue Unternehmung her. Dabei war die Erreichung der gediegenſten Gründlichkeit

ſein unabläſſiges Streben, und erſt nach den unverdroſſenſten und angeſtrengteſten Unterſuchungen und Vorarbeiten, machte er ſich an den ſchriftſtelleriſchen Bau des Werkes ſelbſt.

Ein erſter, kleiner Probeband erſchien, von deſſen Aufnahme der wackre St**, als Verleger, die näheren Beſtimmungen wegen des Fortganges des Werks hernehmen wollte. Und ſiehe, über alles Erwarten beifällig war die Aufnahme, welche jenes erſte Bändchen fand. Freudig ſicherte St** dem Freunde und künftigen Schwager auf mehrere Jahre hinaus eine anſehnliche Einnahme zu, indem er für ſein Geſchäft einem Erfolge entgegen ſah, der ihm den Verluſt mancher verunglückten Unternehmung erſetzen und hierdurch der bisherigen Mißlichkeit ſeiner Lage ein Ende machen ſollte.

Traugott hatte den Lichtpunkt ſeines Lebens erreicht. Er ſchrieb an Pauline einen Brief voll der zärtlichſten Liebe. Er erhielt von ihr aus Sardinien eine Antwort, welche eine eben ſo

herzliche Gegenliebe aussprach. Angefügt war noch die unerwartete Nachricht, daß die Gräfin kürzlich gestorben sey, und daß Pauline also ungehindert in ihr Vaterland zurückkehren werde, sobald das Reisegeld eingetroffen sey, was sie von dem Bruder und Erben der Verstorbenen erwarte.

In einem zweiten Briefe an Paulinen strömte Traugott das volle Entzücken seines Herzens aus. Er bot ihr nun förmlich seine Hand an, und beschrieb ihr mit einer kindlichen Freude die Vorbereitungen zu ihrer künftigen häuslichen Einrichtung, die er bereits machen lasse. Daß die dringende Bitte angehängt war, sie möge ihre Rückreise beschleunigen, so sehr sie könne, brauche ich wohl kaum zu erwähnen.

Auf diesen Brief kam weder Antwort noch Braut. Immer ängstlicher wurde die gespannte Erwartung des Bräutigams und des Bruders. Sie fürchteten, daß Pauline erkrankt sey. Doch ihre Nachforschungen führten endlich die Nachricht

herbei, daß ihr ein weit schrecklicheres Unglück begegnet war. Sie hatte von Sardinien nach Genua überschiffen wollen. Das Fahrzeug, auf welchem sie sich befand, wurde von einem afrikanischen Seeräuber überfallen; und Pauline, das keusche, feingebildete, schöne Mädchen, die liebende Braut, die zärtliche Schwester, mit dem vielfachen Heimweh im Herzen, das sie zurück nach dem deutschen Vaterlande zog, wurde, als Sklavin roher Barbaren, nach der afrikanischen Küste entführt.

Furchtbar war das Entsetzen, mit welchem Bräutigam und Bruder diese Nachricht hörten. Was Traugott, auf diese Veranlassung, unter der Aufschrift „Handelspolitik" in sein Tagebuch schrieb, ist ein Zeugniß des verzweiflungsvollen Schmerzes, der sein Inneres zerriß. Alles ist wahr, leider nur zu wahr, was er dort über die Schrecklichkeit und Unwürdigkeit einer Politik sagt, die, um eigensüchtiger Zwecke und Eifersüchteleien willen, die Fortdauer eines solchen

Schandmals für die kultivirte Welt begünſtigt; aber, Freund, laſſen Sie es doch lieber ungedruckt! Viele Staatsmänner wollen von ſolchen Wahrheiten nichts hören, und nehmen die Verbreitung derſelben äußerſt übel. Alſo ſpringen Sie nur mit einigen langen Gedankenſtrichen über jenen Theil des Tagebuchs hinweg. Es gibt überdem bei der Kataſtrophe noch vielerlei zu ſchreiben.

Der junge St** reiſte auf der Stelle zu dem Bruder und Erben der verſtorbenen Gräfin, und flehte ihn um Zahlung eines Löſegeldes zur Befreiung des unglücklichen Mädchens an. Er fand bei dem hartherzigen Geizhalſe kein Gehör, und es blieb ihm nichts übrig, als die Einleitung eines Proceſſes, um den gewiſſenloſen Mann zur Erfüllung ſeiner Pflicht zu zwingen. Aber bis zu einer ſolchen Entſcheidung weiter nichts für die Befreiung der Unglücklichen zu thun, wäre eine Sünde geweſen, deren weder der Bruder noch der Bräutigam ſich ſchuldig machen konnte. Sie waren zu jedem Opfer bereit. Trau-

gott gab nicht nur alles vorräthige Geld her, ſondern er that auch Verzicht auf das bedeutende Honorar, was er noch zu fodern hatte, und erbot ſich, unentgeldlich weiter fort zu arbeiten, ſo lange es nöthig wäre, um nur zur Zahlung des beträchtlichen Löſegeldes das nöthig ſeyn würde, behülflich zu ſeyn. Der wackre St** ruhte und raſtete alſo nicht, bis er eine beträchtliche Summe zuſammen geborgt hatte. Dieſe wurde einem Handlungshauſe übergeben, das viele Verbindungen in Italien hatte; und durch Mitwirkung eines Konſuls in Algier ſolte dann die Loskaufung geſchehen.

Unterdeſſen raffte Traugott alle Seelenſtärke zuſammen, die ihm zu Gebote ſtand, um möglichſt Herr über ſeinen Schmerz zu werden, und mit verdoppelter Kraft für einen heiligen Zweck an ſeinem Werke zu arbeiten. Noch vor Ablauf des Jahres wurden zwei neue Bände gedruckt, die an Treflichkeit dem erſten nichts nachgaben; und hierdurch wurde dem bedrängten St** die frohe Ausſicht eröffnet, zur

nächsten Ostermesse von den verkauften Exemplaren seines rühmlichen Verlagswerks eine Einnahme zu erhalten, welche ihn in den Stand setzen würde, nicht nur die aufgebergten Summen promt zurückzuzahlen, sondern auch selbst eine Reise nach Italien, vielleicht gar nach Algier zu machen, um die Rettung Paulinens zu betreiben. Eine solche Reise schien nämlich immer mehr nöthig zu werden, weil in langer Zeit erst gar keine Nachricht über den Gang jener Angelegenheit kam, und endlich die höchst niederschlagende eintraf, daß der Konsul zu Algier Paulinens Aufenthalt nicht habe ausmitteln können. Der Kummer derer, die sie liebten, wurde daher größer mit jedem Tage, und ihr Verlangen nach einer eingreifendern Thätigkeit zur Auffindung und Befreiung der Unglücklichen steigerte sich zu einer immer schmerzlicheren Höhe.

Aber sie sollten so glücklich nicht werden, dies Ziel zu erreichen! Die lange ersehnte Ostermesse kam, aber leider mit ihr die Schreckensnachricht für den armen

St**, daß ſein treffliches, koſtbares Verlagebuch durch einen ehrloſen, diebiſchen Buben nachgedruckt, und für geringeren Preis weit und breit ſo ſehr verbreitet ſey, daß der Abſatz der rechtmäßigen Ausgabe hierdurch vielleicht um die Hälfte verringert war. Die erwartete Einnahme ſchrumpfte daher in gleichem Verhältniß zuſammen! Die ſchöne Unternehmung, die den guten St** aus aller Geldbedrängniß hätte retten können, half nun ſein Verderben beſchleunigen. Er ſah die Unmöglichkeit, ſeine Gläubiger zu befriedigen; er, der redlichſte und ordentlichſte Mann von der Welt, entwich voll Schaam und Verzweiflung, wie ein Betrüger. Kein Menſch hat erfahren, was aus ihm geworden iſt. — Später aber traf die Nachricht ein, daß Pauline durch einen freiwilligen Tod der Schmach, die ihr drohte, zuvorgekommen ſey.

So waren denn mit dieſen unerwarteten, grauſamen Schlägen auch die letzten Hoffnungen des armen Traugotts zertrümmert! Er flehte auf mehreren We-

gen um Schutz gegen den Nachdrucker-raub; allein so schreiend die Sache auch war: so fand er doch keine Hülfe! — Die Wirkung davon auf sein Gemüth konnte nicht anders, als schrecklich seyn. Dahin war sein sonstiger frommer Sinn! Schon halb verwirrten Geistes, fing er an, seinen Vater nicht anders als „den sterbenden Narren" zu nennen, und schreckliche Lästerungen gegen weltliche Regenten, ja gegen Gott selbst, auszustoßen. — Als er dies aber einsmals bei einem heranziehenden Gewitter that, und plötzlich ein greller Blitz und zugleich ein Donnerschlag, von dem die Fensterscheiben klirrten, seine Sinne beräubten, fuhr ihm die Vorstellung ins erhitzte Gehirn, daß er, wegen Verletzung seines jugendlichen Gelübdes, von seinem Vater verflucht werde. Von dieser Zeit an wurde sein Geist immer zerrütteter. Er verbrannte alle seine Papiere, er zerriß seine Bücher, spielte kindisch mit dem blutbefleckten Halstuche seines Jugendfreundes, mit dem Ringe seiner Schwester,

und mit dem Briefe ſeiner Braut. Und eingeſperrt in ein Irrenhaus, hörte man ihn oft mit kreiſchender Stimme die Worte des ſterbenden Vaters ausrufen, bis der Tod ſeinem verwüſteten Leben ein Ende machte. — —

Ach, theurer Freund, ſehr viel hätte ich noch über das Schickſal des armen Traugotts auf dem Herzen! Doch die Feder fällt mir aus der Hand!

Ihr

P—p.

# Der Krieg. *)

Wie hat der Herr ſo reich und ſchön
Die Erde ausgeſchmückt!
Wie weilt in Thälern, weilt auf Höhn
Des Menſchen Auge ſo entzückt!
Der ganzen, weiten Schöpfung Pracht
Verkündet Gottes Güt' und Macht.

Friede, Lieb' und Freude wohnen,
Schön geſchmückt mit Blumenkronen,
Auch bei uns auf Erden gern;
Aber wild hinweggetrieben,
Fliehen, die ſo gern hier blieben,
Hin auf einen andern Stern.

Wenn gejagt von wilden Stürmen
Unglückswolken ſchwer ſich thürmen,
Schwindet Phöbus goldner Schein;
Und es bricht in wildem Grimme,

*) Verſuch eines Textes zu einer Cantate.

Mit des Donners lauter Stimme,
Plötzliches Verderben ein.

---

Was iſt der Menſch, was iſt die Welt,
Wenn nicht mit Vaterarmen,
Voll Lieb' und voll Erbarmen,
Der Ewige ſie trägt und hält?

---

Der Hölle ſchlimmſter Dämon iſt der Krieg!
Der wilde Sohn der finſtern Zwietracht naht
Mit blutgem Schwerdt und hochentbrannter Fackel,
Auf ungezügelt wildem Roſſe jagend,
Das giftge Gluten ſchnaubend um ſich ſtreut!
Aus weiter Ferne kündigt dumpfer Donner
In ſeinem Grimm den Schrecklichen ſchon an!
Und alles Volk erbebt, und hebt die Hände,
Um Gnade flehend, zu dem Himmel auf.

---

Herr des Himmels, hab' Erbarmen,
Wenn der Höllenfürſt uns droht!
Ach, mit ſtarken Vaterarmen
Steh uns bei, in Noth und Tod!

---

Weh' dem blutgen Frevler, wehe,
Der den böſen Dämon rief,
Welcher in der Hölle ſchlief!
Wenn die finſtern Mächte walten,
Wer vermag ſie aufzuhalten?
Grimmig gehn ſie ihre Bahn,
Wo ſie ſich dem Menſchen nahn!
Wer ſie lockte aus den Tiefen,
Wo ſie, finſter träumend, ſchliefen,
Wehe ſolchem Frevler, wehe!

---

O horch, was tönt für wildes Kriegsgeſchrei!
Es raſſeln Wagen, wiehern Roſſe ſchon!
Des Pfluges Eiſen muß zur Waffe werden!
In Heldenſpielen übt die Jugend ſich,
Und brennt vor kriegeriſcher Thatenluſt!
Es ruft der ſchmetternden Trommete Klang!
Es winkt das vaterländiſche Panier!
Und dicht ſchon reihen ſich die Streiterſchaaren!

---

Winde los dich von dem Mutterherzen,
Starker Jüngling, und ergreif' das Schwerdt!

Achten darfſt du nicht Gefahr und Schmerzen,
Willſt du ſchützen deiner Väter Heerd.

Reiße los dich von des Liebchens Munde,
Und verlobe mit dem Schwerdte dich!
So verklärt, in ernſter Prüfungsſtunde,
Edle Liebe ſchön und ſchöner ſich.

Reiße los dich von dem ſüßen Leben,
Stark und klaglos, wenn der Tod dir naht!
Wer ein Held iſt, wandelt ohne Beben
Auch ins Schattenreich den ernſten Pfad.

---

Was man zärtlich liebt, zu meiden,
Ach, dem Herzen welche Quaal!
Thränen fließen ohne Zahl,
Muß man von der Liebe ſcheiden.

Liebe will von Krieg nichts wiſſen,
Nichts von wildem Waffenſpiel!
Myrthenkränze ſind ihr Ziel,
Gern den Lorbeer will ſie miſſen.

Stilles Glück im ſtillen Herzen
Gilt ihr mehr, als Heldenruhm;

Ihres Friedens Heiligthum
Mag sie nimmer sich verscherzen.

---

Recht und Freiheit in Gefahr,
Muß der Streiter edle Schaar,
Minder achtend Lieb' und Leben,
Nur nach einem Ziele streben.
Nichts von Ruhe, nichts von Küssen
Will der Heldenjüngling wissen;
Will nur auf des Ruhmes Bahn
Schwer errungne Kränz' empfahn.

---

Schon nah' und näher tönt das Klaggeschrei
Der Armen, die vom friedlich stillen Heerd
Ergrimmter Feinde wilde Raubsucht trieb!
Zertreten wird der Felder schöne Saat!
Der Reichthum ganzer Heerden wird entführt!
In Flammen lodert Hütt' an Hütte auf!
Geschändet werden Tempel und Altäre!
Und schmählich wird die Unschuld selbst gemordet!

---

Rächer des Frevels, vernichtende Blitze,
Stürzet herab auf der Schuldigen Haupt!

Richter, auf Seraph-umgebenem Sitze,
Richt' auch den Frevel, mit Lorbeer umlaubt!
Laut ihn verklagend,
Zitternd und zagend,
Weinet die Unſchuld zum Himmel empor!
Leih' ihr, o Richter, ein gnädiglich Ohr!

---

Ha, immer frecher dringt der Feind heran!
Nun, Heldenjugend, ſey ihm eine Mauer,
An der er ſich die trotzge Stirn zerbricht!
Nun ſchwinge hoch das Schwerdt, das rächende!
Nun zeige dich des Vaterlandes würdig,
Das liebetreu dich pflegte und erzog!
Nun zahl' ihm jeder gute, tapfre Sohn
Mit Feindesblut die heilge Schuld zurück!

---

Fürs Vaterland
Das Schwerdt zur Hand!
Für Recht und Freiheit gefochten!
Wer unverzagt
Mit Gott es wagt,
Zu helfen dem Unterjochten,

Dem wird ein Kranz,
Von ſchönerm Glanz
Als Gold, um die Stirne geflochten.

Ob auch der Tod
Gar furchtbar drohe
Mit tauſend grimmigen Blicken:
Doch läßt ſein Ziel
Im Waffenſpiel
Der Held ſich nimmer verrücken.
Und nimmt das Grab
Sein Schwerdt ihm ab:
Wird Liebe mit Blumen es ſchmücken.

---

Ein' feſte Burg iſt unſer Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen;
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen.
Der alte, böſe Feind,
Mit Ernſt er es jetzt meint,
Groß' Macht und viele Liſt,
Sein' grauſam' Rüſtung iſt;
Auf Erd'n iſt nicht ſein'sgleichen.

Mit unſrer Macht iſt nichts gethan,
Wir ſind gar bald verloren;

Doch ſtreit't für uns der rechte Mann,
Den Gott hat ſelbſt erkoren.
Du frageſt, wer er iſt?
Er heißet Jeſus Chriſt,
Der Herre Zebaoth,
Und iſt kein andrer Gott:
Das Feld muß er behalten.

---

Gottes Auge wacht!
Muthig in die Schlacht!
Wackre Kampfgenoſſen,
Fechtet unverdroſſen!
Achtet nicht des Kampfes Schweiß!
Wärs auch noch ſo blutig:
Kämpft nur treu und muthig!
Groß und herrlich iſt der Preis.

---

Recht und Freiheit zu retten,
Brechen wir ſchmähliche Ketten!
Wehen die Fahnen voran:
Folgen wir Mann bei Mann!
Freudigen Muth zu beweiſen,
Schwingen wir höher das Eiſen;
Blitzend in nervigter Fauſt,

Daß es hernieder
In die feindlichen Glieder,
Wie vom Himmel geſchleudert, ſauſt. —
Ha, es entfaltet
Immer wilder, in blutiger Pracht,
Sich die verderbende, rettende Schlacht!
Heil uns! es waltet
Ueber den Sternen ein mächtiger Geiſt,
Welcher in uns ſich mächtig beweiſt!
Weiter und weiter,
Herrliche Streiter!
Flieget wie Sturmwind, ſchnaubende Roſſe!
Lauter und lauter donnert, Geſchoſſe!
Poſaunen erklingt!
Triumph! es gelingt!
Der Fels iſt erſtiegen!
Wir ſiegen, wir ſiegen!
Mit uns iſt Gott! Halleluja!
Viktoria! Viktoria!

---

Falle nieder andachtvoll,
Mit wonniglichem Beben!
Bringt ihm des Dankes Zoll,
Der uns den Sieg gegeben!

Gott ſtand mit ſeiner Macht
Uns hart Bedrängten bei:
So haben wirs vollbracht!
So kämpften wir uns frei!

---

Doch welch Gewimmer, welcher Jammer tönt
In unſern frommen Sieg und Lobgeſang!
O horch! vom blutgen Schlachtfeld ſteigt es auf,
Das laut verklagend ſchmerzliche Geſchrei,
Und ſeiner Erndte freut ſich frech der Tod!

---

Die eben noch den Feind erſchreckt,
Sie ſanken plötzlich, blutbedeckt,
Im ſieggekrönten Waffenſpiele!
Ihr tapfern Helden in der Schlacht,
Was ſchlaft ihr ſchon? Erwacht! erwacht!
Es grünt für euch der Kranz am Ziele.

---

Wie ſchmerzlich theuer iſt der Sieg erkauft!
Wie iſt mit Leichen und mit Sterbenden
Das Blutgefilde weit umher bedeckt!

Da liegt ſie, ſchnell zerknickt, der Menſchheit Blüte,
Der Eltern Stolz, der Freund' und Bräute Luſt!
Die ſchönen Leben, die der Mütter Liebe
In tauſend bang durchwachten Nächten pflegte,
Da liegen ſie, vom raſchen Tod' ereilt,
Wie Halme, die des Schnitters Senſe traf.

---

Keiner Liebe laute Klagen,
Rühren der Entſchlafnen Ohr!
Wollt ihr nimmer wieder ſchlagen,
Herzen, die ſich Lieb' erkor?
Oeffnen wollt ihr euch nicht wieder,
Augen, ſonſt ſo freudehell?
Ach, ſo fließ' aufs Blutfeld nieder,
Bittrer Schmerzensthränen Quell!

---

Ein rauhes Sterbelager iſt
Das Schlachtfeld! keine Lippe küßte
Zum Lebewohl des Dulders Wange!
Kein Prieſter ſpricht ihm Tröſtung zu!
Beſtattet wird ſein Leib zur Ruh
Mit keinem frommen Grabgeſange!

Drum, ihr frommen Prieſter, tretet
An den Hochaltar, und betet
Für die Seelenruh der Todten,
Die dem Feind' ihr Leben boten!
Zündet an die ſtillen Kerzen!
Laßt die Todtenklag' erſchallen
In des Domes düſtern Hallen!
Weinet aus die frommen Schmerzen
Um die edeln Heldenherzen,
Auch für uns im Kampf gefallen!

---

Ihr, die des Todes Eiſen traf,
Schlaft ruhig euren Todesſchlaf!
Geheiligt iſt durch euer Blut
Der rauhe Boden, wo ihr ruht.

Ein Thränenopfer bringen wir
Voll Wehmuth und voll Andacht hier,
Und flehen zu des Höchſten Thron
Für euch um ewgen, reichen Lohn.

Umfängt euch auch des Grabes Nacht:
Was ihr erzielt, was ihr vollbracht,
Auf Erden hier, im Himmel dort,
Wirds Früchte bringen fort und fort,

Der Himmel ſelber weint; es träufelt ſanft
Ein milder Regen auf die Gräber nieder;
Und ihren dunkeln Trauermantel breitet
Die ſtille Nacht hin übers Todtenfeld.
Wie Geiſterliſpel, weht des Windes Fittig,
Und traurig ſchlägt die Nachtigall ihr Lied.
Doch ſieh! da tritt der Vollmond hell hervor!
Nun ſpannt ſich auf dem düſtern Nachtgewölk
Ein mild-umflorter Regenbogen aus,
Als eine ſtille Friedensſchrift von Gott.

„Friede! Friede!“ ſäuſelt es von oben,
Sanft, wie Engelharfentön, herab;
Und es zittert freudig Grab an Grab,
Wie von ſanftem Herzensſchlag gehoben.

Und iſt die Nacht mit ihren heil'gen Schauern
Hinweggezogen von der wüſten Flur:
So grüßen froh ſich Leich' und Morgenroth.
Des Tages Königin beſteigt den Thron,
Und ſendet Strahlen warmer Liebe nieder
Auch auf das weite, kalte Todtenfeld.
Und Halm an Halm entkeimt dem blut'gen Boden,

Bis eine grüne Decke, bunt geſtickt
Mit tauſend ſchönen, immer ſchönern Blumen,
Sich freundlich über alle Gräber breitet.

Und die Blumen lächeln Frieden, Troſt und Ruh,
Friſch und freudig blühend, dem Betrübten zu.
Und im frommen, dankerfüllten Liede,
Das von tauſend Stimmen widertönt,
Wird geprieſen der errungne Friede,
Der den tief gefühlten Schmerz verſöhnt.
Bis hinauf zum Himmel ſchalle's im Jubelliede:
„Sey geſegnet, ſchönes Himmelskind, o Friede!"

---

Lobſinget dem Frieden! er führet zurück
Die Freude, die Liebe und jegliches Glück!

## Der Peter im Kriege.

Der Peter kann daheim nicht bleiben!
Er muß durchaus mit in den Krieg,
Um Frankreich in die Enge zu treiben,
Und Theil zu nehmen an Ruhm und Sieg.
Woran ſind aus dem ganzen Städtchen
Die rüſtigen jungen Burſche ſchon;
Und wer noch blieb, dem ſprechen die Mädchen
Aus allen Thüren und Fenſtern Hohn.

Auch grollt dem Peter viel im Kopfe,
So bald er an die Franzoſen denkt!
Das Beſte holten ſie aus dem Topfe;
Das hat ihn oft bis zu Thränen gekränkt.
Auch hat er Urſach, ſich zu rächen,
Für Flüch' und Prügel ohne Zahl:
Was Wunder, daß er mit Hauen und Stechen
Sie endlich züchtigen will einmal!

Er hat es mit der Mutter lange
Von allen Seiten überlegt.
Es wird ihm vor der Landwehr bange,
Die ſchon nach ihm die Hände regt!
Kurz, da er einmal muß marſchiren:
Beſchließt er endlich, muthentbrandt,
Freiwillig mit zu maſſacriren,
Als Streiter für das Vaterland.

So wird er denn mit Büchſ' und Degen
Und warmer Nachtmütz' ausſtaffirt,
Und unter manchem Thränenregen
Wird ihm der Futterſack geſchnürt.
Auch werden Pillen ihm mitgegeben,
Rhabarber und Kamillenthee;
Das rettet ihm wohl einmal das Leben,
Thut vor dem Feinde der Magen ihm weh.

Zwar ſind viel Schlachten ſchon geſchlagen,
Und viele Lorbeern ſchon gepflückt;
Doch bleibt noch immer genug zu wagen,
Genug zu gewinnen, wenn es glückt.
Nicht anders will er wiederkommen,
Als ſieggekrönt und beutereich;
Drum wird ein Abſchied auch genommen,
Gar rührend, auf Tod und Leben gleich.

Und ſtracks beginnt er hinzuſchreiten
Die Ehrenbahn zum fernen Heer;
Doch läßt er ſich von Keinem begleiten:
Sonſt wird das Herz ihm gar zu ſchwer!
Am Thore nehmen Kriegskamraden
Zum Marſch ihn jubelnd in Empfang;
Er muß, wie ſie, die Büchſe laden,
Und ſtimmen in ihren Kriegesgeſang.

Welch luſtiges Soldatenleben!
Wie wird geſpaßt! wie wird geprahlt!
Die Wirthe müſſen das Beſte geben;
Und nirgends wird ein Dreier bezahlt!
Das will dem Peter wohl gefallen;
Er löffelt und gabelt tüchtig mit;
Und hält beim Trinken auch mit Allen,
So oft ſie durſten, gleichen Schritt.

„Wenn nur die Kerls ſo toll nicht liefen!
Nicht rennten über Steck und Stein!
Statt deſſen, manchmal ein wenig ſchliefen,
Wo man zum Trinken kehret ein! —
Hol' euch der Teufel!“ denkt er endlich —
„Zum Bataillieren iſts immer noch Zeit;
Bedächtig gehn iſt auch nicht ſchändlich!
Wer todt ſich rennt, iſt nicht geſcheit.“

Er läßt die Andern eine Strecke
Vorangehn, humpelt langſam nach,
Und ſchlüpft dann um die nächſte Ecke
Im Dorfe unter Dach und Fach.
Hier muß er böſe Zeitung hören
Vom neuſten, blutigen Gefecht!
Da möcht' er faſt den Krieg verſchwören,
Doch thut er's nicht; denn das wär' ſchlecht.

Fernab vom Weg', an einem Zaune
Hielt unſer Held dann Mittagsruh;
Da ſchreckt, wie eine Kriegsposaune,
Ihn etwas auf, im ſchnellſten Nu!
Er zieht vom Leder, ſchreit und ſäbelt
Um ſich herum, blind allarmirt,
Bis eine Gans, die ihn umſchnäbelt,
Darüber ihren Kopf verliert.

Der gute Peter, der zu Leide
Sonſt Keinem ſo was Arges thut,
Steckt ſtill den Säbel in die Scheide,
Beſudelt mit der Unſchuld Blut.
Und weil die Büchſe, ſcharf geladen,
Könnt' auch verletzen irgend wen:
So drückt er ſie, aus Furcht vor Schaden,
Mit Zittern los, ohn' hinzuſehn.

Doch, nach des Schickſals ſtrengem Schluſſe,
Läuft juſt ein Schweinchen dort vorbei!
Das fällt, getroffen von dem Schuſſe,
Mit einem rührenden Geſchrei.
Der Peter ſtimmt mit ein vor Schrecken;
Doch plötzlich, wie aufs Maul geklappt,
Verſtummt er, und ſucht ſich zu verſtecken,
Damit der Hirt ihn nicht ertappt.

Weil tödtlich war des Schweinchens Wunde,
So hört es ſterbend auf zu ſchrein;
Und Peter ſchläft zur ſelben Stunde
Aufs neue hinterm Zaune ein.
Da träumt ihm, ſeine Mutter träte
Betrübt zum nahen Wald' heraus,
Säh' Hans und Schweinchen, und erbäte
Sich Beides zu einem Abſchiedſchmaus.

Jetzt wacht er auf. Und ſieh, ein Bauer,
Schleppt auf ſein Wäglein Schwein und Gans!
Still liegt der Peter auf der Lauer
Und merkt: es iſt ein dummer Hans.
Drum ſpringt er vor mit ſeiner Büchſe
Und ſchreit: „Du Dieb! das Wild iſt mein!
Fort! zum Major! — Der Wagen, die Füchſe,
Die werden ihm willkommen ſeyn!“

Der Bauer kratzt sich in den Haaren,
Bis Peter ihn begnadigt hat.
Zur Strafe muß er die Beute fahren,
Bis hin nach Peters Vaterstadt.
Vergnügt springt Peter auf den Wagen:
„Die Mutter hat doch gar zu sehr!
Um unterdessen den Feind zu schlagen,
Ist ja noch Volks genug beim Heer!"

Er fährt vors Haus. Und alle Glieder
Erzittern der Mutter! — „Herr Jemine!
Da ist mein Junge, mein Peter wieder!
Blessirt und krank! o weh mir, weh!"
Doch winkend kommt er vom Wagen gekrochen:
„Nur still! ich komme mit Beute zurück!
Wohl hab' ich im Felde Pulver gerochen;
Doch blieb ich unverwundet zum Glück."

Er überliefert seine Beute;
Und allen Nachbarn wird gesagt,
Er habe sie tapfer, im blutigen Streite,
Versprengten Franzosen abgejagt.
Dann, schnell entledigt von Kleid und Schuhen,
Streckt sich der Held, der Länge lang,
Um von dem Feldzug auszuruhen,
Hin auf die warme Ofenbank.

Am andern Tage hilft er ſchlachten,
Hilft Gans und Schweinchen koſten auch,
Und hängt die Würſte, die ſelbſtgemachten,
Ja endlich die Schinken noch, in den Rauch.
So bald die gut ſind anzuſchneiden,
Will ihn die Mutter verſorgen damit;
Dann will er wieder von dannen ſcheiden,
Doch eher thut er keinen Schritt.

Die Schinken ſchienen ſich Zeit zu nehmen,
Denn Woch' auf Woche ging dahin;
Doch Peter, ohne ſich zu grämen,
Schlug ſich die Grillen aus dem Sinn.
Mit Faſſung wußt' er zu ertragen
Die Hemmung in ſeinem Heldenlauf',
Und hört' er naſeweiſe Fragen:
So that er taub, und gab nichts drauf. —

Jetzt wurde Friede nach blutigen Siegen!
„Ei!" rief der Peter — „das iſt kurioſ!
Wen ſollt' ich nun allein bekriegen,
Und hätt' ich ein Schwerdt wer weiß wie groß?
Auch ſchmeckt doch keine Suppe beſſer,
Als die man kocht auf eignem Heerd." —
Und friedlich hing der Eiſenfreſſer
Nun an den Nagel ſein Heldenſchwerdt.

## Romanze vom groſsen Kaiſer.

Es war einmal ein Kaiſer,
(Ein Scheim, wer mir's nicht glaubt)
Dem wuchſen die Lorbeerreiſer,
Wie Unkraut, um das Haupt.

Mit Meilenſtiefeln ſchritt er
Europa auf und ab,
Und mähte, als fleiſsiger Schnitter,
Millionen in das Grab.

Er rüttelt' an allen Thronen,
Als ob ſein Amt es wär',
Und thürmte prächtige Kronen
Aufs Haupt ſich mehr und mehr.

Stets lieſs er neue Stücken
(Den Degen in der Fauſt)
An ſeinen Mantel flicken,
Und alle waren gemauſt.

Doch endlich ward die Schleppe
Ein wenig gar zu lang,

Das ſah man, als er die Treppe
Des Kremls hinunterſprang.

Es traten die groben Koſacken
Ihm immer gröber darauf!
Da wurden dem Helden die Hacken
Immer länger im rühmlichen Lauf.

Die Kronen begannen zu wackeln,
Trotz ſeinem Kyrieleis;
Und ſtrafende Furienfackeln
Verbrannten ihm den Steiß.

Wie ward der große Kaiſer
Nun jämmerlich und klein!
Es ſtürzte, wie Kartenhäuſer,
Sein Thurm zu Babel ein.

Und bat er nun die Parze
Um ein verbergendes Grab?
Und holte ſein Meiſter, der Schwarze,
Mit Extrapoſt ihn ab?

So hätt' es ſich ſollen begeben;
Allein er war kein Thor:
Er zog ein verächtliches Leben
Dem rühmlichern Tode vor.

# Werfold

und

# sein Freund.

Von

A. G. Eberhard.

Zweiter Theil.

Halle,

in der Rengerschen Verlags-Buchhandlung

1824.

# Westold

## und sein Freund.

---

### Zweiter Theil.

Herbſt und Winter waren in Aarhorſt glücklich zurückgelegt. Der Frühling fing eben an, das erſtorbene Grün der Felder friſch zu beleben, und die Blätterſpitzen einzelner Geſträuche hervor zu locken. An einem heitern, ungewöhnlich warmen Tage, da die Sonne ſich ſchon merklich zu neigen begann, ging Weſtold nach hinaus aufs Feld, um ſeine Pflüger zu beſuchen. Immer den aufſteigenden Lerchen zum blauen Himmel hinauf nachblickend und horchend, hatte er lange nicht auf dem Wege vor ſich hinaus geſchaut, als er auf einmal, in geringer Entfernung, einen Mann mit ſtarken Schritten daher kommen ſah, deſſen große, kräftige Geſtalt ihn augenblicklich an Haſtebeck erinnerte.

„Ja, wenn Der mir einmal ſo unerwartet begegnete:“ ſagte er halblaut vor ſich hin — „wie unausſprechlich würde ich mich freuen!“

Das Schicksal nahm ihn beim Worte, denn nach wenigen Sekunden sah er deutlich, daß der Kommende wirklich Hastebeck war; aber, anstatt sich zu freuen, erschrak er bei dieser überraschenden Entdeckung; und als er das verstörte, Unheil verkündende, Gesicht des Freundes gehörig erkennen konnte, wurde er von einer Bangigkeit befallen, die ihn fast sprachlos machte.

Jetzt erblickte auch Hastebeck den staunenden Freund, und beschleunigte noch seine raschen Schritte, um die Hand, welche sich ihm entgegenstreckte, möglichst bald zu erreichen. Stumm ergriff er sie jetzt, und drückte sie mit leidenschaftlicher Heftigkeit.

„Willkommen!" sagte Westold mit beklommener Stimme — „Herzlich willkommen, lieber Bruder!"

„Guten Abend, Westold!" erwiederte Hastebeck, und begann, in unruhiger Bewegung, weiter vorwärts zu schreiten.

Ihn aufhaltend, fragte Westold, mit einem Blick auf Hastebecks Sporen: „Du bist doch geritten? Wo hast Du denn dein Pferd?"

„Ich glaube, ich hab' es todt geritten!“ antwortete Haſtebeck mit einem ſchweren Seufzer! „Im letzten Dorfe iſt es unter mir geſtürzt. — Ich habe, ohne es zu beachten, allzu toll gejagt!“ —

Theilnehmend fragte Weſtold: „Warum eiltest Du denn ſo gewaltig? — Iſt Dir ein Unglück begegnet?—“

„Unglück?“ wiederholte Haſtebeck lebhaft; und nach ei'r kurzen Pauſe ſetzte er langſamer hinzu: „Glück wenigſtens hat mich nicht aus dem Hauſe getrieben! Meines Bleibens konnte darin nicht mehr ſeyn!“

„Iſt Deine liebe Frau“ — begann Weſtold weiter zu fragen; aber Haſtebeck fiel ihm raſch ins Wort: „Morgen! morgen! — Du ſollſt alles erfahren. Nur heute laß mich damit in Ruhe! Es iſt mir ſchrecklich wüſt' im Kopfe!“

Unter abgebrochenen Geſprächen, die unbefangen klingen ſollten, und doch nicht ſo klingen wollten, kamen ſie in Aarhorſt an, wo Auguſte den unerwarteten Gaſt im erſten Augenblick zwar mit ſehr frohem Staunen empfing, aber bald

genug ebenfalls mit bedenklichen Blicken betrachtete. Allein man ehrte sein finstres Schweigen, und belästigte ihn den ganzen Abend mit keiner zudringlichen Frage.

Ohne etwas davon zu sagen, schickte Westold nach dem Orte, wo Hastebecks Pferd gestürzt war, mit dem dringenden Auftrage, alles mögliche für die Pflege und Herstellung desselben zu thun, bis es sich hinlänglich erholt habe, um herüber geführt werden zu können. Doch der Bote kam mit Sattel und Zaum zurück, und brachte die Nachricht, daß es todt sey. — Das machte auf Westolds Gemüth einen sehr lebhaften Eindruck. Im höchsten Grade jammerte ihn das unglückliche, zu Tode gehetzte Thier; und doch konnte er Dem nicht zürnen, der sich solcher Unbarmherzigkeit schuldig gemacht hatte, weil die Größe dieser Versündigung ihn nur auf die Größe des Unglücks hinwies, das den theuren Freund betroffen haben mußte.

Am folgenden Morgen stand Westold lange vor Sonnenaufgang auf; demnach hörte er, daß Hastebeck schon in seinem Zimmer auf und ab-

ging. Kaum war er hineingetreten zu ihm, und hatte ihm den Morgengruß gesagt: so bat ihn Hastebeck um einen reitenden Boten, der ihm zu einer weiteren Reise die nöthigsten Kleidungsstücke aus seinem Hause holen solle, weil er davon geritten war, ohne etwas mitzunehmen, als was er eben auf dem Leibe trug.

„Ein reitender Bote steht Dir zu Dienst," sagte Westold — „allein wohin willst Du denn noch reisen?"

„Nach Danzig!" antwortete Hastebeck.

„Nach Danzig?" wiederholte Westold höchst verwundert — „Was in aller Welt willst Du dort?"

„Und kostet' es Leben und Seligkeit:" erwiederte Hastebeck — „ich muß Dorotheen sprechen! eine einzige Viertelstunde nur! mehr verlange ich nicht! aber ich muß es ihr sagen — ich selbst, ihr selbst — daß Sophie eine Betrügerin ist, die mich durch eine schmähliche Lüge zur Untreue an meiner alten, unauslöschlichen Liebe —

zum Bruch meines heiligſten Gelübdes hingelistet hat!"

„Deine Frau eine Betrügerin?" rief Weſtold erſchrocken — „Was heißt das? Erkläre Dich doch endlich näher!"

„So höre!" ſprach Haſtebeck — „Als ſie, vor Jahr und Tag, nach Danzig reiſte, nahm ich ihr das heilige Verſprechen ab, daß ſie erforſchen, und mir Nachricht bringen ſolle, ob Dorothee meiner noch mit herzlicher Theilnahme gedenke. Sie ſollte ihr in dieſem Falle ſagen, daß ich — wie ich es mir geſchworen — ihr treu bleibe bis in den Tod; und ich gab ihr Dorotheens Haar-Ring, als mein liebſtes Kleinod, mit, daß ſie ihn von Dorotheen durch einen Kuß zu einem ewigen Heiligthume für mich einweihen laſſen ſolle. Nur wenn ſie Dorotheen kalt und lieblos gegen mich fände: dann ſollte ſie ihr den Ring zurückgeben, oder ihn in die Oſtſee werfen."

„Ganz recht," ſagte Weſtold — „Sie fand Dorotheen kalt und gleichgiltig gegen Dich; und Dorothee entriß ihr den Ring, und

warf ihn, da er ſie unangenehm an ihre ehemalige Verbindung mit Dir erinnerte, zum Fenſter hinaus, in den Fluß hinunter. — So erzähltest Du mir es bei dem Beſuche vor Deiner Verheirathung."

„Ja!" brauſte Haſtebeck auf „ſo erzählte ichs Dir! ſo lautete, bei ihrer Rückkunft, ihre Lüge!"

„Und warum ſoll es denn nun eine Lüge ſeyn?" fragte Weſtold mit beſänftigendem Tone — „Es war ja kaum anders zu erwarten!"

„Meinſt Du?" unterbrach ihn Haſtebeck ſtolz und bitter, und wendete ſich unmuthig ab von dem Freunde. Aber als Weſtold auf Gründe, auf Beweiſe drang, daß Sophie gelogen habe: da hielt ihm Haſtebeck in raſcher Bewegung ſeine linke Hand, mit dem ausgeſtreckten kleinen Finger hin, und ſagte dazu im heftigſten Zorn: „Da, ſieh den Ring, der bei Danzig in der Modlau liegen ſollte!"

Höchſt betroffen richtete Weſtold ſeine Blicke nach Haſtebecks Finger, und ſah an der Stelle, die ſonſt der Trauring einnahm, den verhängniß-

vollen Haar-Ring. — „Das iſt er?“ fragte er ängſtlich — „Und wie haſt Du ihn denn wieder bekommen?“

„O!“ antwortete Haſtebeck — „auf die unſchuldigſte — oder vielmehr auf die albernſte, luſtigſte Weiſe von der Welt! Ich Thor, ich Narr wollte meine vortreffliche Gemahlin an ihrem Geburtstage, außer mehreren kleinen Geſchenken, die ich ihr gleich am frühen Morgen gab, noch durch ein koſtbareres, durch eine Buſen-Nadel, auf eine recht überraſchende Weiſe erfreuen. Erſt gegen Abend, wenn ſie ſich, zu dem kleinen Feſte, das ich veranſtaltet hatte, putzen wollte, ſollte ſie die Nadel bei ihren andern kleinen Koſtbarkeiten finden. In meiner argloſen Einfalt meinte ich, mir etwas ganz beſonderes ausgedacht zu haben! Herrlich lief es ab! — Kaum hatte ſie, eines häuslichen Geſchäfts wegen, ihr Zimmer auf einige Minuten verlaſſen: ſo ging ich — was ich noch nie gethan hatte — an ihren Schreibtiſch, und zog den kleinen, verborgenen Schiebkaſten hervor, in welchen ich ſie legen wollte. Um ſie ſo zu legen, daß ſie nicht unbemerkt bleiben

könne zwiſchen den andern Sachen, nehme ich ein leicht zuſammengedrücktes Papier heraus; und wie ich es zwiſchen die Finger nehme — der Teufel hatte unverkennbar ſeine Hände dabei im Spiele — da laſſe ich es, aus Unachtſamkeit und aus Eile, auf den Fußboden fallen; und wie ich es eben ſo eilig wieder aufnehmen will, ich betrogener Tropf! — da fällt ein Ring, an den eine kleine Blume mit einem ſeidenen Fädchen feſtgebunden war, aus dem Papierchen heraus! und wie ich den Ring nun aufhebe und beſehe: Dorothee! Dorothee! ſchreie ich auf, und bin entzückt im erſten Augenblick, als wär' ich in den ſiebenten Himmel verſetzt — ich Narr! ich Narr! denn ich erkannte meinen Ring mit Dorotheens Haar! und ich ſah, daß die daran gebundene Blume eine Immortelle war! und im Nu wußte ich: die Immortelle kam von ihr, von Dorotheen, denn ſie hatte mir in der glücklichen Stunde, als ſie mir den Ring ſchenkte und an den Finger ſteckte, zugleich eine Immortelle zwiſchen den Ring und den Finger geſchoben; und die neue Immortelle ſollte eine Wiederholung jener erſten

kleinen, aber ſinnvollen Gabe ſeyn! Wie ich armer Thor nun ſo unverhofft, als wär' es vom Himmel gefallen, beides wieder erblicke — Ring und Immortelle — da bin ich plötzlich, wie berauſcht, wie halb wahnwitzig vor Freude! ich küſſe den Ring, und küſſe die Blume, als ſprechende Boten von meiner Geliebten! und erſt, wie ich den Ring an den Finger, an ſeine alte Stelle ſchieben will, fällt mir mein Trauring in die Augen! und jetzt, plötzlich beſinn' ich mich! auf einmal weiß ich wieder, daß der Ring, den ich in der Hand hielt, bei Danzig in der Modlau liegen ſollte! — Mit einem Blicke durchſchaue ich das Lügengewebe meiner Frau! und, als ob zehn Höllengeiſter auf mich einſtürmten, ſo furchtbar ergreift mich nun der Gedanke: Du biſt belogen und betrogen! und Die, die dich belog, iſt durch ihre Lüge Deine Frau geworden, und hat Dich zum Meineidigen, zum Betrüger an deinem eignen Herzen gemacht! — Da riß ich den Trauring von meinem Finger, und warf ihn auf den Fußboden, und trat ihn tief in eine Dielle hinein. Und die neue Buſen-Nadel

ſchleuderte ich ebenfalls auf den Boden, daß die Steine daraus umherſprangen!“ —

Im Uebermaaß der leidenſchaftlichen Aufregung, ſtockte hier der Erzähler, und ſchritt im Zimmer umher, als ob er neue Gegenſtände zum Zerſtören aufſuche.

„Das iſt ſchlimm! ſehr ſchlimm!“ ſeufzte Weſtold, und folgte mit ängſtlichen Blicken den heftigen Bewegungen des Freundes. Endlich that er ſchüchtern die Frage: „Und Deine unglückliche Frau? Sie muß ja wohl ihrer Entbindung nahe ſeyn?“

„Still!“ fiel ihm Haſtebeck ins Wort — „Erinnere daran mich nicht! denn das iſt der giftigſte von den Giftpfeilen, die mir in der Bruſt ſitzen!“ —

Nach einigen Sekunden fuhr er alſo fort: „Sie mochte mein Toben gehört haben, denn ſie öffnete auf einmal raſch die Thür, und fragte, was ich vor habe? „Eine Eheſcheidung!“ donnerte ich ihr zu. „Die Vernichtung einer ſündlichen Verbindung! die Trennung von einer Betrügerin!“

Und indem ich das ſagte, hielt ich ihr meinen Finger mit Dorotheens Ringe dicht unter die Augen. Da taumelte ſie, wie von Blitz und Donner getroffen, und wie eine Leiche erblaßt, auf den Sopha hin; und ihre Glieder fingen an, zu zucken, als wollte der Sturm, der in ihrem Innern tobte, in heftige Krämpfe ausbrechen. Das entwaffnete mich gegen ſie. Mein aufbrauſender Zorn ging über in ſtummen Abſcheu und Haß. Doch als die Sirene wieder zu Kräften gekommen war, und mich mit ihren Umarmungen verfolgte, und mich durch Bitten, Weinen und Niederknieen aufs neue zu ſiren ſuchte: da ſagte ich ihr, daß ich ſie nur noch haſſen und verachten könne, daß ich mir es für ein Verbrechen anrechnen würde, wenn ich ſie nur mit einem Finger wieder berührte, und daß ſie ſich anſchicken ſolle, mein Haus zu räumen, und wieder zu ihrem Vater zu ziehen. Und wie ſie nun hiegegen ihren körperlichen Zuſtand vorſchützte, und auf die Wiege zeigte, die ſchon zubereitet im Nebenzimmer ſtand: da ergriff mich im Innern aufs neue die allerheftigſte Erbitterung! Da ſtieß ich einen furcht-

baren Fluch aus über meine verbrecheriſche Verbindung mit ihr! Ich ſchickte zu meinem General, mir Urlaub zu erbitten, ließ mein Pferd ſatteln, und jagte davon, als ob der Satan hinter mir im Sattel ſäße! Und ſo ſiehſt Du mich denn hier — furchtbar, unheilbar verletzt in meinem Innern auf die allerſchmerzlichſte Art, und betrogen um Lebensglück und Herzensfrieden auf immerdar!"

„O weh! o weh!" klagte Weſtold, und rang die Hände, als hätte ihn ſelbſt das Unheil ſeines Freundes betroffen. Haßebeck drückte den Hut auf den Kopf, und mit den Worten: „Ich muß ein Stündchen allein ſeyn!" verließ er das Zimmer, und eilte ins Freie hinaus, ohne daß Weſtold ihn aufzuhalten, oder zu begleiten verſuchte.

Jetzt trat Auguſte ins Zimmer, und fragte ängſtlich nach des Freundes Geſchichte, denn ſie hatte die Ausbrüche ſeines Zorns ſelbſt in ihrem entfernten Zimmer vernommen. Weſtold berichtete ihr die unglückliche Geſchichte; Beide erwogen nun eifrig Sophiens Verſchuldung und Ha-

Hastebecks leidenschaftlichen Zorn, und berathschlagten hin und her, wie viel oder wenig noch zu retten sey von Hastebecks und Sophiens Lebensglück, und was daher zunächst gethan oder gelassen werden müsse. Nur in der einen Meinung waren sie augenblicklich einig, daß Hastebeck nicht nach Danzig reisen dürfe; ob und wie er aber zu bereden sein werde, zu Sophien zurückzukehren, das waren Fragen, auf welche ihnen fortwährend die genügenden Antworten fehlten. Auguste fällte das strengste Urtheil über Sophiens falschen Bericht, und Westold tadelte am ernsthaftesten das Romanhafte des Auftrags, welchen erst Hastebeck und dann auch Dorothee, als Frau eines Andern, Sophien ertheilt. Am meisten beklagten sie den Umstand, daß Sophie eben ihrer Entbindung nahe sey, doch bauten Beide auf die Allgewalt der bevorstehenden Vaterfreuden einzig und allein die Hoffnung der allmählichen Beruhigung und Versöhnung des erbitterten Freundes.

Erst gegen Mittag kam Hastebeck wieder zum Vorschein. Er drang auf Absendung des Boten.

ten. Um Zeit zu gewinnen, den abentheuerlichen Reiſeplan zu hintertreiben, bewirkte Weſtold, unter allerlei Vorwand, die Beſtimmung, daß der Bote erſt am folgenden Morgen ſeinen Weg beginnen ſolle. Wie er nun aber anfangen wollte, dem zürnenden Freunde Verſöhnlichkeit vorzupredigen, wurde er plötzlich durch folgende Gegenrede aus dem Felde geſchlagen: „Spare Deine Worte, denn ſie können die Wunde, die mir geſchlagen iſt, nimmer heilen! Auch nütze Deine Zeit gleich zu etwas höchſt Nöthigem! Bei dem Pachtvertrage haben wir den argen Bock geſchoſſen, ihn blos von dem Grafen unterſchreiben zu laſſen, und nicht auch von der Gräfin, welcher Aarhorſt eigentlich gehört. Nun iſt ſie ſeit einiger Zeit ſehr kränklich, und ſoll überdem ihrer Entbindung nahe ſeyn! Stirbt ſie — was ſehr wahrſcheinlich iſt — ſo kann man nicht wiſſen, was aus ihren Gütern wird, da ſie ſchwerlich ein Teſtament zu Gunſten des Grafen machen möchte; und die Erben aus ihrer Familie würden den Pacht-Vertrag gewiß nicht beſtehen laſſen. Sie ſelbſt ſcheint empfindlich darüber zu ſeyn, daß ich die Sa-

che blos mit dem Grafen abgemacht habe. Um dieſe dummen Streiche gut zu machen, mußt Du ihr einen recht höflichen Brief ſchreiben, und ſie um Mit-Unterſchrift des Vertrags bitten. Und um es zu beſchönigen, daß dies erſt jetzt geſchieht, kannſt Du vorwenden, Du habeſt dieſe Bitte nicht eher thun wollen, als bis Du erſt einige Zeit durch die That bewieſen habeſt, daß ihr Gut bei Dir in redlichen und fleißigen Händen ſey, und daß ſie Dir vertrauen könne, ob Du gleich ſonſt ein Advokat geweſen ſeyſt. So ungefähr mußt Du es einrichten, und die jetzige Zeit zur Abtragung des vierteljährlichen Pachtgeldes bietet Dir die ſchicklichſte Gelegenheit zu dieſem höchſt nöthigen Briefe, von welchem gänzlich die Sicherheit Deiner Lage abhängt."

So einleuchtend dies auch Weſtolden erſcheinen mußte: ſo brachte ihn doch erſt die Anſicht zu einem raſchen Entſchluſſe, daß die Gräfin auch die Zuſage wegen der Pfarre unterſchreiben müſſe, und gleich nach Tiſche machte er ſich an den Brief, der ihm eigentlich ſehr läſtig war.

Unterdeſſen ſchweifte Haſtebeck unſtät im Freien umher, und ertrug wenigſtens einſtweilen noch den Beſänftigungs-Verſuchen, denen er nur zu gern auswich. Aber lange ſollte er dieſes ruhigen Beharrens bei ſeinem Sinne nicht genießen; denn noch vor Sonnen-Untergang kam ein Bote mit einem Briefe von Sophien, die ſehr richtig berechnet hatte, daß ihr Mann nirgends anders, als in Aarhorſt, zu treffen ſeyn werde. — Der Brief lautete folgender maaßen:

„Grauſamer, doch ewig geliebter Gatte! — Der Geburtstag, der mir ein Feſttag werden ſollte, iſt mir ein Gerichtstag geworden! Die einzige Schuld gegen Dich, die ich auf dem Herzen hatte, iſt von Dir entdeckt worden! Du haſt furchtbar Gericht gehalten über mich — ſo furchtbar, wie Gott nicht dereinſt unſer Aller Schwachheiten und Vergehungen richten möge! — und mein ganzes, ganzes, ſchönes Glück iſt zertrümmert auf die allererſchütterndſte Weiſe!

Ich habe unrecht gethan! Das bekenn' ich, und werd' ich bereuen, ſo lange noch ein Athemzug

in mir iſt! Aber auch in meiner tiefſten und ſchmerzlichſten Zerknirſchung habe ich das Gefühl, daß mein Vergehen nicht ſo ſchwer iſt, als Du es mir anrechneſt.

Hat die Zeit Dich erſt ruhiger und kälter gemacht: ſo frage Dich ſelbſt, was für ein wirkliches Heil für Dich daraus entſprungen wäre, wenn ich Dir, bei meiner Rückkehr aus Danzig, den Bericht gebracht hätte, daß Dorothee ſich nicht glücklich an der Seite des Mannes fühlt, den man ihr aufgedrungen hat — daß Sie Dein Bild, lebhafter, als es gut iſt, noch im Herzen hat — und daß ſie, verführt durch die Botſchaft, die ſie von Dir durch mich erhielt, ſchwach genug war, den unglücklichen Ring zu küſſen, und Dir, mit einer Immortelle, zum Zeichen ihrer fortwährenden Liebe, zurückzuſenden? — So ſehr ich an ihrem Schickſal Theil nahm: ſo konnte ich das doch nicht gut heißen. Sie iſt unwiderruflich verloren für Dich, denn ſie iſt Gattin eines Andern, und iſt Mutter eines Kindes, das ſie an ihren Gatten unauflöslich bindet, auch wenn ſie ihn eigentlich

nicht liebt. Mein Bericht konnte Dich alſo nicht glücklich, ſondern Dir nur neue Schmerzen machen. Ja, ich hatte das Gefühl, Dorothee müſſe höher in Deiner Seele ſtehen bleiben, wenn ich Dir ihre Schwäche verſchwiege, als wenn ich ſie Dir ohne Rückhalt mittheilte. Denn wirſt Du ihre Schwäche, früher oder ſpäter, mißbilligen: ſo verlierſt Du auf ſchmerzliche Weiſe ein ſchönes, reines Bild aus Deiner Seele; biſt Du ſelbſt aber fortwährend ſchwach genug, einen Wohlgefallen an ihrer Schwäche zu finden: ſo verlierſt Du Dich nur in Träumereien, die eines ernſten Mannes nicht würdig ſind, und die Dich, je tiefer ſie in Dein Weſen greifen, nur deſto verſtimmter, ja wohl unglücklicher machen müſſen.

Das alles ſagte mir meine Vernunft, bei oftmaliger, ernſter Ueberlegung auf meiner Rückreiſe. Und, leider, auch mein Herz, mein nur zu warmes Gefühl für Dich widerſtrebte jedem Berichte, der Deinem Gefühl auf irgend eine Weiſe weh thun mußte. Was ſoll ich es leugnen vor Dir? Liebe und Eiferſucht hatten ihren großen Theil an meinem

Entſchluſſe, Dir die Wahrheit in Beziehung auf Dorotheen zu verbergen. — Aber verdamme mich deshalb nicht! Höre mich ruhig an! Ich hatte mich, aus der uneigennützigſten und gutmüthigſten Dankbarkeit für einen großen Dienſt, den Du meinem Vetter Franz Langhof (nach einem dunkeln Briefe von ihm) erwieſen haben ſollteſt, zu der ſeltſamen Rolle hingegeben, Deine Vertraute in Abſicht deiner Liebe zu ſeiner Schweſter zu ſeyn. Lange wußte ich nicht, in welches gefährliche Spiel ich mich hierdurch mit Dir verwickelt hatte. Die Pein, welche mir es nach und nach machte, Dich immer in den zärtlichſten Ausdrücken von einer Andern ſprechen zu hören, machte mir dies endlich begreiflich. Ich wollte mich losmachen von Dir, aber ich konnte den Rückweg nicht mehr finden. Seit ich die Nothwendigkeit fühlte, ihn zu ſuchen, war es ſchon zu ſpät dazu! Der leidenſchaftliche Kuß endlich, mit welchem Du mich am Tage vor meiner Abreiſe nach Danzig, auf Veranlaſſung Deines Auftrags an Dorotheen, in der Heftigkeit Deiner Gemüthsbewegung überraſchteſt, oder viel-

mehr überſteigt — dieſer glühende Kuß entſchied über mein ganzes künftiges Leben. Er fachte den glimmenden Funken meiner heimlichen Liebe zu Dir zur unbezwinglichen, hellen Flamme der Leidenſchaft an. Sie war, während der ganzen Dauer meiner Reiſe, die unaufhörliche Qual meines Herzens! Sie verſchloß mir den Mund vor Dir über Dorotheens Auftrag! Sie ſtrömte in Thränen über bei dem falſchen Berichte, zu dem ich mich verirrte! Und dieſe unaufhaltbaren Thränen führten mich in jener entſcheidenden Stunde, da ich mich auf immer gewaltſam von Dir losreißen wollte, in Deinen Arm. Du hielteſt mich feſt, trotz meines ernſtlichſten Sträubens, und ſo wurde ich, wider alles Erwarten und Hoffen, Dein Weib! bis heute Dein glückliches — nun aber deſto unglücklicheres Weib!

Den Ring hätte ich längſt vernichten, und ſo das gefährliche Geheimniß auf immer begraben können; allein es war meine Abſicht, Dir es noch einmal ſelbſt zu entdecken, weil es fortwährend eine dunkle Stelle in meinem Herzen war. Aber ich wollte hiezu erſt noch eine glücklichere Zeit abwar-

ren: eine Zeit, in welcher ich Dich mit neuen Banden, als einen glücklichen Vater, feſter an mich geknüpft, und von Deinen alten Liebesträumereien gänzlich geheilt ſähe — ich hielt es für rathſam zu warten, bis ich mich Dir durch jahrelange, treue Liebe und Pflichterfüllung ſo bewährt hätte, daß Du Dorotheen neben mir nicht mehr vermißteſt. — So kam es, daß ich den Ring ſorgfältig aufbewahrte und noch vor Dir verbarg! — So hängt es zuſammen mit meiner Vergehung! Hiernach richte mich nun!

Ich habe weinend und kniend in der fruchtbarſten Stunde meines Lebens die flehenden Arme nach Dir ausgeſtreckt, und Du haſt mich mit grauſamer Unerbittlichkeit zurückgeſtoßen! Deinem Gewiſſen muß ich es nun überlaſſen, wie Du ferner gegen Deine Frau, gegen die Mutter Deines Kindes, deren Vergehen gegen Dich in ihrer Liebe zu Dir ſeinen Hauptgrund hatte, verfahren wirſt. Thue nun, was Du vor Deinem eignen Richter glaubſt verantworten zu können! Mein Schickſal liegt in Deiner Hand. Doch, wie auch Deine Entſcheidung

ausfallen möge: nie werde ich aufhören können, Dich zu lieben.

Sophie."

---

Empfindungen der verschiedensten Art wogten beim Lesen dieses Briefs in Hastebecks Seele auf und ab. Bald fühlte er Mitleid gegen Sophien, bald erneuten, geschärften Haß, je nachdem er an sie allein, oder neben ihr auch an Dorotheen dachte. Sophiens bittres Unglücksgefühl lag ihm schwer auf dem Herzen; und hätte er sie mit seinem ganzen Vermögen, ja mit der Hälfte seines Lebens in irgend einen Glückstempel einkaufen können: er hätte es augenblicklich mit voller Bereitwilligkeit gethan, nur hätte die Bedingung dabei nicht seyn müssen, daß er sie dahin zu begleiten habe. Sein schwärmerisches Gefühl für Dorotheen, war durch das, was ihm Sophiens Brief von ihr berichtete, von neuem äußerst

aufgeregt; was Sophie auch über Dorotheen urtheilte, das erbitterte ihn gegen Jene nur. Mochte Sophie noch so sehr Recht haben, Dorotheen Schwachheit Schuld zu geben: er konnte es nicht ertragen, daß seiner verlornen Geliebten ein Gefühl zum Vorwurf gemacht wurde, das seinem eigenen Gefühle so sehr zusagte, und noch die einzige gerettete, theure Trümmer aus dem Schiffbruch seiner früheren Glückseligkeit war. So sehr, als jemals, fühlte er sich in schwärmerischer Begeisterung dafür gestimmt, Dorotheens Bild, als ein heiliges Idol, sein ganzes Leben hindurch im Herzen zu tragen, wenigstens in ungestörter geistiger Gemeinschaft mit ihr zu bleiben, wenn er auch ihr körperliches Anschauen entbehren mußte. Daß sie wissen möchte, wie unverändert er sie fortliebe, auch nach ihrer gezwungenen Heirath, und daß er erfahren möchte, wie sie jetzt gegen ihn gesinnt sey, das war lange sein allersehnlichster Wunsch gewesen. Deshalb hatte er Sophien mit den dringendsten Bitten bestürmt, nach Danzig zu reisen. Nun war seine Botschaft richtig an Do-

rotheen gelangt; sie hatte vernommen, daß er ihr treu bleiben wolle bis in den Tod. Hätte er die liebevolle Gegenbotschaft eben so richtig erhalten: so würde er nie ein Weib umarmt haben, und der ungestörte Gedanke, daß sie Beide einander noch liebten, Beide einander noch geistig angehörten, sollte sie Beide über ihr Schicksal erheben, sollte für sie ein milder Stern auf dem dunkeln Pfade einer nicht glücklichen Ehe, sollte für ihn ein ewiger, stiller Triumph über den Räuber seines Glücks seyn. Aber die Verfälschung der Gegenbotschaft war die Veranlassung geworden, daß er sich rasch zu einer Heirath entschloß. Der auflodernde Zorn über die vermeinte Herzlosigkeit Dorotheens, und der Eindruck, welchen die zärtlichen Blicke und Thränen Sophiens in jener verhängnißvollen Stunde auf ihn machten, hatten gleichen Antheil an seinem raschen Entschlusse gehabt. — Was mußte Dorothee nun von ihm denken, seit der Nachricht von seiner Verheirathung? Welchen Eindruck mußte es auf sie gemacht haben, daß er gerade die Botin zu seiner Frau machte, die ihr erst die Versicherung

seiner ewigen Liebe gebracht, der sie die Versicherung und das sinnbildliche Zeichen ihrer fortdauernden Gegenliebe für ihn mitgegeben hatte! Mußte sie seine Botschaft nicht für eine hämische, rachsüchtige Aefferei halten, die nur darauf angelegt war, sie desto empfindlicher durch die schnell darauf folgende Nachricht von seiner Verheirathung zu verwunden?

Diese Ansicht, die in den obwaltenden Umständen vollkommen begründet war, regte immer von neuem seinen bittern Groll gegen Sophien auf. Daß Dorothee in ihrer freudenlosen Ehe nun auch noch diesen bittern Schmerz durchs Leben tragen, und daß sie ihn, den sie bisher vertrauensvoll geliebt, plötzlich für heuchlerisch, hämisch und schlecht halten solle — das war ihm ein schrecklicher Gedanke, der nicht abließ, ihn zu quälen, und der ihn eben zu dem abentheuerlich klingenden Entschlusse gebracht hatte, nach Danzig zu reisen, um Dorotheen zu sagen, wie Sophie ihn betrogen, und dadurch verführt habe, mit ihr an den Trau-Altar zu gehen. Hätte er wagen dürfen, an

Dorotheen zu ſchreiben, oder hätte er irgend einen vertrauten, ſichern Boten zu einer mündlichen Beſtellung an ſie gehabt: ſo würde er den Gedanken an eine ſolche Reiſe gern aufgegeben haben; da er aber keinen andern Ausweg zu entdecken wußte, um ſeine Ehre zu retten, und Dorotheens gekränktes Gefühl zu verſöhnen: ſo beharrte er unwandelbar feſt auf ſeinem Reiſe-Beſchluſſe.

Mochten daher Weſtold und Auguſte, durch Sophiens Brief geleitet, in mitleidiger Gutmüthigkeit eine noch ſo ſchonende Anſicht von ihrem Vergehen geltend zu machen ſuchen, um ihren Freund zur Verſöhnung zu beſtimmen, und von dem Gedanken an die Reiſe abzubringen: er beſtand darauf, daß der Bote am folgenden Morgen wegreiten müſſe, um ihm Kleider und Wäſche zur weiteren Reiſe zu holen; und er beharrte bei der Erklärung, daß ſeine Verbindung mit Sophien nicht fortbeſtehen könne, daß ſie vom Anfang an ein Verbrechen gegen Dorotheen, eine Verſündigung gegen ſeine heiligſten, unvertilgbarſten Gefühle geweſen, und beſonders von jetzt an, trotz des ausge-

sprochenen priesterlichen Segens — in sich selbst durchaus unsittlich sey, da seine Liebe mit erneuter Stärke nur Dorotheen gehöre, und daß der Gedanke an ein eheliches Leben mit irgend einem andern weiblichen Wesen unter solchen Umständen, ihm ein wahrer sittlicher Greuel sey. — Und als Auguste, wie es Westvold schon früher gethan, seinem Herzen durch die Hinweisung auf die bevorstehenden Vaterfreuden beizukommen versuchte: da brauste sein bittrer Unmuth in plötzlich gesteigerter Leidenschaftlichkeit auf, und er rief mit zorniger Heftigkeit aus: „Wenn ihr mich nicht gewaltsam hinwegtreiben wollt: so sprecht mir davon nicht! Daß ich durch Sophien Vater werden soll, das ist ja die allerunglücklichste Hinweisung auf meine schmähliche Verirrung — auf eine greuelhafte Verbindung, die ich ewig verabscheuen muß!“ —

So standen die Sprechenden noch am späten Abend einander gegenüber, ohne ihre entgegengesetzten Ansichten und Meinungen gegen einander ausgetauscht zu haben. Ein Brief von Hasebeck, worin er um Verlängerung des Urlaubs bat, lag

fertig auf dem Tiſche. Da wurde plötzlich an das ſchon verſchloſſene Hofthor gepocht, und ein reitender Bote brachte einen Brief vom Doktor Brink, Sophiens Vater. Er lautete ſo:

„Meine liebe Sophie befindet ſich in einem bedenklichen Zuſtande. Ich weiß nicht, geehrter Herr Sohn, was zwiſchen ihr und Ihnen vorgefallen iſt; allein ich ſehe deutlich, daß eine ſehr heftige Gemüthsunruhe, die mit Ihrer Entfernung im Zuſammenhange ſteht, die Urſache der plötzlichen Erſchütterung ihrer Geſundheit iſt. Ihr Zuſtand wird um ſo bedenklicher, da ihre Entbindung nahe bevorſteht. Als Arzt und als Vater, muß ich es Ihnen daher zur dringenden Pflicht machen, daß Sie Ihre Rückreiſe auf das ſchleunigſte antreten, um, was in Ihren Kräften ſteht, zur Gemüths-Beruhigung Ihrer leidenden Frau beizutragen. Eigenes Unwohlſeyn erlaubt mir nicht, mehr hinzuzufügen, als die Verſicherung meiner aufrichtigen Werthſchätzung und väterlichen Liebe.

Brink.“

Im erſten Augenblick war Haſebeck betroffen beim Leſen dieſes Briefs. Bald aber legte er ihn ruhig auf den Tiſch, und ſagte kalt: „Sie ſammelt Hülfstruppen, um mich zum Rückzuge zu bringen. Morgen kommt wahrſcheinlich eine noch ſtärkere Salve aus dem ſchweren Geſchütz ihres Beichtvaters.“

„Lieber Bruder,“ ſagte Weſtold, nach wiederholtem Leſen des Briefs, „die Anſicht, die Du von dieſem Briefe nimmſt, iſt gewiß irrig. Der alte, ehrenwerthe Mann wird ſich zu keiner beſtellten Arbeit, zu keiner Lüge hergegeben haben, und die Beſorgniß, welche er äußert, mag nur allzugegründet ſeyn.“

„Und wenn das wäre:“ erwiederte Haſebeck — „ſo befindet ſie ſich bei dem geſchickteſten Arzte der Stadt, der ihr Vater iſt, in den beſten Händen. Ich verſtehe mich auf ärztliche Weisheit nicht, und bin alſo ganz überflüſſig dort.“

„Das biſt Du nicht!“ wandte ihm Weſtold ein — „Ihr Körper iſt krank durch ihr Gemüth; durch den erſchütternden Auftritt, den Du mit ihr hat-

hattest; durch den fortwährenden Kummer, mit dem sie an Dich denkt! Da wird nicht Arzt, nicht Apotheker — da wirst Du nur retten können."

Umsillig sprang Hasebeck von seinem Stuhle auf. „Was muthet ihr mir zu?" rief er aus — „Meint ihr im Ernst, ich soll mich dazu hergeben, eine empfindsame Vergebungs- und Versöhnungs-Scene am Krankenbette zu spielen? mit einem verweinten Schaafsgesicht, wenn sie die Augenlieder sinken läßt, nach ihrem Athem zu horchen, und wenn sie mir die Hand hinhält, einen Kuß darauf zu drücken, und sie zu bitten, das Vorgefallne nur zu vergessen? Kann ich das? Darf ich das? Wer müßte ich seyn, wenn ich das könnte?"

„Ein Mensch sollst Du seyn!" fiel ihm Westold ins Wort, und erhob sich ebenfalls von seinem Stuhle, und fuhr mit immer eindringenderem, ernsterem Tone fort — „Menschlich sollst Du handeln! Gottes Gebote sollst Du ehren! sollst die Gefahr ermessen, in der Deine Frau schwebe!"

Halb spottend, halb trotzig erwiederte Hasebeck: „Davon steht in meinem Catechismus kein Wort."

„Aber in meinem,“ fuhr Weſtold in der höchſten und ernſteſten Bewegung fort — „in meinem ſteht geſchrieben: Du ſollſt nicht tödten! Hörſt Du's wohl? Du ſollſt nicht tödten! Ich meine, es iſt genug, daß Du ſchon ein Leben geopfert haſt!“ —

Hätte Weſtold die Wirkung bemerkt, die dieſe Worte auf ſeinen Freund machten: er würde erſchrocken ſeyn. Aber er ſelbſt war durch ſeine Rede zu bewegt, als daß er aufmerkſam um ſich geſchaut hätte. Er ging in ungewöhnlicher Lebhaftigkeit auf und ab, und wiſchte ſich mit dem Taſchentuche die Schweißtropfen von der Stirn. Haſtebeck aber hemmte plötzlich, wie gelähmt, ſeine vorher ſo raſchen Schritte; es war, als wollten ihm die Knieen einknicken, während ſeine Augen in furchtbarer Bewegung nach Weſtold hinblitzten; ſeine Lippen bebten, und ſeine Bruſt hob ſich krampfhaft hoch empor, bis er endlich, mit gewaltſamer Anſtrengung, doch höchſt beklommener Stimme, die Worte ausſtieß: „Was ſoll das heißen? Weſtold! ſprich! ſprich es aus!“

„So wiſſe denn:“ erwiederte Weſtold, tief bewegt — „Dein Pferd, das gute Thier, iſt todt! iſt wirklich todt! Ich habe hinüber geſchickt, und dieſe traurige Nachricht erhalten!“

„Mein Pferd!“ ſtammelte Haſtebeck. Doch ſchnell ſich wieder aufreißend aus ſeiner vorherigen, gewaltigen Erſchütterung, fuhr er mit kräftigerer Stimme fort: „Es taugte ſchon lange nichts mehr.“

„Freund!“ eiferte Weſtold — „um deſto mehr hätteſt Du es ſchonen ſollen! Das arme Thier! Du haſt es ſündlicher Weiſe todt gejagt! nicht abſichtlich freilich; aber Dein wilder, leidenſchaftlicher Sinn hat es doch verſchuldet! — Willſt Du nun durch Deinen unverſöhnlichen Trotz vielleicht auch Deine Frau tödten?! Haſtebeck, belaße nicht leichtſinnig und unbarmherzig Dein Gewiſſen mit einer ſchweren, centnerſchweren Schuld! Es muß ſchrecklich ſeyn, wenn man ſich den Tod eines Menſchen, zumal ſeiner Frau, vorzuwerfen hat!“

Dieſe Worte ſchlugen wieder tief ein bei Haſtebeck. „Ach ja! das mag wohl ſeyn!“ ſeufzte

er, und ſtarrte dann eine Weile ſtill vor ſich hin, in das allerfinſterſte Nachdenken verſunken.

„Beherzige das wohl!“ fuhr Weſtold in weicherem, freundlicherem Tone fort — „Es könnte Dich vielleicht ſchrecklich gereuen, wenn Du bei Deinem Starrſinn beharren wollteſt.“

In Haſtebecks Mienen und Bewegungen verrieth ſich unverkennbar ein fortdauernder, heftiger, innerer Kampf. Mit banger Erwartung blickte Weſtold nach ihm hin; und bis in das Innerſte ſeines Herzens war er durchdrungen von gutmüthiger Freude, als Haſtebeck endlich mit kaltem, doch feſtem Tone ſagte: „Es ſey! — Ich will zurückreiſen — nach Hauſe.“

„Gott ſey gelobt!“ rief Weſtold aus, und faltete die Hände über der Bruſt zuſammen, wie zu einem Gebet. „Gott lohne Dir dieſen Entſchluß, und ſende Dir wieder Frieden in Deine Bruſt und erneute Freude in Dein Haus!“

Fortwährend düſter vor ſich hinſtarrend, ſchüttelte Haſtebeck ſchweigend und bitter lächelnd mit dem Kopfe.

„Und wann willſt Du abreiſen?“ fragte Weſtold freundlich — „Ich will Dich fahren laſſen, mit meinen beſten Pferden.“

„Gut,“ antwortete Haſtebeck — „aber gleich, gleich muß es geſchehn! Je ſchwerer, je ungeheurer ein Entſchluß iſt, deſto raſcher muß man ihn ausführen. — Laß mich die Nacht hindurch fahren! Die Nacht iſt das einzige, was mir zuſagt! — In meiner Seele iſt ja auch Nacht — dunkle, ſtürmiſche Geſpenſternacht! — — Weſtold, Du biſt aber der ehrentheuerlichſte Schwätzer, den die Erde trägt! Was ſprachſt Du vorhin für verkehrte Worte von einem geſtürzten Klepper!“

„Ei nun!“ erwiederte Weſtold — „ſie haben doch gefruchtet, und müſſen alſo wohl nicht ganz verkehrt geweſen ſeyn. Und iſt denn eines Thieres Leben nicht auch ein Leben, das aus der Hand des Allmächtigen quoll? Und ſoll ſich der Gerechte nicht erbarmen ſeines Viehs? — Siehſt Du, lieber Bruder, drum will ich den Pferden, die Dich fahren ſollen, auch noch ein Futter geben

laſſen; und dem Knechte werde ich ſagen, wo und wie lange er immer anhalten ſoll.“

Haſtebeck ſchien nichts hievon zu hören, und ſagte alſo auch nichts dazu. Weſtold beſorgte die Vorbereitungen zur Reiſe, packte das Pachtgeld zuſammen, und verſiegelte den Brief an die Gräfin. Nach einer Stunde war der Wagen vorgefahren und alles hineingepackt. Haſtebeck fuhr mehrmals raſch mit der Hand über die Stirn, da er hörte, daß alles fertig ſey. Doch kräftig richtete er ſich auf, und griff nach Hut und Degen, als ob er in ein Gefecht eilen wolle. In unverkennbarer, heftiger Gemüthsbewegung, doch nur mit wenigen, herzlichen Worten, nahm er Abſchied. Auf die wiederholte, dringende Bitte Weſtolds und Auguſtens, daß er ja bald ſchreiben möge, wie es mit Sophieen ſtehe, nickte er nur ſchweigend mit dem Kopfe, und ſtieg dann in den Wagen, der ſich bald aus den Augen der Zurückbleibenden verlor.

Aber die Sorge um den theuern Freund und ſeine Gattin verloren Weſtold und Auguſte nicht aus den Herzen, vielmehr ſtieg ſie faſt mit jeder Stunde; und als auch am fünften Tage noch keine Nachricht da war, ſchrieb Weſtold an Haſtebeck, und beſchwor ihn bei ihrer alten Freundſchaft, daß er ſein beängſtendes Schweigen brechen, und ihm ſagen möchte, wie es in ſeinem Hauſe und in ſeiner Seele ſtehe. Hierauf kam, mit kaum leſerlichen Schriftzügen, folgende Antwort:

„Wie hätte ich geſtern und vorgeſtern ſchreiben können! Kaum kann ich es heute! Ein Kind ſchrie mir entgegen, als ich hier ankam! — ich glaube, es war ein Mädchen. Sophie hatte ſchon kein Bewußtſeyn mehr! ſie phantaſirte, und ſchien mich nicht mehr zu kennen. — Jetzt liegt ſie im Sarge, und an ihrer Seite — das todte Kind — —!

Auch Sophiens Vater liegt gefährlich krank. Ich wollte, ich läge eben ſo! — Ich mag wenigſtens hier nicht mehr leben. Ich habe um meine Verabſchiedung gebeten. — Sobald meine dringend-

ſten Geſchäfte abgethan ſind, will ich eine Seer
machen. Vorher beſuche ich Dich noch. Aber
keine Beleidi-Verſicherungen! weder ſchrift
noch mündliche!

Haſebeck."

Weſtold und Auguſte wurden beide
erſchüttert bei dem Leſen dieſes kurzen, aber inh
ſchweren Briefs. Gern wäre Weſtold gleich
geeilt zu ſeinem unglücklichen Freunde, um ihn
der herzlichſten Theilnahme in die Arme zu ſch
ßen, und ihn mit ſich in ſeinen Familienkreis
nehmen; aber er wußte, daß das gar nicht nach H
ſebecks Sinne geweſen wäre: alſo blieb er,
wohl in ſehr unruhiger Erwartung, zu Hauſe,
begnügte ſich damit, die unglückliche Angelegen
einſtweilen nur mit ſeiner Frau zu beſprechen.
neben ſann er unabläſſig auf vorbereitende Ein
tungen zur möglichſten Bequemlichkeit des erwart
Gaſtes, damit ihm wohl werde bei einem, hof
ſich längeren, Aufenthalte in Harhorſt.

Etwa nach acht Tagen kam Haſtebeck an, mit Kleidern und Wechſeln verſehen zu einer langen, weiten Reiſe. Seine körperliche Haltung war gedrückt, ſein Gang ſchlaff, die Farbe ſeines Geſichts krankhaft bleich; und in ſeinen Augen und Mienen lag der unverkennbare Ausdruck eines tiefen, finſtern Schmerzes.

Weſtold und Auguſte erſchraken bei dem Anblick des ſo traurig veränderten Freundes. Gern hätten ſie ihre warme Theilnahme gegen ihn ausgeſprochen, hätten, ihn zu tröſten, ihm zu rathen verſucht; aber er wich jeder ſolchen Mittheilung und Herzensergießung mit entſchiedener Abſichtlichkeit aus, und wie er ſelbſt kein Wort über ſein Schickſal und ſeine Gefühle ſprach: ſo mußten auch Weſtold und ſeine Gattin darüber ein tiefes Stillſchweigen beobachten.

Am meiſten wurden ſie ſeinetwegen bekümmert, ſeit Weſtold einmal am frühen Morgen, noch lange zuvor, ehe der Tag anbrach, den unglücklichen Freund ſchon in ſeinem Zimmer auf- und abgehen hörte, und, als er ihm hierüber am Morgen

seine Verwunderung mittheilte, die Antwort erhielt, daß er es so allnächtlich treibe, weil ängstende Träume ihm kaum ein paar Stunden Schlaf vergönnten, und beim Erwachen seine Einbildungskraft gleich so lebhaft beschäftigt sey, daß er unmöglich wieder einschlafen könne.

Am Tage war seine vorzüglichste Beschäftigung, daß er die Charten fast aller Welttheile, nebst geographischen Lehrbüchern und Reisebeschreibungen, deren er einige gleich mitgebracht, und mehrere noch nachkommen ließ, eifrig studierte. Selten ging er aus, und dann that er es gewöhnlich so insgeheim, daß ihn Westold nicht begleiten konnte. Auf solche Weise konnte weder sein körperlicher, noch sein Gemüths-Zustand besser werden.

Lange sann Westold vergeblich darüber nach, wie dem Unglücklichen wohl beizukommen, und durch welche Mittel er vielleicht aus seiner zerstörenden Verstimmung herauszureißen wäre. Unerwartet endlich fand sich von selbst ein solches Mittel, welches ihn auf eine wohlthätige Weise aufreizte, und wieder für andre, erheiternde Eindrücke empfänglich machte.

Der Frühling hatte angefangen, die Erde wieder aufs ſchönſte zu ſchmücken. Wer hinausblickte ins Freie, ergötzte ſich ſtaunend an der ungewöhnlich ſchnellen und ſchönen Entwickelung des Pflanzenreichs; nur für Haſtebeck hatte alle die grünende und blühende Herrlichkeit keinen Reiz, und er ſtarrte mit finſtern Blicken darüber hin, ohne etwas davon zu ſehen. Aber in einer ſeiner ſchlafloſen Nächte wurde ſein lebhafter Sinn für das Groſſe und Schöne in der Natur aus ſeinem tiefen Schlummer plötzlich wieder aufgeregt. — Eine Wärme, wie ſie eigentlich nur dem Sommer gehört, hatte einen der erſten Maitage zu einem ſchwülen Gewittertage gemacht. Immer finſtrer und drohender wurde der Abendhimmel. Um Mitternacht wurde auch der ruhigſte Schläfer durch heftige Blitze und Donnerſchläge aufgeſchreckt. Haſtebeck, ohne Hoffnung, wieder einſchlummern zu können, verließ ſein ruheloſes Lager, warf ſich in ſeine Kleider, ſtellte ſich ans Fenſter, und ſchaute und horchte mit Wohlgefallen in den wilden Aufruhr der Natur hinaus. Und nachdem kaum einige Minuten ſo ver-

gangen waren, ſtürzte, unter fürchterlichem Krachen, aus der ſchwarzen Gewitterwolke ein großer Feuerklumpen nach dem Dache des hohen, gräflichen Schloſſes hin, und an der ableitenden, eisernen Stange in den Erdboden hinab. — „Prachtvoll! prachtvoll!“ rief Haſtebeck, ſobald der erſte Eindruck des Schreckens vorüber war; und bald darauf ſetzte er hinzu: „Wer da unten geſeſſen hätte, der wäre alles Jammers auf einmal entledigt geweſen!“ Seufzend ſtarrte er mit noch geblendeten Augen in die Finſterniß hinaus nach einer Wiederholung des furchtbar-ſchönen Schauſpiels.

Eine unruhige Bewegung wogte durchs ganze Haus und den Hof. Der alte Thorwärter begann ein Sterbelied zu plärren; der Verwalter befahl den Knechten, die Pferde anzuſchirren; der Schäfer öffnete die knarrenden Thore des Schaafſtalls; man ſchloß die Thür des Spritzenhauſes auf; und Weſtfold zerſchlug ſich mit dem Feuerſtahl wieder einmal die Finger, um Licht zu erhalten, und war in Verzweiflung, daß das Kunſtſtück ihm ſo wenig gelingen wollte, als der Köchin am Feuerheerde.

Ganz außer ſich vor Unmuth und Verdrießlichkeit, ſtolperte er endlich in Haſtebecks Zimmer, um dieſen um Hülfe zu bitten. Haſtebeck aber ſchaute unverwandt nach dem Blitzableiter hin und ſagte: „Gleich, gleich! Ich will es nur erſt noch einmal einſchlagen ſehn. Aber ich bin im Feueranſchlagen ſo ungeſchickt, wie Du, zumal wenn das Feuerzeug nichts taugt.“

Das nahm Weſtold übel in der aufgereizten Stimmung, in welcher er eben war. Cyrix erwiederte er daher: „Ich nehme es im Feuer-Anſchlagen gewiß mit Jedem auf, und ich will Den ſehen, der mehr auf ein gutes Feuerzeug hält, als ich! aber es iſt ein Unglück, was mich verfolgt, daß der Schwamm nie brennen will, wenn es gerade am nöthigſten iſt!“

„Er iſt, jetzt wenigſtens, geſcheiter, als Du!“ antwortete Haſtebeck. „Geht das Gewitter, ohne Schaden zu thun, vorüber: ſo kannſt Du Dein Licht füglich ſparen; und zündet ein Blitz: ſo kannſt Du ja zehn tauſend Lichter an einem ein-

pigen, brennenden Stalle anſtecken. Wozu alſo die unnütze Mühe?“

„Schäme Dich, ſo zu freveln!“ ſagte Weſtold unwillig, und ging nach der Thür, um anderwärts beſſern Troſt zu finden. Doch da trat Auguſte, beide Kinder auf den Armen tragend, mit dem Verwalter ins Zimmer, der eine brennende Laterne in der Hand hielt. Gleich ſchlug Weſtold nun mit neuem Eifer auf den Feuerſtein los, und nach wenigen Schlägen hielt er Haſtebecken den glimmenden Schwamm hin, um ſeine und ſeines Feuerzeugs Ehre zu retten. — „Siehſt Du!“ ſprach er — „ſobald ich ſehn kann, geht es; nur im Dunkeln will es mir immer nicht glücken.“ — Hierauf küßte er aufs herzlichſte Auguſten und die Kinder, und ſtellte ihrer Aller weiteres Geſchick nun mit frommer Ergebenheit dem Himmel anheim.

Das Gewitter tobte noch eine Weile fort, ohne daß jedoch ein Blitz zündete, oder daß ein zweiter an der Leitungsſtange hinabfuhr; aber in Haſtebecks Seele hatte jener erſte den regen Sinn für das Mahleriſch-Schöne, und die alte Neigung, es

künſtleriſch nachzubilden, aufs neue entzündet. Noch ehe die Freunde ſein Zimmer verließen, warf er ſchon in flüchtigen Umriſſen aufs Papier, was er mit Pinſel und Farben ſpäterhin ausführen wollte; und als er wieder allein war, ſtand er ſtundenlang am Fenſter, gefeſſelt von dem Anblick, wie zwiſchen einem alten, gothiſch verzierten Thurme und einer halb umgeſunkenen Tanne der Mond aufging, und das zerrißne, dunkle Gewölk, das der Sturm in ſtetem Wechſel vorüberführte, mit ſeinem ſchönſten Silberglanze beſtreute. Auch von dieſen höchſt mahleriſchen Geſtaltungen warf Haſtebeck in der Nacht noch leichte Entwürfe aufs Papier, und er brannte vor Verlangen, die Bilder zu mahlen, die aufs lebendigſte ſeine Einbildungskraft beſchäftigten.

Sobald der Tag angebrochen war, eilte er in die nächſte Stadt, um ſich die nöthigen Geräthſchaften zum Oel-Mahlen zu verſchaffen; und ſobald er alles beiſammen hatte, fing er an, mit jugendlich warmem, künſtleriſchem Eifer, erſt eine Gewitter- und dann eine Mondſchein-Landſchaft zu mahlen; und ehe er dieſe noch vollendet hatte,

ſchweifte er ſchon in manchen Zwiſchenſtunden durch die wilden Felſenthäler bei Aarhorſt, und jagte nach ſchönen Baum- und Felſen-Parthieen zu neuen Bildern umher, wie der Jäger nach Faſanen und Rehen zu Feſttagsmahlen.

„Nun iſt er gerettet!“ verkündete Weſtold freudig Auguſten, und mit zweifacher Theilnahme betrachteten Beide, was der begeiſterte Freund auf Papier und Leinwand zauberte. Es war unverkennbar, wie wohlthätig dieſe künſtleriſchen Beſchäftigungen auf Haſtebecks Körper- und Seelen-Zuſtand wirkten; doch jede, noch ſo leiſe, Berührung ſeiner Wunden warf ihn, auf kürzere oder längere Zeit, zurück in ſeine finſtere Verſtimmung.

„Glücklicher Menſch!“ redete ihn Weſtold eines Tages bei ſeiner Arbeit an — „Welch eine unverſiegbare Quelle des Vergnügens und des Troſtes muß Deine ſchöne Kunſt für Dich ſeyn!“

„Des Troſtes?“ fiel ihm Haſtebeck ins Wort — „Nun ja! wenn man eben dabei vergißt, daß die Welt, in der man die Kunſt treibt, eine Mördergrube iſt: ſo kann ſie einen, für den Augen-

blick

blick wenigſtens, recht glücklich machen! Aber was mahle ich denn anderes, als einzelne Fetzen eines bunten, hinfälligen Kleides, womit die Natur ihre Millionen Grabſtätten überdeckt? Iſt denn die ganze Erde etwas anderes, als ein unabſehbares, ewig gieriges Leichenfeld? Und iſt jeder Baum und jedes Felſenſtück nicht ein Trauerdenkmal für — Gott weiß, wie viele — zerſtörte Leben — von Menſchen oder von Thieren — das macht keinen großen Unterſchied, denn der Menſch iſt in der Wirklichkeit nicht viel klüger, als das Thier, ſondern nur in ſeiner Einbildung, auch in der Regel nicht beſſer, ſondern böſer, und nur im Gefühl ſeines Elends und ſeiner Nichtigkeit läuft er ihm den Rang ab!"

Und indem er dies geſagt hatte, fuhr er, in einer wilden Bewegung, mit dem Pinſel, den er eben in dunkle Farben, zur Ausmahlung einer Felſengrotte, getaucht hatte, über den blauen Himmel und die grünen Bäume ſeines Bildes hin, warf ihn dann, zuſammt der Palette, auf den Tiſch, und ſtürmte zum Zimmer und zum Hofe hinaus, um ſich den

ganzen übrigen Theil des Tages nicht wieder ſehen zu laſſen.

Erſchrocken ſtarrte Weſtold das braune Zickzack des wilden Pinſelſtrichs an; und in der guten Abſicht, den verderbenden Zeugen der unglücklichen Laune ſeines Freundes ſchnell zu vertilgen, ehe er auftrocknete, wollte er ihn mit einem reinen, in Oel getauchten Pinſel hinwegwiſchen; allein da die Farben des Himmels und der Bäume ebenfalls friſch aufgetragen und noch nicht trocken waren: ſo verwiſchten ſie ſich aufs ſchlimmeſte durch einander, und jemehr er ſich bemühte, das Verdorbene wieder gut zu machen, deſto ärger verdarb er es nur.

Seine Unruhe hierüber wurde mit jeder Stunde größer. Haſtebeck aber, als er das Unglück ſah, ſchien es ſehr gering zu achten; und ſagte nichts dazu, als: „Du ſiehſt, meine Bilder ſind Tollköpfe, ſo gut, als ich. Laß uns unſre Launen und Flecken: ſie werden ſonſt nur ſchlimmer.“

Er ſtellte das Bild bei Seite, ohne wieder Hand daran zu legen, rührte auch Leinwand und Oelfarben nicht wieder an, ſondern machte von jetzt an

nur leichte Skizzen auf Papier, gröſtentheils gar nicht, oder doch nur ſehr wenig kolorirt.

Als Weſtold hierüber ſein Befremden äuſſerte, und ihn aufforderte, wieder in Oel zu mahlen, und ſich Mühe zu geben, ein Meiſter zu werden, wie Claude Lorrain und Waterlo, erwiederte er ruhig: „Einer von dieſen werden zu wollen, das würde mir auch im Traume nicht einfallen; allenfalls eine Art von Salvator Rosa könnte in mir ſtecken, wenigſtens zieht meine Neigung mich nach ſeinen wilden Kompoſitionen noch am meiſten hin; aber ſchwerlich möchte mein Talent auch bis zu ihm hinauf reichen, und ich mag den Verſuch dazu gar nicht weiter machen; ſondern mein Streben iſt jetzt nur, mein Auge in möglichſt ſchneller Auffaſſung mahleriſcher Gegenden zu üben, und mir, bei möglichſter Treue, eine möglichſt leichte Manier der Darſtellung anzueignen, wie ich ſie auf meinen Reiſen brauchen werde, um in meiner Mappe bildlich aufzubewahren, was mir Mahleriſch-ſchönes in der Natur aufſtoßen wird.“

So kam er aufs Reiſen überhaupt, und dann

beſonders aufs See-Reiſen zu ſprechen. Als er nun anfing, dies in ſeiner wilden, eigenthümlichen Herrlichkeit auszumahlen, konnte Weſtold ſich endlich einer gutgemeinten Abmahnung, die er lange auf dem Herzen gehabt hatte, nicht mehr enthalten. „Ach, Freund!“ ſprach er im liebreichſten Tone zu ihm — „bleib doch auf dem feſten Lande, und geh nicht aufs Meer! Bedenke doch, wie viele Meilen lang nur die Staaten unſers Monarchen ſind! Wie große Reiſen kann man nicht in dieſen ſchon machen! Und genügen Dir dieſe nicht: nun ſo durchreiſe ganz Deutſchland, von einem Ende zum andern! Lieber Himmel! ſchon das iſt ja eine entſetzliche Reiſe! Und biſt Du ganz reiſe toll: barmherziger Gott! wie unermeßlich groß iſt Europa! So geh nach Paris! nach Petersburg! nur nicht in die Türkei! Und doch zehnmal lieber will ich Dich ſehn nach Conſtantinopel reiſen, als übers Meer! Der Menſch hat keine Floßfedern und keine Schwimmhaut an den Füßen; ſondern ſie ſind nur eingerichtet aufs Gehen: alſo gehört der Menſch auch nicht aufs Meer, ſondern aufs feſte Land! Ich werde

nie wieder ruhig, wenn Du zu Schiffe gehſt, denn ich ſeh' es voraus, und ich fühl' es an jedem Herzſchlage ſchon jetzt, daß es dort ſchlecht abläuft mit Dir! Wer ſich ohne Noth in die Gefahr begiebt, kommt leicht darin um!"

Doch je ängſtlicher Weſtold abmahnte, deſto heller blizte es in Haſtebecks Augen auf, und bei den letzten, tragiſch-prophetiſchen Worten des ängſtlichen Freundes ſprang er laut lachend vom Stuhle auf und im Zimmer hin und her. „Weſtold!" rief er — „biſt Du eine Kindermuhme geworden? Und meinſt Du, Du willſt mich in Furcht jagen durch die Gefährlichkeit einer Seereiſe? Das iſt es ja eben, was mich am meiſten anzieht dabei! Mit der Gefahr wächſt für den Muthigen die Luſt in jeder Art von Kampf, ſey es im Duell, ſey es in der Schlacht, oder bei einer Seereiſe. Sollte ich immer hinrudern auf einer glatten, oder nur wenig vom Zephir gekräuſelten Fläche: wahrlich, ſo bliebe ich gleich auf dem Trocknen, oder ich kehrte wenigſtens, ſobald ich könnte, dahin zurück, denn das würde mir wenigen, kurzen Spaß machen. Aber

ein ſturmbewegtes Meer, ein immer wechſelndes, wildes Aufſteigen und Umſtürzen der ſchäumenden Wellen, die das hinfliegende Schiff jetzt einem Abgrunde entheben, und dann es wieder in einen geöffneten Todesrachen nach dem andern hinabzuziehen ſuchen — und im Sturmgeheule das Rufen und Schreien und Fluchen der entgegenkämpfenden Matroſen — ſieh, das muß eine Luſt ohne Gleichen ſeyn, und nach der hat es mich hingezogen, ſeit ich die erſte Beſchreibung einer Seereiſe las! Glaub' mir: das Meer, das Meer iſt mein Element; und ich wollte, mein Vater hätte mich aus Tertia gleich auf ein Schiff geſchickt! Ein Seemann hätt' ich werden müſſen, und von allen Reiſen wäre eine Reiſe rings um die Welt mir die liebſte geweſen! Gebe der Himmel nur, wenn ich endlich hinaus komme aufs Meer, daß ich es nicht unter meiner Erwartung finde, wie es mir ſchon mit manchem Andern in der Welt gegangen iſt, ſondern daß es mich in der Wirklichkeit ganz ſo großartig, ſo furchtbar ſchön und wild umſchäumt, und umbrauſt, und umraſt, wie ich nur es ſchon ſeit langer Zeit vorſtelle! Iſt

das der Fall: Freund, ſo iſt von allen Reiſenden zu Lande und zu Meere keiner glücklicher, als ich!"

Weſtold ſchüttelte immer bedenklicher den Kopf, und wurde ganz tiefſinnig über dieſe ſeltſame Neigung ſeines Freundes, die der ſeinigen ſo ganz und gar entgegen geſetzt war. Haſtebeck aber ſchien ſeit dieſem Geſpräch aufs neue begeiſtert für ſeine großen Reiſepläne, und eifriger, als jemals, betrieb er jetzt die mancherlei wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Vorbereitungen dazu. Durch nichts wollte er ſich mehr ſtören laſſen in der Verfolgung ſeines Zieles.

---

Haſtebecks Geburtstag rückte heran. Weſtold und Auguſte wünſchten, einen heitern Feſttag daraus zu machen; allein ſobald Haſtebeck dies merkte, erklärte er ſich ſo ernſtlich dagegen, daß ſie ihm endlich mit Hand und Mund verſprechen mußten, von jedem Verſuche dieſer Art gänzlich abzuſtehen. Selbſt die Glückwünſche, womit

ſie ihn am Morgen jenes Tages begrüßen wollten, wies er zurück, indem er ſagte, es wäre am Ende wohl beſſer geweſen, wenn er gar keinen Geburtstag hätte. Unbefangen erwiederte Auguſte: „Ei, wenn Sie den nicht hätten: ſo wären Sie ja gar nicht auf die Welt gekommen?“ Und finſtern Blicks gab er zur Antwort: „So meinte ich es eben.“

Auguſten that dieſe Aeußerung ſchmerzlich weh. Trotz ihres gegebenen Verſprechens, konnte ſie es ſich nicht verſagen, ein Paar kleine Kränze von Lebensbaum und einigen Frühlingsblumen zu winden, die ſie auf die Köpfchen der Kinder legte. Sie, die kleine Marie auf dem Arme, Weſtold, den kleinen Herrmann, gingen ſie dann in das Zimmer des Freundes, und hielten ihm die bekränzten, ſonntäglich geputzten Kinder hin. Im erſten Augenblick wollte er ſchelten, weil das gegen ihre Verabredung ſey; aber Auguſte ließ ihm dazu keine Zeit, indem ſie ſcherzend ſagte, die Kinder wären an keine Verſprechen gebunden, und auf dieſe dürfe er alſo nicht zürnen, daß ſie ihm ein Paar Feſtkränze brächten. Und bei dieſen Worten führte

ſie Mariens kleine Hand hinauf zum Kranze, hob ihn von dem blonden Köpfchen, und reichte ihn dem ernſten Freunde hin, daß es ausſah, als ob das Kind es thäte. Weſtold ließ den kleinen Herrmann mit ſeinem Kranze das nämliche Kunſtſtück machen. Beide Kinder ſchauten dabei aus ſo hellen, freundlichen Augen um ſich her, und Marie, als ob ſie in den Scherz von ſelbſt mit einginge, lächelte ſo unwiderſtehlich hold, bald nach der Mutter, bald nach Haſtebeck hin, daß er nicht unterlaſſen konnte, die Kränze anzunehmen, und beide Kinder dankend zu küſſen. Und je länger er Beide, beſonders Marien, betrachtete, deſto mehr ſchmolz die angekünſtelte Eishülle von ſeinem Herzen; mit jedem Pulsſchlage war er wieder mehr und mehr der warm fühlende Menſch von ehemals, ſo daß er das Kind endlich der Mutter vom Arme nahm, und es mit den zärtlichſten Worten und Liebkoſungen überſchüttete. Mit jeder Sekunde ſchien ſich ſeine Empfindung zu ſteigern. Bald drückte er das Kind an ſeine Lippen, bald hielt er es hoch vor ſich hin, und hing an ihm mit liebevollen, freude-

trunkenen Blicken. Plötzlich aber wurden ſie trüb und trüber, ja ſie ſchienen feucht werden zu wollen von einer Thräne. Endlich brach er in die Worte aus: „So ein Kind — ſo ein Kind — ſo einen Engel von einem Kinde hatte ich auch! — Gott im Himmel! und ich habe es nicht mehr!“ Und dann, mit ſchnell abgewendetem Geſicht, drückte er die Kleine wieder der Mutter in den Arm, und bat mit gebrochener Stimme, daß man ihn mit dem Anblick der beiden Kinder nicht länger das Herz zerreiſſen möchte. — So gereichte ihm abermals zum Schmerze, was ihn hätte aufheitern ſollen, und betrübt gingen die Freunde von ihm hinweg.

Seit dieſem Tage wurde es immer auffallender, wie der Anblick der Kinder, beſonders Mariens, ihn immer finſterer verſtimmte. Den kleinen Herrmann, ob er gleich ſchon ſich recht erfreulich zu entwickeln begann, ſchien er am wenigſten zu beachten, oder vielmehr ihn abſichtlich nicht beachten zu wollen, ja er warf über ihn einmal die Aeußerung hin, der Junge hätte ganz wegbleiben ſollen aus der Welt. Dagegen heiterten ſich auf Marien

oft unwillkührlich ſeine Blicke, und immer mit einem ſchweren Seufzer wendete er ſie endlich wieder von ihr ab. Und als er beide Eltern einmal, in einer Gartenlaube, in der vollen elterlichen Glückſeligkeit mit ihr koſen ſah, und von ihnen ihr Glück preiſen hörte, brach er in die Worte aus: „Solches Glückes könnte auch ich mich freuen! Und ich bin betrogen darum! Ich habe es verſchleudert, wie ein Wahnſinniger!“

Weſtold verſchwendete vergebens die freundlichſten Zuredungen an ihn. Er blieb bei der Selbſtanklage, daß er, wie ein Tollhäusler, mit ſeinem Lebensglück gewirthſchaftet habe, und daß er ſelber der Mörder ſeines Friedens und ſeiner Freude ſey. „Ich muß fort! fort!“ ſetzte er hinzu — „um auf wildem Meere und in fremden Welttheilen zu vergeſſen, was in der Heimath mich quält!“

Er fing an, ernſtliche Anſtalten zu ſeiner Abreiſe zu machen, ja er verfaßte ſogar einen ſchriftlichen Aufſatz über die Vertheilung ſeines Vermögens nach ſeinem Tode, im Fall er von ſeiner Reiſe nicht zurückkehren würde, und er

händigte Weſtolden dies Papier, verſiegelt, zur Aufbewahrung ein. Außerdem aber wies er ihm noch eine anſehnliche Summe an, zur gänzlichen Erhaltung einer alten Tagelöhner-Wittwe, Namens Anna Werner, in einem benachbarten Dorfe, und zur Ausſtattung und Unterſtützung ihrer Tochter in einer nahe gelegenen, kleinen Stadt, wenn ſie ſich verheirathen, oder irgend in Noth kommen ſollte. Er bat Weſtolden hierbei dringend, daß er Beide nie aus den Augen verlieren, aber dieſes Geld ihnen immer auf eine Art möchte zukommen laſſen, welche ihnen niemals den Geber verriethe.

Weſtold konnte eine kleine Frage der Neugier nicht unterdrücken, um zu erfahren, welche Bewandtniß es mit dieſen Leuten habe? Schweigend aber, und ſehr verfinſterten Blicks, ſchüttelte Haſebeck erſt nur mit dem Kopfe, und ſagte endlich nichts, als: „Laß uns davon abbrechen! Es betrifft eine unglückliche, böſe Geſchichte!“

Als ſie am folgenden Tage zum Abendeſſen noch bei Tiſche ſaßen, trat der Jäger ins Zimmer,

der bei dem Grafen in der Reſidenz geweſen war, und wegen einiger Einrichtungen, die im Schloſſe beſorgt werden ſollten, eine Beſtellung zu machen hatte. — Höflich fragte Weſtold nach dem Befinden des Grafen und der Gräfin; und theilnehmend hörte er, daß die Gräfin bei der Entbindung von einer Tochter, dem Tode ſehr nahe geweſen, jetzt zwar um vieles beſſer, doch immer noch nicht außer Gefahr ſey, beſonders da ſie vor ein paar Tagen einen faſt tödtlichen Schreck gehabt habe. Mit bitterm Tone fragte Haſtebeck, ob der Herr Graf vielleicht ein wenig zu ſtark mit Champagner-Flaſchen kanonirt habe? — „O nein!“ antwortete der Jäger — „der Herr Graf waren gar nicht zu Hauſe, ſondern bei einem General auf einem Balle geweſen, während beinahe das große Unglück geſchehen wäre.“

„Welches Unglück denn?“ fuhr Weſtold fort zu fragen.

Die Amme habe im Schlafe das Kind faſt erdrückt, erzählte der Jäger.

„Erdrückt?“ ſchrie Haſtebeck auf — „Erdrückt? Was für ein Kind?“

„Das kleine Comteſschen!“ erwiederte der Jäger, und fuhr fort, zu erzählen, daß die Frau Gräfin nur durch einen glücklichen Zufall das nahe Unglück noch zur rechten Zeit entdeckt habe, daß das Kind ſchon ganz blau geweſen, und kaum ins Leben zurück zu rufen geweſen ſey.

In der heftigſten Bewegung war Haſtebeck von ſeinem Sitze aufgeſprungen, und hatte den Stuhl hinter ſich umgeworfen, ohne es zu bemerken. Mit wilden Blicken nach dem Erzähler hinſtarrend, konnte er, mit beklommenem Athem, kaum die neuen Fragen heraus ſtoßen: „Lebt es auch noch? Iſt es gerettet? Iſt es auch friſch und geſund, wie vorher?“

Die ruhige, wiederholte Bejaung dieſer Frage ſchien einen Stein von ſeiner Bruſt herabzuwälzen; doch der heftige Schreck, von dem er anfangs ergriffen war, ſchien alsbald in einen lebhaften Zorn überzugehen. „Wie leichtſinnig behandeln ſie das Kind!“

rief er aus — „Gott im Himmel! wenn das Kind erdrückt worden wäre!“

Raſchen Schrittes ging er zur Thüre hinaus und nach ſeinem Zimmer; und hoch erſtaunt über die ſchreckliche Wirkung, welche die Erzählung des Jägers auf ihn gemacht hatte, ſahen die Freunde ihm nach, und ſchüttelten ſeufzend die Köpfe, wie am Bette eines Gefährlichkranken. Der Jäger ſelbſt zog ſich betreten zurück.

Als ſpäterhin Weſtold zu Haſtebeck ins Zimmer trat, hatte dieſer eben einen Brief an den Grafen geſiegelt, und bat um die möglichſt ſchnellſte Beförderung deſſelben auf die Poſt. Weſtold verſprach, daß das am nächſten Morgen ſogleich durch einen Boten geſchehen ſolle, und Haſtebeck, der jetzt um vieles ruhiger war, reichte ihm dankbar die Hand für dieſes Verſprechen.

Das machte Weſtolden Muth zu der Frage: „Aber, lieber Freund, wie konnteſt Du ſo ungeheuer, ſo über alle Maaßen ergriffen ſeyn und aufbrauſen bei der Erzählung des Jägers? Wie ſoll ich

mir nur Deine ſo übertriebene Theilnahme an dem gräflichen Kinde erklären?“

Haſtebeck konnte einige Verwirrung, in die ihn dieſe Frage verſetzte, nicht verbergen; doch bald gefaßt, erwiederte er: „An dem Leben dieſes Kindes hängt gewaltig viel! Stirbt es eher, als die Gräfin: ſo fällt das ungeheure Vermögen, das der Graf um theuern, ſchrecklich theuern Preis erheirathet hat, an ihre Verwandten zurück! die Gläubiger des Grafen ſind dann betrogen, und er iſt ein ganz verlorner Menſch!“ — Hierauf brach er das Geſpräch ab, und auf ſeine Verſichrung, daß er müde ſey, und ſich zeitig niederlegen wolle, entfernte ſich Weſtold von ihm, ohne weitere, läſtige Fragen.

Lange nachher aber hörte Weſtold ihn noch in ſeinem Zimmer auf- und abgehen, und am frühen Morgen trat er Weſtolden ganz und gar reiſefertig entgegen, und bat ihn um Pferde und Wagen bis zur nächſten Poſtſtation, aber nicht in der Richtung nach dem Meere hin, ſondern wieder nach der Reſidenz, wo er herackommen war. Er ſagte, daß ihn eine dringende Angelegenheit erſt noch ein-

mal

mal dorthin zurückrufe; ſobald dieſes beendet ſey, werde er ſeine groſſe Reiſe antreten. Den Brief an den Grafen nahm er, als nun unnütz geworden, zurück. —

Es war ein ſtürmiſches, kaltes Wetter, und er ſchien nicht wohl zu ſeyn. Auguſte wollte ihn daher durchaus nicht reiſen laſſen; doch keine Vorſtellung und keine Bitte konnte ihn bewegen, auch nur einen halben Tag noch länger zu bleiben.

Eine unverkennbare, innere Unruhe trieb ihn unaufhaltſam hinweg; er ließ nicht nach mit Gegenbitten, bis Weſtold in den Hof hinunter rief, daß ein Wagen angeſpannt werden ſolle.

Sobald dies geſchehen und der Koffer darauf gepackt war, griff Haſtebeck nach ſeinem Hute, und reichte dann Weſtolden und Auguſten zum Abſchiede, mit einem ernſten, feſten Blicke, die Hand. Beide waren in der ſchmerzlichſten Bewegung, Beide wollten dem theuern Freunde noch das Herzlichſte, wozu ſie ſich getrieben fühlten, in Worten und Umarmungen ausdrücken; aber er ließ ſie dazu nicht kommen; er riß ſich gewaltſam von

ihnen los, und eilte so schnell nach dem Wagen, daß sie ihm nicht nachkommen konnten; und stumm, fast ohne einen Rückblick nach ihnen, fuhr er davon.

„Heißt das ein Abschied auf Leben und Tod?“ klagte Auguste bei der Rückkehr in's Zimmer. „Wie leicht kann es seyn, daß wir ihn nie wiedersehn! und ohne ein herzliches Wort ist er davon gegangen! ohne auch nur eins hören zu wollen! Ist das recht? Ist das freundschaftlich?“

„Unfreundschaftlich ist es gewiß nicht von ihm gemeint!“ antwortete Westold. „Er mag das Abschiednehmen überhaupt nicht leiden, und wenn er am bewegtesten ist, gerade am allerwenigsten. Das ist seine Weise nun einmal so. Wenn sie der meinigen auch nicht zusagt: so kann ich sie wenigstens nicht übel deuten.“

Er hielt ein Weilchen inne; aber mit einem schweren Seufzer und höchst niedergeschlagenem Tone fuhr er dann fort: „Wenn nur übrigens alles mit ihm wäre, wie es seyn sollte! Wenn er nur nicht nach außen so verschlossen — nicht innerlich in seinem ganzen Wesen so zerstört wäre! — Verträgt

ſich ſolche hartnäckige Verſchloſſenheit mit alter, treuer Freundſchaft? Setzt eine ſolche innere Unruhe — ach, wie ſchwer wird mir das auszuſprechen! — nicht ein ſchrecklich belaſtetes Gewiſſen voraus? Was hat er gethan — was hat er verbrochen, das ihn dem Herzen ſeines Freundes, das ihn ſeinem ſonſtigen Frohſinne ſo traurig entfremdet? Kann ich ihn noch meinen Freund nennen, der ſeit langer Zeit ſchon ſo ſtumm neben mir ſtand? Darf ich Den als Menſchen noch achten, deſſen Bewußtſeyn ſich mir ſo ſchuldbelaſtet gezeigt hat?"

Er verſtummte mit thränendem Auge. Furchtbar laſtete die herzzerreißende Befürchtung auf ihm, daß er über kurz, oder lang durch irgend eine böſe Nachricht, welche den Schlüſſel zu dem unerklärlichen, verſtörten Weſen ſeines, ihm ſchon halb entfremdeten, Freundes gäbe, werde erſchreckt werden. Er zitterte vor dem Böſen, was er erfahren würde, und in manchem ſtillen Gebete flehte er zu Gott, daß es nur nichts Unwürdiges ſeyn möge, denn dieſen Schmerz zu ertragen, traute er ſelbſt ſich nicht Muth und Kraft genug zu.

Mitten in dieſen niederſchlagenden Betrachtungen erinnerte er ſich des Auftrags von Haßebeck, für die Erhaltung der alten Anna Werner und die etwa nöthige Unterſtützung ihrer Tochter zu ſorgen. Es erſchien ihm als eine heilige Pflicht, ſich dieſes Auftrags recht bald zu entledigen, wenn er auch von dem dazu angewieſenen Gelde noch nichts erhoben hatte. Am erſten Tage, da er Zeit dazu hatte, fuhr er daher nach den bezeichneten Orten, um jene Perſonen aufzuſuchen, und mit eignen Augen zu ſehen, was ſie bedürfen, und wie ſie am zweckmäßigſten zu unterſtützen ſeyn möchten.

An der Anna Werner fand er eine alte, ſchwache, unfreundliche Frau. Als er ſie nach ihrer Lage zu befragen anfing, prahlte ſie, daß ſie hohe, vornehme Freunde in Menge habe, die große Stücke auf ſie hielten, und es ihr an nichts fehlen ließen, ſo daß ſie, wenn ſie ſonſt Luſt dazu hätte, alle Tage herrlich und in Freuden leben, und ſich in Sammt und Seide kleiden könnte, ſo gut, wie ihre hübſchöne Tochter. Da ſie aber endlich hörte, daß der Unbekannte, der vor ihr ſtand, den Auftrag

habe, für ihre bisherige, monatliche Unterſtützung Sorge zu tragen, begann ſie plötzlich zu klagen, daß ſie oft Mangel leide, und kaum wiſſe, wo ſie einen Biſſen Brodt hernehmen ſolle. Nach genauerer Unterſuchung fand Weſtold, daß die Wahrheit zwiſchen ihren beiden Ausſagen grade in der Mitte lag, und daß die Unterſtützung, welche ſein Freund ihr zukommen ließ, ihren Bedürfniſſen und Verhältniſſen vollkommen angemeſſen war. Auf ſeine ernſtliche Ermahnung, daß ſie künftig weder übern prahlen, noch undankbar klagen ſolle, fing ſie plötzlich an zu weinen, und entſchuldigte ſich mit der Schwachheit ihres Kopfes, woran das Herzleid über ihre Kinder Schuld ſey. „Dann nur Keiner auf Kinder!“ war der Denkſpruch, den ſie faſt in jeder Minute mit greinendem Tone wiederholte.

Weſtold fragte ſie, ob ſie denn, außer ihrer Tochter Catharine, noch mehr Kinder habe? Ihre Antwort war, ſie habe noch einen Sohn gehabt, in der heiligen Taufe Gottfried, vom gemeinen Volke aber gewöhnlich Etzenfried genannt, weil er, von Kindesbeinen an, ein toller, ſinnlicher

Junge geweſen ſey; der Vater habe aber viel auf ihn gehalten, und immer gemeint, daß aus dem einmal ein rechter Kerl werden müſſe; er ſey dann auch ſehr ſchnell in die Höhe geſchoſſen, ſo daß er ſich ſchon im achtzehnten Jahre habe bücken müſſen, wenn er durch die Thüre gegangen ſey; da habe es dann nicht fehlen können, daß er frühzeitig unter die Soldaten geſteckt, und weil er gut leſen und ſchreiben gelernt, bald Gefreiter und dann Unteroffizier geworden ſey; und zuletzt ſetzte ſie ſehr wohlgefällig hinzu: wenn er am Leben geblieben wäre, würde er es gewiß noch bis zum Feldwebel gebracht haben.

„Und Der iſt todt?“ fuhr Weſtold fort zu fragen. Und die Alte fuhr fort zu erzählen von ihrem großen Gottfried, daß er, als ein pfiffiger, brauchbarer Kerl, mit einem vornehmen Offizier weit, weit in die Welt hinaus habe auf Werbung gehen müſſen, daß er auf dieſem Poſten als ein rechtſchaffener Soldat für ſeinen König eine Menge der ſchönſten Rekruten zuſammengefiſcht, aber von einem ſolchen Halunken, einem leckern Geſellen, dem

er bei einem Glaſe Wein ſchon das Handgeld glücklich in die Taſche und den Soldatenhut auf den Kopf practiſirt, auf der Stelle todt geſchlagen ſey; darüber habe der Vater ſich zu Tode gegrämt, und noch auf dem Sterbebette geſchworen, daß ſein Gottfried gewiß noch würde Feldwebel geworden ſeyn, wenn er nicht vor der Zeit hätte ins Gras beiſſen müſſen — ſie aber bleibe dabei, es müſſe Keiner auf Kinder bauen, denn ehe man es ſich verſähe, wären ſie aus der Art geſchlagen, oder todt, wenn man auch alle Hände über ihnen ausgebreitet gehabt habe.

Auf Weſtolds Frage, ob ihre Tochter Catharine denn aus der Art geſchlagen ſey, und was ſie hierunter verſtehe, antwortete ſie erſt ganz erbittert: „Bekümmert ſie ſich denn wohl um mich? Iſt es ihr nicht einerlei, ob ich lebe, oder ob ich umkomme? Folgt ſie wohl irgend einem Menſchen, ſeit ihr Bruder todt iſt, der ihr immer den Daumen ans Auge drückte, und ſie manchmal abwinkte, wenn ſie heimlich auf den Tanzboden gelaufen, oder wenn ſonſt etwas vorgefallen war?“

Als Weſtold nun aber weiter nach der Tochter forſchen wollte, änderte die Alte plötzlich die Sprache, lobte die Tochter über die Maaßen, ſagte, daß ſie das hübſcheſte Mädchen nicht allein im Dorfe, ſondern auch weit und breit geweſen ſey, daß ſie mehr als einen Fähndrich und manchen noch vornehmern Herrn hätte zum Manne bekommen können, wenn ſie nur hätte Ja ſagen wollen; und daß ſie jetzt eben wieder einen Bräutigam von hohem Stande habe, welcher durchaus nicht wolle, daß ſie ſich fernerhin als Dienſtmädchen vermiethe, und der ſie mit den prächtigſten Kleidern ausſtaffirt habe, wie eine Edeldame.

Weſtold freute ſich ſehr über die Nachricht von Catharinens naher Verſorgung durch eine vortheilhafte Heirath, und ſagte, daß er für dieſen Fall den Auftrag habe, eine anſtändige Ausſtattung zu beſorgen. Da nickte die Alte ihm freundlich grinſend zu, und mit einem widerlichen Tone, der ſchalkhaft ſeyn ſollte, verſicherte ſie, daß ſie ſchon merke, von was für einem ſchmucken, lieben Herrn dieſer Auftrag komme. Und als Weſtold, aus Furcht,

daß das Incognito ſeines Freundes gefährdet werden könne, zu der Nothlüge griff, daß eine alte, fromme Dame dieſe Großmuth ausüben wolle, gab ſie, noch ſchalkhafter, als vorher, zur Antwort: „Ganz recht! Ich verſtehe es ſchon! Eine alte Dame mit Stiefeln und Spornen, und mit einem Degen unter der Saloppe! Ja, ja! ſo war er des Abends manchmal zu ihr geſchlichen, daß ihn Niemand erkennen ſolle; und weil ſie noch ein junges, dummes und ſchüchternes Ding war, und ſich vor ihm fürchtete: ſo verſprach er ihr anfangs heilig, daß er ſie heirathen wolle, und nachmals wenigſtens, daß er ſie ausſtatten werde, wie eine Prinzeſſin, wenn ſie einen Andern heirathete. Na, ſo mag er dann nur tüchtig herausrücken, der loſe Schelm! Wir kennen ihn ſchon!“

Weſtold erblaßte und verſtummte bei dieſer ſchalkhaften Rede der Alten, und, jeden Augenblick befürchtend, daß ſie den Namen ſeines Freundes laut ausſchreien werde, wußte er ſich nicht anders zu helfen, als daß er ihr augenblickliches Stillſchweigen gebot, und die ernſthafte Drohung hinzuſetzte,

daß weder ſie noch ihre Tochter jemals einen Heller weiter bekommen werde, wenn ſie gegen ihn, oder gegen irgend Jemanden jemals wieder ſo albernes Geſchwätz triebe.

Hierauf erhob aber die Alte ihre Stimme noch ungleich lauter, als zuvor, indem ſie betheuerte, kein Menſch in der Welt ſolle ihr das Reden verbieten, und der gottesvergeſſene Böſewicht, der ihr unſchuldiges Kind ſo ſchändlicher Weiſe belogen und betrogen habe, müſſe ſie fortwährend erhalten, wie er es bis jetzt gethan, und ihrer Tochter müſſe er eine Ausſtattung geben, ſo prächtig, als ſie es nur verlangen werde, und wenn das nicht nächſtens geſchähe, damit das arme Ding endlich eine ehrliche Frau werde: ſo wolle ſie ſelbſt mit ihrer Krücke in die Reſidenz humpeln, und dort vor einem großen General, der auf ihr Cathrinchen große Stücken halte, einen Fußfall thun, und nicht ruhen, bis der verruchte Menſch Geld über Geld gezahlt, und zum öffentlichen Scandal an den Pranger geſtellt ſey.

Gänzlich verzweifelnd an dem glücklichen Ausgange eines ferneren Wettkampfes mit einer ſolchen

Rednerin, ja fürchtend, daß er mit jedem weiteren Worte das Uebel nur ärger machen werde, zog ſich Weſtold ganz ſtill zurück, achtete des kreiſchenden Nachrufens der Alten nicht, und ſchüttelte den Staub von ſeinen Füßen, als er ihre Hütte hinter ſich hatte.

So bitter auch, nach dieſem Auftritte, ſeine Verſtimmung über den erhaltenen Auftrag war, ſo blieb er doch bei dem Vorſatze, ihn nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen auszurichten; aber mit wahrem Schaam-Erröthen über die unglückliche Verirrung ſeines Freundes, ſchlug er die Hände zuſammen, und rief ein Mal nach dem andern aus: „Was für eine böſe, böſe Geſchichte!“ —

Mit ſchwerem Herzen fuhr er nach der Stadt, in welcher Catharine ſich aufhalten ſollte. Nach und nach lebte indeſſen die Hoffnung in ihm auf, daß dieſe vernünftiger und von beſſeren Sitten ſeyn werde, als die Mutter, weil er des feſten Glaubens war, das in dem ſchönen Körper auch eine ſchöne Seele wohnen müſſe. Er rechnete alſo mit Zuverſicht darauf, durch ſie auf die rohe, gemeine Mut-

ter wirken zu können, ſo daß alles friedlich und anſtändig abgethan werden könne.

Höchſt erwünſcht war ihm die Länge des Weges, den er, bis hin zu ihrem Wohnorte, zurück zu legen hatte, weil er dadurch Zeit gewann, ſich wieder diejenige ganz ruhige Stimmung und Haltung zu eigen zu machen, welche er nöthig zu haben glaubte, um das ſchöne Mädchen mit aller ihr ſchuldigen Schonung und Zartheit zu behandeln. Noch lange zuvor, ehe er an's Stadtthor kam, war er daher ſehr vollkommen mit ſich einig, nicht nur, wie er ſie begrüßen, anreden, und die Unterhandlung mit ihr einleiten, ſondern dieſe auch geſchickt fortführen und beendigen wollte, um ſich ſowohl ihr, als auch ihres Bräutigams Vertrauen — im Fall er auch deſſen Bekanntſchaft machen würde — zu erwerben.

Als er in den Gaſthof gelangt war, fand es ſich aber, daß er ſich mit ſeiner ganzen Vorbereitung eine durchaus unnütze Mühe gegeben hatte, indem die Catharine Werner ſchon ſeit einiger Zeit wieder ausgewandert war, ohne daß Jemand wußte, wohin; ja bei näheren Erkundigungen nach ihrer

Perſönlichkeit und ihrem geführten Lebenswandel, ergab es ſich unwiderſprechlich, daß die ſchönen Reden, welche er an ſie hatte richten wollen, bei ihr gar ſchlecht angebracht geweſen wären. Alle Ausſagen über ſie ſtimmten nemlich auf's vollkommenſte darin überein, daß ſie nicht nur keinen Bräutigam habe, ſondern auch wohl ſchwerlich einen bekommen werde, weil ſie eine höchſt ſchaamloſe, lüderliche Dirne ſey, die man, ohne ihr Unrecht zu thun, zu dem heilloſeſten Auswurf ihres Geſchlechts zählen müſſe.

Weſtold ſchauderte zurück vor dem Bilde, das man ihm von der Catharine Werner entwarf. Gar zu gern hätte er ſich eingebildet, ſie ſey eine ganz andere Perſon, als die, welche er ſuchte; doch leider mußte er ſich ſagen, daß dies unmöglich ſey. — Mit tiefer Betrübniß ſetzte er ſich in den Wagen, um nach Aarhorſt zurück zu fahren. Es war ihm ein furchtbarer Gedanke, daß ſein Freund, mehr oder weniger, das moraliſche Verderben dieſes Geſchöpfes könne verſchuldet haben, und mit den düſterſten Farben malte er ſich den qualvollen Seelenzuſtand deſſelben aus, wenn ein ſolcher Vorwurf, wie er nach allen

Umſtänden kaum bezweifeln konnte, auf ſeinem Gewiſſen laſtete. Doch ſo ſtreng er auch das vermeintliche Verbrechen Haſtebecks verabſcheute: ſo empfand er doch ungleich mehr Mitleid, als Unwillen gegen ihn; und damit der Unglückliche nicht in Augſtens Meinung ſinken möge, nahm er ſich vor, die ganze, unglückliche Geſchichte vor ihr auf das ſorgfältigſte zu verbergen.

Zu ſehr indeſſen mit ſich uneins, wie er, unter ſo unerwarteten Umſtänden, ſich weiter in Abſicht ſeiner beiden Pflegebefohlnen benehmen ſolle, und in der Hoffnung, daß Haſtebeck das feſte Land noch nicht verlaſſen haben werde, fragte er dieſen in einem ängſtlich ſchonenden Briefe um nähere Vorſchriften, und addreſſirte den Brief an den Kaufmann, der Haſtebecks Geldangelegenheiten beſorgte, mit der beigefügten Bitte, ihn eiligſt nach dem Hafen zu überſenden, wo der unglückliche Reiſende ſich einſchiffen werde.

Weſtold fürchtete, daß er vielleicht erſt nach mehreren Wochen werde eine Antwort erhalten können; ſehr groß war daher ſein Erſtaunen, als er

ſchon mit umgehender Poſt einen Brief von dem weit entfernt geglaubten Freunde erhielt, worin ihm dieſer ſchrieb:

„Der Menſch denkt, und Gott lenkt! — Statt nach einem andern Welttheile, bin ich für's erſte nur in das Haus des Grafen gezogen! Meine Reiſe iſt aufgeſchoben, wenigſtens auf ein Jahr, vielleicht auf zwei — kurz, ich weiß nicht, auf wie lange. Schiltſt Du mich einen Narren: ich muß es mir gefallen laſſen! Ich ſelbſt ſcheite mich mitunter ſo! Aber ich kann nicht anders. —

Mit den beiden Weibsbildern brauchſt Du Dich nicht weiter zu befaſſen; ich kann es nun ſelbſt. Die Alte iſt unklug, und die Tochter ſcheint durchaus ins Verderben rennen zu wollen. Ich glaube, Keiner, Keiner hätte ſie davon zurück halten können! das ſoll mein Troſt ſeyn, wenn auch ich es nicht kann!

Grüße und küſſe Deine Frau und Deine Kinder in meinem Namen! Und halte ſie feſt, feſt, feſt in Deinen Armen!

Haſtebeck."

Die letzten Zeilen waren doppelt und dreifach unterſtrichen. — Weſtold war, wie aus den Wolken gefallen, beim Leſen dieſes Briefes. Unerklärlich war ihm Haſtebecks Thun und Weſen. — „Was ſoll ich von ihm denken?“ ſagte er zu ſich ſelbſt — „Iſt er unſchuldig an dem Verderben des Mädchens? Oder iſt er ein Gewiſſenloſer, der ohne Reue neben einer Unglücklichen hinſchreitet, die er in den Staub warf? — Und erſt ein ſo unaufhaltbares Streben nach dem Meere hinaus, und dann auf ein Mal der Beſchluß, die lange erſehnte Reiſe wenigſten auf Jahr und Tag noch aufzugeben! Und ſtatt deſſen zieht er in's Haus des Grafen, von dem er mindeſtens oft höchſt zweideutig ſprach! — Die Seele eines Freundes ſoll ein offenes Buch ſeyn, worin man ungehindert leſen kann, was darin geſchrieben ſteht; aber die Seele dieſes Freundes iſt ein Buch voller Geheimniſſe und Räthſel, und mit ſieben Siegeln verſchloſſen, um mir jeden freien Einblick zu verwehren! Iſt das — iſt das auch ein Freund? ein wahrer, ein echter Freund?“

Als er ſo zu ſich ſelbſt geſprochen hatte, entdeckte er erſt auf der Rückſeite des Briefes noch eine flüchtige Nachſchrift, welche alſo lautete:

„Noch eins! Endlich hat auch die Gräfin Deinen Contract unterzeichnet! Glück zu! Nun iſt Deine Lage geſichert, auch wenn ſie ſterben ſollte! Ich athme nun noch einmal ſo frei, als zuvor!“

Es war Weſtolden, als ſollte dieſe kleine Nachſchrift die beſchämende Antwort auf ſein vorheriges Selbſtgeſpräch ſeyn, denn ſie war ihm ein neuer Beweis von Haſtebecks warmer, freundſchaftlicher Theilnahme an ſeinem Geſchick. — „Wenn ich ihn auch nicht immer verſtehe:“ ſchloß er ſein Selbſtgeſpräch — „ſo will ich wenigſtens nicht irre werden an ihm, ſondern dem Freunde vertrauen, als Freund.“

---

Aus dieſen, theils niederſchlagenden, theils wohlthuenden, Betrachtungen wurde Weſtold

plötzlich durch die unerwartete Nachricht von dem Tode des Schulmeiſters aufgeregt, ſo daß er auf lange Zeit faſt nur mit der Sorge für deſſen Hinterbliebene beſchäftigt war.

Bei der Leiche dieſes armen Familienvaters weinten ſechs Kinder, von denen vier noch gänzlich unverſorgt und hülfsbedürftig waren. Für zwei derſelben konnten nahe Verwandte ſorgen, und thaten es endlich auf Weſtolds Anmahnungen auch. Lenchen hoffte, ſich als Dienſtmädchen irgendwo ihr Brodt zu erwerben; aber eins von den vieren blieb dann doch noch unverſorgt; und Alle ſchluchzten in tiefer Betrübniß über Den, welcher hülflos übrig bleiben müſſe, und ſahen in banger Erwartung der verhängnißvollen Entſcheidung aus dem Munde der beiden reichen Vettern entgegen, die unter ihnen wählen und ſo die Schickſals-Looſe vertheilen ſollten.

Da trat Weſtold, freundlichen Blicks und mitleidigen Herzens, zwiſchen die Weinenden, reichte liebreich Einem nach dem Andern die Hand, ſagte Jedem ein frommes, tröſtliches Wort, und nachdem er ſie, der Reihe nach, aufmerkſam be-

trachtet hatte: das bildſchöne Lenchen, zwei andere, ebenfalls ſehr wohlgebildete Knaben, und den jüngſten von Allen, den blaſſen, blatternarbigen und kränklichen Lebrecht: da blieben auf dieſem, dem Unanſehnlichſten von Allen, ſeine Blicke endlich haften, ihr Ausdruck wurde immer väterlich-liebreicher, und, des Knaben beide Hände faſſend, ſagte er dann zu ihm: „Dich will ich mit mir nehmen, lieber Lebrecht; und wenn Du fromm und fleißig biſt, Dich nicht verlaſſen, bis Du Dir einmal ſelbſt Dein Brodt erwerben kannſt.“ — Und zu Lenchen gewendet, fuhr er dann fort: „Auch Du ſollſt mit mir kommen, gutes Lenchen, und unter der Obhut meiner Frau bleiben, bis ſich ein anderes anſtändiges Unterkommen für Dich findet, das Dir vielleicht lieber, oder nützlicher iſt.“

So war die Noth aller vier Waiſen auf einmal geendet, und ihre Kummer-Thränen waren in Freuden- und Dankes-Thränen verwandelt. Ihre Bildigkeit verſchloß ihnen zwar faſt gänzlich den Mund; aber ihre Blicke und Mienen drückten deſto ſprechender ihre frohen, guten Gefühle und Vorſätze aus.

Auch als ſie endlich von einander Abſchied nahmen, geſchah es nur mit wenigen, einfachen Worten; doch man ſah, daß Jedes das Andere herzlich lieb hatte, und daß Keines noch etwas von dem Zwiſte wußte, den es vielleicht noch geſtern oder heute mit dem Andern gehabt, oder von der Narbe, die Einer vom Andern, im jähzornigen Kampfe, zum Andenken fürs ganze Leben erhalten hatte. „So iſt's recht!“ ſagte Weſtold — „So iſt die echte, kindliche Geſchwiſterliebe. Sie zürnt leicht; aber ſie verſöhnt ſich auch eben ſo leicht. Sie achtet, im Guten und im Böſen, gleich wenig auf das, was ſie giebt, wie auf das, was ſie empfängt. Darum iſt ihre Rechnung immer ausgeglichen, ohne daß ſie auf Vergeltung des Guten hofft, oder das Böſe mit dauerndem Zorne ſtraft.“ —

Lenchen und Lebrecht wurden auch von Auguſten liebreich empfangen, und ſie gab ihnen freundlich, wie Weſtold es wünſchte, Sitz und Stimme mit an ihrem Tiſche, als ob es ihre eigenen Kinder wären. In einer ſtillen Abendſtunde aber, als Weſtold ſie unbefangen fragte, ob ſie ſich des

neuen Zuwachſes an ihrem Tiſche nicht freue, erwiederte ſie ihm offenherzig, daß dies an ſich wohl nicht der Fall ſey, da ihre Verpflichtungen, ihre Sorgen und ihr Aufwand hiedurch nicht unbedeutend vermehrt würden, daß ſie jedoch ſeinen Wünſchen hierin gern nachgebe, wenn der Himmel ihnen nur Wohlſtand genug verleihe, außer ihrer Marie und dem Herrmann, auch noch zwei ganz fremde Waiſen zu nähren, zu kleiden, und weiterhin zu verſorgen.

„Liebe Auguſte,“ ſagte Weſtold hierauf, mit mild überredendem Tone — „nenne die armen verwaiſten Kinder nicht fremd! Jede hülfsbedürftige Waiſe hat, nach meiner Meinung, ein heiliges Recht des Anſpruchs an den nächſten Nachbar, der ſie ernähren kann, wie die Natur jede ſchwache, rankende Pflanze an den nächſten Baum, der ſie halten kann, verwieſen hat, ohne daß der Baum erſt fragen darf, ob die kleine Pflanze auch wohl ſeines Geſchlechtes ſey? Eigentlich ſollte es gar nicht nöthig ſeyn, große, beſondere Waiſenhäuſer anzulegen, wie zum Beiſpiel in Halle der fromme Au-

auſt Herrmann Franke that; ſondern jedes Haus eines wohlhabenden Mannes ſollte ein natürliches kleines Waiſenhaus für die nächſten, hülfsbedürftigen Kinder ſeyn! Es jammert mich ſehr, daß es ſo nicht iſt! Ich werde die ganze Welt zu dieſem meinem Glauben auch nicht bekehren können; allein für meine Perſon will ich ihn wenigſtens durch die That bekräftigen, ſoviel mir der Himmel Gelegenheit und Kräfte dazu giebt. Und Du, liebe Auguſte, wirſt mit mir gewiß hierin gleich geſinnet ſeyn, und nicht etwa fürchten, daß es uns an Brodt für unſre Pflegkinder fehlen werde. Wo viel Kinder ſind, iſt viel Segen, wie ein altes Sprüchwort ſagt. Uns aber hat der Himmel den Segen von unſern Feldern ſchon voraus gegeben: laß uns ihn alſo den armen Kindern nicht vorenthalten, die eben eines Theils davon bedürftig ſind!"

„O nein! nein!" ſagte Auguſte, mit fortgeriſſen von dem Strome ſeiner menſchenfreundlichen Beredtſamkeit. „Möge der Himmel uns vor jeder Art von Hartherzigkeit und Geiz bewahren! Ich bin gern geneigt, Deines Glaubens zu ſeyn, und

wenn es auch die ganze Welt nicht wäre. Auch wird Lenchen uns sehr nützlich seyn bei der Aufsicht über die beiden Kleinen. Sie hat einen heitern und freundlichen Sinn, und die Kinder werden sich gewiß bald an sie gewöhnen; ja sie scheinen schon jetzt mit Vergnügen hin zu horchen, wenn sie ihnen mit ihrer hübschen Stimme ein Liedchen vorsingt. Aber daß Du aus den drei Knaben, zwischen denen Du die Wahl hattest, grade den Lebrecht heraus griffest, das wundert mich. Jeder von den andern Beiden wäre mir ungleich lieber gewesen, als dieser, der so dumm und stumm dasitzt, wie ein Taubstummer, und an dem auch gar nichts Hübsches und Einnehmendes ist! Selbst sein Name ist häßlich."

„Ich hoffe," gab Westold ruhig zur Antwort. „Du wirst, bei näherer Prüfung, auch darüber mit mir einverstanden seyn, daß ich gerade den Lebrecht für Deine mütterliche Pflege auswählte, da er vor allen seinen Geschwistern eine recht gute Mutter — so eine, wie Du bist — am meisten bedarf. Sieh, liebe Auguste, die schönen, die geistreichen, die liebenswürdigen Kinder

finden ihr Unterkommen gar leicht, denn ein günstiges Geschick hat ihnen einen Empfehlungsbrief auf die Stirn geschrieben, der Jeden für sie besticht. Solche Kinder zu sich zu nehmen, ist oft ein sehr geringes Verdienst, da man es leicht mehr um seinet- als um ihretwillen thut, und durch einen solchen Akt der Wohlthätigkeit mehr empfängt, als giebt. Aber der armen häßlichen, stumpfsinnigen, unliebenswürdigen Kinder sich liebevoll anzunehmen — das ist verdienstlich, ist christlich, und menschlich im höheren Sinne des Worts. Was können solche arme Kinder dafür, daß die Natur sie so stiefmütterlich ausstattete? Ist es nicht sündlich und grausam, deshalb an ihnen, die der Theilnahme so sehr bedürfen, theilnahmlos vorüber zu gehn, und das Unrecht, was die Natur, mit ihrem falsch gerichteten, blinden Bildungstriebe, bewußtlos ihnen anthat, durch eine Geringschätzung und Lieblosigkeit, deren man sich bewußt ist, noch zu vermehren? Sollen, im Gegentheil, gute Menschen, echte Christen es sich nicht zur Pflicht machen, die armen Verwahrlosten mit ihrem Geschick, so viel es

möglich iſt, zu verſöhnen, und aus dem verſchüchterten, unglücklichen Geſchöpf ein lebensfroheres zu bilden? Je mehr die Natur ein unſchuldiges Kind verwahrloſte, deſto heiliger ſind ſeine Rechte an die Liebe und das thätige Mitleid der Menſchen. Ach, ich wollte, ich hätte die Gabe, blinde und taubſtumme Kinder zu unterrichten und zu erziehen! Wie glücklich würde mich das machen, trotz der groſſen Mühſeligkeit eines ſolchen Unternehmens! Solcher unglücklicher Kinder Lehrer — die ſind es, vor allen Andern, von denen in der Bibel ſteht: ſie werden leuchten, wie des Himmels Glanz; denn ſie ſchaffen die armen Geſchöpfe erſt zu Menſchen um, und machen, daß dem Blinden in ſeiner langen, äußeren Nacht ein inneres, ſchönes Licht aufgeht, und daß in der Bruſt des Taubſtummen eine Aeols-Harfe ſchöner und heiliger Gefühle erklingt. O, Auguſte, auf ſolchem Wege baut man ſich am ſicherſten eine Stufe in den Himmel hinein!“

Er konnte vor Bewegung nicht weiter ſprechen, und ſtand auf, doch ohne die Abſicht, hinweg zu gehn. Auguſte aber glaubte das, und rief ihm

zu: „O, geh nicht hinweg, lieber Westold, ohne mir zu vergeben, daß ich vorhin so lieblos sprach, und hilf mir, so gut werden, wie Du es bist! Und dem armen Lebrecht will ich eine zärtliche Mutter seyn, als ob er schön, wie ein Engel, wäre: das gelobe ich Dir mit Hand und mit Mund!“

Freudig drückte Westold sie an seine Brust, und küßte mit dankbarer Innigkeit die Lippen, die dies schöne Angelöbniß aussprachen. Sie hatten einander nie herzlicher geachtet und geliebt, als in diesem schönen Augenblicke.

Und aus der Umarmung ihres Gatten eilte Auguste in Lebrechts Schlafkammer, der sich eben niedergelegt und sein Abendgebet verrichtet hatte. Liebreich bog sie sich über ihn hin, streichelte ihm die bleichen, welken Wangen, und sagte ihm, daß sie seine treue Mutter seyn wolle. Und wie der überraschte Knabe sie mit seinen blassen, aber ehrlichen Augen so dankbar ansah, und sie freudig anlächelte, aber auch im Lächeln noch den Ausdruck einer leidenvollen Schwäche in seinen Mienen behielt: da wurde ihr Herz von dem allerinnigsten Mitleid er-

griffen, und eine Thräne fiel aus ihrem Auge nieder auf ſeine klopfende Bruſt, und mit einem mütterlich-zärtlichen Kuſſe beſiegelte ſie, was ſie ihm verſprochen hatte. Und als ſie ihm ſchon eine gute Nacht gewünſcht, und noch einmal zum Abſchiede die Hand gegeben hatte, fiel es ihr auf, daß er etwas niedrig mit ſeinem Kopfe lag; und, ſich innerlich Vorwürfe machend, daß ſie ſein Lager ſo kärglich ausgeſtattet, eilte ſie hinweg, ihm noch ein Kopfkiſſen zu holen, und legte es ihm dann ſorgſam unter den Kopf, wie es eine zärtliche Mutter ihrem geliebteſten Kinde thut.

Mit einem guten Bewußtſeyn kehrte ſie dann zu ihrem Gatten zurück, und ſagte: „Lieber Weſtold, ich bin vollkommen verſöhnt mit Deiner Wahl. Ob der Knabe Verſtand hat, weiß ich zwar noch nicht, denn ich habe noch nichts, als wenige, einzelne Worte von ihm gehört; aber daß er gut und ehrlich, und nicht ohne Gefühl iſt, das habe ich in ſeinen Augen, wenn ſie gleich nichts weniger, als ſchön ſind, geleſen. Auch zweifle ich an der Herſtellung ſeiner Geſundheit nicht. Reinere Luft, und nahe-

haftere Koſt, als ſeines Vaters enge Schulſtube und kärgliche Küche ihm gewähren konnten, ſollen ihn hoffentlich bald ſtärken, und ihm ein friſcheres Anſehen geben."

„Und ſein wachſendes Vertrauen zu uns" ſetzte Weſtold hinzu — „wird dem armen, blöden Knaben endlich ſchon die Zunge löſen. Laß uns ihn nur mit Freundlichkeit und Milde behandeln, und wenn er fehlt, nicht zu ſtreng ſeyn! Und auch mit ſeinem Namen wirſt Du Dich allmählich verſöhnen, denn wenn er gleich ein wenig altmodiſch iſt, und nicht ſo ſchön klingen mag, als mancher neumodiſche Roman-Name: ſo hat er doch einen recht ſchönen Sinn; denn lebe recht! ſoll doch heißen: lebe, wie es ſich gehört — wie Du es vor Gott und Menſchen verantworten kannſt! Ich meine, ein Name, der einem das fleißig ins Gedächtniß ruft, iſt ein ganz vortrefflicher Name!"

„Ach ja! ja!" erwiederte Auguſte — „Ich gebe Dir gern auch hierin Recht. Und nichts, gar nichts mehr iſt mir an dem Knaben zuwider; ja

ich danke Dir jetzt dafür, daß Du ihn gerade auswähltest, und in unser Haus brachtest!" —

So löste sich die Abneigung, die sie, nach dem ersten Eindrucke, gegen den armen Knaben empfand, in das allereinste Wohlwollen auf. Und daß dieses nicht eine vorübergehende, oder gar blos angekünstelte Aufwallung war, das bestätigte sich in ihrem Benehmen gegen ihn, je länger er in ihrem Hause war, immer mehr; ja Westold fand in der Folge manchmal Veranlassung, sie zu warnen, ihn nicht, aus übergroßer Sorgfalt, zu verzärteln und zu verziehn. Ihrer Beider Vorhersagungen aber, daß seine Gesundheit sich bessern, und seine Zunge sich lösen werde, trafen, zu ihrer großen Freude, vollkommen ein. Er bekam nach und nach ein immer blühenderes Ansehen, wurde gesprächig, ohne vorlaut zu seyn; und mit seinem zunehmenden körperlichen Wohlseyn und froherem Muthe entwickelten sich auch seine Verstandeskräfte auf eine erfreuliche Weise. Kurz, er wurde ein immer würdigeres und theureres Glied in dem kleinen Familienkreise; und die Liebe zu ihm, die anfangs nur aus dem menschenfreund-

lichem Mitleiden mit ſeiner Hülfsbedürftigkeit entſprang, wurde nach und nach immer ehrenvoller für ihn, als gerechte Anerkennung ſeiner guten Eigenſchaften und ſeiner liebevollen, treuen Dankbarkeit gegen ſeine Wohlthäter.

Auch Lenchen machte ihren Pflegeeltern durch das ſittſamſte Betragen und die dankbarſte Dienſtfertigkeit recht viele Freude; nur hörte ſie, noch ehe ein Jahr verging, ſchon auf, ihre Hausgenoſſin zu ſeyn. Bernhard nemlich, der junge Müllerburſche, legte vor Lenchen und ihren Pflegeeltern das Geſtändniß ab, daß er ſchon in der Knabenzeit recht gut ſchreiben gelernt, daß er aber Lenchen ſeit langer Zeit ſehr lieb gehabt, und nur, um ſie täglich zu ſehen, und um dahinter zu kommen, ob ſie nicht Storks Braut ſey, bei ihrem Vater Schreibſtunde genommen habe. Nun Stork verſchollen war, bewarb er ſich eifrig um Lenchens Hand, und ſobald ſie ihn ihrer gegenſeitigen Neigung verſichert hatte, erklärte er ſich bereit, nach der Reſidenz zu reiſen, und den Grafen um die Aufſeher-Stelle in der Aarhorſter Mühle, welche erle-

bigt werden ſollte, zu bitten. Da gedachte Wefold der wiederholten Aufforderung Haſtebecks, ſich nur an ihn zu wenden, wenn dem Grafen ein Wunſch oder eine Bitte vorgetragen werden ſolle. Er gab dem ſchüchternen Bernhard alſo einen Brief an Haſtebeck mit, worin er dieſem die Angelegenheit des Müllers aufs dringendſte empfahl. Und der Erfolg war über Erwartung erwünſcht. Der glückliche Bräutigam brachte einen Erbpachts-Vertrag mit, der nicht nur ihm und Lenchen, ſondern auch ihren Kindern und Kindeskindern, bei Fleiß und guter Wirthſchaft, eine höchſt erwünſchte Lage ſicherte.

Lenchen erhielt nun an Bernhard einen ſehr rechtlichen und thätigen Gatten, und ſie wurde eine eben ſo gute Gattin und Hausfrau und Mutter. Beide hatten einander herzlich lieb, und ſie lebten eine ziemliche Reihe von Jahren in faſt ununterbrochner, häuslicher Ruhe und Zufriedenheit, bis ein weit greifendes, böſes Geſchick auch ſie nicht unberührt ließ.

Sobald Lenchen die Schwierigkeiten der erſten Einrichtung ihres Geſchäfts überwunden ſah, erbot ſie ſich, ihren Bruder Leberecht zu ſich zu nehmen, und für ſein weiteres Fortkommen zu ſorgen. Weſtold überließ Auguſten die Entſcheidung; allein dieſer war der Knabe, deſſen glückliche Geneſung von langer Kränklichkeit ſie als ihr Werk anſehen konnte, hierdurch ſo lieb geworden, daß ſie ihn nicht von ſich laſſen wollte. Weſtold freute ſich deſſen aufs innigſte, und die beiden Geſchwiſter erkannten Auguſtens mütterliche Geſinnung aufs dankbarſte; aber am lebhafteſten war und blieb doch Lenchens Verehrung gegen Weſtold, als den Retter ihres Seelenfriedens; und je glücklicher ſie ſich an Bernhards Seite fühlte, deſto mehr ſchauderte ſie vor der Gefahr zurück, in welche die Verirrung mit dem ſchmählichen Stork ſie früher gebracht hatte.

---

In einem ſehr herzlichen Briefe hatte Weſtold ſeinem Freunde für die wohlthätige Dienſtfertigkeit gedankt, mit der er auch Bernhards und Lenchens glückliche Lage gegründet hatte. Er erhielt keine Antwort darauf, denn Haſtebeck war, wenn er nicht einen beſondern Anſtoß dazu hatte, ein ſehr unordentlicher Briefſchreiber. Weſtold, der das wußte, rechnete ihm daher auch ſein Stillſchweigen nicht übel an, und wurde dadurch nicht irre an ſeiner Freundſchaft.

Als ein Monat nach dem andern vergangen war, hoffte Weſtold auch gar nicht mehr auf eine Antwort. Um ſo froher wurde er daher überraſcht, als endlich ein ſtarker Brief mit Haſtebecks Handſchrift ankam, angefangen im Angeſicht des Rheinfalles bei Schaffhauſen, und beendigt und zur Poſt gegeben in Zürich. Mehrere Blätter waren mit begeiſterten Schilderungen erhabener Naturſcenen gefüllt. In wenigen Zeilen erzählte er dann, daß er die ſchöne Reiſe mit der gräflichen Familie angetreten habe, mit dem Grafen allein aber fortſetzen werde, während die Gräfin nebſt Kind und Dienerſchaft,

gemeinſchaftlich mit einer befreundeten Familie, zur Wiederherſtellung ihrer erſchütterten Geſundheit, ein Landhaus am Züricher See bewohnen wolle. Jauchzend verkündigte er, daß er mit dem Grafen ganz Italien bis an die äußerſte Spitze von Sicilien durchſtreifen werde, daß er alſo fürs erſte nicht die Nordſee und den atlantiſchen Ocean, wohl aber das Adriatiſche und das Mittelländiſche Meer ſehen und befchiffen werde. Mit einem gewichtigen Schwure verſprach er, daß das erſte Glas Wein, was er auf einem Schiffs-Verdeck und am Krater des Aetna an die Lippen bringen werde, auf ihre beiderſeitige Freundſchaft geleert werden ſolle. Und am Schluſſe des Briefes ſetzte er noch vertraulich hinzu, daß er in Sicilien den Grafen wahrſcheinlich verlaſſen, und einen Abſtecher nach einer und der andern griechiſchen Inſel machen, und von da aus vielleicht ein Paar egyptiſchen Pyramiden und den Cataracten des Nils einen Beſuch abſtatten werde, daher er ſeine frühere Bitte in Abſicht der alten Wittwe des Tagelöhners Werner und ihrer lüderlichen Tochter wieder erneuerte, und ihm außerdem noch ein Paar

Aufträge, welche ſeine Vermögensverhältniſſe betra-
fen, ertheilte.

Noch war Weſtolds Seele lebhaft mit dem Inhalte dieſes Briefs beſchäftigt, als er, zu ſeiner großen Verwunderung, ſchon einen zweiten erhielt, der folgenden Inhalts war:

„Unterlaß nur Alles, um was ich Dich neulich bat! Ich kann ſchon wieder ſelbſt dafür ſorgen. — Nur einen einzigen, freudetrunkenen Blick habe ich in den Garten von Ober-Italien gethan! Da faßte mich, wie mit Zaubermacht, eine hypochondriſche Grille, der ich nicht widerſtehen konnte, und zog mich plötzlich wieder rückwärts auf meiner wunderſchönen Reiſebahn. Der Graf verfolgt ſie nun allein; ich aber begleite die Gräfin nach Deutſchland zurück. Sie meint, daß die Luft in der Schweiz, die aller Welt zuſagt, ihr nicht zuſage. Wir gehen wahrſcheinlich auf ihre Güter in Pohlen. Aus bloßem Vorurtheil oder Eigenſinn will ſie nicht nach Aarhorſt. Ich denke aber, ich beredе ſie mit der Zeit noch hierzu. Sorge nur, daß der Gärtner den Garten recht gut im Stande erhält!

Laß in der engliſchen Parthieen hier und da ein Ureben und ein Altärchen mit einem empfindſamen Inſchriftchen hinklecken! Das iſt Waſſer auf ihre Mühle! Und wo ein altes Wappen iſt, das laß friſch überpinſeln! — — Aber, Sapperment! bin ich nicht ſelber zum Pinſel geworden? Welch eine Inſtruction! Wahrlich, der Teufel führt mich am Narrenſeil! Meine ſchöne, ſchöne Reiſe aufzugeben — eine Tollheit, eine Tollheit iſt es! aber freilich eine menſchliche! Ich kann mich ihr nicht entſchlagen!"

Ort und Tag, da der Brief geſchrieben war, fehlten, wie gewöhnlich; und eben ſo wenig fand ſich eine Angabe, wohin eine Antwort zu addreſſiren wäre. Weſtold, der an Geſchäfts-Ordnung gewöhnt war, mochte ein ſolches Verſehen überhaupt nicht leiden; und doppelt unangenehm war es ihm bei dieſem Briefe, weil er die Hoffnung, daß die Gräfin, und mit ihr der räthſelhafte, theure Freund, bald nach Aarhorſt kommen könne, ſehr lebhaft ergriff, und wegen der Verſchönerung der engliſchen Garten Parthieen noch einige ausführlichere Vor-

ſchriften zu erhalten wünſchte. In dieſer Bedrängniß nahm er ſeine Zuflucht zu ſeinem Nachbar Haßler, der freilich ein guter Pomolog, aber nichts weniger, als ein Kunſtkenner, war. Dieſer empfahl ihm einen ehrbaren Töpfermeiſter in der Stadt, der gar zierliche, altmodiſch geſchnörkelte, Dinger verfertigte, die er Urnen nannte, und mit denen er ſeine glaſurten Stubenöfen zu krönen pflegte. Mit dieſem nahm der unerſahrene Wegold nun Abrede; und ehe ein Monath verſtrichen war, ſtanden ein halbes Dutzend Altärchen und Urnchen, deren Fußgeſtelle achteckig waren, nach dem Muſter des Windthurms von Athen, ſymmetriſch auf ein paar Kaſtenplätzen aufgeſtellt; alles, um ſehr mäßigen Preis, höchſt mühſam aus gelben Ofen-Kacheln und Geſimſen zuſammengeſetzt und verkittet; und der ehrſame Töpfermeiſter ſchwur Stein und Bein, daß ihm das nicht leicht Einer nachmachen werde, und daß er mit Haus und Hof dafür ſtehe, ſeine Glaſur ſey unverwüſtlich, und könne jede Feuer- und Waſſer-Probe beſtehn.

Noch länger, verſtändiger Wahl wurden alsdann paſſende Sentenzen angeſchrieben, und ſo wurde denn, wie Weſtold meinte, dem äſthetiſchen Sinne der Gräfin volle Genüge gethan. Und da auch ſchon die alten Wappen am großen Portale und am Haupt-Portal des alten Schloſſes von einem kunſterfahrnen Maurer mit allerlei grellen Farben beſtrichen waren, ſo daß ſie überaus hell und freundlich aus dem alten, grauen Mauerwerk hervorſtrahlten: ſo war Weſtold hoch erfreut, Alles glücklich vollbracht zu haben, und ſah der Ankunft der Gräfin und ſeines Freundes um deſto froher entgegen.

Doch ein Monath und ein Jahr nach dem andern ging hin, und immer blieb dieſe Hoffnung unerfüllt! Weſtold brach in manche Klage gegen Auguſten aus, ehe er ſich ſtill darein ergeben konnte, den theuren Freund ſeines Herzens nicht von Zeit zu Zeit bei ſich ſehn, und geſtfreundſchaftlich bewirthen zu können. Je glücklicher Alles in ſeiner Bewirthſchaftung des Gutes und in ſeinem Familienkreiſe von ſtatten ging, deſto mehr ſehnte

er sich danach, den Gründer seines jetzigen Lebensglücks auch zum Zeugen desselben zu machen. Aber mehrere Jahre vergingen, ehe diese Freude ihm wieder werden sollte.

Doch dies war nur die kleinere Probe der Geduld, auf welche das Schicksal ihn stellte. Die ungleich größere mußte er in Absicht seiner Sehnsucht nach einer Anstellung als Prediger bestehn. Es wurde zwar bald genug auf einem andern Gute der Gräfin eine Pfarre erledigt, allein bei dieser fand schon eine ältere Anwartschaft statt; und der Pfarrer in Aarhorst, ein unwürdiger, hagerer Geizhals von etwa funfzig Jahren, genoß, trotz seiner Unwürdigkeit und Hagerkeit, eine sehr dauerhafte Gesundheit. —

Es gehörte daher ganz die schwärmerische Glut frommer Begeisterung, welche Westolds Seele durchdrang, dazu, um ihn nicht lau werden zu lassen in dem Streben nach seinem höheren Ziele. Leicht hätte dies geschehen können, durch die Vortrefflichkeit der Lage, in welcher er sich als Pachter von Aarhorst befand. Sein Geschäft wurde ihm lieber,

le mehr Kenntniß er darin erlangte; und es versetzte ihn nach und nach in einen Wohlstand, der seine eigentlichen Ansprüche an äußeres Glück weit überstieg. Zwar blieb er einfach, wie er es sonst gewesen war, in seiner Lebensweise; er gewöhnte sich nicht an neue, kostbare Bedürfnisse, und nimmer wurden Vornehmthuerei und Schwelgerei einheimisch in seinem Hause; aber seiner Frau gestattete er gern die Einrichtung eines hübschen Putzzimmers; und Menschen und Thieren in seinem Hause und auf seinem Hofe gönnte er eben so gern, so weit es möglich war, ein behagliches Wohlseyn. Es wurde zuvorkommende Gastfreundschaft bewiesen gegen Jeden, der über seine Schwelle trat: gegen den armen Bothen, der einen Brief brachte, wie gegen den wohlhabenden Nachbar, der ihn mit seinem Besuche erfreute; auch liefen Augusten im Hofe die Hühner, im Dorfe die Pathchen entgegen, und eifrig füllte sie Wäschschrank und Räucherkammer, und immer hielt sie einen Nothpfennig in Bereitschaft, um Dem und Jenem eine heimliche Freude bereiten, oder fremder Noth gleich selbst abhelfen zu können,

wenn etwa ihr Mann nicht zugegen war — — alles, alles, wie Hastebeck ihm, bei seinem ersten Besuche in Aarhorst, das Leben und Weben auf einem gesegneten Pachthofe geschildert hatte. Kurz, sein sogenanntes Fegefeuer war für ihn ein vollkommen behaglicher Zustand geworden, und Tausende würden es für einen höchst wünschenswerthen Himmel auf Erden erklärt haben; denn er hätte nicht blos ein wohlhabender, er hätte ein reicher Mann werden können, wenn er alle Vortheile, die sich ihm darboten, hätte gewinnsüchtig benutzen wollen, und wenn er seinen Ueberfluß, statt ihn aufzuhäufen, nicht oft mit vollen Händen an Hülfsbedürftige ausgestreut hätte. Viele tadelten ihn deshalb; Vielen war er ein Gegenstand des Neides; ihm aber war und blieb — bei allem Dankgefühl für die Rettung aus seiner vorigen, traurigen Lage — sein jetziges Geschäft doch nur ein Umweg — wenn auch ein sehr anmuthiger — nach seinem wahren, heiligen Ziele; er machte Hastebecks Hoffnung, daß er über der Annehmlichkeit seines Fegefeuers den ersehnten Himmel wohl vergessen werde, gänzlich zu Schanden;

und bis ins reifere männliche Alter hinein blieb die endliche Erfüllung seiner jugendlichen, schwärmerischen Sehnsucht sein unvertilgbarer, inniger Wunsch. —

Unterdessen wuchsen seine Tochter Marie und sein Pflegesohn Herrmann immer fröhlicher auf. Beide waren sehr liebenswürdige Kinder, aber höchst verschieden von einander durch äußere und innere Eigenthümlichkeit: Marie, ein blauäugiges, blondes Mädchen, von einer Sanftheit und Frömmigkeit, daß man die Tochter Westolds keinen Augenblick in ihr verkennen konnte; dagegen Herrmann, ein dunkelgelockter, schwarzäugiger Knabe, voll Geist und Leben in jeder Miene und Bewegung, bei dem schon im frühesten Alter der kecke Muth oft zum Uebermuth ward. Doch so sehr Westold auch in Marien sein körperliches und geistiges Ebenbild erkennen und lieben mußte, und so sehr die Natur, die sich in Herrmann entfaltete, auch von der seinigen abwich, ja ihn oft unwillig, oft höchst besorgt um ihn machte: so wuchs der Knabe, in welchem er schon die theure, unvergeßliche Schwester

lieben mußte, doch immer früher in sein Herz hinein; ja die Aengstlichkeit, mit der ihn oft die Wohlfahrt des Knaben erfüllte, erhöhte noch seine Theilnahme an ihm, und nicht selten, wenn er am unwilligsten gegen ihn gewesen war, drückte er ihn, überrascht und versöhnt durch ein treffendes Wort, aufs herzlichste an seine Brust.

Es machte ihm Freude, in seinen Erholungsstunden von Beiden der Lehrer zu seyn, wie er es auch von dem stillen, verständigen Lebrecht war; doch da er, bei dem fortschreitenden Alter der Kinder, neben seinen vielen Wirthschaftsgeschäften nicht Alles mehr zu leisten im Stande war, nahm er zwar einen geschickten jungen Mann als Lehrer in sein Haus, allein er selbst behielt sich den Unterricht in Religions- und Sittenlehre vor, weil hierin kein Anderer ihm genügend vom Herzen zum Herzen sprach, und nach wie vor blieb die Erziehung der Kinder sein Hauptgeschäft. —

Nach jahrelanger Unterbrechung war sein Briefwechsel mit Hasselbeck, der sich noch bei der Gräfin in Polen aufhielt, wieder ein Mal aufs neue an-

geſchäftigſt, und mit warmer Lebendigkeit ſchilderte er ihm die Eigenthümlichkeiten ſeiner Tochter und ſeiner beiden Pflegeſöhne, und ſein Leben und Lehren mit ihnen. Kaum war indeſſen der Brief auf die Poſt gegeben: ſo gereute es ihn, gerade hiervon dem unglücklichen Freunde, der Frau und Kind mit einem Schlage verloren hatte, ſo viel geſchrieben zu haben, weil er meinte, daß er die Wunde des armen, kinderloſen Wittwers dadurch aufs neue aufreißen werde. Doch, zu ſeiner größten Ueberraſchung, erhielt er eine Antwort, welche faſt nichts als ein Rückhall ſeiner väterlich frohen Herzensergießungen war, nur alles kürzer, kräftiger, mitunter etwas ſonderbar, ausgedrückt, wie es Haſtebecks Art und Weiſe war. Es ſchrieb ihm dieſer nemlich, daß auch er ein Kindes-Narr geworden ſey, indem ſeine Haupt-Thätigkeit und Sorge ſich ebenfalls um ein Kind drehe, das er obenein, als ein gräßliches, mit ganz beſonders ſaubern Fingern anzugreifen habe, ſo daß er manchmal darüber lachen, manchmal faſt des Teufels werden möge. Beaeiſtert ſetzte er aber hinzu, daß Seraphine ein ſchönes, hei-

teres, und tief fühlendes Mädchen ſey, wie er ſonſt noch keines geſehen, daß er ſich anfangs zwar über ihren romanhaften Namen geärgert, aber auch mit dieſem ſich längſt verſöhnt habe, weil ſie wirklich eine Art von Engel in Menſchengeſtalt ſey. Am Schluſſe verſicherte er noch, er werde nicht ruhen, bis er die Gräfin dahin gebracht habe, nach Deutſchland zurück zu kehren, und einige Zeit in Aarhorſt zu verweilen, damit er dem treuen Freunde ſeinen kleinen Abgott zeigen könne.

Weſtold war aufs innigſte erfreut über dieſen Brief. — „O, nun iſt alles gut!“ rief er Auguſten zu — „Er wird zu uns kommen! und er wird endlich wieder, als ein heitrer, glücklicher Menſch, in Reihe und Glied mit uns ſtehen! Er hat aufs neue etwas lieben gelernt! Er liebt ein Kind! ein unſchuldiges Kind! Die Natur behauptet ihre alten, heiligen Rechte auch an ihm! Es feiert ſein Herz den alten, ſchönen Triumph über ſeinen widerſpenſtigen Kopf, und über den finſtern Groll der ſeit langer Zeit in ihm ſpukte!“

Endlich erſchien in Aarhorſt die Gräfin mit Seraphinen, mit einer franzöſiſchen Erzieherin derſelben, und mit einer armen, verwittweten Jugendfreundin, die ſeit einigen Jahren ihre Geſellſchafterin, und jetzt Seraphinens Muſiklehrerin war. Außerdem war eine anſehnliche Dienerſchaft in ihrer Begleitung, und ſo war das alte, lange verödet geweſene Schloß mit einem Male wieder bevölkert, wenn auch eben nicht freudig belebt.

Die Gräfin, nicht allein von höchſt zartem, ſchwächlichem Körper, ſondern auch in der Regel von düſterer, krankhaft gereizter Seelenſtimmung, hielt ihre Umgebungen faſt ununterbrochen in einer ängſtlichen, beklemmenden Stille befangen. Selbſt der freundliche Engel Seraphine glich mit ſeiner angebornen Fröhlichkeit größtentheils einer Pſyche mit gebundenen Flügeln, und ihre Jugendzeit war verdüſtert, wie eine ſchöne Frühlingslandſchaft, wei-

cher ein zwischentretender, dunkler Mond den hellen Sonnenschein entzieht.

Nicht allein Westolds Kinder, sondern auch er selbst und Auguste fühlten sich vom ersten Augenblick an, der Gräfin gegenüber, sehr verlegen, wenn sie gleich wiederholt versicherten, daß sie eine vortreffliche Dame zu seyn scheine, Westold auch bald aus einigen ihrer Aeßerungen schloß, daß sie ungewöhnlich religiösen Sinnes seyn müsse, was seine Hochachtung gegen sie ungemein steigerte. Aber nur zu bald fühlten sich Alle, ungeachtet ihrer größten Bescheidenheit und Aufmerksamkeit, in eine solche Ferne von der Gräfin und ihren nächsten Umgebungen zurückgedrückt, daß es war, als hätte sich eine tiefe Kluft zwischen dem großen Schlosse und der kleinen Pachterwohnung aufgethan. Alles in dieser befand sich in einer unangenehmen Spannung.

Erst als Hastebeck nach einigen Tagen eintraf, kehrte ein froheres Leben bei Alt und Jung zurück. Nahm er gleich seine Wohnung in dem Schlosse, um ganz als ein Glied des dortigen Kreises zu leben: so gehörte er doch noch mit ganzem Herzen

den alten Freunden an, und brachte einen groſen Theil jedes Tages bei ihnen zu. Seine geſellſchaftliche Form war, bei dem jahrelangen Umgange mit der Gräfin, etwas abgeſchliffner geworden, allein ſeine Offenheit und Biederkeit hatten dabei nichts verloren, und ſeine urſprüngliche Heiterkeit war jetzt weit ſeltener, als bei ſeinen letzten Beſuchen, getrübt.

Als die Herzen der alten Freunde ſich genügend über ſich ſelbſt und dazwiſchen auch über Seraphinens hinreiſſende Liebenswürdigkeit ausgeſprochen hatten, konnte es nicht fehlen, daß auch die Gräfin der Gegenſtand eines längeren Geſprächs zwiſchen ihnen wurde. Weſtold meinte, ſie müſſe, trotz ihrer übrigen Vortrefflichkeit, wohl einen hohen Grad von Adelſtolz beſitzen, denn in ihrem Thun und Weſen ſey etwas ſo ſehr Entfernendes gegen ihn und die Seinigen, daß keiner von ihnen es, ohne ganz beſondere Veranlaſſung, wagen werde, ſich ihr wieder zu nähern.

„So iſts recht!“ erwiederte Haſtebeck — „Haltet Euch Alle fern von ihr, damit Ihr ja nicht zudringlich erſcheint, oder Euch etwas gegen

ſie

ſie vergebt, denn dem Vornehmeren gegenüber muß man am allerſorgfältigſten ſein Recht und ſeine Ehre zu bewahren ſuchen! Uebrigens haltet ſie nicht für ſchlimmer, als ſie iſt! Legt ihr Anſichten und Formen, an die ſie, von ihrer frühſten Jugend auf, gewöhnt iſt, ja die ſie faſt mit der Muttermilch hat einſaugen müſſen, nicht allzu übel aus! Wir Alle, auf ihrer Stelle geboren und erzogen, würden es vermuthlich machen, wie ſie es macht. Und Du vor Allen, Weſtold, mußt wiſſen, daß nicht Jedermann ein ſolcher Ausbund von Beſcheidenheit und chriſtlicher Milde ſeyn kann, als Du es biſt!"

Das aber verſchwieg er, aus Schonung, dem Freunde, daß die Gräfin ihn ſchon ſeit Jahren, wegen ſeiner Prediger-Grille, für einen Thoren, und ſeit ihrem erſten Spaziergange im Garten, wegen der glaſurten Urnchen und Altärchen, für einen Einfaltspinſel hielt. — Beim Erblicken dieſer lächerlichen, architectoniſchen Sündenböcke, hatte ſie die Hände zuſammengeſchlagen vor äſthetiſchem Schrecken und Abſcheu; und ein raſcher Befehl zur gänzlichen Vertilgung dieſer unglücklichen Zierrathen,

wollte schon über ihre Lippen fliegen, als ihr einfiel, daß Hastebeck sie erst noch sehen, belachen, und selbst mit zur Zerstörung verdammen solle. Als Hastebeck aber das närrische Zeug, wie er es nannte, in Gesellschaft der Gräfin sah, lachte er zwar mehrmals laut auf; allein mit ernsthafter Miene erklärte er bald nachher, daß es hart seyn würde, den dienstfertigen Bau-Herrn dieser lächerlichen Gestaltungen durch ein mißbilligendes Zerstören derselben zu beschämen; und als die Gräfin ihr beleidigtes Kunstgefühl, als seine Schülerin in der Landschafts-Mahlerei, geltend machen wollte, erklärte er den ganzen Schloßgarten, mitten in der Umgebung einer so großen, mahlerischen Natur, für eine recht arge, ästhetische Narrheit, bei der es auf ein paar lächerliche Zuthaten mehr oder weniger nicht ankomme. — Auf diese Weise brachte er es dahin, daß die närrischen Kunststücke seines Freundes unangerührt blieben, aber die Gräfin betrat jenen Theil des Gartens nicht wieder; und als sie obenein noch die Entdeckung machte, daß auch bei der Anfärbung der alten steinernen Wappen über dem Hofthore und

der Schloßthüre, durch Auftragung falſcher Farben, ſehr arge heraldiſche Schnitzer gemacht worden waren: ſo nahm das Vorurtheil, was ſie gegen Wefold gefaßt hatte, eher zu, als ab. Die Kluft zwiſchen beiden Häuſern wurde immer größer.

---

Am meiſten hierbei zu bedauern waren die Kinder, beſonders Seraphine. Mochte ſie noch ſo viel koſtbares Spielwerk, mochte ſie auch zehnmal mehr und zehnmal ſchönere Kleider haben, als die Nachbarkinder gegen ihr über: ſo mußte ſie dieſe doch, ſo oft ſie eins am Fenſter oder über den Hof ſpringen ſah, um ihr fröhliches Zuſammenleben und Scherzen und Spielen beneiden; und fortwährend ſehnte ſie ſich hin zu ihnen, und nimmer wollte ſie es begreifen lernen, daß es ſich — wie ihre Erzieherin ihr vorpredigte — für ſie nicht ſchicke, ſich ihres Lebens und ihrer Jugend zu freuen, wie die Pachterkinder, oder der ſanften Marie es zu ſagen, wie

gut ſie ihr, ohne jemals ein Wort mit ihr geſprochen zu haben, ſchon durch das bloße Zunicken durch die Fenſterſcheiben geworden ſey.

Dieſe Predigten der Erzieherin konnten von keiner Wirkung bei Seraphinen ſeyn, nicht allein, weil ſie ihrer Neigung und ihren Wünſchen durchaus nicht zuſagten, ſondern auch weil Haſtebeck, an welchem Seraphine mit wahrhaft kindlicher Liebe hing, ihr wiederholt grade das Gegentheil vorpredigte. Es war nemlich ein Hauptziel ſeines Strebens bei der Erziehung Seraphinens, ihren Blick auf Menſchen und Menſchenleben frei von jeder vorgefaßten Meinung zu erhalten, und jedem Keim von adlichem Stolz und Vorurtheil, der ihr eingeimpft werden ſollte, mit allen Waffen überlegener Beredſamkeit, die ihm zu Gebote ſtanden, entgegen zu arbeiten. Und beſonders ſeit ſie in Aarhorſt waren, wiederholte er ihr bei jeder ſchicklichen Gelegenheit, es gebe ihr nicht den mindeſten Werth, daß ſie die Tochter einer Gräfin, und in Sammt und Seide gekleidet ſey, und ſie dürfe ſich über die Kinder des Pachters, wenn ſie auch, aus beſondern,

zufälligen Gründen, für jetzt, oder auch für immer, keinen Umgang mit ihnen haben solle, in thörichter Einbildung doch durchaus nicht erheben.

Westold, der auf einem Spaziergange einmal zufällig solche Lehren mit anhörte, erschrak nicht allein darüber, als über etwas Gefährliches in Beziehung auf das Verhältniß seines Freundes zu der gräflichen Familie, sondern mißbilligte sie auch, als ungehörig, ja ungerecht, nach dem Ausspruche der Bibel: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist!" welchen er auch auf die Standes-Vorrechte einer Gräfin angewendet wissen wollte. Als er indessen Hastebecken unter vier Augen seine Unvorsichtigkeit und sein Unrecht begreiflich machen wollte, schüttelte dieser mit dem Kopfe, und brach das Gespräch rasch mit den Worten ab: „Laß mich! Ich weiß wohl, was ich thue."

Westolds Prophezeiung, daß seines Freundes Ketzereien über kurz oder lang zu den Ohren der Gräfin gelangen und ihr unfehlbar mißfallen würden, ging nur zu bald in Erfüllung. Die französische Erzieherin war dahinter gekommen, und hielt

es für eine verdienſtliche Pflicht, die Gräfin davon in Kenntniß zu ſetzen, und ihren Schutz gegen ſolche böſe Einwirkungen auf Seraphinen in Anſpruch zu nehmen, da ſie ſelbſt ſich an den großen deutſchen Bären nicht wagte.

Als die Gräfin aber, nach ziemlich langem, verlegenem Zögern, endlich ernſthaft anſetzte, dieſen Gegenſtand mit ihm zu beſprechen, und er ihr, zur Rechtfertigung ſeines Verfahrens, unter anderm auch ſagte, daß Seraphine vielleicht einmal ihr Glück mehr in der Liebe eines Bürgerlichen, als eines Barons oder Grafen finden könne: da überzog ihr ſonſt ſo blaſſes, feines Geſicht eine plötzliche Röthe, und ſie war, vor großer, innerer Verwirrung, nicht im Stande, ihm etwas zu erwiedern. Sie flüchtete in ein anſtoßendes Kabinet; er hörte, daß ſie weinte; und voll Erſtaunen fragte er ſich ſelbſt, was das bedeute?

Er hatte keine Antwort, oder er wollte keine Antwort hierauf haben. Aber mit bedenklichem Kopfſchütteln ging er ſtill hinweg; und als ihm Weſtold bald nachher auf dem Hofe begegnete,

und ihn nach der Urſach ſeiner auffallenden Verſtimmung fragte, gab er zur Antwort: „Asmodi gönnt mir nirgends eine ruhige Stätte! Meines Bleibens wird hier wohl nicht lange mehr ſeyn.“

Doch Asmodi ſchien das nicht zu wollen. — Ehe noch Haſtebeck und die Gräfin nach jenem Geſpräch ſich wieder ſahen, und ehe noch Jeder mit ſich einig darüber geworden war, wie er vor dem Andern die frühere Unbefangenheit, ſcheinbar wenigſtens, behaupten wolle, ereignete ſich ein Zufall, der, bei aller ſeiner Gefährlichkeit, doch das Gute hatte, daß er ihrer augenblicklichen Verlegenheit ein ſchnelles Ende machte, indem er ihren Empfindungen zunächſt eine andere, unruhige Richtung gab.

Indem Haſtebeck die Schloßtreppe hinabeilen wollte, um ſich im Freien zu zerſtreuen, hing ſich Seraphine an ſeine Hand, und bat ihn, ſie mitzunehmen auf ſeinem Spaziergange. Aber er war in der Stimmung, allein ſeyn zu wollen, und es war zum erſten Male, daß er ſeinem Lieblinge eine ſolche Bitte abſchlug. Bei den Gedanken, die eben ſeinen Kopf durchkreuzten, konnte es für einen

Verſuch gelten, die Nähe des holden Kindes entbehren zu lernen.

Seraphine hüpfte herauf zu der Gräfin, die eben ihre Augen getrocknet hatte, und ſchmeichelte dieſer alsbald den Entſchluß zu einem Beſuche des Gartens ab. Hier erzählte Seraphine, daß Haſtebeck ihre Bitte zurückgewieſen, weil er habe allein ſeyn wollen. Stumm hinhorchend nach dieſem Geſchwätz, fühlte die Gräfin, daß ein ſtilles, ungeſtörtes Alleinſeyn in dieſer verrätheriſchen Stunde auch ihr Bedürfniß ſey. „Springe ein wenig für dich allein umher!“ ſagte ſie freundlich, indem ſie Seraphinens Hand losließ; und einſam ging ſie, durch die ſchattigſten Gänge, ohne daß ſie ſelbſt es bemerkte, nach der entlegenſten Gegend des Parks.

Zum erſten Male ſah ſich Seraphine im Garten unbeachtet, in unbeſchränkter Freiheit, zu thun und zu laſſen, was ihr gut dünkte. Wie ein gefangen geweſenes Reh, hüpfte ſie, leichten, fröhlichen Muthes, von Strauch zu Strauch, von Blume zu Blume, bald die Wege entlang, bald über die Beete und die Raſenplätze hin. Herrmann,

der eben hinter der Umzäunung des Gartens vorbeigehen wollte, blieb lauſchend ſtehn, und ſah mit ſteigender Verwunderung, daß das vornehme Kind ſo munter und leichtfüßig ſcherzen konnte, wie er ſelbſt, und Marie und Lebrecht. Gar zu gern hätte er ſich zu ihr geſellt, um die fröhliche Luſt des Augenblicks mit ihr zu theilen; aber die feſte Umzäunung, und, zehnmal mehr noch, die ſtrenge Entfernung von ihr, welche ihm ein für allemal zum Geſetz gemacht war, hielten ihn zurück. Er mußte ſich mit der Freude des ſtillen Hinſchauens nach ihr aus ſeinem Hinterhalte begnügen.

Doch ein Viertelſtündchen ſpäter, als Haſtebeck an der nemlichen Stelle vorüber ging, hatte die Scene ſich gewaltig verändert. Er hörte aus dem Garten ein lautes, immer dringenderes Geſchrei um Hülfe, und beim erſten Hinhorchen erkannte er deutlich Herrmanns Stimme. Er eilte, ſo ſehr er konnte, durch die nächſte Thür in den Garten, nach der Gegend, woher das Geſchrei kam. Es leitete ihn zu dem großen Baſſin, aus deſſen Mitte ſich ein glänzender Waſſerſtrahl erhob.

Schon aus der Ferne ſah er, daß Herrmann, tief im Waſſer ſtehend, mit beiden Armen ein Kind umſchlang, das er, unvermögend es ganz herauszuziehen, wenigſtens zum Theil über der Waſſerfläche zu halten ſtrebte. Haſtebecks erſter Gedanke war, daß es Marie ſey, mit der Herrmann ein unvorſichtiges Spiel getrieben habe, bei dem ſie über den ſteinernen Rand des Baſſins in das Waſſer geſtürzt ſey. Doch die nächſte Minute ſchon ließ ihn deutlich Seraphinens todtblaſſes, bewegungslos zum Waſſer hinabhangendes Geſicht erkennen; und mit einem Schrei des furchtbarſten Entſetzens ſtürzte er hinzu, ſprang in die Flut, riß das bewußtloſe Kind aus Herrmanns Armen an ſein Herz, an ſeine Lippen hinauf, und rief ihm mit den ſchmerzlichſten Jammertönen zu, daß es ſeine Augen öffnen, und wieder zum Leben erwachen ſolle. Voll Verzweiflung, daß ſein Rufen umſonſt war, legte er es jetzt auf den Rand des Baſſins, ſtieg im Nu ſelbſt hinauf, nahm es abermals auf ſeine Arme, und eilte damit, in athemloſer Haſt, zum Garten hinaus, dem Schloſſe zu.

Zur rechten Zeit noch fiel ihm ein, daß er der Gräfin den erſten, furchtbarſten Schrecken erſparen müſſe, und daß Weſtold mit Eifer die Schriften über die Behandlung Scheintodter ſtudirt habe. Zu ihm hin eilte er alſo mit ſeinem ſcheintodten Lieblinge, legte ihn ſorgſam in Mariens Bett, ſetzte alles zur ſchnellſten Hülfsleiſtung in Thätigkeit, und jagte Boten nach Arzt und Apotheke in die Stadt.

Wenige, angſtvolle Minuten nur noch, da wurden die angewendeten Bemühungen Weſtolds und Auguſtens ſchon durch einige Zeichen des wiederkehrenden Lebens belohnt; und als die Gräfin, zitternd und zagend, ans Bette wankte, konnte Seraphine ihr ſchon die Hände entgegenſtrecken, und ihr ein freundliches Wort zur Beruhigung zurufen.

Die Stunde des troſtloſeſten Jammers wurde nun zur Stunde der allerhöchſten, innigſten Freude. Hätten Haſtebeck und die Gräfin es noch nicht gewußt, wie unendlich theuer und unentbehrlich zu ihrem Glück ihnen Seraphine war: ſo würde dieſe Stunde es ihnen kund gethan haben, in welcher des

Kindes ſcheinbarer Tod und zurückgekehrtes Leben ihnen, im ſchnellen Wechſel, den höchſten Grad der Verzweiflung und des Entzückens bereitet hatten. Beide überhäuften es mit den allerzärtlichſten Liebkoſungen, und waren glücklich über die Maaßen in den erwiedernden Liebkoſungen des geretteten, lieblichen Kindes.

Noch wußte Niemand, und am wenigſten die Gräfin, den eigentlichen Hergang der Begebenheit. Sobald Seraphine ſich hinlänglich dazu erholt hatte, erzählte ſie, daß ſie ein paar Mal auf einem ſchmalen Brette, welches von dem Rande des Baſſins nach der Fontaine hinüber gelegt war, hin und her gegangen ſey, um abgepflückte Blumenblätter in den aufſteigenden Waſſerſtrahl zu werfen, und mit den aufſprühenden Tropfen in die Höhe ſteigen zu ſehn, daß ſie aber, in der beſten Freude hierüber, auf dem naſſen Brett ausgeglitten, ins Waſſer geſtürzt, und dann bald um ihr Bewußtſeyn gekommen ſey.

Von neuem wurde die Gräfin aufs heftigſte von der Vorſtellung ergriffen, in welcher furchtbaren Ge-

ſehr Seraphine geſchwebt, und wie der Troſt und die Freude ihres eignen Lebens auf das ſchrecklichſte zerſtört worden wäre, wenn das geliebte Kind nicht noch zur rechten Zeit einen Retter gefunden hätte. Unter einem Strome von Thränen ſprach ſie dieſes in wenigen, doch höchſt rührenden Worten aus, ſo daß alle Umſtehende gleichfalls zu Thränen gerührt wurden. „O, Haſtebeck!“ ſprach ſie endlich im überſtrömenden Gefühle des Dankes — „Retter ihres und meines Lebens! Was wäre aus mir geworden, wenn Sie nicht unſer Schutzengel geweſen wären!“

„Ich? Ich?“ erwiederte Haſtebeck — „Ich habe das Wenigſte gethan. Ich nahm ſie ja nur dem Herrmann aus den Armen, und trug ſie hieher; und Weſtolds und Auguſtens verſtändiger Rath und unermüdliche Thätigkeit riefen ſie ins Leben zurück. — Aber wo iſt denn der Knabe?“ ſetzte er alsbald, im Zimmer umher blickend, hinzu, und verſchwand dann durch die ſchnell geöffnete Thür.

Mit den Worten des lebhafteſten Dankes reichte die Gräfin Weſtolden die Hand, und umarmte ſie Auguſten, Beide ihrer lebenslänglichen, wärmſten Verpflichtung verſichernd. Auch Seraphine ſtreckte ihren Wohlthätern die Hände freundlich entgegen, und dankte ihnen mit Wort und Blick; und da ſie hörte, daß ſie in Mariens Bette liege, reichte ſie, in freudiger Aufregung, auch dieſer die Hand, und zog ſie, zu einem dankbaren Kuſſe, nach ſich hin.

Aber jetzt ſtürmte Haſtebeck wieder ins Zimmer, mit Herrmann an der Hand, der nur, halb wider Willen, ſich mit fortziehen ließ. — „Hier, hier iſt der Retter!“ rief Haſtebeck — „Dieſem, dieſem gebührt unſer Dank! Er war Seraphinens Schutzengel. Er ſah ſie ins Waſſer ſtürzen, und arbeitete ſich durch den dichten, ſtachligen Zaun, und ſprang ihr nach ins Waſſer, und hielt ihren Oberkörper ſo lange darüber empor, bis ſein Geſchrei mich zur Hülfe herbeigerufen hatte! Da ſeht, wie er ſich Geſicht und Hände und Kleider zerriſſen hat, im Durchbrechen des Zauns! Ohne

ihn wäre Seraphine unausbleiblich des Todes gewesen!“

Alle schauten gerührt nach ihm hin, und sahen, wie er verwundet war und geblutet hatte. Die Gräfin drückte ihn, aufs neue weinend, an ihr Herz, zog ihren kostbarsten Ring vom Finger, und beschenkte ihn damit, und sagte zu ihm: „Bist Du ein Mal in irgend einer Noth oder Gefahr: so wende Dich an mich, wie an eine Mutter! Ich will dann für Dich thun, so viel ich nur vermag!“ — Sie führte ihn selbst zu Seraphinen, daß sie ihm danken solle. Und als Diese nun einander die Hände reichten, und Seraphine es in der Nähe sah, wie sehr Herrmanns Hand verwundet war, drückte sie, in rascher Aufwallung des Mitleids und der Dankbarkeit, einen Kuß darauf, und bat ihn, daß er ihr nicht böse seyn möge. Ehe der betroffene Knabe aber etwas zu erwiedern vermochte, riß ihn Hastebeck aufs neue an sich, hob ihn mit starken Armen an seine Brust hinauf, und sagte: „Junge! braver Junge! Laß Dich herzen und küssen auch von mir! Lange habe ich Dich nicht recht leiden mögen! ohne

Deine Schuld! Ich bitte Dir das jetzt ab! Von heute an habe ich Dich lieb, als ob Du mein eigener Sohn wärest! In dieser verhängnißvollen Stunde haſt Du Dein Daſeyn gerechtfertigt! Was wäre aus uns geworden, wenn Du nicht wärest! Wunderbar — Wunderbar ſind die Verkettungen der menſchlichen Schickſale!"

Tief bewegt küßte er nochmals den Knaben, ſchob ihn dann in Weſtolds und Auguſtens Arme, und ging mehrere male, raſchen Schrittes, im Zimmer auf und ab. Schnell wandte er ſich dann zu Seraphinen, ergriff ihre Hand, liebkoſete ſie zärtlich, und ſchalt auf den Gärtner, der das verführeriſche Brett, beim Oeffnen des Waſſerrohrs am Morgen, hatte über dem Waſſer liegen laſſen. Als aber Seraphine, wegen der Unvorſichtigkeit, darauf hin und her gelaufen zu ſeyn, ſich ſelbſt anklagte, fiel ihr die Gräfin in's Wort, um ſich einen bittern Vorwurf darüber zu machen, daß ſie Seraphinen im Garten ſich ſelbſt überlaſſen habe; und Haſtebeck unterbrach die Gräfin wieder mit der Selbſtanklage, daß er an allem Unglück Schuld

ſey,

ſey, weil er Seraphinen nicht, wie ſie gebeten, auf ſeinem Spaziergange mit ſich genommen habe. „Es war eine unglückliche Minute!“ ſetzte er hinzu — „Ich war uneins mit mir ſelbſt! ich wollte allein ſeyn — ich wollte gar —“ Doch plötzlich hielt er inne, denn ſein unruhiges Auge hatte ſich unwillkürlich nach der Gräfin gerichtet, und er ſah, daß ihre Blicke tief zu Boden gerichtet waren, und daß eine hohe Röthe ihr Geſicht wieder überzog, wie bei ſeinem heutigen Geſpräch mit ihr. Er vermochte nicht, ſeine Rede zu enden.

Jetzt trat der Arzt in's Zimmer, und half durch ſein plötzliches Erſcheinen Haſtebecken und der Gräfin wieder zu freiem Athem. Er fand Seraphinens Zuſtand nicht im mindeſten bedenklich; da ihr Blut aber noch in einer fieberhaften Bewegung, und da obenein Regenwetter eingetreten war: ſo gab er die Vorſchrift, daß ſie das Bette nicht verlaſſen ſolle, bis er, bei wiederholtem Beſuche, die Erlaubniß dazu gegeben habe, und daß fürs erſte nicht daran gedacht werden dürfe, ſie in's Schloß hinüber zu bringen.

So kam es, daß Seraphine noch ein paar Tage als Gefangene in Westolds Wohnung bleiben mußte, und daß der wichtigste Theil der Bevölkerung des großen Schlosses fast ununterbrochen in der kleinen Pachterwohnung war.

Es konnte nicht fehlen, daß etwas Beschämendes für die Gräfin hierin lag. Eine Familie, der sie bisher eine entschiedene Abneigung gezeigt hatte, war auf ein Mal ihre Wohlthäterin, die Retterin ihres ganzen Lebensglückes geworden, und alle Glieder derselben wetteiferten fortwährend in dem Bestreben, sich ihr gefällig und dienstfertig zu zeigen, und zwar mit einer so ungezwungenen Freundlichkeit und Anspruchlosigkeit, daß man wohl sah, es geschah alles aus der reinsten, uneigennützigsten Absicht, ohne Hinblick auf Verdienstlichkeit und Dank. Anfangs blos aus Pflicht- und Schicklichkeits-Gefühl, knüpfte die Gräfin von Zeit zu Zeit mit Westolden und Augusten ein Gespräch an, oder plauderte auch mit den Kindern; doch allmählich, je unbefangener die Sprechenden nach und nach wurden, desto besser wurde die Unterhaltung, und nicht lan-

, ſo wurde es für die Gräfin ein immer anziehen-
eres Vergnügen, den Mann, welchen ſie für einen
horen und Einfaltspinſel gehalten hatte, in ſeiner
genthümlichkeit mehr und mehr kennen zu lernen;
endlich, im Laufe der Zeit, kam es ſogar dahin,
aß es ihr ein Bedürfniß ward, ſich mit ihm über
as Höchſte und Heiligſte, was es für den denken-
en, beſſeren Menſchen giebt, zu unterhalten. Sie
atte endlich einſehen gelernt, daß man ein ſchlechter
Gartenkünſtler und Wappenkenner, und doch ein
ehr verſtändiger, unterrichteter, tieffühlender Mann
nd trefflicher Erzieher ſeyn könne. Sie war edel
nd gradſinnig genug, das Unrechte ihres früheren
Vorurtheils und Benehmens einzugeſtehen, und
ucht durch entgegenkommende Freundſchaftlichkeit
gut zu machen. Ja ſie wurde ſogar mit Weſtolds
ſchwärmeriſchem Verlangen, ein Prediger zu werden,
mehr, als irgend Jemand, verſöhnt, und die Be-
friedigung ſeines ſehnlichen Wunſches wurde auch
ihr lebhafter Wunſch.

Haſtebeck feierte durch dieſe Anmerkung des
Werths ſeines Freundes einen ſeiner ſchönſten Tri-

wuthe. Doch am glücklichſten fühlten ſich, bei dieſer Veränderung der Verhältniſſe, die Kinder, und unter dieſen wieder am allerglücklichſten Seraphine. Sie durfte endlich ein freies, geſchwiſterliches Leben mit ihnen führen, und erſt von jetzt an genoß ſie ein wahres, heiteres Jugendglück.

---

Für Herrmann that ſich nach einiger Zeit noch eine neue, beſondere Freudenbahn auf. Schon längſt hatte ſich in dem reifenden, muthigen Knaben die Luſt geregt, Pferde zu beſteigen, und ſich im Reiten zu üben; doch Weſtolds väterlich-zärtliche Aengſtlichkeit hatte den Zeitpunkt, wo dieß geſchehen ſollte, immer weiter hinausgeſchoben. Nur verſtohlen ſchwang ſich der Wildfang dann und wann, mit Hülfe eines Knechtes, auf einen Acker-Gaul. Auf ſeine Bitten warf ſich Haſtebeck endlich zum Vermittler auf; als er aber zu dieſem Zwecke, Weſtolds Pferde zu muſtern anfing, fand es ſich, daß

die Ställe, der Zahl nach, überreichlich, doch dem Werthe und den Kräften der Thiere nach, gar erbärmlich beſetzt waren.

Haſtebeck erhob einen gewaltigen Lärm über die Elendigkeit und das Alter der meiſten, aufgeſtellten Pferde. „Deine Schaaf- und Rinderheerden“ ſchalt er auf ihn los — „ſind in ſo trefflichem Zuſtande; aber was für jämmerliche alte Klepper, was für ſteifbeinige, lahme Krippenſetzer ſtehen hier in den ſchönen Pferdeſtällen! Von zehnen iſt kaum eins des Futters, und neune ſind nur des Todtſtechens werth!“

Mit einem verlegenen Lächeln zuckte Weſtold die Achſeln, und erklärte, daß es freylich keine übermüthigen, ſchönen Parade-Pferde, aber doch lauter ſehr gute Thiere, ohne alle Tücken und gefährliche Wildheit wären, die es ſich ihr Lebelang hätten ſauer werden laſſen.

„Die aber jetzt nichts mehr taugen,“ fiel ihm Haſtebeck ins Wort — „und alſo fortgeſchafft werden müſſen!“

„Aber wohin denn?“ eiferte Weſtold dagegen, mit einem Tone, dem man es anhörte, daß er aus der Tiefe ſeines bewegten Herzens kam — „Wer wird ſich denn der armen Thiere erbarmen, wenn ich es nicht thue? Soll ich ſie hingeben an gefühlloſes Volk, das, für kärgliches, unzureichendes Futter, volle, oft übervolle Arbeit von ihnen verlangt, und wenn ſie nicht vollbringen können, was ihnen über Gebühr zugemuthet wird, unbarmherzig mit der Peitſche, und wenn die armen Thiere erſchöpft niederſtürzen, und die Kräfte zum Wiederaufſtehen nicht haben, kannibaliſch mit dem Knüppel auf ſie losſchlägt? — Wenn die reifen und unreifen Naturforſcher, Anatomen und Chirurgen, zu ihren nützlichen und unnützen Unterſuchungen, Tauſende von unſchuldigen Thieren mit ihren unbarmherzigen Meſſern zerſchneiden und tödten: ſo iſt ihre Grauſamkeit doch gering gegen die, welche den meiſten armen Pferden wiederfährt! Hat kein ſchöneres und nützlicheres Thier iſt aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, als das Pferd! und keines wird von dem Menſchen ſo undankbar behandelt, oft ſo

grauſam gemißhandelt, als das Pferd! Was hat es für eine edle Geſtalt! Wie mächtig iſt es! wie gehorſam! wie bereitwillig zur Arbeit! Was leiſtet es dem Menſchen für unzählige, unberechenbare Dienſte! Es verrichtet ihm den größten, beſchwerlichſten Theil des Feldbaues; es bringt von Stadt zu Stadt, und von Land zu Land die Waarenlaſten des Kaufmanns; es bringt den Reiſenden an ſein entferntes Ziel; ſelbſt in das Schlachtgewühl trägt es den Krieger, und verſpritzt ſein Blut in Kämpfen, deren Grund und Ziel ihm gleich fremd ſind! — Und was thut ihm der Menſch dafür? Nur den geringſten Theil des erarbeiteten Lohnes giebt er ihm zu ſeiner Nahrung, oft bei weitem ſo viel nicht, als es eigentlich bedarf. Sporn und Peitſche müſſen die Ueberbietung ſeiner Kräfte bewirken. Die Thorheit und die Gewinnſucht heben es im grauſamen Wettlaufe halb oder auch ganz zu Tode! Iſt es noch jung und ſchön: ſo wird es, als die Puppe der Eitelkeit, gepflegt und geſtreichelt; aber je mehr ſeine Kräfte ſchwinden, deſto geringſchätziger und härter wird es behandelt! Je mehr es

Schonung bedürfe, deſto weniger wird ihm Schonung vergönnt! Und das ſchöne Thier, das früher die Luſt eines Fürſten war, ſinkt oft ſchnell zum verhungerten Laſtthiere hinab, das endlich im Uebermaaß ſeiner Anſtrengung niederſtürzt, und unter den Mißhandlungen eines rohen Knechtes ſein immer qualvolleres Leben aushaucht! — O, was für eine entſetzliche Sündenrechnung hätte das Pferd am Throne Gottes dem Menſchen vorzuhalten!“

Das anfängliche, ironiſche Lächeln auf Haſtebecks Geſicht war nach und nach in Ernſt übergegangen, bei Weſtolds ernſter Rede. Von ſeinem eignen Gewiſſen an manche Mißhandlung ſeiner Pferde gemahnt, erwiederte er mit ungewöhnlich ruhigem Tone: „Du magſt im Ganzen Recht haben, Weſtold; aber Du nimmſt es doch zu tragiſch! Ein Mann muß nicht empfindſam thun!“

„Empfindſam thun?“ fiel ihm Weſtold eifrig in's Wort. — „Nenne menſchlich empfinden nicht empfindſam thun! Sieh her, ehe Du ſo über mich absprichſt!“ Und als er dieß geſagt hatte,

führte er Haſſebecken bald zu dieſem, bald zu jenem verdorbenen Pferde, erzählte die Unglücksgeſchichte deſſelben, wie das eine von einem wilden Junker auf der Jagd, das andere auf der Parforce-Reiſe eines Fürſten ruinirt worden ſey, und in was für grauſame Hände es gekommen ſeyn würde, wenn er es nicht aus Barmherzigkeit gekauft hätte.

„Aber" nahm Haſſebeck endlich wieder das Wort — „was haſt Du denn für einen Beruf, ein Pferde-Spital anzulegen, um die Sünden vornehmer Leute gut zu machen?"

„Mich jammern die armen Thiere!" erwiederte Weſtold — „Gott hat mir Ueberfluß an Hafer und Heu geſchenkt: wie ſollte ich mich nicht des einen und des andern unglücklichen Pferdes erbarmen? Es iſt ſündlich genug, daß ein treues, abgeliebtes Thier, von dem Herrn, dem es jahrelang die wichtigſten Dienſte leiſtete, dem es vielleicht Freiheit und Leben im Schlachtgewühl rettete, ſo ſelten für den Reſt ſeines Lebens ein Gnadenbrodt erhält, wie der bekannte Schimmel Friedrichs des Großen! — Warlich, ſchon durch dieſe Dank-

herzigkeit und Barmherzigkeit hat der große König bewiesen, daß er, im Grunde seines Herzens, ein besserer Christ war, als mancher Frömmler, der ihn als einen Freigeist verketzerte!"

So kamen sie ab von den Pferden, wie es Wetzolds Wunsch war, und sprachen lange von Friedrich dem Großen, dessen einzige Lobredner sie Beide waren.

Hasebeck aber konnte es nicht vergessen, daß er in seinem Stalle ein Pferd gefunden hatte, was für Herrmann zum Reiten passend gewesen wäre; doch kaum hatte er sich ein Mal darüber vor der Gräfin ausgesprochen, als diese ihm den Auftrag gab, auf ihre Kosten ein solches Pferd zu kaufen, was dann auch sehr bald geschah.

In dem Maaße, als Herrmann über dieß Geschenk aufjauchzte, war Wetzold darüber erschrocken, weil er darin die größte Gefahr für seinen geliebtesten Pflegesohn sah. Um ihn wenigstens nicht Hasebecks wilder Leitung hingegeben zu sehn, machte er sogleich zur Bedingung, daß er selbst Herrmanns Lehrer in der schweren Kunst

des Reitens seyn wolle; und zum ersten Male in seinem Leben machte er den Versuch, ein Prahler zu werden, indem er, um alle Einwendungen gegen seine Lehrmeisterei abzuwehren, bedeutende Worte über seine Erfahrung und Geschicklichkeit im Reiten fallen ließ. Aber als er diese nun in einer Lektionstunde wirklich zeigen sollte, machte man die Entdeckung, daß dieses und jenes Stück von Herrmanns und Westolds Kleidungen entweder und nirgends aufzufinden war. Westold wollte nicht viel aus diesen Verlusten machen; Herrmann indessen, der jetzt von nichts träumte und sprach, als vom Reiten, ließ nicht ab, danach zu suchen, und bemühte sich zu grübeln und zu klagen, bis man bald diesen, bald jenen Mitbewohner des Hofes in den Verdacht der Unredlichkeit nahm. Sobald aber Westold auf diese Weise irgend Einen anklagen hörte, widersprach er aufs eifrigste, und betheuerte die Unschuld desselben. Endlich indessen reichte seine Beredtsamkeit nicht mehr aus, einen armen Teufel von Knecht von einem allgemein angenommenen Verdachte zu retten; und Hasebeck wollte sich nicht mehr abhalten lassen,

dem verwandtschaftlichen Diebe zu Leibe zu gehen. Da wurde Waldo immer unruhiger mit jeder Minute, wie Jemand, den ein böses Gewissen plagt. Endlich stand ihm der helle Angstschweiß auf der Stirn! Er zog den Freund bei Seite, öffnete in einer entfernten Kammer einen verschlossenen Kasten, zeigte ihm die verstohlen Neu-Errungenschaften, und gestand ihm, daß er selbst der Entwender gewesen war, um die gefährlichen Ritt-Versuche noch möglichst lange zu verschieben, und Herrmanns Pferd vorläufig nur von dem sattelfesten Verwalter reiten zu lassen, und auf diese Weise zu erfahren, ob es auch nicht zu muthig sey.

Hasselbrack lachte laut auf, daß sein, sonst so frommer Freund, aus lauter väterlicher Liebe und Angst, sich selbst und seinen Liebling bestohlen hatte. Er versprach ihm ein schonendes Stillschweigen; doch machte er zur Bedingung, daß Herrmann nun keinen Augenblick länger die Freude des Reitens entbehren solle.

„Nun gut!“ sagte Westold, mit einem schweren Seufzer — „aber ich wasche meine Hände in Unschuld, wenn ein Unglück geschieht.“

Ziemlich heimlaut verkündigte er seinem Reit-Schüler, daß das Vermißte sich in ein paar Minuten wieder gefunden habe, und gab Befehl zum Satteln des neuen Goldfuchses und seines eigenen schwarzen Klepperts, worüber Hermann hoch aufsprang in jugendlicher Lust.

Endlich hatten Beide die Rosse bestiegen, und zwar Beide mit klopfenden Herzen, wenngleich aus sehr verschiedenen Anregungen des rasch bewegten Blutes. Im langsamen Schritte ging es zum Hofe hinaus, den Schloßberg hinunter, und durch das Dorf. Das Schrittreiten sey die Hauptkunst, behauptete Westold, wie beim Tanzen die Menuet, und jeder Anfänger müsse daher ja das Schrittreiten recht aus dem Grunde lernen, ehe er ans Traben, oder gar ans Galoppiren denken dürfe. Sein seliger Großvater, setzte er hinzu, sey auch nie anders, als im Schritt, nach seinem Filiale geritten, ja König und Kaiser ritten, bei feierlichen Einzügen in

Residenzen oder eroberte Festungen, eben nichts anderes; und es charakterisire einen Studenten oder Kornet gleich als sehr leichtsinnig, unbesonnen und unbarmherzig, wenn er mit Peitsche und Sporn ein ehrliches deutsches Pferd zu einem englischen Renner machen wolle. Und diesen ehrbaren Grundsätzen gemäß, hatte H e r r m a n n seine Spornen müssen zu Hause lassen, und die gefährliche Peitsche, die er unbemerkt mitgenommen hatte, mußte er in einen seiner Stiefeln stecken, damit er keinen Unfug damit treiben könne.

Nachdem unter solchen Verhandlungen etwa eine Viertelstunde hingegangen war, versicherte H e r r m a n n, er verstehe nun das Schrittreiten aus dem Grunde, sowohl e r, als sein Pferd könnten es nicht länger aushalten, und er wünsche daher, ein wenig zu galoppieren.

Während sich W e ß e l d anschickte, seinem Schüler das Ungehörige dieses Antrags auseinander zu setzen, ließ dieser seinem muntern Pferde schon, halb willkührlich, halb unwillkührlich, den Zügel schießen, hielt sich fest im Sattel, so gut er es ver-

fand, und sagte, fröhlich und guter Dinge, seinem Herrn weit und immer weiter voraus, so ängstlich darfer ihm auch nachsah und nachrief, daß er halten sollte. Nach wenigen Minuten war der Wagehals hinter einer entfernten Waldecke verschwunden, und Westfeld, mit seinem alten Rappen, in einem harten, schwerfälligen Trabe nachfolgend, machte sich schon auf das Aergerste gefaßt. Er fürchtete nichts Geringeres, als daß er seinen Liebling mit zerbrochenem Genick am Boden finden werde. Doch endlich, als er die Waldspitze erreicht hatte, sah er, in weiter Entfernung, den Wildfang auf einer Wiese, die größtentheils von Bäumen eingeschlossen war, sein Pferd in einem regellosen Zickzack umhertummeln, sah ihn mit der Peitsche, bald nach dem Pferde, bald nach den Bäumen, bald nur in die Luft hinein hauen, und hörte ihn dazu laut jauchzen vor fröhlichem Uebermuth.

„Herrmann! Herrmann!“ rief Westfeld ihm endlich zu — „Bist du es, oder bist du es nicht? Worüber soll ich dich halten? Was fängst du für Streiche an?“

„Ei, ich bin Herrmann!“ erhielt er zur Antwort — „und ich ſpielte eben die Herrmannsſchlacht, von der du mir neulich erzähleteſt. Meine Peitſche war mein Schwerdt; und die Bäume waren die römiſchen Legionen.“

„Und darüber konnteſt du den Hals brechen,“ eiferte Weſtold — „und ich dazu, wenn mein Rappe toll geworden, und mit Deinem Fuchſe um die Wette gelaufen wäre!“

Er ordnete ſogleich die Heimkehr an, und erzählte eine Menge von Unglücksfällen, die unbeſonnenen Reitern, ſeit Abſalons Hängenbleiben an einem Eichbaume, begegnet wären. Von einer zweiten Lehrſtunde, nach dieſer erſten, gefahrvollen, wollte er nichts hören.

„Wahrlich! hätte ich es nicht verſchworen, mir wieder ein Pferd zu kaufen: „ſagte Haſtebeck, als er dies hörte — „ſo thät' ich es jetzt, um Dich mit Deiner Stallmeiſter-Noth aus dem Sattel zu heben.“ Herrmann hörte dieſes Alles mit groſſer Betrübniß; aber die Gräfin ſchlug ſich zum zweiten Male ins Mittel, ließ heimlich durch den Verwalter

walter das koſtbarſte Pferd mit dem ſchönſten Sattelzeuge, das aufzutreiben war, kaufen, und machte dem überraſchten Haſtebeck ein Geſchenk damit. Da er es nicht ausdrücklich verſchworen hatte, ſich eins ſchenken zu laſſen: ſo nahm er dankend an, was er nicht zurückweiſen konnte, und wurde von nun an des fröhlichen Reitſchützen rüſtiger Lehrer.

Weſtold ſchüttelte bedenklich den Kopf, ſowohl über die Koſtbarkeit des Geſchenks, als auch über den dabei beabſichtigten Zweck. — „Haſtebeck!“ ſagte er — „das iſt ein Pferd und ein Reitzeug, wie es die Gräfin für ihren Gemahl nicht koſtbarer hätte kaufen können! Das iſt mir ein auffallendes Geſchenk! Jedem, der es ſieht, muß es auffallen! Sey auf Deiner Hut, Haſtebeck! — Aber vor Allem bitte ich Dich — reite vorſichtig mit dem Jungen! Sorge, daß kein Unglück geſchieht! Du weißt es, daß er mein Augapfel iſt!“

„Pah!“ erwiederte Haſtebeck — „was ſind der Gräfin ein paar Hände voll Gold mehr oder weniger! Sie hat des Zeugs ja weit mehr, als ſie braucht! Wenn ſie es mitunter zum Fenſter hinaus

wirſt: wem kann da etwas auffallend ſeyn?“ Aber der finſtre Blick, mit dem er das ſprach, ſtrafte den leichten Ton, den er anzunehmen verſuchte, Lügen. Heiterer ſetzte er hinzu: „Wegen Deines Augapfels ſey unbeſorgt! Der ſoll ein tüchtiger Reiter werden, ohne daß er den Hals bricht, oder daß ſonſt ein Unglück geſchieht.“

Dennoch wäre nach einiger Zeit durch Herrmanns Reitkünſte faſt eins geſchehn!

Er machte ſeinem Stallmeiſter Ehre, wenn er im Sattel ſaß, und war gewandt und furchtlos in der Behandlung ſeines Pferdes, doch verführte ihn die jugendliche, unbedachte Luſt zu mancher gefährlichen Keckheit. Als er das erſte Mal, weil Haſtebeck eben nicht aufgelegt geweſen war, ihn zu begleiten, die Erlaubniß, allein auszureiten, erhalten hatte, traf er, bei der Rückkehr, mit Seraphinen, die nach dem Garten gehen wollte, am Schloßthore zuſammen. Augenblicklich ſetzte er ſeine Sporuen in Bewegung, um Parade zu machen mit ſeinem Pferde! Doch ein raſcher Sprung, welchen es hierbei machte, ſetzte Seraphinen,

die dem Reiter eben freundlich zunickte, so in Gefahr und Schrecken, daß sie, im schnellen Zurückfliehen, über einen Eckstein stolperte, und sich, im Fallen, an einem andern Steine eine tiefe Wunde dicht über dem Auge schlug.

Im Nu hatte sich Herrmann hinunter vom Pferde gestürzt, und das betäubte Mädchen in die Höhe gerichtet, während dessen sein Pferd von selbst den Weg nach dem Stalle hin ging. Er sah ihr herabrinnendes Blut! Er klagte sich selbst wegen ihrer Verwundung an! Er band ihr ein Tuch um die Stirn, und führte sie sorgsam nach dem Schlosse. Hier an der Thür hörte er die ersten Worte von ihr, welche ihm sagten, daß sie sich sattsam erholt habe, und daß er sie nicht weiter begleiten solle.

In heftiger Bewegung ging er von ihr hinweg, zäumte sein Pferd ab, und schlich dann auf seine Kammer, wo er sich, über Kopfschmerz klagend, voll tiefster Betrübniß aufs Bette warf. Niemand war Zeuge jenes Auftritts gewesen, und er hatte, auch ohne ein Versprechen darüber erhalten zu haben, das Vertrauen zu Seraphinen, daß sie

ihn nicht als den Veranlaſſer ihres Falles anklagen werde. Zwar ſchwebte eine freie Selbſtanklage immer auf ſeinen Lippen, denn Reue über ſeine Unbeſonnenheit, und inniges Mitleid mit Seraphinen trieben ihn gewaltſam, ſich hierüber laut auszuſprechen; allein die Vorſtellung, wie die Gräfin, wie ſein Pflegvater, wie Haſtebeck ſein Geſtändniß aufnehmen würden, verſchloß ihm vor Jedermann den Mund. Er fürchtete, daß Alle ihm ihre Liebe entziehen würden, und daß er das Vergnügen des Reitens auf lange Zeit werde einbüßen, vielleicht ſein Pferd auf immer wegaeben müſſen, wenn man erführe, welcher gefährlichen Unbeſonnenheit er ſich ſchuldig gemacht habe.

Stundenlang ſchwebte er zwiſchen Hoffnung und Furcht, bis ihm nach und nach die Gewißheit ward, daß Seraphinens Verwundung nicht gefährlich, und daß ſie ſelbſt durchaus nicht zur Verrätherin an ihm geworden ſey. Nun war er voll der lebhafteſten Freude und Dankbarkeit! Er gab ſich ſelbſt das Wort, nie wieder ſo unvorſichtig zu ſeyn, und Seraphinens großmüthige Verſchwiegenheit,

ſo lange er lebe, nicht zu vergeſſen. Er fing an, zu überlegen, ob er wohl ſo leicht davon gekommen ſeyn würde, wenn Marien dieſer Unfall begegnet wäre; und es war ſeine Ueberzeugung, daß dieſe, bei aller Gutmüthigkeit und ſchweſterlicher Liebe zu ihm, ſchwerlich beſonnen und ihrer Zunge genug Herr geweſen ſeyn würde, ſeine Verſchuldung unverrathen zu laſſen. Dieſe Betrachtung ſtellte augenblicklich Seraphinen ungleich höher, als Marien, in ſeiner Seele, und wurde der Grundſtein einer immer entſchiedeneren Hinneigung zu jener.

Als am folgenden Tage ſein lebhafter Wunſch, Seraphinen zu ſehen, in Erfüllung ging, machte der Anblick des Verbandes ihrer Wunde ihm einen ſo beklommenen Athem, daß er ſie nicht anzureden vermochte. Freundlicher, als gewöhnlich, reichte ſie ihm die Hand, und zum erſten Male in ſeinem Leben küßte er, ohne es gewollt zu haben, ihre Hand. Beide, ohne ſich ihre Gedanken mitzutheilen, erinnerten ſich, wie ſie ihm einmal, als dem Retter ihres Lebens, aus Dankbarkeit die ſeinige geküßt hatte; Beide erröthteten, beim Begegnen ihrer Blicke,

und ſchweigend wußte Jeder den Blick und das Erröthen des Andern zu deuten. — Seit dieſer Zeit waren ſie, wie durch ein unſichtbares, magiſches Band, näher mit einander verbunden. Sie betrachteten einander mit gröſſerem Wohlgefallen, als ſonſt. Jeder war dem Andern der liebſte Geſpiele geworden; doch Niemand bewerkte das, denn die Aufmerkſamkeit der ältern Glieder in dem traulichen Kreiſe zu Aarhorſt hatte eben eine ganz andere, ernſte Richtung genommen.

---

Die Augen der Gräfin ſchwammen nicht ſelten in Thränen. Haſtebeck verſank aufs neue in tiefe, finſtre Verſtimmung. Mit Bekümmerniß blickte Weſtold nach Beiden hin.

Unerwartet rief Haſtebecken eine Geſchäfts-Angelegenheit des Grafen auf ein paar Tage nach einer benachbarten Stadt. Am Mittag bekam die Gräfin einen Brief, zog ſich in ihr entlegenſtes Zim

mer zurück, und ließ Westolden gegen Abend, unter einem schicklichen Vorwande, zu sich einladen.

Sie war, unverkennbar, in einer großen Gemüthsbewegung, als er zu ihr ins Zimmer trat. Zutraulich reichte sie ihm jedoch die Hand; und nach einer kurzen Einleitung, in welcher sie ihn ihres größten Vertrauens zu seiner Redlichkeit und verständigen Erfahrenheit in Rechts-Verhältnissen versichert hatte, ließ sie ihn sich gegenübersetzen, und sagte mit gedämpfter, doch fester Stimme: „Ich habe, nach vielfältiger, ernster Ueberlegung, und nach langem, schwerem Kampfe, einen wichtigen Entschluß gefaßt; und Sie, lieber Westold, sollen mir ihn ausführen helfen, oder wenigstens die Einleitung zu der Ausführung machen!“

Beklommen athmend, hielt sie hier einige Augenblicke inne, in welchen Westold ihr im voraus jede mögliche Dienstleistung zusagte. Dann fuhr sie, mit tief niedergeschlagenen Augen, zu sprechen fort: „Ich will — ich muß mich trennen von meinem Gemahl: und zwar ganz — auf immer — in un-

unstöslicher, gerichtlicher Form! Ich bin schon seit langen Jahren seine Gemahlin nicht mehr, und will so auch nicht mehr heißen. — Eine Ehe, wie die unsrige, ward nicht im Himmel geschlossen, und kann also, ohne Versündigung, nach weltlichen Rechten wieder aufgehoben werden. — Unterstützen Sie mich hiebei, lieber Westold, Sie, der Sie Advokat waren, und fortwährend der redlichste Mann auf Erden sind — unterstützen Sie mich mit Ihrem Rath und mit Ihrer Feder!"

Westold, so sehr betroffen er auch war, sammelte sich doch nothdürftig, um die Frage zu thun, ob der Graf auch in Absicht ihres Entschlusses mit ihr einverstanden sey?

Lebhaft aufblickend, erwiederte sie: „Er ist es für den Augenblick noch nicht; ja er hat sogar jetzt eben den Einfall gehabt, mich zur Rückkehr zu sich einzuladen, und den Ton des zärtlichen Gatten und Vaters anzustimmen; aber er wird sich wohl bereitwillig zur Trennung erklären, wenn ich einen guten Preis bestimme, um welchen ich entschlossen bin, meine Freiheit zu erkaufen."

Weſtold wollte den ausgeſprochenen, zärtlichen Gefühlen des Grafen das Wort reden; doch die Gräfin unterbrach ihn in ſteigender Bewegung: „O, ſagen ſie mir nichts von dem zärtlichen Gatten- und Vater-Herzen dieſes leichtſinnigen, herzloſen Wüſtlings! Leider, gab es eine Zeit, wo ich Thörin genug war, ihn zu lieben; allein er hat mich nie, nie, nicht einen Augenblick geliebt! Nur kurze Zeit vor und nach unſrer Vermählung heuchelte er — und zwar ſchlecht genug — daß er mich liebe, um gleich nachher in den Armen verworfener Buhlerinnen mein Gold zu vergeuden! Selbſt unſre Tochter hat er nie geliebt, denn er hatte ſich einen Sohn gewünſcht! Vom Tage ihrer Geburt an, warf er daher nur gleichgiltige, oft finſtre Blicke nach ihr hin! Nie hat er ſie einer Liebkoſung gewürdigt! Ja ich habe ihn, mehr als ein Mal, auf Blicken ertappt, in welchen ſich eine unverkennbare Verhöhnung meiner Zärtlichkeit gegen das liebliche, unſchuldige Kind ausſprach!“

Hier verſagte der Gräfin die Stimme, und große Thränentropfen rollten über ihr erglühtes

Geſicht hinab. Dann, ſich gewaltſam zu faſſen ſuchend, fuhr ſie mit ruhigerem Tone fort:

„Ich will ihm eine anſehnliche Jahres-Rente ausſetzen, von welcher er ſtandesmäßig leben kann. Aber weiter geht ihn mein Vermögen und die Verwaltung meiner Güter, dann nichts mehr an; ſo wenig, als die Erziehung Seraphinens. — Schreiben Sie ihm das, lieber Weſtold! Sie! Sie! Ich kann und mag es nicht!“

Mit warmer, ungeheuchelter Theilnahme betheuerte Weſtold, daß er keine Mühe und kein Opfer ſcheuen werde, wodurch er ihr wahrhaft nützlich werden, und mit Sicherheit auf ihr Lebensglück hinwirken könne. „Aber“ ſetzte er behutſam hinzu — „bin ich wohl der Mann, der Ihnen in dieſer unglücklichen Angelegenheit am nützlichſten ſeyn kann? Sollte nicht Haſtebeck, der ſo viel über den Herrn Grafen vermag — ?“

Hier hielt er inne, mitten in ſeiner Frage, weil es ihm nicht entging, in welche Verwirrung die Gräfin gerieth, ſobald er Haſtebecks Namen nannte. Er fühlte, daß er einen Fehlgriff gethan

hatte, und ſchlug beſchämt die Augen nieder, um das Erröthen der Gräfin nicht zu ſehn.

„Nein, lieber Weſtold,“ nahm die Gräfin, nach einer ängſtlichen Pauſe, wieder das Wort — „Haſtebeck kann und darf in dieſer Angelegenheit nichts thun, eben weil er uns — weil er ihm, will ich ſagen — meinem Gemahl zu nahe ſteht. Ein Dritter, ein Fremder muß zwiſchen uns treten! Jeder Andere eher, als Haſtebeck! Nicht ein Mal berathſchlagen möchte ich mit ihm. Ein Anderer könnte das wohl; nur ich nicht; ich nicht!“

Weſtold hielt die letzten Worte für einen Wink, daß er die Sache mit Haſtebeck beſprechen ſolle, und erwiederte: „Ich werde Alles reiflich überlegen, Frau Gräfin, und dann rathen und thun, nach meinem beſten Wiſſen und Gewiſſen.“

„Und iſt mein Zweck erreicht:“ ſagte ſpäterhin die Gräfin — „dann ſoll mir erſt recht wohl werden in Aarhorſt. Erſt unter Euch, ihr guten Menſchen, habe ich begreifen gelernt, was wahres, ſtilles Lebensglück iſt! Ich bin hier von manchem Vorurtheil geheilt worden, und ihr habt mich überzeugt, daß

es sichrere Führer zum Tempel des wahren Glücks, als Rang und Reichthum, giebt. Dafür gehört euch ewig mein wärmster, herzlichster Dank!"

Warm küßte Westold die Hand, die sie ihm hinreichte, und sagte ihr, im Abschiednehmen, noch manches Wort der herzlichen Theilnahme an ihrem Mißgeschick. Da wurde die Gräfin tief gerührt, und mit ihr wurde es auch Westold, und im Ueberströmen seines innigen Mitgefühls verirrte er sich zu den begeisterten Worten: „Muth! Muth, edle, unglückliche Frau! Ihrem tief verwundeten Herzen wird sein Lohn nicht fehlen! Eine neue, eine schönere —"

Er wollte sagen, eine neue, schönere Sonne werde ihren Lebenspfad noch erhellen, wenn das jetzige Sturmgewölk verwebt sey, wobei er sich kein besonderes Ereigniß, kein bestimmtes Glück, höchstens ihre Freude an Seraphinens künftigem Lebensglück, dachte; allein die Gräfin — eine besondere, geheime Verwundung im Herzen fühlend, und wider Willen nach einem bestimmten Glücksziele schüchtern hinblickend — deutete Westolds Worte anders; und fürchtend, daß er laut ausspre-

chen, wenigſtens unverkennbar andeuten werde, was ſie ſich ſelbſt nicht ohne Erröthen zu ſagen vermochte, ließ ſie ihn nicht ausreden, ſondern unterbrach ihn ſchnell mit dem erſchrockenen Ausruf: „Um des Himmels willen, Weſtold! was denken Sie! Sprechen Sie ſo etwas nicht aus! Ich will ja nur eine Verbindung aufgelöſ't ſehen, deren ſchmähliche Entheiligung mich ſchon ſeit Jahren mit Abſcheu erfüllt hat!“

Der betroffene Weſtold, ſtatt ſchnell etwas zu erwiedern, wodurch er dem Geſpräch eine andere Wendung gegeben hätte, rief ſich in Gedanken nur zurück, was er hatte ſagen wollen, und erwiederte dann frei und ehrlich: „Die Frau Gräfin ſcheinen meine Worte anders gedeutet zu haben, als —“

„O nein! o nein!“ unterbrach ſie ihn raſch — „deuten ſie nur die meinigen nicht falſch! — Aber genug für heute! Unſer Geſpräch hat mir ſchon Kopfſchmerz gemacht!“

Sie war in einer ſo auffallenden Verlegenheit, weil ſie fühlte, ſich verrathen zu haben, daß ſie, bei Weſtolds Abſchiede, um ihm nur ihr glühen-

des Geſicht zu entziehen, ſich nach der Klingelſchnur wandte, und ihre Kammerfrau herbei klingelte. Weſtold, den jede Verlegenheit eines Andern mit verlegen machte, war froh, als er das Zimmer hinter ſich hatte, und unabläſſig verarbeitete er in ſeinem Kopfe das eben gehabte, verfängliche Geſpräch. —

Am andern Nachmittag ging er Haſtebecken weit entgegen auf dem Wege nach der Stadt. Auf einem Hügel ausruhend, im Schatten eines dichten Gebüſches, erwartete er ihn, hielt den raſchen Reiter dann durch einen freundlichen Zuruf an, und ladete ihn zu ſich auf den beſchatteten Raſenſitz ein. Froh überraſcht, ſprang Haſtebeck ſogleich vom Pferde, band es an einen Baum, und ſetzte ſich unbefangen, zu traulichem Geplauder über die Kinder in Aarhorſt, neben Weſtold hin. Doch dieſer leitete das Geſpräch alsbald auf die Gräfin, und theilte dem Freunde den von ihr erhaltenen Auftrag mit.

In raſcher Bewegung fuhr Haſtebeck auf. „Scheiden!“ rief er — „ſcheiden will ſie ſich laſſen?! Auf keinen Fall darf ſie das! Weſtold,

laß Dich nicht vom Satan plagen, zu einer ſolchen Verhandlung die Hand zu bieten!"

Weſtold betheuerte, daß er nichts weniger, als geneigt hiezu ſey, und bat um guten Rath, wie er aus der Klemme, in welche der Antrag der Gräfin ihn gebracht, ſich losmachen könne?

„Lavire nur noch ein paar Tage!" ſagte Haſtebeck jetzt mit ruhigerem Tone — „Das Wetter ändert ſich wahrſcheinlich unterdeſſen bei der Gräfin. — Im Vertrauen geſagt: der nächſte Poſttag bringt ihr gewiß einen ungewöhnlich zärtlichen Brief von dem Grafen, worin er ſie einladet, wieder bei ihm in der Stadt zu leben."

„O!" antwortete Weſtold — „ein ſolcher Brief iſt geſtern ſchon gekommen, und ſcheint eben, den Entſchluß der Gräfin zur Reiſe gebracht zu haben."

Haſtebeck horchte hoch auf, rieb ſich dann die Stirn, und ſagte unmuthig vor ſich hin: „Ein Fehlſchuß alſo! — Es iſt tief hinein böſe! tiefer, als ich dachte!"

Westold verstand nicht, wie diese Worte eigentlich gemeint waren, und erwiederte darauf, daß es, nach den Andeutungen der Gräfin über die Lebensweise ihres Gemahls, freilich böse um ihr gegenseitiges Verhältniß stehe, daß sie wohl eine unglückliche Frau zu nennen, und es ihr daher schwerlich zu verdenken sey, wenn sie sich loszumachen suche von einem solchen Gemahl.

Lebhaft sprang Hastebeck von seinem Sitze auf. „Was wird sie gewinnen durch einen solchen Schritt?" sprach er eifrig — „Wird sie glücklicher dadurch werden? Durchaus nicht! viel unglücklicher noch, als jetzt!"

„Mir kommt es aber vor," erwiederte Westold mit gedämpfter Stimme — „als träume sie ein wenig von einem neuen, künftigen Glücke!" — Nach einer kleinen Pause setzte er hinzu: „Hastebeck, ich meine, Du hast es ganz in Deiner Hand, Herr von Aarhorst zu werden."

Da seufzte Hastebeck tief auf, schlug sich gegen die Stirn, und sagte mit bitterm Tone: „Meinst Du wirklich?"

Nun

Nun die Bahn eines ſolchen Geſpräches ein Mal gebrochen war, verſicherte Weſtold unverholen, Auguſte habe es ſchon lange gemerkt, er ſelbſt habe es ſeit einiger Zeit auch wohl geahnet, und ſey ſeit geſtern, durch manches, der Gräfin entſchlüpfte, verrätheriſche Wort, überzeugt worden, daß ſie eine ernſtliche Liebe zu Haſtebeck im Herzen trage, und er zweifle ſeit geſtern auch nicht, daß ſie feſten Willen genug haben werde, ſich über das Vorurtheil ihres Standes hinweg zu ſetzen, und dem Manne, den ſie liebe, die Hand am Altare zu reichen.

Unruhig rieb ſich Haſtebeck die Hände. „Ei!“ ſagte er ſpöttiſch — „das wäre ja ein wahres Prachtſtück von einer Mesaillance!“

Weſtold meinte, viele mißriethen freilich, aber doch nicht alle, die Gräfin ſey eine verſtändige Frau, und habe geſtern ſelbſt gemeint, daß ſie in Aarhorſt von manchem Vorurtheil geheilt ſey.

Ungeduldig unterbrach ihn Haſtebeck mit den Worten: „Ich will nicht hoffen, daß Du im Ernſt an eine ſolche Heirath denkſt?“

„Wenn ſie ſich ſcheiden läßt, und ihr euch gegenſeitig liebt: warum nicht?“ antwortete Weſtold.

Mit ernſtem Blick und Ton nahm Haſtebeck jetzt das Wort: „Ich — noch ein Mal lieben und heirathen?! Kennſt Du den Namen Dorothee nicht mehr? Haſt Du Sophien vergeſſen? — Bewahre mich Gott vor der Sünde, das Geſchick noch eines Weibes an das meinige knüpfen zu laſſen! — In dieſer meiner Hand iſt kein Heil! Unheil — Unheil nur! Ich mag kein zweites Weib damit ins Verderben ziehn!“

Weſtold meinte, das ſey eine hypochondriſche Grille, doch ſein Herz werde wohl Herr darüber werden, denn die Gräfin ſey eine achtungs- und liebenswerthe Frau.

„O ja! „ſetzte Haſtebeck hinzu — „die iſt ſie, in vielem Betracht, trotz mancher Fehler. Es wäre wohl mit ihr zu leben! — Und Seraphine“ — hier ſchlug er freudig die Hände zuſammen — „Seraphine dürfte mich dann Vater

nennen, und ich ſie Tochter! O Gott! herrlich wäre das!" — — „Aber" fuhr er nach einer Pauſe, finſter vor ſich hin blickend, fort: „es kann, es darf nicht ſeyn! Es wäre eine Undankbarkeit gegen den Grafen! Es wäre eine Verſündigung an meinem eigenen Herzen, in welchem fortwährend das Bild Dorotheens thront! — Lächle hierüber, Weſtold! Oder lache mich auch als einen Thoren aus! Thue das, ſo viel Du willſt! Ich will Dir zugeben, daß Du Urſach dazu haſt; aber anders wird es darum doch nicht mit mir! — Such' ich mich — wenn auch nicht des Gedankens an ſie — doch der Sehnſucht nach ihr, noch ſo ſehr zu entſchlagen, und ſtehe ich auch monatlang in dem Wahne, ich ſey endlich getröſtet über ihren Verluſt: ehe ich mir es verſehe, träume ich eine ganze Nacht hindurch von ihr, wie wir uns, nach langem, vergeblichem Suchen, endlich unvermuthet wieder finden, wie wir die Schmerzen unſrer langen, grauſamen Trennung uns dann klagen, wie wir uns gegenſeitig die Untreue abbitten und vergeben, die ie aus Schwachheit, ich aus Unbeſonnenheit be-

ging, und wie wir nun auf ein Mal Eins im Anſchauen des Andern glücklich und überglücklich, bis zum Weinen vor Wehmuth und Freude, ſind! — Ach, Weſtold! Es iſt immer ein herrlicher, überſchwenglich ſeliger Traum; als hätte der holdeſte von allen Engeln mir ihn ſelbſt auf die Stirn geküßt! — Aber wenn ich dann erwache, und allmählich begreife, daß ich nur geträumt habe, und daß es ein Traum war, der nie in Erfüllung gehen kann: o, wie verfluch' ich dann die dürre Gegenwart und mein unſeliges Geſchick! Gleich einer giftigen Natter in meiner Bruſt, nagt, mit geſchärftem Schmerz, dann das Gefühl in mir, daß ich unwiederbringlich um mein erſchnteſtes, ſchönſtes Lebensglück betrogen bin! und auf lange, lange hinaus bin ich dann wieder nichts, als ein finſterer Grillenfänger und Geſpenſterſeher!" Bei den letzten Worten ging er in raſcher Bewegung nach ſeinem Pferde, um es vom Baume abzubinden, und als Weſtold ihm dahin nachfolgte, ſagte er zu ihm: „Tadle mich, verſpotte mich nun, als einen träumeriſchen Thoren: nur ſprich mir von keiner Heirath mehr!"

„Wie könnte ich Dich um Deines Traumes willen verſpotten?!“ antwortete Weſtold — „Hab' ich Dir nicht ſelbſt von einem oftmaligen Traume erzählt, der mir vor Zeiten manchmal alle Luſt an meinem Advokatenkrame verdarb?

„Ich erinnre mich;“ ſagte Haſtebeck — „und der Gott der Träume rächt ſich an mir, daß ich Dich damals einen Thoren ſchalt.“

„Laß das gut ſeyn!“ unterbrach ihn Weſtold — „Du dauerſt mich von ganzer Seele; und ich begreife es, daß Du von keiner zweiten Heirath wiſſen willſt. Aber ſprich! was ſoll aus der Gräfin werden?“

„Nichts!“ erwiederte Haſtebeck raſch, indem er das Pferd wieder los ließ — „Nichts ſoll aus ihr werden! Sie muß bleiben, was ſie iſt: des Grafen Klankenborn Gemahlin! — Ließe ſie ſich ſcheiden von ihm, und ſie träumte von einer neuen Verbindung nach der freien Wahl ihres Herzens, und es würde aus dieſer nichts — und es kann und darf ja nichts daraus werden —: o, dann wäre ſie zehnmal unglücklicher, als jetzt! Getäuſchte

Hoffnung, gekränkte Liebe, beleidigter Stolz — das alles würde furchtbar auf sie einstürmen! — Ich könnte dann nicht bei ihr bleiben! aber ich könnte mich auch nicht von Seraphinen trennen! Das müßte zu unglücklichen Auftritten führen! — Drum nein, nein! nur keine Scheidung! die brächte nur schnödes Unheil auf ihr — vielleicht auf unser Aller Haupt!"

Die stürmische Bewegung, in welche Hastebeck bei diesen Worten gerathen war, dämpfte sich allmählich erst ab, als er, auf Wesvids Frage, wie der gestrige Antrag der Gräfin auf gute Weise abzulehnen sey, hierüber nachzusinnen begann.

Mit ruhigem Tone hob er nach einer langen Pause an: „Das ganze Unglück, daß Ihre Neigung sich bis zu meiner unbedeutenden, bürgerlichen, ungeregelten, bärenhaften Person verirrt hat, ist blos in ihrer jahrelangen Zurückgezogenheit von dem Gebräuche der großen Welt zu suchen. Mangel an Zerstreuung, ungestörtes phantastisches Brüten, und Langeweile kuppeln in ländlicher Einsamkeit leicht Menschen zusammen, die eigentlich nicht zusammen

gehören! Ehe man es sich versieht, ist da ein Tom Jones oder Fielding von einem empfindsamen Roman angesponnen, der im Grund und Boden nichts taugt! Stecke einen wilden Californier mit einer empfindsamen europäischen Prinzessin jahrelang auf einer wüsten Insel zusammen: und sie werden endlich eine Art von Liebespaar! — Also: das Leben auf dem Lande muß ein Ende haben! Sie muß in das Gedräusch der großen Welt zurück!"

„Aber das will sie ja nicht!" wendete Wefold ein — „wenigstens zu dem Grafen will sie ja durchaus nicht zurück!"

„Sie muß und wird es wollen, wenn es recht angefangen wird." erwiederte Hasebeck. — „Es soll mich nicht irre machen, daß der erste Versuch verunglückt ist. Ich hätte es denken können. — Ich muß eine stärkere Mine springen lassen. Ein glücklicher Zufall kommt mir zu Hülfe. Der Graf hat sich, bei einem Sturz vom Pferde, den Kopf und den rechten Arm nicht unbedeutend beschädigt. Ich reite sogleich nach der Stadt zurück, um ihm eine

Staffette zu schicken. Lavire Du unterdessen, so gut Du kannst!"

Und als er das gesagt hatte, nahm er flüchtig Abschied von Westold, schwang sich aufs Pferd, und trabte rasch den Weg zurück, den er gekommen war.

---

Mit nicht zu verbergender Unruhe hoffte die Gräfin den ganzen Abend auf Hastebeck. Es war für Westolden eine schwere Rolle, ihr zu verschweigen, daß er den Freund schon gesehn, eine noch schwerere, am andern Morgen mit ihr zwecklos über die Summe zu berathschlagen, welche sie dem Grafen, als Jahres-Rente, bieten lassen wollte.

Am Mittag kam Hastebeck an. Die Gräfin war befangener, als je; Hastebeck schweifte unruhig umher, Westold sah sich gezwungen, Entwürfe zu dem Schreiben an den Grafen zu machen

So gingen langsam zwei Tage hin, in denen Keinem recht wohl ward.

Endlich sprang Hastebecks Mine. Mit einer Staffette kam ein Brief, im Namen des Grafen von dem Secretair desselben geschrieben, mit der Nachricht, daß der Graf, in Folge eines Sturzes mit dem Pferde, bedenklich darnieder liege, daß man die Folgen davon noch nicht berechnen könne, daß aber den Grafen auf das lebhafteste nach seiner Gemahlin verlange, von deren liebevoller Pflege er einzig und allein seine Wiederherstellung hoffe.

Die Gräfin las es, war betroffen, und schwankte zwischen wollen und nicht wollen; doch bedurfte es nur weniger Worte von Hastebeck, welcher erklärte, daß wenigstens er noch heute abreisen werde, um in ihr das Gefühl der Pflicht, einem Leidenden beizustehen, über den Unwillen wegen vielfältig erlittener Kränkungen, die Oberhand behalten zu lassen. Sie erwartete nichts Geringeres, als daß die letzte Stunde des Grafen nicht mehr fern sey; sie wollte sich selbst das Zeugniß geben können, ihn wenigstens in dieser nicht verlassen zu haben, je

wollte Böses mit Gutem vergelten, theils, weil der Tod versöhnt, theils auch vielleicht, weil sie glaubte, in Hastebecks Augen durch eine so edle Pflichttreue zu gewinnen. — Sie gab Befehl zum Einpacken ihrer Sachen, um am folgenden Morgen die Reise antreten zu können. Westholden sagte sie unter vier Augen, daß er seine Briefentwürfe verbrennen, und ihre dahin gehörigen Gespräche vergessen möge, was dieser ihr sehr gern versprach. — Es that ihm freilich weh, die arglose Gräfin so ganz gegen ihre Neigung geleitet zu sehen, und es beunruhigte fast sein Gewissen, hiervon ein Mitwisser zu seyn; doch die feste Ueberzeugung, daß ihre Entfernung von Aarhorst wirklich nothwendig sey, um unglücklichern Folgen der Verirrung ihres Herzens vorzubeugen, hießen ihn einverstanden bleiben mit seines Freundes eigenmächtigem Plane.

Hastebeck hatte beschlossen, der Gräfin vorzureisen, um mit dem Grafen im voraus ein ernstes Wort über seine Lebensweise und das nöthige Benehmen, zur Verhütung einer Ehescheidung, zu sprechen. Mehr als jemals that es ihm weh, das

herrliche Nachbarſchaft zu verlaſſen, und von ſeinem treuen Freunde zu ſcheiden. In der letzten Stunde noch nahm er ihn an die eine, Seraphinen an die andere Hand, ging mit ihnen auf den nächſten Hügel, um ſich noch ein Mal des Anblicks der reichen Ausſicht ins Thal zu freuen, begrüßte noch manchen ſchönen Platz im Garten, und ging zuletzt auch bei dem Baſſin vorüber, in welchem Seraphine faſt ihren Tod gefunden hätte. „Schade, daß Herrmann nicht hier iſt!“ ſagte er — „Hier hätte ich den braven Jungen gern noch ein Mal ans Herz gedrückt! — Vergiß ihm nie, Seraphine, was er für Dich gethan hat, auch wenn es Dir noch ſo wohl geht in der Welt, und wenn Du noch ſo weit entfernt von ihm biſt!“

„Gewiß nicht! gewiß nicht!“ erwiederte Seraphine, und hing ſich feſter an des Führers Hand. Und kaum hatte ſie das geſagt: ſo trat Herrmann ihnen entgegen, und Haſtebeck rief ihn an ſeine Bruſt, und Seraphine reichte ihm ihre Hand, und ſtammelte ihm, ſo gut ſie es

vermochte, einige dankbare Worte zu. Dann gingen sie Alle nach dem Schloßhofe zurück.

Haßebeck war bewegt, und faßte alles ins Auge, als sähe er es zum letzten Male, so daß Westold endlich zu ihm sagte: „Nun, Du wirst doch nicht auf immer von hier scheiden? Wir werden uns ja hoffentlich vergnügt wieder sehn?"

„Wer kann voraus im Buche des Schicksals lesen?" antwortete Haßebeck.

Sie waren jetzt in der Nähe der Ecke des Schlosses, bei welcher der Gewitter-Ableiter in dem Boden befestigt war. Haßebeck blickte, langsamer gehend, danach hin, und blieb dann, ernst sinnend, ganz stehen. Westold weckte ihn endlich aus der Versunkenheit seiner Gedanken durch die Frage: „Gewiß denkst Du eben der furchtbaren Gewitternacht, in welcher Du den Blitzstrahl an der Stange hinab fahren sahst?"

„Wie alle Mal, wenn ich hier vorüber gehe," antwortete Haßebeck — „Und immer kommen mir auch meine damaligen Worte in den Sinn: „Wer da unten gestanden hätte, der wäre alles Jam-

mers auf ein Mal entledigt gewesen!“ Ach, wie manchmal nachher, wenn ein Gewitter heraufzog, [illegible] mir wohl der Gedanke in den Kopf, dort mich hin zu stellen, und ein Gottesgericht über mich zu verhängen!“

Fragend blickten Herrmann und Seraphine, mißbilligend blickte Westold noch ihm hin. Er sagte nichts weiter, sondern wendete sich nach der Schießthür; aber das unbedachte, verhängnißvolle Wort war über die Lippe geflogen, und war nicht zurückzubringen, so wenig als ein schwirrender Pfeil, der ohne Ziel nur in die Luft fliegen sollte, doch, wider den Willen des Schützen, seine Richtung nach einer Menschenbrust nimmt. —

Nach einer Viertelstunde riß Hasebeck sich los von Allem, was er liebte in Aahorst, schwang sich aufs Pferd, und jagte davon. Westold und Auguste und die Kinder sahen ihm mit betrübten Augen nach, und Alle vereinigten sich in dem lauten Wunsche, daß er recht bald wiederkehren möge.

Am andern Morgen waren die Zurückgebliebenen, zum Abschiednehmen, bei der Gräfin versam-

mit. Sie ſagte Allen ein herzliches, gerührtes Lebewohl; und als Herrmann zu ihr trat, ſchenkte ſie ihm noch eine ſchöne, goldene Uhr, küßte ihn auf die Stirn, und erneute die Verſicherung, daß es ihr zur größten Freude gereichen werde, ſein Lebensglück zu befördern, wo und wie ſie es irgend könne. „Ohne Dich" ſetzte ſie hinzu — „hätte ich ja hinderlos von hier und von der Welt ſcheiden müſſen!"

Lange hielten ſich Seraphine und Marie weinend umarmt, und küßten einander, wie zärtliche Schweſtern. Jetzt wollten auch Seraphine und Herrmann von einander Abſchied nehmen, aber ſie reichten ſich nur die Hände, ohne ſprechen zu können, vor ſteigender Wehmuth. Da ſagte die Gräfin: „Nun, ich meine, dem Retter Deines Lebens kannſt Du wohl einen Abſchiedskuß geben." Und ſie küßten ſich, glühend vor Verwirrung, und ſo ſchüchtern, daß kaum die Lippen ſich berührten; doch der electriſche Schlag, der durch Beider Nerven fuhr, ward von Beiden in gleichem Maaße gefühlt. Seraphine fing an, lauter zu ſchluchzen; und Herrmann ſah ſich, mit leuch-

renden Augen, rasch um nach Walfold, und die Bitte schwebte ihm auf den Lippen: „Laß mich mitreisen, Vater!“ aber er wagte es nicht, sie auszusprechen; und wie der Wagen dahin rollte, war ihm zu Muthe, als wäre es nun auf immer aus mit seiner sonst so frischen, lebendigen Jugendlust.

Er wollte durchs Hofthor gehen, um in der Ferne wenigstens noch die Staubwolke des Wagens zu sehn; allein der Stein, auf welchem Seraphine, durch seine Schuld, ihre Stirn blutig geschlagen hatte, hemmte plötzlich seinen Schritt, damit er ihr noch ein Mal in Gedanken die Schmerzen abbäte, die er ihr verursacht, und für die freundliche Schonung ihr noch ein Mal dankte, mit welcher sie seine Unbesonnenheit so standhaft verschwiegen hatte. Von dem Steine zog es ihn fort nach dem Bassin im Garten. Da stand und saß er bald hier, bald dort an dem steinernen Rande, schaute unruhig hinab in die klare Flut, und es fehlte manchmal wenig, daß er, verloren in der Erinnerung, wie er Seraphinen rettete, noch ein Mal hinabsprang in den fla-

ren Spiegel, in welchem sein eigenes Bild ihn hinunter zu winken schien.

Eine innere Unruhe, der er keinen Namen zu geben wußte, trieb ihn lange hin und her, ließ ihn die gewohnten Jugendspiele mit Lebrecht und Marien verschmähen, und machte ihn fürs erste selbst gleichgültig gegen sein liebes Roß. Nach und nach aber verwischten Zeit und jugendlicher Sinn auch bei ihm die lebhaften Eindrücke der Trennung von Seraphinen, und er war wieder froh, unbefangen und sorglos, wie sonst. —

Ein Brief von Hasselbeck füllte endlich auch, wenigstens zum Theil, Westolds theilnehmendes Verlangen nach einer beruhigenden Nachricht über die Verhältnisse des gräflichen Ehepaars und Hasselbecks. Dieser schrieb ihm nemlich, der Graf benehme sich jetzt vorsichtiger und rücksichtvoller, als sonst, die Gräfin scheine sich in ihr Schicksal gefunden zu haben, und um sie aufzuheitern und den Gedanken an eine Rückkehr in eine ländliche Einsamkeit in ihr nicht aufkommen zu lassen, habe er den Vorschlag einer gemeinschaftlichen Reise nach Wien

an

zu Stande gebracht, und nächstens werde die ganze Caravane nach München aufbrechen, um dort erst Verwandte der Gräfin zu besuchen, und dann über die Tyroler Alpen nach der alten Kaiserstadt hin zu flattern. Er freute sich im voraus des vielen Gedenkwürdigen auf dieser Reise, vergaß aber doch nicht, am Schlusse noch zu erwähnen, daß die alte Anna Werner todt, und daß ihre liederliche Tochter ganz verschollen sey, daß Westold aber, wenn er von dieser Kunde bekommen sollte, sich ihrer annehmen möge, laut früherer Abrede.

Westold war nach dem Lesen dieses Briefes von einer großen Sorge befreit, denn das Schicksal der Gräfin, und Hasebecks verhängnißvolles Verhältniß zu ihr, hatte ihn lange beunruhigt. —

Je glücklicher und sorgenloser er sich nun von allen Seiten fühlte, desto heiliger erschien ihm die Verpflichtung, auch zum möglichsten Wohlseyn Anderer nach seinen Kräften beizutragen, und fremde Noth, die ihm bekannt wurde, zu lindern, so sehr er es im Stande war.

Das Jahr 1806, in welchem eine ungeheure Theurung des Korns Einzelne unverhältnißmäßig bereicherte, Tausende aber faſt den Hungertod ſterben ließ, gab ihm vielfältige Gelegenheit zur thätigen Bewährung ſeiner Geſinnungen. Er hätte zu jener Zeit Gold auf Gold häufen können in ſeinem Kaſten; doch er that es vor, die Noth einer großen Anzahl von Armen in Harhorſt und in manchem benachbarten Dorfe in Freude zu verwandeln. So viel er miſſen konnte von den großen Vorräthen auf ſeinen Kornböden, gab er den Unbemittelten zu mäßigem Preiſe, und den hungernden Armen umſonſt.

So ließ er freilich eine, für ihn in dieſem Maaße nie wiederkehrende Gelegenheit zur anſehnlichen Erhöhung ſeines Wohlſtandes, faſt gänzlich unbenutzt, und manche ſeiner reichen Nachbaren verlachten ihn deshalb, als einen Thoren; allein Hunderte ſegneten ihn, als ihren Wohlthäter und Retter; ſein Name wurde mit Achtung von Tauſenden genannt; und die Anerkennung ſeines uneigennützigen, gutthätigen Benehmens wurde ihm ſelbſt von manchem Auchſeſen gezollt.

Verſchuldete oder unverſchuldete Noth, und neidiſcher Groll über den Geiz oder die Schwelgerei der Reichen, hatten manchen leichtſinnigen und böſen in jener Zeit zum Diebe und Mordbrenner gemacht. In vielen Städten und Dörfern erſcholl Geſchrei des Unmuths und Aufruhrs, und Banden von Räubern ſetzten mehr als eine Provinz in Schrecken. Auch in der Umgegend von Aarhorſt zerſtörte hier und da eine angelegte Feuersbrunſt anſehnliche Amtmannshöfe mit Vieh und koſtbaren Vorräthen allerlei Art. Aus ſpäteren Kriminal-Unterſuchungen über einige Raubgeſellen ergab ſich, daß in jener Zeit der ehemalige Verwalter Stork, längſt zum Landſtreicher herunter geſunken, endlich ſich einer Bande von Mordbrennern angeſchloſſen, und dieſer, bei einer gemeinſchaftlichen Berathung, den Vorſchlag gethan hatte, Weſtolds Ställe und Scheuren in Brand zu ſtecken. Es war dieß ſein erſter Verſuch, Rache an dem Manne zu nehmen, der ihn, wie er meinte, von Aarhorſt vertrieben, und die ſchmählichen Pläne, die er mit Lenchen gehabt, vereitelt hatte. Da er jeden Winkel in Aarhorſt genau kannte: ſo

erbot er ſich, der Anführer bei dieſer Greuelthat zu ſeyn, von der er, durch Beraubung des unbewohnten Schloſſes während der Verwirrung beim Ende, viele Beute verſprach. Doch als mehrere Böſewichter auf dieſen Vorſchlag ſchon ohne Einwendung eingingen, trat einer aus ihrer Mitte auf ein Mal dagegen auf, erzählte, wie Weſtold ihm ſelbſt Gutes gethan und der Wohlthäter von hundert Armen geworden ſey, und er that einen gräßlichen Schwur, daß er mit eigner Hand Den niederſtoßen wolle, der es wagen werde, einem ſolchen Armenfreunde auch nur den mindeſten Schaden zuzufügen. Er zog, indem er dieſen Schwur that, ein großes Meſſer aus der Scheide, hielt es mit kräftiger Faust empor, und richtete einen furchtbaren Blick auf den erſchrockenen Stork. Nun beſtätigten mehrere Raubgeſellen ſeine Ausſagen über Weſtolds Wohlthätigkeit; es wurde ein anderer Hof zum Flammenopfer beſtimmt; und Stork mußte ſeinen Rachverſuch bis zu einer andern, ſpäteren Gelegenheit verſchieben.

Der lange Friede, deſſen das nördliche Deutſchland ſich gefreut hatte, ſchien ſchon in jenem Jahre ſein Ende erreichen zu ſollen. Der Eine wünſchte, der Andere fürchtete den Krieg; Weſtold ſah ihm, mit frommer Ergebenheit in die Fügungen des Himmels, doch nicht ohne mancherlei Beſorgniſſe, entgegen.

Da ſprengte eines Tages ein raſcher Reiter in den Hof, und der freudige Ausruf: „Haſtebeck! Haſtebeck!“ flog in Weſtolds Familienkreiſe plötzlich von Munde zu Munde. Während der Vater und die Mutter ihn umhalſeten und küßten, hingen die Kinder jauchzend an ſeinen Armen. Der trübe Herbſttag wurde für Alle ein Feſttag, wie ſie lange keinen gehabt hatten.

Haſtebeck freute ſich, beim Betrachten der Kinder, wie Heermann zum Jünglinge, Marie zur Jungfrau emporblühte, und wie Lebrecht dem

Vater ſchon über den Kopf gewachſen war. Es gab des Fragens, des Erzählens unendlich viel.

Auguſte fragte, ob die Gräfin, Marie fragte, ob Seraphine nachkäme? Herrmann ſchwieg, horchte jedoch mit geſpannter Aufmerkſamkeit hin; und die verneinende Antwort, welche erfolgte, ſchlug Keinen ſo ſehr nieder, als ihn.

Haſtebeck berichtete, daß der ausgebrochene Krieg zwiſchen Oeſterreich und Frankreich ſeine Reiſe-Caravane aus Wien verſcheucht, und daß die drohende Bewegung der preußiſchen Armee ihn nach Aarhorſt getrieben habe, um die alten Freunde noch einmal im Schutze des Friedens zu ſehn, und um, Namens der Gräfin, wegen Verpflegung der Truppen, die durchmarſchiren könnten, Abrede zu nehmen.

Hierdurch bekam die Unterhaltung bald eine ernſtere Richtung. Um dieſer ein ſchnelles Ende zu machen, erzählte Haſtebeck jetzt von einer Sammlung von wilden Thieren, die er in der Stadt, wo er ſein letztes Nachtquartier gehabt, geſehen habe, und höchſt lebendig fing er an von einem großen,

maieſtätiſchen Löwen zu erzählen und ihn zu ſchildern, wie er, in der Regel, ſtill und ernſt in ſeinem Gitterkaſten liege, aber zur Zeit des Fütterns in wilder Unbändigkeit aufſpringe, mit glühenden Augen um ſich ſchaue, und zornig brülle, und ſo auf einmal in der furchtbaren Herrlichkeit des großen, wilden Raubthieres daſtehe. Alle horchten mit Aufmerkſamkeit nach dieſer Schilderung hin; doch Herrmannen ergriff ſie bei weitem am ſtärkſten, und in auflodernder Lebendigkeit beſtürmte er erſt Haſtebecken, ihn auf der Rückreiſe mitzunehmen bis in jene Stadt, und dann Weſtolden, die Erlaubniß hierzu zu geben. Haſtebeck erklärte ſich augenblicklich bereit, die Bitte zu gewähren, und unterſtützte ſie auch bei dem ängſtlichen Freunde, ſo daß die Sache in wenigen Minuten abgemacht war. — Herrmann war außer ſich vor Freude, daß er einen Löwen ſehen, und endlich einmal meilenweit in die Welt hinaus reiten ſollte, wonach er ſich ſchon lange geſehnt hatte.

Unter vier Augen ſprachen Weſtold und Haſtebeck noch viel über Herrmann. Weſtold

verzweifelte daran, einen Prediger, oder doch einen ſtillen Landmann aus ihm machen zu können, ſo wie Haſtebeck an ein Künſtler-Genie in ihm ebenfalls nicht glauben wollte. Beide waren vernünftig genug, der Zeit und ſeiner Neigung nicht vorgreifen zu wollen; doch war Haſtebeck ſehr entſchieden der Meinung, es ſey hohe Zeit, ihn, zu weiterer Ausbildung, auf eine höhere Schulanſtalt zu bringen. Weſtold entgegnete, daß er hiezu, ſo ſchwer ihm die Trennung auch ſeyn werde, ſchon entſchloſſen ſey; nur habe er die Confirmation des Knaben erſt in Aarhorſt geſchehen laſſen wollen; allein die wiederholte, hämiſche Frage des Pfarrers nach einem Taufſcheine des Knaben habe ihn ſo in Verlegenheit geſetzt, daß er die Unterhandlung abgebrochen und noch nicht wieder angeknüpft habe. — Mit tiefer Betrübniß ſprach er ſich darüber aus, daß der arme Knabe, was ſeine Herkunft betreffe, ſo verloren in der Welt daſtehe, wie ein Baſtard, was ihm noch manche bittere Kränkung und Zurückſetzung zuziehen könne; und eben ſo bitter beklagte er es, daß er ſelbſt noch nicht den großen, lange gehegten Wunſch ſei-

nes Herzens habe in Erfüllung gehen ſehen, um ſelbſt ſeine Kinder, an heiliger Stätte, zur innigeren Vereinigung mit der großen Gemeinſchaft der Chriſten, ſegnend einweihen zu können.

Haſtebeck hatte ihn, ſtill ſitzend in einer Ecke des Sopha's, und finſter vor ſich hinſehend, lange ſprechen laſſen, ohne ihn zu unterbrechen. Plötzlich aber ſtand er in lebhafter Bewegung auf, und ſagte: „Mit der Pfarre mußt Du ſchon noch Geduld haben, denn das läßt ſich nicht erjagen; aber Deiner Sorge mit Herrmann will ich ein Ende machen. Gieb ihn mir ganz und gar mit! Er ſoll unter meinen Augen ein treffliches Gymnaſium beſuchen, und von einem würdigern Geiſtlichen konfirmirt werden, als Euer alter Geizhals hier iſt. — Deinen Lebrecht behalte bei Dir! Der wird ein guter Landwirth werden, und Dir bald nützlich ſeyn! Aber der Herrmann muß in die Welt hinaus! Vertraue mir ihn getroſt an! Er iſt Dein Neffe, er iſt Seraphinens Lebensretter geweſen: ich werde ehrlich für ſein Beſtes ſorgen.“ — Er rief Auguſten herbei; und mit ſtürmiſcher, ſiegender Beredt-

ſamkeit bekämpfte er die vielfachen Bedenklichkeiten und Einwendungen, die ihm entgegen geſtellt wurden, bis er die Genehmigung ſeines Vorſchlags erreicht hatte.

Jetzt wurde auch Hermann herbeigerufen, und ihm verkündet, was über ihn beſchloſſen war. Einen Augenblick ſtand er, wie verſteinert, vor Ueberraſchung; dann blitzte, im Anblick auf Haſſebeck, die lebhafteſte Freude aus ſeinen Augen; dann ſah er wieder voll Dankbarkeit nach ſeinen treuen Pflegeeltern hin. Endlich fiel er Einem nach dem Andern an den Hals, und ergoß ſich in Dank, und that Gelübde ewiger, unveränderter Kindesliebe. —

Am folgenden Tage verplauderten Haſſebeck und Weſtold abermals unter vier Augen eine ſtille Abendſtunde, und theilten einander mit, was Jeder auf dem Herzen hatte. Da vertraute Haſſebeck dem Freunde, daß mit der Gräfin, tief in ihrem Innern, eine große Veränderung vorgegangen ſeyn müſſe; ſie ſcheine die Liebe zu ihm, erneben in ihr Geſchick, niedergekämpft zu haben; nur leider,

wie er glaube, mit Waffen, über die er ſich nicht freuen könne.

Als Weſtold Näheres zu wiſſen wünſchte, erzählte Haſtebeck, ſchon in München ſey die Gräfin, durch ihre dortigen Verwandten, in einen Kreis von höchſt fanatiſchen Katholiken gezogen, und von dort aus an einen ähnlichen in Wien überliefert worden, dem ſie ſich nach und nach immer entſchiedener hingegeben habe; ſie ſey, geblendet von der Neuheit und dem äußeren Schimmer des katholiſchen Gottesdienſtes, eine immer fleißigere Beſucherin deſſelben geworden; ſie habe auf ihrem Schreibtiſche ein Crucifix aufgeſtellt, über ihrem Bette ein Madonnenbild aufgehangen gehabt; ja ſie habe gegen Seraphinen ſchon manche Wort hingeworfen, daß die katholiſche Kirche doch wohl den richtigeren Weg zum Himmel zeige, und daß Luther, ſo gut er es auch mit ſeinen Zeitgenoſſen gemeint haben möge, ſie doch wohl auf einen Irrweg geführt habe.

„Ach, das thut mir leid! ſehr leid!“ ſagte Weſtold — „Um die Ruhe ihres Herzens zu erkaufen, hat ſie die Freiheit ihres Geiſtes hingegeben!

Ich kann ſie nur bedauren, die arme, unglückliche Frau! Unter erwünſchteren Lebensverhältniſſen wäre ſie gewiß eine treue Lutheranerin geblieben! — Aber wie ging es weiter, lieber Freund?“

„Ihr ganzes Streben“ erwiederte Haſtebeck — „war nun nach Rom gerichtet. Dort hätte ſie wahrſcheinlich, ohne Scheu, ihren Uebertritt zum Pabſtthum erklärt. Für ihre Perſon hätte ſie das thun mögen, wenn ſie durchaus ihr Heil nur in einem ſolchen Schritte fand! Der Graf würde dazu gelacht haben; und auch ich hätte ſie darin nicht ſtören dürfen und wollen. Aber ich konnte nicht wiſſen, welchen Einwirkungen Seraphine dann hingegeben, ob ſie meiner Leitung nicht ganz entriſſen worden wäre! Da war eine ſchnelle Rückkehr in die Heimath dringend nothwendig; der ausbrechende Krieg gab mir den erwünſchteſten Vorwand dazu: und ſo ruhte ich dann nicht, bis wir wieder auf proteſtantiſchem Boden waren. — Hoffentlich vergeht ihr in unſrer guten, geſunden Luft der katholiſche Schwindel wieder.“

„Das gebe Gott!“ ſagte Weſtold, und ſetzte, faſt betend, die Worte Luthers hinzu:

„Erhalt' uns, Herr, bei Deinem Wort!“
Und ſteur' des Pabſt und Türken Mord!“

„Mit den Türken“ unterbrach ihn Haſtebeck — „hat's keine Noth mehr; aber gepäbſtelt wird immer noch viel! Doch Glück zu! An der abgeſtumpften Lüderlichkeit, an der nervenſchwachen Verkehrtheit, und an der gewinnluſtigen Scheinheiligkeit mögen die Päbſtler ihr Kunſtſtück machen! Was iſt daran gelegen, ob ſolches Volk proteſtantiſch oder katholiſch thut? Verworfen oder jämmerlich iſt es hier, wie dort. Der alte Luther würde ſich am wenigſten darüber gehärmt haben, wenn ſolche Glaubenshelden ihm untreu geworden wären, wie wir ſie gewöhnlich zum Pabſtthum überlaufen ſehn! Aber argloſe, unverdorbene Seelen, wie Seraphine, ſoll man nicht verblenden oder verlocken! — Warlich, ich bin kein intoleranter Menſch, kein Kirchenläufer, kein blinder Lutheraner; ja, ich bin nichts weniger, als ein Katholikenfeind; aber wollte die Gräfin mir Seraphinen zu einer Ro-

ſenkränzlerin machen, ihre geſunde Vernunft gefangen nehmen mit ſtarren Ketten eines blinden Glaubens: das gäbe einen Kampf zwiſchen ihr und mir, der ihr theuer zu ſtehen kommen könnte!"

Er ging in heftiger Bewegung auf und ab, und Weſtold freute ſich eines Eifers, den er dem wilden Freunde nie zugetraut hatte. Er ſelbſt fing an, immer lebendiger über den hellen Geiſt und die Thatkraft Luthers zu ſprechen: dann berechnete er, daß binnen zwölf Jahren ſchon das dritte Jahrhundert ſeit dem folgenreichen Beginnen der Reformation abgelaufen ſey, und mit der frömmſten Innigkeit ſetzte er hinzu: „O, wenn ich nur dann wenigſtens an mein Ziel gelang bin! Was für ein hohes Feſt wird dieſe Säcularfeier werden! Wenn ich dann, als ein berufener Diener des Herrn, ſein Wort von der Kanzel verkündigen kann: wie freudig will ich es, im Geiſte unſers Luthers, thun! Wie andächtig mit meiner Gemeinde ſein treffliches Lied ſingen, das Lied aller Lieder:

„Ein' feſte Burg iſt unſer Gott!"

„Ja wohl!“ fiel Haſtebeck ein — „ein wunderherrliches Lied! Schon um dieſes Liedes willen könnte ich dem Luther nicht untreu werden! Ich will es an dem großem Feſte auf Deiner Orgel ſpielen, und alle Regiſter dazu ziehn, daß Deine Gemeinde darüber erſtaunen ſoll! Es muß klingen, als wenn die Engel vom Himmel mit hineinpoſaunten in die prächtigen Akkorde!“

Und indem er dieß ſagte, ſtellte er ſich ans Fortepiano, ſpielte zu Weſtolds Geſange die herzerhebende Melodie, mit ſo überkräftigem Aufſchlag, das mehr als eine Saite davon zerriß, doch ohne daß er es beachtete, oder nur bemerkte.

Als ſie geendet hatten, reichte ihm Weſtold die Hand, und ſagte: „Ich halte Dich beim Wort, daß Du dann mein Orgelſpieler biſt.“

„Nun ja,“ erwiederte Haſtebeck, einſchlagend — „wenn wir noch leben und geſund ſind — und ich nicht etwa eine Wallfahrt nach Wittenberg, nach der Wartburg, oder nach Worms

mache, um auf einer dieſer wichtigen Stellen das groſse Feſt zu begehen.“

„Das ſind drei merkwürdige W!“ fuhr er nach einer kurzen Pauſe fort — „Omnibs für die blinden Päbſtler, die genug Ach und Weh darüber geſchrieen haben!“

Einen Augenblick lächelte Weſtold über dieſen Einfall, dann umarmte er den theuern Freund ſo innig, als er es jemals gethan hatte, und ſagte zu ihm: „Wie freue ich mich dieſes Geſprächs mit Dir! Nun erſt laſſe ich mit voller Zuverſicht den Herrmann mit Dir ziehn. Nun erſt bin ich darüber getröſtet, daß ich ſeine Confirmation nicht ſelber leiten kann. Seit dieſer ſchönen Stunde weiß ich: Du wirſt es ernſt nehmen, nicht allein mit ſeinem Wiſſen und mit ſeinem äuſseren Glück, ſondern auch mit ſeinem inneren Heil. So nimm ihn dann, und leite ihn, wie Du es für gut halten wirſt.“

„Bravo!“ unterbrach ihn Haſtebeck, und drückte ihm feſt die Hand — „Ich denke, es ſoll Dich nicht gereuen, ihn mir anvertraut zu haben.

Auch

Auch will ich ſorgen, daß er nicht mehr daſteht, als wäre er nur in die Welt hineingeſchneit.“ —

Gewaffnet mit dieſem guten Vertrauen, behauptete Weſtold, trotz ſeiner großen Aengſtlichkeit wegen möglicher Gefahren, und trotz ſeiner ganz väterlichen Liebe zu Herrmann, eine vollkommen ruhige Haltung bei der Trennung von ſeinem Lieblinge. Auguſte aber zerfloß in Thränen dabei, nicht ſowohl, als wär' es ein Abſchied auf Leben und Tod, als vielmehr der Wendepunkt zwiſchen dauerndem Lieben und ſchnödem Vergeſſen. „Herrmann! Herrmann!“ ſagte ſie, und umarmte ihn weinend — „Höre nie auf, unſer zu ſeyn, wenn Du auch nicht mehr bei uns biſt! Sind wir auch nur Deine Pflegeeltern geweſen: haben wir Dich doch mit voller elterlicher Liebe geliebt! Vergiß das nie, und höre nie auf, unſer Sohn zu ſeyn!“

Herrmann gelobte das, und nahm Abſchied von Allen, mit zerriſſenem Herzen, als ein liebender Sohn und Bruder; und in der tiefſten Betrübniß ritt er neben Haſtebeck von Aarhorſt hinweg. Oft noch ſah er ſich ſehnſuchtsvoll danach um, und als

auch die letzte Thurmſpitze ſeinen Blicken entſchwunden war, that er einen tiefen Seufzer, und ſprach lange kein Wort.

---

Eine Menge neuer Gegenſtände nahmen nach und nach Herrmanns Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Er hörte auf zu ſeufzen, und fing wieder an zu ſprechen.

Er ſah den großen, majeſtätiſchen Löwen, und hing, mit freudefunkelnden Blicken, an jeder ſeiner wilden Bewegungen. Die kleineren, zahmeren Thiere, eine Menge der ſeltenſten Vögel, mit dem bunteſten, ſchönſten Gefieder, würdigte er kaum eines flüchtigen Blicks. Die fratzenhaften Affen waren ihm ein Greuel. Von dem Löwen konnte er ſich kaum trennen, und hörte nicht auf, von ihm zu ſprechen.

Endlich ſah er die große Stadt, die das Ziel ſeiner Reiſe war. Er verlor ſich in immer erneutem Betrachten und Staunen. Aber jetzt ritten ſie in

das offne Thor eines großen, prächtigen Hauſes; dann noch wenig Minuten: und er ſtand vor der überraſchten Gräfin, vor der freudig erſchrockenen Seraphine. Die Gräfin hieß ihn, mit einer Güte, die faſt mütterlich war, willkommen. Seraphine ſagte nur wenige Worte; aber er ſah ihr Lächeln, ihren freundlichen Blick; und als ſein Auge unwillkürlich auf die kleine Narbe ihrer Stirn gerichtet war, ſah er an dem höheren Roth, das plötzlich ihre Wange überzog, daß der unſichtbare, zarte Faden ihres geheimen Einverſtändniſſes unzerriſſen geblieben war. Er fühlte, mit hochklopfendem Herzen, daß ſeine Wangen eben ſo vernehmlich zu Seraphinen ſprechen müßten, als die ihrigen zu ihm.

Der Graf war in Geſellſchaft, und kehrte erſt lange nach Mitternacht zurück. Alſo auch erſt am folgenden Tage konnte Haſtebeck ihm den Knaben vorſtellen. Er that es unangemeldet. Sie traten in eine Reihe von Zimmern, zum Theil noch weit glänzender ausgeſtattet, nur nicht ſo ſorgfältig in Ordnung gehalten, als die Zimmer der Gräfin. Koſt-

bare Bücher in koſtbaren Einbänden, treffliche Kupferſtiche und Landcharten lagen auf Tiſchen und Stühlen umher, vermiſcht mit mancherlei optiſchen und phyſikaliſchen Inſtrumenten, ſeltenen Erzſtufen und Kriſtallen, deren buntes Durcheinander von der unſtäten Beſchäftigungsweiſe ihres Beſitzers zeugte.

Der Graf, ein Mann noch in den beſten männlichen Jahren, eben bei der Morgen-Chocolate die neueſten Zeitungen durchblätternd, lag, im ſaubern Morgenanzuge, auf dem Sopha ausgeſtreckt. Selbſt in dieſer nachläſſigen Zwangloſigkeit konnte man den Mann aus der vornehmen Welt in ihm nicht verkennen. Zwar waren die Spuren einer verdorbenen Nacht noch in der Abſpannung ſeiner Geſichtsmuskeln ausgedrückt; aber beim Anblick der Hereintretenden plötzlich aufgeregt, theilte die Lebendigkeit ſeines großen Auges den ſchönen Formen ſeines Geſichts auch neues Leben mit; und die angenehmſte Freundlichkeit umſchwebte ſeinen Mund, indem er ſich aufrichtete, um die Kommenden zu begrüßen.

„Willkommen, lieber Haßebeck!“ ſagte er mit einem leichten Tone, der zwiſchen wahrer,

freundſchaftlicher Vertraulichkeit und gräflichem Weſen ziemlich die Mitte hielt. Dann ſeinen Blick raſch auf Herrmann wendend, redete er dieſen höflich mit den Worten an: „Ah, gewiß der junge Graf Stern? Ihre Frau Tante hat mir ſchon Ihren Beſuch angekündigt.“ Und mit beſonders verbindlicher Art bot er ihm einen Sitz auf dem Sopha an.

Herrmann wurde feuerroth wegen dieſes Irrthums; doch ehe er noch etwas darauf erwiedern konnte, nahm Haſtebeck ſchon in einem ſcherzenden Tone das Wort: „Ein junger Graf ſoll er ſeyn? Nun, wer weiß, was noch aus ihm wird? Bis jetzt kann ich ihn aber nur noch als den Neffen und Pflegeſohn meines Freundes Weſtold präſentiren.“

„Quelle idée!“ rief der Graf, ſich von dem Knaben abwendend, und mit plötzlich ſtreng vornehm gewordenem Geſicht und hochaufgeworfenem Kopfe Haſtebecken anblickend. „Warum ſagten Sie mir das nicht gleich beim Eintreten?“

„Ich wollte einen Verſuch machen,“ antwortete Haſtebeck, indem er den Grafen ſcharf anſah — „ob Sie nicht von ſelbſt in dem braven Burſchen den Retter Seraphinens erkennen würden? Der iſt er! Ohne ihn lebte Seraphine nicht mehr!“

„Aha!“ ſagte der Graf, ſich auffallend zuſammen nehmend, um ſeine vorherige Unfreundlichkeit wieder gut zu machen — „Der iſt's! Er heißt ja wohl Herrmann? Nicht wahr?“

Herrmann bejaete das mit den Worten: „Ich heiße Herrmann Weſtold, wie mein Pflegevater.“

„Gut! recht gut!“ erwiederte der Graf, etwas zerſtreut. Sehr freundlich fuhr er dann fort: „Du haſt Dich brav benommen bei der Geſchichte mit dem Baſſin. Man hat Dich mir auch ſonſt gelobt. Ich freue mich, Dich ein Mal zu ſehn.“ Und indem er dieß ſagte, legte er ſeine Hand erſt an des Knaben Kinn, ſtrich ihm dann die Haare von der Stirn zurück, und ſah ihn mit Wohlgefallen an.

„Was denkſt Du ein Mal zu werden?“ fragte er dann raſch. Herrmann antwortete, das wiſſe er ſelbſt noch nicht. Dann nahm Haſtebeck das Wort, und ſagte, er ſolle für jetzt nur eifrig fortfahren, Schulwiſſenſchaften zu treiben; wenn er was Tüchtiges gelernt habe, werde das Weitere ſich ſchon finden.

Der Graf nickte beifällig zu dieſer Erklärung. Er führte Herrmannen ins Nebenzimmer, damit er dort einige koſtbare Kupferwerke durchblättern ſolle, und er ſelbſt unterhielt ſich alsdann mit Haſtebeck in einer Sprache, von welcher Herrmann nichts verſtand.

Endlich ſagte Haſtebeck zu Herrmann: „Bedanke Dich bei dem Herrn Grafen! Er erlaubt es, daß Du hier in ſeinem Hauſe unter meiner Aufſicht bleibſt.“

Der Graf beſtätigte das mit freundlichen Worten; und als Herrmann ihm danken wollte, ſah er ihm lange ernſt ins Geſicht; es traten ihm Thränen in die Augen, und dann gab er ihm einen Kuß, und ſchob ihn ſanft nach der Thür.

Auf Haſtebecks Zimmer fragte Herrmann, warum der Graf ihn wohl ſo lange angeſehen, und dann beinahe geweint habe? — „Das will ich Dir ſagen.“ antwortete Haſtebeck — „Er hat Deinen Vater ſehr gut gekannt, und Dein Geſicht erinnerte ihn lebhaft an ſeinen Freund. Aber laß Dir gegen Niemanden etwas merken, daß ich Dir dieß geſagt habe!“

Herrmann verſprach es. — Noch an dieſem Tage wurde für ihn ein Zimmer eingerichtet, nahe bei denen, welche Haſtebeck bewohnte. Am folgenden Tage wurde er von dem Vorſteher eines Gymnaſiums geprüft; und mit dem beſten Eifer beſuchte er dieß dann, und wendete auch zu Hauſe ſeine Zeit gut an, um etwas Tüchtiges zu lernen. Er wurde in der Schule geliebt, wie in dem gräflichen Hauſe. Aber ſo gut es ihm in der großen Stadt auch ging: ſo vergaß er doch Aarhorſt nicht, und unterhielt mit ſeinem ehemaligen Pflegevater einen Briefwechſel, der für die Erhaltung ſeiner Herzens-Reinheit von der größten Wichtigkeit war.

Haſtebeck wollte auch Kunſtſinn in ihm wecken, und ging von Zeit zu Zeit mit ihm in den Bildersaal des Grafen, der viele treffliche Arbeiten groſser Meiſter enthielt. Herrmann gaffte und freute ſich, wie es von ſeinem Alter und von ſeiner Fremdheit im Tempel der Kunſt zu erwarten war. Auffallend zog ihn indeſſen ein groſses, düſter gehaltenes Bild an, welches einen, am flachen Ufer eines ſtürmiſchen Meeres ausgeſtreckt daliegenden, todten Ritter zeigte. — „Junge, das freut mich," ſagte Haſtebeck — „daſs dieſs Bild Dir ſo vorzüglich gefällt. Ich hätte das kaum erwartet, da es durch nichts weniger als ein ſchönes Kolorit, oder ſonſt etwas in die Augen Fallendes, beſticht. Aber Du haſt es richtig herausgefühlt, daſs dieſs, in manchem Betracht, das Hauptſtück der ganzen Sammlung iſt. Die Erfindung iſt höchſt einfach, aber Alles iſt groſsartig, in harmoniſchem Ernſte, und mit meiſterhaftem Pinſel ausgeführt; und die ſtarre Geſtalt des todten, bleichen Ritters macht, im Gegenſatz des ſturmbewegten Meeres und des ſchweren Wolkenhimmels, einen ergreifenden Eindruck. —

Sieh nur die prächtigen Meereswellen! Es iſt mir manchmal, als hätte der brave Künſtler ſie recht eigens für mich gemahlt.“

Ein anderes Mal, als er den Knaben wieder mit begeiſterten Blicken an dem Bilde hangen ſah, rief er ihm zu: „In Dir ſteckt ein Künſtler! das ſeh' ich! Nur kann ich noch nicht aus Dir klug werden, ob das Hiſtoriſche oder das Landſchaftliche in dem ſchönen Bilde Dich anzieht. Sag' es ein Mal grade heraus: Was möchteſt Du werden? Ein Raphael, oder ein Waterlo?“

Da erwiederte Herrmann raſch: „O, nein! kein Mahler möchte ich werden, ſondern ein Ritter, der ſo gepanzert gegen den Feind ginge und kämpfte, um als ein Held zu ſiegen, oder zu fallen. So oft ich hier ſtehe, iſt es mir, als riefe eine Stimme mir zu: Dulce et decorum est, pro patria mori.“

Haſtebeck ſah ihn mit großen Augen an, und begann, mit ihm darüber zu ſtreiten, ob der Ritter ſeinen Tod im Kampfe, oder bei einem Schiffbruche gefunden habe, und dann von den hochgehenden Wellen ans Ufer geſchleudert ſey. Herrmann

widerlegte das, indem er auf den Griff des Schwerdtes zeigte, der neben der rechten Hand des Ritters, bei genauerer Unterſuchung, ziemlich deutlich zu erkennen war. Haſtebeck konnte ſeine Meinung nicht durchführen, und hörte verwundert, mit welcher Begeiſterung der Knabe von Cäſar, Epaminondas und andern Helden des Alterthums ſprach.

Seit der Graf dieß von Haſtebeck gehört hatte, mußte Herrmann öfter, immer öfter, und endlich regelmäßig alle Tage, zu dem Grafen kommen, und es war unverkennbar, daß dieſer ihn immer lieber gewann, weit lieber, als er damals Seraphinen hatte. —

Unterdeſſen rückte das verhängnißſchwere Jahr 1806 der Entwicklung ſeiner großen Begebenheiten näher. Immer begeiſterter ſtand Herrmann vor dem bedeutungsvollen Bilde; und als ihn die Gräfin einmal ſo traf, und über ſeine Neigung zum Soldatenleben mit ihm ſprach, faßt' er ſich endlich ein Herz, und bat ſie flehentlich, daß ſie ihm dazu ver-

heiſen möchte, mit in den Krieg gegen die Franzoſen ziehen zu dürfen.

Schon wollte die Gräfin dieſe Bitte eine Thorheit nennen, als ihr einfiel, was ſie ihm zu Aarhorſt, im dankbaren Gefühl für die Rettung Seraphinens, geſagt und verſprochen hatte. Wie ein heiliges Gelübde, erſchienen ihr jetzt ihre damaligen Worte; die lebhafte Erinnerung an jene raſche That des Knaben gab ihr den Glauben, daß eine Heldenſeele in ihm wohne; und ſo gab ſie ihm die freundliche Antwort, ſie wolle ſehn, was ſich für ihn thun laſſe.

Angelegentlich fragte ſie Haſtebecken um Rath. „Ei!“ ſagte dieſer — „In dem Burſchen ſteckt ein trefflicher Huſar! Er reitet ſchon jetzt mit ſeltner Dreiſtigkeit und Gewandtheit; und daß er auch, wenn es gilt, künftig die Klinge zu gebrauchen wiſſen wird, das, denke ich, blitzt aus jedem ſeiner Blicke heraus.

„Gut!“ erwiederte die Gräfin — „ich halte ſeine vorherrſchende Neigung für einen Wink vom Himmel. Wer weiß, wozu er berufen iſt? Laſſen

Sie uns dann Anſtalt machen, daß er in ein Regiment kommt?"

„Als was aber?" antwortete Haſtebeck. — „Um Gemeiner zu werden und es etwa bis zum Wachtmeiſter zu bringen? Dazu iſt ſeine Erziehung zu vornehm geweſen. — Um ihn in die Offizier-Reihe zu bringen? Dazu möchte die Geburt des armen Schelms ſich wohl zu ſehr in zweideutigem Dunkel verlieren. Er mag aus gutem, adlichem Blut entſproſſen ſeyn; aber wo iſt der Stammbaum, mit dem es erwieſen werden kann?"

Auf die wiederholten Fragen der Gräfin, was unter ſolchen Umſtänden wohl zu thun ſey, um das Unrecht, was das Schickſal dem armen verwaiſ'ten Knaben angethan, wieder gut zu machen, erwiederte Haſtebeck endlich: „Sein Glück wäre für immer gemacht, wenn der Graf ſich entſchlöſſe, ihn förmlich zu adoptiren und ihm ſeinen Namen zu geben; und wenn Sie, Frau Gräfin, den Retter Seraphinens mütterlich genug liebten, hiezu Ihre Einwilligung zu geben."

Die Gräfin war überraſcht, doch nicht auf eine unangenehme Weiſe. Nach einigem, ernſtem Beſinnen, ſagte ſie: „Wenn ich ihn auch mütterlich genug liebte: wird der Graf ihn auch lieb genug haben, ſo einen Schritt zu thun?“

Haſtebecks Auge blitzte bei dieſer Frage der Gräfin lebhaft auf. „Der Graf liebt ihn ſehr.“ war ſeine Antwort — „Auch hat er ſich lange einen Sohn gewünſcht, damit ſein Name nicht durch den verhaßten Lehnsvetter allein, ſondern auch in beſonderer Abſtammung, oder wenigſtens Nachfolge, von ihm ſelbſt, auf die Nachwelt gebracht würde. Ich weiß, wie lebhaft dieſer Wunſch ihn ſchon ſeit langer Zeit beſchäftigt; und ich glaube daher, Ihnen ſeine Einwilligung im voraus zuſagen zu können, ſobald Sie mir den Auftrag geben, dieſe Angelegenheit ernſtlich zu betreiben.“

Er konnte dieſe Zuſage leicht thun, denn der Graf hatte ſich ſchon von ſelbſt hiezu geneigt erklärt, und wünſchte nur, daß von der Gräfin die Verhandlung hierüber ausginge. Leichter, als man erwartete, hatte ſich das nun gemacht.

Die Gräfin verlangte zwar noch einige Tage Bedenkzeit, die ihr Haſtebeck auch ohne Einwendung zugeſtand; doch ſchon am folgenden Tage, als ſie Seraphinen gefragt hatte, ob ſie wohl Herrmannen zu ihrem Bruder haben möchte, und dieſe ihr ein hochfreudiges Ja geantwortet, und ſie dann mit Bitten beſtürmt hatte, ihr dieſe Freude nicht länger vorzuenthalten — da ließ die Gräfin Haſtebecken zu ſich rufen, theilte ihm ihren feſten Entſchluß mit, und beauftragte ihn, die Sache mit dem Grafen in Ordnung zu bringen.

Das war bald geſchehen. Der Graf ſuchte um die landesherrliche Genehmigung nach, und ſobald er dieſe erhalten hatte, bemühte er ſich um eine Anſtellung für Herrmann in einem Huſaren-Regimente, und gab dann, zur Feier der geſchehenen Adoption, ein großes Gaſtmahl, bei welchem Herrmann die Ehrenſtelle zwiſchen dem Grafen und der Gräfin bekam, die Beide ihn nun Sohn nannten, und als ſolchen mit Liebkoſungen überhäuften.

Alle waren ungewöhnlich heiter, und fühlten ſich in ihren gegenſeitigen Verhältniſſen unaleich

wohler, als zuvor. Der Graf erkannte es dankbar, daß die Gräfin seinem Wunsche so willig entgegen gekommen war; und fast noch mehr fühlte sich die Gräfin ihrem Gemahl verpflichtet, weil sie der Meinung war, daß er nur, um ihr sich gefällig zu zeigen, den Lebensretter Seraphinens mit seinem edlen Namen beschenkt habe. Auch Hastebeck wurde, als der Vermittler, von Beiden doppelt geehrt! und man sah, daß er mit der vollsten Genugthuung sich des Werks, das er zu Stande gebracht, freute.

Aber von Allen die Glücklichsten waren doch Herrmann und Seraphine. Die schönen Namen Bruder und Schwester, mit denen sie einander jetzt rufen durften; und die gewonnene Freiheit, es jetzt laut zu bekennen, wie herzlich lieb sie einander hatten, schien ihre höchsten Wünsche befriedigt zu haben. Aus jedem ihrer Blicke, wenn sie sich ansahn, glänzte ein heller Freudenstrahl, und jedes ihrer Worte war ein Dollmetscher ihrer frohen Gefühle. — Als die Gräfin ihnen ihre Zufriedenheit mit solcher aeschwisterlicher Zuneigung bezeigte,

ver-

verſicherten ſie Beide einſtimmig, daß ſie einander ſchon lange ſo lieb gehabt hätten; und in dem Rauſche ſeiner unſchuldigen Freude bekannte Hermann jetzt, daß er die Narbe an Seraphinens Stirn verſchuldet, und daß Seraphine dieß, trotz aller Schmerzen, ſtandhaft verſchwiegen habe, um ihm jeden Vorwurf darüber zu erſparen.

„Ei, ei!“ ſagte die Gräfin, halb empfindlich, halb liebevoll zu Seraphinen — „Hätte ich doch nicht gedacht, daß Du hinter meinem Rücken ein Geheimniß haben möchteſt!“ Sie ſah Beide mit aufmerkſamen Blicken an, und ob ſie gleich nichts weiter ſagte: ſo war es doch nicht zu verkennen, daß ſie ſeit dieſem Augenblick von der Geſchwiſterliebe des funfzehnjährigen Knabens und des zwölfjährigen Mädchens eine andere Anſicht nahm, als bisher. — Der Graf konnte ein frohes Lächeln nicht unterdrücken; und Haſtebeck, der es bemerkte, ergriff, heitern Geſichts, ſein Weinglas, ging damit zu dem Grafen, flüſterte ihm etwas ins Ohr, das dieſer mit beifälligem Nicken beantwortete;

und Beide ſtießen dann die Gläſer an, doch ohne ſonſt zu ſagen, worauf. —

Ganz ohne trübes Gewölk war indeſſen keineswegs für Herrmannen der blaue Himmel ſeines Glücks. Haſtebeck hatte es übernommen, Weſtolden von dem großen Glücke ſeines Neffen zu benachrichtigen. Eine vorherige Anfrage, ob der Oheim mit dieſem Glückswechſel auch einverſtanden ſey, hatte er für ganz überflüſſig gehalten; und er unterließ ſie, um eine deſto freudigere Ueberraſchung zu bewirken, wenn alles ſchon zu Stande gebracht wäre. Als er daher jetzt ſeinem Freunde die große Neuigkeit mittheilte, ſetzte er, am Schluſſe des Briefes, mit großer Zuverſicht hinzu: „Du ſagteſt mir, als Du mir den Knaben anvertrauteſt, ich ſolle ihn leiten, wie ich es für gut halten werde. Ich ſagte Dir dagegen, ich wolle ſorgen, daß er nicht mehr daſtehe, als wäre er in die Welt geſchneit. So hoffe ich dann, Bruderherz, mein Wort mit Ehren gelöſ't zu haben, und Du wirſt mit mir jubiliren, daß das ſo über Erwarten geglückt iſt!“

In Absicht dieses Jubilierns hatte Hasebeck sich gänzlich verrechnet. Die Ansicht, welche Westold und die Seinigen von der Standeserhöhung und von der bevorstehenden Laufbahn Hermanns nahmen, war eine durchaus niederschlagende. Der theure Knabe, an dem sie fortwährend mit der herzlichsten elterlichen und geschwisterlichen Liebe hingen, schien ihnen jetzt auf ein Mal so weit entrückt, daß ihre Arme ihn nie wieder würden erreichen können: sie fürchteten, daß sein Herz ihnen gänzlich werde entfremdet werden; und auf der Laufbahn, die man ihn hatte erwählen lassen, ahneten sie nichts, als Gefahr und Unglück für ihn. — In seiner Antwort an Hasebeck schrieb Westold unter Anderm Folgendes:

„Ich will und kann Dir es nicht schildern, wie schmerzlich wir uns gekränkt fühlen, daß Du den Knaben so gänzlich hast losreißen lassen von unsern Herzen! Hatte ich nicht, als der Bruder seiner unvergeßlichen Mutter, die nächsten und natürlichsten Ansprüche der Blutsverwandtschaft auf ihn? Hat meine Frau ihn nicht von seinem dritten Jahre an gehegt und gepflegt, bei Tag und bei Nacht,

wenn er gesund oder krank war, wie die allerärtlichste Mutter? Bat sie ihn nicht noch beim Abschiede mit schmerzlichen Thränen, daß er unser bleiben möge? — Und nun ist er nicht mehr unser! Er hat die Eltern gewechselt, wie Kleidungsstücke. Freilich hat er ungleich reichere, vornehmere erhalten, als wir sind; aber werden die vornehmeren ihn auch so herzlich und ausdauernd lieben, als wir?: — Ich soll mit Dir jubiliren über sein unerwartetes Glück? Wie könnte ich das! Ich kann nur trauern über seinen gefährlichen Sprung aus unserm schlicht bürgerlichen Kreise in einen gräflich vornehmen hinauf. Möge er vorsichtig gehen, und nicht gleiten auf dem getäfelten, glatt gebohnten Boden! — Reichthum und vornehmes Wesen machen nicht ein Mal immer äußerlich glücklich! wie ungleich seltener vollends innerlich! In welchem hohen Grade gefährden sie die Reinheit des Herzens und des Wandels; und wie viel schöne Tugenden scheitern unrettbar an jenen hohen, schillernden Klippen! Und das, das ist es, was mich am meisten bekümmert! „Was hülfe es dem Menschen," steht ge-

ſchrieben in der heiligen Schrift — „wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme Schaden an ſeiner Seele?!“ — Und ein Bild iſt der Wendepunkt ſeines Schickſals geworden! Phantaſtiſche Eindrücke beim Anſchauen eines Bildes haben ihn, ſtatt beſonnener Ueberlegung, ſeine künftige Lebensbahn wählen laſſen! O, das mißfällt mir ſehr! Und kaum kann ich mich enthalten, mit meiner Frau die Befürchtung zu theilen, daß dieſes Bild, welches nur einen düſtern Himmel, ein ſtürmiſches Meer, und einen einſamen Leichnam zeigt, von ſchlimmer Vorbedeutung iſt, und auf einen traurigen Ausgang hinweiſt! — „Gebe Gott, daß dieſe herzzerreißende Befürchtung ſich nicht beſtätigen möge!“ —

Theilte Haſtebeck auch nicht dieſen ganzen Brief Hermannen mit: ſo war das, was er ihm daraus vorlas, doch mehr als hinreichend, ihn tief zu betrüben; und dieſer Kummer mitten in ſeinem neuen Glücke war die beſte Lobrede ſeines guten, unverdorbenen Sinnes und ſeiner warmen, dankbaren Liebe zu Denen, die ſich jetzt ſo bitter durch ihn gekränkt fühlten. Er eilte augenblicklich auf ſein

Zimmer, und ſchrieb einen langen Brief nach Aarhorſt, der, wie an Weſtolden und Auguſten, ſo auch an Marien und Lebrechten gerichtet war. Jede Zeile war der unverſtellte Ausdruck der tiefſten Betrübniß und der herzlichſten Liebe. Er betheuerte, daß ſeine früheren Pflegeeltern ihm ewig die theuerſten und liebſten bleiben werden; er bat flehentlich, daß ſie ihm ihre Liebe nicht entziehen möchten; und er gelobte mit den heiligſten Betheurungen, daß er aus allen Kräften ſtreben wolle, derſelben immer würdig zu bleiben.

Erſt als dieſer Brief auf die Poſt gegeben war, wurde ihm wieder leichter ums Herz. Mit dem ungeduldigſten Verlangen ſah er der Antwort entgegen; aber der Strom groſſer Begebenheiten riß ihn ſchnell und weit von ſeinem bisherigen Schauplatze hinweg; ſchneller, als er erwartet hatte, mußte er ſich von Seraphinen, von Haſtebeck, und von ſeinen gräflichen Eltern trennen, wobei Schmerz und Freude hart neben einander in ſeinem Herzen thronten; und erſt nach vielen Monaten kam des gerührten

Meſſolds väterlich liebevolle Antwort in ſeine Hände.

---

Die preußiſche Armee war den Franzoſen an der Saale hinauf entgegen gerückt. Hermann glühte vor Verlangen, ihr dorthin nachzufolgen; doch um erſt eingeübt zu werden im Gebrauch ſeiner Waffen und in der Behandlung ſeines Pferdes, erhielt er Befehl, ſich nach einer ziemlich entfernten Stadt zu begeben, wo mehrere junge Mannſchaft zum Felddienſt geſammelt und vorbereitet wurde. So entging er dem herben Schickſale, Zeuge der unglücklichen Schlachten von Jena und Auerſtädt zu ſeyn; und muthmuthigt konnte er dem weiteren Verlaufe des Krieges entgegen ſehn.

Die Beſtürzung, welche das ſchnelle Vordringen des ſiegtrunkenen, übermüthigen Feindes über das ganze Land und die Hauptſtadt verbreitete, verſchaffte ihm, wider Erwarten, das Glück, Sera-

phinen, die Gräfin, und Häſebecken noch ein Mal zu ſehen; aber es war kein frohes Wiederſehen! Sie eilten nach dem entfernteſten Gute der Gräfin in Polen, und trafen mit ihm auf ſeinem Eilmarſch nach den entlegenen Gegenden, wo die Trümmern der preußiſchen Armee geſammelt wurden, in einem kleinen Städtchen zuſammen. Die hellen Thränen rannen über Seraphinens Geſicht bei Herrmanns Marſchbericht. — „Ach Herrmann!“ ſagte die Gräfin — „hätte ich Deinem Wunſche doch nicht nachgegeben! Was ſoll aus Dir werden in dieſem hoffnungsloſen Kampfe?!“

„Ein tüchtiger Menſch, hoffe ich.“ fuhr Häſebeck kräftig dazwiſchen, um dem Weinen und Klagen, wo möglich, ein Ende zu machen. „In ſtrenger Schule lernt man etwas. Die Preußen müſſen jetzt ſchweres Lehrgeld zahlen; aber ſie werden auch ſich ſchlagen lernen. — Nur unverzagt drauf los, Herrmann! Es wird ſchon wieder beſſer werden, als es jetzt iſt.“

Mochte Häſebeck, im Grunde ſeines Herzens, auch nicht ganz die muthige Hoffnung haben,

die er hier aussprach: die beabsichtigte Wirkung auf Herrmann ging deshalb doch nicht verloren. Er überstand ohne Klage den neuen Trennungsschmerz, und unverzagt verfolgte er die ihm vorgeschriebene Bahn. Mit unruhig klopfendem Herzen ritt er in das erste, kleine Gefecht; schon mit ruhigerer Haltung nahm er an der Schlacht bei Eylau Theil, und fühlte sich gehoben, durch die Vorstellung, daß er mit zu dem Häuflein gehöre, das hier so tapfer dem Feinde Widerstand leistete; dann mit dem freudigsten Muthe stand er später, in der Schlacht von Friedland, auf seiner Stelle, und erndtete manches lobende Wort von dem Rittmeister seiner Schwadron. Doch eine eingreifende, ausgezeichnete That zu thun, wie es der Wunsch und die Hoffnung seiner jugendlichen Einbildungskraft war, ward ihm so wenig, als tausend andern jungen Kriegern, vom Schicksale vergönnt; und ein schnell folgender, unglücklicher Friedensschluß setzte fürs erste auch dem kräftigsten Thatenlauf ein unerwünschtes Ziel.

Sobald die Ruhe nothdürftig hergestellt war, versammelte die gräfliche Familie sich wieder in der

Hauptſtadt. Späterhin erhielt Herrmann, auf Anſuchen des Grafen, ſeinen Abſchied. Ein Lieutenants-Patent war der Lohn ſeines bewieſenen jugendlichen Eifers.

Auf der Rückreiſe nach der Reſidenz machte er einen bedeutenden Umweg über Aarhorſt, und verwandelte dort die lange Bekümmerniß um ihn in die lebhafteſte Freude. Man ſtaunte, wie er gewachſen, und zum kräftigen Jünglinge heran gereift war. Und als nun Alle ſich nach und nach überzeugten, daß er, trotz der Veränderung ſeiner äußern Verhältniſſe, innerlich noch ganz der vorherige, ihnen mit voller Herzlichkeit ergebene Sohn und Bruder war, verſöhnten ſie ſich allmählich mit der Wendung, welche ſein Schickſal genommen hatte, und freuten ſich theilnehmend ſeiner Ausſichten auf weiteres Glück.

Endlich eilte er in die Hauptſtadt, wo er von der gräflichen Familie mit offnen Armen empfangen wurde. Alle freuten ſich aufs lebhafteſte ſeiner glücklichen Rückkehr; am meiſten vielleicht Seraphine, allein grade ſie ſprach am wenigſten ihre innere

Freude aus, denn während einer faſt zweijährigen Trennung war ſie dem jungfräulichen Alter bedeutend näher gerückt, und halb verſchüchtert ſtand ſie jetzt dem blühenden Jünglinge gegen über, den ſie zwar Bruder nannte, für den ſie aber doch keine unbefangene Schweſter ſeyn konnte.

Herrmann, in ſeiner unſchuldigen und beſcheidenen Unerfahrenheit, hielt ihre Zurückhaltung gegen ihn für Gleichgiltigkeit, ja endlich ſogar für Verachtung, daß er, ohne etwas von Bedeutung gethan, ſelbſt ohne eine Narbe davon getragen zu haben, aus ſeiner kurzen, kriegeriſchen Laufbahn zurück gekehrt war. Das erfüllte ihn, bis ins Innerſte ſeiner Seele, mit Schmerz und Beſchämung. Als daher, nach Jahr und Tag, Oeſtreich einen neuen Kampf mit dem Unterdrücker und Verwüſter Europa's begann, als Dörnberg, Schill und der ritterliche Herzog von Braunſchweig mit ihren kleinen Haufen gegen den Uebermächtigen auftraten, um unter ihren Panieren eine kampfluſtige, deutſche Jugend zu verſammeln, da war Herrmann raſch entſchloſſen, ſich den kecken Streitern anzuſchließen,

um dem Zorne über das Unglück ſeines Vaterlandes endlich Raum zu geben, und entweder Seraphinens Achtung zu gewinnen, oder unterzugehen in einem ehrenvollen Kampfe.

Aber Haſtebeck, dem er ſich anvertraute, hielt ihn, mit der ganzen Macht ſeines Anſehens, zurück von einem nutzloſen Beginnen. „Spare Deine Kräfte!“ ſagte der väterliche Freund zu ihm — „Es kommt vielleicht eine Zeit, wo ſie bedeutungsvoller anzuwenden ſind! Für jetzt ſuche nur immer mehr zu lernen, damit Du nicht als ein bloßer Glückspilz in der Welt daſteheſt, ſondern als ein brauchbarer, kenntnißreicher Mann, der ſich durch etwas noch Werthvolleres, als einen zufälligen Grafentitel und großen Geldkaſten, Achtung erwirbt!“

Auf dieſe Art erhielt der Thätigkeitstrieb und der Ehrgeiz des Jünglings eine andere, würdige Richtung. Er machte, mit Hülfe ſeiner guten Geiſtesanlagen und eines anhaltenden, oft eiſernen Fleißes, die erfreulichſten Fortſchritte in alten und neuen Sprachen und in den gewöhnlichen Schulwiſſenſchaften. Mit gleichem, rühmlichem Eifer beſuchte er

dann die Hörsäle der neu errichteten, aufblühenden Universität. Er reifte mit raschen Schritten dem Zeitpunkte entgegen, wo er eine ehrenvolle Laufbahn im Dienste des Staats, wozu ihm die glänzendsten Aussichten eröffnet waren, beginnen sollte.

Der Graf beobachtete mit dem größten Wohlgefallen Herrmanns Fortschreiten in gründlichen Kenntnissen, und seine schöne Gewöhnung an ausdauernde, zweckmäßige Thätigkeit. Je ernster ihn selbst mitunter ein Rückblick auf sein eigenes, wenig benutztes Talent, auf seine wild vergeudeten, besten Jahre, und auf sein ganzes, verwüstetes Leben, stimmen mochte, desto erfreulicher war ihm die schöne Richtung, welche die kräftige Lebendigkeit des trefflichen Jünglings nahm, den er feierlich zu seinem Sohne hatte erklären lassen. Er baute auf ihn große Pläne des erneuten Glanzes seiner Familien-Linie, die, ohne diese Adoption, mit ihm ausgestorben wäre. Er fing schon an, Mittel und Wege vorzubereiten, ihm im diplomatischen Fache eine Anstellung zu verschaffen, da es sein lebhaftester Wunsch war, ihn mit der Zeit mit einem glänzenden Gesandtschafts-

poſten beehrt zu ſehn. Um ihm auch die ſelbſtſtändigen Vermögensmittel zu ſichern, die ihm hiezu nöthig ſeyn würden, hatte die Gräfin, durch Haſtebecks Vermittelung, längſt eingewilligt, daß Herrmann nach ihrem Tode einen großen Theil ihrer polniſchen Güter, zu einem Majorat beſtimmt, erhalten ſolle, wenn nicht eine gegenſeitige Neigung ihn und Seraphinen zu Gatten, und dann Beide gemeinſchaftlich zu Erben des ganzen, mütterlichen Vermögens machen ſollte. — Daß die Eltern dieß wünſchten und hofften, das blieb aber noch ein tiefes Geheimniß vor Herrmann und Seraphinen, weil der Kopf des fleißigen Jünglings nicht vor der Zeit mit Heirathsgedanken, zum Nachtheil ſeines Studirens, angefüllt werden, auch ihre gegenſeitige Neigung, bei reiferem Alter, ſich ganz ohne fremdes Zuthun entwickeln ſollte. Der Graf und die Gräfin, welche durch eigne, traurige Erfahrung darüber belehrt waren, in welchem hohen Grade eine eheliche Verbindung, nicht von eigner Neigung und Wahl, ſondern nach fremder, conventioneller Beſtimmung geſchloſſen, das Leben verbit-

tern könne, wollten wenigſtens ihre Kinder vor ähnlichem Unglück bewahren. Und ſo kam es dann, daß Seraphine, mit voller Willens-Freiheit, mehr als eine Bewerbung um ihre Hand zurückweiſen durfte, ohne daß ihr dabei irgend zu- oder abgerathen wurde.

Die Gräfin freute ſich einſtweilen der Genugthuung, daß ihr Gemahl, ſeit jenen gemein chartlichen Verabredungen über Herrmanns dereinſtige, ſelbſtſtändige Verhältniſſe, Seraphinen einer ungleich freundlicheren Aufmerkſamkeit würdigte, als in früherer Zeit. Je mehr ſie zur Jungfrau herauf wuchs, und je bezaubernder der Blüthenkelch ihrer Schönheit ſich zu entwickeln begann, mit deſto größerem Wohlgefallen betrachtete der Graf ſie nach und nach. Im Laufe der Zeit ſchien es, als wolle er das Unrecht, das er ihr ſonſt durch ſeine Kälte angethan, auf jede Weiſe wieder gut machen. Er überhäufte ſie mit den koſtbarſten Geſchenken und den zärtlichſten Liebkoſungen; er ließ ſich zu den größten Aufmerkſamkeiten und Schmeichelreden gegen ſie herab, welche der Gräfin manchmal faſt unnatür-

mend zu ſeyn ſchienen; ja endlich verirrte er ſich ſogar ein Mal bei einem Glaſe Champagner, in Seraphinens und Haſtebecks Gegenwart, zu der Aeußerung, er möchte lieber ihr Bräutigam, als ihr Vater ſeyn. Aber kaum hatte er das geſagt: ſo erhob ſich Haſtebeck, mit wild zornigem Blick, von ſeinem Stuhle; er ergriff mit beiden Händen die zwei Flaſchen, die auf dem Tiſche ſtanden, und ſchleuderte ſie durch das offen ſtehende Fenſter auf die Straße hinab; und mit den Worten: „Der Wein raſt aus Ihnen!“ führte er Seraphinen zum Zimmer hinaus, unbekümmert um den raſch aufflammenden Zorn des Grafen, der ihm gern einen Blitz nachgeſchleudert hätte, aber glücklicher weiſe kein Jupiter war. —

Seit jenem Vorfall war eine merkliche Spannung zwiſchen Haſtebeck und dem Grafen eingetreten, und es war nicht abzuſehen, zu welchem jähen Umſturz ihrer Verhältniſſe dieß in Kurzem geführt haben würde, wenn nicht, in ſchneller Folge, ein wichtiges Ereigniß nach dem andern ihre Aufmerk-

merkſamkeit gefeſſelt, und nach andern Seiten hin gerichtet hätte. —

Der Tag der Rache und der Befreiung Deutſchlands dämmerte herauf mit blutrothem Morgenſtrahl. Die kläglichen Trümmern der franzöſiſchen Armee flohen, von den Ruſſen verfolgt, ihrer Heimath zu. Mit dem höchſten Jubel vernahm man die Kunde hiervon auch in dem gräflichen Hauſe, und das Bedürfniß freudiger Mittheilung drängte den gegenſeitigen Groll zurück. Alles war durchglüht von der einen, großen Hoffnung, daß die Nemeſis endlich Den erreichen werde, welchem der Fluch von Millionen längſt auf der Ferſe gefolgt war. —

Mitten zwiſchen dieſe folgenreichen, welthiſtoriſchen Tagesneuigkeiten drängte ſich unerwartet ein Brief Weſtolds, mit der Nachricht von dem Tode des Pfarrers zu Aarhorſt, und mit der angelegentlichen Bitte, daß der Graf und die Gräfin nun das alte, ihm ſchriftlich gegebene Verſprechen, zur Vollendung ſeines Glücks auf dieſer Welt, in Erfüllung gehen laſſen möchten.

Hasteback sorgte mit dem Feuereifer der treusten Freundschaft, daß alles hiezu Nöthige möglichst schnell und zweckmäßig eingeleitet wurde. — Alles ging auch aufs Beste von Statten. Früher, als man erwartet hatte, kam ein abermaliger, hochfreudiger, dankerfüllter Brief von Westold, worin er meldete, daß er seine Prüfung vor der geistlichen Behörde glücklich bestanden, daß seine ganze Gemeinde mit großer Erbauung seine Probepredigt angehört habe, ihn mit liebevoller Zustimmung als ihren künftigen Seelsorger anerkenne, und daß er im Junius sein Amt antreten werde. Als glücklicher Hausvater, fügte er noch hinzu, daß die Herzen seines braven Pflegesohnes Lebrecht und seiner lieben Tochter Marie sich in Liebe zu einander gefunden hätten, daß die Weihe ihres Bündnisses am Altare seine erste geistliche Amtsverrichtung seyn werde, und daß Lebrecht dann, der ein sehr unterrichteter und thätiger Landwirth geworden sey, mit der zu hoffenden Einwilligung der Gutsherrschaft, an seiner Statt in den Pachtvertrag eintreten solle. Er pries sich glücklich über alle Maaßen, daß er end-

ſich an dem lange erſehnten Ziele ſtehe, er pries es als eine beſondere, wunderbare Gnadenfügung Gottes, daß ſeine Freude mit der Freude des befreiten Vaterlandes zuſammentreffe, und in voller Begeiſterung gelobte er, durch unermüdliche Sorge für das Seelenheil ſeiner Gemeinde, ſeines hohen Berufs ſich möglichſt würdig zu machen.

Haſtebeck, ſo unwillig er in früherer Zeit auch manchmal die Prediger-Grille ſeines Freundes beſtritten hatte, nahm jetzt den allerfreudigſten Antheil an der endlichen Befriedigung jenes frommen Wunſches. Er ſchrieb Weſtolden den frohſten und herzlichſten Glückwünſchungsbrief. „Du,“ ſagte er darin — „Du wirſt mit vollen Ehren auf Deiner Stelle ſtehn! Du haſt Deinen wahren, inneren Beruf zum geiſtlichen Hirten Deiner Heerde bewährt! Denn Du haſt bewieſen, durch das Aufgeben Deines Pachtvertrags, daß es Dir nicht um ihre Milch und ihre Wolle zu thun iſt, ſondern um etwas Höheres. — Möge der Himmel Deine Bemühungen ſegnen, und Dich noch recht lange Freude genießen laſſen an Kindern und Kindeskindern! —

Sage dem Braut-Paare, daß ich zur Hochzeit kommen werde, und wenn ich hundert Meilen weit reisen müßte.“ —

Unterdessen hatte Friedrich Wilhelm seine Residenz nach Breslau verlegt, und den Aufruf zu den Waffen ergehen lassen, der, wie ein electrischer Schlag, sein ganzes Volk durchdrang. Tausende eilten, freudigen Muths, dem großen Befreiungskampfe entgegen. Wie hätte Herrmann nicht das Nehmliche thun sollen? — Augenblicklich war er entschlossen dazu. Hastebeck rief ihm ein kräftiges Bravo zu; der Graf und die Gräfin gaben ihre Einwilligung. Seraphine nickte ihm Beifall zu, konnte aber kein Wort über die Lippen bringen, und wandte sich ab, ihr feuchtes Auge zu verbergen. Der Gedanke an sie, war das, was Herrmanns Herz unaufhörlich beschäftigte.

Der Tag seiner Abreise rückte heran. Kein phantastisches Anschauen eines Bildes hatte jetzt noch Antheil an seiner Kampflust. Sie war diesmal die Frucht eines ernsten, heiligen Pflichtgefühls. Doch fiel ihm, an einem der letzten Tage, plötzlich ein, das

Bild noch ein Mal zu betrachten, das zu ſeinem erſten Feldzuge die nächſte Veranlaſſung gegeben hatte, und er ging unbefangen nach dem abgelegenen Bilderſaale.

Kaum hatte er die Thür geöffnet und war einen Schritt hineingetreten: ſo ſtand er, wie zur Bildſäule geworden, mit beklommenem Athem ſtill. Vor dem Bilde mit dem todten Ritter ſah er auf dem Fußboden eine knieende, betende Geſtalt, aufgelöſ't in Schmerz und Thränen, als läge vor ihr ein wirklicher, geliebter Leichnam. Ihr Schluchzen hatte ſie gehindert, das Oeffnen der Thüre zu hören. Als aber Herrmann unwillkürlich den Namen Seraphine mit bebenden Lippen ausſprach, wandte ſie erſchrocken das troſtloſe Geſicht auf einen Augenblick nach ihm um, und die holde Geſtalt ſank dann in ſich ſelbſt zuſammen, wie in völliger Auflöſung ihrer Beſinnung und Kraft.

Sie aufzuhalten, daß ſie nicht gänzlich umſinke, eilte Herrmann zu ihr hin, kniete dicht neben ihr nieder, ſuchte ſie aufzurichten, und fragte, in

nicht zu verbergender Verwirrung: „Worüber weinen Sie, theure Seraphine?“

Erst nach einer dringenden Wiederholung dieser Frage, antwortete sie, mit kaum hörbarer Stimme: „Ich weine um meinen Bruder! Ich wollte für ihn beten; aber der Schmerz überwältigte mich, beim Anblick dieses todten Kriegers! Ach, es ist, wenn man es lange ansieht, ein schreckliches Bild!“

„Und Sie weinten um mich?“ fuhr Herrmann fort zu fragen; aber ihre Antwort waren nur neu hervorstürzende Thränen.

„Ach, Seraphine!“ rief er da, überwältigt von seinem, bisher gewaltsam unterdrückten Gefühl für sie —: „Wie glücklich machen mich diese Thränen! aber auch wie unglücklich zugleich! Wie soll ich die Trennung von Ihnen ertragen? Sie, Sie sind mein Alles, mein steter Gedanke, mein Leben! Ohne Sie gibt es kein Glück für mich in der Welt!“

„Hören Sie auf!“ unterbrach sie ihn ängstlich — „Verleiten Sie ein schwaches Mädchen zu keiner Antwort, die ihre Eltern vielleicht mißbilligen wür-

den! Wenn Sie mich wirklich lieb haben: ſo verlaſſen Sie mich!“

Da drückte Herrmann mit Heftigkeit ihre zitternde Hand an ſeine Lippen, ſprang dann auf, und ſtürzte, kaum ſeiner bewußt, zum Saale hinaus, auf ſein Zimmer, und ging, in ſtürmiſcher Unruhe, unter mancherlei leidenſchaftlichen Ausrufungen, auf und ab.

Haſtebeck, der das in ſeinem nahen Zimmer hörte, eilte zu ihm hin, und fragte, was ihm ſey? Einen Augenblick verſuchte Herrmann, den Sturm ſeiner Seele zu unterdrücken, um zu verſchweigen, was ihm begegnet war; allein er vermochte das nicht, weil der Aufruhr in ihm zu übermächtig war. Er konnte es nicht laſſen: er warf ſich an des väterlichen Freundes Bruſt, und theilte ihm mit, was ſich in dem Bilderſaale ſo eben zugetragen hatte.

„Nun, Gott ſey Dank!“ unterbrach ihn endlich Haſtebeck, halb lachend, halb gerührt — „Gott ſey Dank, daß Ihr endlich zum Durchbruch gekommen ſeyd! Wenn Moskau nicht abgebrannt,

die halbe Welt nicht aufs neue in Kriegsaufruhr gerathen wäre: ihr hättet Euch wohl ewig im Verbergen Eurer Liebe zerquält! — Komm mit, braver Junge! Das soll auf der Stelle ins Reine gebracht werden!"

Er zog den erstaunten Jüngling mit fort bis ins Zimmer der Gräfin; er holte Seraphinen mit ihren verweinten Augen hinzu, und sagte dann: „Nun, Frau Gräfin, ist es Zeit, Ihren Segen zu spenden. Endlich hat sich das spr' Paar zusammen gefunden, wie wir es längst gewünscht und gehofft haben."

Mütterlich liebevoll streckte die Gräfin ihre Hände den geliebten Kindern entgegen. Jedes von ihnen bedeckte eine der mütterlichen Hände mit Küssen und Thränen. In schöner Verwirrung standen sie da, legten das Geständniß ihrer gegenseitigen Liebe ab, und schlossen in einer hochseligen Umarmung, unter den Segenswünschen der Gräfin und Hastebecks, auf ewig den heiligen Bund ihrer Herzen.

Der Graf saß während dessen am Spieltische im Kasino. Spät Abends, als er nach Hause kam,

bat das junge Paar, in Haſtebecks Begleitung, auch ihn um ſeinen Segen. „Das iſt raſch gegangen, in meiner Abweſenheit!“ ſagte er mit ſtrengem Ton und finſterm Blick.

„Seyn Sie nicht empfindlich!“ nahm Haſtebeck das Wort — „Wir Alle waren ja über die Verbindung des jungen Paares längſt einig, und Ihrer Einwilligung gewiß. Alſo iſt ja kein eigenmächtiger Schritt geſchehn.“

„Ich könnte mich aber wohl anders beſonnen haben!“ erwiederte der Graf — „Wer ändert nicht im Laufe der Zeit ſeine Anſichten, ſeine Pläne, ſeine Empfindungen?“

Raſch ſagte Haſtebeck: „Könnten Sie aufgehört haben, das Glück Ihrer Kinder zu wünſchen?“

„O, nein!“ war des Grafen eben ſo raſche Antwort — „aber iſt es denn nur auf dieſe Art zu begründen?“

Jetzt ſtürmten die Kinder mit den Verſichrungen ihrer gegenſeitigen Liebe, und mit den dringendſten Bitten auf ihn ein. Seraphine wußte ſo ſieg-

reich zu ſchmeicheln, daß des Grafen Stirn nach und nach entrunzelt ward. Haſtebeck erinnerte ihn nochmals an ſeine, ſchon längſt ausgeſprochene Genehmigung einer dereinſtigen Verheirathung des jungen Paares: und ſo konnte der Graf faſt keine Einwendung mehr machen. Er ſchloß das junge Paar in ſeine Arme, und ſagte bewegt: „Seyd glücklich! — glücklicher, als — —“

Hier hielt er plötzlich inne. Man ſah in ſeinem Geſicht, daß er in ſeinem Innern einen ſchweren Kampf beſtand. Er winkte ſchweigend mit der Hand nach der Thür, und ſchweigend verließen ihn Haſtebeck und das betroffene, liebende Paar.

---

Noch einen liebeſeligen Tag verlebten Herrmann und Seraphine miteinander. Sie genoſſen ihn in ſeiner ganzen, himmliſchen Herlichkeit, freudig verwundert, daß ſie die Namen Bruder und Schweſter auf ein Mal gegen noch ſüßer

ingende hatten vertauſchen können. Je unerwarte-
er ſolch Glück ihnen zu Theil geworden war, deſto
öher und einziger erſchien es ihnen. Je näher die
Trennungsſtunde daran gränzte, deſto inniger hiel-
en ſie jetzt ſich noch umſchlungen, und träumten
om ſchönen, noch glücklicheren Wiederſehn. Wollte
e Wehmuth wegen des nahen Scheidens überſchlei-
hen: ſo raffte Herrmann ſich kräftig zuſammen,
nd ſagte: „Weine nicht! Zage nicht, Geliebte!
ch gehe ja, um den Frieden erkämpfen zu helfen,
er uns auf immer glücklich machen ſoll!“

Am andern Morgen riß er ſich ſchnell aus ihren
Armen, damit ihre Thränen ihm das Herz nicht
mehr noch zerriſſen, als es vom eignen Schmerze ſchon
errifſen war. Düſter in ſich gekehrt, doch feſten
Muths trat er dann in die Reihen der Krieger, und
gab Keinem an kräftiger Kampfluſt etwas nach. — Von
Zeit zu Zeit gab er noch Nachrichten von ſeinem
Marſche; doch ohne ſein Verſchulden kam endlich
kein Brief mehr von ihm. Seraphinens zärtli-
che Seufzer folgten ihm nach; und ihr Morgen-

wie ihr Abendgebet flehte den Himmel um Schuz für ihn an. —

Das erſte große Schlachtgewitter hatte ſich auf der Ebene von Lüzen mit ſeinen hunderttauſend Blizen und Donnern entladen. Tauſende waren gefallen, ohne einen freudigen Siegesruf gehört zu haben. Unter der Zahl der ſchwer Verwundeten war auch ein junger Graf Flankenborn aufgeführt.

Die Schreckensnachricht war Seraphinen nicht lange zu verbergen. Doch in der furchtbaren Nacht der Verzweiflung, von welcher ihr Herz jezt ergriffen war, dämmerte plözlich ein Strahl der Hoffnung auf. Der Graf erhielt die Nachricht, daß ſein Vetter, der einzige Sohn ſeines reichen, verhaßten Oheims, des Beſizers der großen Flankenbornſchen Lehngüter, mit ins Feld gezogen ſey. Dieſer junge Vetter konnte alſo der Verwundete ſeyn, und man brauchte noch nicht um Hermannen zu verzweifeln.

Dem ſchrecklichen Schwanken zwiſchen Furcht und Hoffnung ein möglichſt ſchnelles Ende

zu machen, und Seraphinen, im unglücklichſten Falle, wenigſtens den traurigen Troſt zu gewähren, ihren Geliebten noch einmal, oder doch ſein Grab, zu ſehn, entſchloß die gräfliche Familie ſich zu dem Wagſtück, eine Reiſe nach dem Kriegsſchauplatze zu machen. Aber an die Elbe gelangt, befanden ſie ſich bald in der peinlichen Lage, weder vorwärts, noch rückwärts zu können, und in einem kleinen Städtchen verweilen zu müſſen. Nach vielen, vergeblichen Verſuchen, eine ſichre Nachricht zu erhalten, ward ihnen endlich die völlige Gewißheit, daß nicht Herrmann, ſondern der Vetter ſchwer verwundet und bereits geſtorben ſey. Seraphine dankte mit Freudenthränen dem Himmel für die Erhaltung des Geliebten.

Auch die Gräfin und Haſtebeck athmeten nun wieder frei auf; aber ungleich lebhafter, als dieſe, war der Graf von jener Nachricht ergriffen. Er jauchzte über den Tod des Vetters, deſſen Geburt ihn um die Ausſicht auf die Erbſchaft der alten Lehngüter ſeiner Familie gebracht hatte. Alles kam jetzt darauf an, zu verhüten, daß der Vater des Ver-

ſterbenen nicht, um einen neuen Erben zu erhalten, noch einmal heirathete, wie er es vor vierundzwanzig Jahren gethan hatte, blos um dem Grafen die gehoffte, reiche Erbſchaft zu entziehn.

Unter den gegenwärtigen Umſtänden hielt es daher der Graf für höchſt nöthig, ſich mit dem Vetter, wo möglich, zu verſöhnen, und ihm, unter dem Vorwande, ihm ſein Beileid über den Verluſt des Sohnes zu bezeigen, einen Beſuch zu machen, was ſeit dem Jahre 1789 nicht geſchehen war.

Erſt in der Mitte des Junius, während des Waffenſtillſtandes, konnte der Graf die Reiſe antreten, die ihm ſo wichtig war. Da man die Reſidenz vor einem feindlichen Ueberfall nicht ſicher hielt, wählten die Andern unterdeſſen einen Aufenthaltsort, der entfernter von dem großen Feuerheerde des Krieges lag. Nach Aarhorſt wagten ſie am wenigſten zu gehn, weil ſie erfahren hatten, daß auch jene Gegenden von ſeitwärts ſtreifenden Feinden berührt worden wären. —

Weſtold zählte ſchon mit frommer Freude die Tage bis zu ſeiner Antrittspredigt und zur Trauung ſeiner Kinder. Aber vor dem Eintritt dieſes erſehnten Feſtes war es ihm beſchieden, noch ſehr böſe Auftritte zu erleben, die ſeine Freude plötzlich auf eine grauſame Weiſe ſtörten. Sein erſter Schrecken war die Nachricht, daß die Mühle, in welcher Lenchen wohnte, von einem Haufen von Feinden überfallen und ſchonungslos ausgeplündert war. Der verworfene Stork hatte ſie, mit dem Verſprechen, ihnen reiche Beute zuzuweiſen, von der Landſtraße ab, in das entlegene Thal geführt. Wie durch ein Wunder nur, war Lenchen dem ſchmählichen Schickſal entgangen, was der Böſewicht ihr zugedacht hatte. In der Wuth über das Mißlingen dieſes Plans, ſtieß er dem Müllerburſchen, der ihr zur Flucht behülflich geweſen war, das Bajonet eines der Feinde in die Bruſt.

Mit Schaudern hatte Weſtold dieß eben erfahren, und er wollte ſchon Sorge tragen, den Ausgeplünderten Troſt und Unterſtützung zu ſenden,

als gegen ihn ſelbſt ein ähnliches, noch furchtbareres Ungewitter heraufſtürmte.

Um auch an ihm Rache zu nehmen, eilte Stork, in Begleitung der Plünderer, auf den Schloßhof; und nachdem ſie ſich in Wein berauſcht, fingen ſie ſchon an, Stuben- und Schrankthüren aufzubrechen, in ungezähmter Raub- und Zerſtörungsluſt.

In dieſem Augenblick kam ein feindlicher Offizier, ein Mann von etwa vierzig Jahren, mit einem bärtigen, wildkriegeriſchen, doch edel gebildeten Geſicht, nebſt einigen Dragonern, in den Hof geritten, und verlangte Fourage für ſein Bataillon, das am folgenden Tage in eine nahegelegene Stadt einrücken ſollte. Weſtold eilte ihm entgegen, erklärte ſich bereit zu jeder möglichen Lieferung, und bat nur um Schutz gegen die Plünderer. Der Offizier verſtand und ſprach deutſch; und ein Knecht erzählte ihm von Storks mörderiſcher Schandthat in der Mühle. Erzürnt eilte der Offizier nun ſogleich mit gezogenem Säbel ins Haus, und mit dem Ausruf: „Du

willſt ein Deutſcher heißen?“ hieb er den Böſewicht nieder, und jagte die Plünderer davon.

Ein Schrei des Entſetzens durchflog das ganze Haus; der Offizier aber ſagte jetzt ruhig, mit wenigen Worten, was an Hafer, Stroh und Heu geliefert werden müſſe, und ging dann, um ein Frühſtück zu nehmen, mit Weſtold ins Familienzimmer, dem er zuredete, ein Glas Wein mit zu trinken, um ſich von den eben erlebten Schreckniſſen zu erholen. Als Weſtold dies that, fing der Offizier an, über allerlei mit ihm zu plaudern. So fragte er endlich auch, ob das Gut Aarhorſt und das große Schloß dem König gehöre, oder wem ſonſt? — Kaum hatte Weſtold den Namen Flankenborn genannt: ſo wiederholte der Offizier, wild aufblickend: „Flankenborn? Flankenborn? Der im Jahre 90 in Frankfurt auf Werbung ſtand? Wo iſt der Schurke?“

Betroffen bejaete Weſtold die erſte Frage, und ſetzte hinzu, daß der Graf in der Hauptſtadt wohne. Doch er hatte noch nicht ausgeredet, da ſchleuderte der Offizier das volle Glas, das er eben

an den Mund führen wollte, auf den Boden, und mit den Worten: „Verflucht sey jeder Tropfen, den ich hier getrunken habe!“ sprang er auf vom Stuhle, und hing in der zornigsten Bewegung den abgelegten Säbel wieder an die Seite.

Erschrocken staunte Westold ihn an, und suchte nach besänftigenden Worten. „Still!“ rief der Offizier im zornigsten Tone — „Jetzt lautet's anders zwischen uns! Nicht umsonst will ich in das Sündennest des Böswichts gekommen seyn!“ — Er riß das Fenster auf, rief einen Unteroffizier ins Zimmer, und gab ihm, französisch sprechend, in der leidenschaftlichsten Bewegung, den Befehl, schnell die Fourage aufladen und abfahren zu lassen; dann die Pferde und das Rindvieh alles vom Hofe wegzutreiben oder niederzuschießen, und den ganzen Hof, Haus bei Haus, in Brand zu stecken. — Betäubt und zitternd fragte Westold, ob er richtig verstanden habe? Ohne ihm zu antworten, befahl der Offizier seinem Untergebnen, die erhaltenen Vorschriften auf schnellste und pünktlichste zu vollziehen.

Der Unteroffizier entfernte ſich. Weſtold brach in troſtloſe Klagen aus, und flehte um Schonung. Lebrecht, Auguſte und Marie, die hinzu gekommen waren, thaten das Nemliche. Aber in geſteigertem Zorne wies der Offizier jede ſolche Bitte zurück. „Nein!“ rief er — „Den Schurken will ich, ohne Erbarmen, wenigſtens an ſeinem Eigenthum züchtigen! und wehe ihm, wenn der Teufel ihn ſelbſt einmal in meine Hand giebt! Seit dreiundzwanzig Jahren dürſte ich nach Rache an ihm! Endlich iſt die Stunde dazu da! — Er war es, der mir meinen ganzen Lebensplan zerſtörte! Er ließ mich, auf ſchändliche Art, meiner Freiheit berauben, machte meinen Beſchützer zum Mörder, mich zum Flüchtling, zum Verbannten, der nie ſeine Heimath, ſeine Freunde, ſeine Geſchwiſter wieder ſehen durfte, und der — o, verfluchenswerthes Geſchick! — jetzt gegen ſeine Landsleute fechten, und ſein Vaterland verwüſten helfen muß!“

Weſtold entgegnete ihm, daß er und die Seinigen von allem dieſem doch nichts verſchuldet hätten, und daß das Vieh und die Vorräthe in den

Scheunen und auf den Böden nicht des Grafen, ſondern ſein und der Seinigen Eigenthum wären. Weinend und Hände ringend beſtätigten das die Andern. Alles umſonſt! „Ihr ſeyd ſeine Creaturen!“ war die zornige Antwort. — „Wie der Herr, ſo der Diener! Wer weiß, was Ihr ihm für Schurkereien habt ausüben helfen!“

Alle betheuerten nun einſtimmig, daß ſie den Grafen nie geſehen hätten, und Weſtold ſetzte endlich, nach vielen andern, vergeblichen Betheurungen, hinzu, daß er Advokat geweſen, und ohne alles ſein Zuthun durch einen treuen Jugendfreund, Namens Haſtebeck, auf dieſe Stelle verſetzt ſey.

„Wer? Wer?“ rief plötzlich der Offizier, mit ſtarrendem Blick — „Haſtebeck ſagt Ihr? Von was für einem Haſtebeck ſprecht Ihr?“

„Von dem ehemaligen Regimentsquartiermeiſter,“ war Weſtolds Antwort.

Der Offizier ſchlug die Hände zuſammen im allerhöchſten Erſtaunen. „Iſts möglich?“ rief er — „Von dieſem Haſtebeck ſprächt Ihr? Den hättet Ihr gekannt? Der wäre Euer Freund gewe-

n? — Doch nein! nein! Ihr lügt! Ihr wollt mich berliſten! Beweiſt mir, daß Ihr mich nicht hin-ergehen wollt! Ihr ſollt mir ſonſt ſchwer für den Mißbrauch dieſes Namens büßen!"

„Kennen Sie ſeine Handſchrift?" fragte Weſtold.

„Sollten Sie ſein Bild wohl kennen?" fragte Auguſte, und erzählte, daß er ſelbſt für ſie es habe malen laſſen.

Ohne auf ſeine Antwort zu warten, zogen ſie ihn mit ſich fort nach Weſtolds Schreibzimmer, und zeigten ihm Haſtebecks Bild. — „Er iſt's! Er iſt's!" ſchrie der Offizier, und ſtreckte, wie zu einer Umarmung, die Arme nach dem Bilde empor — „O, ſagt, wenn Ihr ihn kennt, wenn er Euer Freund war, was wurde aus ihm nach jener ſchreck-lichen Geſchichte? Konnte er ſich noch retten? Oder fiel er dem Beile des Henkers anheim?"

Ehe er noch eine Antwort erhalten hatte, warf er ſich auf einen Stuhl, bedeckte mit beiden Händen ſein Geſicht, und fing an zu ſchluchzen, und Klage-

töne auszuſtoßen, wie ein Verzweifelnder. Die Umſtehenden mußten ihn faſt für wahnſinnig halten.

„Hier iſt ſein letzter Brief!“ ſagte Weſtold. Ohne darnach hin zu ſehen, rief Jener: „Sein Abſchiedsbrief! O, Himmel! Er hatte mein Schwager werden ſollen, und wurde durch mich ins Verderben geſtürzt!“

Endlich hörte und begriff er, daß Haſtebeck lebe, und Weſtolds treueſter Freund ſey; und ſein vorheriger Schmerz ging in das höchſte Erſtaunen und Jauchzen über.

Jetzt hörte er auch den wilden Tumult auf dem Hofe: das Blöcken des Rindviehes, das aus den Ställen getrieben wurde, das Heulen der Knechte und Mägde, die Stroh in das Schloß tragen mußten zum Brande. Kaum hatte er einen Blick durchs Fenſter gethan: ſo riß er es auf, und donnerte über den Hof: „Halt! Halt! Hört auf!“ — Er rief den Unteroffizier herbei, nahm alle ſeine vorigen, verderblichen Befehle zurück, und drohte mit der ſtrengſten Strafe, wenn irgend ein Stück Vieh fortgeführet, irgend ein Schade zugefügt würde.

— Ein allgemeiner froher Dankruf tönte durch das Zimmer und durch den Hof. — „Da der brave Haſtebeck Euer Freund iſt:“ — ſagte der Offizier — „ſo müßt auch Ihr brave Leute ſeyn, und kein Satan ſoll mich verführen, Euch irgend in Schaden oder Gefahr zu bringen.“

Biederherzig reichte er jetzt Weſtolden und Auguſten die Hand, und bat ſie, ihm, als einem rauhen, unglücklichen Krieger, die Angſt, die er ihnen gemacht, zu verzeihen. So furchtbar er zuvor geweſen war: doch konnte Keiner mehr mit ihm zürnen; und beruhigt gingen Alle, bis auf Weſtold, hinweg, um die Soldaten zu bewirthen, und auf dem Hofe Alles wieder in Ordnung bringen zu laſſen.

Der Offizier las jetzt Haſtebecks neueſten Brief an Weſtold, und überzeugte ſich immer mehr daraus, daß Beide die allervertrauteſten Freunde waren, und daß er hier mit einem der treflichſten Menſchen zu thun habe. Er drückte Weſtolden, wie einen Freund, an die Bruſt, und bat ihn, nun bei einem geſelligen Glaſe Wein ihm recht viel

von Haſtebecks weiteren Schickſalen und jetziger Lage zu erzählen. Sie gingen Hand in Hand wieder ins andere Zimmer, ſtießen die Gläſer an auf Haſtebecks Wohl, und Weſtold erzählte, ſo gut er es, nach ſo erſchütternden Auftritten, noch vermochte, von dem Leben und Thun ſeines Freundes.

Am meiſten war der Offizier darüber erſtaunt, daß Haſtebeck in ſo naher Verbindung mit dem Grafen ſtehe. Von ſeinem eignen Schickſal erzählte er dann Folgendes:

„Ich bin Franz Langhof, der Bruder der unglücklichen Dorothee, die früher Haſtebecks Braut war. Ich ſollte, nach dem Willen des nemlichen Oheims, der Dorotheen eigenmächtig an einen Andern verkuppelt hatte, gegen meine Neigung Kaufmann werden. Um mich ſolcher Willkühr zu entziehen, verließ ich, etwa achtzehn Jahr alt, das Schreibpult, woran ich gefeſſelt war, nannte mich Student Lange, und ging luſtig in die Welt hinein. Ich wünſchte, ein Landwirth zu werden; und ein anderer Verwandter, der am Rhein ein bedeutendes Gut beſaß, ſollte mir hierzu behülflich

werden. — Zu meinem Unglück ließ ich mich verleiten, über Frankfurt am Main zu reisen; und Hastebeck, den ich dort zufällig traf, beredete mich, noch einige Tage länger zu bleiben, um die Feierlichkeiten bei der Krönung Leopolds des Zweiten zu sehn. Ein wunderschönes, junges Mädchen, das ich, gleich am zweiten Morgen meines dortigen Aufenthalts, auf der Bank eines öffentlichen Spazierganges sitzen sah, bezauberte mich dermaaßen, daß ich am dritten und vierten Tage wieder hinging, erst vor ihr vorbeidefilirte, und dann mich hinter einem nahen Gebüsch versteckte, um unbemerkt meine Augen an diesem Engel, der immer mit einigen Kindern spielte, zu weiden. Als sie am vierten Tage nach der Stadt zurückging, und ich ihr in einiger Entfernung nachfolgen wollte, rief mich ein junger Mann in Civilkleidung zurück, und setzte mich, in einem befehlhaberischen Tone, darüber zur Rede, daß ich schon seit drei Tagen das Mädchen belausche, und nun ihr nachfolge. Ich verantwortete mich keck; und als er mir förmlich verbieten wollte, mich auf jener Stelle wieder sehen zu lassen, schalt ich ihn

einen Karren, that einen Schwur, daß ich alle Tage wiederkehren werde, hob meinen Stock in die Höhe, und ſtellte mich ihm ſchlagfertig gegenüber, weil ich glaubte, daß er mich angreifen würde. Statt deſſen, rief er mir blos zu, meine Unverſchämtheit ſolle mir theuer zu ſtehen kommen, und mit einer drohenden Bewegung der Hand eilte er, weil mehrere Leute ſich uns näherten, in einen Seitenweg.

Am folgenden Tage regnete es faſt unaufhörlich; deſſen ungeachtet ging ich, um meine Furchtloſigkeit zu zeigen, meinen gewöhnlichen Weg, traf indeſſen weder das ſchöne Mädchen, noch ſah ich meinen Gegner. — Abends, als ich vor der Thür meines Wirthshauſes ſtand, trat eine hübſche, leichtfertige Dirne zu mir, und ſagte, ich möchte mit ihr kommen, es wolle ein ehemaliger Schulkamerad mit mir ſprechen. In argloſer Neugier, und weil ich eben Langeweile hatte, folgte ich ihr. Sie führte mich in ein entlegenes Wirthshaus. Mein Freund, hieß es, ſey noch ein Mal ausgegangen, werde aber bald wiederkommen. Ich fand andere, luſtige Geſellſchaft. Man ſpielte, man trank. Ich ließ mich be-

reden, das Nemliche zu thun. Endlich war mein Geld verſpielt. Schon halb berauſcht, wollte ich nach Hauſe gehn, um anderes zu holen. Die Wirthin wollte mich nicht fortlaſſen, bis ich meine Zeche bezahlt hätte. Da trat ein langer Menſch zu mir, der in einen blauen Mantel gehüllt war, drückte mir einige Dukaten in die Hand, und ſagte, ich ſolle nur bleiben, und mein Glück weiter verſuchen. Aufs neue fing ich an, den Aufforderungen zu Spiel und Trunk nachzugeben, bis ich ſo berauſcht war, daß ich nicht mehr wußte, was mit mir vorging. — Am andern Morgen, als ich erwachte, fand ich mich in einer fremden, ſchlechten Kammer, auf einem Strohſack liegend, mit einer blauen Soldatenjacke bekleidet; und auf einem hölzernen Stuhle lag mein Hut, mit einem Federbuſche geſchmückt. „Was Teufel, iſt das?!“ rief ich mit lauter Stimme, im Aufſpringen von meinem Strohſacke. Allein im nehmlichen Augenblicke ſtand ein preußiſcher Unteroffizier vor mir, deſſen gebieteriſche Reden darauf hinauslieſen, daß ich ſein Rekrut ſey, und geſtern Abend zehn Dukaten Handgeld von ihm angenommen habe.

Mein wüthendes Gegenreden half mir nichts; und um das Maaß meines Grimmes voll zu machen, erschien nach einiger Zeit ein Offizier, in welchem ich sogleich meinen Gegner von der Promenade erkannte, der nun seinen Hohn mit mir trieb, und mich das ganze Gewicht seiner Gewalt über mich fühlen ließ. Es war der verruchte Graf Flankenborn, dem der Teufel es noch eintränken möge, was er gegen mich gesündigt hat!"

Westold schlug unwillig die Hände zusammen. Der Erzähler stampfte sein Glas auf den Tisch, daß es fast zersprang, und ging einige Mal wild im Zimmer umher. Als er sich etwas beruhigt hatte, fuhr er fort:

„Ich wurde nun mit mehreren Unglücksgenossen, meist lüderlichem Gesindel, zusammengesperrt. Da nahm ich zur List meine Zuflucht. Drei Tage lang spielte ich den lustigen Kerl; und am Abend des Krönungstages ließ ich für alle meine noch übrigen Dukaten Wein und Brandtwein holen. Alles wurde, dem neuen Kaiser zu Ehren, trunken; und so glückte es mir, in einem unbewachten Augenblicke

zu entſpringen, und unter dem Schutze des Taumels, in welchem ganz Frankfurt mit Tauſenden von Fremden war, unbemerkt in mein entlegenes Dachſtübchen im Gaſthofe zu gelangen.

Ich wendete den gröſten Theil der Nacht dazu an, in einem langen Briefe an Haſtebeck, was mir begegnet war, zu erzählen, und ihn um Rath und Hülfe zu bitten. Am frühen Morgen ſchickte ich den Brief fort, zog mich an, und ſetzte mich ruhig zum Frühſtück nieder, weil ich der thörigten Meinung war, die Werber wüßten nicht, wo ich wohne, und dürften ſich auf meinem Zimmer auch nicht an mir vergreifen. Doch in dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür. Wüthend trat der Unteroffizier mir entgegen, ſchalt mich einen ſchurkiſchen Deſerteur, drohte mir, mich krumm ſchließen zu laſſen, und faßte mich bei der Bruſt, mich fortzuſchleppen. Als ich mich zur Wehre ſetzte, ſchlug er mit dem Stocke auf mich los; allein wüthend faßte ich dieſen, zerbrach ihn, und warf ihm das abgebrochene Stück ins Geſicht. Nun hieb er mit ſeinem Seitengewehr nach mir, ſtreifte aber, weil ich zurückſprang, nur

unbedeutend meinen Arm. Als er einen zweiten Hieb nach mir thun wollte, stürzte Hastebeck — mein Schutz- und sein Straf-Engel — auf ihn zu, fiel ihm in den Arm, rief mir auf Französisch zu, ich solle eilen, über den Rhein zu kommen, und kämpfte fortwährend mit meinem wüthenden Gegner. Ich sprang in die Kammer, um, statt des zerhauenen, einen andern Rock anzuziehen. In diesem Augenblick hörte ich einen Fall und einen Schrei. Als ich in die Stube zurück trat, lag der Unteroffizier blutend am Boden. „Fort! fort!" stammelte mir Hastebeck zu, und stieß mich zur Thür hinaus. Ich flog die Treppen hinunter. Auf dem düstern Hausflur begegnete mir Flankenborn, der die Treppe hinauf eilte. Er erkannte mich nicht; ich entkam glücklich aus der Stadt und über den Rhein. Um mich gegen weitere Nachforschungen und Verfolgungen zu sichern, wurde ich, unter dem Namen Lancof, französischer Soldat; alle Feldzüge machte ich mit; bei Marengo wurde ich Offizier; und die Rachlust, mit der ich mich bei Jena auf die preußischen Offiziere und Unteroffiziere stürzte,

brachte mir, als dem siegreichen Würger meiner Landsleute, diesen Ordensstern ein. Aber in jeder ernsten Stunde seufze ich über mein Geschick, und fluche dem Böſewicht, der mich in diese blutige, verhaßte Laufbahn stieß.“

Der unglückliche Krieger, doppelt erhitzt von Wein und Erzählen, riß jetzt den Säbel von seiner Seite, warf ihn zur Erde, und brach in immer heftigere Verwünschungen seines Schicksals aus, das ihn zwinge, in einem Kriege, wie der gegenwärtige, gegen eine Armee kämpfen zu müssen, wie jetzt die preußische sey; und er schwur, daß er seinen Tod suchen werde in der nächsten Schlacht. „Zu welchem Teufel bin ich geworden!“ klagte er endlich sich selbst an — „Hätte Hastebecks Bild mich nicht noch zur rechten Zeit anderes Sinnes gemacht: welche Schandthat hätte ich hier begangen an Euch braven, unschuldigen Menschen!“ — Er warf sich mit Heftigkeit an Westolds Brust, und erst als er sich da recht ausgeweint hatte, wurde er nach und nach ruhiger, so daß er wieder mancherlei erzählte, und unter anderm auch, seine Schwester Dorothee sey,

nach der Aussage eines Danziger Kaufmanns, den er in Dresden kennen gelernt, mit ihren Kindern, aus Furcht vor den Schrecken einer Belagerung, schon längst aus Danzig geflüchtet, habe sich erst nach Hamburg begeben gehabt, von da aber sey sie, seit Davousts Einzuge nach Ottensen bei Altona geflüchtet. — Nach einer Stunde befahl er, sein Pferd vor zu führen, und nachdem er noch einige Zeilen an Hastebeck geschrieben und Westolden eingehändigt hatte, nahm er, wie ein alter Freund, Abschied von Westolden und dessen Familie, versprach, wieder zu kommen, wenn es irgend möglich wäre, und ritt, tief gesenkten Hauptes, an der Spitze seiner Dragoner, langsam zum Hofe hinaus. Plötzlich hielt er aber unter dem Thore sein Pferd an, und forderte ein Stück Kohle. Als es ihm gereicht wurde, sagte er: „Ich muß dem Grafen doch eine Visitenkarte zurück lassen.“ Und mit großen und dicken, schwarzen Buchstaben schrieb er an einen der Thorflügel: „Capitaine Langhof“ und daneben die Umrisse eines Säbels.

---

Ganz erſchöpft ging Weſtold jetzt nach ſeinem Zimmer, um ſich zu erholen von den erſchütternden Auftritten, die er erlebt hatte. Als er aber hinein getreten war, und Haſtebecks Bild erblickte, ſtand wieder lebendig vor ſeiner Seele, was ihm Langhof erzählt hatte. Mit thränenden Augen ſchaute er das Bild an, und brach dann in die Worte aus: „O, du armer, unglücklicher Freund! Wie ſchrecklich ſind mir nun ſo viele Deiner finſtern Blicke, und ſchweren Seufzer, und räthſelhaften Worte erklärt! Ein Menſchenmord iſt es, was Dir, wie Du einmal ſagteſt, ſchwer, zentnerſchwer auf dem Herzen liegt, und was Du nicht abwälzen kannſt, ſo ſehr Du Dich auch dagegen ſtemmſt! Ach, daß ich Gnade und Frieden für Deine Seele vom Himmel erflehen könnte, du ſchuldbelaſteter, und dennoch mir ſo theurer Freund!“

Seine ſchmerzliche Empfindung überwältigte ihn. Troſtlos rang er die Hände gen Himmel; und nicht lange, ſo wurde er von einem heftigen Schwindel ergriffen, dem alsbald ein leichter Schlagfluß folgte, ſo daß er plötzlich zu Boden ſank, und lange nicht wußte, wie ihm geſchehen war. Als nach einiger Zeit Auguſte ins Zimmer trat, hatte er ſich ſchon ſehr wieder erholt; um ſie nicht zu ängſtigen, verſchwieg er ihr lange, was ihm eben begegnet war; allein ſo ſehr er auch ſtrebte, ſich aufrecht zu erhalten: ſo erlag er endlich doch den allzuheftigen Erſchütterungen jenes Tages und den fortwährenden Bekümmerniſſen über Haſtebecks unglückliche That. Er wurde von einem Nervenfieber befallen, und war Monathe lang ſo krank und ſchwach, daß an den Antritt ſeines Amts, zu ſeiner großen Betrübniß, nicht zu denken war.

Dieſe neue, trübe Prüfungszeit, welche Weſtold, ſchon ganz nahe an dem lange erſehnten Ziele, zu beſtehen hatte, wurde zu Ende des Julius, auf eine unerwartete Weiſe, durch Herrmanns Ankunft erheitert, der blaß, doch fröhlichen Sin-

nes, die Bruſt mit dem eiſernen Kreuz geſchmückt, aus dem Wagen ſtieg, welchem ein Bedienter mit ſeinem Huſarenpferde zur Seite ritt. Er war am zwanzigſten Mai, gleich beim Anfange der Schlacht bei Bautzen, ſchwer, doch nicht tödtlich, durch einen Schuß in den linken Arm verwundet, und in eine nahe gelegne Stadt in Böhmen gebracht worden, wo er gute Pflege fand. Als der Waffenſtillſtand eingetreten und ſein Wundfieber überſtanden war, ſchrieb er an Seraphinen, daß er nur einen ganz leichten Streifſchuß erhalten habe; doch ſein Brief ging verloren, und von beiden Seiten blieb man ohne Nachricht. Hierdurch beunruhigt, auch des Lebens unter frem'en Menſchen überdrüſſig, machte er ſich, ſobald ſeine Wunde es einigermaßen erlaubte, auf den Weg nach Schleſien, und gelangte, in kleinen Tagereiſen, auf einem großen Umwege nach Aarhorſt, wo er mit offnen Armen der Liebe empfangen ward.

Er hatte gehofft, hier gewiſſe Nachrichten von der gräflichen Familie zu erhalten, fand ſich aber von dieſer Seite ganz getäuſcht. Es war ſeine Ab-

ſicht geweſen, nach wenigen Tagen weiter zu reiſen, um ſeine Geliebte aufzuſuchen. Er hatte vollauf Zeit hierzu, und konnte ſich, ohne Pflichtverletzung, immer weiter von der Armee entfernen, da es immer wahrſcheinlicher wurde, daß er einen ſteifen Arm behalten, und daß ſeine kriegeriſche Laufbahn, wo nicht ganz, doch wenigſtens für den diesjährigen Feldzug beendigt ſeyn werde. Seine Wunde war indeſſen durch die Reiſe aufs neue verſchlimmert, und der herbeigerufene Wundarzt erklärte, daß in den nächſten vier bis acht Wochen an kein Weiterreiſen zu denken ſey, weil ſonſt leicht der Fall eintreten könne, daß der ganze Arm abgelöſt werden müſſe.

So war er auf längere Zeit feſtgehalten in Aarhorſt, und er wurde dort auf das allerliebevollſte und ſorgſamſte gepflegt. Aber der Anblick des ſtillen Liebesglücks, deſſen das dortige Brautpaar ſich erfreute, ſteigerte nur ſeine Sehnſucht nach Seraphinen. Er ſchrieb dieß an ſie, und auch an den Grafen, gab jedem der beiden Briefe ſeine ihm gehörige Aufſchrift, und ließ ſie an verſchiedenen Poſttagen

abgehen, damit, wenn wieder einer davon verloren ginge, doch der andere vielleicht an ſein Ziel käme.

Beide gingen erſt in die Reſidenz, wurden von dort, nach einigem Aufenthalt, weiter geſchickt, und der Graf erhielt den ſeinigen auf dem Gute des alten Vetters, den der Gram über den Tod des Sohnes ſchon aufs Sterbebette geworfen hatte, wie Seraphine den ihrigen in der entfernten Stadt erhielt, wo ſie mit der Gräfin und Haſtebeck noch verweilen mußte. Beide Briefe bewirkten bei den Empfängern den Entſchluß, den noch beſtehenden Waffenſtillſtand zu einer ſchnellen Reiſe nach Aarhorſt zu benutzen; doch die Bewegungsgründe und Zwecke hiebei waren bei Beiden ſehr verſchieden! Seraphine wollte dem Geliebten durch ihre Ankunft ein hohes Feſt der glücklichſten Liebe bereiten; dagegen der Graf wollte das Band dieſer Liebe um jeden Preis wieder zerreißen, denn die nahe Ausſicht auf den Beſitz der großen Lehngüter des ſterbenden Vetters, wodurch er auf ein Mal unabhängig von ſeiner Gemahlin wurde, hatten ihn einen neuen Lebensplan faſſen laſſen, an dem ſeine verirrte Einbildungskraft

mit der vollen Glut eines leidenschaftlichen Jünglings hing. —

Westold war unterdessen so weit hergestellt, daß der Tag seiner Antrittspredigt auf den letzten Sonntag vor dem Ablauf des Waffenstillstandes festgesetzt werden konnte. Im Pfarrhause hatte er alles sauber einrichten lassen, und schon acht Tage vorher wollte er für seine Person dort einziehen, um in ungestörter Stille seine Predigt auszuarbeiten, während Auguste bis zur Hochzeit der Kinder noch in der Pachterwohnung bleiben und der Wirthschaft vorstehen sollte.

Der ersehnte Tag seines Einzugs in das Pfarrhaus war gekommen; sein Studierzimmer war schon fast ganz eingerichtet; eben wollte er noch sein liebstes Eigenthum, das Bild der geliebten Schwester, hinschaffen lassen. Es war schon seit längerer Zeit in einen großen, vergoldeten Rahmen gefaßt, und war jetzt vorsichtig auf eine Trage gelegt, und mit einem großen, weißen Tuche bedeckt. Neben den Trägern hergehend, und mit der rechten Hand das unbefestigte Tuch an dem Bildrahmen festhaltend,

damit der Wind, der ſich eben erhoben hatte, es nicht aufhöbe und hinabwerfe, war Weſtold eben ans Hofthor gelangt, als er dicht vor ſich, unter der Wölbung des Thors, einen ſtattlichen Mann zu Pferde erblickte, der ſein Pferd anhielt, um an dem Thorflügel, wie es faſt jeder ankommende Fremde that, Langhofs unleſerlich gewordene Inſchrift zuſammen zu buchſtabiren.

„Was ſoll das heißen? Wer hat das angeſchrieben?“ fragte der Fremde mit gebieteriſchem Tone die ſtillſtehenden Träger.

Höflich grüßend antwortete Weſtold: „Es heißt: Capitaine Langhof. Er ſelbſt hat es angeſchrieben, und auch den Säbel daneben gezeichnet.“

„Langhof?“ wiederholte der Fremde höchſt betroffen, und ſchien noch eine Frage thun zu wollen. Allein in dieſem Augenblicke riß ein heftiger Windſtoß das Tuch, weil Weſtold es beim Grüßen losgelaſſen hatte, von dem Bilde hinweg. Das erſchrockne Pferd des Fremden bäumte ſich hoch auf. Als er es beruhigt, und das Bild einen Augenblick angeſchaut hatte, fragte er haſtig: „Was iſt das

für ein Bild?" und heftete immer forſchender ſeine Augen darauf.

„Es iſt das Bild meiner Schweſter — als Leiche gemahlt." antwortete Weſtold mit einem ſchweren Seufzer.

„Und wer ſind Sie?" war die neue, beklommene Frage des Fremden, der nun, unruhigen Blicks, bald nach Weſtold, bald nach dem Bilde ſchaute.

Eben hatte dieſer erwiedert: „Ich heiße Weſtold" — als der Träger das Tuch herbei brachte, und vom Staube rein ſchüttelte, um es wieder über das Bild zu breiten. Das Pferd wurde aufs neue ſcheu, warf ſich herum, und der erſchrockne Reiter, als ob ein Geſpenſt ihn und ſein Pferd zurückgeſcheucht habe, jagte durchs Dorf, ſeinem langſam nachfolgenden Wagen entgegen, und fuhr eilig den Weg zurück, den er, aus weiter Ferne, erſt hergekommen war.

Der ſtattliche Fremde war der Graf Flankenborn. Er war gekommen, Herrmannen mit ſich auf das Gut des todtkranken Vetters zu nehmen,

um ihn von Seraphinen zu entfernen, und ihn dahin zu bringen, ihr zu entſagen. Furcht und Entſetzen trieben ihn von Aarhorſt zurück an das Sterbebette des Vetters, und erſchütterten ihn ſo mächtig, daß er ſchon entſchloſſen war, das junge Paar nicht weiter zu ſtören. — Leider aber änderte er nur zu bald dieſen Entſchluß!

Weſtold ahnete nicht im mindeſten, wer der neugierige Fremden geweſen war. Mit unbefangener Verwunderung ſah er ihm nach; doch da er ihn aus den Augen verloren hatte, dachte er faſt nicht mehr an ihn, weil ſeine ganze Seele von dem erreichten Glücke erfüllt war, wonach er ſo lange geſtrebt hatte. Der geringſte Tagelöhner aus Aarhorſt war ihm, als ein Glied der Gemeinde, die ihm nun anvertraut war zu Lehre und Troſt, zehnmal wichtiger, als der vornehmſte Fremde. Den ärmſten Kindern, die ihm entgegenliefen, reichte er freundlich die Hand; und wenn ihre Eltern ſie, als zu dreiſt, zurückhalten wollten, ſagte er, daß ſie das nicht thun möchten, denn ſelbſt Chriſtus habe

ja gesagt: „Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht!“

War auch von seiner Krankheit noch eine merkliche Körperschwäche zurück geblieben: so war sein Geist doch ungeschwächt, und sehr lebhaft aufgeregt. In ein paar Tagen war seine Predigt fertig, ob er gleich nicht selten, ergriffen von dem Gedanken an die Neuheit seiner Lage, vom Arbeitstisch aufstand, und bald mit Freude, bald mit Rührung, jetzt sein trauliches Stübchen betrachtete, und vor allem das Bild des theuern, unglücklichen Freundes, dem er so vieles Glück zu verdanken hatte, jetzt an das Fenster trat, um unter demselben den kleinen Garten, und daneben den Kirchhof mit seinen Grabsteinen, und das heilige Gotteshaus selbst, beschattet von den schönen, großen Linden, zu beschauen. Alles trug den Stempel einer einfachen Genügsamkeit und gottgeweihten Stille, die seinem Sinne auf das vollkommenste zusagte. — So oft er die Kirchthür erblickte, erinnerte er sich lebhaft, als ob es erst gestern geschehen wäre, seines ersten, schwärmerischen Ganges in die Kirche und auf die Kanzel. Er dachte an

die wunderbare Rettung Lenchens; und mit der frommen Hoffnung, dem Himmel noch mehrere verirrte Seelen zu retten, ſetzte er ſich aufs neue an den Tiſch, und ſchrieb, mit mancher Thräne im Auge, nieder aufs Papier, was das bewegte Herz, und der Geiſt, von dem er getrieben war, ihm eingaben. —

Der Himmel ſelbſt ſchien ſeine Freude an ihm zu haben, und die höchſte Fülle des Glücks abſichtlich über ihn auszuſchütten, um die nächſten Tage noch zu den allerglücklichſten ſeines Lebens zu machen.

Was hätte ihn mehr erfreuen können, als die Ankunft Haſtebecks, der mit der Gräfin und Seraphinen eines Abends in den Schloßhof fuhr? Wer hätte die beiden, treuen Freunde aber noch an hoch aufwallender Freude übertreffen können, als Herrmann und Seraphine, die, nach ſo langer, verhängnißſchwerer Trennung, ſich endlich wieder in den Armen hielten, und die entzückteſten Küſſe und Worte der Liebe mit einander wechſelten? Selbſt die in ſich gekehrte Gräfin, hell angeleuchtet

von ſolchen glänzenden Freudenſtrahlen, ſchien das halb erſtarrte Herz noch ein Mal erwärmt zu fühlen, und auf einen Augenblick zu vergeſſen, daß ſolches Glück, wie ſie hier vor ſich ſah, ihr ſelbſt nie zu Theil geworden war.

Als nach dem erſten Freudenrauſche des Wiederſehens ein ruhigeres Beſinnen bei Weſtold zurückgekehrt war, und er die tiefen Furchen finſtern Ernſtes auf Haſtecks Stirn erblickte, fiel ihm Langhofs Erzählung plötzlich wieder ſchwer aufs Herz. Ein kalter Schauder rieſelte durch ſeine Gebeine bei dem Gedanken, daß dieſe Furchen die Hieroglyphen ſeyen, mit welchen das ſchwer belaſtete Bewußtſeyn des Freundes es ihm auf die Stirn geſchrieben habe, was für eine unſelige That er gethan. Weſtold mußte das Zimmer verlaſſen, um zu verbergen, von welchen ſchrecklichen Vorſtellungen ſeine Seele gequält war. Er eilte hinaus ins Dunkel der Nacht. Dort unter den glänzenden Sternen, den tauſendmal tauſend, ruhig ihre Bahnen hinwandelnden Zeugen der Allmacht und der Alles umfaſſenden Liebe des Gottes, der das Größte, wie das Kleinſte,

mit ſeinen Vaterarmen umſchließt, und vor deſſen unendlich hoher Erhabenheit der ſchwache Menſch mit ſeinen guten und böſen Thaten kaum, wie ein Sonnenſtäubchen im Weltall, erſcheint — dort unter dem ſchönen, ſtillen Sternenhimmel kehrte der Geiſt der Ruhe auch in Wesolds Herz zurück. Er ſah die unſelige That des Freundes nur als das Spiel eines unglücklichen Zufalls, und als reichlich abgebüßt an durch eine faſt lebenslängliche Gewiſſensqual; und ſeine Gefühle löſ'ten ſich allmählich auf nur in Mitleid und Liebe.

Zur möglichſten Schonung des unglücklichen Freundes, nahm er ſich vor, es als ein Geheimniß mit ins Grab zu nehmen, daß er um jene unglückliche Geſchichte wiſſe, und ihm daher auch gänzlich zu verſchweigen, daß Langhof bei ihm geweſen ſey. Er ſagte ſeiner Frau und den Kindern, daß ſie jenen Namen vor Niemandem nennen möchten, und er ließ am andern Morgen ganz früh die Ueberbleibſel der Kohlenſchrift an dem Thorflügel vertilgen. — Mit der ruhigſten Heiterkeit freute er ſich nun wieder der Anweſenheit ſeines Freundes. —

Nach ein paar Tagen erhielt Haſtebeck von dem Grafen einen Brief, der, etwa vor vierzehn Tagen geſchrieben, nach der Stadt, wo Haſtebeck in den letzten Monaten gewohnt hatte, addreſſirt, und von dort erſt nach Aarhorſt weiter befördert worden war. Er fing an, ihn in Gegenwart des frohen Kreiſes ſtill für ſich zu leſen, drückte ihn aber bald in unverkennbarer, leidenſchaftlicher Bewegung in der geballten Fauſt zuſammen; und, ohne ein Wort zu ſprechen, ging er, nach kurzem Verweilen, auf ſein Zimmer. Weſtold, der ihm arglos dahin nachfolgen wollte, fand ſeine Thür abgeriegelt, hörte ihn bald einzelne Flüche, bald ein furchtbar klingendes Lachen ausſtoßen, und ging, ohne ſich ihm kund zu geben, ſtill wieder davon.

Etwa nach einer Stunde kam Haſtebeck zu der Geſellſchaft zurück, ſcheinbar luſtig, aber, unverkennbar, nur auf eine gezwungene Weiſe, und oft, wenn er ſich vergaß, plötzlich in das finſterſte Schweigen verſinkend.

Am andern Morgen ging er zu der Gräfin ins Schreibzimmer, wo ſie eben allein war. „Frau

Gräfin," redete er ſie mit ruhigem, doch feſtem Tone an — „Iſt es noch Ihr feſter Wille, Seraphinen und Herrmannen ſich heirathen zu laſſen, und unter allen Umſtänden dem jungen Paare eine anſtändige Lage zu ſichern, wenigſtens ſo lange, bis Herrmann ſich zu einer einträglichen Stelle empor gearbeitet hat? — Lieben Sie Beide hiezu genug, und wären ſie für ſich ſelbſt geneigt, das Nehmliche für ſie zu thun, ganz abgeſehen davon, daß Ihr Gemahl es wünſchte, und daß Sie glauben, für Seraphinen, als für Ihre Tochter, und für Herrmannen, als für Ihren Adoptivſohn, ſorgen zu müſſen?"

Die Gräfin war ſehr verwundert über dieſe Fragen, trug indeſſen kein Bedenken, ſie alle unbedingt zu bejaen, wofür Haſlebeck ihr dankbar die Hand reichte, und ſie als eine edeldenkende Frau pries.

Dann fuhr er fort: „Es iſt ein Sturm gegen das junge, unſchuldige Paar im Anzuge, vor dem es nur durch ein ſchnelles Hineinſegeln in den Hafen der Ehe ein für alle Mal Schutz finden möchte.

Ich kann und darf mich hierüber nicht näher erklären, und ich wünsche, um unserer Aller Ruhe willen, daß Ihnen dieß Räthsel nie gelöst werde; aber bei Allem, was mir heilig ist, betheure ich Ihnen, daß ich es für dringend nöthig erachte, durch eine schnelle Verheirathung der jungen Leute allen Teufeleien, die schon gegen ihre Verbindung im Werke sind, ein schnelles Ende zu machen. Ich bitte Sie also um Ihre Einwilligung, das junge Paar am Hochzeittage von Westolds Kindern ebenfalls an den Traualtar treten zu lassen. Diesen Schritt vor Ihrem Gemahl zu verantworten, nehme ich, ich ganz allein auf mich, voll ruhiger, furchtloser Zuversicht."

Mit steigender Spannung hatte die Gräfin dieß Alles gehört. Sie wünschte freilich, Näheres zu wissen, um Hastebecks Antrag sorgfältig prüfen zu können; allein seine wiederholten Versichrungen, daß er ihr nicht mehr sagen könne und dürfe, und daß er nicht redlicher für Seraphinens und Herrmanns bedrohte Ruhe zu sorgen wisse, bestimmten sie endlich, sich seinem Antrage vertrauen-

voll

voll zu fügen, und die Einwilligung zur ſchnellen Verheirathung des zärtlichen Paares zu geben.

In welche freudige Bewegung hiedurch der ganze Kreis, in welches namenloſe Entzücken aber das Brautpaar bei dieſer Nachricht gerieth, ſo unvermuthet ſchon am Ziele ſeiner, noch weit entfernt geglaubten Vereinigung zu ſeyn, möchte ſchwer zu ſchildern ſeyn. Die Sonne des ſchönſten Glücks leuchtete glänzender, als jemals, auf das Tempe von Aarhorſt herab; und ſelbſt der unwillkührliche Seufzer, der manchmal die Bruſt der Gräfin hob, ſo wie das finſtere Sinnen, in welches dann und wann Haſtebeck verſank, waren nur leichte Nebelwölkchen, die flüchtig vorüberzogen, ohne den ſchönen, blauen Himmel merklich zu trüben.

Drei Tage nach jenen Verhandlungen war der feierliche und glückliche Feſttag, an welchem Weſtold als Prediger eingeführt wurde, und dann die beiden Brautpaare ſegnend mit einander verband.

Die Kirche war überfüllt von Menſchen, Einheimiſchen und Fremden, die zum Theil bloß müßige Neugier herbeigezogen hatte, den Mann zu ſehen

und zu hören, der auf ſo ungewöhnlichem Wege zur Kanzel gelangt war. Seine Predigt war einfach und prunklos, aber überall von hellem Geiſte und warmem, tiefem Gefühl zeigend; und aus der Art, wie er ſeinen Gegenſtand aufgefaßt und behandelt hatte, wie aus der Herzlichkeit des Tones, mit welchem er ſprach, ergab ſich ein wahrhaft frommer, nicht frömmelnder, Sinn. Selbſt Die, welche blos, um zu gaffen, gekommen waren, hörten immer aufmerkſamer zu, und fühlten ſich wahrhaft erbaut. Trotz der großen Menſchenmenge, herrſchte bis zum Schluſſe die andächtigſte Stille, und von allen Seiten waren immer gerührter und ehrfurchtsvoller die Blicke, von Alt und Jung, nach ihm hingerichtet. Es war nur eine Stimme darüber, daß ſeit Menſchen gedenken, weit und breit, keine ſolche Predigt gehalten worden ſey; Viele meinten, wenn es überall ſolche Prediger gäbe: ſo würde wohl nicht über die Leerheit der Kirchen geklagt werden; und der obere Geiſtliche, der ihn dann feierlich am Altare für den nunmehrigen Seelſorger der Gemeinde erklärte, gab ihm das Zeugniß, daß ihn, wie Wenige, ein wah-

rer, innerer, heiliger Beruf zum Diener des Worts gemacht, und ſchloß mit der Verſicherung, daß er nie einer Gemeinde freudiger Glück gewünſcht habe zu einem neuen Prediger, als dieſer, vor welcher er eben ſpreche.

Und doch ſollte die Achtung gegen Weſtold, und die Erbauung der Verſammlung noch bedeutend geſteigert werden. Die Rede, welche er bei der Einweihung der beiden Brautpaare hielt, war der Triumph ſeiner einfachen, herzlichen Beredtſamkeit. Die eine der Bräute war ſeines beſten Freundes Liebling, die andere war ſeine Tochter; die beiden jungen Männer waren ſeine Pflegeſöhne geweſen; einer von ihnen war Lenchens Bruder, der andere ſeiner verklärten Schweſter Sohn — das alles hatte ſein Herz ſo ergriffen, daß er mit einer Wärme und Begeiſterung ſprach, die auch das kälteſte Herz ſeiner Zuhörer ergriff, und die Gefühlvolleren zu einem ſo hohen Grade der frömmſten Rührung erhob, wie ſie ihn noch nie empfunden hatten. — Die beiden Bräute, die Gräfin, Auguſte, Lenchen zerfloſſen in Thränen; auch Haſtebeck war auf das

tiefſte erſchüttert, und der ungetheilte, begeiſterte Beifall, welchen ſein Freund eingeerndtet hatte, war ein hoher Triumph für ihn ſelbſt. Alle umarmten mit der herzlichſten Innigkeit, nach geendigter Feierlichkeit, den väterlichen Redner, der nun, im Uebermaaße ſeines Gefühls, nur noch Thränen ſtatt der Worte hatte.

Und als er endlich, um ſich zu erholen, erſt noch einmal nach ſeiner ſtillen Wohnung zurück ging, über den glatten Fußſteig zwiſchen den grünen Grabhügeln und grauen Leichenſteinen, da ſtanden dichtgedrängt zu beiden Seiten Hunderte von Menſchen, um ihn noch ein Mal zu begrüßen; und die Kinder ſchauten freundlich zu ihm hinauf, während ihre Mütter nicht aufhören konnten, ihn laut zu preiſen, und die Greiſe entblößten ehrfurchtsvoll ihre kahlen Scheitel, und die Jungfrauen flüſterten einander leiſe ſein Lob zu. —

Wunderbar, und unendlich verſchönt, waren die ſeligen Träume in Erfüllung gegangen, in die er ſich, bei ſeinem erſten Beſuche des Kirchhofs, ſitzend unter einer der majeſtätiſchen Linden, hatte von den

Geiſterſtimmen einwiegen laſſen, die über ihm in den Blättern liſpelten. Das hohe und doch demüthige Gefüh. ſeines Glücks ging, als er auf ſein einſames Zimmer gekommen war, in ein frommes Dankgebet über. Und als kurz darauf Haſtebeck zu ihm trat, und ſeine freudige Theilnahme in vielfach wiederholten, ſtürmiſchen Umarmungen und Händedrücken und Lobpreiſungen ausſprach, dankte ihm Weſtold nochmals auf das innigſte, als dem Urheber ſeines Glücks, und ſetzte endlich hinzu: „Wohl habe ich eine lange Prüfungszeit zu beſtehen gehabt, und ich bin ſpät erſt an mein Ziel gelangt; aber dennoch, wenn Gott mich noch heute abriefe von der Welt: könnteſt Du mit dem beſten Gewiſſen auf meinen Grabſtein ſchreiben laſſen: „Hier ruht ein Menſch, der endlich ſo glücklich wurde, daß er unmöglich noch glücklicher werden konnte auf Erden, und der daher in dem feſten Glauben ſtarb, daß ihm nur der Himmel etwas noch Seligeres bieten könne.““

Die beiden neuvermählten Paare verlebten höchst glückliche Tage. Lebrecht und Marie bewegten sich munter in dem übernommenen, großen Haushalte, und konnten freilich nur seltener eine ruhige Minute zu traulichem Gekose erhaschen; allein desto froher fühlten sie sich auch bei jedem zufälligen Begegnen in dem Kreise ihrer Thätigkeit, und schon ein freundlicher Blick und ein flüchtiger Händedruck war ihnen ein schöner Lohn für stundenlange Mühe und Arbeit.

Herrmann und Seraphine aber glichen zwei unzertrennlichen Sympathie-Vögeln, dicht neben einander sitzend in einer schönen Laube von Rosen und Myrten, stets in Gemeinschaft von einem Zweige zum andern flatternd, alles gemeinschaftlich suchend oder meidend, im unbesiegbaren Gefühle, daß ein solches, fortwährendes, nahes Beisammensein die unerläßliche Bedingung, wie ihres Glückes,

ſo auch ihres Lebens ſey. — Je mehr ihre unerwartete Vereinigung ſie überraſcht hatte, ſo daß ſie immer noch mitunter ſich fragten, ob ihr Glück auch ein wirkliches, und nicht ein bloßer, ſüßer Traum ſey, deſto feſter ſchienen ſie es halten zu wollen. Es war, als beſchliche ſie, mitten in ihrer Glückſeligkeit, manchmal ein ängſtliches Gefühl, eine bange Ahnung, vergleichbar einem fernher kommenden Klagetone in tiefer, nächtlicher Stille, nach welchem erſchrocken ein ruhiger Wanderer hinhorcht, weil er fürchtet, daß es der Nothruf eines Unglücklichen ſey. Aber ein herzliches Wort, ein zärtlicher Kuß ſcheuchte bei Beiden den ängſtlichen Gedanken eben ſo ſchnell wieder hinweg, als er gekommen war; und es war Herrmannen manchmal zu Muthe, als möchte er zum Himmel hinauf rufen, ob ſich ein Gott wohl mit ihm meſſen könnte an überſchwenglicher Seligkeit? —

Der Waffenſtillſtand war geendigt. Die Heere der Freunde und Feinde zogen in raſchen Bewegungen hin und her, zu immer entſcheidenderen Kämpfen. Eine Nachricht nach der andern vom Wieder-

ausbruch der Feindſeligkeiten lief ein. Man wollte ſelbſt auf den Höhen bei Aarhorſt fernen Kanonendonner gehört haben. — Herrmanns Auge blitzte hell auf bei dieſen Nachrichten. Seraphine, ſo ängſtlich beſorgt ſie ſonſt um ſeine noch offene Wunde war, dankte dem Himmel jetzt, daß ihr junger Gatte ſie hatte, und eben dadurch zum ruhigen, gefahrloſen Bleiben im Arme der Liebe gezwungen war. —

Eines Tages, gegen Abend, hatte die Gräfin ſich an ihren Schreibtiſch geſetzt; Haſtebeck hatte Weſtolden, ſeiner Geſundheit wegen, zu einem Spaziergange beredet; Herrmann und Seraphine ſaßen in einer Laube des Gartens, und laſen einander, abwechſelnd, Göckings Lieder zweier Liebenden vor.

Da führte ein Bedienter einen Boten in die Laube, der Herrmannen einen Brief überbrachte, aber mit dem Bedienten gleich wieder von dannen ging, um Haſtebecken aufzuſuchen, an den er einen gleichen Auftrag hatte.

Beide Briefe waren vom Grafen ſchon vor mehreren Tagen geſchrieben, und, wegen befürchteter Unterbrechung des Poſtenlaufs, einem reitenden Boten übergeben, der aber, wegen der hin- und herziehenden Armeen, Tagelang hatte ſtill liegen und ſich endlich auf großen Umwegen nach Aarhorſt durchſchleichen müſſen. Herrmann glaubte, eine Antwort auf ſeine und Seraphinens Bitte um den väterlichen Segen zu ihrer ſchnellen Verheirathung in den Händen zu haben, und fing an, den Brief unbefangen vorzuleſen. Der Graf hatte aber, als er ihn ſchrieb, jene ſchriftlichen Bitten noch nicht erhalten gehabt, und ahnete damals noch nicht das Mindeſte von einer ſo ſchnellen Verbindung des jungen Paares.

Die erſte Seite des verhängnißſchweren Briefs ſprach in ſehr liebevollen Ausdrücken die väterliche Theilnahme wegen Herrmanns Verwundung, nebſt der lebhafteſten Freude darüber aus, daß er nun den weiteren Gefahren des immer furchtbareren Krieges enthoben ſey. Die zweite Seite aber war folgenden, ſchrecklichen Inhalts:

„Auch in meinen Verhältniſſen iſt eine ſehr wichtige Veränderung eingetreten. Mein alter Vetter iſt todt. Ich bin der Erbe ſeines bedeutenden Privat-Vermögens und der alten Flankenbornſchen Lehngüter, was ich alles ſeit vierundzwanzig Jahren, als für mich verloren, betrachten mußte. Hierdurch habe ich endlich eine glänzende Unabhängigkeit erreicht, und kann Feſſeln von mir werfen, die mich ſeit dreiundzwanzig Jahren gedrückt haben. Der Plan meines künftigen Lebensglücks iſt gemacht, und ich werde raſch zur Ausführung ſchreiten. — Auch Dir, geliebter Sohn, ſoll ein glänzendes, glückliches Loos fallen. Nur ein Opfer mußt Du mir bringen, das Dir anfangs vielleicht ſchwer fallen wird, wofür ich Dir aber reichen Erſatz verſpreche. Du mußt die Verbindung mit Seraphinen aufgeben!“ —

Ein Ausruf des Schreckens unterbrach hier das Leſen. „Gott im Himmel! was heißt das?“ ſtammelte Seraphine, und in Thränen ausbrechend umſchlang ſie mit beiden Armen den zärtlich geliebt-

ten Gatten, als wolle ſie ihn feſthalten, daß er ihr nicht entriſſen werden könne.

Herrmann, ſo erſchrocken er auch war, ſuchte ſich männlich zu faſſen, und ſagte: „Sey doch ruhig, liebſte Seraphine! Mag geſchehen, was will: unſer glückliches Loos iſt ja entſchieden. Du biſt und bleibſt die Meine! Nur der Tod kann uns auseinander reißen!“

Als er das geſagt hatte, drückte er, wie zur Beſiegelung ſeiner Worte, einen feſten, innigen Kuß auf ihren Mund. — Ach, ſie ahneten nicht, daß es der letzte war! — Dann fuhr er, wiewohl mit beklommenem Athem, laut zu leſen fort:

„Seraphine kann und darf die Deine nicht werden! — Es iſt nöthig, daß ich mit Dir hierüber ſpreche. Eile daher, nach Empfang dieſes Briefes, ſo ſchnell Du kannſt, zu mir! Laß Dich von Niemandem halten! Von Niemandem: er ſey, wer er wolle, und er ſage Dir, was er wolle! Befolge pünktlich dieſen meinen väterlichen Befehl! Ich habe dringenden Grund und volles Recht, Dir

ſo zu befehlen; denn wiſſe — doch ſage hiervon noch Keinem etwas —"

Hier hörte Herrmann auf, laut zu leſen. Noch einige Sekunden las er, mit furchtbar ſtarren Augen, ſtill für ſich. Dann flogen ſeine Blicke, wie Flammenpfeile, nach Seraphinen; aber ſcheu wendete er ſie plötzlich wieder zurück von ihr. Sein ganzes Geſicht war der Ausdruck eines furchtbaren Entſetzens; ein ſchrecklicher, innerer Kampf hob ſeine Bruſt in gewaltſamen Stößen auf und nieder. Er ſchien ſprechen zu wollen, und brachte nur unverſtändliche, abgebrochne Laute hervor!

„Barmherziger Gott! was iſt Dir?" rief Seraphine, und wollte ihn aufs neue mit ihren Armen umſchlingen. Aber da ſprang er in krampfhaft wilder Bewegung auf, ſie zurückweiſend, daß ſie ihn nicht berühren ſolle. — „Fort! fort! Unglückliche!" ſtammelte er, mit kaum verſtändlichem Tone — „Nie darfſt Du mich Unglücklichen wieder umarmen!"

„Die Gattin den Gatten nicht?" ſchluchzte Seraphine.

„Nein! es iſt Sünde!“ entgegnete ihr Herrmann, und bedeckte mit beiden Händen ſein Geſicht, „ſchmähliche, ſchauderhafte Sünde! Für uns iſt alles, alles verloren!“ Und in troſtloſer Verzweiflung rang er dann bald die Hände gen Himmel, bald ſchlug er ſich mit der Fauſt gegen die Stirn.

Seraphine beſchwor ihn, ſie nicht länger mit dunkeln Worten zu quälen, ſondern auszuſprechen, was er ſo unerklärbar andeute, und wenn es auch das Schrecklichſte wäre.

„Ich kann nicht!“ war ſeine ſchmerzliche Antwort — „Ich kann es nicht ausſprechen! Es iſt allzu entſetzlich!“

Er machte eine Bewegung, hinweg zu eilen, und ſtand wieder ſtill; ſchien jetzt ſeinen Arm nach Seraphinen ausſtrecken zu wollen, und fuhr dann, wie von einem innern Schauder ergriffen, plötzlich wieder zurück. „Hinweg! hinweg!“ rief er endlich laut ſchluchzend; und ohne ſich nach Seraphinen noch einmal umzuſehen, ſtürzte er fort aus ihren Augen.

Vergeblich rief Seraphine ihm im bängſten Klagetone ſeinen Namen nach. Troſtlos weinend ſank ſie auf die Bank, auf der ſie noch vor wenigen Minuten an ſeiner Seite ſo glücklich geſeſſen hatte. Da gewahrte ihr bethränktes Auge, wenige Schritte weit von der Laube, den unglücklichen Brief auf dem Boden. Haſtig hob ſie ihn auf, um noch zu leſen, was Herrmann ihr verſchwiegen hatte. Doch kaum hatte ſie es gethan: ſo wurden ihre Blicke noch ſtarrer, als Herrmanns Blicke geweſen waren, und mit einem Schrei des Entſetzens, fing ſie an zu wanken, und ſtürzte dann beſinnungslos auf den Boden hin.

Sie hatte nemlich noch folgende Zeilen geleſen:

„Wiſſe, geliebter Herrmann, daß Du nicht blos mein Adoptiv-Sohn, ſondern daß Du mein wirklicher Sohn biſt! Mündlich werde ich Dir dieß Räthſel erklären, und Dich zum Vertrauten noch eines andern Geheimniſſes machen, das ich Dir, zur Schonung einer dritten Perſon, hier noch nicht mittheilen kann.“

Als die Unglückliche aus ihrer langen Ohnmacht erwacht war, ſah ſie erſt verſtört um ſich her, ohne zu wiſſen, was mit ihr geſchehen war. Der Anblick des unglücklichen Briefes brachte ihre Beſinnung zurück, und mit dieſer das Gefühl der furchtbarſten Zerſtörung ihres ganzen Lebensglücks. Mit zitternder Hand ergriff ſie ihn, und ſtarrte noch ein Mal hinein, ob wirklich das Schreckliche darin ſtehe, was ſie geleſen zu haben glaubte. Es ſtand, leider, noch eben ſo da! „Gräßliches Geſchick!“ rief ſie jetzt voll Verzweiflung aus — „Wo ſoll ich mich verbergen — vor ihm — vor der Welt — ach, vor mir ſelbſt! Der mich als ſeine Gattin umarmt hat, der iſt mein Bruder! mein wirklicher Bruder! Wie ſoll ich die Schmach abwaſchen, die mich bedeckt? Wie kann ich mich reinigen von der Sünde, die mich bedeckt? Mir bleibt nichts übrig, als der Tod!“

Krampfhaft drückte ſie den Brief zuſammen mit ihrer zitternder Hand; und plötzlich, als fürchtete ſie, daß ihn Jemand ſehen könne, verbarg ſie ihn tief an der ſtürmiſch klopfenden Bruſt. „Niemand

darf Dich ſehen, du ſchreckliches Blatt!“ fuhr ſie fort zu ſprechen — „Hier liege, Du giftige Natter, und ſtich nur immer tiefer, immer tödtlicher, bis in das brechende Herz!“

Sie wankte von dannen, ohne ein Ziel zu haben. Abſichtslos war ſie in die Nähe des Baſſins gekommen. Als ſie es erblickte, eilte ſie mit ſchnellen Schritten danach hin, als nach einem geöffneten, winkenden Grabe. Doch ſtarr vor ſich hinaus ſchauend, ſah ſie jetzt, jenſeit deſſelben, den unglücklichen Herrmann, der dort eben mit raſchen Schritten vorüberging, nach dem Schloßhofe hin. Der unerwartete Anblick der ſonſt ſo geliebten Geſtalt erfüllte ſie mit einem neuen Schauder; und als fürchtete ſie, von ihm verfolgt zu werden, floh ſie nach der entgegengeſetzten Seite, in die entfernteſte Wildniß des Parks.

Troſtlos irrte ſie dort lange umher, bis ſie erſchöpft unter einer alten, breitaſtigen Linde nieder ſank, wo ſie, bald klagend, bald betend, ſtundenlang auf dem feuchten Raſen ſaß. Sie hörte mehrmals das Rufen ihres Namens, ſie erkannte auch

Haſſe-

Hastebecks Stimme; aber sie antwortete nicht darauf, sondern sie weinte nur heftiger, und hielt die Hände nur fester vor ihr Gesicht gedrückt.

Die Abenddämmerung ging endlich plötzlich in tiefe Dunkelheit über, weil schwere Gewitterwolken im schnellen Fluge heraufzogen, und den Himmel bedeckten. Ein heftiger Wirbelsturm brauste durch den Hain. Immer hellere Blitze und lautere Donner ließen sich vernehmen. Bei dem ersten, heftigeren Schlage hob Seraphine zum ersten Male wieder das Haupt empor, und flehte zum Himmel hinauf, daß ein Blitz ihrem unglücklichen Daseyn ein schnelles Ende machen möchte. Und plötzlich, als ob Jemand ihr einen Rath ins Ohr geflüstert hätte, nickte sie ein paar Mal mit dem Kopfe, wie zu einer Bejaung, sprang heftig auf, und eilte, so sehr sie konnte, nach dem Eingange des Gartes zurück. —

Unterdessen war in dem Schlosse Alles im schrecklichsten Aufruhr. — Sobald Hastebeck von seinem Spaziergange zurück gekehrt war, wurde ihm

des Grafen Brief eingehändigt, den er ſchnell aufriß, und in welchem er Folgendes las:

„Der ſonſtige Feind meines Glücks iſt todt; und ich bin nun der Beſitzer eines Vermögens, das, nach einem geringen Anſchlage, weit über eine halbe Million Thaler beträgt. Meiner frommen Gemahlin ſoll nun ſehr bald die Freude werden, ſich von mir geſchieden zu ſehn. Mein ganzes, unaufhaltſames Streben iſt jetzt nach einem Ziele gerichtet. Erreiche ich das: ſo bin ich vollkommen glücklich. Sie kennen es. Mein voriger Brief hat es ſchon vertrauenvoll gegen Sie ausgeſprochen. Ich bitte Sie, Haſtebeck, ſtören Sie nicht, ſondern begünſtigen Sie meine Abſicht! Dann will ich fromm, wie ein Lamm, und zeitlebens gegen Sie dankbar ſeyn. — Der erſte Schritt, der gethan werden muß, iſt der: Herrmannen augenblicklich von Seraphinen zu trennen. Es iſt mir unerträglich, ihn noch in ihrer Nähe zu wiſſen. Ich habe ihm befohlen, ſogleich zu mir zu kommen. Ich bitte Sie dringend, zu ſorgen, daß er mir gehorcht! Gleich! gleich! Er darf nicht länger dort bleiben! — Brächten Sie

irgend eine Störung in meinen Plan: es würde mich rasend machen, Hastebeck! Ich muß an mein Ziel! Alle Schätze der Welt haben sonst keinen Werth für mich! Beherzigen Sie das, Hastebeck! Vergessen sie nicht, daß ich es bin, der Sie vom Schaffot gerettet hat; und bedenken Sie, daß es fortwährend in meiner Gewalt steht, Ihrem Schicksale eine furchtbare Wendung zu geben, wenn Sie mich ernstlich gegen sich aufbringen!"

Mit den Zähnen knirschend las Hastebeck diesen Brief, riß ihn dann mitten durch, und warf ihn voll bittrer Verachtung auf den Boden. Nachdem er ein paar Mal schweigend im Zimmer auf und ab gegangen war, stellte er sich an seinen Schreibtisch, und schrieb, mit fliegender Feder, folgende Zeilen als Antwort:

„Aus Ihrem saubern Plane konnte, und durfte, und sollte nichts werden! Ihre Machinationen kommen zu spät! Die Drohung, zu welcher Sie sich erniedrigt haben, verachte ich nur."

Er faltete den Brief zuſammen, gab ihn dem Boten, und ſagte dieſem, er möge damit zurück reiten, ſo eilig er könne.

Nun wollte er mit Herrmann, mit Seraphinen ſprechen. Man wies ihn in die Laube, wo Herrmann den Brief erhalten hatte. Niemand war da noch zu ſehn. Haſtebeck eilte durch die Hauptgänge des Parks, rief, ohne eine Antwort zu erhalten, Herrmanns und Seraphinens Namen, ging eben ſo vergeblich nach dem Schloſſe, und hörte endlich von einem Bedienten, daß Herrmann vor nicht langer Zeit an das Zimmer der Gräfin gegangen, aber nach kurzem Beſinnen vor der Thür wieder umgekehrt, und nach ſeinem eignen Zimmer gegangen ſey. — Lebrecht berichtete, daß Herrmann, mit ſeiner Huſaren-Uniform bekleidet, in großer Verſtörung ihn gebeten habe, ſein Pferd zu ſatteln, und ihm in den Sattel zu helfen, weil er den linken Arm beim Aufſteigen nicht brauchen konnte. Auf alle Fragen erſt nur mit einem ſtummen Kopfſchütteln antwortend, habe er endlich, als er ſchon im Sattel geſeſſen, mit verzweiflungs-

vollem Tone gesagt: „Leb' wohl, Lebrecht! Mit meinem Glück ist es auf immer aus! Du siehst mich nie wieder!" Hierauf den Zügel mit der rechten Hand fassend, war er zum Schloßhofe hinausgejagt.

So rasch er konnte, warf Hastebeck sich auf sein Pferd, um dem unglücklichen Flüchtlinge nachzujagen. Ungewiß, welchen Weg er einschlagen solle, ließ er sich von einem Wanderer, der ihm begegnete, auf einen Weg weisen, welchen ein Reiter, von Aarhorst kommend, eingeschlagen habe. Aber nach einer Stunde hatte Hastebeck nicht Herrmann, sondern nur den zurückreitenden Briefboten eingeholt; und nach nochmaliger Verfolgung einer ganz falschen Spur, wobei er sein Pferd fast zu Tode jagte, war er, durch vieles Hin- und Herreiten, endlich in der Richtung, die er nahm, so irre geworden, daß er sich, mit einbrechender Dunkelheit, wieder dicht vor Aarhorst befand, von wo er Meilen weit entfernt zu seyn glaubte. So kam er, unverrichteter Sache, in das Schloß zurück.

Hier fand er Alles in der größten Bestürzung, weil das Gewitter jetzt immer furchtbarer heraufzog, und von Seraphinen immer noch keine Spur zu finden war. Alles klagte; Alles weinte; die Gräfin rang in der qualvollsten Ungewißheit und Angst ihre Hände gen Himmel. Vergeblich suchte sie zu ergründen, was für eine unglückliche Botschaft das junge Paar könne von einander gerissen haben.

Jetzt wollte Westold ihr ein religiöses Trostwort sagen; doch mit Bitterkeit wies sie ihn zurück, und sagte, daß sein Trost ihr nichts helfen könne, und schloß sich dann in ihr Kabinett ein, wo man sie, fast vernehmlich, beten hörte.

Da trat eine Magd ins Zimmer, und sagte, sie habe aus einem der hinteren Schloßfenster gesehen, daß unten in einem Winkel eine weiße Gestalt sitze; aber sie wisse nicht, ob es ein Gespenst, oder die junge Gräfin sey. Indem man noch die Magd näher befragen wollte, riß die Gräfin die Thür ihres Kabinetts auf, und rief mit begeistertem Tone: „Es

iſt kein Geſpenſt! Es iſt Seraphine! Mein frommes Gebet iſt erhört!“

Sie ergriff die Magd beim Arme, und befahl ihr, ſie zu führen. Alles folgte in geſpannter Erwartung nach. Sie traten aus dem Schloſſe in die Dunkelheit hinaus, ohne Sturm und Regen, die ihnen entgegen ſchlugen, zu achten. Sie bogen um eine Ecke des Schloſſes; ein ſtarker Blitz erhellte die Szene; ſie ſahen im fernen Winkel die weiße Geſtalt. Mit einem lauten Schrei des Schreckens ſtürzte Haſtebeck Allen voraus, denn es war an der Gewitterſtange, wo die Geſtalt zu ſehen war, und im Augenblicke hatte er die furchtbare Bedeutung ihrer Wahl dieſer Ruheſtelle errathen.

„Seraphine!“ rief er — „Sind Sie wahnſinnig geworden?“ und er ergriff ihre rechte Hand, um ſie hinweg zu ziehn. Aber ihr linker Arm war mit dem umgewundenen Schawl feſt an die Gewitterſtange gebunden, um nicht davon wanken zu können; und mit matter Stimme ſagte ſie: „Laßt mich! Laßt mich! Störet das Gottesgericht nicht!

Ich hoffe, nun bald meines Jammers entledigt zu ſeyn! Mein Retter kommt ſchon näher und näher.“

Wie ein Dolchſtich fuhren dieſe Worte in Haſtebecks Herz. Sie waren ein furchtbarer Wiederhall ſeiner eignen Worte, die er, vor Jahren, einmal in ihrer Gegenwart, beim Anblick des Blitzableiters, geſagt hatte. Sie ſtraften ihn jetzt grauſam für ſeine damalige, unbedachtſame Aeußerung.

Jeder bat, und beſchwor ſie, ihren Arm entfeſſeln zu laſſen, und mit ins Schloß zu gehn. Haſtebeck ſchwur ihr, daß ihr Glück ungefährdet ſey, wenn auch der Graf es zu ſtören verſuche. Aber die Unglückliche ſtöhnte, es ruhe eine unvertilgbare Schmach auf ihr, die nur durch den Tod abgebüßt werden könne. Umſonſt ſagte ihr Weſtold, daß es Sünde ſey, Gott ſo zu verſuchen, da Blitz und und Donner, in furchtbarer Annäherung, immer ſchneller auf einander folgten. Die Unglückliche fuhr fort, zu verſichern, daß eine Schuld auf ihr laſte, die ſie unmöglich überleben könne.

Da warf die geängſtete Gräfin ſich neben ihr auf die Kniee nieder, zog ein kleines Crucifix aus ih-

rem Buſen, hielt es Seraphinen zum Küſſen hin, nnd ſagte: „Arme Verirrte! Komm, und folge mir endlich in den Schooß einer Kirche, die Dir für jede Miſſethat, die Du reuig dem geweihten Prieſter bekennſt, eine vollkommne Abſolution verſpricht! Gelobe mir das in dieſer furchtbaren Stunde der Prüfung: und ich verſpreche Dir Ruhe für Deine Seele: es ſey auch, was es ſey, das Dich quält!“

„Halten Sie ein!“ unterbrach ſie Haſtebeck mit Heftigkeit — „Wohin verirren Sie ſich? — Mißbrauchen Sie nicht Ihr mütterliches Anſehn bei einer Unglücklichen!“

Aber mit gleicher Heftigkeit erwiederte die Gräfin: „Hinweg, ihr Alle mit dem kalten Vernunftglauben! Drängt Euch nicht länger zwiſchen Mutter und Tochter!“

„Ach, ſtreitet Euch nicht um mich!“ jammerte jetzt Seraphine dazwiſchen — „Wiſſet dann: Mein Gatte iſt meines Vaters wirklicher Sohn! Mein wirklicher Bruder iſt mein Gatte gewor-

den! Von ſolcher Schmach kann keine Kirche mich reinigen!“

Ein allgemeiner Ausruf des Entſetzens ertönte. Die Gräfin und Weſtold riefen, wie mit einer Stimme: „Herrmann — des Grafen wirklicher Sohn?“

„Alſo das iſts?“ rief Haſtebeck erſchrokken; und in ſtürmiſcher Eile, — denn eben folgte einem blendenden Blitze nach wenigen Sekunden ein krachender Donnerſchlag — aufs allerdringendſte bat er jetzt die Gräfin, ſich mit den Uebrigen nur eine einzige Minute zu entfernen. Er ſchwur, daß er einen Talismann habe, Seraphinens Verzweiflung gänzlich zu heben; nur müſſe er eine einzige Minute allein, ohne daß ein Anderer ihn höre, mit ihr ſprechen.

Da wankte Weſtold zurück, und Alle die Andern folgten ihm, nur nicht die Gräfin, die Seraphinens Hand um keinen Preis loslaſſen wollte, um mit ihr erſchlagen zu werden, wenn ein Blitz niederführe. Haſtebeck beſchwor ſie bei dem Leben Seraphinens und bei ihrem eigenen Lebens-

glück, nur auf wenige Augenblicke ſich zu entfernen. Aber je dringender er bat, deſto feſter hielt ſie mit der einen Hand die Tochter, während ſie ihr mit der andern von neuem das Crucifix hinhielt, und ſagte: „Kaum hatte ich vorhin das heilige Bild an meine Lippen gedrückt und zu ihm gebetet: ſo kam uns die Kunde, wo wir Dich zu ſuchen hätten.“

„Nun dann:“ rief Haſtebeck mit furchtbarem Tone — „ſo kann ich nicht anders! ſo iſt es meine Schuld nicht, wenn ich einer unglücklichen Frau ihre letzte, tröſtliche Täuſchung raube! — Hören Sie nicht her, Frau Gräfin! Du aber, horch auf, Seraphine! und der Blitz des Herrn vernichte mich und Dich, wenn ich nicht Wahrheit rede! Horch auf, Seraphine! Deine Ehe iſt mit keiner Blutſchande befleckt! Wie hätte ich ſie ſonſt zugeben können! Herrmann iſt des Grafen Sohn! Aber Du — Du biſt des Grafen Tochter nicht — Du biſt der Gräfin Tochter nicht — Du biſt — ach, komm an mein Herz! laß Dir von den ſchrecklichen Blitzen meine heißen Thränen zeigen — ach, Du biſt meine, meine, meine und So-

phiens Tochter! — Und nun — als Dein Vater befehle ich Dir jetzt: Komm augenblicklich hinweg von dieſer ſchrecklich gefahrvollen Stelle!“

Da ſchrie die Gräfin wie eine Wahnſinnige auf, daß er lüge. Haſtebeck aber, ohne ihr etwas zu erwiedern, riß den umgewundenen Shawl von Seraphinens Arm, die keinen Widerſtand mehr leiſtete, und halb betäubt nur ſtammelte: „Sie, mein Vater?“

„Ja! ja! ich Dein Vater!“ jauchzte jetzt Haſtebeck, indem er ſie, hinwegeilend von der Gewitterſtange, zärtlich küßte, und ſie nun nach ihrem Zimmer halb führte, halb trug — „Endlich, endlich nenne ich Dich laut meine Tochter —“ fuhr er fort — „meine theure, geliebte Tochter! Und wenn Die nun Dich verſtößt, die Du bisher Mutter nannteſt: o, ſo haſt Du doch jetzt den rechten Vater gefunden, der Dich unausſprechlich liebt, und Gut und Blut mit Dir theilt in jeder Noth und Gefahr!“ — Sie konnte nur einzelne Laute des allerhöchſten Erſtaunens erwiedern. Bebend folgten die Gräfin und Weſtold, geführt von Auguſten

und Lebrechten nach. — Mehrere Leute wollten behaupten, ſie hätten bald nachher einen Blitz an der Stange hinabfahren geſehen. —

Jeder erſchrak, der Seraphinen jetzt im Zimmer ſah. Die furchtbare Qual, an der ſie mehrere Stunden lang gelitten, und endlich der Sturm und Regen, dem ſie, in leichter Sommerkleidung, nur zu lange ausgeſetzt geweſen war, hatten die ſonſt ſo ſchöne, blühende Frau faſt zu einer Leiche entſtellt, und in einen Grad von Erſchöpfung verſetzt, daß man nicht genug eilen konnte, ſie entkleiden und zu Bette bringen zu laſſen. Sogleich ſanken ihre Augen zu, und ſie ſchien ſchnell zu entſchlummern. — Haſtebeck war eben mit Weſtolden nach ſeinem Zimmer gegangen, als die Gräfin ihn bitten ließ, noch einmal in das ihrige zu kommen. Sie hatte die durchnäßten Kleider gewechſelt, und ſich erſchöpft auf ein Ruhebett geworfen, ein Tuch vor die weinenden Augen gedrückt.

Ohne aufzuſehen, ſtreckte ſie dem Eintretenden eine Hand entgegen, und ſagte mit zitternder, doch freundlicher Stimme: „Haben Sie Dank, lieber

Hastebeck, daß Sie ein Mittel ersannen, die Unglückliche von der Gewitterstange zu entfernen! — Es war freilich ein schreckliches Mittel, das mir beinahe das Herz erdrückte! Aber nicht wahr: es ist nicht so, wie Sie dort sagten? Nicht wahr: Seraphine ist meine, meine Tochter? — Wie könnten Sie so viele Jahre lang sich und Ihr Kind zu einer solchen sträflichen Betrügerei hergegeben haben, um mich, die Ihre nur zu warme Freundin war, endlich durch die Enthüllung des Betrugs, mit einem furchtbaren Schlage zu vernichten?"

Sie hatte sich aufgerichtet bei den letzten Worten, und sah Hastebecken mit angstvollen Blicken an. Als er aber schwieg, und immer schwieg, so dringend sie auch ihre Fragen wiederholte: da sank sie, vom Uebermaaß des Schmerzes überwältigt, mit dem Gesicht auf das Ruhebett, brach in das allerheftigste Weinen aus, und klagte mit herzzerreißendem Jammer: „Barmherziger Gott! so hab' ich dann weder einen redlichen Freund, noch eine Tochter! Betrogen und kinderlos steh' ich da, und bin nun ärmer, als die ärmste Bettlerin!"

„Gott weiß,“ ſagte Haſtebeck jetzt, tief erſchüttert — „wie ſchwer ich daran gegangen bin, Sie durch dieſe Entdeckung zu betrüben! Ich wollte ſie nur Seraphinen, als ein Geheimniß, ins Ohr flüſtern, um ſie aus der ſchrecklichſten Verzweiflung und Todesgefahr zu befreien! Aber Sie ſelbſt — Sie ſelbſt zwangen mich, in Ihrer Gegenwart auszuſprechen, was in ſo furchtbarer Stunde das einzige Mittel zu Seraphinens Rettung war! In jeder Sekunde, da ich noch zögerte, konnte ein Blitz ſie und uns Alle zerſchmettern!“

„Und ſo durchbohrten Sie mir das Herz!“ ſeufzte die Gräfin. — „Aber“ fuhr ſie bald darauf fort — „ich muß nun Alles wiſſen! Alles! Erklären Sie mir es näher, das furchtbare Räthſel!“

„Das kann ich Ihnen jetzt freilich nicht verweigern.“ erwiederte Haſtebeck — „Hören Sie mich dann mit Faſſung an! — Sie und meine Frau wurden, bald nacheinander, jede von einer Tochter entbunden. Meine Frau ſtarb ſogleich nach der Entbindung. Auch Ihrem Tode, Frau Gräfin, ſah man jede Stunde entgegen; doch ſtatt Ihrer ſtarb

Ihr Kind. Im Augenblick, da die Amme Ihrem Gemahl dieſe Nachricht überbracht hatte, trat ich zufällig in ſein Zimmer. Ich fand ihn in einer Beſtürzung, die ich Ihnen nicht ſchrecklich genug ſchildern kann."

„Nun ja," unterbrach die Gräfin mit Bitterkeit den Erzähler — „An dieſe ſeine Beſtürzung will ich glauben, denn wenn ich, ohne ein Kind zu hinterlaſſen, geſtorben wäre: hätte er faſt mein ganzes Vermögen meinen Verwandten überlaſſen müſſen!"

„Das laſſe ich unbeſtritten und unzugegeben," erwiederte Haſtebeck — „genug, der Graf war äußerſt beſtürzt über den Tod Ihres Kindes; und das traurige Ereigniß mußte Ihnen, wenigſtens fürs erſte, verheimlicht werden, um Ihr eigenes Leben nicht noch mehr in Gefahr zu bringen. „Eine eigne Teufelei des Schickſals!" ſagte ich — „Mein Kind, das ich nicht ſehen mag, weil es mich an eine Verbindung erinnert, die ich nur verwünſchen kann, lebt! und das Ihrige, an deſſen Leben Ihnen ſo viel lag, iſt todt!" Da warf ſich

der

der Graf an meinen Hals, und beſchwor mich, ihm mein lebendes Kind zu geben, und an deſſen Stelle ſein todtes zu nehmen. In meiner damaligen, faſt an Verrücktheit gränzenden, Verſtimmung war mir das eben recht. Auch konnte der Graf ſehr Großes von mir verlangen, weil, ſeit Jahren, eine ſehr große, ſchwere Verpflichtung gegen ihn auf mir lag. Augenblicklich trafen wir die nöthigen Verabredungen. Die Amme meines Kindes wurde mit einer Hand voll Gold zum Schweigen gebracht. Die Amme des Ihrigen wurde auf der Stelle entlaſſen, und die bisherige Wehemutter durfte das Haus ebenfalls nicht wieder betreten. Es war Abend, und die Amme meines Kindes trug es ſogleich in Ihr Haus, und brachte mir das todte dafür zurück, das ich am folgenden Tage mit in den Sarg meiner Frau legen ließ. Dann hieß es, Ihr Kind habe nur in einer langen Ohnmacht gelegen, und ſey wieder erwacht. Es wurde nach der beſtochenen Amme geſchickt, und ſie blieb nun in Ihrem Hauſe die Ernährerin des ehelichen Kindes, das ihr zuvor in dem meinigen anvertraut geweſen war. Kein Menſch ahnete den

geſchehenen Tauſch; und Sie, Frau Gräfin, waren freilich eine betrogene Mutter, aber es war ein Betrug, der das Glück Ihres Lebens machte, und den ich daher für keine Sünde halten konnte."

„Ach," unterbrach hier die Gräfin wieder die Erzählung — „wenn ich den Betrug nie erfahren hätte: wie glücklich wäre ich geblieben; aber nun — nun iſt es ſchrecklich!"

„Warlich," fuhr Haſtebeck fort — „ich habe das Gefühl Ihres mütterlichen Glücks, faſt zwanzig Jahre lang, mit Hintenanſetzung meines eignen, väterlichen Glücks geehrt; und der Himmel weiß, daß ich Ihnen und Ihrem Gemahl dadurch ein Opfer gebracht habe, deſſen Größe und Schwere oft meine Kräfte faſt überſtieg! — Gleichgiltig, faſt mit Haß in der Seele, hatte ich das Kind von mir gegeben, und bald darauf die Stadt verlaſſen, mit dem Vorſatze, es nie wieder zu ſehn. Aber die Natur behauptete auch an meinem Herzen ihr altes, heiliges Recht, und ſtrafte mich bitter für ſolchen Frevel. Ich war in der finſterſten Verſtimmung hieher zu Weſtold geflohen, und bereitete mich ernſtlich

zu großen Seereisen vor. Da weckte der Anblick von Westolds Kindern das schlummernde Vatergefühl in meinem Herzen auf; und je mehr ich strebte, es gewaltsam zu unterdrücken, desto übermächtiger erfüllte es nach und nach mein ganzes, inneres Wesen. Es glich dem befruchteten Blutstropfen in dem bebrüteten Adler-Ei, der im Verborgenen sich allmählich entwickelt und wächset, und sich immer wunderbarer ausbildet zum jungen Adler, welcher endlich die Schaale seines Gefängnisses sprengt, und die Flügel regt, zum künftigen Fluge nach der Sonne hinauf. — Der Tag, als ich die Nachricht hörte, daß die Amme Ihr Kind fast erdrückt habe, war der Zeitpunkt, wo für mein väterliches Gefühl die harte Schaale, die es bis dahin gefangen hielt, zersprang. Ich zitterte für meines weggegebenen Kindes Leben. Ich konnte mich nicht länger enthalten, es wieder zu sehn. Statt nach der Meeresküste, reiste ich nach der Residenz zurück. Mit hoch klopfendem Herzen sah ich mein Kind wieder, und durfte es nicht mehr mein nennen! Um es wenigstens täglich zu sehn, und es, wenn Sie abwesend waren, mit voller Va-

terliebe herzen und küſſen zu können, mußte der Graf es einleiten, daß ich in Ihrem Hauſe eine Wohnung bekam. Weil ich mich von dem geliebten Kinde nicht trennen konnte, gab ich meine Seereiſe auf; ich kehrte, von unbezwinglicher Sehnſucht nach dem holden Kinde ergriffen, aus Ober-Italien zu Ihnen nach der Schweitz zurück, und reiſte, ſtatt nach Griechenland, mit Ihnen nach Polen; und ich war und blieb ſo überallhin Ihr treuer Begleiter, wurde wenigſtens des theuren Kindes Erzieher, deſſen Vater ich nicht heißen durfte, und führte die ſchwere, mir oft unerträgliche Rolle ſtandhaft und ehrlich durch bis auf den heutigen Tag. Ich hätte es bis an meinen Tod gethan, und wenn es mir ſelbſt meine Sterbeſtunde noch erſchwert hätte, wäre die Entdeckung des treu bewahrten Geheimniſſes nicht das einzige Mittel zur Beruhigung und Rettung Seraphinens geweſen. Auch habe ich meine Verpflichtung gegen den Grafen ſo gut, als gar nicht, verletzt, denn er will — ſchwindelnd von dem Glücke ſeiner großen Erbſchaft — nicht länger für Seraphinens Vater gelten! Ergriffen ſeit eini-

ger Zeit von einer unſeligen Leidenſchaft zu der blühenden Jungfrau, die als Kind ihm faſt zuwider geweſen war, ſprach er ſchon in ſeinem vorigen Briefe an mich deutlich ſeine Begier aus, ſie zur Stiefmutter ihres Geliebten zu machen! und darum betrieb ich neulich ſo angelegentlich die ſchnelle Verheirathung des jungen Paars."

„Abſcheulich! abſcheulich!" rief die Gräfin aus — „Und Herrmann iſt des Grafen Sohn?"

„Der Graf ſelbſt" antwortete Haſtebeck — „ſcheint es ausgeſagt zu haben: ſo kann ich ihm nicht widerſprechen!"

„Genug! genug!" erwiederte die Gräfin — „Ich kann und mag nichts mehr hören! Zuviel ſtürmt auf mich ein! — Leben Sie wohl, Haſtebeck!" —

Es war Ihr Entſchluß, nicht ihn, nicht Seraphinen, nicht Herrmannen, noch weniger den Grafen, wieder zu ſehn. Sobald Haſtebeck ſie verlaſſen hatte, gab ſie Befehl, Alles noch in der Nacht zu ihrer Abreiſe vorzubereiten. Am frühen

Morgen wollte sie Aarhorst verlassen, ohne von Jemandem Abschied zu nehmen, und zu ihren Verwandten nach München fliehn. —

---

Hastebeck war froh, daß die Gräfin ihn über Herrmann nicht weiter befragte. Das Gewitter hatte ausgetobt. Er eilte nach seinem Zimmer, um endlich auszuruhen von den erschöpfenden, körperlichen Anstrengungen und geistigen Erschütterungen des Abends. Aber noch war ihm keine Ruhe beschieden, denn dieser Nacht war es vorbehalten, die dunkelsten und geheimsten Blätter aus der Geschichte seines Lebens aufrollen, und es laut zur Sprache kommen zu lassen, was er, eine lange Reihe von Jahren hindurch, mit Ausnahme des Grafen, vor Jedermann als das tiefste Geheimniß bewahrt hatte.

Als er in sein Zimmer kam, trat ihm Westold gleich mit der Anrede entgegen: „Ach, wie lange bist Du ausgeblieben! Es ist schon spät; aber ich

konnte nicht von dannen gehn, ohne erſt noch mit Dir unter vier Augen zu ſprechen. Ich will nichts ſagen von dem Crucifix und der verheißenen Abſolution der Gräfin: davon ein ander Mal —; aber, um Gotteswillen, ſage mir: Habe ich recht gehört? Der Graf ſoll Herrmanns Vater ſeyn?"

Ein langer, ſchwerer Seufzer hob Haſtebecks Bruſt hoch empor.

„Du ſchweigſt?" fuhr Weſtold nach einigen Sekunden fort — „So iſt es wahr? Der Graf war ſchon früher verheirathet? Mit meiner Schweſter? — Aber ihr Gatte, erzählte ſie ja, habe Schönberg geheißen, und ſolle in einem Duell gefallen ſeyn? Barmherziger Gott! Sollte ſie betrogen worden ſeyn?"

Ein neuer, noch ſchwererer Seufzer, als kurz zuvor, war Haſtebecks Antwort. Er ſah Weſtolden eine Weile mit ernſten, unbeweglichen Blicken an; ſeine Geſichtszüge waren, wie verſteinert im Ausdruck eines finſtern, mit tiefem Mitleid gepaarten Schmerzes, und unbeweglich ſtand er lange da, das Haupt vorn über gebeugt, wie eine,

Unheil verkündende Bildsäule. Langsam erhob er dann seine Arme, legte die Hände auf seines Freundes Schultern, und sagte ausdrucklos und kalt: „Es ist schon spät. Wir verderben uns die ganze Nacht! Ich dächte, wir ließen das ruhen bis morgen, oder ein andermal.“

„Sey nicht grausam!“ antwortete Westold mit dringendem Tone — „Wie kann ich schlafen, ehe ich Alles von Dir gehört habe, was Bezug auf das Schicksal meiner trefflichen, unvergeßlichen Schwester hat? — Mir ahnet etwas Böses, sehr Böses! Aber auch das Schrecklichste sollst Du mir nicht verschweigen! Alles muß ich wissen! Ehe habe ich keine Ruhe.“

„Und meinst Du,“ sprach Hastebeck nachdrücklich — „daß Du dann wirst schlafen können? Ich meine das Gegentheil. Laß es also!“

Als Westold aber immer mehr in ihn drang, so daß er nicht länger ausweichen konnte, hob er an: „Ach, da müßte ich eigentlich weit ausholen, und die schlimmste Begebenheit meines Lebens —

ine unglückliche Geſchichte aus Frankfurt — er-
ählen. Die würde Dich ſehr, ſehr erſchrecken."

„Ich weiß ſie ſchon!" ſagte Weſtold, nach
inigem Zögern — „Ein Zufall brachte den Mann,
welchen Du retteteſt, vor einiger Zeit hierher —"

„Langhof?" fuhr Haſtebeck lebhaft auf
— „Und er erzählte Dir — ?"

Weſtold bejaete es, und mußte nun ſelbſt erſt
den Erzähler machen von Allem, was er von Lang-
hof wußte. Hierdurch aufs höchſte aufgereizt, nahm
endlich Haſtebeck den Faden auf, und theilte dem
harrenden Freunde Folgendes mit:

„Du willſt es, und läſſeſt nicht ab, in mich
zu dringen: ich muß alſo endlich einen Schleier
lüften, den ich, um Deiner Ruhe willen, für im-
mer unangerührt laſſen wollte. Waffne Dich dann
mit Standhaftigkeit, um auch das Böſe mit männ-
licher Faſſung zu vernehmen, und verſchließ es dann
verſchwiegen in Deiner Bruſt!

Der Graf hatte, in der Hoffnung auf die reiche
Erbſchaft ſeines, erſt jetzt geſtorbenen Vetters, toll
gewirthſchaftet, und ſein, nicht unbeträchtliches,

väterliches Vermögen ſchon im Jahre 1790 faſt alle gemacht. Seine ärgſte Tollheit war aber die geweſen, daß er, geblendet von den glänzenden Ideen und Beſchlüſſen der erſten Helden der Revolution in Frankreich, vor Jedermann, und ſo auch vor ſeinem reichen, ariſtocratiſchen Vetter, den enthuſiaſtiſchen Lobredner jener Revolution machte, und Freiheit und Gleichheit im Munde führte, wie ein Jakobiner. Er erbitterte hierdurch ſeinen Vetter, der ihn ſonſt ſehr lieb gehabt hatte, nach und nach ſo ſehr, daß ihn dieſer endlich nicht mehr ſehen wollte, und, um ihm künftig auch ſeine Lehngüter und ſein anderes Vermögen zu entziehn, ob er gleich eigentlich ein Weiberfeind war, ſich im vierzigſten Jahre noch zu einer Heirath entſchloß, worauf er dann auch bald Vater eines Sohnes wurde, deſſen Geburt dem Grafen nun mit einem Schlage alle Hoffnung auf die große Erbſchaft nahm.

Er ſtand auf Werbung in Frankfurt, ſollte dort aber eben abgelöſt werden, denn er hatte um ſeinen Abſchied gebeten, und wollte nächſtens nach Paris gehen, um dort, als Revolutionsheld, ſein

Heil zu verſuchen. Unſer General, der auch ein Verwandter von ihm war, und einen Heirathsplan für ihn gemacht hatte, war durch jenen Entſchluß des Grafen höchſt beunruhigt, und ſchickte mich mit dem Auftrage nach Frankfurt, ihn davon abzubringen, ſeine ökonomiſchen Angelegenheiten zu ordnen, und ihn zur Verheirathung mit der reichen Erbin zu beſtimmen, von der man wußte, daß ſie ihn liebe.

Ich kam nach Frankfurt, und war bemüht, ihn im Sinne des Generals zu bearbeiten, fand ihn aber dem Heirathsplane, wenigſtens fürs erſte, höchſt abgeneigt, weil ihm die reiche Erbin perſönlich ganz gleichgiltig war, und er ſich eben auf einer Promenade in ein ſchönes, unbekanntes Mädchen vergafft hatte, deren Bekanntſchaft zu machen, ſein eifrigſtes Streben war. Ich konnte das nicht hindern; auch war mir für den Augenblick ein ſolches Intermezzo in ſeinem bisherigen Thun und Trachten nicht ganz unwillkommen, weil es ihn von andern Ausſchweifungen nicht nur, ſondern auch von dem unglücklichen Einfalle, nach Paris zu gehen, zurück zu bringen ſchien. Ich rechnete darauf, daß ſein neueſter

Liebesroman nicht von ernſterer Art und längerer Dauer ſeyn werde, als alle früheren, und daß Geldnoth ihn über kurz oder lang doch zu der Heirath geneigt machen würde. Ich nahm ſeine damalige Verliebtheit daher anfangs ſo leicht, daß ich mich ſogar, am Krönungstage Leopolds des Zweiten, auf ein halbes Stündchen zur Rolle ſeines Schildknappen hergab, indem ich, im dichten Gedränge auf der Straße, ſeinem Winke gemäß, einen Knaben, der eigentlich unter der Obhut ſeiner Dame ſtand, in Schutz nahm und aus meinem Fenſter den Krönungszug mit anſehen ließ. — Du wirſt Dich dieſer Scene noch aus der Erzählung Deiner Schweſter erinnern?"

„Iſts möglich?" unterbrach ihn Weſtold — „Die Du ſeine Dame nennſt, war alſo wirklich meine Schweſter? Meine arme, unglückliche Schweſter? Und Du ſelbſt warſt behülflich, ſie in ſein Netz zu ziehen?"

„Ich hatte keine Ahnung davon," erwiederte Haſtebeck, „daß es Deine Schweſter war, denn der Name Deines Stiefvaters, den ſie führte, war mir, leider, ganz unbekannt. Auch hielt ich an je-

nem Tage die ganze Sache noch nicht für so ernſthaft. Erſt am andern Morgen erkannt' ich, daß ſeine Neigung bereits zu einer Leidenſchaftlichkeit geſteigert war, die kein Mittel zur Erreichung ihres Zieles verſchmähte, und Alles, was ſich ihr hindernd in den Weg ſtellen würde, rückſichtlos, und unbekümmert um die Folgen, niederzutreten bereit war. Aus dem Briefe, den ich von Langhof, mit der Nachricht ſeiner Flucht aus dem Werbehauſe, erhielt, wurde ich hierüber erſt, zu meinem großen Schrecken, belehrt.

Ihm ſelbſt war das damalige Werbeſyſtem und deutſche Soldatenweſen eigentlich ein Greuel; ja er haßte die Uniform ſogar, und er ging daher auch, wenn er nicht im Dienſt war, ſtets in Civilkleidung; aber Eiferſucht und Rache hatten ihn verleitet, ein Kunſtſtück, wie es damals nicht ungewöhnlich war, an Langhof probiren zu laſſen. Sobald ich durch jenen Brief davon benachrichtigt war, eilte ich zum Grafen, donnerte ihm das Unwürdige, ja Schändliche ſeines rachſüchtigen Streichs ins Ohr, und drohte ihm mit einer augenblicklichen Anzeige aller Um-

ſtände bei dem General, oder im Nothfall ſelbſt beim König, wenn er nicht augenblicklich alle etwanigen Nachforſchungen unterdrückte, bis ich den jungen Menſchen, deſſen Wohl mir äußerſt am Herzen liege, da er der Bruder meiner geweſenen Braut ſey, aus der Stadt entfernt, und in Sicherheit gebracht wäſte. Er war tief beſchämt; und im Gefühl der Schlechtheit ſeiner Handlung, auch vielleicht aus Furcht vor dem General und dem König, nahm er Worte von mir hin, die er unter andern Umſtänden nicht ungeahndet würde gelaſſen haben. Er ſchickte ſich auf der Stelle an, den Unteroffizier, der bereits die Anzeige von der Deſertion gemacht hatte, auf eine falſche Spur zu leiten, damit ich Zeit gewönne, den unbedachtſamen Jüngling wenigſtens aus ſeinem Gaſthofe aufs ſchnellſte zu entfernen.

So ſehr ich konnte, eilte ich dorthin, aber der Unteroffizier war mir ſchon zuvor gekommen. Bereits auf der Treppe hörte ich ſein Toben. Ich ſtürzte ins Zimmer, als er eben mit ſeinem Säbel einen wüthenden Hieb nach Lanahof thun wollte, deſſen Rock ich ſchon, von einem früheren Hiebe, wie ich

ermuthete, zerhauen ſah. Ich fiel dem Unteroffi-
ier — Werner hieß der Unglückliche — in den
Arm; wir ſtießen uns einige Augenblicke kämpfend
in und her, bis er zu Boden ſtürzte. Meine rechte
Hand war über der ſeinigen mit im Gefäß des Sä-
bels, ſo daß dieſer, von mir mit gefaßt, und, weil
ich der ſtärkere war, mehr meiner, als ſeiner Will-
kühr Preis gegeben war. In der Wuth des Kam-
pfes ſtieß ich den Säbel, mit dem er einen Andern
hatte niederhauen wollen, aus aller Kraft nach ihm
ſelber hin! Und ſiehe, als er niedergeſtürzt war,
ſpritzte das Blut aus der Pulsader der rechten Seite
ſeines Halſes gegen mein Geſicht und meine Hand!
Beſtürzt ſprang ich zurück, ſtieß Langhofen raſch
zur Thüre hinaus, warf den Säbel weg, hielt ein
Tuch auf die Wunde des Blutenden, und verſuchte,
ihn aufzurichten. — Jetzt trat der Graf ins Zim-
mer, der gehört hatte, daß der Unteroffizier ſchon
hier ſeyn werde. Er hatte Langhofen, der ihm
auf dem düſtern Hausflur begegnet war, wohl er-
kannt, aber ungehindert fliehen laſſen, und gethan,
als ob er ihn nicht ſähe. Nun theilte er meine ſtei-

gende Beſtürzung, denn der Verwundete, nachdem er nur noch die Worte: „Ach, meine arme Mutter!“ geſtammelt hatte, fiel in Zuckungen und Todesröcheln. — In furchtbarer Verzweiflung ſtarrte ich den Sterbenden an, deſſen letzte Worte mir das Herz zerriſſen, und mir in den Ohren geklungen haben, mein ganzes übriges Leben hindurch! — Jetzt faßte mich der Graf an der Schulter, und ſchüttelte mich, daß ich zur Beſinnung kommen ſollte. „Das hat Langhof — oder vielmehr Lange — ja recht — der Deſerteur Lange hat es gethan!“ hörte ich jetzt den Grafen ſagen. — „Nein, ich, ich habe es gethan; und ich bin Ihr Arreſtant!“ war meine Antwort. — „Beſinnen Sie ſich!“ ſagte er, mit nachdrücklichem Tone — „Der entſprungene Deſerteur hat es gethan! Sie traten eben ins Zimmer, als der unglückliche Streich geſchehen war; und während Sie dem Verwundeten zu Hülfe eilen wollten, entfloh der Thäter. — So iſts! Beſinnen Sie ſich, Haſtebeck, und ſprechen Sie nicht etwa anderes, tolles Zeug, wenn Jemand kommt, und wenn weitere Nachfrage geſchieht!“

Jetzt

Jetzt verstand ich ihn, und suchte mich zu fassen. Er wischte mit seinem eigenen Taschentuche das Blut von meinem Gesicht und von meiner Hand, wiederholte mir, wie ich mich benehmen, und was ich aussagen solle, um allen Verdacht von mir abzulenken, ordnete dann die Verschließung der Hausthür und eine lange dauernde Nachsuchung nach dem Deserteur im Hause an, und traf hernach, bei allem Anschein des größten Eifers, den Deserteur und seyn sollenden Mörder aufzufinden, grade solche Anstalten zu seiner Verfolgung, daß er vollkommen Zeit und Raum behielt, über den Rhein zu entfliehen. — Kurz, er wußte Alles so geschickt einzuleiten, daß ich kaum als Zeuge ein einzigesmal eine Aussage zu thun hatte, und daß auch Der, auf welchen aller Verdacht gewälzt wurde, volle Zeit zum gänzlichen Verschwinden bekam.

War nun gleich der Graf eigentlich der Urheber meiner unglücklichen That gewesen, und mußte ich ihn daher auch auf der einen Seite bitter als Denjenigen hassen, der eine Blutschuld auf meine Seele gewälzt hatte, die fortwährend mit Centnerschwere

auf mir lag: ſo mußte ich es ihm doch auf der andern Seite hoch anrechnen, daß er mich mit dem edelſten Eifer und der klügſten Beſonnenheit von der geſetzlichen, ſchweren Strafe gerettet hatte, der ich, ohne ſein Dazwiſchentreten, unfehlbar anheim gefallen wäre. So kam es, daß neben dem fortdauernden Grolle gegen ihn, ein unvertilgbares Dankgefühl in meinem Herzen wohnte, und daß ich ſeit jener Zeit mich für verpflichtet hielt, immer gegen ihn zu handeln als ein Freund, wenn ich ihn im Herzen auch oft haſſen mußte, wie ein erbitterter Feind. Dies iſt der Maaßſtab, nach dem Du mein Benehmen gegen ihn zu beurtheilen haſt. —

Mit doppeltem Eifer nahm ich mich, nach jener Begebenheit, ſeiner Angelegenheiten an. Ich reiſte eilig nach Weſtphalen, um dort den Verkauf ſeines letzten Gutes zu betreiben. Er hatte nun ſeinen Abſchied erhalten, und trieb mich, daß ich ihm Geld ſchicken mußte, weil er, ſeiner Geliebten zu Ehren, erſt nach dem Rhein, dann nach Franken reiſte, und ſich bei Frankfurt einen ordentlichen Haushalt einzurichten anfing.

Als ich dorthin zurück gekommen war, um sein Schuldenwesen in Ordnung zu bringen, war er nicht gegenwärtig. Nach einigen Tagen kam er, staubbedeckt, mit Reitpeitsche und Spornen, in mein Zimmer gestürzt, wollte von meinen Rechnungen nichts wissen, sondern war voll von seiner Liebe, sagte mir, daß er auf dem Punkte stehe, der allerglücklichste Mensch zu werden, und bat mich, ihm, zu einer wunderlichen Spielerei — zu einem theatralischen Scherze, wie er vorgab — meinen Bedienten, der ein gewandter, gescheiter Kerl sey, auf einen oder ein paar Tage zu überlassen. Ich konnte ihm die unbedeutende Bitte nicht abschlagen; unterließ jedoch nicht, meinem Bedienten noch unter vier Augen zu sagen, daß er ja nichts Ungebührliches thun solle. Als er zurückkam, sagte er, daß er ein wenig bei einer kleinen Komödie habe mitspielen müssen. Späterhin, in der Residenz, als er einmal betrunken war, gestand er mir, daß er die Rolle eines Piaffen gespielt, und den Grafen, gegen sehr gute Bezahlung, mit einem allerliebsten Mädchen kopulirt habe."

Hier ſprang Weſtold erſchrocken von ſeinem Stuhle auf, und rang, unter dem wiederholten Ausrufe: „O Du arme, ſchändlich betrogene Schweſter!“ die Hände, voll des unausſprechlichſten Jammers, zum Himmel auf. Lange währte es, ehe er ſich wieder ſo weit gefaßt hatte, ſein Verlangen nach der Fortſetzung der unglücklichen Erzählung zu äußern. Haſtebeck fuhr dann in zornigem Tone fort:

„Was half es, daß ich mit einem Schlage auf den Rücken des Buben mein ſpaniſches Rohr zerſchlug? Der ſchändliche Streich war geſchehn! Er erfüllte mich mit neuem, bitterm Unwillen gegen den Grafen; und mein innerſtes Gefühl trieb mich eigentlich, ſeiner Geliebten die Augen darüber zu öffnen, wie frevelhaft ſie hintergangen worden ſey; aber der Fluch der ſchweren Verbindlichkeit gegen ihn, der auf mir lag, hielt mich davon ab! Wie konnt' ich feindſelig ſtörend in das Leben des Mannes eingreifen, der meine Blutſchuld verheimlicht hatte? Das band meine Zunge, und hemmte

meine Schritte gegen ihn, in dieſem, wie in mehreren Fällen! —

Als ſein erſter Liebesrauſch verraucht, und der Reſt ſeines Vermögens, den er ſich noch größer gedacht hatte, aufgezehrt war, bequemte er ſich, auf den Heirathsplan des Generals einzugehen. Er reiſte hin und her, bald zu der reichen Braut, bald zu der Geliebten zurück, die ſich für ſeine angetraute Gattin hielt. Endlich mußte ich ihm, auf meinem perſönlichen Kredit, zehntauſend Gulden auftreiben. Er gab ſie der Geliebten, um ſie wenigſtens gegen bittre Armuth zu ſchützen, und riß ſich auf immer los von ihr. Nach einiger Zeit fand ich in einer Zeitung die rührende Nachfrage einer verlaßnen Frau nach ihrem Manne. Ich erkannte ſogleich, daß er darin gemeint war. Aus wahrer Barmherzigkeit, um wenigſtens ihrem vergeblichen, qualvollen Hoffen ein Ende zu machen, ſchrieb ich ihr, mit verſtellter Handſchrift, daß ihr Mann in einem Duell gefallen ſey. Eine beſſere Wohlthat war ihr kaum noch zu erweiſen. —

Der Graf ſchob ſeine Vermählung ſo weit hinaus, als er konnte, weil er ſie nur mit dem größten Widerwillen that. Sie war noch nicht vollzogen, als ich Dich zum erſten Male in Deiner Advokatennoth beſuchte.

Als da nun in der Nacht Deine Schweſter ankam, mein Bedienter bei ihrem Anblick, aus Furcht, von ihr erkannt zu werden, das Licht ausblies — als ſie ſich mir von Schönberg nannte, was, wie ich wußte, der angenommene Nahme des Grafen geweſen war, da dämmerte, zu meinem entſetzlichſten Schrecken, ſchon die Ahnung in mir auf, daß ſie die betrogene Geliebte des Grafen ſey. Ihre Erzählung am andern Tage beſtätigte mir, leider, jene Ahnung! Es erfüllte mein Herz mit wahrer Höllenpein, in der Betrogenen nicht allein, wider mein Erwarten, eines der edelſten, würdigſten Weiber, ſondern obenein die Schweſter meines geliebteſten, ſchon mit einer Noth kämpfenden, Freundes zu ſehn; und faſt raſend machte mich der Gedanke, daß ich ſelbſt hier und da mit eingegriffen habe in ihr unglückliches Geſchick! Laut hätte ich

des ſchrecklichen Betrügers Nahmen ausſchreien und verfluchen mögen, um dem Toben meines Bluts nur etwas Luft zu machen; aber ich mußte abermals die Sünde Deſſen verſchweigen, der die meinige verheimlicht hatte. Auch fühlte ich, daß ich Euch nur das Herz noch mehr zerreißen würde, wenn ich eine Unvorſichtigkeit dieſer Art beginge. Ich hielt, um Eurer Ruhe willen, die ſtrengſte Geheimhaltung deſſen, was ich wußte, für meine allerheiligſte Pflicht: ich drängte alſo alle die furchtbaren Gefühle, die mich beſtürmten, gewaltſam in meine Bruſt zurück, und ſtritt mit verzweiflungsvoller Heftigkeit gegen Dich, als Du in dem Briefe mit der Todesnachricht meine, zu ſchlecht verſtellte, Handſchrift erriethſt! O, es war eine der böſeſten, fürchterlichſten Stunden meines ganzen Lebens, an die ich noch heute nicht ohne Schauder zurück denken kann!

Als ich nach Hauſe gekommen war, jagte ich dem Grafen, der zur Braut gereiſt war, einen Brief nach, worin ich ihm ſchrieb, ich wolle die für ihn erborgten zehntauſend Gulden von meinem eignen Vermögen zurückzahlen, aber er müſſe ſeine Conven-

tions-Heirath aufgeben, wieder Dienſte nehmen, und den gemißhandelten Engel, der meines beſten Freundes Schweſter ſey, wirklich heirathen, um, wenn auch arm, doch als ein ehrlicher Mann vor Gott und vor ſich ſelbſt dazuſtehn; und ich ſetzte die furchtbarſten Drohungen für den Fall hinzu, wenn er dieß nicht thäte. — Ich ſchrieb Dir deshalb mit Zuverſicht, daß Deine traurende Schweſter gewiß noch glücklich werden ſolle, und daß ich ihren Witwenſchleier wegheyen werde. — Aber der Graf war, als er meinen Brief erhielt, eben, Tages zuvor, vermählt! In der Meinung, daß Deine Schweſter ſchon durch mich von ſeiner Betrügerei unterrichtet ſey, und in der Furcht, daß ſeine Schandthat von ihr oder von Dir, als ihrem juriſtiſchen Bruder, gerichtlich werde zur Sprache gebracht werden, ſchrieb er nun, unter ſeinem wahren Nahmen, an Deine unglückliche Schweſter, ſtellte ſich ihr darin als einen reuigen Sünder dar, entſchuldigte ſich mit ſeiner leidenſchaftlichen Liebe zu ihr und mit der Zerrüttung ſeiner Vermögensumſtände, und beſchwor ſie bei ihrer ſonſtigen Liebe zu ihm, ſeiner großmü-

thig zu ſchonen. Und das — das war der Brief, der Deiner unglücklichen Schweſter das Herz brach, weil er ihr, aufs unerwartetſte, kund that, wie ſchändlich ſie betrogen worden war!"

Hier ſtürzten Beiden, dem Erzähler, wie dem Zuhörer, die bittern Thränen aus den Augen, und gemeinſchaftlich klagten ſie noch über das Mißgeſchick und den frühen Tod der herrlichen, ſo ſchrecklich gemißhandelten Frau!

„Sieh!" ſagte Haſtebeck endlich — „ſo mußte ich ſelbſt, trotz meiner guten Abſicht, den Blitz, der Deine arme Schweſter vollends zerſchmetterte, auf ſie hinleiten! Ach, dieſe Vorſtellung iſt und bleibt eine der ſchwärzeſten von allen, die mich quälen!"

Weſtold, ſo ergriffen er ſelbſt war, wollte ihm etwas zur Beruhigung ſagen; aber Haſtebeck ließ ihn nicht ausreden. „Nein, nein!" ſagte er, mit furchtbarem Blick und Tone — „das muß ſo mit mir ſeyn, und wird auch nicht anders mit mir werden! Seit dieſe Hand mit Menſchenblut beſudelt wurde, verfolgt mich faſt bei Allem, was ich

thue, ein Fluch. Tief habe ich meine unglückliche That bereut, habe für die Mutter und die Schweſter des Getödteten — die alte Anna Werner und ihre Tochter — nach Möglichkeit geſorgt, auch ſonſt vielen Menſchen beigeſtanden in Noth und Gefahr, mit Rath und mit That. Aber meine Schuld iſt nicht gebüßt, wie ſie es, nach menſchlichen und göttlichen Geſetzen, ſeyn ſollte! Blut ſcheint Blut zur Sühne haben zu müſſen. Weil das bei mir nicht geſchehen iſt: ſchein' ich, als ein vom Glück Geächteter, einem böſen Dämon anheim gefallen zu ſeyn, der mich auf allen Schritten und Tritten meines Lebens — den wichtigeren wenigſtens — tückiſch verfolgt! Darum gelingt mir ſo ſelten etwas Gutes, und es wird leicht Böſes daraus! Die Catharina Werner iſt, ſeit ſie die erſte Hand voll Geld von mir bekam, ungeachtet aller meiner Vorkehrungen, ſie von einem unrechtlichen Lebenswandel abhalten zu laſſen, ein gänzlich verlornes Geſchöpf geworden! — Deiner herrlichen Schweſter bereitete ich, grade durch meine eifrige Bemühung für ihr Glück, nur einen ſchnellen Tod! — Als ich So-

phien am Altare die Hand reichte, dachte ich mit Schauder an das Blut, womit ſie beſpritzt geweſen war: und ich ſtürzte auch Sophien in ein frühes Grab! — Das Einzige, was mir bis jetzt gelungen zu ſeyn ſcheint, iſt Deine und der Deinigen Verſetzung hieher nach Aarhorſt; aber wie lange wirſt Du auch ruhig bleiben in der Lage, die Dich jetzt beglückt? — Mit der Leitung von Herrmanns Schickſal, indem ich es dahin brachte, daß ſein Vater ihn adoptirte, glaubte ich ein Meiſterſtück gemacht, und durch ſeine ſchnelle Verheirathung mit Seraphinen meinen Bemühungen für Beider Glück die Krone aufgeſetzt zu haben; aber wie wird es enden mit Ihnen? Gute Zeichen für ſie ſeh' ich nicht am Himmel! Führte ein einziges, vor Jahren von mir ausgeſprochenes, unvorſichtiges Wort nicht Seraphinen heute an die Gewitterſtange? Und durchbohrte das Wort, womit ich ſie aus der drohenden Gefahr zog, nicht der Gräfin das Herz? — Sieh, Freund, ſo will es mein böſes Geſchick! Wundre Dich nun nicht mehr, wenn Du faſt immer auf meiner Stirn eine finſtre Schrift er-

blickſt, wie ſie auf Kains Stirn ſtand, und wenn ein finſtrer Geiſt nicht ſelten in meiner Rede weht! Auf meinen Leichenſtein kannſt Du einmal ſchreiben: „Hier liegt ein Menſch, der, ohne böſe zu ſeyn, viel Böſes that, oder doch veranlaßte, und der dadurch ſo unglücklich wurde, wie man es nur werden kann, und ſich daher kaum noch vor dem Teufel und der Hölle fürchtete, weil er ſchon auf Erden eine Hölle mit ſich im Buſen herumtrug.“

---

Das Schickſal ſchien Haſtebecks bange Ahnungen raſch in Erfüllung gehen laſſen zu wollen. Ehe ihm Weſtold noch etwas auf ſeine finſtre Rede erwiedern konnte, hörten ſie eine unruhige Bewegung im Schloſſe. Einen Augenblick danach hinhorchend, ſagte Weſtold: „Herrmann iſt wohl wieder gekommen, und die Bedienten laufen hin und her?“ — „Das kann ich kaum glauben!“ erwiederte Haſtebeck. — „Wenn ſonſt nur kein Unglück geſchehn

iſt! Mit der Gräfin vielleicht! Ich höre viel Hin- und Hergehen bei ihr.“

Er ging, um ſich zu erkundigen, und hörte von einer Kammerfrau, daß Seraphine krank ſey. Er eilte nach ihrem Zimmer. Sie lag in der heftigſten Fieberhitze, und bald klagte ſie über unerträglichen Kopfſchmerz, bald verfiel ſie in Phantaſieen, die für die Anweſenden um ſo ängſtigender waren, da ſie faſt von nichts ſprach, als von dem Bilde mit dem todten Ritter, und von einem Blitze, der bald auf ſie hernieder fliegen werde. Kam ſie aber zu einem ruhigen Bewußtſeyn: ſo reichte ſie freundlich ihre Hand bald Haſtebecken, bald der Gräfin, ſagte Beiden gleiche Worte der Liebe, und wurde ſo der verſöhnende Engel, der Beiden wohl that, mitten in ihrem Kummer und Schmerz.

Weinend ſaß die Gräfin neben dem Bette, ganz wieder die zärtliche Mutter, die ſie ſonſt geweſen war. Sie gab Befehl, die Koffer von ihren Reiſewagen wieder abzupacken, und Haſtebeck ſchrieb einige Zeilen an ihren Arzt, und jagte einen reitenden Bothen damit nach der Stadt.

Er hatte die Abſicht gehabt, ſich mit Tages Anbruch wieder aufs Pferd zu ſetzen, und zu verſuchen, ob er nicht wenigſtens dem Wege, welchen Herrmann genommen, auf die Spur kommen

könne. Jetzt hielt ihn aber die bange Beſorgniß um Seraphinen ſo gefeſſelt, daß es ihm unmöglich war, ſich von Aarhorſt zu entfernen. Statt deſſen, ſchrieb er zwei gleichlautende Briefe an Herrmann, mit der Nachricht, daß er keinesweges Seraphinens wirklicher Bruder ſey, und daß er daher eiligſt zu ihr zurückkehren ſolle. Dieſe beiden Briefe gab er zwei Bedienten, mit der Vorſchrift, auf zwei verſchiedenen Straßen nach dem Schauplatz des Kriegs zu reiten, und Herrmanns Regiment aufzuſuchen, bei dem er wahrſcheinlich zu finden ſeyn werde. — Nur zu bald mahnte Kanonendonner aus der Ferne die beiden Bothen, ſo raſch vorwärts zu eilen, als ihre Pferde zu laufen vermochten.

Der Arzt kam, und äußerte ſich ſehr bedenklich über Seraphinens Zuſtand. Ein zweiter Arzt, der herbei geholt wurde, äußerte ſich eben ſo. Furcht und Hoffnung behaupteten im ſchnellen Wechſel die Oberherrſchaft über die Herzen Derer, die mit der liebevollſten Sorgfalt das Krankenbett umſtanden. Die Gräfin ließ ſich nur zu gern und zu leicht durch jeden Schimmer einer ſcheinbaren Beſſerung täuſchen. Gern war ſie jetzt bereit, auf den Nahmen Mutter Verzicht zu thun, wenn Die nur am Leben erhalten würde, welche ſie mütterlich fortlieben mußte: es mochte ihre Tochter ſeyn, oder nicht. Haſſebeck

dagegen gab ſich nur ſelten einer erheiternden Hoffnung hin. Er durchſchaute mit richtigem Blick die Gefahr, in welcher die geliebte Kranke ſchwebte; und hätte er dieſe auch nicht geſehn: er würde dennoch, in dem Sinne ſeiner letzten, finſtern Aeußerungen gegen Weſtold, als ein Leichhuhn an ihrem Bette geſeſſen und geſeufzt haben: „Sie ſtirbt!“ Und wollte er, um Troſt zu ſuchen, an die Bruſt des treuen, frommen Freundes eilen: ſo ſah er mit Schaudern, wie ſchrecklich die endliche Enthüllung des ſchmählichen Geſchickes, dem die herrliche Schweſter hatte erliegen müſſen, auf Körper und Geiſt des zärtlichen Bruders gewirkt hatte; und ſo oft er ſein blaſſes Geſicht, und ſeinen erloſchenen Blick, und ſeine hinfällige, ganz zuſammen gebrochene Geſtalt mit einiger Aufmerkſamkeit betrachtete, mußte er, wider Willen, in ſeinem Innern ſeufzen: „Auch Dieſer ſtirbt!“

So waren, in ewiger Länge, mehrere qualvolle Tage verſtrichen, als eines Abends langſam ein Wagen in den Hof fuhr. Als der Knecht die Pferde anhielt, rief er, es möchte Jemand zum Helfen kommen, er brächte einen verwundeten Offizier. Lebrecht ſtürzte zuerſt hinzu; bald darauf ſtanden auch Haſtebeck und Weſtold an dem Wagen. Der Verwundete hatte das Geſicht mit Tüchern um-

wunden, und war mit einem Mantel bedeckt. — „Herrmann! Herrmann!“ riefen ihm Alle, halb mit Schrecken, halb mit Freude, entgegen. Doch in der nächsten Minute ergab es ſich, daß es nicht dieſer, ſondern Langhof war, der alles aufgeboten, und nicht Schmerzen noch weiten Weg geſcheut hatte, um als Verwundeter in Weſtolds Familienkreiſe eine menſchenfreundliche, ruhige Verpflegung zu finden.

Voreilig und unvorſichtig war die Nachricht, erſt, daß ein verwundeter Offizier angekommen, und gleich darauf, daß es Herrmann ſey, bis zu der Kranken gedrungen. So gefährlich ſie hierdurch aufgereizt worden war, ſo gefährlich wurde ſie gleich darauf durch den Widerruf jener frohen Botſchaft niedergeſchlagen. Ihr Zuſtand verſchlimmerte ſich ſeit dieſer Stunde immer auffallender.

Fühlten ſich nun gleich Alle, und beſonders auch Haſtebeck, auf eine ſehr ſchmerzliche Art getäuſcht, als man ſah, daß der Angekommene nicht Herrmann war: ſo wurde Langhof doch ſehr menſchenfreudlich in Weſtolds Familie aufgenommen, und das gegenſeitige Erkennen zwiſchen ihm und Haſtebeck war ſo freudig und ſo traurig zugleich, daß mit ihnen die Umſtehenden auf das tiefſte erſchüttert wurden.

Langhof hatte, von einem kräftigen Säbelhiebe, eine Wunde im Geſicht und am rechten Arme; er war blaß und hinfällig; aber die Freude, den Mann noch ein Mal wieder zu ſehen, der ihm vor dreiundzwanzig Jahren, um ſo theuern Preis, ſeine Freiheit erkauft hatte, regte ihn auf, als ob er noch ein lebensfroher Jüngling wäre, wie in jener Zeit; und ſein Mund floß über von den aufrichtigſten Verſicherungen ſeiner unveränderten Anhänglichkeit und Dankbarkeit. Haſtebeck aber konnte nicht müde werden, in das eine, von den umgewundenen Tüchern frei gebliebene, ſchöne Auge des verwundeten Kriegers zu ſehn, welches Dorotheens Augen ſo geſchwiſterlich ähnlich war. Er ſprach mit ihm größtentheils nur von ihr; und die nächſte Nacht führte ihm wieder ein Mal den ſchönen Traum von ihr vor die Seele, der ſich durch ſein Leben zog, wie der Beſuch eines wolthätigen, mährchenhaften Engels, der von Zeit zu Zeit unverſehens in die Hütte eines Armen tritt, und eben ſo unverſehens wieder verſchwindet.

Als Haſtebeck am folgenden Morgen einige Zeit am Bette der Kranken verweilt, und es dann, noch hoffnungsloſer, als geſtern, verlaſſen hatte, eilte er wieder zu Langhof, und vertraute ihm, unter Vergießung heißer Thränen, die Befürchtung,

daß die Kranke ohne Rettung verloren ſey. Da brach Lanahof, ergriffen von dem troſtloſen Schmerze des Freundes, endlich in die Worte aus: „Ach, wie grauſam iſt der Todesengel im Aufſuchen der Opfer, die ihm fallen ſollen! Wie winkt er mit ſeiner unerbittlichen Hand ſo oft nach dem ſchönſten, blühendſten Leben hin, während er vor Denen unbekümmert vorübergeht, die ihn ſuchen! Wie manchmal habe ich ſelbſt ihn im Schlachtgewühle geſucht! In meinem letzten Gefecht glaubt' ich gewiß, mein Ziel zu erreichen, und dennoch lebe ich noch! — Ich hatte mit meinen Leuten eine Batterie zu decken, an der unſerm General viel gelegen war. Mehrere Angriffe von Fußvolk hatte ich glücklich zurückgeſchlagen, als durch einen kleinen Haufen von feindlichen, tollkühnen Reitern ein neuer geſchah. Ihnen Allen jagte ein Offizier voran, der ſchon den linken Arm in einer Binde trug, und ſein erhitztes, ſchnaubendes Pferd, mit freiem Zügel, gerade auf unſre Kanonen losſtürzen ließ. Die Kugelſaat, die ihm entgegen gedonnert wurde, ſcheuchte ſein Pferd für einen Augenblick zurück; aber mit dem Rufe: „Sieg und Tod!" warf er es mit der rechten Hand herum, ſchwang dann ſeinen Säbel hoch empor, und ſtürzte von neuem auf die Batterie los. Die Kanoniere entflohen! ſelbſt meine Reiter ſchienen von einem pani-

schen Schrecken ergriffen zu seyn. Da warf ich mich dem tollkühnen Anführer der Stürmenden entgegen. Ein paar Mal trafen sich unsere Klingen, ohne daß wir einander beschädigten. Aber im Augenblicke, wo mein Säbel in seine Brust drang, fiel der seinige auf meinen Kopf und Arm, und blutend stürzten wir Beide dicht neben einander auf den Boden. Als er hörte, daß ich einige deutsche Worte über den Verlust der Batterie sprach, nickte er mir freundlich zu. — „Braver Kriegskamrad!" sagt' ich — „steht es schlimm mit Dir?" — „Nicht so, wie ich es wünschte!" stöhnte er mir zu — „Ich suchte einen schnellen Tod. Gieb mir ihn noch! aber mit meinem eigenen Säbel!" — So schwach er war, reichte er mir doch seinen Säbel zu. Da drückte ich ihm, wie einem Freunde, die Hand, sagte ihm ein tröstliches Wort, so gut ich es vermochte, und gab ihm meinen Säbel zum blutigen Angedenken, wie ich den seinen behielt, als wir weggetragen wurden, um verbunden zu werden. — Ach, warum nahm nun der Tod nicht lieber mich, oder jenen Verzweifelten, statt des beklagenswerthen Opfers, das er sich hier ausersehn zu haben scheint!"

In seiner tiefen Betrübniß hatte Hasebeck freilich nur halb hingehört nach dieser Erzählung; doch waren ihm die Worte über den Umtausch der

Säbel nicht entgangen. Als er nun bald darauf im Zimmer auf und ab ging, fiel ihm der Säbel, der in einem Winkel ſtand, zufällig in die Augen, und unbefangen griff er danach, um ihn, abſichtslos, anzuſehn.

Doch kaum waren ſeine Blicke auf den Griff des Säbels geheftet: ſo ſtieß er einen lauten Schrei des Schreckens aus, denn er ſah, daß es Herrmanns Säbel war, den er in der Hand hielt. „Unglücklicher!“ rief er Langhofen zu — „Welch ein theures Leben haſt Du wahrſcheinlich vernichtet!“

„Wen denn? Wen?“ fragte Langhof betroffen.

Als er nun hörte, daß ſein Gegner der Sohn des Grafen Flankenborn ſey, wollte er erſt ſeinen Ohren nicht trauen; da er aber die Beſtätigung vernahm, ſprang er auf von ſeinem Schmerzenslager, lauchzte und taumelte hin durch das Zimmer, wie ein Trunkener, riß Haſtebecken den Säbel aus der Hand, und beſah ihn, als ob auch ihm die Kennzeichen daran bekannt wären, und brach in wilde, ſchreckliche Freude darüber aus, daß er den Zerſtörer ſeines Lebensglücks, wenn auch nicht ſelbſt, doch wenigſtens in ſeinem Sohne, blutig geſtraft habe.

„Und mit ihm uns Alle! auf die ſchrecklichſte Weiſe!“ unterbrach ihn Haſtebeck, mit beben-

der Stimme. Aber der Rachedürſtige hörte das nicht, und pries, bald betend, bald fluchend, das wunderbare Geſchick, das ihm den Sohn ſeines Feindes entgegen geführt habe. Den Schmerz der Umſtehenden ſah er nicht eher, bis er, erſchöpft von übertriebener, leidenſchaftlicher Anſtrengung, wieder auf ſein Lager geſunken war. —

Haſtebecks nächſter Gedanke war, den ſchwer verwundeten Herrmann aufzuſuchen, obgleich Langhof behauptete, daß das ein nutzloſes Bemühen ſeyn werde. Aber indem ſie eben noch darüber ſprachen, wo Herrmann wohl zu finden ſeyn könne, kam Marie mit der Schreckensbotſchaft ins Zimmer, daß Seraphinens Zuſtand plötzlich ſehr ſchlimm verändert zu ſeyn ſcheine. Athemlos eilte Haſtebeck an das Bette der heißgeliebten Tochter, die mit gebrochenem Auge ſchon ihren Todeskampf beſtand, und nichts mehr von ſeinem betrübten, zärtlichen Zuruf ihres Namens vernahm. Hätte er weinen und beten können, wie Auguſte, und Marie, und die Gräfin, die auf ihren Knieen neben dem Sterbebette lag: er wäre glücklich geweſen, im Vergleich mit dem Zuſtande, in welchem er ſich befand. In thränenloſer, ſtummer Verſtörtheit ſtand er neben der früh zerknickten, ſchönen Blume, die ſeit langen Jahren ſeines trüben

Lebens höchſte, faſt einzige Freude geweſen war; und mit einem Schmerzgefühl, als ob eine zertrümmerte Welt gegen ſeine Bruſt ſtürzte, ſtammelte er endlich: „Sie iſt todt!“

Selbſt im höchſten Grade des Troſtes bedürftig, verſuchte doch Weſtold, dem unglücklichen Freunde ein Wort des Troſtes zu ſagen, und zog ihn mit Bruderarmen an ſeine hochathmende Bruſt. Doch ohne die Umarmung zu erwiedern, ſagte Haſtebeck zu ihm: „Still doch! ſtill! Es mußte ja ſo kommen! Ich kenne mein Geſchick. — Gieb acht: auch Herrmann iſt todt! vielleicht ſchon begraben!“ — Er fragte jetzt auch gar nicht mehr, ob Herrmann geſtorben ſeyn möge, ſondern nur noch, wann und wo?!

Die Gräfin drückte Seraphinen die ſchönen Augen zu, die nun ausgeleuchtet hatten, wie zwei untergegangene Sterne. Auch einen Kuß drückte ſie noch auf den Mund, der, in ſeiner jetzigen Bläſſe, einer verblichenen Roſe glich, und auf immer verſtummt war, wie eine zerriſſene Saite. — Keine andern, als Hände der Liebe, durften die theure Leiche berühren; und Auguſte ſorgte, daß ſie im Sarge mit einem Kranze von weißen und rothen Roſen geſchmückt ward, wie früher Weſtolds unglückliche Schweſter.

Als dieß eben geſchehen war, kam einer der ausgeſandten Briefboten zurück. Haſtebeck eilte ihm entgegen, und ſtarrte ihn, mit vorgehaltenen Händen und feuchten Augen, einige Sekunden ſchweigend an. Auch der Bote hatte den Muth nicht, zu ſprechen. — „Wo liegt er begraben?“ ſtammelte Haſtebeck dann, mit weicher, gebrochner Stimme. — „Er wünſchte, hier begraben zu werden.“ erwiederte traurig der Diener. „Der Wagen mit dem Sarge wird bald hier ſeyn.“ — Aus der Heftigkeit, mit welcher Haſtebeck bei dieſen Worten bebend zuſammen fuhr, ſah man, daß er doch noch auf die Erhaltung Herrmanns, ohne ſich deſſen bewußt zu ſeyn, gehofft haben mußte, ſo beſtimmt er auch von ſeinem Tode geſprochen hatte.

Der Diener erzählte, daß er den Verwundeten erſt am dritten Tage nach dem Gefecht in einer kleinen Stadt aufgefunden habe; als er ſich den Brief vorleſen laſſen, ſey ſein Geſicht ſehr freundlich erheitert worden; er habe den Brief noch mit ſchwacher Hand an die Lippen gedrückt, aber bald, im Gefühl ſeines herannahenden Todes, geſagt, er werde Seraphinen nie wieder ſehn, und wenn auch ſie ſterben ſollte, ſo möchte man ihren Sarg neben den ſeinigen ſtellen; nach wenigen Stunden ſey er dann, in Folge eines neuen Blutverluſtes aus ſeiner Wun-

de, geſtorben. — Leiſe mit dem Kopfe nickend, und wie im Traume, ſagte Haſtebeck: „Amen! Amen! Gut ſo! Der grauſame Tod hat Barmherzigkeit an ihnen geübt! Er hat die Unglücklichen, die der zärtliche Vater auseinander riß, in ſeinem dunkeln Reiche wieder vereinigt! Braucht doch nun Einer nicht um den Andern zu weinen!“ — Still und ſtumm ſaß er dann auf einer Stelle, bis der Wagen mit dem Sarge kam, den man zur Rechten von Seraphinens Sarge, in dem ſchwarz ausgeſchlagenen, kerzenhellen Saale aufſtellte.

Die allgemeine Trauer hatte neue Nahrung erhalten. Alles war verſunken in der allertiefſten Betrübniß. Selbſt Langhof war erſchüttert, und bat Lebrechten dringend, ihn nach der nächſten Stadt, wo ein Lazareth war, bringen zu laſſen, weil er es nicht länger aushalten könne in einem Kreiſe, zu deſſen erneuter Trauer er die nächſte Veranlaſſung gegeben habe. Beim Abſchiede bat er Haſtebecken mit bitterer Selbſtanklage, ihm den vorgeſtrigen, wilden Ausbruch rachſüchtiger Schadenfreude zu verzeihn, und ihn nicht zu haſſen, bei der Trauer über den Todten.

„Beruhige Dich darüber!“ antwortete ihm Haſtebeck — „Ich ſehe in Dir nur ein Werkzeug

der Vorsehung, und nie werde ich Dorotheens Bruder hassen können.“ —

Der folgende Tag war zur Beisetzung der Särge in die Familiengruft der Gräfin unter der Kirche bestimmt. Vorher waren sie, geöffnet, vor dem Altare aufgestellt, Seraphinens Leiche mit dem Kranze von Rosen, Herrmanns Leiche mit einem Lorbeerkranze geschmückt. Hunderte weinten bei dem Anblick des so früh dahin gerafften, jungen Paares. Selbst die fremdesten Zuschauer waren gerührt, und sangen voll wehmüthiger Andacht das Sterbelied mit. Hastebeck aber saß stumm und bewegungslos, wie zu Stein geworden, dicht neben Seraphinens Sarge — ein Bild des herzzerreissendsten Kummers.

Westold, der sich, aller Abmahnungen ungeachtet, nicht hatte wollen zurückhalten lassen, seine heutige, allzu erschütternde Amtspflicht zu erfüllen, wankte jetzt, langsamen Schrittes, vor den Altar, tief zu Boden das blasse, auffallend entstellte Gesicht geneigt. Er vermochte nicht, hin zu blicken nach den Todten, die er auf der nemlichen Stelle vor Kurzem erst zur Heiligung ihres Bundes der Liebe gesegnet hatte, und die er heute, in ihren engen Särgen, segnen sollte zu ihrem Eingange in das Land des ewigen Friedens! —

Zitternd erhob er die gefalteten Hände über der Bruſt; zitternd ſtammelte er einige Worte des frommen Gebets, das er ſprechen wollte; noch zitternder verſuchte er, ſie zu wiederholen — da verſagte ihm plötzlich die Stimme; es ſchien dunkel zu werden vor ſeinen Augen; er wankte, und ſtreckte die Hände aus, als ob er ſich irgendwo anhalten wolle. Schnell ſprang Haſtebeck zu ihm hin, daß er nicht falle; und in ſeinen Armen endete ein abermaliger, tödtlicher Nervenſchlag das Leben ſeines geliebteſten Freundes, des frommen Prieſters des Herrn, deſſen Geſicht nun, wie verklärt, noch ſeine Freude auszudrücken ſchien, daß ſein entfeſſelter Geiſt von ſo heiliger Stätte ſich zu einem höheren Leben empor ſchwang.

Unter lauten Klagen ſtürzten Auguſte, Marie und Lebrecht hinzu. Wenigſtens noch einen einzigen Laut der Liebe wünſchten ſie von dem Theuren zu hören. Aber ſein frommer Mund war ſchon auf immer verſtummt, und ſein Herz voll Liebe ſchlug ſchon nicht mehr! Er war eines ſeligen Todes geſtorben, mitten in ſeinem heiligen Beruf, ohne vorhergegangenen Krankheitsſchmerz und Trennungskummer, und das Gewiſſen rein, gleich einem kriſtallenen Spiegel. Mit einem unausſprechlichen Gefühl der Liebe und der Trauer drückte Haſtebeck

ſeinen Abſchiedskuß auf die Lippen des Todten, blickte dann raſch, wie im Trotze der Verzweiflung, zum Himmel auf, und ſprach mit erſchütternder Stimme: „Richter über den Sternen! Nun haſt Du Alles! mein Liebſtes! Nun kannſt Du mir nichts mehr nehmen!“ —

Weſtolds Sarg war nach drei Tagen unter einer der majeſtätiſchen Gottesacker-Linden in die Erde geſenkt, und zwar auf der nämlichen Stelle, wo er bei ſeinem erſten Beſuche von Aarhorſt auf dem grünen Raſen geſeſſen, und ſo ſelig geträumt hatte. —

Die Gräfin ſchickte ſich an, auf immer Aarhorſt zu verlaſſen, um in klöſterlicher Stille das harte Mißgeſchick ihres verfehlten Lebens zu betrauern. Um noch ein gutes Werk zu thun, ſorgte Haſtebeck, daß ſie Lebrechten und Marien auf immer eine gute Lage ſicherte. Dann riß er ſich gewaltſam von Aarhorſt los, um in der Reſidenz ſeine Vermögens-Angelegenheiten zu ordnen, und dann Europa auf immer zu verlaſſen.

Als er eben aus der Reſidenz wieder abreiſen wollte, traf der Graf dort ein. Das unerwartete Begegnen von Beiden glich dem Gegeneinanderfliegen von zwei heißen, feindlichen Kugeln, die, halb

zuſammengedrückt im harten Stoße, ſchnell ermattet mit- und nebeneinander zu Boden fallen.

Der Graf ſchäumte vor Wuth bei Haſtebecks Anblick, über die eigenmächtige Verheirathung ihrer Kinder. Haſtebeck aber donnerte ihm entgegen, daß Beide, als die unſchuldigen Opfer ſeiner zügelloſen, frevelhaften Leidenſchaftlichkeit, gefallen wären, und mit ihnen Weſtold, wie früher ſchon Werner und die ſchändlich betrogene Marie. Er ſchalt ihn einen fünffachen Mörder, und rief ihm mit furchtbarem Tone zu, daß Herrmann, nach der Rachegöttin Willen, von Langhofs Hand gefallen ſey.

Wie niedergeſchmettert von einem ſtrafenden Blitze, ſtürzte der Graf auf den Sopha, vor dem er geſtanden hatte, zerraufte in gräßlicher Verzweiflung ſein Haar, und verfluchte laut ſein Geſchick und ſich ſelbſt. — Er hatte Seraphinen, wie ein jugendlicher Wüſtling, Herrmannen aber, wie ein zärtlicher Vater geliebt! Beide ſah er ins Grab geſtürzt durch ſeine Schuld! Und daß ſein unglücklicher Brief den geliebten Sohn gerade gegen Langhofs tödtlichen Säbel getrieben hatte, das zermalmte ſein Innres bis auf den tiefſten Grund! Der rückſichtloſe Frevler, deſſen einziger Götze bisher ſein ungezügelter Sinnentrieb geweſen war — der bisher die Tugend für eine Thorheit, den Glau-

ben an Gott und Vorſehung für einen märchenhaften Wahn gehalten hatte — er erblickte jetzt einen furchtbaren Sinn in der Verkettung ſeiner erſten, folgenreichen Freveltha: mit dem blutigen Tode ſeines geliebten, aber in ſündlicher Umarmung erzeugten, Sohnes — und mit einem Schauder, der ſein innerſtes Mark durchbebte, faßte er zum erſten Male den Gedanken: Es iſt ein Gott! ein hoher, ewiger Richter, der mit ſtrenger Waage die guten und die böſen Thaten der Menſchen wägt, und früh oder ſpät ſie lohnet oder ſtraft! — Wie vernichtet in ſeinem Innern, rief er aus: „Ich bin elend! elend auf immer! Mein gewonnener Reichthum iſt mir nun nichts! nichts! denn ich kann die geliebten Todten damit nicht wieder erwecken, und den Fluch nicht hinwegwälzen, der auf meinem Leben liegt!“ —

Er vermochte nicht mehr, zu Haſtebecken aufzublicken; und als dieſer ihn in ſolcher innern Zerſtörung, allen Furien eines qualvollen Bewußtſeyns anheim gefallen, erblickte, verſtummte ſeine ſtrafende Rede; und Die in flammendem Haß und Zorn auf einander geſtoßen waren, Die ſchieden ſtill und tief gebeugt von einander; und der ſchwere Seufzer, der ſich der Bruſt eines Jeden entwand, vertrat bei Jedem das ſchwere Abſchiedswort. —

Ohne ſich weiter durch etwas aufhalten zu laſſen, eilte Haſtebeck nun, faſt immer mit ge-

ſchloßnen Augen in die Ecke ſeines Wagens gedrückt, der Nordſee zu. —

In der Kirche zu Ottenſen ward ihm endlich der lange gehegte Wunſch gewährt, Dorotheen noch einmal wieder zu ſehen. Der Gaſtwirth, bei dem er eingekehrt war, zeigte ſie ihm dort. Er ſelbſt hätte ſie ſchwerlich herausgefunden aus den hundert fremden Geſichtern, zwiſchen denen ſie war. Die Blüthe ihrer Schönheit war vor der Zeit verwelkt! In jeder ihrer Mienen, in jedem ihrer tief geſenkten Blicke glaubte er zu leſen, wie traurig und düſter ihr Eheleben geweſen ſeyn müſſe. Ein Bild des tiefſten Kummers trat in ſeiner Seele an die Stelle des ſonſtigen, engelſchönen Traumbildes. Eine neue Trauer erfüllte ſein Herz!

Als der Gottesdienſt geendet war, ſtellte er ſich, vor der Kirchthür, neben Klopſtocks Denkmal, und dachte mit Seufzen, wie begeiſtert er, in den glücklichen Tagen ihrer Liebe, aus des unſterblichen Dichters Selmar und Selma ſeiner Dorothee vorgeleſen hatte:

„Selma, ich ſterbe mit Dir!
Den Schmerz ſoll Selma nicht fühlen,
Daß ſie ſterben mich ſieht!“

Dicht neben ihm ging jetzt langſam Dorothee vorüber, ohne ihn zu erkennen, oder zu beachten!

Wenig fehlte, daß er ihre Hand ergriff. Nicht mehr, um zu koſen mit ihr, wie in den Jahren der blühenden Jugend, wohl aber, um ihr, aus der Fülle des tief bewegten Herzens, Worte des Mitleids und der Trauer zu ſagen, um ſich noch einmal recht auszuweinen an ihrem Herzen, wäre er ihr gern in ihre Wohnung nachgefolgt; aber er fühlte, daß er in dem Gemüth der Unglücklichen nur ein geſchärftes Gefühl ihres Unglücks aufregen würde, wenn er ſich ihr zu erkennen gäbe, und ſie an die ſchöne Zeit ihrer glücklichen Liebe erinnerte. Jeden Wunſch dieſer Art kämpfte er alſo nieder; und nur ſeine bethränten Blicke und ſeine frömmſten Wünſche begleiteten ſie, bis ſie an der Thür ihrer Wohnung verſchwand. Leiſe ſeufzte er ihr nach: „Selma! Selma! ich möchte ſterben mit Dir!“

Gänzlich abgeſchloſſen war nun ſeine Rechnung mit Allem, was er geliebt hatte. Der ſonſt ſo hoch flammende Berg ſeines Herzens war zum ſchwarzen Krater geworden, voll kalter, trauriger Aſche. —

Am Strande von Cuxhaven ſah er endlich das Meer, das alte Ziel ſeiner wilden, jugendlichen Träume und Wünſche! Von einem ſchwülen, düſtern Himmel überſpannt, lag es, in weiter Ausdehnung, dunkel und ruhig vor ſeinem weit hinausſtarrenden

Auge, gleich einer ungeheuren, geheimnißvollen Tafel, welche er um das Räthsel ſeines künftigen Geſchicks befragte, ohne eine Antwort zu erhalten.

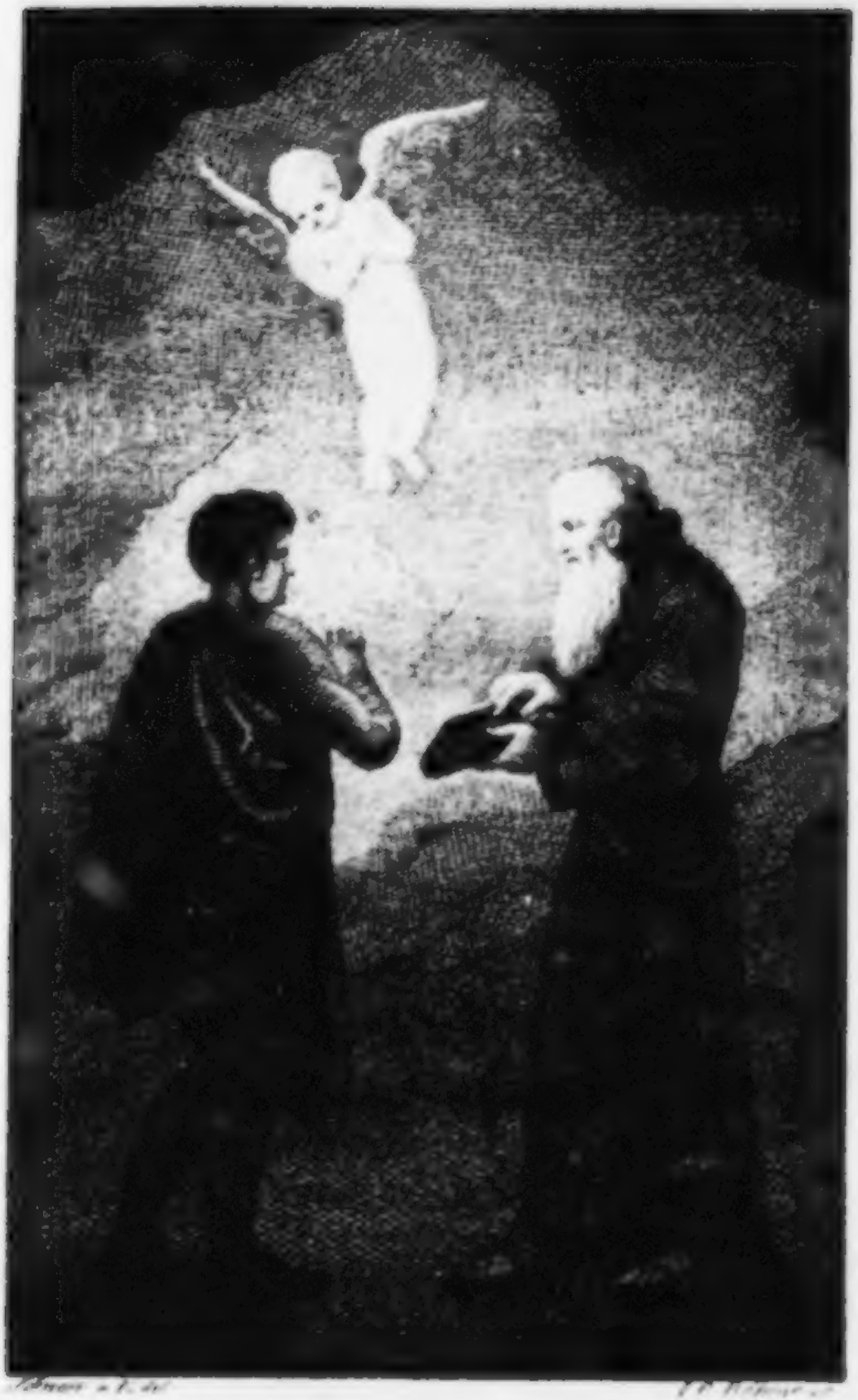
„Biſt auch Du geſtorben,“ ſprach er — „du ſonſt ſo bewegliches, unbezähmbares, lautbrüllendes Ungeheuer? Haſt Du keine Stimme für mich?“

Ein ſtarker Weſtwind weckte die ſchlummernden Wellen, gab ihnen laute und immer lautere Stimme, und warf ihnen hohe, flüchtige Kronen von Millionen weißer Perlen auf die emporſteigenden Häupter. „Das ſind die Stimmen und die Geiſter meiner Lieben!“ ſagte Haſtebeck mit hochklopfender Bruſt — „Sie rufen und winken mir mit tauſend Tönen und Zeichen der Liebe!“ —

Mit dem erſten, abſegelnden Schiffe verließ er Europa. Pfeilſchnell durchſchnitt es bei ſeinem Auslaufen die Wellen! Aber nur ſeine Trümmern wurden endlich an eine ferne Küſte geworfen; und das Meer, wonach Haſtebeck ſich ſo lange geſehnt hatte, wurde ſein Grab.

Ende des zweiten und letzten Theils.

Halle, gedruckt bei Leopold Bänkſch.



# Weltolds

und

# sein Freund

von

J. A. G. Eberhard

Erster Theil.

Halle,
in der Rengerschen Buchhandlung.
1823.

# Weſtfold

und ſein Freund.

---

## Erſter Theil.

Weſtold, der freundlichſte, frömmſte Advokat in der Stadt, vielleicht im ganzen Lande, ſaß eben ſeufzend an ſeinem Aktentiſche: da ſtürmte ſein Jugendfreund, der Regimentsquartiermeiſter Haſtebeck, von jeher der Wilde genannt, die Treppe herauf und zur Thüre herein. Handſchlag und Kuß waren von beiden Seiten herzlich und freudig, wie in früherer Zeit. Waren ſie gleich jahrelang getrennt geweſen, und hatten ſie auch keinen regelmäßigen oder lebhaften Briefwechſel unterhalten: ſo liebten doch die Männer einander noch, wie ſonſt die Jünglinge es thaten. Auch erkannten ſie einander auf den erſten Blick, denn ihr Aeußeres war wenig verändert. Weſtold, kaum von mittlerer Größe, doch von feinem, regelmäßigem Gliederbau, blaſſen, doch freundlichen Geſichts, und mit der vorgeboge-

nen Nase und dem stark zurückweichenden Kinn an des Neapolitanisch-Entinischen Tischbeins Characteristik der anspruchlosen Gutmüthigkeit erinnernd, war in Mienen und Bewegungen noch ganz der Alte, nur daß der Blick aus seinen großen, blauen Augen fast schwärmerisch-schwermüthig, und seine Haltung etwas gebückter geworden war, als sonst. Dagegen Hastebeck, groß, kräftig, ungebeugt, ungewöhnlich lebhaft in jeder Miene und Bewegung seines Körpers; das sonnenverbrandte Gesicht scharf gezeichnet in allen seinen Zügen, aber von der Spitze der hohen Stirn bis hinab zum bärtigen, runden Kinn, männlich edel in Form und Ausdruck; etwas ernster, fast finster geworden die Blicke der schwarzbraunen Augen, die unter den starken, dunkeln Augenbraunen, bei jeder Aufregung seines lebhaften Gemüths, wilde Blitze hervorschossen.

So standen sie jetzt, nach langer Trennung, plötzlich wieder einander gegenüber, und die Freude des Wiedersehens war bei Beiden gleich groß. — Vom frohen Aufjauchzen und herzlichen Willkommenheißen kam es endlich zum Fragen und Erzählen.

„Ich kehre eben von einer Geſchäftsreiſe zurück“ nahm Haſtebeck das Wort, „und ich bin zehn Meilen umgereiſt, lieber Herzensfreund, vorzüglich um dein Eheglück einmal zu ſehen, und um dir zu zeigen und zu ſagen, daß mein alter Liebesſchwindel nun aus dem Kopfe heraus iſt, und daß ich wieder geſund, friſch und freudig bin, wie ehemals, ehe mein Unſtern mich und Dorotheen Langhof mit Liebesfäden zuſammen ſpann.“

„Dacht' ich's doch immer,“ ſagte Weſtold — „und ich denke, ich habe es dir auch geſchrieben, daß die Zeit, die alles heilt, auch deine Liebeswunden —“

Aber Haſtebeck ließ ihn nicht ausreden. „Hohle der Teufel deinen Gemeinplatz!“ rief er aus — „die Zeit hat's wahrlich nicht gethan! Ich liebte Dorotheen für's ganze, ganze Leben. Dieſe Liebe, die mich faſt um Leben und Verſtand gebracht hätte, ſie wäre nie aus meiner Seele gekommen! Mit in die Ewigkeit hätte ich ſie hinüber getragen! Dorothee war der einzige Liebesengel für mich in der Welt! Sie ſollte es mir auch blei-

ben! — Seit der liſtige Schelm von Oheim ſie aus meinen Armen entführt, und einem Andern, den ſie verabſcheute, zur Beute überliefert hatte, war meine Liebe nicht ſchwächer, nur düſtrer geworden! Ich hatte ihr längſt die Schwäche verziehn, mit der ſie ſich von mir hinwegreißen ließ; und ich ſchwur der Unglücklichen eine ewige Liebe und Trauer!"

„Solche Schwüre ſollte man nicht thun!" ſagte Weſtold.

Doch raſch erwiederte Haſtebeck: „Wer ſie halten kann, mag ſie thun! Ich konnte und wollte ſie halten der Unglücklichen! Und warlich, ich hätte ſie ihr gehalten! Aber, Weſtold, ſie iſt glücklich! glücklich! — glücklich an der Seite des ſonſt Verabſcheuten!" —

Er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Weſtold folgte ihm mit ungewiſſen Blicken, weil er nicht wußte, ob er den Freund wirklich für geheilt, oder noch für krank halten ſolle. Endlich fragte er mit milder Stimme: „Woher weißt du es, daß ſie glücklich an ſeiner Seite iſt?"

„Von Sophien Brink, des Arztes Tochter, ihrer Verwandtin, die bei ihr geweſen, und die Herrlichkeit mit angeſehen hat. — Und, daß du es weißt: Sophie iſt nun meine Braut!“

Weſtold war nicht wenig erſtaunt über dieſe unerwartete Nachricht. Er wollte ſich freuen, aber er konnte es nicht. Sein herzlicher Glückwunſch klang faſt, wie eine Beileidsbezeugung. „Gott gebe dann, daß auch du nun recht glücklich wirſt!“ ſetzte er, halb ſeufzend, hinzu.

„O, das werd' ich gewiß!“ erwiederte Haſtebeck — „ja, ich bin es ſchon! Ich bin es mehr — tauſendmal mehr, als ich ſeit Jahren hoffen konnte! — Manches, manches aus meinem Leben lag mir ſchwer auf dem Herzen — warlich, centnerſchwer! — ich konnt' es nicht abwälzen, ſo ſehr ich mich auch dagegen ſtemmte! — O, es können einem böſe Dinge durch den Weg laufen, ohne daß man ſelbſt böſ' iſt, oder Neigung zum Böſen hat! — Aber nun iſt alles gut! alles Böſe vergeſſen! Das ſchönſte Mädchen weit und breit iſt meine Braut! Ich werde ein glücklicher, ein überglücklicher Ehemann!“

Wesfold fragte beklommen, was ihm denn Böses durch den Weg gelaufen sey?

„Davon ein andermal — oder auch niemals!“ fiel ihm Hastebeck ins Wort. „Für dich, du fromme Seele, du Titular-Advokat, der eigentlich ein geborner Priester ist, taugt so was nicht! Wer schreckhaft ist, dem muß man keine Gespenstergeschichten erzählen! Lieber meinen Handel mit Sophien will ich dir mittheilen. — Sieh, der hat sich sonderbar gemacht. Ich gewann ihre und ihres Vaters Aufmerksamkeit und Zuneigung zuerst dadurch, daß ich, bei Gelegenheit einer Geschäftsreise nach Frankfurt am Main, dem Franz Langhof, Dorotheens Bruder, einem unbesonnenen jungen Menschen, zur Rettung aus einer sehr bösen Lage behülflich ward. Zwar erfuhren sie nie, und sollen auch nie erfahren, um welchen bösen, unglücklichen Preis das geschah — ja, ich möchte, daß ich selbst es nicht mehr wüßte! — doch da sie, als nahe Verwandte, sehr lebhaften Antheil an dem Schicksal des jungen Menschen nahmen, und sie mir meine Hülfe um so höher anrechneten, da sie damals

noch nicht wußten, daß eigentlich nur meine Liebe zu seiner Schwester mich zu dem, was ich that, getrieben hatte: so bezeigten sie sich so dankbar und gastfreundschaftlich gegen mich, daß ich nach und nach ihr vertrautester Hausfreund wurde. Jahrelang sah ich indessen in Sophien fast nichts Anziehendes für mich, als daß sie Dorotheens Verwandtin war. Ich wußte nicht, daß sie schön, daß sie gescheit sey, wenigstens beachtete ich es nicht. Nur das zog mich zu ihr hin, daß ich mit ihr von Dorotheen sprechen konnte. Ach, was waren das ehemals für selige — späterhin für unselige Stunden! Wie habe ich gejauchzt! Wie habe ich getobt vor ihr! Durch sie erfuhr ich ja die Unglücksgeschichte Dorotheens! — Du weißt, wie stumm und hoffnungslos ich Dorotheen jahrelang liebte, weil sie reich war, und meine Bewerbung um sie als Eigennutz erscheinen konnte! — Endlich wollte ich aber doch an mein Ziel! Um ihres Oheims willen nahm ich die Regimentsquartiermeister-Stelle an, die mir durch einen hohen Gönner angetragen wurde; ich warf Pinsel und Palette hinweg, und

gab mein heiteres, schönes Künstlerleben auf, denn Alles, Alles sollte mir Dorothee vergüten und ersetzen! Doch wenig fehlte, so wäre aus meinem Schäferspiel ein Trauerspiel geworden! Glaub' es mir: Eines Abends, als ich mich ihr schriftlich entdeckt, und mich, aus Mißverstehen ihrer jungfräulichen Schüchternheit, von ihr verschmäht wähnte — warlich, da rettete nur der Zufall mein Leben, daß der Krämer, von dem ich mir Pulver für mein Pistol holen wollte, eines Familienfestes wegen seinen Laden um eine Viertelstunde früher verschlossen hatte, als sonst. Hätte er das nicht gethan: so wäre der Abend mein letzter gewesen! In der Nacht war ich dem Wahnsinne nahe! So furchtbar war ich erschüttert von hoffnungsloser Liebe und von vermeintlicher Beschämung!" —

Hier versagte die Stimme dem Erzähler. Er fuhr mit der Hand am Gesicht hinunter in heftiger Bewegung, und ging mit stärkeren Schritten im Zimmer hin.

Westold schlug die Hände zusammen, und sagte dann mit bewegter Stimme: „Gelobt sey Gott, der dich rettete vom Verderben!"

„Pah! Jugend-Tollheit!“ erwiederte Haſtebeck, und fuhr dann ruhiger fort:

„Ich floh ſie nun einige Zeit; ich wollte ſie nie wiederſehen; aber ſie zog mich wieder zurück in ihren Zauberkreis; und als ich ihr nun ſagte, daß ich ſie fliehen müſſe, wenn ich nicht untergehen wolle in immer erneutem, leidenſchaftlichem Schmerz — — da, da, — o Weſtold, welch eine unvergeßliche Stunde war das! — da legte ſie, verſtummend und erröthend, einen Brief ihres Oheims in meine Hand, aus welchem ſich ergab, daß ihr Herz mir gehörte, wie das meine ihr; daß ſie mich jahrelang im Stillen geliebt hatte, wie ich ſie; daß ſie dem Oheim ſchon längſt bekannt hatte, ſie könne um meinetwillen dem reichen Vetter ihre Hand nicht geben, obgleich meine Liebe damals noch ſtumm gegen ſie geweſen war! — O, Weſtold, was war das für eine Stunde! Für einen ganzen Himmel voll überirdiſcher Seligkeit hätte ich ſie nicht hingegeben! Ich war aus einer finſtern Höhle mit einem Zauberſchlage in ein Tempe voll duftender Blumen und flötender Nachtigallen ver-

ſetzt! Ich ſtürzte zu ihren Füßen im Uebermaaß meines Entzückens; ich ſprang auf, um ſie ans Herz zu drücken, als die Meine! und ſie beſiegelte es mit dem zärtlichſten Kuſſe, daß ſie es ſey! — O, hätte doch unſer Leben geendet in dieſer Stunde, nach der keine ſchönere kommen konnte — der nur zu bald ſo böſe folgten! — — Daß ich's kurz mache: Wir verlebten noch einige ſehr ſchöne Tage, und blickten mit gleichem Entzücken in eine Zukunft voll der höchſten Glückſeligkeit in unzertrennlicher Vereinigung! — Aber — aber — — es war ein Traum, der ſchnell zerrann! — Sie mußte zu dem Oheim! Wir trennten uns unter unzählbaren Thränen! Ihr Bruder mußte uns faſt gewaltſam auseinander reißen. Ach, wir ahnten es wohl, daß es auf immer war!"

Abermals verſtummte der Erzähler, ſo daß Weſtold mitleidvoll ſeine Hand ergriff, und kaum die Worte: „O du armer Freund!" über die Lippen bringen konnte.

Nach einer kleinen Pauſe fuhr Haſtebeck abermals fort: „Ihr nächſter, ſehnſuchtsvoll von

mir erwarteter, Brief ſtürzte den ganzen Prachtbau meines Glucks in klägliche Trümmern. Der Oheim hatte ſie eingeſchüchtert, wie ein gejagtes Reh, wie eine Taube, über welcher der Geier ſchwebt. Jede Zeile ihres Briefes war der Ausdruck des troſtloſeſten Schmerzes. Sie warf es ſich als ein Vergehen vor, ohne Vorwiſſen ihres Oheims mir ihr Herz aufgeſchloſſen, ihre Hand zugeſagt zu haben! O, wie mußte man ſie gepeinigt haben! Sie beſchwor mich bei meiner Liebe, ihr Wort ihr zurück zu geben!" —

„Und du thateſt das?" fragte Weſtold.

„Ja!" antwortete Haſtebeck — „ich that es, voll Verzweiflung, voll Grimm, voll Stolz! — Die Verzweiflung ſtürzte mich zu Boden; der Stolz erhob mich wieder. Ich konnte nicht betteln um ihre Treue. Ein erbetteltes Glück konnte für mich keins ſeyn. Ich beſchloß, meinem Mißgeſchick zu trotzen; und ich kämpfte kräftig gegen meinen Schmerz. Ich ſuchte mir einzubilden, daß ſie todt ſey, um zu vergeſſen, daß es ſchlimmer war, als wäre ſie todt. — Ich warf mich mit Eifer in meine neue Bahn, übernahm Geſchäfte, die mir eigentlich zuwider waren,

und ließ mich in mancherlei Verhältniſſe ein, nur um mich gewaltſam von mir ſelbſt abzuziehen. — So verſtrichen einige Monathe, in denen ich von Dorotheen nichts erfuhr, als daß ſie mit dem Oheim und mit ihrer ältern Schweſter eine ſogenannte Zerſtreuungsreiſe zu den Verwandten nach Danzig habe machen müſſen. Dieſe Nachricht erfüllte mich, wider Willen, mit Unruhe. Ich kränkelte. Mein Arzt ſchickte mich in die böhmiſchen Bäder. Wieder geſtärkt an Leib und Seele, doch noch gänzlich ungewiß über die weitere Wendung von Dorotheens Schickſal, war ich, auf dem Rückwege nach meiner Heimath, nach Dresden gelangt. Es war Sonntag. Ich ging, gegen Mittag, in die katholiſche Kirche, wie ich mir vorſagte, der Muſik wegen, eigentlich aber nur, weil ich mit Dorotheen zehn Monath früher, noch im glücklichſten Zeitpunkt unſrer Liebe, kurz vor der grauſamen Trennung von ihr, um die nemliche Stunde dort geweſen war. Jetzt ſtand ich einſam und düſter im Menſchengedränge, und dachte nur an ſie und damals, ohne nach der Muſik zu hören, oder nach den Altarbil-

dern zu ſchauen. Ohne Abſicht, ohne nach einem Menſchen zu ſuchen, war mein Blick nach den dicht gedrängten Reihen betender Frauen gerichtet. Da begegnen mir endlich einmal, zweimal und öfter noch, halb forſchende, halb ſchüchterne Blicke aus zwei großen, ſchwermüthigen Augen, die ſich jedesmal zum Boden ſenken, wenn die meinigen ihnen begegnen. Es that mir einen Stich ins Herz, ohne daß ich noch wußte, warum. Aber jetzt kommt eine kleine Bewegung unter die Zwiſchenſtehenden. Ich kann endlich das ganze Geſicht, das mich ſo ſonderbar feſſelte, ſehn; und plötzlich fährt es mir, wie ein Blitz, durch die Glieder! ich glaube, Dorotheen zu ſehn; nur in ſchmerzlich veränderter Geſtalt! abgebleicht die ſchönen Roſen ihrer Wangen; zu traurigem Ernſte geworden das unſchuldige Lächeln ihres Mundes; und verloſchen in düſterer Kälte der zauberiſche Glanz ihres ſchönblauen Auges! Ich ſtarrte hin, wie nach einer Zaubererſcheinung! Endlich wurde mir's klar, daß es Dorotheens Schweſter war, die ich ſah! Mir war wunderbar zu Muthe. Dennoch entging es mir nicht, daß ſie von

mir nicht erkannt seyn wollte. Das verrieth sich in ihren unruhigen Bewegungen, in dem möglichsten Abwenden ihres Gesichts, und in dem immer tiefe-ren Niederschlagen ihrer Augen. War es böses Gewissen — oder war es Schmerz über mein und Dorotheens Geschick? — Ich wußt' es nicht, und konnt' es nicht ergründen. — Aber unbeweglich stand ich, und starrt' ich hin nach dem blassen Nonnengesichte, in dem ich, wie durch eine Flor-Maske, das Bild meiner Heiligen, meines holden Engels der Liebe erblickte. Es erfüllte mich mit Pein und mit Wonne zugleich, wie die Erscheinung einer geliebten Todten! Es wollte mich forttreiben in jedem Augenblick, und hielt mich doch fest auf meine Stelle gebannt, wie ein überirdischer Zauber! — Endlich war die Messe geendet, und Andächtige und Gaffer drängten sich den Ausgängen zu. Es ward mir schwer, meine Erscheinung im Auge zu behalten. Ich wollte, ich hätte sie gleich verloren: so hätte ich den widrigen Anblick ihres Oheims nicht gehabt, des Feindes meiner Liebe, des heuchlerischen Tyrannen der armen Dorothee,

des

des Zerstörers meines ganzen, damaligen Lebens-Plans und Lebens-Glücks! Krampfhaft ballte sich meine Hand zur Faust, als ich die kalte, süßliche, vornehm thuende Gestalt erblickte! Auch Dorotheens Schwester schien mir entweiht zu werden durch seine Berührung, als Beide sich einander näherten, er ihr den Arm bot, und sie sich von ihm fortziehen ließ durch das dichte Gedränge. — Ich aber forschte nur nach Dorotheen, zitternd in Hoffnung und Furcht zugleich. Aber ich erforschte sie nirgends! Es waren lauter fremde Gesichter, die ich sah; und darüber waren mir unvermerkt auch die beiden bekannten entschwunden. Ich sah diese nicht wieder, und mochte sie auch nicht wieder sehn. Aber meinen Lohnbedienten schickt' ich auf Kundschaft in ein paar Gasthöfe; und durch ihn erfuhr ich, daß der Oheim, nur von Dorotheens Schwester und deren Kammerjungfer begleitet, angekommen und gleich nach Tische abgereist sey. — Wo war nun Dorothee? Was war aus ihr auf dieser Zerstreuungsreise geworden? Diese Fragen rief ich mir rasch nach einander zu. Eine böse Ahnung

fuhr mir durch den Kopf! Der Schrecken, mit dem ſie mich erfüllte, ließ mich fühlen, was mir Dorothee noch war, und welch eine thörichte Hoffnung mich bis jetzt noch, ohne daß ich mir es geſtehen wollte, geäfft hatte! Ich warf meine Sachen in den Koffer, und reiſte Tag und Nacht meiner Heimath zu. Ich flog zu Sophien — o, das war ein böſer, böſer Tag!" —

Eine lange Pauſe erfolgte jetzt. Haſtebeck war auf's äußerſte bewegt. Faſt zaghaft, fragte Weſtold endlich: „Und was war es denn?"

Finſter erwiederte Haſtebeck: „Was es war? Kannſt du Dir es nicht denken? Aus war es! Aus war nun Alles! Die Nachricht von Dorotheens Verheirathung in Danzig war es! — Liſtig hatten ſie das Opferlamm hingeführt an den Altar. Sie feſſelten es mit Blumengewinden; ſie betäubten es mit Feſtgeſängen; es durfte ſich nicht ſträuben, und konnte nicht entfliehen: und ſo fiel es dem Opfermeſſer des Prieſters anheim! — doch, kein Wort mehr davon!" —

Westold ehrte schweigend den Schmerz seines Freundes. Sie gingen lange stumm miteinander im Zimmer auf und ab.

Spät erst erinnerte Westold sich wieder, wovon die Erzählung Hastebecks ausgegangen war. „Aber du wolltest mir ja eigentlich deine Geschichte mit Sophien erzählen?“ unterbrach er endlich die ängstliche Stille.

„Ja so!“ erwiederte Hastebeck, wie aus einem schweren Traume erwachend — „Nun, wie ich dir schon gesagt habe: ich sprach immer mit ihr von nichts, als von Dorotheen — in welchem Maaße sie wohl unglücklich oder glücklich seyn möchte; ob sie mich wohl noch liebe, oder vergessen habe? Darum drehten sich fast alle meine Gespräche mit Sophien, und sie war gutmüthig und wohlwollend genug gegen mich gesinnt, um mich geduldig, theilnehmend anzuhören. Wie es aber wirklich um Dorotheen stehe, das konnt' ich immer nicht erfahren. — Eines Tages überraschte mich Sophie mit der Neuigkeit, daß sich eine sehr schöne Gelegenheit gefunden habe, nach Danzig zu reisen, und

daß sie fast Lust habe, Dorotheen mit ihrem Besuche zu überraschen. Das brachte mich in die lebhafteste Bewegung. Ich ließ nicht ab, sie mit Bitten zu bestürmen, bis sie mir ihr Wort gab, die Reise zu machen. Und nun war von nichts die Rede, als wie sie Dorotheens Herzenszustand in Beziehung auf mich und auf Den, dem man sie in die Arme geschleudert hatte, erforschen solle. Sophie machte mir freilich die vernünftige Einwendung, daß alle diese Nachforschungen doch zu keinem Heile für keinen von uns Beiden führen könnten, da Dorothee doch auf immer für mich verloren sey. Gott weiß, was sie alles noch sagte; es mochte alles recht vernünftig seyn; aber es machte keinen Eindruck auf mich. Ich glühte nur von dem Verlangen, Dorotheen wissen zu lassen, daß meine Liebe zu ihr auch die furchtbarste Feuerprobe, zu welcher das Schicksal mich verdammt hatte, siegreich bestanden habe. Ich wollte wissen, ob auch ihre Liebe ächter Art gewesen sey. Fand es sich so: dann sollte Sophie ihr sagen, ich werde ihr treu bleiben bis in den Tod, und die Liebe zu ihr habe mich zu dem

festen Glauben an ein Jenseit bekehret, wo ich, sie wieder mein nennen zu können, hoffe. Indem ich Sophien beschwor, dies Dorotheen zu sagen, küßte ich mehrmals den Haarring an meinem Finger, den ich in einer schönen Stunde, als Zeichen ihrer treuen Liebe, von ihr empfangen hatte. „Sagen Sie ihr" — stammelte ich, „daß dieser Ring mein liebstes Kleinod ist, und daß ich an ihre fortdauernde Liebe glaube, so oft ich ihn anblicke." Und dann, aufgeregt wie ich war, umarmte ich Sophien, drückte den wärmsten, stürmischsten Kuß auf ihre Lippen, und bat sie, daß sie ihn Dorotheen so geben solle in meinem Namen. — Es war das erstemal, daß ich, seit der Trennung von Dorotheen, wieder einen weiblichen Mund küßte. Erst nachher, als ich Sophiens hocherröthetes Gesicht sah, fiel mir das ein, und ich setzte zu dem Gesagten hinzu: „Sie wird mir diesen Kuß nicht für eine Untreue anrechnen." — Sophie erröthete noch mehr, und verstummte auf lange Zeit. Endlich sagte sie leinlaut: „Wenn es sich nun aber anders fände? Wenn Sie von ihr vergessen wären? Wenn es ihr gleichgil-

tig, vielleicht gar unlieb wäre, daß Sie mit dem Ringe noch ſo eine Abgötterei trieben?" — — Das ſchnitt mir, wie ein Meſſer, in's Herz. „Pfui!" rief ich — „dann würde er meinen Finger verunehren! dann würde er mich zum Narren ſtempeln!" Ich riß ihn gewaltſam vom Finger, und preßte ihn in Sophiens Hand. „Iſt es ſo, wie Sie fürchten:" ſprach ich — „ſo geben Sie ihr ihn zurück! oder gehen Sie an den Strand, und werfen Sie ihn in's Meer! — Aber iſt es anders, iſt es, wie mein Glaube an Dorotheens Herz mir ſagt: ſo laſſen Sie ihn auf's neue durch einen Kuß von ihrer Lippe weih'n, und ſchwören Sie ihr in meinem Namen, daß er mich bis ins Grab begleiten, und daß nie ein anderer an meine Hand kommen ſoll!" — So trennten wir uns."

„Nun? und was brachte ſie Dir für Nachricht zurück?" fragte Weſtold.

„O, recht luſtige!" antwortete Haſtebeck bitter — „Sophie hatte Recht gehabt. Sie fand Dorotheen ſeelenglücklich in den Armen ihres Gemahls, koſend mit einem holden Ebenbildchen

von ihm in der Wiege. Bei Nennung meines Namens lächelte die glückliche Frau so unbefangen, als wenn von einer abgethanen, galanten Ballbekanntschaft die Rede wäre. Als ihr Sophie meinen Ring zeigte, entriß sie ihr ihn, und warf ihn, als einen unangenehmen Zeugen ihrer bereuten, vormaligen Thorheit, zum Fenster hinaus in den Fluß hinab. — Ich biß die Zähne zusammen bei dem rührenden Bericht, auf so schonende Weise ihn Sophie auch vortrug. „Nun warlich," sagte ich endlich: „der Ehestand scheint ein vortreffliches Mittel zu seyn, ein krankes Herz von romanhafter Liebe zu heilen! Läßt die glückliche Frau es nicht vielleicht auch mir anrathen?" Unbefangen hatte ich diese Worte hingefaselt. Aber es entging mir nicht, wie sie auf Sophien wirkten, wie sie ihr eine glühende Röthe ins Gesicht trieben, und in welche ununterdrückbare Bewegung sie das Mädchen versetzten. Ich sah sie betroffen an. Zum erstenmal erkannt' ich in ihren Augen den Ausdruck eines Gefühls gegen mich, das mehr als mitleidige Theilnahme war. Ich starrte sie betroffen an. Es war

mir, als riefe eine Stimme vom Himmel mir zu: „Das Mädchen liebt dich!“ Verworren sprang ich auf, und rannte erst ans Fenster, und dann ans Clavier, auf dem ich einige tolle, unharmonische Griffe that. Schnell wandte ich mich wieder nach Sophien, um ihr, ich weiß nicht mehr was, zu sagen. Da sah ich, daß sie die Hand vor's Gesicht hielt, um vor mir zu verbergen, daß sie weine. „Was ist Ihnen?“ fragte ich betroffen; aber ich erhielt keine Antwort; und je eifriger ich nach der Ursach ihrer Thränen fragte, desto unaufhaltsamer rollten sie über ihr schönes Gesicht. Endlich, da ich immer stürmender in sie drang, sagte sie mit trostlosem Schmerze: „Ach, verlassen Sie mich! Kommen Sie nie wieder in unser Haus! Wollte Gott, Sie hätten es nie betreten!“ — „Was soll das heißen?“ fragt' ich mit festem Tone, und griff nach einer ihrer Hände. Aber sie entriß sie mir schnell, und sprang auf, um das Zimmer zu verlassen. Ich hielt sie zurück; ich beschwor sie, zu bleiben. „Nein!“ erwiederte sie — „ich ertrage es nicht mehr, mit Ihnen von dieser unglücklichen Geschichte zu sprechen,

die noch mein eignes Unglück wird!" — Sie wollte hinaus zur Thür; aber jetzt war es mir plötzlich klar, daß sie mich liebe, und ich schlug meinen Arm um sie, während ich mit der andern Hand die Thüre zudrückte. „Mädchen!" rief ich — „dort hab' ich ein Herz verloren! Hätt' ich das Deinige dafür gewonnen: so blühte mir wohl ein neues Glück!" — „Ach, nein! nein!" schluchzte sie leise — „Sie können ja keine Liebe erwiedern! Sie lieben ja blos Dorotheen!" — „O!" rief ich, „die Liebe ist zur Thorheit geworden, von der Du mich bald gänzlich heilen wirst; denn mein Stolz lehnt sich schon dagegen auf!" — Siehst du, Freund, so machte sich's! So schlossen wir unsern Bund. Mit einer Glut der Liebe, die nicht ohne Erwiedrung bleiben konnte, und wie sie Dorothee mir nie gezeigt, auch in den glücklichsten Stunden nicht gezeigt hatte, schloß mich Sophie endlich in ihre Arme. Ich war ein neugeborner Mensch. Für ein unseliges Phantom, an dem ich bisher gehangen, hielt ich auf einmal ein leibhaftes, schönes Bild der Liebe in meinen Armen! — Ich zog sie noch in der

nemlichen Stunde hinüber in s Zimmer ihres Vaters. Er gab uns seinen Segen. Nach wenigen, höchst glücklichen Tagen trat ich, für einen Officier meines Regiments, eine nöthige Geschäftsreise an; und so bald ich nun nach Hause komme, feire ich meine Hochzeit! Westold, du hast vor Zeiten meine Liebesnoth gesehen: begleite mich, und sieh' nun auch mein Liebesglück!"

Statt der Zusage, auf welche Hastebeck hoffte, schüttelte Westold bedenklich den Kopf, und sagte endlich mit einem schweren Seufzer: " „Freund! das hat sich rasch gemacht! rascher, als es wohl gut ist!"

„Nun ja!" fuhr Hastebeck auf — „so mußt' es auch seyn! Rasch hab' ich alles gethan mein Lebelang. Rasch muß die Kugel fliegen, welche den fliegenden Vogel treffen soll! Rasch fliegt der Blitz, noch rascher der Sonnenstrahl zur Erde herab! Rasch muß auch der Würfel geworfen seyn, wenn die Glücksgöttin winkt. Komm nur mit mir, und sieh' Sophien! Ich gebe Dir mein Pferd,

und meinen Reitknecht lasse ich mit der Post nachkommen.“

Als er das sagte, fiel ihm erst ein, daß er an der Hausthür ungeduldig vom Pferde gesprungen, und ins Haus geeilt war, ohne etwas über die Pferde zu bestimmen. Er trat ans Fenster, und sah, daß Martin, sein Reitknecht, die Pferde noch auf dem freien Platze langsam herum führte. Er wollte sie in den Gasthof schicken. Westold sagte aber: „Der Wirth hat Stallung im Hofe für deine Pferde; und bei mir ist Platz für Dich und Deinen Reitknecht, wenn gleich mein Hauswesen um ein kleines Mädchen reicher geworden ist. Du wirst schon vorlieb nehmen, wie Du uns findest.“

Sogleich wurde Martin in den Hof geschickt, und die beiden Freunde gingen Hand in Hand in's Familienzimmer, damit Hastebeck den unschätzbaren Kronjuwel: die Erbprinzessin Marie, und die regierende Fürstin Auguste kennen lerne. So nannte sie Hastebeck schon im voraus, nach Westolds liebeseligen Andeutungen.

Mit gleichem Triumphe zeigte Westold dem Freunde die Gattin und das Kind, wie der Gattin den Freund. Er freute sich von ganzem Herzen der freundlichen Vertraulichkeit, mit welcher Auguste den unerwarteten Gast, wie einen alten Freund, begrüßte, so wie des unverkennbaren Wohlgefallens, mit welchem Hastebeck das angenehme, heitere Gesicht und die ganze Wohlgestalt Augustens betrachtete, und mit ihr sprach.

„Glück zu!" rief dieser endlich, indem er Beiden mit Wärme die Hand reichte — „Solche Ehen werden im Himmel geschlossen. Aus diesen zwei Augenpaaren blickt ja lauter Gutes und Liebes in überschwenglicher Fülle!"

„Nun ja! ja! wir haben uns herzlich lieb! noch so lieb, wie im Brautstande!" erwiederten Beide, und Einer rühmte dem Andern das Beste nach. Bald aber ging Westold froh bewegt in das Lob seines Freundes über; und als Hastebeck ihn hierüber

einen Aufſchneider ſchalt, wurde er immer beredter, und hob es hoch heraus, daß dies der Held und Freund ſey, der ſich auf der Univerſität einmal für ihn, der vom Burſchen-Comment nicht das mindeſte verſtanden, mit einem argen Renomiſten geſchlagen, und alſo, ihm zu Liebe, Leib und Leben, ja ſelbſt die ewige Seligkeit, aufs Spiel geſetzt habe. „Zum Glück" ſetzte er hinzu — „erfuhr ich's erſt, als Alles vorbei war, denn ſonſt wäre ich an dem Duell geſtorben, ohne es ſelbſt einmal mitzumachen, aus lauter Angſt für den Freund, wie für den Feind."

„Lumperei!" fiel ihm Haſtebeck in's Wort, „nicht des Erwähnens werth! Aber ich habe ihm deſto mehr zu danken. Wär er nicht geweſen, und hätte mich nicht geleitet und gelenkt, wie ein Mentor: ich hätte kein Jota gelernt, hätte meinen Wechſel immer in den erſten vier und zwanzig Stunden verpufft, und Geſundheit und Leben verjubelt und verſchlendert, wie alten, unnützen Erbſchaftplunder. Kein Menſch konnt' es begreifen, wie der kleine David ſo viel über mich großen Goliath vermochte:

aber darin lag's eben, daß er ein kleiner David war, und noch dazu einer, der sich gar nicht auf's Schleudern, sondern nur auf's Singen verstand. — Er hat doch noch seinen herrlichen Tenor? — Wär' er ein degengewandter Kerl gewesen: hundertmal hätt' ich mich mit ihm geschlagen, wenn er mich von meinen Tollheiten abzumahnen versuchte; aber eben seine Wehrlosigkeit war sein Talisman gegen meine Kampflust, und seine Frömmigkeit trug dann immer über meine Sündhaftigkeit den Sieg davon. Wir spielten förmlich verkehrte Welt. Das Lamm hatte den Bär unter der Zucht."

Sie reichten und schüttelten einander die Hände auf fortbestehende, treue Freundschaft. Auguste freute sich von ganzem Herzen, den Freund ihres Mannes kennen zu lernen; doch versäumte sie auch nicht, mitten zwischen die freundlichsten Reden höfliche Entschuldigungen einzustreuen über die Kindersachen, die auf Tisch und Sopha lagen, und über die Fenstervorhänge, die schon vorige Woche hätten abgenommen werden sollen, wenn Mariechen nicht etwas unpäßlich gewesen wäre. Nun erst

ſchaute Haſtebeck unwillkührlich an den Fenſter-Vorhängen hinauf, und ſagte: „Ah, ich ſoll wohl nur ſehen, wie viel weißer die Ihrigen, als die meinigen ſind? Und von Weſtold wiſſen ſie wahrſcheinlich, daß in meinem Zimmer alles, wie Kraut und Rüben, durch einander liegt? Ihre Entſchuldigungen ſind gewiß ein ſatyriſcher Anhang zu ſeinen ſonſtigen moraliſchen Vorleſungen.“ Auguſte lächelte; Weſtold aber betheuerte, daß es ſeine liebe Frau ganz ehrlich gemeint habe, denn ſie ſei die Reinlichkeit und Ordnung und Wirthſchaftlichkeit ſelbſt.

Einem ſolchen Lobe Ehre zu machen, wollte ſie auch vor dem willkommenen Gaſte lieber die Rolle einer Martha, als einer Maria, ſpielen; und nachdem ſie nur das Nöthigſte zum Ruhme ihres Kindes geſagt hatte, wie es ſie und den Vater ſchon ſo genau kenne, ihnen zulächle, wenn ſie ſich ſeiner Wiege näherten, und ihnen mit den Augen folge, wenn ſie ſich wieder entfernten, und dabei ſo fromm ſey bei Tag und bei Nacht, ſo gab ſie es dem Vater auf den Arm, und ging hinaus, um fürs Abendbrod zu ſorgen.

Nun bestätigte und betheuerte Westold, mit voller Vaterfreude, die sämmtlichen Aussagen seiner Frau, liebkoste das Kind, fast wie die Mutter selbst es that, und fragte den Freund ernsthaft um seine Meinung wegen der oftmaligen, melancholischen Befürchtigung seiner Frau, daß sie den Engel wohl verlieren würden, weil er für sein Alter schon gar zu klug und für diese Welt viel zu gut sey.

Mit laut schallendem Gelächter rief Hasenbeck: „Wahrlich, ihr seid Thoren nicht gescheit. Aber ich wette, ich werde eben so ein Narr, wie du, und halte mein nächstes [illegible] Wechselbalg ebenfalls für ein Wunderkind. Hatt' ich's nur erst! und würd' es Sophien gar recht ähnlich! — Bruder, du mußt sie sehen! Reite mit zur Hochzeit!"

Das aber mußte ihm Westold rund abschlagen, erstlich weil er fürchtete, der wilde Hasenbeck habe auch nur wilde Pferde, und zweitens, weil er in wenigen Tagen einen gerichtlichen Termin hatte, bei dem er durchaus nicht fehlen durfte. Um so dringender bat er den Freund, recht lange bei ihm

ihm zu bleiben — „wenigſtens ein Paar Wochen“ meinte er, damit ſie ſich einmal wieder recht ausplaudern, und mit einander die umliegenden Gegenden und einige Honoratioren beſuchen könnten.

„Biſt du im Traume?“ fiel ihm Haſtebeck in's Wort. „Mein Urlaub geht zu Ende; vorigen Sonntag bin ich ſchon zum drittenmal aufgeboten! Die Hochzeitkuchen werden heute vielleicht ſchon gebacken! Morgen früh muß ich fort, ich mag wollen, oder nicht.“

Das ſchlug Weſtolden ſehr nieder; aber er ergab ſich darein, weil es nicht anders ſeyn konnte.

Traulich plauderten ſie fort bis zum Abendeſſen. Als ſie ſich ſchon dazu niedergeſetzt hatten, eilte Weſtold noch einmal hinweg, und kam dann zurück mit einer Flaſche Wein in der Hand. „O, verzeih'!“ ſagte Auguſte, indem ſie zwei Weingläſer holte — „ich hatt' es ganz vergeſſen, daß wir die noch haben, und eine holen zu laſſen, daran habe ich auch nicht gedacht.“

„Nun, ich denke, hier haben wir was Beſſres, als uns der Weinhändler geſchickt hätte!“ erwiederte

Westold. Und mit freundlicher Wichtigkeit setzte er, gegen Hastebeck gewendet, hinzu: „Es ist ein Geschenk von einem Manne, der was Gutes im Keller hat."

„Nicht einen Tropfen trink' ich davon!" unterbrach ihn Hastebeck, dem es tief in der Seele weh that, den alten Freund in so beschränkter Lage zu finden, daß er nicht mehr, als eine einzige, geschenkte Flasche Wein im Keller hatte. Er blieb mit festem Tone bei der Weigerung, trotz alles Zuredens; doch mocht' er in Augustens Gegenwart nicht sagen warum. Desto eifriger bestritt er ihre Selbstanklage hinsichtlich ihrer Kochkunst, und lobte was zu loben war, nicht mit Worten allein, sondern auch durch die That, indem er sich das Aufgeschüsselte trefflich schmecken ließ.

Immer mehr, je später der Abend wurde, vertieften sich die alten Freunde in frohes Gespräch von der fröhlichen Jugendzeit. Immer mehr thaten ihre Herzen sich auf. Nur kärglich war das Stübchen mit seiner alten, dunkeln Tapete erleuchtet; aber in ihrem Innern war heller, glänzender Sonnenschein

Sie saßen und sprachen sich, mit jeder Viertelstunde, immer wärmer und vertrauter. Der wilde Hastebeck wurde zum frommen Schwärmer; der fromme Westold wurde zum fröhlichen Schwätzer. Eben in solchen Stunden mußte man Beide sehen, um sich das Räthsel erklären zu können, daß zwei, auf den ersten Anblick so wenig zusammen passende, Menschen einander mit so treuer Anhänglichkeit liebten. Sie glichen zwei Wanderern, wovon der Eine seinen Weg immer hoch über Berge und Felsen nahm, der Andere durch ein tiefes, stilles Thal ging, die aber Beide, auf einem Hügel, der tiefer war als die Berge, und höher, als das Thal, in einem schönen Tempel zusammentrafen, um an einem und dem nemlichen Altar, opfernd, einander die Hände zu reichen.

Auguste mußte, des Kindes wegen, ab- und zugehen, und entfernte sich endlich, da sie der Ruhe bedurfte, still in die Schlafkammer. Als Westold das bemerkte, war er besorgt, daß sie vor Hastebecks kräftiger Stimme nicht werde einschlafen können. „Komm wieder hinüber in meine Arbeits-

ſtube!" ſagte er — „da du morgen, leider, ſchon wieder fort mußt: ſo laß uns noch recht lange in die Nacht hinein plaudern. Drüben kannſt du auch ſchreien, ſo laut du willſt, ohne Jemanden im Schlafe zu ſtören."

Freundlich zog er ihn hinweg, und bat ihn, das Licht voran zu tragen, während er ſelbſt, unbemerkt, die Flaſche und die Gläſer mitnahm: und nicht wenig freute er ſich ſeiner gelungenen Kriegsliſt, als er in ſeinem Zimmer, auf einem entfernt ſtehenden Tiſche, die Gläſer voll geſchenkt hatte, ohne daß Haſtebeck es bemerkte. Jetzt trank er ihm zu, indem er das andere Glas ihm hinreichte. „Auf unſere alte Freundſchaft und auf deine neue Liebe!" rief er. Da konnte Haſtebeck nicht unterlaſſen, anzuſtoßen und auszutrinken. Und als das erſte Glas erſt an Ort und Stelle gebracht war, hatte es mit der Nachfolge der andern keine Noth, denn wenn eine Flaſche erſt angebrochen war: ſo meinte Haſtebeck, es müſſe ihr auch ihr volles Recht geſchehen, welches Recht hier aber gerade auf's Gegentheil zielte, nemlich auf gänzliches Leermachen.

„Wie freut es mich,“ ſagte Weſtold beim zweiten Glaſe — „daß der Wein ſo gut iſt, und daß ich ihn ſo vortrefflich anbringen kann. Meine Frau trinkt keinen, und allein mag ich ihn auch nicht trinken; aber mit einem Freunde, zumal mit einem, wie du, da trink' ich ihn wohl, denn er erfreuet ja des Menſchen Herz.“

„Und ſtärkt auch den Körper,“ ſetzte Haſtebeck hinzu. „Du ſiehſt krank aus! Du ſollteſt täglich einige Gläſer zur Stärkung trinken. Hältſt du dir denn keinen im Keller?“

„Das iſt ja ein Luxusartikel;“ erwiederte Weſtold — „drum iſt er ſo hoch beſteuert! Wer arm iſt, meinen die hohen Herren, braucht keinen zu trinken. Ein armer Aktenmenſch oder Gelehrter mag Waſſer trinken, wenn er nicht ein Bier-, oder gar ein Schnaps-Bruder werden will.“

„Wie?“ fiel Haſtebeck ein — „biſt du denn arm? Werfen dir deine Akten denn nicht täglich ein paar Gläſer Wein ab?“

Westold antwortete nichts, sondern blickte ernst zu Boden, und schüttelte nur leise mit dem Kopfe.

Als Hastebeck in ihn drang, ihm selbst das dritte Glas einschenkte, und ihn bei der alten Freundschaft beschwor, daß er offen und rückhaltlos sprechen solle mit dem treuen Freunde: da gestand er endlich, daß er sehr wenig verdiene, weil er zum Advokaten nicht tauge. „Und wenn ich auch den besten Vorsatz habe," setzte er hinzu — „meinen Widerwillen gegen das Aktenwesen zu bekämpfen: ehe ich mir es versehe, verdirbt mir, immer wiederkehrend, ein alter, heiliger Traum alle Lust und Laune dazu."

„Was tausend!" rief Hastebeck — „gibt es auch heilige Träume? Ich kenne nur lustige, oder schreckliche — voll Jubel, oder voll Mord und Todtschlag!"

Er schob das Glas zurück, und sah in finsterer Zerstreuung über den Tisch hinweg.

„Nun, mein Traum ist gewiß ein heiliger!" nahm Westold wieder das Wort. „Gewiß, ein

recht heiliger!“ ſetzte er nach einem Weilchen hinzu, weil Haſtebeck immer noch zerſtreut vor ſich hin ſah.

„So laß doch hören!“ ſagte dieſer nun, aus ſeiner Zerſtreuung erwachend, und das geſüllte Glas ſchnell austrinkend.

„Ich hatte ihn zum erſtenmale,“ nahm Weſtold das Wort — „als ich in das Haus meines lieben, unvergeßlichen Großvaters, des alten Pfarrers zu Mühlfeld, gekommen war. Ich träumte nemlich, daß ein freundlicher Hirt in einem ſchönen Thale mir eine weite Felſenöffnung zeigte. Ich ging hinein, ohne zu wiſſen warum. Allein je weiter ich ging, deſto dunkler wurde es um mich her. Endlich befand ich mich in tiefer Finſterniß, und ich tappte ängſtlich an den rauhen Felſenwänden hin, ohne Hoffnung, einen Ausweg zu finden. Auf einmal aber verbreitete ſich eine ſanfte Dämmerung in der Höhle. Ein alter Einſiedler, in einem langen, ſchwarzen Gewande, mit einem langen, ſilberweißen Barte, ſtand vor mir, und reichte mir ein Buch hin, in ſchwarzem Bande, mit goldenem

Schnitt, wobei er, mit freundlichem Ernſt in ſeinem ehrwürdigen Geſicht, mir andeutete, daß ich in dem Buche leſen ſolle. Ich eilte damit an den Ausgang der Höhle. Es war eine Bibel. Ich fing an laut zu leſen; und je länger ich las, deſto mehr Menſchen verſammelten ſich im Thale, um mir zuzuhören; und es war mir, als ob ein Engel über mir ſchwebte, und mir die Worte zuflüſterte, die ich ſprechen ſollte. Drum ſah ich nach und nach nicht mehr in das Buch, ſondern nur nach den Zuhörern. Mein Mund aber war ein Bach geworden, der ununterbrochen floß, und unzählige Dürſtende erquickte. Ich ſprach immer fort, als ob ich noch läſe, und Alles horchte mir immer aufmerkſamer, immer gerührter zu; und mich ſelbſt, als ich das ſah, ergriff eine ſo wehmüthige Begeiſterung, daß ich vor Wonne und Rührung endlich nicht mehr ſprechen, ſondern nur weinen konnte. Und darüber erwachte ich."

„Schon recht!" fiel ihm Haſtebeck in's Wort — „Dein Großvater legte den Traum nun dahin aus, daß Du vom Himmel ſelbſt zu ſeinem

Nachfolger beſtimmt ſeyſt, und er ſchenkte Dir am nächſten Weihnachtsfeſt eine ſchöne Predigerbibel mit goldenem Schnitt; und Du hielteſt Dich nun ſelbſt ſchon für einen Prediger, und bauteſt Dir ſeit der Zeit überall Kanzeln. — Ich erinnere mich jetzt recht gut, daß Du mir das ſchon vor zehn Jahren erzählt haſt.“

„Nun, ſiehſt Du,“ fuhr Weſtold fort — „das iſt doch warlich ein heiliger Traum! Und immer von Zeit zu Zeit kommt er mir wieder, und verdirbt mir aufs neue meinen ganzen Advokatenkram, wenn ich eben einmal einen recht ernſtlichen Anlauf dazu genommen habe. Ich predige dann immer in Gedanken, und bin nicht im Stande, eine Feder anzuſehen bei den Akten.“

Leiſer, als ob er fürchtete, daß ihn jemand behorchen könne, entdeckte er dem vertrauten Freunde nun ſeine Herzensmeinung über den Unfug, der häufig genug mit Recht und Gerechtigkeit, nicht allein von den Advokaten, ſondern mitunter auch von einem Richter, getrieben werde. Er fing an, eifrig zu werden; doch Haſtebeck, der erſt kürz-

lich gegen einen Schurken einen Prozeß verloren hatte, fuhr ihm mit den Worten dazwiſchen: „Nein, Brüderchen, darüber mußt Du ja nicht ſchelten, daß die ehrwürdigen Prieſter der Gerechtigkeit in ihren Unterſuchungen, Verhören und Urtheln nicht ſelten die offenbaren Schelme, Schufte und Spitzbuben unter den Parteyen, im Gegenſatz der rechtlichen Leute, begünſtigen, und dieſen — ob ſie vor Aerger auch verzweifeln möchten — den Sieg, wo nicht ganz entreißen, doch über die Gebühr verzögern und erſchweren. Loben und bewundern mußt Du vielmehr, ob dieſer Thaten, die ehrwürdigen Herren; denn eben dadurch nur können viele von ihnen beweiſen, daß ſie nicht ganz dumm und ganz ſchlecht ſind.“

„Herr Brüderchen!“ fiel Weſtold ihm erſtaunt ins Wort.

Aber Haſteböck, friſch einſchenkend, fuhr in ſeiner Laune fort: „Was auf den erſten Blick freilich, wie Unverſtand, Chicane, Ungerechtigkeit und moraliſche Verderbtheit, ausſieht, iſt — bei einem hellern Lichte beſehn — nichts als ein Ausfluß hö-

herer Intelligenz und Tugendhaftigkeit. Indem ſie nicht begreifen, oder begreifen wollen, was dem geſunden oder gemeinen Menſchenverſtande augenblicklich einleuchten muß, zeigen ſie ihren ungemeinen Verſtand, der ſich ſo leichten Kampfes nicht gefangen gibt. Indem ſie rechtliche Leute um ihr Eigenthum bringen helfen, oder mit dem bitterſten Verdruß überhäufen, geben ſie ihnen Gelegenheit, ſich in den ſchönſten chriſtlichen Tugenden — zum Beiſpiel in der Mäßigung, in der Geduld, in der Sanftmuth und im Entbehren — zu üben, und dadurch künftig ein paar Stufen höher im Himmel zu kommen, auch wohl einige Jahre früher hinein zu gelangen, als ſonſt etwa geſchehen wäre; und endlich, indem ſie die Schufte und Schelme und Spitzbuben möglichſt aufrecht zu halten ſuchen, wollen ſie nicht etwa erſt darthun, daß ſie mit ihnen ſympathiſiren, ſondern ſie beweiſen dadurch nur, daß, wenn man ihnen auch alle mögliche gute Empfindungen abſprechen könnte, man ihnen doch die einer warmen Dankbarkeit zugeſtehen müſſe; denn Niemand hat größern Anſpruch auf die Erkenntlich-

keit der Prieſter der Gerechtigkeit und der Helfershelfer derſelben, als die Schelme, ohne welche Jene ganz überflüſſig und gar nicht daſeyn würden. — Mit der Schonung der Schelme oder Spitzbuben ahmen ſie aber nur die Taktik der Jagdliebhaber nach. Um fortwährend etwas zu hetzen und zu ſchießen zu haben, hüten dieſe ſich wohl, das Wild in ihrem Reviere durch allzu ernſtliche Verfolgung auszurotten, ſondern hegen es ſorgfältig darin, ja füttern es ſogar, wenn es Noth thut. Und ſo bezieht auch mancher arge Schuft ſeine ſchöne Penſion."

Weſtold meinte ernſthaft, der Staat, in welchem es dergleichen räudige Schaafe gäbe, müſſe ſuchen, ſie wegzuſchaffen. Allein Haſtebeck erwiederte bitter lachend in ſeinem Unmuthe: „Da ſag' ich mit Fallſtaff: „Den dicken Hans fortjagen, hieße, die ganze Welt fortjagen. — Ehe ich ſolche Selbſtcorrectionen erwarte, will ich glauben, daß Münchhauſen ſich ſelbſt an ſeinem Zopfe aus einer Grube gezogen hat."

Weſtold ſeufzte tief, und gab zu, daß dieſer Augiasſtall, und wenn auch ein neuer Herkules käme, ſchwerlich jemals ganz werde gereinigt werden. Immer lebhafter ſchilderte er, wie ſehr der moraliſche Unrath, womit er bei ſeinen Brodgeſchäften täglich umgeben ſey, ihn anekle. Endlich geſtand er, daß er tief in ſeinem Innern höchſt unglücklich und oft der Verzweiflung nahe ſey, wegen der für ſeinen Sinn durchaus nicht paſſenden Lage, in welche das Schickſal ihn geworfen habe. —

Weſtold hatte nehmlich mit vielem Eifer Theologie ſtudiert; und das Ideal von irdiſcher Glückſeligkeit, was ihm ſchon ſeit ſeinen Knabenjahren als einzig wünſchenswerth vorſchwebte, war kein anderes, als der Beſitz einer Landpfarre. Aber die Liebe ſchleuderte ihn weit von dieſem Ziele und ſeinem dort gehofften Glücke hinweg. In dem Hauſe einer hochmüthigen Amtmännin, wo er Hauslehrer war, lernte er Auguſten, die Nichte derſelben, kennen. Aus dem Mitleid, wegen der gedrückten Lage, in welcher er dieſe ſah, ward allmählig eine unüberwindliche Liebe, die bald von Auguſten

erwiedert, aber von der Amtmännin auch eben ſo bald entdeckt und verfolgt wurde. Es gab böſe Auftritte für ihn, und noch böſere für Auguſten. Er ſah ihre Lage um ſeinetwillen noch verſchlimmert, und ſeine gutmüthige Gewiſſenhaftigkeit machte es ihm zur Pflicht, ihr alles, was in ſeinen Kräften ſtände, zum Opfer zu bringen, um ihr das Böſe zu vergüten. So kam es, daß er ſich mit frohem Muthe entſchloß, noch ein Rechtsgelehrter zu werden, als die Amtmännin, nachdem ſie von Freunden und Verwandten in die Enge getrieben war, eine ſolche Verwandlung ſeiner Perſon zur unerläßlichen Bedingung ihrer Einwilligung gemacht hatte. Ein wohlhabender Verwandter ſetzte ihn in den Stand, noch ein paar Jahre ſtudieren zu können. Er that es mit dem Eifer einer heiligen Verpflichtung, und mit der Ausſicht auf den Lohn der Liebe, die ihn das Widrige ſeiner neuen Laufbahn ſollte vergeſſen machen. — Alles ging auch nach Wunſch. Schneller, als er erwartet hatte, fand er als Advokat ſein Brodt; Auguſte war ihm treu geblieben, wie Gold; ſie ward ſein Weib, und

verſetzte ihn in einen Himmel voll häuslichſtiller Glückſeligkeit.

Doch aus dem erſten Rauſche ſeiner Liebe ward allmählig eine ſtillere, gemäßigtere Empfindung. Er ward wieder empfänglicher für andere Eindrücke. Er fühlte ſich, in Abſicht ſeiner bürgerlichen Verhältniſſe, auf einen, ihm durchaus nicht zuſagenden, Standpunkt verſetzt. Doch kämpfte er redlich nach ſeinen Kräften, dieſes drückende Gefühl nicht über ſich Herr werden zu laſſen. Er faßte den Gedanken, durch verdoppelte Anſtrengung ſich in einem Zeitraume von etwa zehn bis funfzehn Jahren ein Kapital zu erwerben, von dem er in ſtiller Unabhängigkeit leben könne. Er arbeitete daher, trotz des entſchiedenſten Widerwillens, ein ganzes Jahr lang mit der übertriebenſten Anſtrengung ſeiner Kräfte, aber nicht mit verhältnißmäßiger Vermehrung ſeiner Einkünfte. Die Hauptwirkung war leider blos die, daß er ſich zum traurigen Hypochondriſten geſeſſen hatte, deſſen Körper- und Geiſtesſchmerz einander wechſelſeitig ſchärften und vermehrten. Nun konnte und durfte er nur noch wenig ar-

beiten, und ſelbſt das Wenige ward ihm zur immer unerträglichern Pein. Dabei verminderte ſich ſeine Einnahme; und ſtatt Kapitale zu ſammeln, gerieth er in Schulden, die, wenn auch nicht groß, doch für ihn höchſt beunruhigend waren. Er fühlte ſich gedrückt, als ob Erde und Himmel auf ſeinem Herzen laſteten. Auf der Bahn, die er ging, ſah er vor ſich unvermeidliches, immer ſchrecklicheres Verderben, und zur Seite nirgends einen Ausweg, außer einen einzigen, ſtrafbaren, den zu wählen er ein zu guter Gatte und Vater und ein zu frommer Dulder überhaupt war. Das alles trug er, ſo weit es möglich war, ganz allein für ſich im Stillen; und ſo war einer der redlichſten, wenig Anſprüche an das Glück machenden Menſchen, durch den verfehlten Weg zu demſelben, einer der unglücklichſten geworden. —

In der langen Nacht ſeines ſtillen Kummers war der unerwartete Beſuch des Regimentsquartiermeiſters, ſeines vertrauteſten Jugendfreundes, ein heller, tröſtlicher Mondesſtrahl, der plötzlich durch dicke Wolken brach. Anfangs wollte er auch gegen

Dieſen

Dieſen ſeinen tiefen Kummer verſchweigen, und er
prach nur im Allgemeinen von ſeiner Abneigung
egen den Zank und Streit der Juriſterei, im Ge-
enſatz der friedlichen Thätigkeit eines Landpfarrers,
er er ſo gern geworden wäre. Er kam auf ſeinen
ugendtraum, von dieſem auf ſeine ganze, frohe
ugendzeit, auf ihre beiderſeitige, jugendliche
reundſchaft und ihr treues Zuſammenhalten in
reude und Leid; endlich kam er auf ſeine Liebe,
uf ſeinen Eheſtand und auf ſeine jetzige Lage. Der
ein löſte ſeine Zunge; er warf ſich mit ſeinem
anzen Jammer an des Freundes treue Bruſt, der
nſt genug fühlte und handelte, wenn es Ernſt
lt; und er ſchloß ſein Herz, deſſen ſchreckliche
efühle er ſelbſt ſeiner Gattin verbarg, ganz und
verhohlen vor dem ſtärkeren Freunde auf.

Haſtebeck war durch und durch erſchüttert
n der Klage ſeines unglücklichen Freundes. Er
ückte ihm mit Heftigkeit die Hand, und rief, im
ampf mit ſeinen ſchmerzlichen Gefühlen aus:
Du armer, armer Scheim! Preßt eine ſolche Fla-
e Wein Dir ein ſolches Lied aus! Was für fröh-

liche konnten wir ſonſt beim ſchlechteſten Kräher anſtimmen!“

Es wollte Weſtolden reuen, durch eine ſo traurige Herzensergießung den ſchönen Wein verdorben zu haben; doch da drückte ihm Haſtebeck noch feſter die Hand: „Nein, habe Dank für Deine Entdeckung! Und ſegne Gott den braven Mann, der Dir die Flaſche verehrte, die Dir endlich einmal die Zunge gelöſt hat! Soll man ſich immer nur luſtig trinken, wie jeder Narr es kann? nicht auch einmal, wenn Urſach dazu iſt, recht verzweifelt, um ſich keck und kräftig gegen den Dämon zu verſchwören, der einen plagt?“

Er ſchenkte den Reſt der Flaſche in die Gläſer, und rief: „Stoß an, Weſtold! Der Teufel ſoll Deine Akten holen, und — wenn Du willſt — die ganze Juriſterei!“ — Dann ſchalt er ihn aus, daß er bei dieſem letzten Trunk ein viel zu frommes Geſicht gemacht habe, und ſetzte endlich hinzu: „Du mußt Dich herausreißen aus der verdammten Lage! und zwar lieber heute, als morgen! Du gehſt ſonſt unter an Leib und Seele!“

Westold schüttelte wehmüthig mit dem Kopfe: „Wie kann ich das einzige Haus verlassen, was mir, wenigstens nothdürftig, Schutz gegen Wind und Wetter giebt? wo ich noch dazu von Weib und Kind, die den Schlüssel zum Fenster hinausgeworfen haben, fest eingeschlossen bin?“

Da sprang Hastebeck lebhaft auf: „Aber zum Henker! wenn es unter mir brennt, und ich bin eingesperrt: so werfe ich das ganze Haus zum Fenster hinaus, hinter dem Schlüssel her, damit ich selbst nur mit hinauskomme und nicht verbrenne!“

Still lächelnd, wollte Westold eben fragen, wie man wohl eigentlich ein solches Kunststück anzufangen habe, als von Hastebecks lebhaften Gesticulationen der Leuchter mit dem Lichte vom Tische flog, und sie plötzlich in dichter Finsterniß waren.

Westold versuchte, Feuer anzuschlagen, doch Stahl, Stein und Schwamm versagten ihm ihre Dienste. Die Magd wollte er dazu nicht gern wecken, weil sie, wie er meinte, einen sauern Tag gehabt habe, und eines ruhigen Schlafs bedürfen

werde. Er zerſchlug ſich mit dem Stahl lieber die Finger, daß er mehrmals faſt aufſchreien mußte vor Schmerz. Als Haſtebeck, der nur gleich weiter ſprechen wollte, dieſen ſeinen Nothſtand endlich bemerkte, ſagte er: „Spare doch Deine Mühe! Die Flaſche iſt leer, und ſprechen können wir ja im Dunkeln.“

Zufrieden mit dieſer Aeußerung, warf Weſtold das Feuerzeug hin; und ſie erinnerten ſich nun mit vieler Luſt, wie manche halbe Nacht ſie vor Zeiten in jugendlichem Frohſinn verplaudert hatten, wenn eben ihre Phantaſie lebhaft von irgend einem Gegenſtande ergriffen, und ihr einziges Stückchen Licht abgebrannt war. Heute erneueten ſie die alte Gewohnheit.

Haſtebeck that einen entſetzlichen Schwur, Weſtold müſſe in eine andere Lage verſetzt werden, und wenn auch der leibhaftige Satan dagegen kabalire. Er griff raſch umher nach einer Menge von Vorſchlägen, die wohl gut gemeint, nur nicht ausführbar waren. Weſtold hatte nichts zu thun, als zu widerlegen, und brach endlich in die Worte

aus: „Meine Noth wird nur mit meinem Leben enden! Mir kann Niemand helfen, als der Tod! — Ich tauge nirgends hin, als auf eine ſtille Landpfarre; Du ſelbſt nannteſt mich ja heute, bald nach Deiner Ankunft, einen gebornen Prediger! Ach, wie traſſt Du mir mit den Worten in's Herz! Aber zu dem Glückshafen einer Landpfarre habe ich nicht gelangen können: alſo bin ich nirgends auf meinem Platze in dieſer Welt!“

Scheltend fiel ihm Haſtebeck ins Wort: „Laß Dir doch nicht von einem Traume den Kopf verrücken!“

Ruhig antwortete Weſtold: „Das wolle Gott nicht! Mein Traum hat dieſe Neigung nicht erſt in mich hinein gebracht, ſondern die Neigung, die von jeher in mir ſchlummerte, hat ſich darin bildlich kund gethan, und mir dadurch nur geholfen, mein Inneres ſchneller und klarer zu erkennen. — Und kannſt Du um dieſer Neigung willen mich tadeln? Den Einen treibt ſein Sinn zum Schwerdte, den Andern zum Pfluge, den Dritten und den Hundertſten oder Tauſendſten immer zu etwas anderem.

Du, zum Beiſpiel, wollteſt immer hinaus auf's Meer, wollteſt von Kindesbeinen an zu Schiffe gehn, um auf einer wüſten Inſel ein Robinſon zu werden, oder in Indien ein reicher Nabob."

„Hoho!" fuhr Haſtebeck dazwiſchen, „ein Nabob gewiß nicht! eher ein Robinſon! Eigentlich wollte ich aber nichts, als nur das Meer, und zwar ein wildes, tobendes, brauſendes Meer! Doch, das iſt nun auch nichts! Im frommen Eheſtande verdunſten dergleichen Wünſche wohl! Ich hätte mich gar zu gern einmal mit den Meereswellen gebalgt."

Weſtold ſchüttelte lächelnd mit dem Kopfe. Dann fuhr er fort:

„Mich treibt mein Sinn, zu lehren, zu tröſten, zu verſöhnen, wie die Lerche zu ihrem fröhlichen Frühlingsliede, die Nachtigall zu ihrem ſchwermüthigen Nachtgeſange ſich getrieben fühlt. Mich reizt kein Ruhm, kein Gold, kein Geräuſch. Ein ſtiller Naturgenuß iſt mir lieber, als aller Prunk. Ich liebe den Menſchen, als Menſchen; ſeine äußern Verhältniſſe kümmern mich nicht; aber in ſein Inneres blick' ich gern, um den, millionenfach anders

geſtalteten, überall doch ſich ähnelnden, ſeinen hohen Urſprung beurkundenden, Geiſt, der darin ſich ſpiegelt, zu ſehen und zu bewundern. Jedes Menſchengemüth iſt ein edler Kriſtall; nur ſind die meiſten noch ganz roh, und eine groſſe Menge iſt beſtäubt, beſchmutzt, zerkritzelt, zerſprungen im Laufe der Welt, durch böſes Beiſpiel, wilde Leidenſchaft, verkehrte Lehre, Verſunkenheit in Laſter und Schande. Und Hand anzulegen an die rohen oder beſchmutzten Kriſtalle, um aus ihnen, ſo viel als möglich, helle, ſchöne Spiegel der Gottheit zu bilden — welch' eine edle Beſtimmung! Auch das bloſſe, ernſtliche, redliche Wollen führt ſeinen Lohn in ſich, wenn es auch vom Gelingen nur wenig gekrönt wird. — Und mein Wille wäre warlich ernſtlich und redlich! — — Und mein Brod bauete ich mir ſelbſt! Ich ſäete und erndtete ſelbſt! Die Erde, die Wolken, die Sonne würden unmittelbarer meine Wohlthäter! Die ganze Natur wäre mir näher, heiliger! — Ich wäre Landmann, ohne Bauer zu ſeyn, und ohne das Höhere zu vergeſſen; ich wäre Seelſorger, ohne mich dem Schlichtmenſch-

ſichen zu entziehen! Und ſo umfaßte ich in meinem kleinen Kreiſe den Himmel und die Erde zugleich, wozu der Menſch, der wahre Menſch, recht eigentlich beſtimmt iſt, da der Schöpfer ihn ſo unverkennbar in die Mitte zwiſchen Thier und Engel geſtellt hat."

„Bruder!" rief Haſtebeck aus — „bei meiner armen Seele! Du biſt, du biſt ſchon ein Prediger! Es giebt ächte Maurer auch ohne Schurz und Zeichen, und ſo auch Prediger ohne Mantel und Kragen. Predige nur zu! Ich höre Dir, hol mich der Teufel! die ganze Nacht andächtig zu."

Aber gerade durch dieſe Aufſoderung zum Weiterſprechen verſtummte Weſtold, und verſank in ſtilles Nachdenken.

„Sollte der Morgen ſchon dämmern?" fuhr endlich Haſtebeck auf — „Sieh, wie hell es jetzt iſt gegen vorhin!"

„Es iſt nicht heller geworden," erwiederte Weſtold — „unſere Augen ſind nur jetzt an die Dunkelheit gewöhnt, die uns, bei dem Verlöſchen des Lichtes, wie eine egyptiſche Finſterniß erſchien."

— „So gewöhnt man ſich auch wohl an ein böſes Schickſal,“ fuhr er fort — „das einem anfangs unerträglich erſcheint. Wenn man nur Geduld hat: ſo verwandelt ſich unvermerkt auch die Nacht eines böſen Schickſals in Dämmerung, wenigſtens ſcheinbar.“

Eben wollte er fromm und freundlich die Anwendung auf ſich und ſeine Lage machen; allein Haſtebeck wurde durch die letzten Worte an eine Strophe ſeines alten Lieblingsliedes: „Freut euch des Lebens“ erinnert, und rief plötzlich dazwiſchen: „Nicht von der Geduld, ſondern von der Freundſchaft heißt es:

„Sie wandelt Nacht in Dämmerung
„Und Dämmerung in Licht.“

„Laß uns zu guter letzt den alten Gaſſenhauer noch einmal anſtimmen!“

Und laut fing er ſogleich die fröhliche Weiſe an zu ſingen. Weſtold ſtimmte unwillkührlich mit ein; und als ſie an die letzte Strophe kamen, ſchlugen ſie als Brüder traulich Hand in Hand, und

Hastebeck drückte sie dem Freunde so herzhaft, als wär' es zum Abschied auf Leben und Tod.

---

Erst als ihr Gesang geendigt war, hörten sie, daß an der Hausthür stark geklingelt wurde, was während ihres Singens schon ein paarmal geschehen war. Westold öffnete das Fenster, und sah, daß ein Wagen vor der Thür hielt. Er rief hinunter, wer da sey? und eine weibliche, zitternde Stimme antwortete aus dem Wagen: „Bist Du wirklich noch auf, Bruder?"

„Marie!" stotterte Westold mit ungewisser Stimme, und machte eine Bewegung, als ob er zum Fenster hinaus wolle. Dann wandte er sich plötzlich, stürzte, ohne auf Hastebecks Fragen zu achten, zum Zimmer hinaus und nach der Hausthür. Erst als er lange an ihr gerüttelt hatte, fiel ihm ein, daß er einen Schlüssel brauche, um sie zu öffnen. Er eilte daher auf sein Zimmer zurück, und

nun brachte Hastebeck ihn wenigstens zu der Antwort: „Marie ist es! meine geliebte Schwester!“

„Deine Schwester?“ fragte Hastebeck verwundert — „ich denke, Du verlorst deinen Vater wenig Tage nach deiner Geburt?“

„Nun ja!“ erwiederte Westold, während er noch nach dem Hausschlüssel herum griff — „Sie ist meine Stiefschwester, was den Vater betrifft; aber wir sind von einer und der nemlichen guten, lieben Mutter, und wir haben uns immer so lieb gehabt, als wären wir auch von einem und dem nemlichen Vater.“

Jetzt hatte er den Schlüssel gefunden, und nun flog er wieder die Treppe hinab. Hastebeck folgte ihm nach; und Martin, der Reitknecht, der noch wachte, um seinen Herrn beim Schlafengehen zu bedienen, als er den Tritt und die Stimme desselben vernahm, stolperte schlaftrunken mit einem brennenden Lichte hinzu.

Im Nu waren Haus- und Wagenthür geöffnet. Die Schwester sank dem Bruder in die Arme. Lange hielten sie sich fest umschlungen, sie schluch-

send, und auch er bis zu Thränen gerührt. Endlich riß ſie ſich los, ſtieg in den Wagen zurück, und holte ein ſchlafendes Kind, einen Knaben von anderthalb Jahren. Weſtold, in geſchäftiger Eile, den Wagen auspacken, und alle Sachen einſtweilen auf den Hausflur tragen zu laſſen, bemerkte nicht, was ſeine Schweſter trug und ans Herz drückte; und als er endlich zu ihr auf den Hausflur trat, war auf einmal das Licht in Martins Hand erloſchen, und Alle ſtanden wieder im Dunkeln. „Tölpel!“ rief Haſtebeck: „Schaffe wieder Licht!“ Aber der Tölpel ſchlich ſtillſchweigend in den Hof, ohne wieder zu kommen. Nun tappte man die Treppe hinauf; man ging in Weſtolds Arbeitszimmer. Mit Händen, die vor freudiger Ueberraſchung zitterten, wollte er auf's neue ſein Heil mit dem Feuerzeuge verſuchen. Haſtebeck verwünſchte die Ungeſchicklichkeit ſeines Reitknechts, daß er das Licht, ſtatt es heller zu putzen, ausgeputzt habe. — „Ach“ ſagte Weſtold ein wenig ärgerlich — „wenn er es ausgeputzt hätte, ſollte es mich nicht verdrießen; allein er blies es aus! Das war ein Spas am

unrechten Orte.“ Unmöglich könne Martin ſol-
chen Spas gemacht und das Licht abſichtlich ausge-
blaſen haben, meinte Haſtebeck. Weſtold fo-
derte im Eifer ſeine Schweſter, die dicht dabei ge-
ſtanden habe, als Zeugin auf; dieſe aber verſicher-
te, ſie wiſſe weiter nichts, als daß es erſt hell, und
dann plötzlich dunkel geweſen ſey, und ſie habe
eigentlich Niemanden geſehn, als ihren geliebten
Bruder. — „Das läßt ſich denken!“ ſagte Ha-
ſtebeck, und trieb nun den Freund, daß er, der
Verlegenheit ein Ende zu machen, doch ſchnell die
Magd wecken ſolle. Und da es Weſtolden jetzt
plötzlich einfiel, daß die Reiſende auch wohl etwas
Speiſe und Trank bedürfen werde, that er es mit
deſto dringenderer Eile und mit dem beſten Gewiſ-
en. Doch ſchneller, als er Liche bekommen konnte,
ilte er wieder zurück.

Haſtebeck hatte der Angekommenen unter-
deſſen ſeinen Namen genannt, ſich ihr als den alten
Freund ihres Bruders bekannt gemacht, und auch
n ihren Namen gebeten, da er ein Kind auf ihrem

Arme bemerkte. Sie ſagte, ſie heiße Schönberg, und komme von Frankfurt.

„Schönberg? — Frankfurt?“ wiederholte Haſtebeck mit einem ſonderbaren Tone — „Doch nicht Frankfurt am Main? Und Weſtold iſt Ihr Bruder?“

Ehe ſie noch antworten konnte, trat Weſtold wieder ins Zimmer, fiel der Schweſter aufs neue um den Hals, und bemerkte nun auch das Kind auf ihrem Arme. Gerührt fragte er: „Du biſt Mutter? Das iſt Dein Kind?“

„Ja!“ war ihre Antwort — „das iſt mein Herrmann. Ich habe ihn in der Taufe nach Dir nennen laſſen, mein theurer Bruder Herrmann!“

Und Weſtold rief frohlockend: „Wahrhaftig? Herrmann? — Nun ſieh! ich habe ſo gut an Dich gedacht, wie Du an mich! Meine Kleine heißt Marie.“ Und mit dieſen Worten nahm er der Mutter das Kind vom Arme, und drückte und küßte es, als ob ſein Weib ihn eben damit beſchenkt hätte.

Das Kind fing an zu ſchreien. Die Mutter mußte ſich damit beſchäftigen, um es wieder zu beruhigen. Jetzt konnte Haſtebeck mit Weſtold ein paar Worte ſprechen.

„Von Frankfurt kommt ſie? Von Frankfurt am Main? Und Frau von Schönberg nennt ſie ſich?“

Ein höchſt verwundertes „Warum nicht gar?“ war die Antwort, die er erhielt.

„Nun, zum Teufel, weißt Du denn das nicht?“ fuhr Haſtebeck fort zu fragen.

„Seit drittehalb Jahren“ antwortete Weſtold halblaut — „weiß ich faſt nichts von ihr. Ein einzigesmal habe ich in der ganzen Zeit einen Brief von ihr erhalten, blos mit Marie unterſchrieben, und ohne Angabe eines Orts. Da ſchrieb ſie mir nichts, als daß ich ihretwegen ruhig ſeyn ſolle, daß ſie ein ſehr glückliches Weib geworden ſey, und daß ich an ihrer ſchweſterlichen Liebe nicht zweifeln dürfe, wenn ſie auch noch einige Zeit verborgen und entfernt von mir lebt.“

„Und der Kerl blies das Licht aus? absichtlich?“ fragte Haſtebeck mit finſterm Blick, und in auffallender Verwirrung. Weſtold beſtätigte das mit ruhigem Tone. Aber mit furchtbarer Heftigkeit fuhr Haſtebeck jetzt auf: „Wo find' ich den Schurken? den Nichtswürdigen? Ich muß mit ihm ſprechen!“

Mit raſchen Schritten wollte er nach der Thür, doch im Dunkeln rannte er erſt gegen einen Stuhl, dann gegen einen Tiſch, und machte ein Gepolter, daß Alle erſchraken, und das Kind noch heftiger zu ſchreien begann, als zuvor.

Weſtold ergriff ihn beim Arm, um ihn zurück zu halten, und beſchwor ihn, ſeinen Zorn zu mäßigen, und nicht in der Nacht noch das ganze Haus in Aufruhr zu bringen.

„Schandſtreich ohne Gleichen!“ grollte Haſtebeck zwiſchen den Zähnen, als er ſich endlich darein ergeben hatte, ſich wenigſtens für jetzt nicht weiter um ſeinen Reitknecht zu bekümmern. Weſtold fuhr fort, ihn zu bitten, daß er eine Albernheit, eine Faſelei, doch nicht ſo ſtreng nehmen möch-

möchte; er halte den Martin für einen Eulen-
ſpiegel, meinte er, und einem ſolchen müſſe man
chon mitunter etwas nachſehen. — „Ein ſauberer
Eulenſpiegel!“ unterbrach ihn Haſtebeck — „vol-
er Liſt und Ränke, und für Geld jeden Augenblick
u jedem Bubenſtück bereit! Sieh Dir doch ſein
erſchmitztes Galgengeſicht nur an!“

„Er iſt wohl erſt ſeit kurzem in Deinem Dienſt?“
agte Weſtold.

„O, leider ſchon ſeit drei, vier Jahren! Ich
iß es ſelbſt nicht mehr, wie lange ſchon!“ ant-
rtete Haſtebeck.

„Ei, das wundert mich doch,“ erwiederte
eſtold, „wenn er ſo ſchlimm iſt, wie du ihn
ldeſt! Indeſſen möcht' ich ihn doch nicht um
Brod bei dir bringen; und ich bitte dich alſo:
ib ihm den dummen Streich mit dem Lichte!“

„Ach, was kümmert mich das ausgeblaſene
!“ ſeufzte Haſtebeck, und ſtützte die Fauſt
n die Stirn. Weſtold begriff ihn nicht, und
ünſchte den Wein, der ſeinen Freund in eine
ſe Stimmung verſetzt habe. —

Das Kind war unterdeſſen ruhig geworden, und Weſtold wandte ſich nun mit freundlichem Tone an die Schweſter: „Alſo Frau von Schönberg heißeſt Du? In Deinem Briefe nannteſt Du Dich blos ein glückliches Weib. Das biſt Du doch noch?“

Mehrere Sekunden vergingen, ehe ſie die Faſſung zu einer Antwort gewann. Haſtebeck murmelte unterdeſſen vor ſich hin: „Nun, es gibt ja viele Schönbergs. Es iſt ein oft vorkommender Nahme.“ Endlich ſeufzte Marie mit halb erſtickter Stimme ein leiſes: „Nicht mehr!“

Erſchrocken, wiederholte Weſtold dieſe Worte, und wollte eben theilnehmend weiter fragen. Da trat die Magd mit Licht ins Zimmer, und er ſah, daß ſeine Schweſter in Trauerkleidern war. — „Du biſt Wittwe?“ fragte er betroffen; und ſtatt der Antwort ſtürzte ſie in ſeine Arme, und weinte laut an ſeiner Bruſt. Haſtebeck ging unterdeſſen mit großen Schritten in dem kleinen Zimmer auf und ab, und murmelte mehr als einen Fluch zwiſchen den Zähnen.

Allmählig gewann Marie wieder neue Fas-
ung, um ſich aufzurichten; und mit den Worten:
„Das iſt nun mein ganzes Glück!“ drückte ſie
as Kind an ihr Herz. Mit ſanfter Trauer, in die
er Ausdruck der ſeligſten Liebe ſich verſchmolz,
lickte ſie ſtill darauf nieder. Weſtold ſtand ihr,
benfalls ſtumm, gegenüber, und hing mit freundlich
ehmüthigen Blicken an der ſchönen, theuren Ge-
alt. Und auch Haſtebeck blieb plötzlich ſtehen,
arrte ſie mit großen, verſchlingenden Blicken an,
nd unterbrach endlich die lange Stille mit den
Worten: „Beim Himmel! das leibhaftige, große
Madonnenbild von Raphael in Dresden!
Und der Junge! — wahrhaftig auch Der ſieht
inen ſo ernſt und bezaubernd an, wie ein Ra-
haelſcher Engel! — Wär' ich ihr Mann: der Teu-
el ſoll mich holen, wenn ich geſtorben wäre!“
Dann fuhr er fort, mit noch größern Schritten auf
nd ab zu gehen, als vorher. Doch die Geſchwi-
er bemerkten wenig oder nichts hiervon, weil ſie zu
ehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt waren.

Endlich legte das Kind ſeinen Kopf an den Hals der Mutter, um zu ſchlafen. Marie entſchuldigte ſich, daß ſie mitten in der Nacht noch ins Haus gekommen ſey. Sie hatte wollen in einem Gaſthofe übernachten, allein der Lohnkutſcher, der ſie aus der nächſten Stadt herüberfuhr, zeigte ihr ihres Bruders Haus, und da er luſtig darin ſingen hörte, überredete er ſie, hier gleich abzuſteigen. Weſtold freute ſich des Zufalls, der ihm die unverhoffte Freude noch in der Nacht verſchafft hatte, und führte Marien nun hinweg, um ihr eine Ruheſtelle anzuweiſen; aber erſt auf dem Wege fiel ihm ein, daß ihm für dieſe Nacht kein Bette weiter zu Gebote ſtände, als ſein eignes und das für Haſtebeck beſtimmte. Unbedenklich ernannte er dies letzte zu dem ihrigen, überließ ſie der Ruhe, deren ſie bedurfte, und eilte dann zu Haſtebeck zurück, um ſein eignes Bett dieſem abzutreten. Allein Haſtebeck wollte von Schlaf und Bette jetzt nichts mehr hören, ſondern ſchritt immer noch, wie ein Held im Trauerſpiel, auf und ab. „Hab' ich ſie ins Haus hereingeſungen:“ ſprach er mit einem ſonderbaren Lachen

— „ſo iſt nichts billiger, als daß ich ihr auch mein Bett abtrete. — Wunderbar genug! Hätte ich nicht den Einfall gehabt, noch tief in der Nacht zu ſingen, wie ein Student: ſo wäre ſie in einen Gaſthof gefahren, ich wäre in aller Frühe abgereiſt, und hätte ſie nicht kennen gelernt! — Es gibt ſonderbare Verkettungen im Menſchenleben! — Bruder, ich muß ſie näher kennen lernen! ich bleibe noch einen oder ein paar Tage.“

Freudig fiel Weſtold ihm um den Hals, und wollte noch ein Geſpräch über die Schweſter anknüpfen. Doch Haſtebeck riß ſich von ihm los, und trieb ihn mit den Worten von ſich: „Verlaß mich, Bruderherz! Ich mag heute kein Menſchengeſicht mehr ſehen; und hören mag ich noch weniger! Es klingt mir Alles, wie Höllenmuſik!“

Halb lächelnd, halb den Kopf ſchüttelnd über dieſe ſeltſame Aeußerung, wollte Weſtold eben das Zimmer verlaſſen, als ſie das Hofthor öffnen, und dann Pferde-Getrappel unter dem Fenſter hörten.

„So spät in der Nacht!“ sagte Westold — „Ei, was mag das seyn?“ Er wendete sich nach dem Fenster; doch schneller noch hatte es Hastebeck schon aufgerissen, und schrie hinunter: „Was hast du vor, Martin? Wo willst du hin?“ Aber der Reiter gab keine Antwort, sondern galloppirte im hellen Mondschein eilig davon.

„Wie? denn Martin?“ fragte Westold höchst verwundert, „das ist ja nicht möglich.“ Und da er hörte, daß eben Jemand das Hofthor von innen wieder zumachen wollte, rief er mit lauter Stimme hinunter, wer denn so spät hinweg geritten sey? Mit schläfrigem Tone antwortete der Knecht des Hauswirths hinauf: „Der fremde Reitknecht. Er hat im letzten Quartier etwas liegen lassen; und ich soll morgen früh seinem Herrn das Pferd füttern und satteln.“

„Ein närrischer Spas!“ sagte Westold, indem er das Fenster verließ.

„Wahrlich! Spas auf Spas!“ rief Hastebeck, und warf das Fenster zu, daß es klirrte. „Erst das Licht ausgeblasen! und dann zum Teufel

geritten Bliebe er am nächſten Galgen doch hängen, der Bube!"

„Wir wollen ihm nachſetzen laſſen!" rief Weſtold — „Ein Pferd einzubüßen, iſt doch keine Kleinigkeit!"

„O, ein Dieb iſt er nicht!" erwiederte Haſtebeck — „trotz ſeines ſpitzbübiſchen Geſichts! Die Furcht jagt ihn fort! Sein Ritt wird wohl mit dem Ausblaſen des Lichts im Zuſammenhange ſtehn!"

„Ei, du mein Gott!" ſagte Weſtold betroffen — „ein ſolcher Tyrann wirſt du doch nicht ſeyn, ihn um ſo einer Kleinigkeit willen —"

„Kleinigkeit?" fuhr Haſtebeck mit Zorn in Blick und Gebehrden auf. Doch ſchnell ſich faſſend, ſagte er gleich mit verändertem Tone: „Geh, Weſtold! Es iſt Mitternacht! Ich will nun hier in deinem Armenſtuhle ausruhen. Kein Wort weiter!"

Er warf ſich in den Stuhl, und ſchloß die Augen zu. Zögernd ging Weſtold hinaus; doch draußen hörte er alsbald, daß ſein Freund wieder

in heftiger Bewegung ſprach. Zurückkehrend öffnete er daher die Thüre wieder mit der Frage: „Rieſſt Du mich nicht?“

„Ich bin ja ſtumm, wie ein Fiſch!“ erwiederte Haſtebeck.

„Ei, ich hörte doch deine Stimme; und ſehr laut!“ wendete Weſtold ein.

„Nun, ſo werde ich wohl etwas geflucht haben!“ ſagte Haſtebeck.

Weſtold zog ſich ſtill zurück, und ſeufzte für ſich mit bedenklichem Kopfſchütteln: „Das iſt kein guter Abendſegen!“

---

Der Schlaf ſchloß endlich Aller Augen; doch Weſtold war früh wieder auf, und lauſchte an der Kammer ſeiner Frau, ob ſie noch nicht wache, um von ihm die unerwartete Ankunft Mariens in der vergangenen Nacht vernehmen zu können. Bei

dem erſten Geräuſch, das er hörte, flog er zu Auguſten, und ſchüttete die Freude und die Wehmuth ſeines Herzens vor ihr aus. Aufs theilnehmendſte hörte die Gattin die unerwartete Neuigkeit mit an; aber ſehr bald regte ſich in ihr die Sorglichkeit der Hausfrau, die nun gar vielerlei bedachte, was anzuordnen und einzurichten ſey. Sie wäre von dem Bette, wo ſie ſchon aufgerichtet ſaß, augenblicklich raſch aufgeſprungen, hätte die heiligere Mutterpflicht ſie nicht zurückgehalten; denn die kleine Marie lag eben trinkend an ihrer Bruſt. Weſtold, der noch traulich plaudern, noch einen Herzensgenuß haben wollte, mochte von Wirthſchaftseinrichtungen in dieſer Stunde nichts hören, und eilte fort, um ſeine Gattin noch auf andere Weiſe zu überraſchen und zu feſſeln.

Wie ein Dieb, ſchlich er in die Schlafkammer ſeiner Schweſter, die noch in tiefem Schlafe lag, und nahm ihr, ohne daß ſie es bemerkte, den ſtill erwachten Knaben von der Seite. Liebkoſend eilte er dann mit ſeinem Raube an das Bett ſeiner Gattin, und legte ihr ihn, der kleinen Marie gegen-

über, an das Herz. Liebevoll ſchlug Auguſte den Arm, wie um das eigne, auch um das fremde Kind, das an ihr mit großen Blicken hinauf ſah.

Weſtold faltete die Hände über ſeiner Bruſt, vor Entzücken über den Reiz dieſer Gruppe; aber aus Auguſtens Augen ſtürzte plötzlich ein Strom von Thränen; denn der fremde Knabe in ihrem Arm erinnerte ſie mit unbezwinglichem Schmerze plötzlich an den eignen, den ein früher Tod ihr entriſſen hatte. Auch ohne daß ſie ſprach, verſtand Weſtold ihre Thränen, und ehrte einige Minuten lang ſchweigend ihren Schmerz. Dann fiel er zärtlich um ihren Hals, und ſagte: „Weine nun nicht mehr! es müßten denn Freudenthränen ſeyn! Sieh, nun ſind wir ja mit einemmale reich. Der Herrmann iſt ein herrlicher Junge, und ſo gut wie unſer. Ich will ſein Vater ſeyn; ſo iſt er ja mein Sohn und auch Deiner! — Du ſollſt ſehen, wie die Arbeit — auch die niedrigſte — mir nun wieder leicht ſeyn ſoll, da ich für eine Wittwe und Waiſe zu ſorgen habe; denn ſicher ſind ſie ohne Vermögen, und haben nun keinen Helfer, als mich.“

„Guter Mann!“ ſeufzte Auguſte — „wenn Deine Kräfte nur ſo ſtark wären, als Dein Wille gut iſt! Du würdeſt dabei zu Grunde gehn. Aber ſey ruhig! Ich und Marie wollen auch ſchon Hand ans Werk legen!“

Sie theilte ihm den Plan zu einer Unterrichtsanſtalt in weiblichen Arbeiten mit, den ſie lange ſchon im Kopfe gehabt hatte, und nun mit Hülfe ihrer Schwägerin leichter auszuführen hoffte.

Doch jetzt that die Thür ſich auf, und Marie, die ſehr bald erwacht war und ihr Kind vermißt hatte, trat mit an das Bett. Mehr noch, als die Gruppe hierdurch vergrößert wurde, vergrößerte ſich die Bewegung der Herzen. Freude, Schmerz und Liebe verſchmolzen miteinander, wie Erd' und Himmel im Purpurglanz eines warmen Sommerabends. Doch als die Liebe endlich die Oberhand behielt, vermißte Wenold noch den geliebten Freund, und er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß dieſer einſam und freudenlos in einem entfernten Stübchen wäre, während hier Arm um Arm und Liebe um Liebe ſich ſchlang.

Raſchen Schrittes ging er zu Haſtebeck, der aus Langeweile in einem Aktenſtoß blätterte. „Theurer Bruder!“ rief er ihm zu — „die Liebe bauet drüben einen Triumphbogen, an dem nur der Schlußſtein noch fehlt. Der ſollſt Du ſeyn! Komm, und hilf uns lächeln vor Wehmuth, und weinen vor Freude! Du findeſt eine ſolche Stunde ſo leicht nicht wieder.“

Finſtern Blicks ſchütteite Haſtebeck mit dem Kopfe, ohne zu antworten. Da begann Weſtold, um ihn zu überreden, die Szene in der Schlafkammer ſeiner Frau mit warmer Begeiſterung näher zu beſchreiben; und in dem feſten Glauben, daß das ſeine Wirkung nicht verfehlt haben könne, ergriff er Haſtebecks Hand, um ihn mit fortzuführen. Doch dieſer zog raſch, wenn auch nicht unfreundlich, ſeine Hand zurück, und ſagte: „Um keinen Preis! Das würde nicht taugen, wenn ich mich euren Rührungen und Umarmungen mit hingeben wollte. Ich will hart und kalt und ſtumm ſeyn und bleiben, wie ein Stein. Die elektriſchen Liebesfunken, die in euren Herzen nur einen wohlthätigen

Wärmeſtoff unterhalten, könnten bei mir eine geheime Pulvermine entzünden, die uns Alle in die Luft ſprengte!" —

„Ey, das wolle Gott nicht!" erwiederte Weſtold — „Wie käme auch in Freundes Herz eine Pulvermine! — Haſt Du vielleicht etwas gegen meine Schweſter?"

Da ſprang Haſtebeck auf, als ob er plötzlich mit Schwerdt oder Lanze angegriffen würde. „Ich etwas gegen ſie haben? Verdammt ſey Jeder, der gegen ſie was hat! Ich will ein Schurke ſeyn, wenn mir nicht im Vergleich mit ihr, alle Weiber — Doch nein! Du haſt auch ein treffliches Weib; und ich werde bald eines haben! — Höre, Bruderherz, ihre Geſchichte muß ich wiſſen! das heißt, ihre ganze Liebes- oder Heirathsgeſchichte bis auf den heutigen Tag! Laß Dir von ihr Alles erzählen! wahr und genau! ich bleibe noch hier, und Du mußt es mir dann haarklein wiedererzählen! Hörſt Du?" —

„Was intereſſirt Dich denn ſo ſehr an ihr?" fragte Weſtold; „Du biſt doch ſonſt eben nicht neugierig."

„Nun —“ antwortete Haſtebeck — „We ſelbſt allerlei Liebesfahrten gehabt hat, den intereſſir ja ſo etwas wohl; und dann — ſie iſt ja dein Schweſter — meines beſten Jugendfreundes Schwe ſter! Alles, was ſie betrifft, muß mir daher höchſt wichtig ſeyn. — Am beſten iſt es: ich bin dabei, wenn ſie erzählt, und höre es ſelbſt mit an.“

Weſtold meinte, ſein Freund wäre ſeiner Schweſter doch wohl zu fremd, als daß es ſie nicht verlegen machen ſollte, in ſeiner Gegenwart ſo die Freude als den Schmerz ihres Herzens in einer umſtändlichen Erzählung auszuſprechen. „Je wahrer und je tiefer ein Verluſt noch die Bruſt bewegt, deſto ſtummer pflegt wohl vor einem Fremden die Lippe darüber zu ſeyn!“ ſchloß er ſeine Einwendung.

Haſtebeck mußte ihm dies zugeben; doch fand er bald einen Ausweg, und ſagte: „Ich müßte ſie hören können, ohne daß ſie mich ſähe, während ihrer Erzählung. — Ich könnte zum Beiſpiel, wenn Du ſie hierher brächteſt und hier erzählen ließeſt, da im Nebenzimmer inkognito zuhören. Die

Thür dürfte nur ein ganz klein wenig geöffnet seyn.“

Nach einigen Einwendungen und Fragen, die Hastebeck aber kurz zurückwies, versprach Westold, den Wunsch seines Freundes möglichst bald zu erfüllen; und ohne weitläuftige Einleitungen gelang es ihm, daß schon am Nachmittag Marie — freilich mit vielen Unterbrechungen schmerzlicher Rückerinnerung — ungefähr Folgendes erzählte:

„Unser Onkel in Franken, in dessen Hause ich mich, wie ihr wißt, nicht wohl befinden konnte, reiste, im September 1790, zu der bevorstehenden Kaiserkrönung, aus lauter Langeweile, nach Frankfurt; und da er seine Kinder mitnahm, die dort einer Aufsicht bedurften: so mußte auch ich die Reise mitmachen, ob ich gleich lieber zu Hause in der ländlichen Einsamkeit geblieben wäre. Die Stadt wimmelte von Fremden, allein ich fühlte mich sehr einsam dort; denn ich war aus meinen häuslichen Geschäften herausgerissen; wir hatten und wir machten dort keine Familien-Bekanntschaften, und der Onkel war vom Morgen bis zum

Abend auf Kaffeehäuſern und in Spielgeſellſchaften. Höchſt ſelten führte er mich einmal ins Schauſpielhaus. Faſt meine einzige, angenehme Zerſtreuung war täglich ein Spaziergang mit den Kindern an die freundlichen Ufer des Mains. So kam es, daß ich ein paar Tage vor der Krönungsfeierlichkeit — es war am acht und zwanzigſten September — im Schatten eines kleinen Gebüſches die Kinder ausruhen ließ. Der älteſte Knabe wollte wiſſen, wie und warum die Krönung geſchehe. Ich erzählte ihm, was ich erſt kürzlich darüber geleſen hatte; und bei dieſer Gelegenheit kramte ich auch mein bischen Geſchichtsweisheit über die merkwürdigſten deutſchen Kaiſer aus, und rühmte ihm den neuen Kaiſer, Leopold den zweiten, und ſprach endlich auch von dem alten deutſchen Ritterthum, mit meiner gewohnten Vorliebe. Gott weiß, wie unbefangen ich das alles ſprach, und wie groß daher mein Schreck war, als auf einmal ein junger, ſchöner, ſehr ſauber gekleideter Mann, von noch nicht dreißig Jahren, der nicht weit von mir im Gebüſche geſeſſen und mir zugehört hatte, vor mich hintrat, und mir mit einer

Menge

Menge von Schmeicheleien für die vielfache Belehrung, die auch er durch mich erhalten habe, dankte. Ich ſtand auf, und ſuchte das angeknüpfte Geſpräch zu endigen, allein der Unbekannte wußte mich immer in eine neue Unterhaltung zu verwickeln, und nach und nach unvermerkt feſtzuhalten. Doch nicht lange, ſo that ich ernſtlich, was ich nur konnte, um ihn los zu werden; denn aus ſeinem Geſicht, ob ich es gleich, ſeiner Schönheit wegen, wider Willen mit Wohlgefallen betrachten mußte, ſchreckte mich etwas an, das wahrſcheinlich in einem gewiſſen Ausdruck ſeiner Blicke lag, deren Dreiſtigkeit oft ſehr gegen die Feinheit und Beſcheidenheit ſeiner Worte abſtach — ein Etwas, das ich zwar nicht zu nennen und zu bezeichnen wußte, wohl aber als gefahrbringend erkannte. Ich ſagte ihm daher, daß ich nicht länger bleiben könne; ich nahm Abſchied von ihm; als er ſich erbot, mich zu begleiten, verbat ich dies ſogar, ſo ernſtlich ich nur konnte, ohne unhöflich zu ſeyn. Alles war umſonſt! ich konnte ihn nicht loswerden; er ging mit bis an unſre Hausthür; und der Onkel, der am Fenſter geſtan-

den, und ihn bemerkt hatte, machte mir so empfindliche Vorwürfe über diese Begleitung, daß ich mich fast vor mir selbst schämte, und auf den Unbekannten recht ernstlich böse ward.

„Ich wählte am folgenden Tage eine andre Stunde und Gegend zu meinem Spatziergange; nichts desto weniger stand der Unbekannte plötzlich, als die Kinder eben ein wenig vorausgelaufen waren, wieder neben mir. Ich war noch nicht siebzehn Jahre alt, und voller Schüchternheit; ich wußte mir daher nicht anders zu helfen, als daß ich ihn aufs ängstlichste beschwor, mich zu verlassen, und nie wieder zu begleiten. Er wollte den Grund meiner außerordentlichen Aengstlichkeit wissen, und schwur, daß er nicht eher von meiner Seite gehen könne, als bis er hierüber eine befriedigende Auskunft erhalten habe. Ich konnte keine Lüge erfinden, und sah mich also in die Nothwendigkeit versetzt, ihm offenherzig die ungerechte Behandlung des Onkels mitzutheilen. Er fragte nach meinen Verhältnissen in dem Hause desselben, er bezeigte mir in den lebhaftesten Ausdrücken sein Bedauren

wegen des mir zugefügten Verdruſſes, und verſicherte, daß er um dieſen Preis auch ſein gröſtes Glück nicht hätte erkaufen mögen. So war ich darüber, daß ich nicht mit ihm ſprechen dürfe, unvermerkt in ein langes Geſpräch gerathen. Die Annäherung an das Thor, durch welches ich zurück in die Stadt gehen wollte, ließ mich erſt einſehen, wie lange wir zuſammen geplaudert und uns unterhalten haben mußten. Ich erſchrak davor, und bat ihn — jetzt ſchon etwas vertraulicher — mich augenblicklich zu verlaſſen und nie wieder anzureden. Er that einen Seufzer, ſagte mir aber ein ſchnelles Lebewohl, und küßte ehrerbietig meine Hand. Aus reiner Dankbarkeit und Freude über meine Befreiung, drückte ich ihm mit argloſer Herzlichkeit die ſeinige. Kaum aber that ich das: ſo war es, als ob eine neue Fackel in ſeinen Augen angezündet würde; er zog meine Hand aufs neue an ſeinen Mund, um ſie mit leidenſchaftlichen Küſſen zu überdecken; und da ich mich nun ängſtlich losriß, bat er wieder mit einem ſo unwiderſtehlichen Tone, ihm dieſen Ungeſtüm zu verzeihen, daß ich mir im Herzen faſt einen Vor-

wurf machte, ſo unfreundlich gegen ihn geweſen zu ſeyn.

„So jung und unerfahren ich auch noch war: ſo ſagte mir doch eine innere Stimme, daß ich alle Vorſicht anwenden müſſe, wenn ich nicht in einen Handel verwickelt werden wolle, der mir vielleicht viel Unruhe und Noth bringen könne. Ich that das Gelübde, faſt gar nicht mehr das Haus zu verlaſſen, und wenn ich dem Unbekannten jemals wieder begegnete, keine zehn Worte mit ihm zu ſprechen, und keine von meinen Fingerſpitzen von ihm berühren zu laſſen. Kaum war ich mit mir hierüber einig, und trat zufällig ans Fenſter: ſo ſah ich, daß der Unbekannte vorüber ging, und mich aufs ehrerbietigſte grüßte. Ich dankte ihm gar nicht, vor Schreck, ſondern verließ eilig das Fenſter, und hielt mich den ganzen Tag davon entfernt.

„Doch alle meine Vorſicht ſollte mir nichts helfen. Der Tag der pomphaften Feierlichkeiten war gekommen. Der Onkel ging, um nicht genirt zu ſeyn, auch heute allein aus, und überließ es mir, die drei Kinder nach dem Hauſe zu bringen, wo er

n Fenſter für uns gemiethet hatte, um den pracht-
llen Aufzug zu ſehen. Wir hatten uns in unſerm
aſthofe ein wenig verſpätet; die Hauptſtraßen wa-
n ſchon überfüllt mit Menſchen, ſo daß wir uns
mehrern Stellen durch das Gedränge kaum hin-
rchwinden konnten. An meiner linken Hand hatte
Emilien, an der rechten den kleinen Eduard,
n auf der andern Seite auch Fritz, ſein älterer
ruder, anfaſſen mußte. Auf dieſe Weiſe waren
r Alle zwar beieinander; allein unſer Vorwärts-
mmen war auch dadurch ſehr erſchwert, und ehe
r es uns verſahen, waren wir, bei aller Vorſicht,
hrmals auseinader geriſſen. So geſchah es denn
ch, daß in einem entſetzlichen Gedränge, das
rch einige Wagen entſtand, Fritz uns auf ein-
l entſchwunden war, und in dem Augenblick,
ich mich ſuchend umwenden wollte, Emilie zu
den geworfen wurde, und, trotz unſres Geſchrei-
, in der Gefahr war, von einem Rade gefaßt zu
rden.

„In dieſem ſchrecklichen Augenblicke, da ich
ht helfen, ſondern nur einen Schrei des Ent-

ſetzens ausſtoßen konnte, ward Emilie plötzlich in die Höhe geriſſen, und da ſie, blutend und halb ohnmächtig, nicht im Stande war, zu gehen, von ihrem Retter auf dem rechten Arme durchs Gedränge getragen. Mit ſeiner linken Hand zog er mich und Eduard fort, und brachte uns glücklich in eine nahe Seitengaſſe, die mit Menſchen nicht überfüllt war. Hier wollte ich in das erſte das beſte Haus, um für Emilien zu ſorgen. Ihr Retter wendete mir ein, daß Niemand zu Hauſe ſeyn werde, und daß wir uns nicht weit von unſerm Gaſthofe befänden. Und jetzt erſt ſah ich, daß Emiliens Retter mein wohlbekannter Unbekannter war.

„Ich erſchrack bei dieſer Entdeckung, daß mir auf einige Augenblicke die Kraft zum Weitergehen genommen war; allein er eilte mit raſchen Schritten vorwärts, und ich mußte ihm folgen. Dem mein dankerfülltes Herz, wie einem, vom Himmel geſandten Engel, huldigte, den fürchtete ich zugleich, als meinen gefährlichen Verfolger! Den ich hatte fliehen wollen, dem mußte ich jetzt willig zur Seite

gehen, um ihn in die Einsamkeit unſrer Wohnung zu führen! —

„Endlich kamen wir an unſer Ziel. Das ſonſt ſo geräuſchvolle Haus war, wie ausgeſtorben. Nur ein einziges Dienſtmädchen und ein Hausknecht waren da. Alle Uebrige, Junge und Alte, waren von Neugier und Schauluſt mit in den allgemeinen Strom geriſſen. Ich wollte, daß ein Wundarzt geholt würde, allein Niemand hatte Zeit dazu, und man meinte auch, daß Keiner zu finden ſeyn möchte. So hatte ich alſo durchaus keinen andern Helfer, als den gefürchteten Unbekannten!

„Er trug Emilien auf ihr Bett, wo ſie bald ſich zu erholen anfing. Er wuſch ihre Kopfwunde, die zum Glück nicht von Bedeutung war; er holte Waſſer, Eſſig und Wein; er lief nach der Apotheke, um Spiritus zu hohlen. Seine Thätigkeit und Theilnahme war unermüdlich, und in jeder Minute legte er mir eine neue Verpflichtung auf.

„Als er nach der Apotheke gegangen war, und Emilie ſich zum erſtenmale wieder allein aufrichtete im Bette, ſchöpfte ich auch zum erſtenmale wie-

der frei Athem, und sah mit Besonnenheit um mich her. Da erst vermißte ich unsern Fritz, und erinnerte mich, daß er schon von mir getrennt gewesen war, als Emilie niederfiel. Ein neuer Schreck überfiel mich! Ich dachte mir den Knaben ebenfalls niedergeworfen, und dann rettungslos zertreten und übergefahren. Händeringend stürzte ich unserm Helfer entgegen, sobald er zurückkam, und schluchzte ihm meine neue Angst entgegen.

„Mit ungestörter Fassung bat er mich, daß ich außer Sorgen seyn möchte, und er verpfändete sein Ehrenwort, nicht eher zu ruhen, bis er den Knaben gefunden habe. Dann gab er mir den Spiritus, sagte mit wenig Worten, wie ich Emilien weiter behandeln solle, und flog davon. So sollte er wieder eine neue Verpflichtung auf mich laden! Einen Augenblick zitterte ich davor; allein meine Angst wegen des Knaben war so groß, daß ich in meiner Seele das Gelübde that, dem Unbekannten, ohne alle Furcht vor ihm selbst, oder vor dem Onkel, ewig meine Dankbarkeit zu widmen, wenn er mir nur den Knaben rettete. — Es verging noch eine qual-

volle halbe Stunde. Doch da trat unſer Wohlthäter mit freudeglänzendem Blick ins Zimmer, verkündigte mir, daß er den Knaben gefunden und unter guter Obhut in ein Haus, wo viel zu ſehen ſeyn werde, gebracht habe; und zum Beweis, daß er mich nicht täuſche, zeigte er mir einige Worte, die Frik ihm, zu meiner Beruhigung, in die Schreibtafel hatte ſchreiben müſſen.

„Durchdrungen vom lebhafteſten Danke, ergriff ich ſeine Hand, und drückte ſie an meine Bruſt, und an meine bethränten Augen, die ſtatt der Zunge ſprachen. Ich hatte nur das eine, jedes andere verdrängende, Gefühl, daß er dem Knaben das Leben gerettet, und mich von einer Angſt, wie ich ſie noch nicht empfunden, erlöſt habe. Er hätte in dieſem Augenblicke mich küſſen, umarmen, ganz zu ſeiner Beute machen können, denn ich hätte jeden Widerſtand für eine Sünde der Undankbarkeit gehalten; allein er that von allem dem nichts; er erwiederte kaum den Druck meiner Hand, und eilte nur an Emiliens Bett, um zu ſehen, wie ſie ſich befinde, und die Sorge für ſie mit mir zu theilen. —

Dieſer Augenblick wurde entſcheidend für mein Herz. Meine bisherige Furcht vor ihm war nun verſchwunden; und zu dem Gefühle der allerwärmſten Dankbarkeit geſellte ſich noch ein unbefangenes Vertrauen und eine recht aufrichtige Achtung gegen ſeinen Charakter.

„Auch Emilien gewann er ſehr ſchnell für ſich. Er verſtand am beſten, ihr die Umſchläge zu machen; ſelbſt den Thee mußte er ihr eingießen, kalt machen und hinreichen, weil ich bei allem zitterte, was ich that.

„Endlich wollte Emilie ſchlummern, und ich ging mit ihm ins Nebenzimmer, wo Eduard ſpielte. Hier beſprachen wir uns ungeſtört über das gehabte Abentheuer. Er erzählte mir, daß Fritz, nachdem er kaum von mir losgeriſſen war, und mich aus den Augen verloren hatte, durch die Verwechſelung eines Fremden, der ihm ſagte, ſein Vater erwarte ihn in einem der gegenüberſtehenden Häuſer, mir förmlich entführt geweſen, aber auch von jenem Fremden, nach eingeſehenem Irrthum, wieder auf die vorige Stelle zurückgebracht, und dort, im Ver-

auen, daß man ihn nicht werde unaufgesucht las-
n, sorgsam an der Hand gehalten und beschützt
orden sey. — Mitten in meiner Freude über die
ückliche Rettung der Kinder, fiel mir erst wieder
r Zweck unsers vorherigen Ausgehens ein, den
über der gehabten Angst ganz vergessen hatte.
it dem aufrichtigsten Bedauern sah ich, daß unser
ohlthäter schon einen großen Theil der Feierlich-
ten um unsertwillen versäumt haben mußte, da
t Emiliens Fall schon ein paar Stunden ver-
ngen waren. Ich bat ihn inständigst, uns sein
rgnügen nicht länger zum Opfer zu bringen, da
mit Recht voraussetzte, daß er der Krönung we-
vielleicht weit hergekommen sey. Er leugnete
letzte, aber, wie ich deutlich sah, blos um das
gebrachte Opfer zu verkleinern; er betheuerte,
er, mich zu verlassen augenblicklich bereit sey,
n seine Gegenwart mich im mindesten belästige,
er aber keineswegs nach den öffentlichen Feier-
eiten noch einen Schritt gehen werde, und daß
ich überhaupt nicht ohne Unruhe verlassen kön-
weil Emilie vielleicht noch Hülfe bedürfe.

Das alles sagte er mit einer Sanftheit, Bescheidenheit und Zurückhaltung, deren ich ihn bei unsern ersten Gesprächen gar nicht für fähig gehalten hatte. Ich konnte ihn also nicht weiter gehen heißen; und er lohnte fortwährend mein Vertrauen durch das alleranständigste Betragen.

„Die eine Bedenklichkeit fiel mir noch aufs Herz, ob der Onkel nicht aufs neue, aus Mißtrauen, den polternden Alten spielen werde, wenn er in dem Retter seiner Kinder meinen Begleiter von neulich sähe. Mein Gast errieth diese Bedenklichkeit aus meinen Blicken und aus ein paar einzelnen Worten, die mir entschlüpften, und sagte mir zur Beruhigung, der Onkel habe gestern Abend, in einem öffentlichen Hause, beim Spiel gute Bekanntschaft mit ihm gemacht, ohne ihn wiederzuerkennen, und werde gewiß nicht erzürnt seyn, ihn heute, unter solchen Umständen, hier zu finden.

„Dies beruhigte mich vollkommen, und mit völlig leichtem Herzen setzte ich nun die Unterhaltung mit meinem Gesellschafter fort. Jetzt zum erstenmale fragte ich nach seinem Namen. Er nannte sich

Berg, gab vor, blos zu ſeinem Vergnügen auf einer Reiſe begriffen zu ſeyn, ließ mich aber gleich damals merken, was er mir bald nachher geradezu geſtand, daß er eigentlich einen andern Namen habe, ſich aber, wegen eines unglücklichen Duells mit einem vornehmen jungen Manne, vielleicht auf lange Zeit verborgen und von ſeinen Verwandten und ſeinem eigentlichen Wohnort entfernt halten müſſe. — Er entwickelte hierauf eine Gabe der Unterhaltung, wie ſie mir noch nie vorgekommen war; ich entdeckte an ihm eine Menge von Kenntniſſen; er ſprach fertig franzöſiſch und engliſch, und überall blickte aus ſeinem Benehmen hervor, daß er eine ſehr ſorgfältige Erziehung genoſſen, und ſeine geſellſchaftliche Bildung in den beſten Kreiſen der vornehmen Welt erhalten hatte. Mit ruhigem Wohlgefallen heftete ich meine Blicke auf ſein ſchönes, geiſtvolles Geſicht, gleichwie mein Verſtand ſich an ſeinen Geſprächen ergötzte. Und Verſtand und Sinne machten nun ein Bündniß gegen mein argloſes, dankbares Herz! Die Eindrücke dieſes merkwürdigen Tages waren unvertilgbar!

„Als Emilie erwachte, sorgte er wieder mit der vorigen Aufmerksamkeit für sie. Dann ging er, um den Fritz zu hohlen. Er blieb länger aus, als ich erwartet hatte. Unterdessen kam der Onkel zurück, und hörte unsre gehabten Gefahren, so gut er heute hören konnte; denn er hatte, dem deutschen Kaiserhause zu Ehren, noch mehr, als gewöhnlich, getrunken. Berg, der endlich den Fritz wohlbehalten brachte, wurde von dem Onkel zehnmal als Freund und Wohlthäter umarmt, und aus Dankbarkeit zum Essen und zu einer Partie Piket eingeladen. Ob das gleich ziemlich langweilig ausfiel, so machte es mir doch eine so große Freude, daß ich dem Onkel, aus inniger Dankbarkeit, alle Augenblicke die Hand küßte.

„Auch dem Onkel machte sich Berg so angenehm, daß er nicht nur unser täglicher Gast seyn, sondern mich und die Kinder auch auf unsern Spaziergängen begleiten mußte, damit — wie der Onkel meinte — den Kindern nicht wieder ein Unglück begegne, und kein zudringlicher Gesellschafter sich an

nich hänge. Auf dieſe Art waren wir nicht nur
ehrere Stunden des Tages uns ganz ungeſtört
berlaſſen, ſondern wir hatten auch fortdauernd ein
leines Geheimniß hinter dem Rücken des Onkels.
Das knüpfte gleich uns näher an einander, als ſonſt
ielleicht geſchehen wäre; und, was das wichtigſte
ar, es bereitete mich darauf vor, auch ein wich-
igeres Geheimniß zu haben und zu bewahren,
as meiner ſonſtigen Sinnesart und Unbefangenheit
ar nicht angemeſſen war.

„Es waren ſchöne Tage, auf die ich, ohne
eue, noch jetzt gern zurückblicke. Es tobte zwar
in Sturm einer aufflammenden Leidenſchaft in
einem Herzen, wohl aber war es bewegt und im-
er bewegter, wie eine aufknoſpende Blume vom
ſten Frühlingshauche. Schöner, als jemals, er-
ien mir die Natur, und am allerſchönſten der
reund, an deſſen Hand ich ſie betrachtete. Daß
auch ihm ſo erſchien, war mir vollkommen be-
ßt. Ich las es in jedem ſeiner Blicke, ich er-
h es aus allem, was er that und ſprach,
ch wenn es an ſich das gleichgiltigſte war. Dies

ſchöne Ahnen und Fühlen einer unſchuldigen Liebe und Gegenliebe machte mich ſo glücklich, daß ich für einen Himmel ſelbſt mir keine ſchönern Gefühle hätte wünſchen können. Ich glaubte an einen ewigen, ſchönen Frühling, und dachte an keine Sommerglut und Gewitterwolken voll Blitze und Hagel!

„Unſer Aufenthalt in Frankfurt näherte ſich ſeinem Ende. Es war mir, als ob ich aus Elyſium wieder in eine Alltagswelt zurückkehren ſollte. Aufs höchſte war ich daher entzückt, als mich Berg mit der unerwarteten Nachricht überraſchte, daß wir noch eine Reiſe in die nahen Rheingegenden machen würden, die mehrmals der Gegenſtand unſres Geſprächs und meiner Sehnſucht geweſen waren.

„Berg hatte nehmlich bei einer Flaſche Rheinwein, dem der Onkel immer mehr Geſchmack abgewann, dieſem gerühmt, wie noch ungleich ſchöner der herrliche Wein auf ſeinem vaterländiſchen Boden, in Hochheim, Rüdesheim und auf dem Johannisberge ſchmecke, und ihn dadurch ſo in Enthuſiasmus gebracht, daß eine Reiſe in jene

Gegen-

Gegenden auf der Stelle verabredet wurde. Anfangs war nur von ihnen Beiden allein die Rede gewesen, und Berg, um keinen Verdacht zu erregen, hatte geäußert, ich könne ja wohl unterdeſſen mit den Kindern in Frankfurt zurückbleiben. Endlich aber, wie zu erwarten war, gerieth der Onkel wegen der Kinder in Angſt, und entſchloß ſich, uns mitzunehmen, ohne zu ahnen, daß der ganze Reiſeplan blos um meinetwillen angelegt war.

„So hatte ich dann die unbeſchreibliche Freude, die von der Natur ſo geſegnete und poetiſch geſchmückte Gegend zu durchreiſen, und noch dazu an der Seite eines Mannes, der mir unvermerkt ſchon ſo lieb und unentbehrlich geworden war, daß mit ihm eine Wüſte mir angenehm, ohne ihn ein Tempe mir gleichgiltig geweſen ſeyn würde.

„Vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend waren wir nun faſt ununterbrochen bei einander. Nur die Stunden, wo Berg dem Onkel bei ſeiner Flaſche Geſellſchaft leiſten oder Piket mit ihm ſpielen mußte, gingen für uns verloren. Dafür hatten wir deſto ſchönere, wenn er allein bei einer Flaſche

feſt ſaß, oder einen Rauſch auszuſchlummern hatte, was häufig genug der Fall war, da er alle Sorten und guten Jahre durchprobiren wollte.

„Wir hatten endlich den lachenden Rheingau möglichſt langſam zurückgelegt. Der Johannisberg, der König der Weinberge, ſollte das Ziel unſrer Reiſe ſeyn, und dann der nächſte Rückweg nach Franken genommen werden. Mit Betrübniß, die wir einander jetzt ſchon mittheilten, ſahen wir das Ende unſerer Herrlichkeit herannahen; denn der Onkel, ſo gut ihm der Wein auch ſchmeckte, hatte das Reiſen ſatt, und ſchien auch zu ahnen, daß unſerm Begleiter nicht er, ſondern ich die Hauptperſon ſey.

„Jetzt kamen wir an den berühmten Johannisberg, und ſtiegen hinauf nach dem Dorfe gleiches Namens, um uns von dem Schultheiß, deſſen Keller uns empfohlen war, für Geld nnd gute Worte einige Schoppen des ſchönen Weines zu erbitten. Der Onkel wat entzückt über das würzige Getränk, und ich ſelbſt trank mit Vergnügen ein paar Gläſer, bei denen wir den maieſtätiſchen Strom zu unſern Füßen ſcaneten. Während der Onkel noch ein paar

Sorten zu koſten hatte, und die Kinder des Ausru-
hens bedurften, ſtieg ich mit meinem theuren Ge-
fährten vollends den Berg hinauf. Schweigend ſa-
ßen wir ein Weilchen Hand in Hand, und ſahen
ſeufzend nach der Gegend, die wir durchreiſt hatten.
Da kniete mein Freund plötzlich vor mir nieder,
drückte im Ausbruch der unbezwingbaren Leidenſchaft
meine Hände an ſeine Lippen, und ſchwor, daß
er ſeine überſtrömenden Gefühle nun nicht länger
bekämpfen könne, und durch den Ausſpruch von
Liebe oder Haß, Vergebung oder Zorn von meinen
Lippen endlich eine Entſcheidung über Glück oder
Verzweiflung ſeines ganzen künftigen Lebens haben
müſſe.

„Ich war überraſcht auf die ängſtlichſte und beſe-
gendſte Weiſe zugleich. Ich ließ ihm willig meine
Hände; ich öffnete ſchon die Lippen, um ihm etwas
zu erwiedern; da wurden wir durch das Geräuſch
eines Gehenden aufgeſchreckt. Es war ein Mönch,
der finſter grinſend auf uns zu kam, um neugierige
Fragen an uns zu thun. Berg brannte vor Unge-
duld und Zorn. Ich bat, daß wir nach dem Dorfe

zurück eilen möchten; ich flehte, mich nur heute nicht mehr mit ſeinen Bitten zu beſtürmen. Er verſprach mir das, unter der Bedingung, daß ich morgen gewiß über ihn entſchiede; und er machte ſich anheiſchig, den Onkel dahin zu bringen, daß unſre Reiſe noch um ein ſchönes Stück verlängert werde. Schweigend, mit einem zitternden Händedruck, willigte ich ein.

„Sobald wir wieder in das Haus des Schultheiß gekommen waren, nahm er dieſen bei Seite, und beredete ihn, dem Onkel den Mund recht wäſſrig zu machen nach einer allerbeſten Weinſorte im Keller, die aber nicht auf dem Lande, ſondern zu Schiffe getrunken werden müſſe, und die er daher nur zu Waſſerfahrten von Bingen nach Koblenz hinunter hergebe, und zwar als Geſchenk für wackre Leute, damit ſie beim Anblick jedes alten Schloſſes auf ſeine Geſundheit tränken. — Der Schultheiß ſpielte ſeine Rolle vortrefflich, und der Onkel war zu begeiſtert von dem Ambroſia, das er ſchon genoſſen hatte, als daß er nicht hätte in die Falle gehen ſollen. Ich mochte das Kunſtſtück nicht

mit anſehn, und ſaß unterdeſſen mit den Kindern vor dem Hauſe unter einem Fruchtbaume. Da ſtürzte Berg auf einmal triumphirend auf mich zu, und verkündigte mir, daß wir morgen, durch die romantiſchſte Waſſerfahrt, unſrer Reiſe erſt noch die Krone aufſetzen würden. — Mein Herz bebte vor Freude und Bangigkeit, und ohne etwas erwiedern zu können, drückte ich den ſpielenden Eduard an meine Bruſt, und bog mich liebkoſend nieder auf ſein Geſicht, um die Glut zu verbergen, die das meinige übergoß.

„Der Schultheiß gab uns nun einige, von Berg gut bezahlte, Flaſchen des beſten Weins mit auf den Weg; wir übernachteten in Bingen, wo wir erſt in der Dunkelheit ankamen; und am andern Morgen beſtiegen wir glücklich ein Schiff, das den Rhein hinunter ging.

„Ich war heute in einer ganz andern Welt, und ich ſelbſt war eine ganz Andere geworden. Die ſanft anſteigenden, weit von einander entfernten Ufer des majeſtätiſchen Stroms, die uns in den vorigen Tagen freundlich und ſegenreich umgrün-

ten, waren hier plötzlich als hohe, zum Theil steile, Berge und Felsen sehr nahe an einandergerückt, und starrten ernst und trotzig mit ihren Schlössern und finstern Kloster- und Schloß-Ruinen uns an. Der mächtige Strom, den wir gestern noch, weit und prächtig ausgedehnt, in ruhiger Majestät hingleiten sahen, drängte sich heute — ein gefesselter Riese — laut brausend zwischen Felsen und über Klippen hin. Gestern war die Gegend lachend und offen in weite Fernen hinaus; heute mit einemmale schauerlich ernst, und oft so eng umschlossen, als ob vor und hinter uns kein Ausweg wäre. Gestern eine heitre Idylle; heute eine schauerliche Romanze, voll tragischer Anklänge.

„Und so auch mein Herz! — Meine heitere Glückseligkeit, mein unbefangener Blick waren entflohn! Beklommen war heute meine Brust, niedergeschlagen und schüchtern mein Blick, ein einziger ängstender Gedanke beschäftigte unablässig meine Seele; ich sprach lange fast kein Wort, weil das eine, große Wort, was ich aussprechen sollte und wollte, den Weg über meine Lippen nicht

finden konnte. Alle meine Gefühle drängten mich dem wichtigſten Momente meines bisherigen Lebens entgegen, und dennoch zitterte ich vor ihm, weil ich wohl wußte, daß er über mein ganzes künftiges Leben entſcheiden würde. Auch nicht in ungeſtörter Ruhe konnte ich daher die ernſte Pracht der mich umgebenden Natur genießen; aber was ich ſah, wurde von meiner Phantaſie heftiger ergriffen und verarbeitet, und ſteht daher hervortretender und lebendiger in meiner Erinnerung, als bei einem ruhigern Beſchauen vielleicht der Fall geweſen ſeyn würde.

„Mein Geliebter hatte aber nur Augen für mich und für nichts weiter. Wir waren den ganzen Tag gefeſſelt durch die Nähe des Onkels, der Kinder, oder der Schiffsleute. Dennoch unterließ er nicht, mich faſt unaufhörlich durch ſeine Blicke an ſeine geſtrige Bitte zu erinnern, aber eben dieſe Blicke machten, daß ich die Gelegenheit zu einer Erklärung eher mied, als ſuchte; denn ſeit geſtern verſchüchterte mich wieder die ſo lange unterdrückt geweſene leidenſchaftliche Glut derſelben, die mich in den erſten

Tagen unſerer Bekanntſchaft ſo ſehr angeſchreckt hatte. Es lag für mich etwas Unheil weißagendes darin; daher, ſo ſehr ich auch fühlte, daß ich ihn liebte, war ich doch der Meinung, dieß Geſtändniß nicht wagen zu dürfen. Unbeſchreiblich ſehnte ich mich nach dem Rathe einer mütterlichen Freundin.

„Auf dieſe Weiſe war der größte Theil des Tages und unſres Weges verſtrichen, ohne daß es weiter zu einer Erklärung zwiſchen uns gekommen wäre. — Der Onkel hatte unterdeſſen endlich auf das Wohlſeyn des Schultheiß zu Johannisberg getrunken, und war ſanft und ſelig bei der letzten Flaſche entſchlummert, als nach und nach die Gegend ſich wieder freier und heiterer aufthat, und bald darauf Koblenz, das beſtimmte Ziel unſerer Waſſerfahrt, glänzend im Scheine der Abendſonne, uns zur Seite lag. Die Schiffer hielten an, und einige Leute gingen ans Ufer. Berg meinte aber, wir wollten noch bleiben, um den Onkel in ſeinem Schlafe nicht zu ſtören. Hierauf ſprach er einige Worte mit dem Schiffsherrn, und ehe ich mir es verſah, war das Schiff wieder in voller Bewegung, um

weiter zu gehen. Um mich zu beruhigen, ſagte er laut zu mir, wir wollten, weil der Abend ſo ſchön ſey, noch bis Neuwied hinunter fahren, das ganz nahe ſey. Leiſer ziſchelte er mir aber hinterher ins Ohr, auf dem Rhein ſolle und müſſe, meinem geſtrigen, ſtillſchweigenden Verſprechen gemäß, ſein Schickſal entſchieden werden, und er werde nicht landen laſſen, bis ich mich erklärt habe.

„Da brach ich in einen heftigen Thränenſtrom aus, und reichte ihm ſchweigend meine zitternde Hand. Er aber war plötzlich in einen Entzückten verwandelt, und ſagte, ſo könne nur die Liebe, aber nicht der Haß oder der Zorn weinen; und jubelnd hob er die Kinder, die neugierig näher getreten waren, eins nach dem andern in die Höhe, und drückte und küßte ſie mit einem Ungeſtüm, daß ſie nicht wußten, ob ſie lachen oder weinen ſollten. Und dann rief er in den Strom hinab', er ſolle ſeine glatte Fläche in unaufhaltſame Wogen verwandeln, und uns ſtürmend hinabreißen ins Meer, weit hinein in den Ocean, an ein ſtilles Eiland, um dort zwei

glückliche Menſchen, getrennt von der ganzen übrigen Welt, an's duftende Ufer ſteigen zu laſſen.

„Ueber dieſer lebhaften Scene war der Onkel erwacht, und nicht wenig darüber verwundert, daß wir Koblenz vorbeigefahren waren. Er verlangte, daß der Schiffer wieder ſtromauf fahren ſolle; und da dieſer ihn auslachte, und ihm den Rath gab, künftig die Zeit zum Ausſteigen nicht wieder zu verſchlafen, wurde er ſehr entrüſtet. Berg, um ihn wieder guter Laune zu machen, ließ eine Laterne anzünden, zwang ihm Pikettkarten in die Hand, und verlor an ihn ein hohes Spiel nach dem andern.

„Aber dadurch war das Uebel nur noch ärger gemacht. Berg hatte den Onkel freilich darin ganz richtig beurtheilt, daß das Gewinnen beim Spiel, ob er gleich ſonſt nicht geizig war, ihn leidenſchaftlich erfreute; allein dieſe Freude galt weit weniger dem erhaltenen Gelde, als der Ehre des geſchickten Spiels. Es beleidigte ihn alſo höchſt empfindlich, als er heute endlich merkte, daß Berg abſichtlich an ihn verlor. Auf einmal ſtand er daher auf, warf die Karten ins Waſſer, und den Schiffsleuten alles gewonnene Geld hin.

Es fehlte nicht viel, daß es zwiſchen ihm und ſeinem Gegner zu ſehr böſen Erklärungen kam.

„Wir langten ziemlich ſpät in Neuwied an; es klang daher weniger böſe, als es gemeint war, als er Bergen, der auf morgen früh einen Spaziergang nach dem ausgegrabenen, alt-römiſchen Gemäuer vorſchlug, die Antwort gab, das werde ſich morgen finden, heute verlange ihn nur nach Ruhe. So bald indeſſen Berg das Zimmer verlaſſen hatte, ließ er ſeinem Zorne freien Lauf, und erklärte, er wiſſe recht gut, worauf der galante Herr es abgeſehen habe mit ſeinem abſichtlich verlornen Gelde und mit der ganzen Reiſe. — Mir war zu Muthe, als ob ich eine recht arge Verbrecherin wäre, und ohne einen Laut über die Lippen bringen zu können, half ich die Kinder entkleiden.

„Scheltend verließ er das Zimmer, und ſchloß die Thüre hinter ſich zu. Nach einer Viertelſtunde kam er noch zorniger zurück, und ſagte, nun wiſſe er beſtimmt, daß der Schultheiß von Johannisberg in ſeinem Leben keinen ſolchen Wein an Fremde verſchenke, und man habe dort, wie bei Koblenz,

ein nichtswürdiges Schelmſtück gemacht, um ihn am Narrenſeile noch einige Meilen weiter den Rhein hinunter zu führen, aber die Liebesjagd ſolle ein Ende haben, denn Pferde und Wagen wären ſchon beſtellt, und pünktlich um Mitternacht ſolle die Rückreiſe nach Franken angetreten werden.

„Ich war zu tief in meinem Innern gekränkt, und zum Theil auch betroffen, als daß ich ein Wort zu meiner Rechtfertigung hätte vorbringen können und mögen. Nicht um zu ruhen, ſondern nur, um mich im Stillen auszuweinen, warf ich mich im Nebenzimmer auf ein Bette bis Mitternacht. Ich wußte nicht, auf wen ich mehr zürnen ſollte, auf den Onkel, der mir die entehrendſten Vorwürfe gemacht, oder auf unſern Begleiter, der die Veranlaſſung dazu gegeben hatte.

„Als aber die Mitternachtſtunde gekommen war, der Wagen vorfuhr, und ich das Haus, die Stadt, die ganze Gegend hinter mir laſſen mußte, ohne den Veranlaſſer meiner Thränen wenigſtens noch ein Lebewohl geſagt zu haben: da, da fühlte ich es unausſprechlich tief, daß ich ihn über alles

liebte; da bereuete ich es bitterlich, ihm eigenſinnig dieß Geſtändniß vorenthalten zu haben; da ſchon erfuhr ich, daß wahre, warme Liebe ſich am heiligſten im Schmerze bewährt!

„Es war eine unausſtehliche Reiſe. Der Onkel maulte, wenn er nicht ſchalt; und er hörte nur auf zu maulen, um zu ſcheiten. Er ſetzte das auch auf ſeinem Gute fort, doch quälte es mich weniger, ſeit ich nicht mehr ununterbrochen in einem engen Raume an ſeiner Seite ſaß, ſondern ihm den größten Theil des Tages ausweichen konnte. — Der größte Schmerz, den ich ſtill in meinem Herzen trug, wäre nach und nach vielleicht in eine ſanftere Trauer übergegangen, und das Bild des verlornen Geliebten wäre von der alles mildernden Zeit in eine duftige Ferne gerückt worden, in der es mein beträntes Auge nicht mehr geblendet, ſondern nur, wie ein freundlicher Stern, mild angelächelt hätte; doch ſo wollte mein Schickſal es nicht!

„Eines Tages, da der Onkel, des ſchönen Herbſtwetters wegen, mit den Kindern auf ein benachbartes Gut gefahren war, und ich meinen ge-

mötnlichen Spaziergang nach einem nahen Luſtwäldchen diesmal allein machte, eilte plötzlich ein Jäger mir mit ausgebreiteten Armen entgegen, und umſchlang mich dann damit, daß ich nicht hätte entfliehen können, wenn ich auch Faſſung und Gleichgiltigkeit genug gehabt hätte, es zu wollen. Ich erkannte den Geliebten, und war einer Ohnmacht nahe. Er ſtürmte mit Klagen über meine Flucht aus Neuwied, mit Betheurungen ſeiner heißen Liebe, mit Verwünſchungen meines Oheims, und mit Schwüren, daß ich um jeden Preis die Seinige werden müſſe, auf mich Erſchrockne ein. Dabei erglühten meine Wangen unter ſeinen Liebkoſungen, gegen die ich ganz vergeblich einen Kampf verſuchte, da Ueberraſchung und Liebe mit ihm im Bunde gegen meine Verſchämtheit und Schüchternheit waren. Ich duldete, ich erwiederte nach und nach ſeine Küſſe; ich geſtand ihm, daß ich ihn unausſprechlich liebe; und als ich mich endlich losreißen, er mich aber unter keiner andern Bedingung von ſich laſſen wollte, verſprach ich ihm, am folgenden Tage zur nemlichen Stunde wieder zu

mmen. — Verdamme mich, wer es kann, daß
nicht älter, nicht gleichgültiger, nicht weiser
e!

„Es war die entzückteſte Stunde meines Le-
ns; aber kaum lag ſie hinter mir: ſo ſagte mir
in gutes Gefühl, daß ich einer Wiederholung der-
ben nicht abſichtlich entgegen gehen dürfe. Lange
r der verabredeten Stunde heftete ich daher an den
aum, wo wir uns wieder treffen ſollten, einen
ttel, der nur ihm verſtändlich ſeyn konnte, und
n ſagte, daß ich nie wiederkommen könne. —
un aber trat er mir faſt täglich, unter allerlei Ge-
alten, bald als Gärtner, als Bauer, als Bettler
kleidet, in den Weg, und ziſchelte mir Worte,
er ſteckte mir Briefe zu, worin er mich aufs fle-
ntlichſte um eine zweite Zuſammenkunft bat.
elbſt bis unter die Augen des Onkels, einmal
gar bis in mein Zimmer, in Gegenwart der Kinder,
rb ihn ſeine kühne Liebe; und ich wurde vor
rcht, wie das enden ſolle, weder bei Tage noch
Nacht mehr ruhig. Dabei fuhr der Onkel fort,
r das Leben unerträglich zu machen. Ich beſchloß

daher, mich meinem geliebten Bruder in die Arme zu werfen, und bei ihm Schutz und Rath zu suchen. Ich bat den Onkel um die Erlaubniß, diese Reise zu machen; er gab sie mir endlich auch; allein es mochte ihm kein Ernst damit seyn, denn von einem Tage zum andern verweigerte er mir, unter ganz nichtigen Vorwänden, Wagen und Pferde. Voll Verdruß hierüber, und immer mehr geängstet und gefährdet von meinem Geliebten und von meinem eignen Herzen, borgte ich von der Frau des Verwalters einiges Geld, um die Reisekosten bestreiten zu können, und miethete einen Lohnkutscher in der nahen Stadt, der mich hieher fahren sollte. Der Onkel schalt mich anfangs wegen meines eigenmächtigen Verfahrens nicht wenig aus, ließ mir indessen nicht nur meinen Willen, sondern erlaubte auch einem Dienstmädchen, Anstands halber, mit zu reisen.

„Am frühsten Morgen warfen wir uns in den Wagen, und ich verschloß ihn von allen Seiten, daß kein Vorübergehender hinein sehen konnte. Als wir noch keine Meile weit waren, erklärte meine Be-

Begleiterin, daß sie das Fahren unmöglich aushalten könne, und mich durchaus verlassen müsse. Alle meine Vorstellungen und Bitten waren vergeblich. Ich mußte sie aussteigen lassen, und allein reisen. Unaufhörlich bat ich nun den Kutscher, recht rasch zu fahren. Er that es auch, und ohne irgend ein anderes unangenehmes Ereigniß ging der Tag hin, so daß ich schon im sichern Hafen zu seyn glaubte.

„Endlich am späten Abend hielt der Wagen an einem einzelnen Hause still, das, wie der Kutscher sagte, der Gasthof sey, wo wir übernachten müßten. Ich wurde die Treppe hinauf in ein allerliebstes Zimmer geführt, trefflich bedient, und eben so trefflich bewirthet; allein mich verlangte am meisten nach Ruhe: ich legte mich daher so bald als möglich nieder, und schlief drei volle Stunden länger, als ich gewollt hatte, denn man hatte mich nicht geweckt, so dringend ich es auch am Abend bestellt hatte.

„Um desto rascher zog ich mich an, zur Fortsetzung meiner Reise. Doch wer mißt mein Erstaunen, als im Augenblicke, da ich das Zimmer ver-

laſſen wollte, mein Geliebter mir entgegentrat, und mich als gefangenen Gaſt in ſeiner Wohnung bewillkommte, und mich um Verzeihung bat, daß er meinem Kutſcher die Stelle auf dem Bocke abgekauft, und mich — ohne daß ich es bemerkte — nach einer entgegengeſetzten Richtung, als mein Streben war, wieder gegen Frankfurt hin, gefahren habe. Zürnend wendete ich mich ab von ihm, und ſagte, daß ächte Liebe ſo unedel nicht kränken und quälen könne. Er erwiederte mir, er habe nur Liſt mit Liſt zu bekämpfen geſucht; ich ſey liebelos entflohen, er ſey liebevoll mir nachgefolgt, um mich aufzuhalten; über das Ziegelrechte habe er ſich hinweg ſetzen müſſen, wegen der beſondern Lage, in welcher er ſich befinde. Daß er nicht ohne mich leben könne, daß er mich beſitzen müſſe, um jeden Preis, habe er mir ſchon geſchworen; daß ich ihn innigſt liebe, habe ich ihm ſelbſt mit Worten, Küſſen und Thränen geſagt; und um uns Beide ganz glücklich zu machen, brauche ich nur dem Zuge meines eignen Herzens zu folgen, und mich über einige Vorurtheile und Herkömmlichkeiten hinweg zu ſetzen.

„Ich erklärte ihm dagegen, daß ich ihn ewig haſſen und verabſcheuen würde, wenn er mir nicht augenblicklich meine Freiheit wieder gäbe, und daß ich weit von dem Leichtſinn entfernt ſey, mich über irgend etwas hinweg zu ſetzen, was meiner Ehre und meinem guten Namen zu nahe träte. Wenn ſeine Liebe ächter Art, und ſeine Abſichten redlich wären, ſetzte ich endlich hinzu, ſo ſolle er mich ungehindert zu meinem Bruder reiſen laſſen, und mir in einigen Tagen dahin nachfolgen, um dort über unſre Zukunft gemeinſchaftlich einen Entſchluß zu faſſen.

„Nach einem kurzen Sinnen, während deſſen er ſich unruhig die Stirn rieb, betheuerte er, daß er, unglücklicher Verhältniſſe wegen, in die Gegend, wo mein Bruder wohne, unmöglich reiſen könne. Er ſagte, daß er ſich ſelbſt das Wort gegeben habe, mich mit Gewalt hier nicht zurück zu halten, und daß ich alſo in jedem Augenblick weiter reiſen könne, wenn ich grauſam genug wäre, ihn der ſchmerzlichſten Verzweiflung Preis geben zu wollen; aber er ſchwor zugleich, daß ihm in dieſem Falle nichts übrig

bliebe, als, ſich eine Kugel durch den Kopf zu ja-
gen, weil der Wahnſinn ſeiner Leidenſchaft ihn ſonſt
in der nächſten Viertelſtunde hinter mir her jagen
würde, um mich, wider ſeinen beſſern Willen, ge-
waltſam zurück zu führen.

„Troſtlos warf ich mich auf einen Stuhl, und
weinte die bitterſten Thränen. Auch er war in der
heftigſten Bewegung, und ging im Zimmer einige-
mal auf und ab, ohne etwas zu ſagen. Endlich
trat er raſch vor mich hin, ergriff meine Hand, und
fragte mich, ob ich ihn warm genug liebe, um ihm
das Opfer zu bringen, bis zu einer künftig mögli-
chen Ausgleichung ſeiner böſen Verhältniſſe, in tie-
fer Verborgenheit, ohne irgend Jemandem unſern
Aufenthalt zu verrathen, als ſeine Gattin mit ihm
zu leben. Er ſetzte hinzu, er heiße von Schön-
berg, er habe ein nicht unbedeutendes Vermögen,
und er wiſſe einen Prediger auf einem reichsritter-
lichen Dorfe, der uns, mit Genehmigung des Kir-
chenpatrons, der in Frankfurt ſein Freund gewor-
den ſey, gewiß ſogleich trauen werde. Dabei kniete
er aufs neue vor mir nieder, beſtürmte mich unwi-

verſtehlich mit Klagen, Bitten und Liebkoſungen; und ſo rang er mir eine Einwilligung ab, zu welcher ſchon die außerordentliche Lage, in welcher ich mich befand, mich hätte beſtimmen können, wenn auch mein Herz mich weniger danach hingeneigt hätte, als dieß nothwendig der Fall ſeyn mußte.

„Jauchzend ſprang er nun auf, nahm mir noch das heilige Verſprechen ab, daß ich in ſeiner Abweſenheit keinen Verſuch zur Flucht machen wolle, warf ſich dann auf ein Pferd, und jagte davon.

„Erſt am dritten Tage gegen Mittag kam er zurück; bald darauf erſchien auch der Prediger, und verrichtete die Trauung. Meine Thränen wurden im Hervorquellen weggeküßt, und einſam und geräuſchlos feierten wir das unerwartete Feſt unſrer liebevollen Vereinigung.

„Von meiner Ehe brauche ich weniger zu ſagen, denn darauf kommt es ja nicht an, auseinander zu ſetzen, wie ſie ausfiel, ſondern nur, wie es zuging, daß ich mich zu einer ſo ungewöhnlichen entſchloß, und daß ich nicht aus Leichtſinn oder Herzloſigkeit mich ſo lange vor meinen Verwandten

und Jugendfreunden verborgen hielt. Meinem geliebten Bruder schrieb ich bald nach meiner Verheirathung, zu seiner Beruhigung wegen meines Verschwindens, daß ich ein glückliches Weib sey. Ihm allein durfte ich das, und auch nur damals, sagen, und weiter nichts. Auch saate ich es mit voller Wahrheit, denn glücklichere Flitterwochen hat vielleicht noch nie ein Weib gehabt, als ich sie hatte. Wir bewohnten eins der schönsten Landhäuser in der Nähe von Frankfurt. Wir hatten einen großen, herrlichen Garten. Der Himmel selbst schien durch monatlange, fast ununterbrochne, milde Heiterkeit die Entzückungen unserer Liebe mit feiern zu wollen, so daß wir noch im weit vorgerückten Spätherbst kleine Ausflüge bald da, bald dorthin, nach den benachbarten schönen Gegenden machen konnten. Mein Mann überhäufte mich mit Geschenken und Aufmerksamkeiten aller Art. Sein ganzes Wesen schien aufgelöst zu seyn in Liebe und in dem Bestreben, mich glücklich zu machen. Selten nur trübte sich seine Stirn bei einem plötzlichen, in sich selbst versinkenden Sinnen. Auch war das nur auf Augenblicke;

und so bald ich ihn fragte, was ihm sey, versicherte er, es sey nichts, gar nichts, und er machte den kurzen Ernst durch Verdoppelung seiner Zärtlichkeit und Heiterkeit schnell wieder vergessen.

„Doch die Flitterwochen gingen vorüber und mit ihnen meine heitre Glückseligkeit; nie aber meine Liebe und mein gewissenhaftestes Beharren im treuen Erfüllen der übernommenen Verpflichtungen.

„Die erste, anhaltende Verstimmung, in die er gerieth, wurde durch Briefe veranlaßt, die er erhielt. Er wies meine Fragen nach dem Inhalte derselben mit strengem Ernst zurück, und meine herzlichste Theilnahme über seinen geheimen Verdruß oder Kummer nahm er mit Kälte auf. Er verschloß die Briefe sorgfältig in seinem Schreibtische, wozu er den Schlüssel immer bei sich trug; und er trieb sein kränkendes Mißtrauen so weit, mich einen förmlichen, schrecklichen Eid schwören zu lassen, daß ich mir nie, und unter keinem Vorwand erlauben wolle, auch nur einen einzigen, flüchtigen Blick in irgend eins von seinen Papieren zu thun, wenn der Zufall mir vielleicht über kurz oder lang eins offen unter

die Augen brächte. Auf die Thränen, welche mir dieſe Erniedrigung wider Willen auspreßte, erwiederte er nichts, als daß meine und ſeine Glückſeligkeit ihm dieſe Vorſicht zur Pflicht mache, und daß mein unausbleibliches Unglück die Folge der leiſeſten Verletzung meines Schwurs ſeyn werde. Neue Aeußerungen der leidenſchaftlichſten Liebe ſollten mir dieſe erſte bittre Stunde vergüten, allein ſie hatte mir einen Dorn ins Herz gedrückt, der mich fortwährend ſchmerzte, und mir es unmöglich machte, mit der bisherigen, argloſen Unbefangenheit und Heiterkeit meinem Geſchick mich hinzugeben.

„Mehrere, zum Theil ſehr lange Reiſen, die mein Mann von Zeit zu Zeit machte, gaben mich nicht nur der ſtrengſten Einſamkeit Preis, indem ich, abgeſchieden von der Welt, faſt Niemanden, als meine Dienſtmädchen ſah, ſondern verurſachten mir auch ſchon dadurch einen fortwährenden, bittern Kummer, daß ich nie erfuhr, wodurch ſie veranlaßt und wohin ſie gerichtet waren, und daß ich höchſt ſelten nur einen Brief erhielt, nie aber einen ſchreiben durfte, ſo groß auch mein Verlangen war,

mich in meiner traurigen Einſamkeit wenigſtens ſchriftlich Jemandem, den ich liebte, mitzutheilen. Das ganze, geheimnißvolle Weſen meines Mannes erfüllte mich nicht nur mit einer fortwährenden Furcht vor böſen Schickſalen, die plötzlich über mich herein brechen könnten, ſondern ſchmerzte mich auch aufs bitterſte, als Beweis eines kränkenden Mißtrauens, das ich nicht verdiente. Wenn gegenſeitige, vertrauenvolle Mittheilung, gegenſeitiges Aufſchließen des ganzen Herzens, zu gemeinſchaftlicher Mitempfindung von Freude und Leid, eine der wichtigſten und heiligſten Eigenthümlichkeiten des ehelichen Verhältniſſes iſt: ſo konnte ich mit Recht wohl im Stillen darüber weinen, daß unſre Ehe, in dieſem Betracht, nie eine wahre Ehe geweſen war. Was indeſſen meinen geheimen Kummer aufs höchſte trieb, war die Bemerkung, daß meinem Manne auch der rege, ſchöne Sinn für Vaterfreuden fehlte. Daß die Hoffnung, durch mich Vater zu werden, ihn mehr verſtimmte, als erfreute, verzieh meine Liebe ihm wohl, weil ich darin nur einen Beweis ſeiner zärtlichen Beſorgniß wegen mei-

ner Erhaltung sah; aber daß er den herrlichen Knaben, als ich die gefahrvolle Stunde aufs glücklichste überstanden hatte, einen Augenblick nur liebevoll anlächelte, und dann nur selten, und jedesmal nur mit finsterm Schweigen ansah, das zerriß mir das Mutterherz! Hätte irgend etwas meine treue Anhänglichkeit an den theuren, grausamen Mann zerstören können: so wäre es dieses gewesen! Doch ich konnte ihn nur bedauren, daß die Natur ihn für das schönste und reinste aller Gefühle, das mich für so vielen Kummer reichlich entschädigte, so unempfänglich gemacht hatte. — Wäre das Kind nicht mein Trost, meine Fessel an's Leben gewesen: wie hätte ich den Jammer tragen sollen, der noch über mich hereinbrach!

„Mein Mann fing an, einen lebhaftern Briefwechsel, als jemals, zu führen, und wurde immer ernster, in sich gekehrter und gleichgiltiger gegen meine liebevollsten Aeußerungen. Manchmal nur war es, als ob er eine Ahnung meines Kummers habe, und Mitleid mit mir fühle. Dann küßte er mich wohl mit der alten Zärtlichkeit, und schwor

mir, daß er mich noch liebe; allein es war nur immer ein Blitz in dunkler Nacht, der die Finsterniß dem geblendeten Auge desto furchtbarer machte. Einmal stürzte er sogar auf seine Knieen vor mir nieder, sagte mir, daß ich das trefflichste Weib auf dem Erdboden und eines bessern Schicksals werth wäre, als er mir habe bereiten können; und unter Vergießung heißer Thränen — der einzigen, die ich ihn jemals vergießen sah — beschwor er mich, ihm liebevoll alles, alles zu verzeihen.

„Endlich kündigte er mir an, daß er eine weite Reise vorhabe, und daß ich, bis zu seiner Zurückkunft, in Frankfurt eine für mich gemiethete, bequeme Wohnung beziehen möge, damit ich mehr unter Menschen sey. Zugleich händigte er mir, zur sorgfältigen Aufbewahrung, eine Summe von zehntausend Gulden in Papieren ein, wovon ich die Zinsen durch ein Handlungshaus, das er mir nannte, erhalten, und bis zu seiner Zurückkunft zu meinen häuslichen Ausgaben verwenden sollte, wenn mein baares Geld vielleicht nicht reichte. Dann mußte ich ihm alle Briefe und Zettelchen, die er jemals

an mich geschrieben hatte, herbei holen, und er verbrannte sie alle, so daß mir auch nicht ein Buchstabe von seiner Hand übrig blieb. Dieses alles, und vorzüglich die auffallende Gewalt, die er sich anthat, diesen Maaßregeln den Schein von nichts bedeutender Zufälligkeit zu geben, erfüllten mich mit der Ahnung irgend einer unglücklichen Catastrophe. Zum erstenmale drang ich in ihn, mir mitzutheilen, was er vorhabe; und da gestand er mir, daß der erste, unglückliche Zweikampf, den er vor geraumer Zeit gehabt, und der ihn in so unangenehme Verhältnisse gesetzt habe, ihn vielleicht in einen zweiten, mit einem nahen Verwandten seines ehemaligen Gegners, verwickeln werde; doch setzte er zu meiner Beruhigung hinzu, daß er die Sache noch, durch Vermittelung eines Freundes, gütlich abzuthun hoffe, und daß alles dann noch recht gut werden könne. Er verbot mir, ihn durch Klagen zu quälen.

„Ich war verzweiflungsvoll auf den Sofa gesunken, mein Tuch vor die Augen gedrückt. Als ich nach einigen Minuten wieder aufblickte, sah ich mich allein im Zimmer! Er war fort! fort, ohne

inen Kuß, ohne einen Händedruck zum Abſchiede!
nd nimmer kehrte er zurück! Meine Verzweiflung,
ls ich ſeine Entfernung bemerkte, war ſchrecklich!
ber was war ſie gegen das lange, vergebliche Hoffen
uf ſeine Wiederkehr! gegen das überhandnehmende
ürchten, das er nie wieder kehren werde! — Ich
ar daran gewöhnt, oft lange ohne alle Nachricht
on ihm zu ſeyn, und deshalb harrete ich auch lan-
e geduldig auf einen Brief von ihm. Endlich aber
onnte ich die ſchreckliche Ungewißheit nicht mehr
rtragen. Ich ließ eine betrübte Anfrage, die aber
ur ihm und ſeinen Vertrauteſten verſtändlich ſeyn
onnte, in mehrere Zeitungen rücken. Da erhielt
ch, von fremder Hand und ohne Namensunter-
chrift, einen Brief mit der lange gefürchteten Schre-
ensnachricht, daß mein Mann im Duell gefallen
ey, und daß ich, aus Schonung gegen achtungs-
erthe Menſchen, keine Nachforſchungen weiter, die
och unnütz ſeyn würden, verſuchen möchte.

„Ich glaubte auf alles Schlimme, und auch
uf dieſe Nachricht gefaßt zu ſeyn; dennoch er-
hütterte ſie mich fürchterlich. Ich hatte Hoffnung,

zum zweitenmale Mutter zu werden; jene Nachricht zerſtörte auch dieſe Hoffnung, und brachte mich an den Rand des Grabes. Doch der Himmel erhielt mich für meinen Herrmann, und der erſte Gebrauch, den ich von meiner wieder hergeſtellten Geſundheit machen wollte, war der, daß ich in die lange entbehrte Umarmung meines geliebten Bruders eilte, um mein kummervolles Herz an dem ſeinigen zu tröſten."

---

Unter Vergießung vieler Thränen, die oft lange ihre Erzählung unterbrachen, vertraute Marie ihrem Bruder und ſeiner Gattin dieſe Geſchichte ihrer Schickſale. Die gerührteſte Theilnahme dieſer ihrer beiden ſichtbaren Zuhörer äußerte ſich lebhaft in ſympathetiſchen, mitleidvollen Thränen und tröſtlichen Verſicherungen, ihr durch geſchwiſterliche Liebe, ſo weit es möglich ſey, ihr unglückliches

Schickſal vergeſſen zu machen. Es war ein unaus-
ſprechliches Gefühl, mit dem vorzüglich der Bruder
die Schweſter, die Schweſter den Bruder umarmte.
Solch eine Trauergeſchichte hatte Weſtold nicht
erwartet, ſonſt hätte der gutmüthige Mann ſeiner
geliebten Schweſter die höchſt ſchmerzliche Aufrei-
bung ihrer Wunden noch lange nicht, am wenigſten
zu dieſem hohen Feſte ihres Wiederſehens, zuge-
muthet. Die unglückliche Erzählerin war durch die-
ſe neue, lebhafte Vergegenwärtigung ihres Schick-
ſals ungleich mehr angegriffen, als ſie ſelbſt erwartet
hatte. Sie klagte über heftigen Kopfſchmerz, und
bedurfte einer Erholung; daher führte Auguſte
ſie mit ſorgſamer Liebe nach ihrem Zimmer, und
redete ihr zu, ſich ein wenig auf ihr Bett zu legen.
Weſtold begleitete ſie nicht, weil es ihm am Her-
zen lag, nun auch ſeinen Freund Haſtebeck im
Nebenzimmer gleich zu ſehen. Auf dieſen hatte
nemlich die Erzählung äußerſt lebhaft gewirkt.
Schon bei der Schilderung der Angſt wegen der
Kinder am Krönungstage in Frankfurt hatte er ganz
vergeſſen, daß er inkognito ſeyn wolle, war aufge-

ſprungen, und hatte einen Fluch ausgeſtoßen, ſo daß die Erzählerin einige Augenblicke inne hielt, und Weſtold ihr zuzuſcheln mußte, ſie möchte nur unbefangen fortfahren, es ſey ſein vertrauter, redlicher Freund, der im Nebenzimmer ſich befinde, und deſſen Nähe ihr ja wohl nicht unangenehm ſeyn werde. Da Marie aus ihrer Geſchichte kein Geheimniß mehr zu machen hatte, und der Freund ihres Bruders, ſchon als ſolcher, von ihr aufrichtig geehrt wurde: ſo ſetzte ſie ſogleich ihre Erzählung fort, und ließ ſich darin nicht ſtören, als Haſtebeck, beſonders gegen das Ende derſelben, es immer öfter vergaß, daß er verborgen ſeyn wollte, und mehr als einmal raſch aufſprang, hin und herging, und einzelne, unverſtändliche Worte murmelte.

Weſtold traf ihn noch in der lebhafteſten Bewegung, mit einem ſo finſtern Blick, als er noch nie an ihm geſehen hatte.

„Du guter, theurer Freund!“ redete Weſtold ihn an — „wie herzlich nimmſt Du Theil an dem unglücklichen Schickſale meiner Schweſter! Daß mir, dem Bruder, mir, den überhaupt das Un-

lnaewöhnliche leicht anſchreckt, und jede fremde
loth mitpeinigt — daß mir das Herz zerriſſen iſt,
nd lange, lange vielleicht zerriſſen bleiben wird,
ei einem Mißgeſchick, das mich ſo nahe angeht,
as iſt nun wohl kein Wunder! Aber daß Du, der
wig Muthige, Luſtige, der ſeinem eignen Mißge-
chick immer ſpöttiſch ein Schnippchen ſchlug —
aß Du nun ſo erſchüttert daſtehſt, wie ich Dich
och niemals geſehen habe — das überraſcht mich
nd thut mir weh um Deinetwillen! Aber es thut
ir auch wohl! und hätte ich es noch nie gewußt:
ſähe ich es heute, was für ein Herz — was für
n Bruderherz in Deiner Bruſt klopft, ob Du
leich manchmal thuſt, als ob es mit Erz umpan-
rt wäre!"

„Bruder!" rief Haſtebeck endlich, mit ab-
ewendetem Geſicht — „ich bitte Dich: Schwei-
e! halte ſolche Reden nicht an mich! wenigſtens
eute nicht! Denn glaube mir: es iſt der leibhaftige
atan, der ſie Dir eingiebt! ja, ja! der Satan!
o fromm Du auch biſt: glaub' es mir: er treibt

ſein Spiel mit Dir, um ſich noch als Nachſpiel eine rechte Hauptteufelsluſt zu machen!"

Weſtold war gewöhnt an eine etwas excentriſche Manier ſeines Freundes; aber dieſe Worte und einige frühere Aeußerungen machten ihn doch ſtutzig. Allerlei Gedanken flogen durch ſeinen Kopf; ſeine ſchwächliche Reizbarkeit machte, daß er am ganzen Körper zitterte, und mit beklommenem Athem fragte, was das heißen ſolle? Da ſchien Haſtebeck ſich über ſich ſelbſt zu ärgern, und antwortete: „Sey kein Narr! Du ſiehſt ja, daß mich der Wein ſchon dazu gemacht hat. Wozu ſollen ihrer zwei hier ſeyn? — Du haſt mir dieſen Mittag gar zu fleißig eingeſchenkt! Du hätteſt keinen Wein ſollen holen laſſen!" — So beruhigte er ſeinen Freund um etwas wieder.

Als Haſtebeck aber ſeinen Mantelſack zu packen anfing, und auf die dringendſten Bitten, wenigſtens bis zum folgenden Morgen noch zu bleiben, unabänderlich erwiederte, er müſſe fort: er wolle dem Lichtausblaſer nach, um ihm einen Lohn zu geben, an den er zeitlebens denken ſolle: da eilte We-

old hinweg, um Auguſten dies mitzutheilen, nd ſie aufzufordern, daß ſie verſuchen ſolle, ob ih- e Bitten vielleicht den Freund noch aufhalten könn- en. Auguſte aber war noch in Mariens Zim- ner, und las eben erſchüttert den Brief mit der Nachricht von Schönbergs Tode. Marie hat- e ſich unterdeſſen aufs Bett geſetzt, und ſtützte be- rübt den Kopf auf die Hand. Sobald daher We- old ins Zimmer trat, und Beide wieder in einem neuen Ausbruch des Schmerzes erblickte, vergaß er n Augenblick den eigentlichen Zweck ſeines Kom- mens, und trat zu Auguſten, die ihm ſchweigend en Brief hinreichte.

Er las ihn mit vieler Bewegung; und als er hn geleſen, und wieder geleſen hatte, behielt er ihn och immer noch in der Hand, und konnte die Blicke avon nicht abziehen. Die Bewegung ſeines Her- ens ging in ein Sinnen und Forſchen ſeines Ver- andes über; er ging ſchweigend mit dem Briefe ur Thür hinaus; endlich ſchien er auf einmal ge- unden zu haben, was er ſuchte, und ein förmlicher Ueberſchauer ſchüttelte ſeine Glieder. Er mußte ſich,

wankend, an der Wand anhalten, um bis zu Haſtebecks Zimmer zu kommen.

In der Thür blieb er ſtehen, um Kraft zum Sprechen zu ſammeln. „Haſtebeck!“ begann er endlich, mit kaum hörbarer Stimme: „Du haſt Schönbergen gekannt!“ — Betroffen blickte Haſtebeck nach ihm hin, wendete ſich dann aber augenblicklich wieder um nach ſeinem Mantelſack, und ſagte gleichgiltig: „Ich kenne ihrer mehrere. Es iſt eine alte, bekannte Familie.“

„Du biſt bei ſeinem Tode geweſen!“ fuhr Weſtold noch beklommener fort — „Sage! Haſt Du meiner Schweſter kein Wort der Liebe und des Troſtes von ihm zu bringen?“

„Du faſelſt!“ rief Haſtebeck mit lauter, heftiger Stimme, ohne ſich umzuſehen. „Wahrlich, du faſelſt!“

„So ſage mir: was iſt das für eine Handſchrift?“ fuhr Weſtold wieder fort — „Der Brief hier — es iſt Deine Handſchrift, und — iſt ſie auch nicht —“

„Und iſt ſie auch nicht!“ wiederholte Haſtebeck mit donnernder Stimme, wild aufſpringend, und mit wüthender Gebehrde ſich gegen die Stirn ſchlagend. „Willſt Du mich raſend machen, Weſtold? Soll ich die Stunde verfluchen, da ich in Dein Haus trat?“

„O weh mir! weh mir und Dir! mußte ich das erleben!“ ſeufzte Weſtold, und taumelte, halb ohnmächtig, in ſeine einſame Schlafkammer, und ſank erſchöpft auf einen Stuhl nieder, voll unausſprechlichen Jammers, wie er ihn noch nie gefühlt hatte.

Eine halbe Viertelſtunde lang mochte er ſo in troſtloſer Einſamkeit geſeſſen haben, da trat Auguſte, die ſchon vergeblich nach ihm gerufen hatte, athemlos in ſeine Kammer, und rief: „Was heißt das? Haſtebeck will eben das Pferd beſteigen! So ſpät noch am Abend! und ohne Abſchied! Haßt Du dich mit ihm entzweit?“

Sie traten ans Fenſter, und ſahen den wilden Reiter die Straße hinab ſprengen. „Laß ihn!“ ſprach Weſtold — „Seines Bleibens kann hier

nicht ſeyn! Ihn treibt ſein Gewiſſen hinweg! Das iſt's! Das ſpornt und peitſcht ſein Roß!" — Erſchrocken fragte Auguſte nach der Bedeutung dieſer Worte, und Weſtold fuhr fort: „Der Brief mit der Todesnachricht iſt von ihm! So verſtellt ſie auch iſt: ich erkenne ſeine Handſchrift doch darin. Er kennt den Mörder Schönbergs alſo gewiß. Wer weiß: er iſt es wohl gar ſelbſt! Von jeher war er ja ein toller Duellant! Schrecklich, ſchrecklich, wenn es ſo wäre! Wenn er, mein geliebter Freund, meine geliebte Schweſter zur Wittwe, und ihren Knaben zur Waiſe gemacht hätte!"

Dieſe Vorſtellung erſchütterte ihn, als Freund und als Bruder, auf eine ſo ſchmerzliche Weiſe, daß Auguſte es für eine dringende Pflicht hielt, alles aufzubieten, um ſie ihm, wo möglich, wieder zu benehmen. Wenn auch nicht mit vielen triftigen Gründen, doch mit deſto zuverſichtlicheren Verſicherungen, daß ſie unmöglich an eine ſo böſe That ſeines Freundes glauben könne, ſuchte ſie aufs eifrigſte, ſeinen Verdacht zu entkräften. Den Grund, welchen er von der Aehnlichkeit der Handſchrift in

em Briefe mit Haſtebecks Handſchrift hernahm,
eſtritt ſie am lebhafteten, weil ſie wohl einſah, daß
s ein bedenkliches Zeugniß gegen Haſtebeck ſeyn
ürde, wenn dieſe Aehnlichkeit zugegeben werden müß-
t. Sie leugnete ſie daher nicht nur gänzlich ab, ſon-
ern gab ihm auch zu bedenken, daß ganz verſchiede-
e Menſchen, zumal wenn ſie in eine und die nemli-
he Schule geganaen wären, ſich gar leicht ähnliche
Schriftzüge angewöhnen könnten. Sie führte ſich
elbſt als Beiſpiel an, und verſicherte, daß mehrere
hrer ehemaligen Schulfreundinnen, wenn ſie etwas
chrieben, genau ſolche Kritzelbeine aufs Papier mach-
en, als ſie ſelbſt. „Wenn Du nun" ſetzte ſie hin-
u — „von einer von Denen einmal einen Liebes-
rief ohne Namensunterſchrift, addreſſirt an irgend
inen fremden Herrn, zu ſehen bekämeſt, und Du
ollteſt nun darauf hin, weil es meine Handſchrift
äre und auch nicht wäre, mich für die Schrei-
erin, und alſo für eine leichtſinnige, ungetreue
rau halten: wäre das nicht himmelſchreiend von
Dir?!"

„Ei, das“ erwiederte Weſtold — „wäre freilich ein ſündlicher und unverzeihlicher Verdacht, denn Du, meine liebe Auguſte, biſt ja die Treue und die Tugend ſelbſt! Aber ich ſage dir: der Haſtebeck war leider immer ein arger Haudegen! Und was für Gründe hatte er denn, daß er, ſtatt dieſen Morgen, wie es geſtern ſein Plan war, in aller Frühe abzureiſen, noch einen Tag zugab, um Mariens Liebes- und Heirathsgeſchichte mit anzuhören? Das zeigte doch von einer gar zu auffallenden Theilnahme an ihrem Schickſale!“

„Und darüber kannſt Du dich wundern?“ fiel ihm Auguſte ins Wort — „Iſt ſie nicht Deine Schweſter? Und iſt ſie nicht eine ungemein ſchöne Frau? Und Wittwe? Und Haſtebeck ein höchſt lebhafter, noch ziemlich junger Mann? Kannſt Du dich da über ſeine lebhafte Theilnahme wundern?“

So war ſie unvermerkt auf eine Bahn gerathen, welche faſt alle Frauen gern verfolgen, nemlich auf die Bahn des Zuſammenkuppelns; und Auguſte verfolgte ſie um ſo eifriger, weil ſie dadurch einen neuen Stoff zu einem zerſtreuenden Geſpräch

erhielt, und es ihr ja hauptſächlich darum zu thun war, ihren Mann, wie man ſagt, nur auf andere Gedanken zu bringen.

Aber Weſtold war in ſeine, einmal gefaßten Gedanken leider ſo ſehr vertieft, daß er nichts, oder doch nur ſehr wenig, von dem hörte, was Auguſte ſprach, ſo daß er gar nicht wußte, wovon eben die Rede war, wenn er gleich manchmal mit dem Kopfe nickte, und dadurch ihre Anſicht zu billigen und ihre Fragen zu bejahen ſchien. Ohne in ihrer Entwickelung und in ihrer Freude darüber geſtört zu werden, entwarf ſie alſo einen recht gemüthlichen Heirathe- und Glückſeligkeitsplan, kraft deſſen Haſtebeck im Eheſtande allmählig zahm gemacht, Marie von ihrem Wittwen-Schmerze geheilt, und der kleine, früh verwaiſete Herrmann mit einem rechtſchaffenen Stiefvater beſchenkt werden ſollte. Der Himmel ſelbſt ſchien es ſo zu wollen, meinte ſie, denn für eine ganz merkwürdige Fügung müſſe es doch Jedermann erkennen, daß die Wittwe noch in ſpäter Nacht von dem luſtigen Junggeſellen ins Haus hereln geſungen ſey; die nächſte Folge davon

wäre ſchon ſein längeres Verweilen bei ihnen geweſen; und wäre er auch jetzt, in einem Anfalle von übler Laune, weil er weder Wein noch Sticheleien in Abſicht ſeiner Handſchrift vertragen zu können ſcheine, raſch davon geritten: ſo werde er doch gewiß bald genug zurückkehren, angezogen von dem Magnet der ſchönen Wittwe, welcher er offenbar ſchon zu tief in die Augen geſehen habe, um ſie vergeſſen zu können.

Da Weſtold immer noch ſtumm vor ſich hin ſah, klopfte ihn Auguſte endlich auf die Schulter, und ſagte mit recht vergnügtem Tone: „Gieb Acht! ſie werden ein Paar! und ehe ein Jahr hingeht, machen ſie Hochzeit.“

„Ehe ein Jahr hingeht?“ fiel ihr Weſtold ins Wort, der endlich aus ſeinem düſtern Sinnen und Brüten ein wenig erwacht war — „Sobald er nach Hauſe kommt, iſt die Hochzeit. Er meinte ja, daß die Kuchen dazu wohl ſchon gebacken wären.“

„Sprichst Du im Traume?“ fragte Augu-
te — „Oder an wen denkst Du eben? Ich rede
a von Hastebeck. —“

„Nun, ich auch!“ erwiederte Westold. „Er
wollte ja, daß ich mit ihm reiten sollte, als Hoch-
eitgast.“

Zusammengefallen lag jetzt Augustens schö-
nes Kartenhaus! umgeweht vom Hauche eines Wor-
tes! Im ersten Augenblicke mochte sie wohl ein we-
nig ärgerlich seyn; im zweiten lachte sie über sich
selbst, und schalt mit froher Laune auf ihren Mann,
daß er ihr etwas so Wichtiges nicht schon gestern
Abend mitgetheilt, und daß er sie, wer weiß, wie
lange, habe sprechen lassen, ohne darauf zu hören.

Westold selbst mußte lächeln über das Miß-
verständniß; und die heitere Stimmung, in welche
er hierdurch versetzt wurde, milderte nach und nach
sehr den Verdacht, den er gegen seinen alten Freund
gefaßt hatte. Zwar fiel es ihm von neuem aufs
Herz, daß dieser ihm gestern Abend, mit einem be-
sonders bedeutenden, fast unglückschweren Tone
gesagt hatte, es können einem böse Dinge durch den

Weg laufen, ohne daß man ſelbſt böſe ſey, oder Neigung dazu habe; allein Auguſte fragte ihn, ob er wohl geſtern ſchon bei dieſen Worten und dem Tone, mit dem ſie Haſtebeck ausſprach, an einen Zweikampf gedacht habe? Da er dies unbedenklich verneinte, überführte ſie ihn, daß er ſelbſt erſt heute durch ſeine vorgefaßte Meinung ſich verleiten laſſen, einen böſern Sinn in jene Worte zu legen, als eigentlich darin gelegen habe, und daß er hiermit ſeinem Freunde offenbar unrecht thue.

Dieſe Vorſtellung machte einen lebhaften Eindruck auf ſein weiches, dem alten Freunde ſo warm ergebenes Herz. Unrecht wollte er ihm um keinen Preis thun. Wenigſtens mochte er ihn wegen ſeiner Heftigkeit in dem letzten Geſpräch, ſo wie wegen des Davonreitens ohne Abſchied, nicht anklagen, weil Haſtebeck ſich, wie er meinte, bei ſo böſen Verdachts-Aeußerungen in einem Zuſtande der Nothwehr befunden, und wenn der Verdacht ihn gar getroffen, ſich gewiß auf das allerſchmerzlichſte verübet gefühlt habe. Selbſt im ſchlimmſten Falle erſchien ihm Haſtebeck daher als ein ſchwer Ver-

wundeter, der in der Verzweiflung des Schmerzes Den, welcher unſanft ſeine Wunde berühret, und wenn es auch ſein Bruder wäre, unſanft zurückſtößt, doch ihn deswegen nicht haßt.

Westold rettete ſich hierdurch wenigſtens den Glauben an das freundſchaftliche Herz des Entflohenen. Dieſer Glaube that ihm wohl; und er bemitleidete allmählig ſeinen Freund nur als einen Unglücklichen, den ein böſes Verhängniß wider Willen zu einer böſen That hingeſtoßen habe. Unaufhörlich verarbeitete er dieſen, ihm ſo wichtigen, Gegenſtand in ſeinem Kopfe; und obgleich nach ſeiner Anſicht und ſeinen Grundſätzen ein Zweikampf einer der ärgſten moraliſchen Gräuel war: ſo bemühte er ſich doch jetzt Tag und Nacht, ſich allerlei verwickelte Lagen und Verhältniſſe auszudenken, die einen ſonſt rechtlichen Mann wohl zu einem Zweikampf treiben, und auf dieſe Art zum Mörder machen könnten. Er ſuchte endlich ſogar in Akten und Büchern nach Zweikampfgeſchichten umher; und da er in ſpäter Nacht noch eine derſelben las, worin auch von den Sekundanten der Duellanten

viel verhandelt wurde, fiel ihm plötzlich ein, daß Hastebeck vielleicht nur jene untergeordnete Rolle gespielt habe, wohl gar Schönbergs Freund und Sekundant gewesen sey, und nur leider den tödtlichen Stich von der Brust seines Freundes nicht habe abwehren können. Je mehr er diesen Gedanken verfolgte, desto erfreulicher wurde er ihm, und endlich auch immer wahrscheinlicher. — Alles Blut war nun abgewaschen von den Händen seines Freundes, und ein unaussprechliches Verlangen, diese Hände wieder traulich zu fassen und an sein Herz zu drücken, durchglühte ihn.

Er legte sich nieder, konnte aber nicht schlafen, stand vor Tages Anbruch wieder auf, und fing an, einen Brief an Hastebeck zu schreiben, voll lauter Versöhnung und Liebe. Alle Viertelstunden ging er an die Kammerthür seiner Frau, und horchte, ob sie noch nicht erwacht sey: und so bald sie es war, eilte er, mit schöner Freude auf seinem Gesicht, an ihr Bett, und theilte ihr seinen Gedanken mit, den er ganz, wie eine erhaltene Nachricht, behandelte. Und da Auguste in seine Meinung nicht gehörig

eingehen wollte, glaubte er, es liege nur an ihrer mangelhaften Vorſtellung von einem Zweikampf, und er fing daher an, ihr eine ſolche Halsbrecherei — ob er ſie gleich nur vom Hörenſagen kannte — ſo lebendig zu beſchreiben, und zum Theil vorzumachen, daß ſeine Frau ihn in den ungewohnten heroiſchen Gebehrden und Stellungen und Bewegungen kaum erkannte, und ſich faſt vor ihm zu fürchten anfing.

Als er ſich von dieſer Anſtrengung erholt, und ſein Blut ſich wieder beruhigt hatte, vollendete er ſeinen Verſöhnungs-Brief, und ſchickte ihn auf die Poſt. Er wünſchte, der Brief ſolle noch zur Hochzeit Haſtebecks eintreffen, und es war ihm ein höchſt wohlthuender Gedanke, daß ſein Freund an ſeinem großen Glücks- und Freuden-Feſte auch ein Feſt der Verſöhnung feiern, und ſeiner wieder mit der alten, unveränderten Freundſchaft gedenken werde.

Dieſe Hoffnung beſtätigte ſich ihm auch auf die erfreulichſte Weiſe durch die Antwort, welche er von Haſtebeck erhielt, wenn ſie gleich nur ſehr kurz

war. Mit wenigen, kräftigen Worten ſchrieb dieſer ihm, daß es zwiſchen ihnen beim Alten bleibe, daß er ein überſichtiger Ehemann geworden ſey, und daß auch die trauernde Marie, allen Teufeln zum Trotz, noch glücklich werden müſſe. „Ich will nicht Haſtedeck heißen,“ ſchloß er den Brief — „wenn ich ihren Wiesenſchleier nicht wegheye!“

Weſtold that einen tiefen Seufzer. Um ihn, durch Verwicklung in ein längeres Geſpräch, zu zerſtreuen, fragte ihn Auguſte: „Hat er vielleicht einen Bruder, mit dem er ſie zu verheirathen denkt?“

„Ja freilich! den hat er!“ antwortete Weſtold lebhaft; und ſanft leuchtete die Freude in ſeinem Geſicht bei dem Gedanken auf, daß ſeine Schweſter wohl ſeines beſten Freundes Schwägerin werden könne. Er theilte Auguſten mit, was er von den Verhältniſſen des Bruders ſeines Freundes wußte, und immer gegründeter und paſſender erſchien ihm der Einfall ſeiner Frau. Endlich ſollte er ihr auch das Aeußere des wahrſcheinlichen, künftigen Schwagers beſchreiben. Da fing er an, etwas

zaghafter zu mahlen, und ſeinen Pinſel möglichſt vorſichtig in die Farben zu tauchen; aber deſſen ungeachtet ergab ſich ein Bild, das er endlich ſelbſt, Trotz aller Milde und Vorliebe, für etwas häßlich erklären mußte. Doch meinte er, das werde Beide, wenn ſie übrigens Vertrauen zu einander faſſen könnten, nicht abhalten, ſich zu heirathen.

„Wenigſtens ihn wohl nicht!“ ſagte Auguſte etwas ſpöttiſch; und als Weſtold ſie nicht zu verſtehen ſchien, ſetzte ſie lebhaft hinzu, es ſey doch arg, daß die Männer gewöhnlich Anſpruch auf Schönheit bei den Weibern machten, die hübſcheſten Weiber hingegen oft mit den häßlichſten Männern vorlieb nehmen müßten. — Sie erklärte das für unpaſſend und unrecht, ſo daß ihrem Manne faſt bange ward, ſie könne den ſchönen Heirathe- und Glückſeligkeits-Plan ſeines Freundes ſtören wollen. Nun verſicherte ſie ihm zwar wiederholt das Gegentheil; allein die einmal gefaßte Befürchtung verſchwand ſo ſchnell nicht wieder aus ſeiner Seele. Das zeigte ſich noch nach ein paar Tagen unverkennbar dadurch, daß er, ohne beſondere Veranlaſſung, den Ja-

den jenes Geſprächs wieder aufnahm, und, als Frucht ſeines ſtillen Grübelns über dieſen Gegenſtand, auf einmal ſagte: „Es iſt wirklich ſo, wie Du neulich ſagteſt, liebe Auguſte, daß die ſchönſten Weiber manchmal die häßlichſten Männer heirathen; und es iſt auch ganz recht ſo, ja es muß ſo ſeyn! — Die Natur ſelbſt arbeitet vorherrſchend in dem Manne auf Kraft, in dem Weibe auf Anmuth hin. Mars und Venus ſind ihre wahren Repräſentanten. Und dieſes Hervortreten von eigenthümlichen Gegenſätzen in den beiden Geſchlechtern iſt eben das Meiſterſtück des Schöpfers. Der Mann muß ſchaffen — das Weib behüten. Der Mann iſt der Schutz — das Weib die Zierde des Hauſes. Der Mann ſoll gerüſtet ſeyn zum Kampfe — das Weib nur bereit zum Verſöhnen. Der Mann iſt der Stab, an den das Weib in der Gefahr ſich hält — das Weib iſt der grünende Zweig, der um die heiße Stirn des Mannes ſich kühlend und lohnend zum Kranze windet. — Der Mann gleiche alſo einer Säule, die, um zu tragen, keiner glatten, feinen Politur bedarf. Wenn ſie nur feſt, ſtark

und grade iſt: ſo erfüllt ſie ihren Zweck. Ob ſie einen korinthiſchen Blätterſchmuck an ihrem Haupte hat, oder nicht, das iſt gleichgiltig in Hinſicht auf ihren ernſten Zweck. Aber das Weib gleicht der Vaſe, die eigentlich zur Zier aufgeſtellt iſt, und höchſtens nur einen Labetrunk oder einen Strauß von Blumen umfaſſen ſoll. Da iſt die edle Form, die feine Maſſe, die glatte Oberfläche ungleich wichtiger, und wo das Eine oder das Andere verletzt iſt, ſtößt das Auge an. — Am paſſendſten aber, glaube ich, kann man ſagen: Das Weib iſt eine Blume — der Mann hingegen iſt eine Frucht. Bei der Frucht kommt es nicht auf die Schale an, ob ſie rauh oder unſcheinbar iſt, ſondern auf das Innere, auf den kühlenden Saft, das nahrhafte Mark, den wohlſchmeckenden Kern. Bei der Blume aber fällt am erſten die mehr oder weniger ſchöne Form, der mehr oder weniger üppige Farbenſchmuck in die Sinne; entfernter liegt erſt der mehr oder weniger entzückende Balſamduft, und am allerentfernteſten die heilende Kraft, die vielen inne wohnt. Und wenn der Kenner gleich die farbenloſe Nachtviole, die un-

ſcheinbare Muskathyacinthe, oder die prunkloſe Kamille gehörig zu würdigen verſteht: ſo wird der große Hauſe doch am erſten durch die prunkenden Formen und Farben beſtochen; ungleich ſchneller aber weiß ſelbſt das Kind unter den Früchten, ohne von ihrer Außenſeite ſich beſtechen oder abſchrecken zu laſſen, die ſüßeſte und wohlſchmeckendſte heraus zu finden. Und dieſer nämliche, richtige Sinn läßt auch das Weib bald am Manne die unſcheinbare, vielleicht gar zurückſtoßende, Außenſeite überſehen, wenn ſie nur weiß, daß etwas Würdiges innen wohnt; dahingegen der Mann die Anmuth, die Lieblichkeit, die ihm das Leben erſt ſchön machen ſoll, am liebſten auch in einer anziehenden, äußern Hülle erwartet und ſucht. — Wer, im Allgemeinen, ihn deswegen tadeln wollte, würde die Natur ſelbſt tadeln, daß ſie den Mann und das Weib grade ſo gemacht hat, wie ſie ſind."

Auguſte gab ihrem Manne mit recht freudigem Lächeln Beifall wegen dieſer Auseinanderſetzung, nicht ſowohl, weil die Richtigkeit derſelben ihr beſonders einleuchtete, als vielmehr, weil ſie

ſah, daß er dadurch zerſtreut worden war, und weil ſie wußte, daß ihr Mann — als ein geborner Prediger — nicht glücklicher war, als wenn er von Zeit zu Zeit kleine Reden halten konnte, bei denen ihm Niemand widerſprach.

---

Während aller dieſer Verhandlungen, von denen Die, um welche ſie ſich drehten, nicht die entfernteſte Ahnung hatte und haben durfte, wurde vom Schickſal ein Schlag vorbereitet, der manche lachende Hoffnung zerſtörte, wie ein Sturm eine Seifenblaſe verweht und zerſtäubt. So zieht, während der Landmann, voll froher Hoffnung, ſeine Senſe zur Erndte ſchärft, unbemerkt die Hagelwolke herauf, die ſeine ſegenſchweren Halme zerſchlägt.

Weſtold betrachtete ſeine geliebte Schweſter nach und nach wieder mit ruhigerer Freude. Nachdem die Ueberſpannung der erſten, erſchütternden

Auftritte vorüber war, ſah ſie freilich ungleich bläſſer und ſchwächer aus, als in den erſten Tagen, da die Freude des Wiederſehens und der Schmerz der lebhaft aufgeregten Erinnerung an die böſe Vergangenheit ihr Blut in einer ſtäten, fieberhaften Bewegung erhielten, und ihr einen täuſchenden Anſchein von Wohlſeyn gaben; allein ſie war wirklich auf dem Wege, ruhiger, froher und ſtärker zu werden, denn ſie genoß das lange entbehrte Glück ſtiller, leidenſchaftloſer Geſchwiſterliebe; und es war zu hoffen, daß dieſe, im ſchönen Verein mit dem mütterlichen Glücke, allmählig ein lindernder Balſam für ihre noch offne, blutende Wunde werden würde Ihr Gemüth war geläutert, gehoben in der harten Schule des Schickſals. Sie ſtand auf einer Stufe moraliſcher Gediegenheit, worauf ſie, wie Weſtold meinte, ohne die überſtandenen Prüfungen ſchwerlich gelangt ſeyn würde. Wenn er hinter ihrem Rücken mit Auguſten von ihr ſprach, nannte er ſie faſt nicht anders, als die Herrliche, die Leiden-erprobte; und wenigſtens ſeine Phantaſie,

wenn auch noch nicht ſein Herz, fing an, ſich in frommer Schwärmerei mit ihrem Geſchick zu verſöhnen. Er meinte, ſie habe um den theuren Preis doch ein unſchätzbares Kleinod erkauft.

Und das wirkte auf ihn ſelbſt ſehr wohlthätig zurück. Er faßte neuen Muth, an ſeine Geſchäfte zu gehen; ſie wurden ihm wieder leichter, als ſie es ſeit langer Zeit geweſen waren. Er bekam wieder mehr Vetrauen zu ſich ſelbſt und zu ſeinem Geſchick; und die Freude, die hierüber in Auguſtens und Mariens Augen glänzte, ſtärkte und hob ihn immer mehr.

Um ein lange geſcheutes und aufgeſchobenes Geſchäft abzuthun, entſchloß er ſich auch zu einer kleinen Reiſe, die ihn auf einige Tage von ſeinem Hauſe entfernte. Ungewöhnlich frohen Muthes nahm er Abſchied. Sein letztes Wort war: „Wir werden uns Alle gewiß geſund und wohl wiederſehen!“ Aber das war eine falſche Hoffnung.

Die nächſte Poſt brachte Marien einen Brief. Mit unbefangener Neugier erbrach ſie ihn in Auguſtens Gegenwart. Doch ſobald ſie ihn aus dem

Umſchlage zog, fielen ihr einige ſtark unterſtrichne Zeilen auf, die ſie in voller Argloſigkeit laut zu leſen anfing. Darin ſtand aber eine feierliche Beſchwörung, den Inhalt dieſes Briefs für immer geheim zu halten, und den Brief, ſo bald ſie ihn geleſen habe, zu verbrennen. Mitten im Leſen verſtummte ſie alſo, ſtarrte Auguſten einige Augenblicke mit unruhiger Bedenklichkeit an, nahm ein Licht, und ging auf ihr Zimmer.

Selbſt unruhig geworden, folgte Auguſte ihr, etwa eine Viertelſtunde ſpäter, nach, mußte aber zurückkehren, weil die Thür von innen verſchloſſen war. Gleich vergebens wiederholte ſie dieſen Gang noch ein paar Mal. Auf die Bitte, daß Marie das Zimmer öffnen möchte, erfolgte blos ein kaum hörbares „Gleich;“ allein die Thür blieb verſchloſſen, wie ſie war. Endlich, als man den kleinen Herrmann lange in ſeiner Wiege ſchreien hörte, ohne daß die Mutter ſich um ihn bekümmerte, ward Auguſten ernſtlich bange, und ſie öffnete mit einem Hauptſchlüſſel die Thür. Da ſaß Marie, bloß und gram-entſtellt und leblos,

wie ein Marmorbild, auf dem Fußboden, das Haupt rückwärts an die Wiege gelehnt, die thränenlosen, ſtarren Augen unverwandt hinauf an die Decke geheftet. Sie bemerkte die Hereintretende nicht; ſie hörte ja das Schreien ihres Kindes nicht mehr! Neben dem tief abgebrannten Lichte lag der todte Zunder des unglücklichen Briefes, der ihr das Herz gebrochen hatte. Nur ein kleines Ueberbleibſel, das den Anfang von ein Paar Zeilen enthielt, lag unverbrannt neben der erſchlafften Hand, der es entſunken war.

Durch ſtärkende Waſſer brachte man Marien auf einige Augenblicke zum Bewußtſeyn zurück. Sie klagte über den allerheftigſten Kopfſchmerz, und über einen ſchrecklichen Traum, den ſie gehabt habe. Dann verfiel ſie in einen ſchlafähnlichen Zuſtand. Man rief einen Arzt; er erkannte die Vorboten eines heftigen Nervenfiebers.

Ihr Zuſtand wurde mit jedem Tage bedenklicher. In unaufhörlichen Phantaſieen führte ihr brennendes Gehirn einen wilden Zerſtörungskrieg gegen ſich ſelbſt. Immerwährend wollte ſie ſich und

ihr Kind zu einer Reise schmücken; oft aber, wenn sie in den Wagen gestiegen zu seyn glaubte, bat sie den Kutscher aufs rührendste, sie nirgends zum Aussteigen zu nöthigen, sondern nur rund um die Welt mit ihr herum zu jagen, damit Niemand ihrer und ihres Kindes spotte.

Als Westold zurückgeeilt war, lag sie schon ganz hoffnungslos, und erkannte ihn so wenig, als irgend Jemanden. Selbst ihr Kind war ihr fremd geworden!

„Barmherziger Gott!" rief er händeringend aus — „Was ist das für ein Brief gewesen, der ihr einen so tödlichen Pfeil ins Herz geiagt hat!" Zehmal las er die übriggebliebenen, abgebrochenen Worte, um einen Zusammenhang herauszubringen; aber es war unmöglich. Das einzige Tröstliche dabei war ihm die Ueberzeugung, daß es auf keinen Fall Hastebecks Handschrift war. Doch wessen Handschrift mochte es seyn? Welchen schrecklichen Inhalt mußte dieser Brief gehabt haben? Diese Fragen wiederholte er sich hundertmal, und nirgends fand er eine Antwort darauf.

Unterdessen rückte der Tod mit jeder Stunde näher zu Augustens Herzen. Verzweifelt kämpfte die jugendliche Lebenskraft ihm entgegen! Doch weder sie, noch die Kunst des Arztes, noch der namenlose Jammer und die heißen Thränen Westolds und Augustens konnten ihr fliehendes Leben aufhalten. Der Tod feierte seinen kalten, gräßlichen Triumph. Die Herrliche, die Leidenerprobte, dem Himmel und der Seligkeit schwesterlicher Engel früh Entgegengereifte, warf schon in der Blüthe der Jahre die schöne, irrdische Hülle ab, um triumphirend, als ein schönerer Engel, dem Staube dieser kleinen, niedern Erde zu entfliehen.

Pflückt die schönsten Frühlingsrosen!
flechtet sie zum schönen Kranze,
weiß' und rothe bei einander,
um die Stirn der Etüentschlafnen,
die der schönsten Rose glich! —

Dürstet euch, ihr holden Rosen?
dürstet euch nach Thaues Tropfen? —
Ach, hier fallen heiße Thränen
nur in eure Balsamkelche!
Horcht ihr nach den Frühlingsliedern,

die im Garten euch umfangen? —
Ach, hier ſchallen Trauertöne
um die Frühverlorne nur!
Klagt ihr, daß ihr ſchon im Lenze
eures Lebens ſollt verwelken? —
Ach, das iſt das Loos des Schönen,
daß es, ſeine Heimath ſuchend,
hier im Staube nicht kann weilen,
ſondern lieber ſchnell verblühet!
Seht nur, ſeht die blaße Leiche,
deren ſchöne Stirn ihr ſchmückt! —

Möchtet ihr am Feſtaltare
lieber eine Braut umkränzen,
als im ſtillen, ſchwarzen Sarge
welkend eine Todte ſchmücken? —
Ach, ihr könnt nicht ſchöner ſterben,
als bei dieſer Frühgeſtorbnen,
die, von Engeln früh entführet,
ſelbſt ein ſchöner Engel war.

---

Sie lag wirklich im Sarge mit einem Kranze von weißen und rothen Roſen geſchmückt, die ſchöne, fromme Himmelsbraut; und in einer ſtilleren

Stunde warf Weſtold die obigen Zeilen aufs Pa-
pier. Wie ein Kind, von der Mutter ſanft in die
Wiege gelegt, lächelnd unter dem letzten Kuſſe die
Augen ſchließt und entſchlummert, ſo lächelte auch
ie noch im Tode, als ob ein Engel ihren letzten
Athemzug liebreich hinweg geküßt hätte. So ließ
Weſtold ſie noch mahlen, täuſchend ähnlich als
Leiche, und auch das Bild ihres ehemaligen blühen-
den Lebens vergegenwärtigend, nur mit mattern
Farben, in einem melancholiſchen Helldunkel, über-
haupt in einem romantiſcheren Charakter, wie eine
ſchöne Landſchaft, an einem ſchwülen Sommer-
abend, im Mondenſchein gemahlt. Es war ein
treffliches, je länger man es anſah, deſto ergreifen-
deres Bild, und es blieb Weſtolden, ſein ganzes
Leben hindurch, ſein heiligſtes Kleinod.

Als der Sarg verſchloſſen werden ſollte, trug
Auguſte den kleinen Herrmann hin, daß, wie
er ſchluchzend ſagte, er noch einmal ſeine Mutter,
und ſeine Mutter auch ihn noch einmal ſähe; denn
er konnte ſich des tröſtlichen Gedankens nicht ent-
ſchlagen, eine Mutter müſſe, auch wenn ſie körper-

lich todt wäre, und wenn ſie auch von der ganzen Welt nichts mehr wüßte und ſähe, doch ihr Kind noch ſehen, zumal wenn es weinte bei ihrer Leiche. — „Weine!“ rief ſie daher — „weine, lieber Herrmann! Deine Mutter wird nun begraben, und Du ſiehſt ſie niemals wieder!“ Aber der Knabe weinte nicht, denn er wußte noch nichts vom Tode. Er erkannte ſeine Mutter ſogleich, und rief ſie in freudiger Bewegung, weil er glaubte, ſie ſchliefe nur. Da wankte auch Weſtold noch einmal in ſeinem troſtloſen Schmerze hinzu, küßte ſtillſchweigend zum letzten Abſchiede die kalten Hände der geliebten Todten, und nahm dann den Knaben auf ſeinen Arm. Mit der größten Liebe drückte er ihn an ſeine Bruſt, und küßte ihn, gab ihn dann auch Auguſten zum Küſſen hin, und ſprach: „Nun iſt er unſer! ganz unſer! nicht unſer Neffe, ſondern unſer Sohn! nicht Schönberg mehr, ſondern Weſtold ſoll er heißen! Und ſo lange ich einen Biſſen Brodt für mich und mein anderes Kind habe, ſoll er dieſem auch nicht fehlen!“

Er ließ ſich nicht zurückhalten von der ſchmerzlichen Begleitung des Sarges nach der Begräbnißſtelle. Als der Prediger den Segen darüber ausſprach, da drängte und trieb es Weſtolden mit faſt unwiderſtehlicher Gewalt, das Amt des Geiſtlichen zu übernehmen, und laut von ſeinen Lippen ſtrömen zu laſſen das Lob der geliebten Todten, den bittern Schmerz ſeines Herzens, und die begeiſternde Hoffnung eines ſeligen Wiederſehens jenſeit des Grabes. Ob das Uebermaaß ſeiner Empfindung ihm auch die Kraft laſſen würde, ſie laut mitzutheilen, dieß zu prüfen, ließ ſeine ſchwärmeriſche Begeiſterung ihm nicht zu. Nur ſeine große Scheu vor allem theatraliſchen Aufſehenerregen, das ſeinem ſtillen, beſcheidenen Sinne ganz entgegengeſetzt war, hielt ſeine Zunge in Feſſeln. Aber lebendiger, als jemals, ſtand der Traum aus ſeinem Knabenalter vor ihm, und mit einem ſo tiefen Seufzer, als er ihn noch nie hierüber ausgeſtoßen hatte, ſagte er zu ſich ſelbſt: „Hier, hier wäre ich an meiner Stelle!“ Und indem er die gleichgiltig daſtehenden Zuſchauer betrachtete, verglich er ſie in Gedanken mit

den gerührten Zuhörern in seinem Traume. Immer ergreifender stand die Vorstellung in seiner Seele, wie er diese kalten Gaffer am Grabe in die Gestalten seines Traumes umwandeln wollte, wenn er, als ein Priester des Herrn, vor ihnen stände, und vom Herzen zum Herzen über Tod und Unsterblichkeit, über den tiefsten Schmerz und die höchste Seligkeit zu ihnen spräche. — Die Todtenglocke klang aufs neue; ein Begräbnißlied erschallte beim Versenken des Sarges; in Westolds Seele aber ertönten fortwährend die Worte: „Ein Priester des Herrn!“ und alle andern Klänge und Töne, die er hörte, waren nur die Melodie dazu. Er ging hinweg aus dem Gedränge, und sang in frommer Begeisterung, wie es der Geist ihm eingab, das Gelübde, ein Priester des Herrn zu werden, und zu verkündigen das Wort des Herrn. Er schwor es bei dem Schatten seiner Schwester, er schwor es bei dem Glanze des Himmels, der ihn umgab! — Mit einem bethränten, kummervollen Gesicht hatte er das Haus verlassen; mit einem ruhig lächelnden, wie in Verklärung glänzenden, kehrte er zurück.

Auguſte freuete ſich dieſes Wunders, ohne es ſich erklären zu können. Er aber ſchwieg, und behielt, was in ihm vorgegangen war, als ein heiliges Geheimniß vor ſeinem Weibe, ſtill in ſeiner Bruſt.

Nur ſeinem Freunde Haſtebeck, als er ihm die Unglücksnachricht von Mariens Tode ſchrieb, vertrauete er dies Geheimniß an, und bat ihn um Rath, wie er es anfangen ſolle, um an dies Ziel zu gelangen. Wenn er auch keine Hoffnung hatte, von Haſtebeck eine genügende Antwort zu erhalten: ſo that es ihm doch ſchon wohl, vor irgend Jemandem ſein Herz ausgeſchüttet zu haben über die glühende Sehnſucht in ſeiner Seele nach einem ſchönern und heiligern Ziele ſeiner Wirkſamkeit.

Als er dieſen Brief fortgeſchickt hatte, konnte er mehrere Tage lang keine Feder anſetzen zu irgend einer Arbeit. Immer klang der Ton jener Herzensergießungen in ſeiner Seele fort; der Anblick jeder Kirche, der entfernte Klang jeder Glocke, die Melodie jedes frommen Liedes, nicht minder der Glanz des Himmels, der Lerche Triller, des Sturmes Brauſen, der Blumen Pracht — mit einem Worte:

die ganze Natur, die ihn überall an den großen Geiſt erinnerte, deſſen Allmacht ſie verkündet, erinnerte ihn auch an ſein Gelübde, ein Prieſter des Herrn zu werden, und laut zu verkündigen das Wort des Herrn.

Da kam auf einmal ein Brief von Haſtebeck, worin dieſer ihm flüchtig, mit kaum leſerlichen Zügen, ſchrieb:

„Mord! Mord! ſchmählicher, teufliſcher Mord! habe ich geſchrieen beim Leſen Deiner Todesnachricht! Die Stirn habe ich mir mit der Fauſt faſt eingeſchlagen, vor bitterm, entſetzlichem Grimm! O, Fluch! Fluch über den Sünder, der das that! und Fluch, Fluch über — —"

Hier folgten ein paar dick ausgeſtrichene Zeilen; dann hieß es weiter: „Schicke mir doch das übrig gebliebene Stück des mörderiſchen Briefs! Ich muß es ſehen! Jedes Wort, jeder Buchſtabe iſt mir wichtig! — O, du arme, arme, arme Marie! Nun, es wird ja für einen ſolchen, gemißhandelten Engel einen Ort der Entſchädigung geben! — An den Glauben halte Dich, du armer, ſchändlich be-

ubter Bruder! — — — Aber fort, fort mit der
rille von Kanzel und Prieſterſchaft! Das iſt eine
chwindelei, die zu nichts führt. Indeſſen aus Drei-
m Advokaten-Jammer mußt Du heraus! Du
ſt ein Landmann werden, ein wohlhabender
ann! Das ſchwör' ich Dir. Ich ſchaffe Dir eine
oße, treffliche Pachtung. Habe nur noch einige
it Geduld! Ich werde treiben, ſo ſehr ich kann,
es zu Stande zu bringen. Kurz: ich ſorge für
ermann und für Dich.

Haſtebeck."

Ein ſolcher Brief konnte Weſtolden, in der
immung, in welcher er war, nur verwunden,
ht tröſten. Auch konnte er ſich nicht entſchlie-
, das Ueberbleibſel des verhängnißvollen Briefs
den Händen zu geben. Er antwortete ſeinem
unde nach einiger Zeit in einem höchſt niederge-
agenen Tone, und er that es überhaupt nur, um
ſtürmiſchen Freund, falls es ihm damit Ernſt
eſen ſey, von dem Pachtungsplane abzuhalten.
hielt beinahe den ganzen Brief nur für eine Prü-
g, ob er auch ſtandhaft bei ſeinem Vorſatze be-

harre? Dazu konnte er nur lächeln. — Zu der entſchiedenen Hinneigung ſeines Sinnes, und zu der ſchwärmeriſchen Begeiſterung, womit er an ſeinem alten Lieblingswunſche hing, geſellte ſich ja noch in ſeiner Seele die Vorſtellung einer heiligen Verpflichtung. Der allen Menſchen aufs gewiſſenhafteſte Wort hielt: wie hätte Den ſein Gewiſſen nicht mahnen ſollen, dem Himmel Wort zu halten, dem er ſich durch ein feierliches Angelöbniß geweiht hatte?

Er ſchrieb an die oberſte geiſtliche Behörde des Landes, ſetzte ſeinen Gemüthszuſtand mit unbefangener Vertraulichkeit aus einander, und bat um eine Landpfarre, wenn auch nur mit mittelmäßigen Einkünften. Und dann ſtudirte er ein paar Wochen lang recht eifrig Theologie, wie er überhaupt von Zeit zu Zeit immer that. Doch da kam auf ſeine Bittſchrift eine Antwort, die ihm nicht nur alle Hoffnung zur Erreichung ſeines Wunſches benahm, ſondern auch in einem hochfahrenden Tone ihn, wie einen gemeinen Thoren, behandelte.

Das schlug den armen Mann aufs Empfindlichste nieder, und veranlaßte einen der düstersten Abschnitte seines Lebens. All sein Unglücksgefühl — der Schmerz über den Verlust seiner Schwester, der unbezwingliche Widerwille gegen seine Geschäfte, die Verzweiflung über die zunehmende Bedrängtheit seiner häuslichen Lage — alles war auf einige Zeit zurückgetreten vor der immer lebhafteren Beschäftigung mit seinem einen Lieblingswunsche. Nun er aber in diesem auf eine so harte Weise gestört wurde, nun ihm seine schöne Hoffnung vernichtet, sein letzter Muth gebrochen war, nun drückten alle jene Unglücksgefühle mit erneueter und verdoppelter Wuth ihre giftigen Stacheln in seine Seele. Nun hörte er nicht auf, zu sinnen, woher der Blitz gekommen sey, der seine Schwester niederschlug; nun lag die Furcht vor den Arbeiten, die er enden sollte und wollte, und nicht enden konnte, mit Centnerlast auf ihm; nun sah er seine bürgerliche Ehre vernichtet, sein Weib und sein Kind dem drückendsten Mangel Preis gegeben, und alle Qualen der

Verzweiflung hereinbrechen über ſein kleines, friedliches Haus!

Haſtebecks frühere Worte, daß er untergehen müſſe an Leib und Seele, wenn er ſich nicht aus ſeiner Lage riſſe, ſchienen raſch in Erfüllung gehen zu wollen, und kamen faſt nicht mehr aus ſeinen Gedanken. Eine traurige Hypochondrie bemächtigte ſich ſeiner mit immer furchtbarerer Gewalt. Vergeblich war ſein Streben, ihr entgegen zu kämpfen. Er war ein Laokoon, von blutdürſtigen Schlangen umwunden, der kläglich enden mußte, wenn nicht ein Gott aus den Wolken ihm zu Hülfe kam. Tauſend ſchmerzlichen Quaalen fühlte er ſich, im ſteten Wechſel, Preis gegeben. Ueberall hin verfolgten ihn die bleichen Geſpenſter ſeiner verdüſterten Einbildungskraft. In ſeinem Zimmer, glaubte er, nicht athmen zu können, vor ſchwerer, beklemmender Luft. Ging er die Straßen entlang: ſo drohten die hohen Häuſer, über ihn zuſammen zu ſtürzen. Hatte er im Freien einige Augenblicke ruhig Athem geſchöpft: ſo ſchreckte ein aufflatternder Vogel, ein Windſtoß, der im Laube rauſchte, ihn plötzlich

ieder an, und gab ſeiner Seele die vorige, un-
lückſelige Stimmung. Da ſah er unter jedem
teine, ſelbſt unter dem blumenbeſäeten Raſen,
n giftiges Thier hervortauſchen; da erſchien der
lle Wald ihm als ein Heer von lauernden Rieſen;
ward der grüne Berg zum ungeheuren Grabhü-
l, und die leichten Wolkenſchatten, welche dar-
er hinzogen, waren die Schatten der Erſchlagenen,
über der Aſche ihrer Leiber einander noch zür-
nd verfolgten; da rief jede Welle des Stromes
n zu, daß er ein Verlorner ſey, und daß nichts
retten könne, als ein Sturz in die Fluth, die
Lethe ſeines Kummers ſeyn werde.

So trieb ein unbezwingliches Gefühl den Armen
ſeinem Zimmer hinaus in die offne Natur, und
dieſer wieder zurück in ſein Haus. Wie einer
enden Todesgefahr angſtvoll zu entrinnen, warf
ch dann oft an Auguſtens Hals, und bat ſie,
feſt zu umarmen, und nicht los zu laſſen, damit
irgends ſtürbe, als bei ihr. Nicht aufheiternd
te ihn der Anblick der beiden geliebten Kinder,
rn ſeinem Grame nur immer einen neuen

Stachel leihen, weil er ihnen nicht ſeyn konnte, was er ihnen zu ſeyn ſo lebhaft wünſchte. — Auguſte ſah das, und blickte mit Schauder der nächſten Zukunft entgegen. Mit jedem Tage mehrte ſich die häusliche Noth; immer höher ſchlugen die Wellen des Mißgeſchicks über ihrem Haupte zuſammen. — Doch der Himmel hatte ihren Untergang nicht beſchloſſen; und es erſchien unerhofft ein Retter in der Noth.

---

Haſtebeck war es, der plötzlich, wie ein Gott aus den Wolken, unter die Verzweifelnden trat. Das erſte, worüber er laut aufſchrie, war die traurige Veränderung ihrer Geſichter; doch ſein eignes war und blieb nicht wenig finſter. Deſſen ungeachtet eröffnete er ſeine Unterhandlungen mit einem kräftigen Schwure, Weſtold müſſe durch ihn glücklich werden, er möge wollen oder nicht. Auguſte heftete hierbei hoffend ihren Blick an die Lippen des

Himmelsboten; Weſtold hingegen ſchlug den ſeinigen ſchüchtern zur Erde.

Haſtebeck ließ ſich nicht irren, ſondern entfaltete ſeinen, ſchon ſchriftlich erwähnten, Plan, aus dem armen, kranken Advokaten einen reichen, fetten Pachter zu machen. Weſtold brachte dagegen eine Menge von Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten vor; Haſtebeck aber war gegen alles gewaffnet, und legte endlich mehrere Dokumente auf den Tiſch. „Hier," ſagte er — „ſind die nöthigen Wechſel, zur Tilgung Deiner Schulden, und zur Einrichtung Deiner neuen Wirthſchaft. Und da iſt der vollſtändige Pachtkontrakt, vom Grafen Flankenborn ſchon unterſchrieben und unterſiegelt. Thue ein Gleiches: ſo iſt alles abgemacht!" Aufs dankbarſte drückte Weſtold des Freundes Hand, ſchauderte aber kleinmüthig vor einem ſolchen Wageſtück, wie er es nannte, zurück. Da verſicherte Haſtebeck: „Das Gut Aarhorſt iſt eins der größten und ſchönſten im Lande, noch nie verpachtet geweſen, und wird Dich bei den Bedingungen, die ich für Dich gemacht habe, nicht

verderben laſſen, wenn auch mitunter ein Hagelſchlag, eine Ueberſchwemmung, oder ein Mäuſefraß kommt.“ — Weſtold wandte ein, er werde auch bei der beſten Pachtung zu Grunde gehen, weil es ihm an der Kenntniß, wie an der Uebung, in einem ſolchen Geſchäft fehle. Doch Haſtebeck erwiederte: „Deine Frau hat bei ihrer Tante die innere Landwirthſchaft vom Grunde aus gelernt, und Dir iſt die Feldwirthſchaft auch nicht ganz fremd; aber fürs erſte nimmſt Du Dir einen tüchtigen Verwalter, bis Du ſelbſt ſo weiſe wirſt, wie Deine meiſten Herren Kollegen. Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verſtand dazu. Du ſollſt ſehen, wie leicht Du lernen wirſt erndten, ſuchen und Gold machen, und noch einmal ſo viel eſſen, und zehnmal ſo viel trinken, als bisher. Unterſchreib nur, und mache Dich reiſefertig!“

Weſtold wandte nichts mehr ein, weil die kräftige Beredtſamkeit des Freundes ihn beſiegte, wenn auch nicht überzeugte. Daher ſchüttelte er nur ſchweigend den Kopf, die ſinnenden Blicke wie-

ter gegen den Boden geheftet. Er hielt den ganzen Plan für durchaus unausführbar, und wies ihn blos darum nicht ein für allemal zurück, weil Hastebecks freundliche Theilnahme ihn rührte. Hastebeck, der überall rasch an's Ziel stürmte, hielt das für bloße Unentschlossenheit, und war weit davon entfernt, auf halbem Wege stehen zu bleiben. Er donnerte Westolden daher Schwur auf Schwur in's Ohr, daß er ein liebloser Gatte, ein Rabenvater, ein Selbstmörder sey, wenn er die herrliche Gelegenheit, sich und die Seinigen aus den verzweifeltsten Lagen zu retten, nicht ergriffe und festhielte. Da brach Augusten endlich das Herz. Schweigend hatte sie bisher allen Kummer getragen, und auch den leisesten Seufzer in Gegenwart ihres unglücklichen Mannes unterdrückt. Jetzt aber überwältigte sie ihr Gefühl. Mit einem Strome von Thränen hielt sie Westolden die kleine Marie hin, und beschwor ihn, sie gegen eine Zukunft voll Noth zu sichern, und schilderte ihm, wie sie selbst in dieser traurigen Gegenwart mit nagenden Sorgen ihre

Tage vertraure, mit ihnen zu Bette gehe und wieder aufstehe, und ganze Nächte schlaflos durchweine.

„Hörst Du's? Hast Du's?" rief Hastebeck mit kräftiger Stimme dazwischen. — Marie warf sich schluchzend an Westolds Hals. Die Kleine lag mit ihrer lächelnden Wange an der seinigen. Er war bis in das Innerste seines Herzens erschüttert. Er konnte nicht mehr Nein sagen.

Hastebeck freute sich des errungenen Siegs, und riß ungeduldig die rührende Gruppe entzwei, und trieb Westolden fort, um Feder und Tinte zur Unterschrift zu holen.

Es verzingen einige Minuten, ohne daß Westold zurückkehrte. Der eifrige Hastebeck eilte ihm nach auf sein Arbeitszimmer, und schalt über die Ewigkeit seines Außenbleibens.

„Ich kann nicht, ich darf nicht unterschreiben!" sagte Westold mit sanftem, doch festem Tone — „Ihr habt mir das Herz zerrissen; ihr könnt es mir noch mehr zerreißen; ihr könnt mich tödten, wenn ihr so fort fahrt; aber untreu könnt ihr mich mir selbst und dem Himmel nicht machen!"

Haſtebeck begriff ſogleich, wohin die letzten Worte zielten, und erwiederte mit ſtrengem Tone: „Du biſt vom Satan beſeſſen! Siehſt Du nicht, daß er Dich mit Deiner Frömmigkeit und Predigtwuth nur zum Narren hat, um Dich und Dein Weib unglücklich zu machen?“

Ruhig antwortete Weſtold: „Es iſt kein Satan, ſondern ein ſchöner, ſeliger Engel, der mich im entſcheidenden Augenblicke vom Wanken zum Stehen, zum feſten, unerſchütterlichen Stehen gebracht hat. — Ein Prieſter des Herrn zu werden, und laut zu verkündigen das Wort des Herrn, das habe ich an Mariens offnem Grabe, bei dem Glanze des Himmels geſchworen. Ihr Bild hat mich an meinen Schwur gemahnt.“

Er zeigte hin nach der Wand, wo das Bild Mariens hing. Unwillig folgte Haſtebeck mit ſeinen Blicken der Hand des Freundes, und ſein Mund öffnete ſich ſchon zu einem neuen, ſcheltenden Worte. Doch als er das Bild der roſenumkränzten Leiche ſah, verſtummten plötzlich ſeine Lippen, und ſein unduldiges Zürnen ging in ſtillen, tiefen Ernſt

über. Immer finſtrer zogen ſich ſeine Augenbraunen zuſammen. Endlich rief er aus: „Was zeigſt Du mir das Bild? Ich habe ſie ja nicht gemordet!“ Dann warf er ſich auf einen Stuhl, und drückte die Hand gegen die Stirn, ohne auf Weſtolds Worte, der ſich in Klagen über den plötzlichen Tod der geliebten Schweſter ergoß, etwas zu erwiedern. Auch Weſtold verſtummte endlich, und ging ſinnend im Zimmer auf und ab.

Nach einer langen Pauſe ſtand Haſtebeck auf, und ſagte mit ungewöhnlich ruhigem Tone: „Ich will Dich zu der Unterſchrift nicht zwingen. Man kann Unheil anſtiften, auch wenn man es am beſten im Sinne hat. — Aber grade auf dieſem Wege kämſt Du vielleicht am erſten an Dein Ziel. Der Graf hat mehrere Pfarren zu vergeben. Wenn ich Dir die Ausſicht zu einer verſchaffte: unterſchriebeſt Du dann den Kontrakt?“

„Dann, o ja!“ erwiederte Weſtold — „Wie ſollte ich einen Weg zu meinem Ziele nicht einſchlagen?“

Haſtebeck meinte, die vorläufige Abrede wegen einer Pfarrſtelle ſey hinreichend, um den Kontrakt nun zu vollziehen; Weſtold aber wollte ſich zur Unterſchrift nicht eher verſtehen, bis er in der Hauptſache der Zuſicherung des Grafen gewiß ſey. Haſtebeck begann aufs neue zu ſtürmen, zu toben; allein es half ihm nichts. Der Sturm, der hohe Fichten entwurzeln konnte, vermochte nicht, das ſchwache Rohr zu zerknicken. — Unerſchreckt ſtand der ſanfte Hirtenknabe David dem feindlichen Rieſen gegenüber. — Haſtebeck ward Feuer und Flamme, und jagte ohne Abſchied davon, wie bei ſeinem erſten Beſuche.

Aber nach wenigen Minuten kam er zurückgeſprengt, und als Weſtold das Fenſter öffnete, rief er hinauf, daß er ihm das übriggebliebene Stück des Unglücksbriefes augenblicklich herunter bringen ſolle. Es war etwas ſo dringendes in ſeinem Tone, daß Weſtold ſeiner Forderung nicht widerſtehen konnte, und nach zwei Minuten ihm mit einem ſchweren Seufzer das Papier hinreichte. Nach einem flüchtig darauf gerichteten Blick, drückte Ha-

ſtebeck es feſt zuſammen in der Hand, und wendete, mit einem unverſtändlichen Fluche, ſein Pferd dem Stadtthore zu. Weſtold verlangte das Blatt zurück; allein Haſtebeck ſchüttelte mit dem Kopfe, und jagte wild davon.

Obgleich betroffen über dieſen Raub ſeines Freundes, ging Weſtold doch ruhig und ſchweigend auf ſein Zimmer zurück. Unüberwunden in der Hauptſache, ſtand er auf dem Kampfplatze, doch war er weit davon entfernt, Triumphlieder zu ſingen. Auguſtens ſtummer Schmerz, die ſtarren, kummervollen Blicke, mit denen ſie auf die beiden Kinder hinabſah, waren Dolchſtiche in ſein Herz. Er war manchmal nahe daran, ſich einen liebloſen, unnatürlichen Vater zu ſchelten; allein dann dachte er an Abraham, der im Gehorſam und Glauben an Gott mit eigner Hand ſeinen Sohn zum blutigen Opfer machen wollte, und den Gott zur rechten Zeit noch liebreich rettete von der großen, ſchrecklichen That; das hob und kräftigte aufs neue ſeinen Muth; und der Sonnenſtrahl, der unerwartet durch eine Wolkenöffnung flog, und glänzend ſein Auge be-

berührete, war ihm ein Zeichen des Wohlgefallens, vom Himmel geſandt, und drang tröſtlich und aufheiternd bis in ſein innerſtes Gemüth. —

Nach wochenlangem, ängſtlichem Harren kam ein Brief von Haſtebeck, worin er ſchrieb, er habe nun auch die närriſche, ſogenannte Hauptſache bei dem Grafen ins Reine gebracht; aber in das verdammte Haus, woraus er nun ſchon zwei Mal ohne Abſchied vertrieben ſey, wolle er keinen Fuß wieder ſetzen; ſtatt deſſen werde er pünktlich den Erſten des nächſten Monats in Aarhorſt eintreffen, daher Weſtold ſich dort zur nämlichen Zeit einſtellen möge, um ſelbſt das Gut, ſo wie auch die neue Zuſicherung des Grafen zu ſehen, und dann entweder einzuſchlagen, oder als ein Narr von dannen zu gehen, und ſich im ganzen Leben nicht wieder Haſtebecks Freund zu nennen. — Beigelegt war eine Anweiſung auf ein Handlungshaus, damit es ihm nicht an Gelde fehlen ſolle, die Reiſe ungehindert und mit Bequemlichkeit zu machen.

Weſtold ſchlug freudig dankbar den Blick in die Höhe. Auguſte ſtand noch ungewiß, wie ſie

ihn deuten ſollte; und ſie war dem Umſinken nahe, als ihr Mann erklärte, er werde keinen Gebrauch von der Anweiſung machen. Als er indeſſen hinzu ſetzte, er wolle wohl zu Fuß bis Aarhorſt kommen, und die ganze Reiſe mit ſehr geringen Koſten beſtreiten, da verſtand ſie ihn erſt, und mit Freudenthränen im Auge ſtürzte ſie auf ihre Knieen nieder, und dankte dem Himmel, daß er ihrer Noth endlich ein Ziel geſetzt habe. Weſtold betete wenigſtens eben ſo inbrünſtig, wie Auguſte, obgleich in einem andern Sinne. Und dann ſanken ſie einander in die Arme, im frohen Vorgefühl einer heiteren Zukunft, und in dem wohlthuenden Bewußtſeyn, daß Jedes in ſeiner Art hatte, die Feuerprobe des Mißgeſchicks ehrenvoll beſtanden zu haben.

---

Schon am folgenden Morgen nahm Weſtold von Weib und Kindern zärtlich Abſchied und ſeinen Wanderſtab in die Hand, um die größte Reiſe zu-

nes bisherigen Lebens — über funfzehn Meilen weit — zu machen. Dieß Unternehmen schreckte ihn freilich nicht wenig an, als er ins Freie kam, und ruhiger darüber nachdachte; doch zu seinem Trost fielen ihm die Missionäre ein, die zur Heidenbekehrung nach Ostindien ziehen, und glücklich an Ort und Stelle gelangen; so hoffte er dann auch, wohlbehalten bis Aarhorst zu kommen.

Und seine Hoffnung ging vollkommen in Erfüllung. Bis auf den Verlust einiger Kleinigkeiten, die er aus den Taschen verloren, oder in den Wirthshäusern liegen gelassen hatte, kam er ohne irgend einen Unfall am vierten Tage bei guter Zeit in Aarhorst an. Wäre es der Mühe werth gewesen, ihn zu bestehlen, oder wäre es ihm möglich gewesen, sich zu verieren: so würde beides gewiß geschehen seyn; denn allen Landstreichern, die sich zu ihm gesellten, hörte er, im Vertrauen auf ihre Wahrheitsliebe und Redlichkeit, ihre erlogenen Unglücksgeschichten ab, und auf den Weg gab er nie Acht, weil er entweder in eifrigem Geschwätz oder in tiefen Gedanken ging. Aber zum Glück taxirten die Schelme ihn immer für zu

arm und unbedeutend; und die Gräben zu beiden Seiten der Chauſſee, die ihn bis in die Nähe von Aarhorſt führte, hinderten ihn, rechts oder links abzuſchweifen. Auf der letzten Meile aber fügte es ſein Glückſtern, daß er ſich an eine ganze Caravane von Bettelleuten aus einer nahen Fabrikſtadt anſchließen konnte, die des nämlichen Weges zogen, und ihn vor jeder Verirrung bewaheten. Aus Mitleid und Dankbarkeit theilte er ihnen mit, was er aus ſeinem Beutel irgend entbehren konnte; und zur Entſchuldigung, daß es nicht mehr war, ſetzte er ihnen ſeine dermaligen Vermögens- oder vielmehr Unvermögensumſtände offenherzig auseinander, und tauſchte dagegen die ſchönſten Bettlerbiographieen ein.

Dicht vor dem Dorfe nahm er freundlich von ihnen Abſchied, und damit ſie nicht argwöhnen möchten, er ſchäme ſich ihrer, ſagte er ihnen, der vollkommenſten Wahrheit gemäß, daß er erſt ein wenig links abgehen wolle, um die Kirche zu beſehen.

Ungleich mehr, als das weithin ſchimmernde, große Schloß, zog ihn die kleine Kirche an. Das Herz ſchlug ihm höher und höher, je näher er ihr kam. Er ſetzte ſich unter eine der alten, majeſtätiſchen Linden, die ſie umrauſchten, und ließ ſich in ſelige Träume wiegen von den Geiſterſtimmen, die über ihm in den Blättern liſpelten. Sie klangen ihm, wie der erſte Weiheſang zu ſeiner künftigen Beſtimmung. Heiliger, als irgend ein anderer, erſchien ihm dieſer heilige Boden. Er ſah ſich ſelbſt im Geiſte ſchon, umgeben von Weib und Kindern, und freundlich begrüßt von der harrenden Gemeinde, den glatten Fußſteig zwiſchen den grünen Grabhügeln und grauen Leichenſteinen nach der Kirchthüre hinwallen, um als ein Prieſter des Herrn vor den Altar zu treten, auf die Kanzel zu ſteigen, und Belehrung und Troſt, Frieden und Segen auszuſpenden über die andächtigen Zuhörer.

Der letzte Strahl der untergehenden Sonne blühte auf einmal hell auf im Abendduft, und mahlte mit glänzenden Farben die Spitzen der Grabhügel, die Kanten der Leichenſteine, und die gothiſchen Zier-

nahen der alten Kirche. Ein neues, wie von einem Zauberſtabe in ein höheres Leben gerücktes, Bild überraſchte den frommen Träumer. Als ob ihn unerwartet Jemand bei der Hand nähme, ſtand er auf, und ſchritt raſch nach der Kirche hin. Es war ihm, als müſſe die Thür ſich ihm öffnen, die er nicht anders als für verſchloſſen halten konnte. Voll Vertrauen, wie Moſes mit ſeinem Stabe an den Felſen ſchlug, faßte er das Schloß der Thür; und ſiehe, ſie öffnete ſich, ohne daß er Jemanden in der Kirche erblickte. Ein heiliger Schauer ergriff ihn, als er hineintrat, in das düſtre, ſchweigende Haus. Vom letzten Gottesdienſte ſtanden die Lieder noch an den Tafeln geſchrieben. Wehmüthig war es, als ob ſie erſt eben ausgeſungen wären, und der letzte Ton der Orgel noch eben verklänge.

„Hier! hier! dieß iſt mein Ziel!“ ſagte er in Gedanken, ohne einen hörbaren Laut, indem er an die Kanzeltreppe trat. Und als er, halb ſchüchtern, halb muthig, die Stufen hinanſtieg, flüſterte er leiſe. „Muß ich nicht ſeyn in dem, was meines

Herrn iſt?“ — Und da er nun eben ſtand, und frei hinab ſchaute von der heiligen Stelle des Predigers in den weiten, höhern Raum, ſeitwärts nach der Orgel und dem geſchmückten Altar, und gegenüber nach den aufgehangenen Todtenkränzen: da ging, wie getrieben von dem Geiſte, deſſen Sinnbild als weiße Taube über ihm ſchwebte, was er ſo lebhaft empfand, in laute Worte über. „Sey mir geſegnet!“ ſprach er — „du ſtilles, der Andacht geweihtes Haus! du fromme Orgel, die nur zur Ehre des Herrn ertönt! du feſtlicher Altar, der höchſten Feier des Chriſten geweiht! und ihr, ihr heiligen Todtenmahle, die ihr das Dieſſeit und Jenſeit mit zärtlich trauernder Liebe umſchlinget! ſeyd mir alle, alle gegrüßt und geſegnet! Hier, in eurer Mitte, iſt mein Ziel. Hier, in eurer Mitte, dank' ich dem Herrn, daß er mir Kraft gegeben, nicht zu wanken von meiner Bahn! Hier will ich ihm dienen, als ſein treuer, frommer Knecht, ſo bald er mich berufe! Und nicht müde ſoll meine Zunge werden, ſein Lob zu verkündigen, bis ſie, nach ſeinem heiligen Willen, im Tode verſtummt, und mein Leib dann

zu Staub zerfällt in dem geweihten Boden, auf dem dieß Gotteshaus steht."

Er sprach's; und er würde, mit steigender Begeisterung, noch mehr, und immer lauter und immer beredter gesprochen haben, hätte nicht ein unerwartetes Geräusch am andern Ende der Kirche ihn gestört. Er glaubte, daß ihm ein Neugieriger nachgeschlichen sey, um ihn zu belauschen; und still ging er sogleich die Treppe hinab, zur Kirche hinaus, und über den Kirchhof hinweg. In der Stimmung, in welcher er war, mochte er nicht nach dem Gute gehen. Er mußte die Aeolsharfe seiner Begeisterung erst auszittern lassen, ehe er gemeine Menschenstimmen vernahm. Er mußte allmählig erst herabkommen aus seiner höheren, geistigen Welt, wenn ihm die wirkliche, alltägliche Welt nicht gar zu widrig auffallen sollte. — Der hochrothe Abendhimmel, der ihn anglänzte, zog ihn auf einem gebahnten Wege weiter und weiter über das Feld. Er hätte sich vielleicht stundenweit von Aarhorst wieder entfernt, wenn ihm nicht ein Wagen begegnet wäre, aus dem ihm sein Name entgegen gerufen wurde.

Es war Haſtedeck, der ſich freuete, den widerſpenſtigen Pachtungskandidaten ſchon zur Stelle zu finden. Doch bald nach den erſten, herzlichen Begrüßungen und Erwähnungen des Zwecks ihrer Zuſammenkunft, ſchalt Haſtedeck den beſcheidenen, anſpruchloſen Freund tüchtig aus, daß er zu Fuß gekommen war, und nicht von der Anweiſung Gebrauch gemacht hatte, um, wie ein wohlhabender Mann, angefahren zu kommen. Weſtold meinte, es ſey unrechtlich, auf fremde Koſten groß zu thun, und der innere Werth oder Unwerth des Menſchen bleibe der nemliche, er möge mit einem Wanderſtabe, oder mit vier Engländern angezogen kommen.

„Halt!“ rief Haſtedeck — „Das war ein romantiſcher Fehlſchuß, der für einen Amtmann nicht paßt! In der wirklichen Welt kommt es bei zehntauſend bürgerlichen Verhältniſſen gar ſehr darauf an, ob man mit Stiefel und Sporn, mit beſtaubten, oder blank gebürſteten Schuhen einhertritt. Siehſt Du äußerlich aus, wie ein gemeiner

Menſch: ſo ſehn die ſogenannten vornehmen Leute Dich über die Schultern an, und es achtet das gemeine Volk Dich nur, wie Seinesgleichen, und fragt den Teufel nach Deinem inneren hohen Menſchen. Lerne das endlich begreifen, Weſtold! denn, warlich, es iſt hohe Zeit, daß Du auch vor dem vornehmen und dem geringen Volk um Dich her reſpectabel wirſt, und es nicht blos vor dem Richterſtuhl Deiner nähern Freunde und der chriſtlichen Tugendlehre bleibſt! Mache es endlich darnach, daß Dir nicht blos ein paar Dutzend empfindſame Herzen entgegen ſchlagen, ſondern daß auch die Honoratioren in der Nachbarſchaft Dir, als einem Ihresgleichen, ihren Reverenz machen! Leider haſt Du freilich blutwenig Genie zum Vornehmthun; doch ich hoffe, dein Geldkaſten ſoll Dir ſchon Gewicht geben; und wenn Du auch einmal im Felde Mißwachs haſt: ſo ſollſt Du auf dem Wollſack Deiner veredelten Schäferei ſo ehrwürdig erſcheinen, wie der Parlaments-Herr in London auf ſeinem amtlichen. — Ja, ja! reich und rund mußt Du werden, Trotz Deiner tollen Genügſamkeit und Ehrlichkeit, wie

Hunderte es, Trotz ihrer Lüderlichkeit und Dummheit, geworden ſind!"

Weſtold ſaß, wie auf Kohlen, beim Anhören dieſer Lehren einer Lebensweisheit, die ſeiner Natur ſo ganz und gar nicht zuſagte. Gern wäre er wieder zum Wagen hinausgeſtiegen, doch Haſtebeck ließ ihn nicht los; und da Beide noch von Niemandem im Dorfe geſehen waren: ſo hatte es, als ſie dort ankamen, das Anſehn, als ob ſie die ganze Reiſe zuſammen gemacht hätten, und Niemand hielt Weſtolden für einen Fußgänger. So war es Haſtebecken eben recht.

Noch im Wagen fragte Weſtold mit herzlicher Theilnahme nach der Gattin ſeines Freundes. Haſtebeck lobte ſie mit Wärme, rühmte auch ſein Eheglück; nur meinte er, mit Dorotheen würde es, wenn auch nicht größer, doch von einer andern Art geweſen ſeyn, denn Dorotheens Weiblichkeit und ſeelenvolle Innigkeit hätte etwas Eigenthümliches gehabt, was er, außer ihr, bei keinem Mädchen und bei keiner Frau ſonſt gefunden habe. Doch mit ein paar Worten brach er plötzlich dies

Gespräch ab, und fragte nach Westolds Gattin und Kindern.

Westold ergoß sich in liebevolle Berichte, und klagte über nichts, als daß er über acht Tage lang von ihnen getrennt seyn müsse. Er begriff nicht, wie manche Ehemänner und Väter es monath-, ja jahrelang aushalten könnten, getrennt von den Ihrigen zu seyn. Recht sehr bedauerte er daher alle Kaufleute, welche zur Messe, und alle Potentaten und Soldaten, welche ohne Frau und Kinder zu Felde ziehen müssen; aber ganz unbegreiflich war es ihm, wie Der und Jener ohne Noth, blos um eine sogenannte Lustreise zu machen, die Seinigen auf lange Zeit verlassen könne. Er behauptete, solche Menschen müßten eine Art von Sparren haben, und daher zeige auch die Erfahrung, daß die Engländer am allermeisten diese Raserei begingen, die bekanntlich sehr oft am Spleen, bis zum Selbstmorde, krank wären. — Hastebeck hörte mit guter Laune zu, und lachte mitunter laut auf über den naiven Zorn des weltfremden Freundes.

Aber plötzlich verſchwunden war Haſtebecks gute Laune, als Weſtold auf die Schilderung ſeines häuslichen Glücks, trotz Armuth und Nahrungsſorgen, eine wehmüthige Klage um den Verluſt ſeiner Schweſter folgen ließ. Und als er vollends das übrig gebliebene Stück von dem verbrannten Briefe erwähnte, da wurde Haſtebecks Blick plötzlich finſter und faſt grimmig. Weſtold bemerkte das indeſſen nicht, und fragte bald darauf unbefangen und vertraulich, ob er nicht den Plan gehabt habe, ihr altes, freundſchaftliches Band noch durch ein verwandſchaftliches feſter zu knüpfen?

„Wie verſtehſt Du das?“ unterbrach ihn Haſtebeck.

„Nun“ erwiederte Weſtold, „Du ſchriebſt mir ja einmal, daß meine Schweſter Marie noch glücklich werden müſſe, und daß Du ihren Wittwenſchleier wegheren wollteſt? Da meinten meine Frau und ich, Du wollteſt ſie vielleicht mit Deinem Bruder verheirathen?“

„Mit meinem Bruder?“ fuhr Haſtebeck halb unwillig, halb lachend auf — „Mit dem

Fratzengesicht einen solchen Engel?" — „Aber" setzte er, nach einer kurzen Pause bitter hinzu — „ein ehrlicher Kerl mit einem Fratzengesicht ist freilich millionenmal mehr werth, als ein Satan mit einer Adonis-Larve!" Dann, mit abgewendetem Gesicht sich in die Ecke des Wagens drückend, sagte er: „Laß uns nicht mehr davon sprechen!"

Ein Weilchen saß Westold stumm und sinnend neben dem stummen Freunde; aber endlich mußte er es aussprechen, was er lange auf dem Herzen gehabt hatte: „Ein paar Worte mußt Du mir doch noch erlauben, lieber Hastebeck! Aus Deinem Benehmen und aus vielen Deiner Aeußerungen seit dem Abend, als Du meine unvergeßliche Schwester zu mir ins Haus hereinsangst, muß ich schließen —"

„Nichts," fiel ihm Hastebeck rasch ins Wort — „nichts hast Du zu schließen, als das unnütze Gespräch über sie! Laß ruhn, laß ruhn die Todten!"

Mit ruhiger, bittender Stimme fuhr Westold nach einigen Sekunden fort: „Du mußt etwas

Näheres von ihr oder von ihrem Manne wiſſen! Ich bin ihr Bruder, und wir Beide ſind alte, treue Freunde: iſt's da recht, gegen mich den Geheimniß-vollen zu machen?"

„Was ſoll ich wiſſen?" fuhr Haſebeck leb-haft, doch mehr ſchmerzlich, als zornig, auf — „Nichts! nichts! nichts! — Und wenn ich etwas wüßte: könnt' ich nicht Urſache haben, darüber ſtumm zu ſeyn, wie das Grab? — Du weißt: was ich einmal will, oder nicht will, das will ich mit eiſernem Sinn! Alſo ſpare die unnützen Worte! — Und kann es denn nicht Fälle geben, wo man — mit dem beſten Gewiſſen — etwas auch vor dem beſten Freunde verſchweigt?"

Weſtold wollte hiegegen doch noch eine Ein-wendung machen, als es ihm, bei dem prüfenden Blick, den er eben in ſeine eigne Seele that, aufs Gewiſſen fiel, daß er ſelbſt, vor Denen, die ihm die Liebſten auf der Welt waren, dies und Jenes geheim halte: zum Beiſpiel vor ſeiner Frau die Größe des Opfers, welches er ihr durch ſeinen Ue-bergang zu der Juriſterei gebracht — und vor ſeinem

Freunde den eben gethanen Gang in die Kirche und das Besteigen der Kanzel, wovon er Niemandem etwas sagen wollte. — Diese Selbstbetrachtung verschloß ihm den Mund zu einer weiteren Einwendung; er unterdrückte selbst den Seufzer, der sich aus seiner Brust drängen wollte, und saß still sinnend bis ans Ziel ihrer Fahrt. —

Langsam ging es den Felsen hinauf, auf welchem das alte, gothische Schloß und die weitläuftigen Wirthschaftsgebäude lagen. Westold würde, beim Anblick der alten Mauern und Thürme, geglaubt haben, als ein Gefangener in eine Festung geführt zu werden, wenn nicht sein treuester Freund sein Begleiter gewesen wäre. Die alten Wapenhelme über dem Bogen des düstern Eingangs, die Ueberbleibsel der halb verwes'ten Raubvögel an den Thorflügeln, und das laute Gebell der ungeschlachten Hunde, welche dem Wagen entgegen sprangen, erfüllten ihn mit Grauen und Widerwillen; und als er nun mit flüchtigen Blicken das große Vieleck des Hofes mit der Menge von Ställen und ungeheuren Scheuren überlief, und an die Weitläuftigkeit der

Felder

felder und Wieſen, und an das Heer von Arbeitern
ller Art, die dazu gehören mußten, dachte, von
em Allen er der Obervorſteher werden ſollte: da
ard ihm bedenklicher zu Muthe, als Manchem,
er auf einen hohen, wackligen Thron ſpringt. Es
ar ſein einziger Troſt, das er nicht in das große
räfliche Schloß, ſondern in ein kleines, neueres
Seitengebäude einzuziehen brauchte.

Ein freundliches Zimmer war zu ihrem Em-
fange ſchon bereit gehalten; aber ein höchſt un-
reundliches Geſicht machte der Verwalter, dem das
nde ſeines Treibens ſchon angekündigt war. Ha-
ebeck hatte vollauf zu thun, daß Weſtold dem
Schelme nicht um den Hals fiel, und ihm ausein-
nder ſetzte, wie unſchuldig er dazu komme, ihn
us ſeiner Stelle zu verdrängen.'

Haſtebeck überreichte Weſtolden die ſchrift-
che Verſicherung des Grafen, daß bei vorkom-
ender Gelegenheit auf ihn Rückſicht genommen
erden ſolle, wenn er ſeine Pachtung gegen eine
farre zu vertauſchen Luſt haben ſollte. Mit zittern-
n Händen hielt Weſtold das ihm ſo wichtige

Blatt ans Licht; und er, der ſonſt faſt alles, auf Treu und Glauben, als wahr und richtig nahm, beſchaute und prüfte mehrere Minuten lang die Züge der Unterſchrift und die Figuren des unterſiegelten Wapens, und verglich beides ſorgfältig mit Nahmen und Siegel des Pachtvertrages, ſo daß Haſtebeck ſich des lauten Auflachens nicht erwehren konnte. Dann legte er es in den verſteckteſten Winkel ſeiner Brieftaſche; und mit naſſem, freudeglänzendem Blick drückte er lange Haſtebecks Hand, wobei er aber nichts als die Worte ſtammeln konnte: „Habe Dank, mein treuer Freund! mein Wohlthäter! mein Himmelsbote!“ —

„Aber nun unterzeichne auch den Pachtvertrag!“ ſagte endlich Haſtebeck — „Du ſiehſt, der Graf iſt ein guter Katholik. Eh' er Dich in den Pfarr-Himmel einläßt, mußt Du das Fegfeuer der Pachtung durchwandern, um Dich von den Schlacken der gottloſen Juriſterei zu reinigen. — Ich hoffe indeſſen, das Fegfeuer ſoll Dir gut bekommen, und Dich ſo geſund und luſtig machen, daß Du am

Ende gar nicht hinaus verlangst, und auf den Pfarr-Himmel Verzicht thust.“

Auf dieß Letzte mochte Westold gar nicht antworten; nur das Wort, daß der Graf ein guter Katholik sey, faßte er auf, und fragte, ob dieß ernstlich zu verstehen, und was der Graf von Charakter für ein Mann sey?

Hastebeck wollte auf diese Fragen nicht achten; als Westold sie aber angelegentlich wiederholte, antwortete er, mit einem Ausdruck sonderbarer Laune: „Ei, er ist von Charakter ein gar vornehmer Mann. Das Hervorstechendste in seinem Charakter ist das, daß er gar keinen Charakter hat. Er kann heute so schlecht seyn, als er gestern vortrefflich war, und morgen wieder glühen für die Tugend, wenn ihm die Sünde anders Zeit dazu läßt. Ich habe ihn hundertmal schon bis in die tiefste Hölle verflucht; aber bei näherer Betrachtung muß ich ihn immer mehr bedauren, als verdammen; und je liebenswürdiger er mir oft erscheint, desto mehr ärgert es mich, daß ich ihn nicht achten kann, sondern fast hassen muß. — Kurz, ein Mensch, mit

dem Du nicht verkehren kannſt und ſollſt, weil eure Naturen ſchlecht zuſammen paſſen würden. Haſt Du daher irgend ein Anliegen oder eine Beſchwerde ihm vorzutragen: ſo wende Dich nur an mich, als an ſeinen Geſchäftsführer. Ich werde Dich ſchon vertreten auf wirkſame Weiſe: darauf kannſt Du mit Sicherheit rechnen.“

Weſtold hörte dieſe Schilderung mit beklommenem Athem an, und ſchüchtern that er dann die Frage: „Und katholiſch iſt er?“

„Leicht möglich, daß er es iſt, aber auch, daß er es nicht iſt,“ erwiederte Haſtebeck. „Was weiß ich es!“

„Nun, zu welcher Kirche hält er ſich denn?“ fuhr Weſtold angelegentlich fort — „Das wirſt Du mir doch ſagen können?“

„Freilich kann ich das!“ war Haſtebecks ſpöttiſche Antwort — „Zu gar keiner hält er ſich! Du haſt alſo wenigſtens keinen Ketzerhaß vom ihm zu fürchten.“

Weſtold machte ſein bedenklichſtes Geſicht, und ließ die Feder, mit der er hatte unter-

ſchreiben wollen, aus der Hand fallen. „Wenn mein Pachtherr ein Solcher iſt:“ ſprach er — „ſo würde ja der Boden hier mich unter den Füßen brennen!“

„Komm mir mit keinen Schwindeleien in die Quere!“ brauſte Haſtebeck auf. „Mache mir es doch nicht ſo furchtbar ſchwer, Dich und die Deinen in eine glückliche Lage zu verſetzen! — Ueberdem — genau betrachtet, biſt Du nicht der Pächter des Grafen, ſondern ſeiner Gemahlin, denn ihr gehört Aarhorſt, und nicht ihm; und ſie iſt warlich fromm und züchtig in dem Maaße, als er es nicht iſt. Sie wirſt Du hier wahrſcheinlich bald ſehen, aber ihn gewiß nie; denn ihn langweilt das Landleben eben ſo ſehr, als ſie es liebt.“

„Mein Gott!“ ſeufzte Weſtold — „alſo der Eine lebt hier, und der Andere dort? O, die unglücklichen Menſchen!“

„Ei, du Thor!“ ſagte Haſtebeck lachend — „eben, um nicht unglücklich zu ſeyn, trennen ſie ſich manchmal auf kürzere, oder auf längere Zeit.“

Weſtold nahm mit zögernder Bewegung wieder die Feder in die Hand, doch ſtatt gleich zu unterſchreiben, that er an ſeinen Freund erſt noch die bedenkliche Frage, wie er eines ſo unchriſtlichen Herrn Geſchäftführer ſeyn möge?

Haſtebeck runzelte finſter die Stirn, und ſchien erſt gar nicht, oder nur in leidenſchaftlicher Bewegung antworten zu wollen. Doch er that ſich mit der ganzen Kraft ſeines Willens Gewalt an, ſeinen auflodernden Unwillen zu unterdrücken, und nachdem er einigemal im Zimmer lebhaft auf und ab gegangen war, gab er endlich, mit einem gewaltſam erkünſtelt kalten Tone dem läſtigen Frager die Antwort: „Wahrlich, Dein Geſchwätz über Dinge, die nicht hierher gehören, ſtellt mich auf harte Proben! Doch es mag darum ſeyn! Ich will bei Dir die Geduld nicht verlieren! Du ſollſt mich peinigen dürfen! — So ſage ich Dir dann, daß ich, im eigentlichen Sinne, durchaus nicht des Grafen Geſchäftsführer bin, ſondern nur im Dienſt meines Königs ſtehe, und auch das nur, ſo lange es mir eben gefällt. — Mit den Angelegenheiten des

Grafen, den ich ſonſt nur obenhin als den lockerſten und zugleich geſcheiteſten Offizier unſers Regiments kannte, bekam ich zuerſt auf Veranlaſſung unſers Generals, der ſein Oheim iſt, zu ſchaffen." —

Hier hielt er einige Sekunden inne, dann fuhr er mit beklemmtem Athem, in ſteigender Bewegung fort: „Ein verhängnißvoller Augenblick — ein Fall — ein Unfall — ein böſer Zufall, will ich ſagen, verwickelte mich in ein engeres Verhältniß mit ihm! — In der unſeligſten Stunde meines Lebens reichte er mir eine ſchützende Hand — ob aus Großmuth, ob aus Leichtſinn: das geht mich nichts an! — und wenn er ein Teufel geweſen wäre: er war mein Retter! und mit ſeiner Klaue konnte er mich nun hierhin und dorthin zerren, und die Zunge mir binden bis in's Grab! O Fluch! dreifacher, hundertfacher Fluch der unſeligen Stunde, die das herbeiführte! — Willſt du mich nicht auf immer hinweg treiben von Dir, Weſtold — iſt Deine eigne Ruhe Dir lieb: ſo höre auf, mich zu quälen mit allem unnützen Geſchwätz!"

Seine Lippen bebten; er konnte und mochte nicht weiter sprechen. In rascher Bewegung wendete er sich ab von Westold, schritt an's Fenster, und starrte mit finsterm Blick aus feuchtem Auge in den Abendhimmel hinaus, ohne zu sehen, wie herrlich geröthet er war. Aber Westold sah es, indem er ängstlich verschüchtert dem Freunde nachblickte; und es fiel ihm der schöne Sonnenuntergang des Tages ein, an welchem Hastebeck für ihn in einem Zweikampfe sein Leben aufs Spiel gesetzt hatte. Diese Erinnerung, und die Betrachtung, daß dieser redliche Freund — von welcher Art seine Verwickelungen mit dem Grafen auch seyn möchten — tief in seinem Innern höchst bemitleidenswerth verwundet seyn müsse, brachen ihm das Herz, so daß er keiner andern Empfindung weiter Raum gab, als der der dankbaren Liebe und des innigen Mitleids, und daß er nichts mehr wollte, als nur thun und lassen, wie der unglückliche Freund es wünschte.

Alle sonstigen Bedenklichkeiten bei Seite setzend, trat er an den Tisch, unterzeichnete mit gottergebenem Vertrauen den Pachtvertrag, legte ihn schwei-

gend neben Hastebeck auf das Fensterbret hin, und ging dann hinunter auf den Hof, nicht sowohl, um etwas zu sehen, als vielmehr nur, um sich und dem Freunde einige Frist zu verschaffen, sich wieder in eine ruhige Stimmung zu versetzen.

Sehr glücklich erreichte er auch diese Absicht. Bei seiner Rückkehr ins Zimmer, trat ihm Hastebeck rasch entgegen, drückte ihm erst nur schweigend die Hand, und sagte dann mit ungewöhnlich milder Stimme: „Vertraue mir! Ich meine es gut mit Dir und den Deinen.“

Hierauf sprach er weitläuftiger über das Wirthschaftswesen des Gutes Aarhorst, wobei er mit einer Menge von Belegen bewies, daß Westold, auch ohne fürs erste ein Mann vom Fache zu seyn, doch gewiß bei dieser Unternehmung sehr gut bestehen werde. Auf solche Art fortwährend in ein lebhaftes, doch unverfängliches Gespräch verwickelt, brachten sie den Abend ohne weitere Störung hin, und erwachten am andern Morgen Beide in frischem Wohlseyn und ziemlich unbefangener Heiterkeit.

Weſtold, deſſen gutmüthiger Sinn auch die Thierwelt mit freundlicher Zuneigung umfaßte, überſchaute itzt mit Vergnügen den Hofraum, der mit einem ganzen Heere von gefiederten und ungefiederten, kleinern und größern Hausthieren bevölkert war, die bunt durch einander ſchritten, liefen und flatterten, und, miteinander ſpielend, zankend oder liebkoſend, alle ihr Futter fanden. Selbſt mit den ungeſchlachten Hunden befreundete er ſich allmählig. Und die Geſchäftigkeit von Knecht und Magd und Taglöhner, die alle gutes Muthes an ihr Tagewerk gingen, und ihn, als ihren künftigen Brodherrn, mit freundlicher Ehrerbietung grüßten, machte heute einen ſehr angenehmen Eindruck auf ihn.

Haſtebeck, der ſich dieſer Stimmung freute, trat zu ihm, und wünſchte ihm Glück dazu.

„Ich denke an den Hof meines ſeligen Großvaters;“ antwortete Weſtold — „da ſprangen auch Hund und Katze, Huhn und Lamm ſo froh durcheinander, und ich war mitten unter ihnen.“

„Nur war dort alles im verjüngten Maaßſtabe, im Vergleich mit dieſem Treiben hier!“ erwiederte

Haſtebeck — „Was iſt die Wirthſchaft und das
Leben auf einem Pfarrhofe gegen das alles auf einem
Hofe, wie dieſer hier! In welchem kleinlichen und
eintönigen Kreiſe bewegt ſich die Thätigkeit — we-
nigſtens die äußere — eines armen, in ſeinem
Frohſeyn und Handeln auf alle Weiſe gehemmten
Pfarrers, während ein Amtmann, der auf der rech-
ten Stelle iſt, und es recht anzufangen weiß, in
freier, weitgreifender Wirkſamkeit ſich bewegt, und
ſich durch und durch wohlfühlt in ſeiner Haut!“

Und nun mahlte er mit den lebendigſten Zügen
den Haushalt eines wohlhabenden Amtmanns, der
eine kleine Welt um ſich her in Bewegung erhält
und ernährt, und aus vollen Scheuren und Böden
ſein Vieh ſo gut füttern läßt, daß man ihm augen-
blicklich die gediegene Wohlhabenheit des Herrn an-
ſieht — der daneben von ſeinem Ueberfluſſe noch
tauſend Sperlinge und Mäuſe und Millionen ande-
rer kleiner Freibeuter ſich täglich ſatt plündern läßt,
und dennoch Laſtenweiſe ſein Korn verſchickt, nicht
allein in die nahe, hungernde Stadt, ſondern auch
weit über Land und Fluß und Meer, in weniger ge-

ſegnete Gegenden, um dafür Silber und Gold einzutauſchen, womit er Freunde und Bekannte zur Zeit der Noth unterſtützt, ſich für ſeine frohen Gelage große Vorräthe trefflicher Weine in den Keller ſchafft, und Kindern und Kindeskindern, in eine weite Zukunft hinaus, eine ſchöne Unabhängigkeit ſichert! Und dann das Weſen und Treiben der rührigen, ſtattlichen Hausfrau, der auf dem Hofe alle Hühner und Tauben, und im Dorfe alle Pathchen bittend oder dankend entgegen flattern und laufen — ihr Regiment in Kinderſtube, Küche und Milchkammer — ihr ſchnelles Schelten auf Kind und Magd, und ihr eben ſo ſchnelles Verſöhntſeyn, und Wohlthun, und theilnehmendes Hinhorchen nach naher oder fremder Noth, mitten im thätigſten Fördern einer Arbeit, bei der jede Sekunde ihr koſtbar iſt — ihr Eifer, den Wäſchſchrank und die Räucherkammer zu füllen, auch wohl, unter dem Titel eines Nothpfennigs, einen kleinen Geldſchatz zuſammen zu ſcharren, von dem der Mann nichts zu wiſſen ſcheinen muß, um mit vollen Händen hier und da in der Stille wieder austheilen zu können — ihr

freundliches und sorgsames Erquicken und Bewirthen des armen Bothen, der einen Brief bringt, wie des Hausfreundes oder vornehmen Gastes, an dessen Gönnerschaft ihr etwas gelegen ist — und endlich ihr ungeheures Kochen und Braten und Backen an allen Familien- und Kirchen-Festtagen, um nicht nur den Schwarm der geladenen Freunde und Verwandten, nebst Knecht und Magd und Dreſcher, sondern auch alle, uneingeladen einsprechenden Gäste sich vollauf gütlich thun zu lassen, und selbst den Bettler an der Thür für seinen heiseren Gesang mit einem Stück Kuchen zu erfreuen!

Das alles mahlte Hastebeck lebendig und naturgetreu aus, wie ein guter niederländischer Mahler; und Westold nickte beifällig zu diesen Schilderungen, wiewohl es für seinen Sinn noch anziehendere gab, die er auch gern, als Gegenstücke zu diesen, entworfen hätte, wenn Hastebeck ihn nur dazu hätte kommen lassen. Dieser trieb aber zu einem weiten Spaziergange, um ihn eine flüchtige Uebersicht der Felder und Wiesen, sowohl des Haupt-Gutes, als auch der dazu gehörigen Vor-

werke zu verſchaffen. Der herrſchaftliche Jäger, der überall Beſcheid wußte, mußte ihr Führer ſeyn.

Weſtold fand des Staunens kein Ende. Hatten ihn, bei der Durchſicht des Pachtvertrages, die großen Summen angeſchreckt, welche er vierteljährig zahlen ſollte: ſo ermuthigte ihn jetzt dafür der Anblick der vielen, unabſehlichen Breiten von fruchtbaren Feldern, die von nun an allen ihren Segen für ihn in die Scheuren ſpenden ſollten. Die Menge der ackernden Pferde, die Größe und Schönheit der Heerden von Rindvieh und Schaafen gewährten ihm an ſich ſchon Freude; und der Gedanke, dieſe vielen und ſchönen und nützlichen Thiere künftig ſein nennen zu können, war ihm ſo außerordentlich, daß er mehr als einmal an ſich ſelbſt die Frage that, ob alles auch wahr, und nicht blos ein täuſchender Traum ſey?

Daneben ward er aufs höchſte überraſcht durch die entzückende Schönheit der Gegend, die den Segen der fruchtbaren Ebene mit der romantiſchen Abwechſelung eines Felſengebirges aufs glücklichſte vereinigte. Aus mehreren Schluchten waldiger Ber-

hüpften die klarſten Bäche über Moos und Ge-
in, oft in kecken Sprüngen die lieblichſten kleinen
aſſerfälle bildend, hinab in das wildeſte Felſen-
al, einem rauſchenden Flüßchen zu. Da über-
chte ein Geßneriſches Bild nach dem andern
s umherirrende Auge, bis hinunter an den grö-
en, glatt hingleitenden Fluß, über den, faſt am
ße des Schloßfelſens, eine ſchöne, unaufhörlich
ebte Brücke, in eine weite, mit fröhlichen Dör-
n geſchmückte, Ebene führte.

Weſtold, der etwas ähnliches noch nie geſehen
tte, glaubte, in die ſchönſte Schweitzerlandſchaft,
nicht in ein wirkliches Feenland, verſetzt zu ſeyn.
wußte nicht, wo er am längſten und liebſten
tte weilen mögen: in den eng umſchloſſenen, felſi-
n Gründen voll romantiſcher Schauerlichkeit, oder
f den freien Höhen, mit den unermeßlichen, rei-
den Ausſichten. Er freute ſich mit ungewöhnli-
r Lebhaftigkeit darauf, das, was er heute nur im
ge geſehn hatte, in Zukunft ruhig genießen zu
nnen; und nun war er völlig verſöhnt mit dem
ne ſeines Freundes. Es fiel ihm, wie Schuppen,

von den Augen; und zum erſtenmale dachte er mit frohem Muthe auch an das neue Geſchäftsverhältniß, in das er treten ſollte.

Am folgenden Tage fuhr Haſtebeck mit ihm zu einem Amtmann, Namens Haßler, in dem nachbarlichen Dorfe Koſtelnitz. Da wurde für Weſtold ein erfahrner Ober-Verwalter angenommen, und ihm für die Zukunft nachbarlicher Beiſtand mit Rath und That zugeſagt. Die gaſtfreundſchaftliche Bewirthung war vortrefflich; und Weſtold ſah ſehr bald, daß Haſtebeck die Züge zu ſeiner geſtrigen Schilderung größtentheils aus dieſem Hauſe entlehnt hatte, das für ein Muſterbild ſeiner Gattung gelten konnte. Er meinte auf dem Rückwege, es gehe in dem Hauſe des Amtmanns, wie bei einem reichen Edelmanne zu. Allein Haſtebeck ſagte, da ſey doch ein bedeutender Unterſchied; die hohe Wohlhabenheit, gepaart mit echt bürgerlicher Sitte und ländlicher Gemüthlichkeit, ſey eben die Eigenthümlichkeit des Amtmanns, und dieſe weiche weit ab von dem adlichen, angebornen oder angekünſtelten, vornehmen Weſen.

Als endlich Beide, Aarhorſt wieder verlaſſend, noch ein Stück des Weges mit einander gefahren waren, fing Weſtold an, mit der gerührteſten Dankbarkeit von ſeinem Freunde Abſchied zu nehmen. Zärtlich auf ſeine Weiſe, unterbrach ihn Haſtebeck mit den Worten: „Ich bitte Dich, halte das Maul, Bruderherz, oder ich laſſe den Wagen umwerfen, daß Dir Hören und Sehen und Danken wohl vergehen ſoll! Dein einziger Dank ſey der, daß Du ſuchſt, ein tüchtiger Landwirth und wieder ein vergnügter, geſunder Menſch zu werden; und daß Du deiner Predigergrille nicht mehr nachängſt, wie ein ſechzehnjähriges, verliebtes Mädchen ſeinen romanhaften Träumen! — Ferner — ergiß das Böſe, was hinter Dir liegt! — alles! les! alles! Der Menſch trägt das Geſicht nicht n Nacken, um rückwärts, ſondern über der ruſt, um vorwärts zu ſchauen, in die Welt hin-n, zwiſchen die Menſchen. — Das merke Dir! d übrigens bleibe es mit uns beim Alten.“

Er hielt ernſten, feſten Blicks ſeine Hand hin; eſtold legte die ſeinige zum feſten Drucke hinein,

und wollte noch etwas ſagen. Aber Haſtebeck verſchloß ihm mit einem lebhaften Abſchiedskuſſe den Mund, ſchob ihn zum Wagen hinaus, und fuhr dann im raſchen Trabe davon.

---

Heiter, muthig und hoffnungsvoll, wie er lange nicht geweſen war, machte Weſtold ſeinen Rückweg. Zwar hätte er auf Haſtebecks Abſchiedsrede wohl noch Einiges zu erwiedern gehabt; und unvergeſſen war es ihm auch, wie hartnäckig der alte Freund, gerade wo er reden ſollte, den Geheimnißvollen ſpielte, und herriſch alle weiteren Erklärungen zurückwies; der einſame Wanderer ging daher manche Stunde, fragend und ſinnend, in tiefen Gedanken hin; allein er ſelbſt weckte ſich immer wieder aus ſeinen Träumereien durch eine angenehmere Erinnerung, oder durch einen Blick in die Zukunft auf. Dank und Vertrauen gegen den wohlmeinenden, wenn gleich räthſelhaften und eigen-

willigen, Freund, behielten in seinem Herzen über alle Zweifel und Grübeleien die Oberhand, und befestigten in seiner Seele den Entschluß, ehrlich und unbedingt zu halten, was er mit einem Handschlage versprochen hatte.

Mit freudeglänzendem Gesicht kam er nach Hause, und umarmte die Frau, und herzte die Kinder, als ob er jahrelang abwesend gewesen wäre, und die brennenden Wüsten Syriens und die wilden Wälder am Missouri durchwandert hätte. Als ihm Auguste, nach dem ersten Erguß der Freude, auch sagte, wie sehr sie sich um ihn geängstet habe, holte er bogenlange, herrliche Briefe aus den Taschen, die er ihr zur Beruhigung unterwegs in den Wirthshäusern geschrieben, aber auf eine Post zu geben, vergessen hatte, und setzte mündlich den Trost hinzu, daß er eine zweite Prüfung durch eine nochmalige Trennung, wie die eben überstandene, von seinem Schicksal nun nicht mehr fürchte.

Dann erzählte er — mit Ausnahme seines Besuchs der Kirche — von Allem, was er gesehen hatte, und was ihm begegnet war. Er beschrieb

mit Begeisterung die herrlichen Gegenden bei A r
h o r s t; er sprach mit Wichtigkeit von der groſse
Einträglichkeit des Gutes; er verkündigte, daß sei
Loos geworfen sey, daß er, sein neues Geschäft bal
digst anzutreten, versprochen habe; und er zeigte s
viel frohen Muth hiezu, und sprach mit so heitere
Dankbarkeit von der verdienstvollen Vorsorge seine
Freundes, daß A u g u s t e dem Himmel nicht genu
danken konnte für die glückliche Veränderung, di
mit dem unglücklichen Hypochondristen schon vorge
gangen, und in einem höheren Grade noch zu hof
fen war.

Er fühlte sich ungemein gestärkt durch die Reise
und bestätig[illegible]t von freien Stücken H a s t e b e c k s
Meinung, daß das Leben und Weben in freier Luf
ihm an Leib und Seele wohl thun, und so seine
bisherigen Noth von allen Seiten ein Ende machen
werde. Zum erstenmale wagte A u g u s t e jetzt die
Frage, die ihr lange auf dem Herzen gelegen, aber
noch nie über die Lippen gekonnt hatte, ob nicht
sein ganzes bisheriges Geschäft ihm, seiner Natur
nach, sehr zuwider gewesen sey? Sie sah ihn dabei

mit einem ängſtlich liebevollen Geſicht an, und drückte ſeine Hand mit ihren beiden Händen feſt an ihre Bruſt. Doch, wie er einmal gewohnt war, dieſe finſtere Nachtſeite ſeines Gefühls vor ihr zu verbergen, um ihren Kummer nicht zur Qual zu machen, ſo that er ſich auch jetzt noch die möglichſte Gewalt an, und wich einer beſtimmten Antwort aus, ſo gut er konnte. Auch ſeinen überſtandenen Jammer ſollte ſie in ſeiner ganzen Größe nicht durchſchauen; und um ſie irre zu machen in ihrer Ahnung der Wahrheit, ſprach er mit dem unbefangenſten Muthe von den rückſtändigen Arbeiten, die er noch vollenden mußte, ehe er mit Ehren aus ſeiner bisherigen Laufbahn abtreten konnte.

Auch vollendete er ſie ſchneller und leichter, als er es erwartet hatte, denn die Vorſtellung, daß es die letzten Mühſeligkeiten dieſer Art wären, gaben ihm neue Kräfte, wie den ermüdeten Wanderer der Anblick des nahen Hüttchens, die das Ziel ſeiner Reiſe iſt, plötzlich den Schmerz ſeiner wunden Füße vergeſſen läßt. — Endlich hatte er alles, alles überwunden, und nun hob er, in ſtiller Einſamkeit,

dankend ſeine Hände gen Himmel, daß er ſo wunderbar einem Labyrinth entrückt war, aus dem jemals einen Ausgang zu finden, er noch vor wenig Monden gänzlich verzweifelte. Aber unwillkührlich ward er nun auch gegen ſeine Frau zum Verräther ſeiner früheren, unglücklichen Gefühle.

Der Tag der Abreiſe nach Aarhorſt rückte heran. Das erſte, für deſſen ſorgfältigſte Einpackung Weſtold Sorge trug, war das Bild der roſenumkränzten Leiche. Dann kamen auch die unbedeutendſten Geräthe ſeines Arbeitszimmers an die Reihe. Von keinem konnte er ſich trennen, ſo werthlos ſie an ſich auch waren. Wie treuen Dienern, verſprach er ihnen, ſie nicht zu verſtoßen, wenn er auch reich genug werden ſollte, ſich hundertmal koſtbarere anzuſchaffen. Nur eins ließ er unberührt, während ſchon alles andere hinweggeräumt war, und zwar gerade das theuerſte und beſte von allen — ſeinen Schreibeſchrank. Auguſte, die ihn nur vergeſſen glaubte, ließ den Anfang machen, ihn auseinander zu ſchlagen. Als aber Weſtold ins Zimmer kam, und dieſe Arbeit ſah, rief er Augu-

ſten im Augenblick zu: „Um Gotteswillen nicht! den Schrank mag ich nicht länger haben, denn da würde ich immer und ewig die unglückſeligen Aktenſtöße noch zu ſehen glauben!“ Und auf Auguſtens Frage, was er denn ſonſt über den Schrank beſtimme, antwortete er raſch: „Am liebſten wäre es mir, wenn er verbrannt, und ſeine Aſche in die Luft geſtreut würde. Doch das wäre ſündlich, da man einem Armen noch eine Freude damit machen kann. Verſchenke ihn alſo nur an den Erſten, den Beſten; aber ſage mir nicht, an wen, und erwähne ihn mir auch nie wieder!“

Ohne ein Wort zu erwiedern, ging Auguſte hinweg. Eine Viertelſtunde nachher traf ſie Weſtold auf ihrem Zimmer in tiefer Betrübniß, und trat freundlich zu ihr, um ihr Muth zu der bevorſtehenden Veränderung einzuſprechen. Doch da fiel ſie, unter hervorſtürzenden Thränen, an ſeinen Hals, und konnte erſt lange keine Worte finden für ihren Schmerz. Endlich ſagte ſie ihm, daß er durch ſeine Aeußerung über den Schreibſchrank ſie endlich ſein Inneres habe durchſchauen laſſen, daß ihre

bange Ahnung ſeiner Unglücksgefühle plötzlich
traurigen Gewißheit geworden ſey, daß ſie nun
ſehe, er habe ſich blos um ihretwillen jahrelang
eine Folterbank geſchmiedet, und daß ſie untröſt
ſey, ihm ſo viel Noth verurſacht zu haben, o
daß ſie bisher ſie habe theilen, und künftig ſie
werde vergüten können.

„Beſtes Weib!“ unterbrach ſie We ſt o
und küßte ſie auf die weinenden Augen — „We
jetzt nichts mehr, als Freudenthränen, daß die
Zeit überſtanden iſt! Was ich getragen habe, t
ich gern, denn es war ja der Preis, um den
Dich errungen hatte. Daß es mir ſchwer wurde
tragen, war nicht Deine Schuld, ſondern mei
oder vielmehr die Schuld meines eigenthümlich
unvertilgbaren Weſens. — Was wäre meine Li
zu Dir geweſen, wenn ſie Dir keine Opfer hä
bringen mögen! Opfer, ſchwere Opfer zu bring
iſt in die eigenſte Seligkeit echter Liebe. — Gla
mir! in meiner tiefſten Noth habe ich Dich oft m
einem unendlich großen, heiligen Gefühl ans H
gedrückt, wie ich es, dem Glück im Schooße, n

leicht nicht gekommt hätte. — Ich kann nur denken, daß das Glück eine sehr gefährliche Klippe für das Gemüth des Menschen ist. Es mag leicht eigensinnig, übermüthig, wüst und kalt machen, und die schönsten Keime des Guten ersticken, wie ein ununterbrochener Sonnenschein den schönsten Saamen und die Knospen der lieblichsten Blüthen und Früchte verdorren macht. — Aber Noth lehrt beten! das heißt: fromm seyn — den bessern Theil seines Ichs rein und kräftig erhalten. Darum — wen der Herr lieb hat, den züchtigt er."

Sie hielten sich lange umfaßt, zärtlich und innig, wie Braut und Bräutigam; und Auguste meinte, ihr sollte fast bange werden vor ihrem neuen glänzenden Glück. Da schüttete Westold endlich sein ganzes Herz vor ihr aus. Er entdeckte ihr, was eigentlich das Ziel seiner Wünsche und Hoffnungen sey: und daß er, wie Hasselbeck sich ausgedrückt, die Pachtung nur als ein erträgliches Regiment ansehe, durch das er in seinen eigentlichen irrdischen Himmel zu gehen strebe. Und, mit fortgerissen von seiner frommen Begeisterung, und liebevoll dankbar

zurückblickend auf sein hartes Dulden aus Liebe zu ihr, gab sie ihm das heilige Versprechen, ihm bei einer künftig möglichen Erreichung seines Lieblingswunsches auf keine Weise in den Weg zu treten. Der ganze Plan, der, in einer andern Stimmung, schon durch seine Ungewöhnlichkeit, ihre Mißbilligung wahrscheinlich erregt hätte, befremdete sie jetzt kaum. Und so hatte Westold auch von dieser Seite keinen Anstoß zu fürchten, und erblickte in Augustens unerwarteter Einwilligung ein neues Unterpfand des Himmels, daß er fromm und freudig sein Ziel erreichen werde.

„Was ist denn Hasebeck," sagte Auguste — „trotz seines vielen Fluchens und oft rauhen Wesens, für ein trefflicher, einziger Freund!" Beide wetteiferten, ihn zu loben. Aber Augusten genügte das noch nicht. Sie setzte sich an ihres Mannes Schreibtisch, und an dieser seiner ehemaligen Marterbank schrieb sie seinem Freunde einen kunstlosen, aber desto herzlicheren Brief, voll der wärmsten Danksagungen. Und in dem Ueberströmen ihres Gefühls fügte sie der angelegentliche Bitte hinzu,

daß er ihnen sein Bildniß schenken möchte, weil dies ihren dankerfüllten Herzen zur allergrößten Freude gereichen werde.

„Da hast Du eine Fehlbitte gethan!“ sagte Westold, als er das las — „Das thut er ganz gewiß nicht; denn erstens ist er zu ungeduldig zum Stillsitzen vor einem Mahler, und dann wird ihm auch Deine ganze Bitte viel zu empfindsam klingen, als daß er Lust haben sollte, sie zu erfüllen.“

Doch Auguste ließ sich durch diese Einwendungen, so gegründet sie auch waren, nicht irre machen, sondern schickte den Brief unverändert ab; und der Erfolg ließ es sie nicht bereuen, ihrem Gefühle gefolgt zu seyn, wenn gleich ihr Mann eigentlich Recht gehabt hatte.

---

Unterdessen war Westold eingezogen in Ravhorst mit Weib und Kindern, und that redlich sein Möglichstes, ein tüchtiger Landwirth zu werden,

denn das hatte er ja seinem Freunde mit einem Handschlage versprochen, und sein Wohlseyn und seine Ehre hingen davon ab. Der Amtman Haßler in Roßeinitz stand ihm nachbarlich bei mit Rath und That; der neue Verwalter verstand sich auf Feldbau und Viehzucht vortrefflich; und Auguste zeigte sich bald genug ganz auf ihrem Platze in dem inneren, weitläuftigen Haushalte. So war alles gut bestellt auf dem Felde und im Stalle. Wesold lief überall fleißig umher, und sprach freundlich mit Knecht und Magd und Vieh. Doch mit der eifrigsten Vorliebe zog er daneben auch Blumen und veredelte er Bäume, nicht allein in seinem, sondern auch in seiner Nachbarn Gärten; ja sogar bei seinen entfernteren Wanderungen trug er oft — wie es die Jahreszeit mit sich brachte — Pfropfreiser und Okulirknospen mit sich herum, um im Vorbeigehen in offenen Gärten, deren Besitzer er nicht einmal dem Namen nach kannte, wilde Fruchtbaumstämmchen zu veredeln. Dann, beim Ausruhen, hielt er mitunter, Angesichts der untergehenden Sonne und der reizenden Aussichten, gar begeisterte Bergpredig-

ten, voll Preis und Dank für den Segen der Fluren und für die glückliche Wendung ſeines Geſchicks; und wenn er einen armen Feldbieb überraſchte, warnte er ihn gutmüthig vor dem ſtrengen Verwalter, und gab ihm Geld oder Arbeit, damit er nicht nöthig haben ſolle, wieder zu ſtehlen. —

Wie zum Lohne für ſein und Auguſtens eifriges Wandeln auf ihrer neuen Bahn, wurden ſie nach einiger Zeit auf das allererfreulichſte durch ein wohlgetroffenes Bildniß Haſtebecks überraſcht. „Siehſt Du,“ rief Auguſte hochvergnügt — „daß ich Recht hatte, und nicht Du!“ — Gern gab ihr dies Weſtold in der Freude ſeines Herzens zu, und Beide konnten ſich nicht müde ſehn an dem trefflich gemahlten, ſprechend ähnlichen Bilde, und zeigten es auch den Kindern, daß ſie danach hinſchauen mußten, um ihrer Aller Freund und Wohlthäter von der früheſten Jugend an ehren und lieben zu lernen.

Eigentlich hatte aber doch Weſtold Recht gehabt, und nicht Auguſte. Das ſprach der Brief Haſtebecks, der dem Bilde beigegeben war, deut-

lich genug aus. Er nannte Auguſten ſo gethane Bitte einen der ärgſten Streiche, die man ihm jemals geſpielt habe; er verſicherte, daß er halb toll geworden ſey beim Sitzen, und daß er es für eine Thorheit erklären müſſe, ſeine Frau irgendwo aufzuhängen, daß aber ſeine Frau ihm keine Ruhe gelaſſen habe mit ihrem Pantoffel, bis er ſich endlich gefügt und vor den Mahler hingeſetzt habe. Für die Zukunft verbat er ſich ähnliche böſe Streiche, und ſchwor, daß kein König und Kaiſer ihn dazu bringen ſolle, ſich zum zweiten Male ſo hudeln zu laſſen.

Auguſte lachte aber nur ſeines Scheltens; und Weſtold hielt eine ſchöne Rede zum Lobe der herrlichen Kunſt, die dem Freunde den Freund, dem Bräutigam die Braut ſo höchſt erfreulich zu vergegenwärtigen vermöge, und Kindern und Kindeskindern, um ſie fortdauernd zu Liebe, Dankbarkeit und Tugend zu ermahnen, die Züge längſt entſchlafener Eltern in eine ferne Zukunft hinaus, aufbewahre. — Als eine recht feierliche Handlung behandelte er

dann das Aufhängen des Bildes, der Wand gegenüber, an welcher das Bild Mariens hing. Hier die todte, schöne Schwester! und dort der theure, rüstige Freund! Mit wahrer Andacht stand er oft zwischen ihnen, und schaute abwechselnd nach dem einen voll Wehmuth, und nach dem andern voll Dankbarkeit, nach beiden aber voll der allerinnigsten Liebe. War sein Herz von dem Glauben an Gott und Unsterblichkeit, oder von irgend einem religiösen Gefühle lebhaft ergriffen: so stellte er sich dem Bilde der frommen, zu Gott vorangegangenen Schwester gegenüber, wie vor ein heiliges Altarbild; und war ihm in seinem Familien- oder Geschäfts-Kreise etwas Besonderes, Erfreuliches oder Unerfreuliches, begegnet: so eilte er vor das Bild des treuen Freundes, als müsse er es diesem erzählen, um von ihm rege Theilnahme zu vernehmen in Freude und Schmerz. Und an Mariens Todestage sorgte Auguste für einen Kranz von weißen Rosen, und an Hastebecks Geburtstage für einen großen Kranz von frischem Lebensbaum, um die theuren Bilder damit zu schmücken. —

Unterdessen war der Sommer vorübergegangen, und der reiche Ertrag der Felder war glücklich eingeschichtet worden in die großen Scheuren. Ungleich mehr, als auf das Geld, das aus dem Erndte-Segen gelöst werden sollte, freute Westold sich auf das nahe Fest, das er, nach altem, löblichem Herkommen, seinem Gesinde und den sämmtlichen Feldarbeitern nun zu geben hatte. Eben war von Hastebeck ein wild jauchzender Brief angekommen, der die Nachricht enthielt, daß der glückliche Ehemann die Hoffnung habe, auch ein glücklicher Vater zu werden. Nun bestürmten ihn Westold und Auguste mit den allerdringendsten Bitten, daß er durch seinen und Sophiens Besuch ihr Erndtefest verschönern möchte, bis er endlich nachgab, und zur bestimmten Zeit mit Sophien in Aarhorst eintraf.

Westolds Haus war ein großer Tempel des Glücks und der Freude geworden: in welchem ein Altar der Liebe neben dem andern stand. Trat Sophie gleich zum ersten Male in diesen Kreis: so war sie doch keine Fremde darin; und war sie

gleich

gleich eine großstädtische Frau, eine Art Weltkind, im Vergleich mit Augusten: so fand sie sich doch, mit unbefangener Gewandtheit, in Sitte und Ton des ländlichen, gastfreundschaftlichen Hauses, und ihre lebendige Heiterkeit trug nicht wenig zu der allgemeinen, geselligen Freude bei.

Der glücklichste von Allen aber war Westold; und Hastebeck sah mit der höchsten Genugthuung, was aus dem verzagten, hypochondrischen Advokaten für ein heiterer, beweglicher Landmann geworden war. Von ganzer Seele freute er sich seines gelungenen Werks; und mit einem gefühlvollen, fast frommen Tone, der ihm sonst fremd war, antwortete er auf Augustens freudige und dankbare Herzensergießungen: „Gott sey tausendmal gedankt! Da habe ich doch endlich einmal etwas Gutes gethan! etwas Glückliches vollbracht!“ Als sie und Westold aber fortfahren wollten, ihn zu loben und ihm mit steigender Rührung zu danken, fuhr er, in seiner sonstigen Weise, schnell mit den Worten dazwischen: „Haltet die Mäuler, wenn ich nicht

davon laufen soll! Es ist ja doch nur eine Lumperei, was ich gethan habe!"

Mit der heitersten Geschäftigkeit half Westold das Fest vorbereiten, wiewohl er dazwischen den Freunde hunderterlei mitzutheilen und zu zeigen hatte, worüber dieser sich freuen, oder wozu er seinen Rath geben sollte. Hastebecks Hoffnung lebte immer mehr auf, daß Westold über der schönen Behaglichkeit in seinem Pacht-Fegefeuer den Kanzel-Himmel vergessen werde.

Endlich begann das Fest. In einem langen Zuge brachten die sämmtlichen Feldarbeiter den schön geschmückten Erndtekranz. Ein großer Schwarm neugieriger Gaffer hatte sich angeschlossen, und Keiner wurde zurückgewiesen.

Der Anführer des Zugs überreichte den Kranz und stotterte eine lange Rede her, vom Schulmeister verfaßt. Westold erwiederte sehr herzlich, Worte voll Dank, voll guter Wünsche und Ermahnungen zu Fleiß und Wohlverhalten, und voll frommer Erinnerungen, gegen Den, von welchem alle Segen komme, dankbar zu seyn in Gebet und

christlichem Wandel. Mit groſser Aufmerksamkeit hörte ihm auch der Roheſte und Einfältigſte zu, als plötzlich, noch ehe die Rede geendet war, die allgemeine Stille durch ein laut ausbrechendes Schluchzen unterbrochen wurde. Das schönſte junge Mädchen des Dorfs, die Tochter des Schulmeiſters war es, auf welche Weſtold einen ſo unerwarteten, zu ſeinen Worten gar nicht im Verhältniß ſtehenden, Eindruck gemacht hatte. Sie ſchwankte mit vor die Augen gehaltenem Tuche durch die dichtgedrängte Menge, und verſchwand durch die offene Hausthür. Es entſtand ein allgemeines Flüſtern und Fragen. Weſtold hörte auf zu ſprechen, und der Anführer des Zugs ſtimmte das Schlußlied an. — Haſtebeck, ſtatt mitzuſingen, fluchte zwiſchen den Zähnen: „Verdammte Närrin mit Heulen! Ich wette: nun fängt aufs neue ſein alter Traum an, in ſeinem Kopfe zu ſpuken!“

Um einem ſolchen Eindrucke ſchnell entgegen zu arbeiten, nahm er, als nach geendeter Feierlichkeit von dem Vorfalle die Rede war, ſogleich Weſtolden bei Seite, und ſagte zu ihm: „Siehſt Du!

Verlohnt es ſich wohl der Mühe, daß ein geſcheiter Mann ſeine Perlen vor die Säue wirft? Das Volk weiß nie, was es hört und thut. Es heult ſo zur Unzeit, als es ungeſchlacht jauchzt. Der weiſeſte Redner gilt ihm grade ſo viel und ſo wenig, als die albernſte Poſtille.“ — Weſtold erwiederte kein Wort.

Zum Abendeſſen war der Schulmeiſter, als Verfaſſer der Erndtekranz-Rede, mit eingeladen. Er hatte auch ſeine Tochter mitbringen ſollen, aber ſie war nicht zu bereden geweſen, ohne daß er einen Grund davon anzugeben wußte. Der ländliche Tanz begann. Mit lautem Mißvergnügen vermißten die jungen Burſche die ſchönſte Tänzerin. Weſtold, der das hörte, redete dem Vater zu, noch einen Verſuch zu machen, ſie zum Kommen zu bereden. Durchdrungen von einer ſo beſonderen Ehre, ging der Schulmeiſter eilig nach Hauſe, ſagte Lenchen, der Herr Amtmann verlange ausdrücklich, daß ſie bei ſeinem Feſte mit gegenwärtig ſeyn ſolle, und brachte ſie bald darauf mit auf den Tanzplatz. Aber Lenchen war verſchüchtert und verſtimmt, tanzte nur we-

nig, und ſtand größtentheils im entfernteſten, dü-
ſterſten Winkel, ſo ſtill und niedergeſchlagen, wie
eine Kranke. Als Weſtold ſie fragte, was ihr
wäre, brach ſie wieder in einen Strom von Thrä-
nen aus, und antwortete nichts, als daß ſie es hier,
in der Nähe anderer Menſchen, nicht ſagen könne.

Neugierig, zu erfahren, was das alles wohl zu
bedeuten habe, ging Weſtold mit ihr ins nächſte
Zimmer, und befragte ſie da freundlich über die Ur-
ſach ihrer ſo auffallenden Erſchütterung bei ſeiner
heutigen, kurzen Rede. Da ſagte Lenchen, unter
ängſtlichem Herzklopfen und Erröthen, nicht die
Worte, die er geſagt habe, hätten ſie ſo gewal-
tig bewegt, denn dieſe habe ſie in ihrer Beſtürzung
gar nicht verſtanden, wenigſtens wiſſe ſie ſich ihrer
jetzt nicht mehr zu erinnern, ſondern blos das Hö-
ren ſeiner Stimme ſey für ſie ſo unwiderſtehlich
erſchütternd geweſen. — Hier ſtockte ſie wieder, und
nur nach wiederholten, dringenden Aufforderungen
zu einer näheren Erklärung, ſetzte ſie, noch ängſtli-
cher, als vorher, hinzu, ſie ſey einmal recht nahe
daran geweſen, die guten Lehren ihres Vaters und

ihrer seligen Mutter zu vergessen, und sich auf im
mer um die Ruhe ihres Gewissens zu bringen, d
habe eine Stimme, die ihr Gott noch zur rechte
Zeit geschickt, sie plötzlich vom Rande des Unglück
zurückgerufen und auf immer gerettet; die Stimm
sey ihr seit jener Zeit unvergeßlich gewesen, oft i
der tiefsten Stille ihres Kämmerchens habe sie die
selbe in ihren Ohren zu vernehmen geglaubt, wa
jedoch nur eine Einbildung gewesen sey; allein heu
te, als Westold die kleine Rede gehalten, hab
sie ganz und gar und in der vollkommensten Wirk
lichkeit jene Stimme wieder gehört.

Westold that noch mehrere Fragen, um übe
diese seltsamen Aeußerungen einen nähern Aufschlu
zu erhalten; doch Lenchen hatte nur ein stummes
betrübtes Kopfschütteln zur Antwort. Blos da
Eine sagte sie endlich noch, die Stimme habe ih
eines Abends, da weder Prediger noch Gemeinde i
der Kirche gewesen, hoch von dem Gewölbe der lee
ren Kirche zugerufen.

Westold wurde so feuerroth, wie das Mäd
chen. Hätte sie den Muth gehabt, zu ihm hinau

zublicken: ſie würde geſehen haben, daß ein Beichtvater ſo verlegen ſeyn kann, als ſein Beichtkind. Er bedurfte einer langen Pauſe, ehe er nach dem Tage fragen konnte, da jenes Ereigniß geſchehen ſey. Lenchen wußte ihn noch ganz genau; ſie ſagte, es wäre der nemliche Tag geweſen, da er zum erſtenmale nach Aarhorſt gekommen ſey.

Weſtold hätte viel darum gegeben, wenn ihn Jemand in dieſem Augenblick abgerufen hätte, denn er ſtand, wie auf Kohlen, und wußte doch das Wort zum Abbrechen des Geſprächs nicht zu finden. Für den Augenblick hatte er keinen andern Gedanken, als den der möglichſten Vorſicht, ſich nicht vor Lenchen zu verrathen. Allein bald ward er anderer Meinung, als er bemerkte, daß Lenchen auf dem Wege war, der phantaſtiſchen Vorſtellung eines geſchehenen wirklichen Wunders in ihrem Kopfe Raum zu geben. Da hielt er es für Pflicht, mit einem redlichen Geſtändniß der Wahrheit hervorzutreten; und er fragte ſie, ob es denn nicht wirklich ſeine Stimme geweſen ſeyn könne, die ſie damals hörte? — Das würde ſie ſeit ſeiner heutigen Rede

ſelbſt glauben, gab ſie zur Antwort, wenn es nicht unmöglich wäre, denn erſt über eine halbe Stunde nach jenem wunderbaren Vorfalle habe ſie ihn mit dem Herrn Regimentsquartiermeiſter ins Dorf fahren ſehen. — Nun vertraute ihr Weſtold, daß er früher ſchon in der Kirche geweſen ſey, und weil er Niemanden darin geſehen, von einer inneren, unwiderſtehlichen Macht getrieben, die Kanzel beſtiegen, und mit lauter Stimme zu Gott gebetet habe.

Während er dieß erzählte, faltete Lenchen unwillkührlich ihre Hände; und als er geendet hatte, nannte ſie ihn einen frommen Himmelsboten, und erbot ſich nun von freien Stücken, ihm alles zu entdecken. Aus ihren abgeriſſenen Mittheilungen ergab ſich Folgendes.

Vor Jahr und Tag, bei einem flüchtigen Beſuch des Grafen in Aarhorſt, hatte Lenchen, nebſt mehrern jungen Mädchen, die Ehre gehabt, ihm einen großen Blumenkranz zu überbringen, wobei ihr die Auszeichnung widerfuhr, daß der Graf vor allen Andern mit ihr zu ſprechen anfing, ſie noch

nal zurückrief, als sich der ganze Zug wieder
ernte, und ihr sagte, sie sey zu hübsch, um
s Bauers Frau zu werden; sie könne wohl in
Stadt ein besseres Glück machen, und er wolle
gern dazu behülflich seyn. Eine Stunde nach-
schlich sich der Kammerdiener des Grafen um
Haus, und sagte ihr am Fenster, sie würde ge-
ein recht schönes Gschenk erhalten, wenn sie
einmal aufs Schloß zum gnädigen Herrn käme!
meine es gut mit ihr: sie könne bei der Frau
ßin einen schönen Dienst erhalten. — Aber mit
em, natürlichem Gefühl warf das unverdorbene
dchen das Fenster zu, und ging den ganzen Tag
t aus dem Hause. — Seit dieser Zeit fing aber
Kammersdieners guter Spiesgeselle, Stork,
damalige Verwalter an, ein Auge auf sie zu
fen; und ob sie ihn gleich anfangs gar nicht lei-
mochte: so machte er sie sich doch nach und nach
ch wiederholte Schmeicheireden und allerlei Ge-
nke immer geneigter, und verwickelte sie endlich,
Hülfe ihrer sechzehn Jahre und ihres lebhaften,
igen Temperaments, hinter dem Rücken ihres

Vaters, in einen förmlichen Liebeshandel. Und da er nun erfuhr, daß man seinen Unterschleifen auf dem Gute auf die Spur gekommen sey, und daß er vielleicht durch einen Pachter verdrängt werden würde, baute er auf Lenchen den Plan, sich in seiner Stelle zu behaupten, oder sie wohl gar über kurz oder lang mit der des Pachters zu vertauschen. Er versicherte Lenchen, daß das unfehlbar glücken würde, wenn sie sich nur entschließen wollte, auf einige Zeit in die Dienste der Gräfin zu treten, und dabei immer hübsch freundlich gegen den Grafen zu thun.

Anfangs zürnte Lenchen hierüber, als über einen entehrenden Vorschlag; aber der Schelm ließ sich dadurch nicht abhalten, ihn zu wiederholen, und ihr das Glück auszumahlen, wenn sie, mit städtischem Putz geschmückt, und mit reichen Geschenken des Grafen beladen, in kurzer Zeit zurückkehrte, um als Frau Amtmännin von Aarhorst zeitlebens mit Kutsche und Pferden einherzustolzieren. Diese lachenden Vorstellungen, verbunden mit der Erinnerung an die äußere Liebenswürdigkeit und

Freundlichkeit des Grafen, verfehlte ihre Wirkung nicht. Lenchen zürnte nicht mehr, ſondern dachte ſchon an die Möglichkeit der Ausführung dieſes Plans; kaum hielten jungfräuliche Schüchternheit und Aengſtlichkeit ſie noch ab, ihre förmliche Einwilligung zu geben; es bedurfte alſo nur noch weniger Schritte verführeriſcher Ueberliſtung: ſo war ihr gutes, ſittliches Gefühl vielleicht auf immer betäubt, und ſie gab ſich leichtſinnig zu einer unglücklichen und ehrloſen Rolle hin. Stork war pfiffig genug, dies zu begreifen; und ſein ganzes Sinnen und Trachten ging dahin, Lenchen auf der Bahn des Rechten immer mehr zum Wanken zu bringen, was ihm ſchon ein immer leichteres Spiel werden zu wollen ſchien.

Nun hatte aber der Schulmeiſter von dem Liebeshandel ſeiner Tochter einige Kunde erhalten, hatte ihr daher alle Gemeinſchaft mit Stork verboten, und ließ ſie ſeit dieſer Zeit faſt nicht mehr aus den Augen. Lenchen hielt das für ungerecht; und ſo ſehr ſie ſonſt, das vierte Gebot zu halten, für Pflicht hielt: ſo war ſie doch gar nicht abgeneigt,

das ausdrückliche Verbot des Vaters zu übertreten, ſobald ſich ihr die Gelegenheit dazu bieten würde.

Bis dahin war es mit Lenchen ſchon gekommen, als an jenem, ihr ſo wichtig gewordenen Tage, plötzlich in der Mittagsſtunde Stork in ihre Stube trat, und ohne daß er auf ſie zu achten ſchien, ihrem Vater verkündigte, daß das herrſchaftliche Kirchenſtübchen ſchleunig ausgefegt, die Fenſter gewaſchen, das alte gepolſterte Kanapee nebſt den Stühlen ausgeklopft und abgebürſtet werden müßten, weil dieſen Abend noch der Regimentsquartiermeiſter mit dem künftigen Amtmann eintreffen werde, um morgen Schloß und Hof und Kirche als gräflicher Commiſſarius in Augenſchein zu nehmen, und mit Strenge zu unterſuchen, ob überall Ordnung und Reinlichkeit ſey. Der Schulmeiſter wußte nicht, wo angefangen, wo geendet werden, wo Zeit und Hände zu allem herkommen ſollten, da bis vier Uhr die geſammte Dorfjugend, und hernach noch Bernhard, ein Müllerburſche, zu einer Privatſchreibſtunde bei ihm war. Er rief nach der alten tauben Muhme, daß ſie Hand ante-

gen ſolle, weil Lenchen bis um vier Uhr mit dem Unterrichte der Mädchen zu thun habe. Da ſagte Stork, mit einem bedeutenden Blick auf Lenchen, dieſe ſey ja jung und raſch, und werde mit allem ſchon fertig werden, während der Vater dem Müller Schreibſtunde gäbe. Lenchen, die den Blick verſtanden hatte, beſtätigte dieß; und ſo war alles nach Wunſch eingeleitet.

Recht zu Statten kam ihnen noch, daß der Schulmeiſter unerwartet nach der Schreibſtunde einen Geſchäftsgang nach dem Filialdorfe machen mußte; ſie konnten alſo um ſo länger vor einer Störung ſicher ſeyn. Lenchen ging zur beſtimmten Stunde mit Beſen, Bürſte und Wiſchtüchern in die Kirche; und ſobald Stork unbeobachtet war, ſchlich auch er hinein, und fand Lenchen recht emſtlich im herſchaftlichen Stübchen beſchäftigt. Er ſagte ihr, daß das eine unnütze Mühe ſey, denn die Herren würden ſich wenig um die Kirche bekümmern; aber daß ſeine Entlaſſung nun nahe ſey, das wäre nur allzugewiß. Er machte ihr die bitterſten Vorwürfe, daß ſie durch ihren Eigenſinn und ihre

Unentſchloſſenheit es ſo weit habe kommen laſſen; er machte ihr begreiflich, daß es jetzt die höchſte Zeit ſey, alles noch in ein gutes Geleiß zu bringen; er bewieß ihr aus einem Briefe des Kammerdieners, daß ſie im gräflichen Hauſe mit offenen Armen werde aufgenommen werden; er ſetzte ihr umſtändlich auseinander, wie ſie dem Grafen das Verſprechen, worauf es ankam, abzuliſten habe, und brachte ſie ſo weit, daß ſie ſchon nichts mehr einwendete, als die entſchiedene Abneigung ihres Vaters gegen alle Vorſchläge dieſer Art, indem ſie verſicherte, daß der alte, ſtrenge Mann es ihr nie erlauben werde, in die Dienſte der Gräfin zu treten. Da nun der böſe Menſch ihr hierin nicht widerſprechen konnte: ſo that er ihr den ſchmählichen Vorſchlag, daß ſie heimlich das Haus ihres alten Vaters verlaſſen ſolle, und daß er ſelbſt ſie nach der Reſidenz begleiten und ſicher bis in das Haus des Grafen bringen wolle. Und als er ſie nach und nach ſchon ſo weit verlockt hatte, daß ſie gegen dieſen Vorſchlag nichts mehr einwendete, ſondern nur zu weinen anfing: da beſtürmte er ſie in dem ſtillen Gotteshauſe immer drei-

er mit ſeinen ſündlichen Liebkoſungen, um ihr beſ-
res Gefühl immer mehr zu ertödten. Und leider
hlte ihr ſchon faſt gänzlich die innere, ſiegreiche
raft eines noch ganz reinen Gemüths, ſich aufzu-
ffen gegen ſich ſelbſt und ihren Verführer. Sie
lbſt konnte ſich nicht mehr retten; ſie ſank dem
ichtſinn, vielleicht ihrem gänzlichen Verderben un-
iderbringlich in den Arm, wenn nicht, wie vom
immel geſandt, ein unerwarteter Retter kam!

Da hallte plötzlich eine ernſte, feierliche Stim-
e durch die einſame, düſtere Kirche. Als ob Gott
ber ihr warnende Worte zurieſe, klang ſie ihr.
er Fußboden unter ihr, die ſtarken Mauern, die
nze Kirche ſchien ihr zu ſchwanken, und den Ein-
rz zu drohen, wie von einem plötzlichen Erdbeben
wegt. Zitternd vor Schreck bis im innerſten Mark
er Gebeine, fuhr ſie auf aus den Armen des Bö-
wichts. — Auch er hatte die Stimme gehört,
d ſtand einige Minuten, wie angedonnert da.
ls er indeſſen Niemanden weiter hörte und ſah,
d nach der Lage des Kirchenſtübchens ſich über-
ugte, daß er und Lenchen von keinem Lauſcher

hatten bemerkt werden können, geſetzt auch, daß Jemand in der Kirche geweſen wäre: ſo war ſein erſter Laut nur ein Fluch über die geſchehene Störung, und er verſuchte, die aufgeſcheuchte Taube aufs Neue in ſein Netz zu ziehen. — Allein das war von nun an ein vergebliches Bemühen. Ohne ein Wort des Abſchieds, und unbekümmert darum, ob Jemand draußen lauſchen werde, oder nicht, eilte Lenchen zur Kirche hinaus und in ihre ſtille Kammer. Da ſtürzte ſie auf ihre Knieen nieder, und weinte bittere Thränen der Reue über die bisherige Verirrung ihres ſonſt ſo reinen, unſchuldigen Sinnes, und vor allem über die heutige, ſündliche Entweihung des heiligen Gotteshauſes durch ſo ſträfliche Berathſchlagungen. In ſcheußlicher Geſtalt ſtand Stork und ſein Beginnen jetzt vor ihr. Sie dankte Gott im inbrünſtigen Gebet für die wunderbare Rettung noch am Rande ihres gänzlichen Verderbens; ſie gelobte mit reuigem Herzen, ſich nie wieder von dem Verführer umſtricken zu laſſen; und ſie hielt redlich Wort, denn was er ſeit jenem Tage auch noch verſuchte, das vorige Verhältniß zwiſchen ihm und ihr

der herzuſtellen: ſo gelang ihm das doch nie, und war wieder das ſittſamſte, unſchuldigſte Mädchen Dorfe, wie ſie bei weitem das ſchönſte war. —

Mit einem unausſprechlich glücklichen Gefühl te Weſtold dieſen letzten Theil von Lenens Geſtändniſſen an. Eine ſchönere Verherrlichung des heutigen Feſtes konnte es für ihn nicht en, als dieſe unerwartete Entdeckung, daß ſein er, ſchüchterner Tritt auf die Kanzel dem Himeine Seele gerettet hatte. Er erblickte darin frommer Rührung eine weiſe Fügung der Vorung; er erblickte mit heiligem Entzücken darin unzweideutiges Zeichen des Himmels, daß er hlgefallen an ſeinem Beginnen habe; und heller freudiger, als jemals, flammte ſeine Begeiſterung beim Hinblick nach ſeinem ernſten Ziele.

Er nannte Lenchen ſeine liebe Tochter, ob gleich kaum vierzehn Jahr jünger war, als er, er gab ihr wahrhaft väterliche Lehren. Im Hingehen küßte das gerührte Mädchen, ehe er es hindern konnte, zweimal ſeine Hand; und in be-

ſcheidner Verlegenheit drückte er dafür den leiſeſten, unſchuldigſten Kuß auf ihre Stirn.

„Glück zu!“ rief Haſtebeck, der eben, mit einem Glaſe Wein in der Hand, hinzu trat — „Glück zu, Herr Bruder! Ich ſehe, daß Du auch ſpaßhaft wirſt, wie ein recht eingefleiſchter Amtmann! Ich gratulire recht ſehr! Nur Deine Frau laß ſo was nicht ſehn! Hätte Die nicht ſo gut kommen können, als ich?“

Lenchen entfernte ſich mit ſchaamgerötheten Wangen. — Wie ein kalter Hagelſchauer auf ein blühendes Blumenbeet, ſchlugen iene Worte gegen Weſtolds fromm bewegtes Gemüth. Empfindlicher, als dieſe, traf ihn noch keine Aeußerung Haſtebecks, der in der beſten Abſicht, um ſeinen Freund vor phantaſtiſchen Ueberſpannungen zu bewahren, oft das Heiligſte entweihte, und roher that, als es ihm eigentlich ums Herz war. —

„Pfui, Haſtebeck!“ erwiederte Weſtold — „kennſt Du deinen Freund nicht beſſer?“

Meinem theuren Freunde

C. A. Tiedge

gewidmet.

H
aber E
ihm die

An
ſchönſte
Da hob
geſtrige
Freunde
fragte e
wirklich
geweſen
haben,
ginge?

„Er
erwiedert
Stork
dem gew
Hörenſag

ebeck wollte das Gespräch fortsetzen,
stold verwies ihn auf morgen, und mich
ganzen Abend aus.

---

ndern Vormittag machten sie bei dem
Herbstwetter einen Spaziergang ins Feld.
Destold an, aus voller Seele über die
Vorfälle zu sprechen, und vertraute dem
enchens ganze Geschichte. Unschuldig
nter andern dabei, ob der Graf wohl
n der Art sey, daß Stork berechtigt
re, eine so schlechte Meinung von ihm zu
aus dem Plane mit Lenchen hervor-

wie wollte er von der Art nicht seyn?"
Hastebeck bitter — „Der Mosje
mehrmals in seinem Hause in der Resi-
, und kennt ihn also wenigstens vom
"

Hierauf äußerte Westold ein recht frommes Bedauren, daß gerade in den höheren Ständen, die den niedrigern zu Mustern dienen sollten, doch nicht selten Sittlichkeit und Recht so leichtsinnig verhöhnt, und die wahre Menschenwürde so greulich geschändet werde.

Hastebeck sagte kein Wort hierzu, sondern stieß von Zeit zu Zeit nur, ungeachtet seiner grimmigen Miene, einen Ton aus, der, wie Lachen, klingen sollte. Erst dadurch erhielt er die Sprache wieder, daß Westold meinte, er wäre wohl gar nicht Pachter von Aarhorst geworden, wenn die Vorsehung ihn nicht, gleich beim Eintritt ins Dorf, in die Kirche und auf die Kanzel geleitet hätte, um Storks Plan zu vernichten?

„O, da hätte ich wohl, statt der Vorsehung, für Dich sorgen wollen!" sagte Hastebeck — „Ich hätte ihn wohl zum Worthalten hingeißeln wollen, wenn so eine Prinzessin ihn zu einem Versuch von Wortbrüchigkeit hätte verleiten wollen!"

„Du ihn geißeln?" fragte Westold mit hoher Verwunderung — „Du einen Mann von solchem Stand, und Rang, und Reichthum?"

„Pah!“ antwortete Haſtebeck mit ungewöhnlich ſtolzem Tone — „was Stand! was Rang und Reichthum! Ich ſehe nur den Menſchen in ihm. — Hätte er ein ſchurkiſcher Fuchs ſeyn wollen: ſo wäre ich ein grimmiger Wolf geweſen, und hätte ihm einen Rachen voll Zähne gezeigt, vor dem er wohl hätte Scheu haben ſollen!“

Doch ſchnell abbrechend von dem Geſpräch über den Grafen, begann Haſtebeck aufs neue, gegen die Eindrücke, welche die geſtrigen Vorfälle in Weſtolds Seele zurückgelaſſen hatten, mit aller Kraft auf ſeine Weiſe zu kämpfen, und überhaupt einmal einen Hauptſturm gegen Weſtolds Anſichten von ſo manchen Dingen zu unternehmen; denn es ärgerte ihn, daß ſelbſt am Erndtefeſte Weſtold zehnmal mehr an die Kirche, als an die vollen Scheuren gedacht hatte, und er begriff wohl, daß der fromme Schwärmer von ſeinen Lieblingsgrillen nie zurückkommen würde, wenn er ſie ſelbſt jetzt, mitten im Eifer einer neuen, zerſtreuenden Beſchäftigung, nicht fallen ließe.

Westold ließ ihn lange, ohne Widerspruch, schelten und spotten; ließ ruhig in den Staub hinab ziehen, was ihm heilig und hoch vor dem begeisterten Blicke schwebte, bis Hastebeck, in der Lebhaftigkeit seines Wortflusses, ihm verkehrte Ansichten Schuld gab, endlich sogar ihn einen verkehrten Kopf — einen Querkopf nannte. — Statt Empfindlichkeit zu äußern, verzog sich Westolds ernstes Gesicht hierbei plötzlich zu einem recht heitern Lächeln, denn sie waren eben auf einen der höchsten Punkte der Gegend gekommen, wo Westold an manchem schönen Abend sich hingesetzt oder gelegt hatte, um mit verkehrtem, oder wenigstens quer liegendem, Kopfe die reiche Landschaft zu überschauen, und durch dieses Mittel die ganze Gegend, bis zur weitesten Ferne hin, in einer zauberhaften Verschönerung zu erblicken.

Nun that er seinem Freunde den Vorschlag, sich zu setzen, und ein Weilchen der herrlichen Aussicht zu genießen. Und nachdem sie dieß einige Minuten gethan hatten, ließ er seinen Freund den Versuch mit dem querliegenden Kopfe machen, und

in künſtleriſch enthuſiaſtiſche Freudenbezeugungen ausbrechen über dieſe Verherrlichung der Anſicht: wie Formen und Farben nun veredelt und vergeiſtigt waren, wie ſelbſt die rauhe Nähe ſanfter erſchien, wie die weite Ferne, noch weiter zu fliehen ſcheinend, nun mit dem Himmel auf das zarteſte verſchmolz, und alles, auch das an ſich Widerſtrebende, ſich harmoniſch zum trefflichſten Gemälde verband.

Ein wenig abſchweifend von ſeinem Ziele, hob Weſtold endlich an: „Läßt ſich hier nicht der Streit mancher Künſtler und Kunſtrichter, ob in einem Kunſtwerke die Natur blos treu nachgeahmt, oder ob ſie idealiſirt werden müſſe, mit einem einzigen Fingerzeige entſcheiden? Der Landſchaftsmahler, der mir, ſchlicht und treu, dieſe Ausſicht auf die Leinwand trüge, wie ſie ihm erſcheint, wenn er ſich ihr gerade gegenüber ſetzt, könnte, als ein guter, fingerfertiger Nachahmer, recht ehrenvoll auf ſeiner Stelle ſtehn, und mir mit ſeinem Bilde recht viele Freude bereiten; aber auf einer ungleich höheren Stufe der wahren Künſtlerehre ſtände doch nur

der, welcher dieſe Landſchaft, ohne Falſches, Phantaſtiſches hinein zu tragen, in einer Verſchönerung und Veredlung, wie wir ſie eben, mit querliegendem Kopfe, bewundert haben, auf die Leinwand zauberte, und uns daher nicht blos Freude, ſondern wirkliches Entzücken — einen Kunſtgenuß höherer Art bereitete. — Beide Arten, die Natur aufzufaſſen und bildlich wieder zu geben, verhalten ſich gegeneinander, wie Proſa und Poeſie. Der wahre, der höhere Künſtler aber muß immer ein Poet ſeyn. Mag er Maler, Bildhauer oder Dichter heißen: ihm wird in der Stunde der Weihe, was er bilden will, immer von ſelbſt in einer Art von Glorie erſcheinen, wenn es auch urſprünglich der Erde entnommen iſt.“

„Ei, was predigſt Du mir denn das vor?“ ſagte Haſtebeck endlich etwas ungeduldig — „Ich meine, daß ich das ſo gut weiß, wie Du, wenn ich es auch nicht mit Worten, ſondern mit dem Pinſel darzuthun ſtrebe.“

Ohne ſich aber irre machen zu laſſen, fuhr Weſtold ungeſtört fort: „Was hier beim Genuß einer

ſchönen Anſicht wahrſcheinlich nur der verſtärkte Andrang der feinſten Blutkügelchen im Auge, vermöge einer veränderten Lage des Kopfs, bewirkt, das bringt der eigenthümliche Anlage und Richtung mancher Köpfe, die man meinetwegen deshalb Querköpfe nennen mag — auf ähnliche Weiſe als vorherrſchende Erſcheinung, ohne äußeres Hinzuthun, hervor. Ihr inneres Auge ſieht Formen und Farben, die der groſſe Haufe mit kalter Nüchternheit als unbedeutend überblickt, auf die anziehendſte Weiſe veredelt und vergeiſtigt. Was Tauſenden gemein erſcheint, ſtellt ſich ihnen in ſchöner Verklärung dar, ſteigert in ihrer Vorſtellung ſich bis zum Heiligſten hinauf. Mit einem Wort: ſie rücken die Erde dem Himmel, ſich ſelbſt der Gottheit näher, und ſind in ihrem ſchönen Wahne, wenigſtens auf Augenblicke, unendlich glücklicher, als der nüchterne Weiſe, der — ihr Weſen nicht begreifend — ſie berauſchte Thoren ſchilt. — Sag nun ſelbſt, Haſtebeck, ob es nicht das geſcheiteſte iſt, ſolche Köpfe ruhig ihr Weſen treiben zu laſſen, da eine ſo entſchiedene Richtung der Natur ſich ſchwerlich umdrehen läßt, und da, wenn

dies möglich wäre, die menſchliche Freiheit dadurch aufs zweckloſeſte und härteſte in ihrer heiligſten Eigenthümlichkeit geſtört werden würde?"

„Ich denke, das verſteht ſich von ſelbſt!" erwiederte Haſtebeck ganz arglos. — Aber nun ſprang Weſtold raſch an das Ziel ſeiner Rede.

„So ſey auch gerecht gegen Deinen, wie Du meinſt, etwas auserleſenen, Freund, mein lieber Haſtebeck!" ſagte Weſtold — „Ich zähle mich nicht zu den poetiſchen Naturen im höheren und weiteren Sinne; aber etwas Aehnliches muß doch wohl bei manchen, mir eigenthümlichen, beſtimmten Richtungen meines Sinnes, die Dir und tauſend andern braven, vernünftigen Menſchen fremd bleiben, zum Grunde liegen. Gönne mir alſo ungeſtört meine hohe Anſicht von der Würde eines Prieſters des Herrn und Hehrers des Volks! Laß mir den ſchönen Glauben, daß man nicht immer beim Volke die Perle vor die Säue wirfe, ſondern, daß ein frommes Wort, wie ein gutes Saamenkorn, Früchte bringen kann, die in die Unendlichkeit hinausreichen! Schilt mich nicht einen Narren, daß ich mich

darüber freut, gerade im rechten Augenblicke von einer höheren Macht auf unsre Kanzel geleitet zu seyn, um ein schwaches Mädchen aus den Klauen eines bösen Verführers zu retten! Verlache mich um dieser Freude willen nicht, gesetzt auch, daß, wie Du meinst, die zufällig erschallende Stimme jedes Scheims, vielleicht eines Thieres sogar, von der nemlichen Wirkung gewesen seyn könnte!"

Er wollte noch mehr sagen; aber rasch unterbrach ihn Hasebeck mit den Worten: „Wefold! Fängst Du aus lauter Frömmigkeit an, ein lustiger Scheim zu werden? Lasset mich hier mich niedersetzen, und die schöne Gegend beschauen, um mir ein Netz über zu werfen, in dem Du mich dann, als überwunden, auslachen kannst! — Nun, hier ist meine Hand darauf: ich lasse Dich von nun an ungestört bei Deinem schönen Glauben und Deinen hochheiligen Ansichten; denn das sehe ich wohl — Du bist unheilbar mit Deiner träumerischen Grille!"

So endete er scherzend den langen Streit, und erneuerte ihn auch nie wieder; und die schönen Tage des vertraulichen Beisammenseyns schwanden ihnen dahin, ohne irgend eine Störung. —

Den scheidenden Gästen wurde zur Bedingung gemacht, daß sie im nächsten Jahre wieder das Erndtefest durch ihren Besuch verherrlichen sollten. Sie gaben Beide willig dies Versprechen; und in seiner lustigsten Laune setzte Hastebeck hinzu: „Aber wir kommen dann drei Mann hoch: mit einem kleinen Erbprinzen im Gefolge! Dann soll es noch vergnügter hergehn, als diesmal!"

„So Gott will!" sagte Westold mit freundlich lächelndem Gesicht.

„O, das wird er schon wollen!" erwiederte Hastebeck — „Und der Teufel und seine Großmutter sollen es uns nicht wehren!" —

So sprang er lustig in den Wagen, ohne zu ahnen, in welcher veränderten Stimmung er, früher, als es zu erwarten war, wieder nach Aarhorst kommen werde, und welche unglückliche Störung seiner häuslichen Glückseligkeit ihm bevorstehe.

Ende des ersten Theils.

---

Halle, gedruckt bei Leopold Bäntsch.

Das vorstehende Blatt habe ich Ihnen, mein geliebter Tiedge, schon sehr lange zugedacht. Als ich nemlich die lebhafte Theilnahme sah, welche Sie meinem Ferdinand Warner schenkten, nahm ich mir vor — weil kein Beifall mir so erfreulich gewesen war, als der Ihrige — den nächsten Roman, den ich schreiben würde, Ihnen zu widmen. Das hat aber lange gedauert; denn eine unangenehme, äußere Störung in der Arbeit, die nun hier vor Ihnen liegt, machte, daß ich sie viele Jahre lang unangerührt liegen ließ. Erst jetzt hat eine erwünschtere Muße mir die Fortse-

hung vergönnt, und ich kann den alten, unvergeſſenen Vorſatz ausführen.

Wir haben unterdeſſen noch manche ſchöne Stunde miteinander verlebt. Um ſo inniger alſo weihe ich Ihnen — dem gefeierten Dichter — dem edlen Menſchen — dem treuen Freunde — meinen beſcheidenen Weſtold, als ein kleines Denkmal meiner herzlichſten Hochachtung und Liebe.

A. G. Eberhard.

# Der erste Mensch und die Erde

von

A. G. Eberhard.

HALLE. 1828.

In der Rengerschen Verlags-Buchhandlung.

KÖNIGL. BIBLIOTHEK DER UNIVERSITÄT
HALLE a.S.

# An Tiedge.

Nimm, o geliebteſter Freund, mein Lied
von dem erſten der Menſchen,
Nimm, als Weihegeſchenk, freundli-
chen Herzens es an!
Längſt in der Bruſt mir lebt' es und klang's
mit vernehmlichen Tönen;

Und Dir war es geweiht, eh' es ge-
ſungen noch war.

Denke der herrlichen Nacht von dem einen
Jahrhundert zum andern,

Wo, bei der Glocken Geläut', fröh-
lich der Becher zerbrach!

Da ſchon hing ich an Dir; hoch ehrt' ich
Urania's Sänger,

Freute voraus mich ſchon Deines ge-
wiſſen Triumphs.

Da in der Bruſt ſchon klang es in mir
mit begeiſterten Tönen,

Dies mein Lied, und es war Dir in
der Stille geweiht.

Doch Dein heiliges Lied, es durchs
drang ſo gewaltig das Herz mir,
Daß unheiliger Art meines alsbald
mir erſchien.
Drum in der Bruſt ſtill hielt ich zurück
die verſchüchterten Töne,
Und ſang, ſcherzend und ernſt, andere
Lieder ſeitdem. —
Viel unterdeſſen erlebte die Welt! Es
geſtaltete Vieles
Anders, gewaltiger ſich, als es der
Klügſte gedacht!
Viel auch gab das Geſchick uns fröhliche,
traurige Stunden,

Deren Erinnerung nie ſtirbt in der fühlenden Bruſt.

Still an der winkligen Stadt hier fließet die Saale vorüber,

Doch manch frohes Geſicht ſpiegelt die Welle zurück.

Denk' ich zurück an die Freude, den Scherz in dem traulichen Kreiſe,

Der uns lange vereint, klopfet mir höher das Herz.

Wie war bieder der Freund, frohſinnig die redliche Freundin!

Kinder, in kindlicher Luſt, lachten und koſ'ten um uns!

Alles vereinete ſich, zu bekränzen mit Roſen die Horen,
Und der erheiterte Sinn neigte zum Herzen das Herz.
Froh hinſchaueten wir auf des Zeitgeiſts würdiges Streben,
Lachten der Afterkritik, lachten der modiſchen Kunſt.
Wir an dem Ufer der Spree warſt Du der äſthetiſche Führer!
Herrliches — Närriſches auch — gab es zu hören, zu ſehn!
Fröhlich entführten wir Dich bis hin an das Ufer der Oder,

Wo, treulos, der Gefährt' ohne den Mantel entfloh!

Her von dem Arno flog Dein ſcherzender Strauß an die Saale,

Und der erwiedernde Scherz folgte zur Tiber Dir nach.

Drauf der bezaubernde Reiz in dem Feeen-Pallaſt Dorothea's,

Welchen die Grazien ſelbſt hatten zum Tempel geweiht!

Endlich Eliſa's gaſtliches Haus am Geſtade der Elbe,

Wo den erfreulichſten Bund ſchloſſen das Herz und der Geiſt!

Oft wallfahrtet' ich hin! mein heiliges Haus zu Loretto
Iſt es geworden, und ſtets hat es den Wandrer beglückt! —
So, vielfarbiger Art, uns blüheten Blumen der Freude!
Laut hier dank' ich dafür meinem erwünſchten Geſchick!
Doch nicht mangelten auch der Cypreſſe betrübende Kränze,
Und viel häusliches Glück ſchwand mit dem Frieden der Welt!
Mir in dem Arm aushauchte den Geiſt die geliebte Louiſe,

Die, voll kindlicher Luſt, eben mit
Dir noch geſcherzt!
Nahe vor mir — ein Blitz aus dem hei-
terſten Himmel! — erfaßte,
Bleichen Geſichtes, der Tod plötzlich
den biederen Freund!
Ach, da traureteſt Du mit den Trauren-
den, treueſten Herzens!
Dein theilnehmender Schmerz hob die
Gebeugten empor.
Mitten im Krieges-Gewühl dicht ſtanden
wir Freunde zuſammen,
Theilend Gefahren und Noth, tröſtlich
Eliſa dabei.

Als des Eroberers Schwerdt tief beugte
die Völker, die Fürſten,
Theilten wir treulich den Schmerz, Ei-
ner dem Andern zum Troſt!
Dann, als rächend der Tag des Gerichts
den Verwüſter ereilte,
Deutſchland, kräftigen Arms, endlich
die Ketten zerbrach:
Laut zujauchzte der Eine die Wonne des
Herzens dem Andern,
Und, theilnehmend, erhob Einer dem
Andern das Herz. —
So vom Geſchick uns Beiden die Bahnen
des Lebens verſchlungen,

Ward mir immer mit Dir lieber und lieber der Bund.

Mehr als den Sänger in Dir noch lernet' ich lieben den Menſchen,

Lieben den trefflichen Freund, hoch in der Treue bewährt.

Gehet, im Laufe der Zeit, ein Freund nach dem andern von dannen:

Schließet ſich feſter das Herz an den Gebliebenen an.

Deckt erſt Silber das Haupt: wird Gold die bewährete Freundſchaft;

Enger und enger der Kreis: ſteiget an Werthe der Freund.

Rückt man tiefer hinein in den Herbſt des
verdüſterten Lebens:
Schaut man ſinnend zurück auf den ent-
ſchwundenen Lenz.
Wie ſich die Bien' in dem Stock noch
labt an dem Honig des Lenzes,
Labet ſich oft mein Herz, ſchauend in's
Leben zurück.
Hell, im verklärenden Glanz holdlachen-
der Jugend, erſcheinet
Manche geliebte Geſtalt oft mir im
wachenden Traum!
Die mich frühe geliebt, die frühe der Tod
mir entriſſen,

Schweben, im Heiligenſchein, hin
durch das Dunkel der Nacht!
Still zu dem Himmel empor dann heben
ſich ſehnende Blicke,
Und das erſchütterte Herz fühlt ſich dem
Himmel verwandt! —
Jüngſt ſo ſaß ich und träumt', in betrüb-
te Gedanken verloren,
Horch! da klang es in mir plötzlich,
wie Ruf zu Geſang!
Hell in dem Geiſt auflebten aufs neu' die
Gebilde, die Töne,
Die, von der Urwelt her, ſchwebten
und klangen in mir.

Doch viel ernſter, als ſonſt, jetzt waren die Töne geworden,
Wie ſich tiefer der Ton ſtimmt in der alternden Bruſt.
Oefter gemahnt an die Nähe des Ziels das hier mir beſchieden,
Schaut' ich, ernſteren Blicks, hin au die Wunder der Welt.
Raſch da nahm ich herab von der Wan die befreundete Leyer,
Griff in die Saiten, und ſang, zah lend veraltete Schuld.
Hab' ich zu ſpät es gethan, mit gelähmt ten Flügeln des Geiſtes:

Mögen die Muſen es mir, mög' es
Apoll mir verzeihn!
War es doch oft, als wollte der Tod mir
die Leyer entreißen;
Doch, ſtill hoffenden Blicks, hielt ich
die tönende feſt.
Ob mich Moſes, Homer, Göttinnen und
Götter verklagen,
Werd' ich hören, gefaßt, komm' ich
zum Orkus hinab!
Frei hin flattert das Lied, ein Schmet-
terling, welcher der Gärten
Mehr, als einen, durchirrt, immer
von Blumen verlockt.

Gönnt mir der Kritikus nicht ſolch freies,
poetiſches Walten
Fern in der Urwelt Raum: ſprech' er
den richtenden Spruch!
Du nur, Theurer, verſchmähe mir nicht
den geweiheten Denkſtein!
Iſt er gering auch: ſteht, klar doch,
„Ich liebe Dich" drauf.
Zeugniß geb' er von uns noch manchem
befreundeten Herzen,
Decket die Erde dereinſt unſern ent-
ſeeleten Staub!

Eberhard.

# Der erſte Menſch
und
die Erde.

# Erſter Geſang.

Viele Jahrtauſende ſind's! Noch thronten die Götter, die alten,
Ueber dem Erdball hoch, der ſtill in der Finſterniß ſchwebte.
Ernſt, auf erhabenem Thron, ſaß, herrſchend, der Vater der Götter,
Um ihn her, in erfreulichem Kreiſe, die edlen Geſtalten
Alle, von denen Homer, der geprieſene, ſpäter geſungen:

Götter, in göttlicher Kraft, Göttinnen, in göttlicher Schönheit,

Friedlich, von Sorgen entfernt, ſich erfreuend des ſeligen Daſeyns.

Aber des Adlers erfreute noch nicht ſich der mächtige Herrſcher,

Juno des Pfaues noch nicht, auch mißte noch Venus die Taube.

„Laßt uns" ſagte der Herrſcher — „zur Kurzweil Weſen erſchaffen,

„Mancherlei Art und Geſtalt, um den Raum hier mehr zu beleben!

„Zwar, uns ſelber genug, nicht braucht's hier neuer Geſchöpfe;

„Aber der göttlichen Macht iſt's würdig, zu ſchaffen, zu herrſchen,

„Um die Beherrſchten an's Ziel höchſt möglichen Glückes zu leiten,

„Sich der Beglückten zu freun, und von ihnen gepriesen zu werden."

So ſprach Zeus; und es lächelten ihm die Verſammleten Beifall.

Gleich dann ging es an's Werk; und ſie formten, mit ſinnigem Eifer —

Jeder behülflich dabei mit den kunſtreich fleißigen Händen —

Eine Geſtalt, hochkräftig und ſchön, von den Göttern ein Abbild,

Schier, als wollten ſie ſchaffen unſterblicher Götter noch einen.

Jeder verſuchte dabei, ſein ihm inwohnendes Weſen,

Der in das Hirn, ein Andrer in's Herz, in die Nerven zu hauchen.

Daß ſich ſelber darnach — wär's auch in trübdunkletem Spiegel —

Jeglicher wiedererkenn' in dem Wesen des fröhlich Erschaffnen.

Als so trefflich geformt nun war das erhabne Gebilde,

Baten sie Zeus, mit allmächtigem Hauch' es in's Leben zu rufen,

Daß ihm werde der Kraft und des höheren Geistes die Fülle,

Wie nur Zeus, der erhabenste Gott, sie zu geben vermochte.

Gnädig herab jetzt stieg er vom Thron, und mit forschendem Blicke

Schauet' er tief in das Herz und das Hirn des Gebildes der Götter.

Aber je länger er schauet' und prüfte, je trüber umwölkte

Sich die erhabene Stirn; dann also schalt er die Bildner:

„Gut nicht habt ihr gethan, ſo künſtlichen Bau
zu bereiten!

„Solcher Natur, ſo hoher Natur nichts würdig
ihr ſchaffen!

„Niedriger Art nur wollt' ich ſie ſehn, die zu-
wünſchten Geſchöpfe.

„Hauchte' ich dieſem den Geiſt, den belebenden,
ein: es gewißlich

„Wurd' es ein Zwittergeſchöpf, halb Thier,
halb ähnlich den Göttern,

„Uneins drum mit ſich ſelbſt, bald trachtend
zu hoch, zu vermegen,

„Bald zu dem Niedrigen hin ſich neigend in
kläglicher Schwäche."

Aber die Götter erfreuten zu ſehr ſich des
ſchönen Gebildes,

Das ſie vollbracht in geſchäftiger Luſt, und be-
gegelten Handen,

Als daß Zeus abmahnendes Wort ſie zu irren vermochte.

Dringender baten ſie nun, je bedenklicher Jener ermahnte,

Wußten, mit heitrem Geſpräch, von der Stirn' ihm die Falten zu zaubern,

Wollten, mit ſchmeichelndem Scherz, ihn feſt bei dem ſchönen Gebilde.

Laut jetzt ward es geprieſen; und bald kann, Allen zur Freude,

Hauchte' ihm Zeus den belebenden Geiſt in das Haupt und die Glieder,

Küßt' ihm Venus die Bruſt, mit dem roſig erglüheten Lippen.

Sieh, da leuchtet' ein Blitz aus den Augen des kräftig Belebten,

Klopft' ihm freudig das Herz in der Bruſt, mit gewaltigen Schlägen,

Schaut' er umher, und verſucht' er allmählich, empor ſich zu richten!

Mars, ihm nahe, ſogleich ihm reichte die kräftige Rechte,

Hob ihn empor, und lehret' ihn aufrecht ſtehn, wie die Götter.

Sieh, da bewegte der Menſch — ſo ward er von Allen geheißen —

Kräftig den nervigen Arm, frei regend die anderen Glieder.

Rüſtig im Saale dahin bald ſchritt er, die Füße zu prüfen,

Machte vertraut mit den Zaubern des Lichts das geblendete Auge,

Horchte nach fremdem Getön, und verſuchte die eigenen Laute.

Durch ungeſtörte Kraft, aus tiefem, betäubtem Schlummer,

Aus tiefster Nacht in das blühendste Leben gerufen,

Trat er, ein Halbgott, freudig daher in den Kreise der Götter,

Freundlich von Allen begrüßt, voll Staunen sie Alle betrachtend.

Nun rief Zeus an die Stufen des Throns ihn, gnädigen Blickes.

„Mensch!“ so sprach er zu ihm — „wir heißen dich Alle willkommen.

„Du, die selbst und den Göttern zur Lust, von den Göttern geschaffen,

„Freue des Daseyns dich! Doch bezähme Verlangen und Wünsche,

„Wenn, mißbilligend, wir die Befriedigung müssen versagen!

„Nimmer vergiß, daß Götter es sind, die dich sich versammeln,

„Daß ihr Wollen es war, was gnädig dem Nichts dich entrufen,

„Daß mein mächtiger Hauch dir Athem und Seele gegeben,

„Daß mein strafender Blitz dich im Nu kann wieder vernichten!

„Nimmer vermiß dich, sträflichen Muths, noch weiter zu streben,

„Als dir steket das Ziel mein ernstlich erwogener Rathschluß!

„Nicht zum Niedern hinab sey deine Begierde gerichtet;

„Aber zu hoch laß nimmer die Wünsch' auch thöricht sich heben!

„Nimmer von Stolz, von verwegenem Trotz, laß je dich verführen,

„Gleich es den Göttern zu thun: sonst stürzst du in Schmach und Verderben!"

Dicht an den Stufen des Throns ſtand, ſtrahlengeblendet, der Hörer.

Aus hochheiliges Haupt, die gebietriſch ergreifende Hoheit

Seiner Geſtalt, und in mächtiger Hand die geflügelten Blitze,

Und der erhabene Thron, heiligänzend in goldenen Strahlen —

Alles verkündete laut, hier throne der höchſte der Götter!

Endlich der Rede Gewalt, ſo ſinn- als ſeelenerſchütternd,

Tönend in's Ohr und in's klopfende Herz des erbebenden Hörers —

Ach, wie hätt' er vermocht, vor dem Hehren, Gewaltgen zu ſtehen,

Ohn' anbetend vor ihm ſich zu beugen in ſtaunender Demuth!

Daß der Erſchaffer es ſey, der Regierer von allem Erſchaffnen,

Daß es der Donnerer ſey, vor welchem erzittre das Weltall,

Innig durchdrungen von heiliger Scheu und von kindlicher Ehrfurcht,

Fühlt' es der Menſch, noch eh' er gehört des Allmächtigen Donner.

Tief demüthig begriff er, wie klein vor dem Throne des Höchſten

Er, der Erſchaffene, ſteh', ein Menſch voll menſchlicher Schwachheit;

Welcher Verehrung Zoll dem gewaltigen Gotte gebühre,

Der den belebenden Geiſt in das Haupt und die Glieder ihm hauchte!

Zitternd am Thron hinkniend, das Haupt auf den Buſen geſunken,

Niedergeſchlagenen Blicks, ſtumm hob er die Hände zu Zeus auf.

Aber es war ſein erſtes Gebet; und verſtehend des Herzens

Schweigend beredtes Gefühl, ließ Zeus ihn bald ſich erheben,

Reicht' ihm gnädig die Hand, und ſagt' ihm gnädige Worte.

Dankbar trat der Entlaſſne zurück aus der Fülle des Glanzes,

Lange, betäubt, noch zu Boden geſenkt das geblendete Auge.

Doch da nahm an die Hand ihn freundlich die Göttin der Liebe,

Fröhlichen Muth einſprechend in's Her; dem befangenen Neuling.

Dann, mit geflügelten Füßen, Merkur ihm nahte behende.

Nannt' ihm jeglichen Gott, und nannt' ihm jegliche Göttin,

Führte zum Saal' ihn endlich hinaus, nach den Götter-Palläſten,

Prächtig erbaut und geſchmückt in dem herrlichen, himmliſchen Raume.

Was für Fülle der Pracht und der Luſt that kund ſich den Sinnen

Da des Erſtaunten! Er ſah und er horchte verwundert nach Allem,

Streckte verlangend nach Dem, nach Jenem die wagenden Hände;

Doch, daß Zeus ihn gewarnt, gleich wieder mit Zittern bedenkend,

Ging er, mit heiliger Scheu, der verführendſten Lockung vorüber.

Solches beſcheidenen Sinnes erfreuten ſich höchlich die Götter,

Nicht mehr fürchtend, es werde, wie Jene prophezeit, ſich zu niedrig,
Oder zu hoch ihr Gebilde, der Menſch, in der Reihe der Weſen
Stellen mit thörichtem Sinn, zur Beſchämung ſeiner Erſchaffer.
Heimiſcher ſahen ſie wohl ihn bald in dem himmliſchen Raume,
Aber verwegener nicht; ſtets nahr' er den Göttern mit Ehrfurcht:
Vielen daher bald ward er der freudig erlorene Liebling.
Kindlicher Unſchuld Heil noch habend im ruhigen Herzen,
Doch in der äuſſern Geſtalt ein jugendlich blühender Halbgott,
Freilich an Alter ein Kind, doch an Gaben des Geiſtes und Körpers

Ein, zu der männlichſten Kraft ſchon reifender rüſtiger Jüngling,
Schien wohl würdig zu ſeyn, der Beglückte, des Kreiſes der Götter.
Alles mit glühender Wiſſensbegier anſchauend und hörend,
Sammelt' er ſchnell der Erkenntniß viel aus dem Munde der Götter,
Lernete Sprache, Geſang, auch Schrift, und anderer Kunſt viel,
Die nur göttlich erhabener Geiſt zu erſinnen vermochte.
So vor Allen Apoll, der begeiſterte Gott mit der Leyer,
Sang ihm Lieder in's Herz, zum Getöne harmoniſcher Saiten,
Daß dem Entzückten die Bruſt hoch ſchwoll in der Glut der Empfindung,

Daß ihm der Sänger erſchien von den ſeligen Göttern der erſte.

So auch ſie, der erhabenſten Weisheit Göttin, Minerva,

Nannt' ihn Zögling, ſtattet' ihn aus mit den herrlichſten Schätzen,

Wie nur ſie zu ertheilen vermocht, Zeus würdigſte Tochter.

Aber der Waffen Gebrauch lehrt Mars ihn, kräftigen Armes;

Grazien tanzen vor ihm; man reicht ihm gaſtlich den Becher,

Daß er des Nektars auch, doch mit ſchüchterner Lippe, genieße.

Welch ein Leben! wie ſelig, wie reich an gewählten Genüſſen!

Lachend, mit Kränzen geſchmückt, ſchwebt jede der Horen vorüber!

Süßes Gefühl unſchuldigen Glücks hebt freudig die Pulſe,
Flügelt den Geiſt, weiht ein in der ſeligen Götter Gefühle,
Ihn, den ſpielend dem Nichts die erſchaffenden Götter entriefen.

## Zweiter Geſang.

Doch nicht ſollte der Menſch, als froher Gefährte der Götter,
Weilen im Himmel! Zu hoch war dort für den Schwachen die Laufbahn!
Koſten nur ſollt' er die Tropfen am Becher unendlicher Wonne,
Sollte den Vorſchmack nur von des Himmels Beſeligung haben,
Daß er in Demuth denke der Götter, ſie lieb', und ſie fürchte,

Daß er zum Himmel hinauf ſtets ſchaue mit ſehnendem Herzen.

Nah' ſchon iſt er dem Ziel, wo Licht und Dunkel ſich ſcheiden;

Doch noch ahnet er nicht, welch' grauſes Geſchick ihm bevorſteht!

Seliger Wahn ſtets dauernden Glückes hebt kühner das Herz ihm!

Sieh, da greifet er dreiſt nach der Leyer des Gottes der Lieder,

Weil er, mit eigener Hand, will Töne den Saiten entlocken,

Töne der ſeligſten Luſt, ſein innerſtes Glück zu verkünden!

Ob ihn Apoll auch ernſtlich gewarnt: nicht läßt er ſich irren!

Wahrlich, er greift, mit verwegener Hand, in die goldenen Saiten,

Die, von dem Gotte berührt, nur willig zu tönen, gewohnt ſind!

Horch! da gellet ein ſchneidender Ton aus der zürnenden Leyer!

Durch den erſchrockenen Saal hin zittert der widrige Mißton,

Schlägt, wo Alles nur war Harmonie, an die Ohren der Götter,

Daß, unwillig, ſie All' aufſchaun nach dem Störer der Freude!

„Hört ihr's?" zürnete Zeus — „das kommt von eurem Gebilde,

„Welches, nicht Thier und nicht Gott, ſteht auf unſeliger Stufe!

„Wär' es ein Thier: nicht hätt' es gewagt, in die Saiten zu greifen!

„Wär' es ein Gott: nicht hätt' er geſtört den harmoniſchen Frieden!

„Fort mit dem Zwittergeschöpf aus dem Saale der seligen Götter!“

Glut im Gesicht, mit beklommener Brust, stand da der Beschämte,

Bebend im ersten Gefühl des unendlich ergreifenden Schmerzes!

„Fort!“ durchtönt' es den Saal noch einmal, drohenden Tones;

Und stumm wankte hinaus, schwer seufzend, der arme Verbannte.

Doch ihm eilete nach, mitleidig, die Göttin der Liebe,

Reicht' ihm freundlich die Hand, und sagt' ihm tröstliche Worte.

Hin nach ihrem Pallast dann führt sie den armen Verbannten,

Räth ihm, büßend die Schuld, hier ruhig und still zu verweilen,

Bis Zeus, minder erzürnt, Fürbitten zu hören, geneigt ſey.

Wieder hinweg dann eilet ſie gleich nach dem Saale der Götter,

Hoffend, durch ſchmeichelndes Wort, zu erflehn dem Verbannten Verzeihung.

Dieſer, allein in der Göttin Pallaſt jetzt weilend und harrend,

Sank, mit betrübtem Geſicht, auf das nächſteinladende Lager.

Roſen- und Myrten-Geſträuch, ſüß duftend aus üppigen Blüthen,

Rankt' an kryſtallenen Säulen hinauf in der offenen Halle;

Süßer, melodiſcher Laut durchſäuſelt die ſchwankenden Zweige;

Frei einathmet die Bruſt den belebendſten, heiterſten Aether:

Bald drum richtete wieder ſich auf der geſtärkte Verbannte,
Hob das geſunkene Haupt, ging ruhig umher in der Halle.
„Gern hier" ſprach er gefaßt — „in bereuender Stille verweil' ich,
„Wie mir die Göttin gebot, bis Zeus mir gnädig vergeben!
„Iſt es doch hier anmuthig und ſchön, einladend, wie nirgend;
„Und kehrt ſie nur zurück, die erbarmende, freundliche Göttin:
„Wird ihr tröſtendes Wort mir vollends erheitern die Seele."
Doch, ſtatt ihrer, erſchien ihr Sohn, der geflügelte Amor,
Bogen und Pfeil in der Hand, auf dem Rücken den goldenen Köcher.

Lächelnden, ſchönen Geſichts, anredet' er freundlich den Menſchen,

Sagt', ihn habe die Mutter geſandt, mit dem Gaſte zu ſpielen,

Um ihm, fröhlichen Muths, zu verkürzen die Stunden der Buße.

„Dich, du Kleiner", erwiedert der Gaſt mit des Spottes Gebehrde —

„Den ich im Saal' kaum habe bemerkt bei den mächtigen Göttern —

„Dich, ein ſpielendes Kind, dich hätte die Göttin geſendet,

„Daß du, kindiſchen Spiels, mir ſollteſt die Stunden verkürzen?

„Soll ich, wie du, kühn ſpannen vielleicht den gewaltigen Bogen?

„Schnellen den ſchrecklichen Pfeil, in die Wette mit dir, nach dem Ziele?" —

„Hätt' es die Mutter mir nicht" ſprach
Amor — „ernſtlich verboten:
„Wollt' ich, mit ſpitzigem Pfeil', gar ſtreng
dich, Spötter, beſtrafen!
„Scheuen die Götter ihn doch, ſelbſt Zeus,
der gewaltige Herrſcher!
„Und du, Zwittergeſchöpf — wie Zeus dich
ſchalt in dem Saale —
„Wollteſt mit mir, dem gefürchteten Amor,
thöricht dich meſſen?"
Zornig entbrannt, griff da der Beleidigte
keck nach dem Pfeile,
Ihn zu entreißen der drohenden Hand, ihn raſch
zu zerbrechen;
Aber das Kind, ein mächtiger Gott, hielt
feſter die Waffe,
Und der Bethörte verwundete ſelbſt an gefähr-
licher Spitze

Sich die verwegene Hand, die blutig vom Kampfe nun abließ.

Spottend entflog aus der Halle der Gott, mit entfalteten Flügeln,

Hielt, im Triumph, den geretteten Pfeil hoch über dem Haupte,

Eilte von dannen, den Feind, den verwegenen, laut zu verklagen,

Dem unterdeß schon, strafend, in's Herz drang glühende Liebe!

Bald trat ein in die Halle, mit eilendem Fuße, die Göttin.

„Unglückseliger!" sprach sie bestürzt — „was hast du begonnen?

„Zeus von neuem erzürnt! und du mit dem Pfeile verwundet!

„Unglückseliger, flieh! Du darfst hier länger nicht weilen!"

Aber entfliehn — wie hätt' er's gemocht, wie hätt' er's gekennt auch?
Feſt an den Boden gebannt, und verloren im ſeligen Anſchaun,
Stand er, und ſah, und dachte nur ſie, die bezaubernde Göttin,
Deren unendlicher Reiz ihn ſo noch nimmer geblendet!
Hatte vom Pfeile die Glut doch ſchon ſein innerſtes Weſen
Zaubriſch durchdrungen, und hatte das Herz ihm ſiegend ergriffen!
Zog es zu ihr allmächtig ihn doch mit Gedanken und Sinnen!
War er mit magiſcher Kraft doch an ſie unzerreißbar gefeſſelt!
Liebe, von ihm noch nimmer empfundene, mächtige Liebe,

Zog zu der Holden ihn hin, zu der Göttin der Lieb' und der Schönheit!

So hat nimmer ein Herz heißglühende Liebe durchdrungen,

Als ſie das ſeine durchdrang, das göttlichen Händen den Urſprung,

Göttlichem Hauche den kräftigen Schlag, das Empfinden verdankte.

So war nimmer verklärt ein Auge vom Zauber der Liebe,

Als es das ſeinige war, anſchauend die reizende Göttin,

Und mit dem trunkenen Blick um Erhörung, Erwiederung flehend.

Nimmer in ſchöner Geſtalt hat Liebe geworben um Liebe,

Als hier, werbend durch ihn, den ſelber die Götter gebildet!

Nie hat zärtliches Flehn ſich ergoſſen in ſchönere Worte,
Als er ſprach, den göttliche Sprache die Götter gelehret!
Konnt' ihm zürnen die Göttin, die freundliche Göttin der Liebe,
Deren verführender Reiz den Verwegenen hatte bezaubert,
Deren bethörender Sohn ihn hatte zum Streite verleitet?
Nein, ſie zürnet' ihm nicht; ſie mahnt nur, ernſteren Tones,
Daß er ſich nicht in betrübtes Geſchick ſelbſt freventlich ſtürze,
Daß er, beſonnen und ſtark, die Gefühle des Herzens bezähme.
Fruchtlos aber verhallten die mahnenden Worte der Göttin.

„Meine Gefühl' — iſt's möglich!" erwidert' er — „ſoll ich bezähmen!

„Als mir Zeus einhauchte den Geiſt in das Haupt und die Glieder,

„Warſt nicht du es, o du, die, zauberiſch, mit roſiger Lippe,

„Mir in den Buſen geküßt des Gefühls hochlodernde Flamme?

„Darf's dich wundern — o ſprich! — daß hin ſich die Flamme nach dir neigt,

„Reizendſte Göttin, nach dir, von welcher die göttliche ſtammet?

„Iſt's denn möglich, zu ſehn dein holdes, bezauberndes Weſen,

„Ohne für dich zu erglühn, in dem ewig gefeſſelten Herzen?

„Ach, drum zürne mir nicht, du, der ich auf immer gehöre!

„Will ich doch gern aus dem glänzenden Saal, von den Göttern verbannt ſeyn,

„Darf ich in deinem Pallaſt, nur hier in der Halle, verweilen!

„Freudig vergeß' ich um dich ſie alle, die andern Geſtalten,

„Die, Göttinnen genannt, doch mit dir nicht meſſen ſich können!

„Haßte mich Zeus, ja haßten mich alle die übrigen Götter,

„Wär' ich von dir nur geliebt: nicht ſollten ſie Alle mich kümmern!

„Lächelteſt du mir hold: ſtets hätt' ich der Seligkeit Fülle!

„Zärtliche Worte von dir, wie zauberiſch müſſen ſie klingen!

„Zaubriſcher, als der Geſang und die Leyer des Gottes der Lieder!

Küsse von dir, von den rosigen Lippen der Göttin der Liebe,

Süßer, als Nektar, müssen sie seyn! o sie würden zum Gotte

Schnell mich zaubern! das klopfende Herz mir sagt es und fühlt es!"

Also sprach es, kühn neigt' er die Lippen der Göttin entgegen.

Sie, ernst sinnenden Blicks, und verloren in trübe Betrachtung,

Solchem Beginnen die übrigen stets zu entziehen, versäumte.

So ihm glückte die That, die verwegne, zu seinem Verderben;

Denn der entzückende Kuß, für ihn der berauschende erste,

Wie ein elektrischer, wenniger Schlag durchzuckt' er die Nerven,

Setzt' er in Flammen noch mehr das erzitternde Herz des Bethörten!

„Ha! jetzt bin ich ein Gott!" so rief er, frohlockenden Tones —

„Selig zum Gott jetzt weihet mich ein die entzückendste Wonne!"

Aber, erschreckt und erzürnt, schalt also die Göttin den Kühnen:

„Frevelnder Thor! du bist kein Gott! ich aber, die Göttin,

„Bin die Gemahlin Vulkans, des gefürchteten Gottes des Feuers!

„Flieh, Unglücklicher! flieh! und vermiß so nimmer dich wieder!"

Eh' er, betäubt, ein flehendes Wort noch zu finden vermochte,

War sie entflohn, zum Pallaste hinaus, die beleidigte Göttin.

Sehnende Arm' ausſtreckte der Menſch, rief zärtliche Worte

Dann der Entſchwundenen nach; doch blieb ſein Flehen vergeblich!

Aber — „Sie liebt mich!" ruft er alsbald, laut jauchzenden Tones!

Gleich dann eilt er ihr nach, in den Saal der verſammelten Götter,

Die, voll Staunen, ihn ſehn eintreten, den kühnen Verbannten.

Hin zu dem Throne des Zeus jetzt tritt er, mit folgenden Worten:

„Vater der Götter, vergieb! Mich treibt unbezwingliche Sehnſucht

„Her in den glänzenden Saal, aus dem dein Zorn mich verbannt hat!

„Sieh mein klopfendes Herz! ach, mache zum glücklichen Gott mich!

„Venus lieb ich! Mit ihr, o mit ihr" —
schnell mußt' er verſtummen,
Denn, mit gehobenem Arme, gebot ſchon Zeus
ihm, zu ſchweigen.
„Still, wahnſinniger Thor!" rief laut die
erſchrockene Göttin;
Aber Vulkan, zornglühend, ergrimmt, rief:
„Fluch und Verderben
„Ueber das Haupt des Verbrechers!" und hoch
auf hob er den Hammer.
Da, wahnſinnig, des Kriegsgotts Waffen er-
griff der Bedrohte,
Wollte, verwegenen Muths, zur Wehre ſich
ſtellen dem Gotte!
Aber der zornige Zeus, auf hebt er die ſtra-
fende Rechte,
Und der geflügelte Blitz fliegt hin nach dem
kühnen Verbrecher!

Wild auf jauchzet Vulkan, die Vernichtung des Feindes erwartend,

Während den Saal laut füllte der Ruf allgemeinen Entsetzens!

Schreckengelähmt, in entseelender Angst, stand da der Verbrecher!

Hätte Minerva, mit deckendem Schild', ihn mächtig beschützt nicht,

Wär' er, vom Blitze des Zeus, auf immer vernichtet gewesen!

## Dritter Gesang.

Stimme zur Klage dich, Lied, das erst den Beglückten besungen,
Das noch länger so gern in den Räumen des Himmels verweilte!
Stimme zur Klage dich, Lied, um die schönsten, verlornen Freuden!
Senke dich hin in die Tiefe der Nacht, in die Tiefe des Jammers!
Stimm' in den traurigen Ton des Verzweifelnden, schrecklich Verstoßnen!

Welcher Tumult wogt jetzt in dem Saal der versammelten Götter!
Gegen und für den Verbrecher erheben sich Stimmen um Stimmen!
So war nimmer der Friede gestört in dem Kreise der Götter,
Als er gestört jetzt war durch des Menschen verwegnes Beginnen!
Selbst der erhabenen Tochter, der Weisheit Göttin, Minerven,
Zürnete Zeus, daß gegen den Blitz den Verbrecher sie schützte.
Venus eilte zum Vater, und flehte um vergebende Gnade;
Selber Apoll und Diana bestürmten den Herrscher mit Bitten;
Aber der wilde Vulkan schwur nimmerermüdende Rache;

Mars auch zürnete ſtreng dem Entweiher der göttlichen Waffen;

Amor aber, der Schalk, ingeheim nur lachte des Zwieſpalts.

Niedergeſenkt zwar hatte die Hand mit den Blitzen der Herrſcher,

Weil er das kindliche Aechzen nicht ganz zu verdammen vermochte;

Doch die gefaltete Stirn und die furchtbar drehenden Blicke

Zeigten, wie heftig der Zorn ſein hohes Gemüth noch bewegte.

Dann, mit dem ſtreng unerbittlichen Ernſt des gefürchteten Richters,

Schweigen gebietend verher, aus ſprach er das ſtrafende Urtheil:

„Sey er auf ewig verbannt aus unſerm geweihten Kreiſe!

„Daß er verſchwun den von uns auf immer, der kühne Verbrecher,

„Der unwerth ſich zeigt der beglückenden Gnade der Götter!

„Gab' ich dem Flehn auch nach, mit dem Blitz' ihn nicht zu zerſchmettern:

„Darf der Verbrecher doch nicht der verdienten Beſtrafung entgehen!

„Auf, ſtürm' ihn hinab auf den Schwingen von einem der Diener,

„Denen als Gott du befiehlſt! Laß eilig hinunter ihn ſtürzen,

„Dort in die Finſterniß tief, auf den traurigen Klumpen, den Erdball!

„Dort, dort büß' er die Schuld, denn ſtrenge Beſtrafung gebühret ihm!"

Kaum dies hatt' er geſagt, der erzürnete Zeus, und es führte

Aeolus schon zu dem Saale hinaus den betäubten Verbannten,
Der, im Gefühle der Schuld, stumm, niedergeschlagenen Blickes,
Hatte gestanden, in Furcht und in Zittern erwartend das Urtheil.
Banges Entsetzen ergriff, als die goldenen Thüren des Saales
Ach, sich auf immer geschlossen für ihn, fast alle Gebliebnen.
„Wehe dem Armen!" erklang's, theilnehmend, von schüchternen Lippen,
Aber des Urtheils Strenge zu tadeln, vermaß sich doch Niemand.
„Weh' ihm!" klagten, mit traurigem Blick, Göttinnen und Götter,
Denn wie entsetzlich der Erdball sey, das wußten sie Alle;

Grausenerregend erschien drum Allen die Straf-
des Menschen.

Als ein verworfener Klumpen, mit ewigem
Fluche beladen,

Schwebt' im unendlichen Raume, den Göttern
ein Greuel, die Erde;

Denn, boshafter Natur, ein Dämon, un-
tergeordnet

Freilich dem Zeus, doch nimmer vertilgbar,
hatte zum Wohnsitz

Schon sie erkoren, bevor sein Werk der Erschaf-
fer vollendet.

Da stieß Der sie hinweg aus der Reihe der
herrlichen Welten,

Die er auf's schönste geschmückt, und mit glück-
lichen Wesen bevölkert,

Daß ihr Anblick nimmer die Augen der Götter
beleid'ge.

So nun schwebte sie noch, roh, wie sie entstiegen dem Chaos,
Freudlos, ohne lebendigen Schmuck von Thier und von Pflanze,
Ein unförmlicher Ball, voll grausiger Höhen und Tiefen.
Niedrige Geister allein, in gespenstische Hüllen gekleidet,
Lichtscheu, freudeberaubt, nur Schrecken erregend und Abscheu,
Hauften in Klüften, durchschlichen die Thäler, umflogen die Berge,
Tonlos, ohne Genuß hinschleppend das traurige Daseyn.
Dieser entsetzliche, weit von den Göttern geschiedene, Erdball
Sollte der Wohnort seyn für den armen, verstoßenen Menschen!

Sturmwindsfittige rissen ihn fort aus dem Raume des Himmels,
Rissen gewaltig ihn fort, in entathmender, schrecklicher Schnelle,
Unabsehliche Weiten hinab, tief, tiefer und tiefer,
Dunkler und finstrer bis hin auf die traurig umnachtete Erde!
Wild auffahren und flogen umher die gespenstischen Wesen,
Auf von den Sitzen geschreckt durch des Sturmwinds schreckliches Toben,
Das sie noch nimmer gehört, das alle mit Grausen erfüllte.
Möchten sie fliehn auf den Berg, in das Thal: es erreichte der Sturm sie,
Jagte sie wild, in entfesselter Wuth, mit den brausenden Flügeln,

Wie sie, müde gejagt, sich in tiefsten Hecken verbargen.

Lange bewußtlos lag auf dem harten Gestein der Verdammte.

Aber der Sturm aufrüttelt auch ihn, wild brausend und heulend,

Ruft in's erschreckene Ohr ihm laut sein höhnendes Wehe,

Braust ihm zu den bestrafenden Fluch der erzürneten Götter,

Heult ein schreckliches Lied von dem nächtlichen Greuel des Erdballs,

Heult Melodieen, im schneidendsten Ton, zu den Klagen des Armen!

Dieser, mit Leben erwacht aus der langen, betäubten Betäubung,

Schnell zum Gefühle gebracht, welch schrecklich's Los ihn getroffen,

Wild auffahrend, verklagt' er ſich ſelbſt und verklagt' er die Götter,

Schalt ihn grauſam, den zürnenden Zeus, ſchalt grauſam Minerven,

Daß ihr deckender Schild dem vernichtenden Blitze gewehret;

Und, laut frevelnd im Schmerz der beſinnungsloſen Verzweiflung,

Rief er zu Zeus, ſchnell einen der Blitz' auf's Haupt ihm zu ſchleudern,

Welcher, erbarmungsvoll, von des Daſeyns Fluch ihn befreie.

Aber es kam kein reinender Blitz! Es verhallte der Frevel

Schwach im Gebenke des Sturms, und drang nicht auf zu dem Himmel!

Als, mit ermüdetem Zittig, der Sturm nun ruhete ſchweigend,

Als todtſtill nun wieder es war auf dem traurigen Erdball,
Klagende Seufzer nur noch aus der Bruſt des Verzweifelnden ſtiegen,
Kamen ſie wieder hervor aus den Höhlen, die flücht'gen Geſtalten,
Lauſchten umher, leicht ſchwebenden Tritts, und vernehmend die Seufzer,
Flohen und nahten ſie bald, bald flohen und nahten ſie wieder,
Solches Getön nicht gewohnt, ſcheu ſchwankend in Furcht und in Neugier.
Dreiſter geworden indeß im Belauſchen des friedlichen Fremdlings,
Der in der Finſterniß nicht von der Stelle zu gehen vermochte,
Kamen ſie näher und näher, umſchwankten ihn enger und enger,

Streiften mit luft'gen Gewanden, berührten mit luftigen Gliedern,

Prüfend, die neue Geſtalt, fremdartigen Stoffes und Weſens.

Ohne zu wiſſen, wovor, ſchrak da der Berührte zuſammen!

Eiskalt fuhr es, er wußte nicht, wie, durch Mark und Gebein ihm!

Schauer von außen, und Schauer von innen durchbebt' ihn gewaltſam!

Mehr, als des Sturmes Geheul ihn zuvor mit Schrecken erfüllte,

Schreckt', unheimlicher Art, ihn ſolch todtſtilles Berühren!

Jetzt aus ſtreckt' er die Hand, zum ſchüchternen Suchen und Greifen;

Aber umſonſt ſein banges Bemühn, ſein Lauſchen und Suchen!

Todtſtill immer berührt, nichts konnt' er doch finden und faſſen.

Bebenden Athems und Ton's, jetzt rief er und fragt' er: „Wer ſeyd ihr?

„Stehet mir Red', und weilet bei mir, ihr flüchtigen Weſen!

„Bleibt theilnehmend bei mir! laßt freundliche Worte des Troſtes,

„Laßt nur Laute mich hören, vernehmliche, freundliche Laute,

„Daß mich die ſchreckliche Qual der entſetzlichen Stille verlaſſe!"

Kein antwortender Laut gab aber Gewährung der Bitte!

Todtſtill blieb es umher; und geſchreckt von der Stimme des Fragers,

Waren entflohn, in verworrener Haſt, die geſpenſtiſchen Weſen.

Finſter und ſtill, tief finſter und ſtill, als wäre des Todes
Ewiger, ſchrecklicher Thron die verworfene, traurige Erde,
War es und blieb es ringsum nun länger und länger, als ſollte
Ewig der Menſch ſo büßen die Schuld, in unendlichem Jammer!
In zunehmender Qual jetzt flucht' er der Stille, dem Dunkel,
Fuhr dann, plötzlich erſchreckt von dem eigenen Fluche, zuſammen,
Warf auf den Boden ſich hin, laut rufend: „Vernichtung! Vernichtung!“
Schweigend verzieht das verwegene Wort dem Verſtoßnen die Götter,
Mitleid habend mit ihm! Und damit ihm Linderung werde,

Schwebte zur Erde des Schlafs barmherzigen Genius nieder,

Drückte die Augen des Klagenden zu, mit vergessendem Schlummer

Ruh' in das zagende Herz des Verzweifelnden endlich zu bringen.

Holder, erquickender Schlaf, mildlächelnder Bote vom Himmel!

Unglückmildernder, zaubrischer Schlaf! Wohlthäter des Menschen!

Daß dich haben zur Erde die Götter, erbarmend, gesendet,

Welch ein Tröster, in Noth und in Schmerzen der Seel' und des Körpers,

Ist hiedurch, in des Unglücks Nacht, dem Gequälten gegeben!

Siehe, da ruht auf dem rauhen Gestein, als läg' er auf Rosen,

Regungslos, der entſchlummerte Menſch, mit geſchloſſenen Augen,

Innen lebendig genug, doch ohne Gefühl und Bewußtſeyn.

Nichts mehr weiß er von Noth und von Qual; und die äußere Stille,

Der er geflucht, jetzt ſchirmt ſie dem Schläfer den inneren Frieden.

Doch ihm ſollt' auf dem rauhen Geſtein noch Schöneres werden!

Noch ein Genius ſchwebte herab, als Bote vom Himmel!

Er, der phantaſtiſche Traumgott, war's, der allmächtige Zaubrer,

Der in die ſchwärzeſte Nacht weiß himmliſche Blumen zu ſtreuen,

Der in's zerriſſenſte Herz, bringt herrlichſter Seligkeit Fülle.

Wird auch himmliſche Wonn' auf der Erde dem Menſchen zu Theil nicht:

Haben des Traums ſüß täuſchendes Glück ihm die Götter gegönnt doch.

Schnell den Betrübteſten hebt ein ſeliger Traum in den Himmel,

Zaubert ihn hin an's entfernteſte Ziel heißglühender Sehnſucht,

Zaubert zum Gott Den, der ſich verlaſſen geglaubt von den Göttern.

Welch ein ſeliges Lächeln umſchwebt des Entſchlummerten Lippen!

Sieh, es verkündet des herrlichſten Traums ungeahnete Wonne!

Wähnt er ſich doch auf's neue verſetzt in die Räume des Himmels!

Weiß er doch nichts von der Erd' und von ihrer entſetzlichen Nacht mehr!

Himmlischer Aether und himmlisches Licht überströmen ihn freudig!

Venus führet ihn selbst in den Saal der versammleten Götter!

Lange zwar schauen die Götter ihn an, und Keiner begrüßt ihn;

Aber sie zürnen doch nicht, sie winken zum Throne des Zeus ihn.

Still schaut dieser ihn an, mitleidigen, prüfenden Blickes —

Da, im Gefühle der Schuld, stürzt wenig der Wiedergekehrte

Nun an den Stufen des Throns, bang flehend um Gnad' und Vergebung!

Da — o der Wonne für ihn! — Zeus reicht die vergebende Hand ihm,

Nennet ihn Sohn, schließt, liebebewegt, in den mächtigen Arm ihn;

Und jetzt eilen herbei Göttinnen und Götter, und schließen

Auf' in den Arm den Entzückten, zur Feier der schönen Versöhnung!

Seliger, seliger Traum! So hatte den wirkliche Himmel

Nie den Beglückten beglückt, als jetzt der erträumte den armen,

Jammerbeladnen, vom Himmel verstoßenen Schläfer beglückte!

Herrlicher Traumgott, du, du brachtest zuerst auf die Erde

Seligen Glückes Gefühl, und machtest verwandt sie dem Himmel!

# Vierter Gesang.

Endlich erwacht aus dem seligen Traum, aufschlug er die Augen,
Sah nach den Göttern umher, und horchte nach ihren Gesprächen.
Doch kein tröstlicher Ton unterbrach die beklemmende Stille,
Und, statt himmlischen Glanzes, umgab ihn Finsterniß wieder!
Kennend des Traumgotts Zauber noch nicht, fest glaubt' er, im Himmel

Wieder geweſen zu ſeyn, feſt glaubt' er auf's neue verbannt ſich.

Neuer, unſäglicher Schmerz drang tief in's erſchreckende Herz ihm;

Aber es war nicht mehr, wie zuvor, der verwegene, wilde,

Der ſich in Frevel ergoß, und verzweifelnd Vernichtung begehrte —

Sanfterer Schmerz jetzt war's, wehmüthiger, reuig ergebner.

Sah er zurück auf die Bahn, die ſonſt er glücklich gewandelt,

Mußt' er die Gnade des Zeus und der übrigen Götter erkennen,

Mußt' er ſich ſelbſt der Verſtoßung Schuld beimeſſen in Demuth.

Hatt' ihn Zeus nicht ernſtlich gewarnt, erſt milder beſtraft ihn,

Eh' der geſteigerten Schuld die geſteigerte Züchtigung folgte!

Hell in der Finſterniß ſtand vor dem innern Auge der Seel' ihm

Seine hochheil'ge Geſtalt und die goldenen Strahlen des Thrones;

Und er dachte des frommen Gefühls, wie, niedergeſunken

Vor dem erhabenen Thron', er betete ſchweigenden Mundes;

Dachte, wie Zeus ihn verſtand mit dem herzendurchſchauenden Geiſte,

Gnädig die Hand ihm reicht', und gnädige Wort' ihm ſagte.

Warm dankbares Gefühl und kindliches, frommes Vertrauen

Flammten im Herzen ihm auf; aus ſtreckt' er die Hände zum Himmel,

Und auf's rauhe Geſtein hin kniet' er und betete alſo:

„Vater! o Vater! — ich nenne dich ſo; du nanntest ja Sohn mich! —

„Vater im herrlichen Himmel, aus dem ich Armer verbannt bin,

„Ach, nur einen der Strahlen von Deinem erhabenen Throne

„Sende herab, die entſetzliche Nacht hier mild zu erhellen!

„Der du Leben und Geiſt mit allmächtigem Hauche mir ſchenktest,

„Durch ein Zeichen der Huld nur tröſt' und beglücke mich wieder!

„Schlimm wohl hab' ich gefehlt! Ich habe dich ſträflich beleidigt,

„Hab' unwerth mich gezeigt, in dem Saale der Götter zu weilen;

„Aber es reut, o es reut mich tief! und, ohne zu murren,

„Will ich, mit kindlichem Sinn, ſtill dulden verdiente Beſtrafung.

„Nur auf ewig verbanne mich nicht aus dem Kreiſe der Götter!

„Sey barmherzig, o Zeus! nicht laß mich gänzlich verderben!

„Mildre die Qualen, die Schrecken, die hier mich grauſam umgeben!

„Nimm mich, wenn ich genug hier habe gebüßt auf der Erde,

„Nimm mich, väterlich mild, dann wieder hinauf in den Himmel!

„Hier nicht — droben bei dir, dort, dort iſt die ſelige Heimath!"

Mehr noch wollt' er, bewegten Gemüthes, inbrünſtiglich beten;

Aber es ſtockte die Stimme. Des erſten, verſtummenden Weinens
Sanft wohlthät'ges Gefühl ſtrömt' aus in den heißeſten Thränen,
Halb von dem bitterſten Schmerz, und halb von der freudigſten Hoffnung
Ihm aus den Augen gepreßt, daß über die Wangen hinunter,
Hin auf das kalte Geſtein der umnachteten Erde ſie ſanken.
Fruchtlos ſann er, woher ſein Auge die Tropfen genommen,
Denn noch wußt' er ja nicht, daß ohne das Opfer der Thränen,
Nach des Allmächt'gen Beſchluß, kein Menſch kann weilen auf Erden.
Aber er fühlte den Schmerz in der Bruſt ſo tröſtlich gemildert,

Daß er wähnte, ſie wären herab von dem Himmel geträufelt,

Als ein Zeichen der Huld und Erhörung ſeines Gebetes. —

Weithin ſchauen die Augen und hören die Ohren der Götter:

Drum in der finſterſten Nacht auch nichts bleibt ihnen verborgen.

Als nun, traurenden Herzens, die Göttin der himmliſchen Liebe

Schaut' auf den Menſchen hinab, und vernahm ſein Klagen und Weinen,

Sank ihr ſelber, der Göttin, aus leuchtendem Auge die erſte,

Heilige Mitleidsthrän', ein Juwel hellleuchtenden Glanzes.

Zeus, dies ſehend, allmächtigen Fingers berührt' er die Thräne,

Ließ, im Verſinken, ſie wachſen zum dauern-
den, ſtrahlenden Sterne,
Dann ihm weiſend die Bahn um die traurig
umnachtete Erde.
Als urplötzlich der Menſch nun ſah aus der
finſteren Ferne
Strahlen den herrlichen Stern, auf jauchzt' er
in lautem Entzücken.
„Strahlen vom Himmel, o ſeyd mir gegrüßt!"
ſo rief er frohlockend —
„Ach, euch ſendet herab, mitleidigen Herzens,
die Liebe!
„Das ſind Strahlen, ich fühl' es, aus ihren
erbarmenden Augen!
„Venus nenn' ich dich Stern, dich Boten
der gütigſten Göttin!
„Nicht mehr bin ich verlaſſen! Die Götter er-
barmen ſich meiner!

„Ewig geprieſen von mir ſey Zeus, der Allmächtige, Hohe!“

Da, mit allmächtigem Wink, ließ Zeus aus der finſteren Tiefe

Höher und höher die Erd' aufſchweben, bis hin in die Räume,

Wo Myriaden von Welten einander, mit glänzenden Strahlen,

Freundlich begrüßen, als Kinder von einem allwaltenden Vater.

Als, unaufhaltſamen Flugs, nun ihnen die Erde ſich nahte:

Welch ein Zauber! es trat ein ſchimmernder Stern nach dem andern

Tief aus dem Dunkel hervor, und entzückte das Auge des Menſchen.

„Jupiter! Juno! Merkur! Mars! Pallas!“ benannt' er ſie freudig,

Jeder ein Bote für ihn von einem der gütigen Götter.

Doch als immer ſich mehrte die Zahl der erſcheinenden Sterne,

Daß er nicht mehr, ſie mit Nahmen zu nennen, zu zählen, vermochte,

Nannt' er Himmel ſie alle, ſich freuend des himmliſchen Glanzes,

Den, in unzähligen Strahlen, herab auf die Erde ſie ſandten.

Aber auf dem doch weilet' am liebſten und längſten das Auge,

Den er am erſten erblickt, auf dem Sterne der Göttin der Liebe.

Mild aufdämmernder Schein goß jetzt ſich über die Erde;

Forſchend umher drum ſchaute der Menſch nach den Formen und Farben

Seiner Umgebung, verſuchte zu gehn, und ſich Nahrung zu ſuchen.

Doch nicht Formen, noch weniger Farben vermochte das Auge

Deutlich zu ſehn; unebener Boden verſtörte zum Straucheln;

Und nicht Speiſe, noch Trank bot irgend die ärmliche Erde.

Da trat Venus bittend zum Thron des beſänftigten Herrſchers;

Und er gebot, daß, eilenden Flugs, ein Diener der Götter

Nahrung trage hinab, daß eine der holden Najaden

Labenden Trank, aus kryſtallener Urn', ihm biete die Fülle.

Deſſen erfreute der Menſch ſich ſehr; er genoß von der Speiſe,

Schöpft' aus dem rieſelnden Quell, der dicht
vor den Füßen ihm hinfloß,
Trank, und dankte den Göttern, die ſeiner
ſich wieder erbarmet.
Aber der ſprudelnde Quell, her lockt' er auf's
neu' die Geſpenſter;
Und, in der Dämmerung Schein, jetzt kannte
der Menſch, mit Entſetzen,
Sehn, mit dem Todtengeſicht, die verwelkten,
umſtorten Geſtalten,
Wie ſie erſchienen, verſchwanden, die dürren
Gebeine bewegten,
Oder, wie Leichen erſtarrt, hohläugig die
Wellen belauſchten.
Schauder, noch nimmer empfundener Art, drang
da in die Seel' ihm,
Und furchtbarer erſchien ihm ſeine Verbannung,
als jemals.

Da zu Vulkan, dem erzürnten Gemahl, hin eilete Venus,

Bat ihn, Feuer hinab auf die nächtliche Erde zu senden,

Daß, lichtscheu, von dem Menschen hinweg die Gespenster entflöhen,

Daß ihm der Frost nicht quäle, der Fuß nicht strauchle beim Gehen.

Drob auf brauste Vulkan! Er verwarf's, Dem Hülfe zu bringen,

Welchen er haßte; doch Zeus ihm winkte den ernsten Befehl zu.

Drum auf fuhr er ergrimmt! Und er stürzte hinab auf die Erde,

Schlug mit dem Hammer, gewaltigen Schlags, in die Berge, die Thäler!

Rings um die Erde herum, wild warf er in Thäler und Berge

Hochauflodernde Flammen, des Zorns blindwütende Diener.

Hell aufleuchtet' alsbald — für die Erd' ein glänzendes Wunder —

Hoch von der Spitze des nahen Gebirgs ein gewaltiges Feuer.

Flugs in die finsterſten Höhlen entfliehn die verſcheuchten Geſpenſter;

Aber der Menſch, gleich wieder gefaßt nach leichtem Erſchrecken,

Grüßte, mit freudigem Ruf, die Erſcheinung des flammenden Berges.

Hell jetzt ſah er den Boden, auf dem er, zerriſſenen Herzens,

Hatt' in der finſterſten Nacht, anklagend die Götter, geſtanden.

Wie war innig das Herz ihm bewegt von Dank und von Freude,

Daß ihm die Wonne des Sehens, des Lichts jetzt wieder geworden!

Wie war Alles ihm neu, was staunend die Augen erblickten!

War es auch weit von den Zaubern der himmlischen Räume verschieden,

War, was hier ihn umgab, doch mächtig ergreifenden Anblicks.

Hoch auf waren gethürmt Felsmassen gigantischer Größe,

Trotzten, verworren gelagert, in roh großartiger Urform,

Tief durch Klüfte zerrissen, den nahen, verderblichen Einsturz,

Starrten einander entgegen mit riesigen Zacken und Kronen,

Zeugen des Gährungskampfs bei des Erdballs wilder Gestaltung.

Hell von dem Feuer beglänzt verſpringende Flächen und Ecken,

Prangten mit röthlichem Schein auf der uralt-düſtern Bekleidung,

Ließen daneben die Kluft noch dunkler und tiefer erſcheinen.

Solch Helldunkel, wie hier, ſolch wildes, erhabnes Gemälde

Hat nie wieder hernach ein menſchliches Auge geſehen,

Denn nur ihm, der zuerſt, ein Verſtoßner, die Erde betreten,

War es beſchieden, zu ſehn ſolch Schauſpiel, prächtig und ſchrecklich,

Wie es der Urferm rieſiger Bau nur konnte bereiten.

Staunenden Blicks jetzt ſchaut' er hinauf an gigantiſchen Pfeilern,

Hoch und kühn ſich erhebend, als wollten den Himmel ſie tragen,

Schaut' er hinab dann tief, in die nicht zu ermeſſenden Tiefen

Senkrecht fallender Klüft' und ſchräg ablaufender Thäler,

Ruhend im Schatten des Bergs, kaum ahnend die Helle der Höhen.

Als er geſchaut, und wieder geſchaut, in die Näh' und die Ferne,

Wuchs das Verlangen in ihm, noch weiter zu ſchaun und zu forſchen,

Kennen zu lernen, ſo weit er's vermöchte, der Erde Geſtaltung;

Denn in dem glänzenden Schein von dem weithin ſtrahlenden Feuer

Hofft' er, gefahrlos jetzt weit wandern und forſchen zu können.

Aber hinweg ſchon lenkend den Schritt von der wichtigen Stätte,
Die ſein Klagen gehört, ſein freudiges Rufen vernommen,
Die er mit Thränen geweiht, mit Gebeten zum Herrſcher des Weltalls,
Zog er den eilenden Fuß gleich wieder zurück nach der Stelle,
Die ſo theuer ihm war durch Schmerz, durch Freude geworden.
Sinnenden Blicks hin ſchauet' er lang' auf die heilige Stätte,
Und daß, kehrt' er zurück, er ſogleich ſie wiedererkenne,
Wälzt' er darauf, randkantig und ſchwer, ein mächtiges Felsſtück.
Jetzt hin trat er zum Quell, rothglänzend im Scheine des Feuers,

Schöpfte ſich labenden Trank, nach hart angreifender Mühe;

Raſch dann ging er hinweg, zu beginnen die muthige Wanderung.

# Fünfter Geſang.

Kraftvoll ſtieg er bergan auf rauhem, beſchwerlichem Wege,
Nie aufgebend das Ziel, ſich zu nahen dem wachſenden Feuer;
Aber verdeckt von Thälern und Höhn, ab ſchweift' er zur Seit' oft,
Weilt' oft längere Zeit, ſich an neuer Geſtalt zu ergötzen,
Daß ihm immer noch fern die entzündete Spitze des Bergs blieb.

Endlich das Ziel feſt faſſend auf's neu' in
das forſchende Auge,

Lenkt' er den Gang jetzt, raſcherem Schritte,
nach der ſteileren Höhe.

Aber gehemmt ward plötzlich der Fuß von ent-
ſetzlichem Schrecken!

Nieder hinauf, noch hinunter vermochte der
Wanderer zu ſteigen!

Tiefer und tiefer hinab in die nackten Ge-
klüfte der Erde

Hatte der wilde Vulkan ſich geſtürzt mit dem
glühenden Hammer,

Dort zu bereiten den Herd für nimmer er-
löſchne Gluten.

Hoch auf ſchwang er den Hammer zu tausend
erſchütternden Schlägen,

Ob von den Wänden zu ſeh'n brennbaren Ge-
ſteines die Fülle.

Erdreich, Schwefel, und was ſonſt dienen dem Feuer, kommt zum Feuer,

Hieb er in Maſſen herab, daß weiter und weiter die Höhlen,

Tiefer und tiefer hinab in das Innre der Erde ſich dehnten.

Als er des Brennſtoffs nun unermeßliche Maſſen geſchichtet,

Schleudert' er Flammen hinab von der brennenden Spitze des Berges.

Horch! da begann es alsbald tief unten zu brauſen, zu ſieden,

Lauter und lauter mit dumpfem Geächz' und mit rollendem Donner!

Schwer aufſeufzte die Erd', und begann zu erzittern und beben,

Daß, gleich Wogen im Meer, der erſchütterte Boden bewegt ward.

Erde, da schwankten die Felsen, wie Blume, vom Winde geschaukelt,
Barsten krachend entzwei, zum Ausbruch neuer Geklüfte,
Stürzten zusammen, und rollten in schwer unförmlichen Blöcken,
Langsam zuerst, dann schneller und wilder hinab in die Thäler,
Was aufhalten sie wollte, verwüstend, sich selber zerstörend,
Und mit verstärktem Gekrach aufweckend die schlafende Echo,
Daß von Gebirg zu Gebirg hin hallte die donnernde Kunde.

Doch in den Höhlen des Bergs fort braust' es, und kocht' es, und braust' es
Stärker empor, daß Qualm, daß Flammen und gährende Ströme,

Furchtbar wachsend in Maß' und in Kraft,
wild suchten den Ausweg,
Hoben und sprengten die Spitze des Bergs,
bis zusammen sie stürzte,
Und das zerborstne Gestein, im Versinken,
verstopfte die Oeffnung.
Jetzt war plötzlich erloschen des Bergs frei lo-
dernde Flamme!
Schwarz lag wieder die Nacht ringsum auf
Bergen und Thälern!
Stille des Grabes umher! Und des Menschen
verzweifelnder Angstruf,
Einsam schallet' er wiederum hin durch die
schweigende Wüste!
Höhnend verlacht' ihn Vulkan, im Berei-
ten erneuerter Schrecken;
Und nicht lange, da zittert' und schwankt' auf's
neue der Boden,

Rollten zertrümmerte Felsen hinab in die dröhnenden Thäler,

Lebt' und donnert' es lauter und lauter im Innern des Berges,

Bis die gehemmte Gewalt der verschlossenen, wachsenden Gluten,

Wüthenden Kampfes, des gehinderten Ausweges Felsen zersprengte,

Und den errungenen Sieg laut brüllend zum Himmel hinauf rief.

Hoch flog auf das erglühte Gestein, hoch stürzt' es hernieder!

Hoch auf wogten die Säulen des plötzlich entfesselten Rauches,

Ueben entglüht, hoch oben, in immer sich häufenden Massen,

Schwärzer und schwerer sich dehnend, zu furchtbar drohenden Wolken!

Hoch auf flogen die feurigen Garben erglühenden Gesteines,

Sanken, als feuriger Regen, auf Höhen und Tiefen hinunter!

Hoch auf fuhren die Flammen, mit hundert beweglichen Zungen,

Stiegen und sanken, und streckten mit neuer Gewalt in die Höhe,

Nimmer gesehenen Schein weit rudernd hinaus von dem Berge.

Tief aus der Höhle heraus schwoll flüssig entbrennende Masse,

Wälzend und kochend bis hin zum gerissenen Rande des Kraters,

Quoll dann über, und floß, ein Strom hochglühender Lava,

Breiter und tiefer sich dehnend, hinab am erseufzenden Berge,

Schwefligen Qualm, in erzitternder Luft, aufhauchend gen Himmel.

Jetzt auf rafft ſich der Menſch nach dem erſten, erſtarrenden Schrecken,

Suchet, in eiliger Flucht, ſich der grauſen Gefahr zu entziehen;

Hierhin lenkt er und dorthin lenkt er die zagenden Schritte;

Aber, wohin er auch flieht, überall gleich ſchwanket der Boden!

Stürzende Felſen und rollende Steine, wohin er den Blick wirft!

Feuriger Regen rings um, bald da, bald dort ſich ergießend!

Glühender Lava Strom hin fließend zur Rechten und Linken!

Dieſer Gefahr ſich entziehn, hieß, jener entgegen ſich ſtürzen!

Auf drum gab er die Flucht, auf gab er die leiſeſte Hoffnung!

Körperlich, geiſtig erſchöpft, und erliegend des grauſigen Schauſpiels

Sinnebetäubender Macht, hin ſank er auf bebendem Boden,

Hoffte von Zeus nichts mehr, auch nichts von der Göttin der Liebe!

Gänzlich der Macht und der Rache Vulkans für verfallen ſich haltend,

Sah er, verzweifelnden Blicks, nur naher Vernichtung entgegen.

Doch unſichtbar ward er geſchützt von den gütigen Göttern,

Daß nicht brechender Fels, nicht feuriger Regen ihn trafen,

Daß der erbebende Boden des Bergs nicht unter ihm einſank,

Daß ihn der Lava Strom nicht faßte mit glühenden Armen.

Drob auf brauſet auf's neue Vulkan, und, geſteigerten Zornes,

Droht er und ſchwört er, in Aſch' und in Graus zu verwandeln die Erde,

Daß ihm werde der Menſch zur gewiſſen, erzieleten Beute!

Siehe, da brechen hervor aus tauſend geöffneten Schlünden,

Hoch auf den Bergen und tief in den Thälern, gefräßige Flammen!

Schnell auf rüttelt Vulkan den entſchlummerten Sturm aus der Ruhe,

Daß er das Werk der erbitterten Rach' ihm helfe vollbringen.

Und es erhebt ſich der Sturm mit gewaltigen, tobenden Schwingen,

Raſ't um die Erd' in zerſtörendem Grimm,
bricht Felſen in Trümmern,
Stürzt in die Thäler, und bläſ't mit erregender Wuth in die Flammen,
Daß ſie, gigantiſch in Höh' und Gewalt,
überall ſich verbreiten,
Ueppig genährt, in verwüſtender Luſt, fort ſchreiten und wachſen,
Bis auf den Bergen von Stein ſich Berge von Feuer erheben,
Thäler und Ebenen ſich in Meere von Feuer verwandeln!
Weithin leuchtet, im Raume der Welten,
der wachſende Erdbrand!
Staunend beſchauten die Sterne das plötzliche Leuchten der Erde!
Lauten Frohlockens, verkündete ihr und dem zagenden Feinde

Schon im Triumph der Verwüſter die gänz-
liche, nahe Vernichtung.

Da rief Zeus den Neptun, und gebot ihm,
das Feuer zu löſchen.

Deſſen erfreute ſich Der, ein Feind des Vul-
kan und des Menſchen,

Hoffend, den Einen im Kampf zu beſiegen,
den Andern zu tödten.

Raſch drum ſchritt er an's Werk, goß aus
unerſchöpfliche Urnen,

Stürzt' auf die Erde hinab, auf die brennen-
den Thäler und Berge,

Kühn zu beſtehen den Kampf, unermeßliche
Fluten von Waſſer!

Würde zum Sturme mein Lied, zum er-
ſchütternden Donnergetöſe,

Flög' es von Sternen zu Sternen, und ſtürzt'
es von Hölle zu Hölle,

Tön' und Farben zu leih'n, zu dem ſchrecklichſt-erhabenſten Bilde —

Schwür' ich herauf aus den Gräbern die herrlichſten Sänger der Vorzeit,

Daß im gewaltigſten Chor die bewundertſten Harfen erklängen:

Nie doch würd' es gemahlt, nie würdig geſungen das Schreckbild,

Als ſich Neptun und Vulkan zu der Erde Vernichtung bekämpften,

Und blind tobender Sturm noch vermehrte die Schrecken des Streites!

Meere von Waſſer, vom Himmel geſtürzt auf Meere von Feuer!

Wer ſah ſchrecklicher je feindſeliger Kräfte Verwirrung,

Je furchtbarer, erhabner und wilder auf Erden ein Schauſpiel!

Flammen, und Wellen, und Dampf aufſteigend
im wilden Gewühle,
Berge hinauf und hinab kampfwüthig einander
verfolgend,
Schaum und ſiedenden Qualm aufſpritzend zu
ſchwindelnder Höhe,
Und mit Gebrauſ' und Gebrüll', vor welchem
die Donner erſchrecken,
Ferne Geſtirn' aufrufend zu Zeugen des höllı-
ſchen Kampfes —
Solches Gemälde vermag kein Maler auf
Erden zu malen,
Und kein Sänger vermag, ſolch wüthigen Kampf
zu beſingen!
Heftiger ſtets an ſchürte Vulkan auf den
Heerden das Feuer,
Schleuderte Flammen auf Flammen den ſtür-
zenden Fluten entgegen,

Daß unermeßliche Massen verschwanden in Meeren von Feuer;

Aber je mehr einbüßte Neptun an verdampfenden Wassern,

Desto gewaltiger stürzt' er hinab aus den Urnen die Fluten,

Bis, überwältigt, Vulkan sah Flammen um Flammen verlöschen,

Und, als Sieger, Neptun wild lachte des weichenden Feindes.

Längst schon waren befreit von den lodernden Flammen die Thäler,

Waren, mit Wasser gefüllt, zu kochenden Seeen geworden;

Aber die Seeen, im Wachsen, vereinten sich jubelnd zu Meeren,

Breiteten, übergewaltig, sich aus, stets weiter und höher,

Daß ſchon hoffte Neptun, ganz Herr auf der Erde zu werden,
Und ſo Berge, wie Thäler, mit ewiger Flut zu bedecken.
Schon hin ſtrebte, vom Sturme gehoben, die ſchäumende Brandung
An das geweihte Geſtein, wo das erſte Gebet von der Erde
War, andächtig und kindlich, dem Herzen des Menſchen entquollen.
Doch nicht ſollte Neptun auch dort ſein Scepter erheben,
Denn Zeus hatte des Menſchen Gebet mitleidig vernommen,
Hatt' ihm vergeben die Schuld, ſah nieder auf ihn mit Erbarmen,
Und nicht ſollte das Meer ſo heilige Stätte verſchlingen.

Drum, mit allmächtigem Wink, ſchnell ließ
er der ſtrömenden Fluten
Urnen verſchließen, verbot er des Meers noch
weiteres Steigen.
Nicht mehr ſtürzten ſich nun vom Himmel
herunter die Waſſer;
Nicht ſchwoll höher das Meer zur Eroberung
neuer Gebiete.
Dumpf nur grollt es ſeitdem, und ebbet und
flutet vergeblich;
Denn ſo erbittert es auch — ein gefangner,
gefeſſelter Rieſe —
Schäumt an den Küſten empor, als wollt' es
ſie alle verſchlingen,
Muß es, beſchämt, doch immer zurück in die
alte Beſchränkung.

## Sechster Gesang.

Ruhiger wurde das Meer; von den Spitzen der Berge herunter
Leuchteten still des besiegten Vulkan noch übrige Flammen.
Frei auf athmete wieder der Mensch, nach langer Betäubung,
Trat aus der Grotte hervor, die Schutz ihm hatte gewähret
Gegen Vulkans, wie gegen Neptuns feindseliges Beginnen;

Jeder beſtandnen Gefahr noch denkend mit innerm Erbeben,
Stieg er mit Zagen hinab, mißtraut' er dem Boden des Berges,
Schwer nur findend zur alten, geheiligten Stelle den Rückweg.
Trümmerbedeckt, von dem Feuer geſprengt, von den Fluten zerriſſen,
Drohte, wohin er den Blick auch wandte, der Boden Gefahr ihm:
Drum erſt kam er an's Ziel nach langer, beſchwerlicher Wandrung.
Jetzt kaum kannt' er ſie wieder, die alte, geheiligte Stätte!
Niedergeſtürzt von den Felſenkoloſſen die zackigen Kronen,
Lagen in Trümmern umher! faſt gänzlich verſchüttet die Quelle!

Aber das weitablaufende Thal zum Meere geworden!

Unabſehliche Fluten, ſo weit hin reichte das Auge!

Eins nur hatten verſchont ſo Sturm, als Feuer und Waſſer:

Ruhig noch lag auf der alten, geweihten Stelle das Felsſtück',

Welches der Menſch hin hatte gewälzt, zum erinnernden Zeichen.

Freudig begrüßt' er es wieder, umfaßt' es, und kniete davor hin,

Weiht' es dem Schrecklichen, was er erlebt, als bleibenden Denkſtein,

Weiht' es, mit lautem Gebet, zu dem erſten Altar auf der Erde.

Daß er gerettet ſich fand aus ſolcher Gefahren Bedrängniß,

Solches erſchien, von allen geſehenen Wundern, das größte ihm.

Hell einleuchtet' es ihm, daß Zeus, der allmächtige Herrſcher,

Hatte der bebenden Erde, dem Feuer, dem Waſſer geboten,

Seiner, des Schwachen, zu ſchonen im wüthend vernichtenden Kampfe.

Nur des Allmächtigen Hand war's möglich geweſen, den Menſchen,

Solchen Gewalten zum Trotz, zu erhalten und ſicher zu leiten.

„Vater!" ſo betet' er innig gerührt — „barmherziger Vater!

„Hoher, allmächtiger Zeus! nur dir, dir dank' ich das Wunder,

„Daß ich noch bin, daß weder Vulkan noch Neptun mich vernichtet,

„Daß mich der berſtende Berg nicht unbarmherzig verſchlungen!

„Vater, du liebſt mich wieder! Du haſt mir gnädig verziehen!

„Wie auch künftig Gefahr und Feindes Gewalt mich bedrohe:

„Dir ſtets will ich vertrau'n, nichts fürchten, und nimmer verzagen!"

Hoch auf ſchlug ihm das Herz; froh ſchaut' er hinauf zu dem Himmel,

Faßte den Glauben in's Herz, daß gütig und weiſe des Menſchen

Schickſal werde gelenkt von dem mächtigen Herrſcher im Himmel;

Und nie ließ er hinfort von dieſem erhebenden Glauben,

Welcher, ein Stab in Gefahren und Noth, ſich bewährt dem Bedrängten.

Zürnend vernahmen Neptun und Vulkan das Gebet des Verhaßten,

Schwuren auf's neu' ihm Haß, und drohten ihm ew'ge Verfolgung.

Grollend erhob ſich das Meer; wild ſchäumend erhob ſich die Brandung;

Neu auf flammte das Feuer des Bergs, und es bebte der Boden!

Beide Gewalten verſuchten auf's neu', zu zerſtören die Erde!

Doch da donnerte Zeus: „Nicht alſo! Ruhe gebiet' ich!

„Bähmet den zornigen Sinn! Nicht duld' ich der Erde Zerſtörung,

„Nicht die Vernichtung des Menſchen! Vernehmt und vergeſſet es nimmer!

„Er ſei Herr auf der Erde! Sie ſoll ihm ewig gehören!

„Feuer und Waſſer, vernehmt's: ihr ſollt ihm dienen als Knechte!

„Streng wohl hab' ich geſtraft ſein thörichtes, kühnes Vergehen;

„Doch es gereut den Verſtoßenen tief, und mit kindlichem Sinne

„Hat er gebetet zu mir, als gnädig verzeihendem Vater.

„Darum, erbarmungsvoll, ihn hab' ich beſchützt und erhalten,

„Als ihr, wüthenden Kampfs, euch ſtrittet um ſeine Vernichtung;

„Und ſo will ich hinfort ihm bleiben ein helfender Vater."

Schweigend vernahm dies Schelten das Meer; es verſchwebte die Brandung;

Schweigend vernahm es Vulkan, und nicht mehr bebte die Erde.

Schnell, im Gefühl' ohnmächtigen Zorns, auslöscht' er die Feuer!

Wolken von Rauch, nur schwach aus der Tiefe herauf noch beleuchtet,

Stiegen empor aus dem Krater, und dehnten hinab sich am Berge.

Dunkler und dunkler umflort ward wieder die schweigende Erde!

Aber der Mensch, er verzagte nicht mehr, er vertraute dem Vater,

Der ihn mächtig bisher in den größten Gefahren beschützte,

Der urplötzlich in Licht solch Dunkel zu wandeln vermochte.

Siehe, da ging — ein Stern in der Nacht — ihm der freudigen Hoffnung

Lichtglanz auf in der Brust! Auch sie noch sandten die Götter

Gnädig dem Menſchen zur Hülfe herab, ſein leuchtendes Auge
Ueber das Jetzt ſtill-freudig hinaus in die Ferne zu richten,
Glaubend an künftiges Heil, ſein jetziges Weh zu vergeſſen.
Dankend geprieſen dafür ſey ewig die Gnade der Götter,
Denn von allen Geſchenken, womit ſie den Menſchen bedachten,
War wohlthätiger keins, als ſie, die beglückende Hoffnung,
Sie, die Schwache mit Muth aus rüſtet in Noth und Gefahren,
Die aus der finſterſten Nacht läßt freudig zum Himmel hinauf ſchau'n.
Kommender Hülfe gewiß, ließ ruhig den Menſchen das Dunkel,

Das auf's neu' ihn umgab. Feſt glaubt' er, es werde die Flamme
Hell von der Spitze des Bergs, ihm wieder die Gegend beleuchten,
Und dies freudige Hoffen verſcheuchte die Schrekken der Nacht ihm,
Ließ auf dem rauhen Geſtein ihn, ruhigen Herzens, entſchlummern,
Ließ im Erwachen ihn ſchon ſich des künftigen Lichtes erfreuen.
Als fortwährend Vulkan nun trotzig die Flammen zurückhielt,
Da ſprach Zeus, mit erbarmender Huld hinſchauend zur Erde:
„Licht ſoll werden der Erd', auch ohne vulkaniſche Flammen!
„Schöneres, helleres Licht, wohlthätig der Erd' und dem Menſchen!

„Nimmer verſiegenden Quells, nicht Diener verfolgenden Haſſes!“

Dann drei edle Geſchwiſter zum Thron hin rief er, und ſagte,

Wie ſie, geregelter Art, Licht ſpendend, umwandeln die Erde

Sollten in engem Verein, für den Menſchen zum Troſt und zur Freude.

Eos war es, mit roſigen Fingern, die Göttin des Frührothes,

Helios dann, der umſtrahlete Gott auf dem Wagen der Sonne,

Endlich Selene, des Monds mildlächelnde, trauliche Göttin.

Willig gehorchend vernahmen die Drei des Beherrſchers Befehle,

Und hin eilten ſie gleich auf die weiſe bezeichneten Bahnen.

Ihren Geſchwiſtern voran flog, freudeverkündend, Aurora!

Hebend mit roſigem Finger den Schleier der Nacht von der Erde,

Schwebte ſie über dem Meer, und beſtreut' es mit hüpfenden Roſen,

Lieh den Gebirgen und Felſen ſogar mild röthlichen Schimmer.

Freudigen Schrecks auf ſchaute der Menſch nach dem Krater des Berges,

Meinend, es komme von dem die erfreuliche Roſen-Erſcheinung.

Da er verwundert indeß nicht Rauch, nicht Flammen erblickte,

Winkt' ihm freundlich Aurora, die Blicke zum Meere zu wenden.

„Freue dich!" ſprach ſie zu ihm — Mich ſendete Zeus, der Allmächt'ge,

„Rosigen Schimmer zu streu'n auf die traurig umnachtete Erde.

„Aber ich grüße dich nur, leicht schwebenden, flüchtigen Fluges.

„Freue dich, Mensch! Mein Scheiden verkündet dir Helios Ankunft!

„Schon aus dem Meere herauf, nach der goldenen Pforte des Aufgangs,

„Lenkt er, bespannt mit geflügelten Rossen, den strahlenden Wagen!"

Und kaum daß sie gesagt die verkündenden, freudigen Worte,

War sie verschwunden, und nur auf den Wangen des wonnig Erstaunten

Glühte der Abglanz noch von dem rosigen Schimmer Aurorens.

Jetzt — o der Fülle des Glücks! — jetzt tauchte herauf aus dem Meere,

Glänzend in blendenden Strahlen, des Himmels Regentin, die Sonne!
Gleich auf den Spiegel des Meer's warf freudig ihr herrliches Bild ſich,
Hin bis an's Ufer gedehnt, ein gewaltiger, zitternder Lichtſtreif.
Und Myriaden von Strahlen, wie ſilbern geflügelte Pfeile,
Schoß ſie hinaus auf die Erd', aus dem nimmer zu leerenden Köcher.
Bald dann hob ſie ſich über das Meer, ſtieg höher und höher
Ihre Triumphbahn hin in dem blauen, unendlichen Aether!
Leben erweckendes Licht, und Leben erweckende Wärme
Strömte ſie aus in unendlicher Kraft und unendlicher Fülle.

Höhen und Tiefen, ſie waren erhellt; in die Klüfte der Felſen,

Tief in die Höhlen hinein goß mildes, erfreuliches Licht ſich!

Freudiges Zittern durchbebte das Meer; und es ſchienen ſich leiſe,

Freudige Pulſe zu regen im Innern der ſtaunenden Erde.

Aber im Buſen des Menſchen das Herz, hoch klopft' es vor Wonne,

Klopft' es vor freudigem Dank' und ſtaunender, frommer Bewundrung!

Niedergekniet am Altar, ihr ſtreckt' er entgegen die Hände,

Stammelt' er Jubelgebete zu ihr, und zu Dem, der ſie ſandte.

Wiedergekehrt war kräftigen Wohlſeyns ſchönes Gefühl ihm!

Freudig erwärmt floß wieder das Blut in den klopfenden Adern!

Kräftig bewegt' er auf's neu' die ermattet gewesenen Glieder!

Jeglicher Nerv war freudig erregt in gesteigerter Spannkraft!

Und der erheiterte Geist, mit gelöst'en, beweglichen Schwingen,

Jauchzte von Himmel zu Himmel in taumelnden Wonnegedanken!

Immer auf's neue den trunkenen Blick nach der Sonne gerichtet,

Sah er sie steigen, und sinken, im kühnen, erhabenen Bogen,

Wieder hinab in das Meer, nach der glänzenden Pforte des Ausgangs.

Als in der glänzenden Flut sie endlich begann zu verschwinden,

Sah er betrübt ihr nach, und klagte, mit Thränen im Auge:

„Herrliches Licht, du verſinkſt! o, weile noch, weile noch länger!

„Oder hinab in die Fluten dir nach laß ſchnend mich folgen!

„Wer einmal ſich des Glücks, dich, Sonne, zu ſchauen, erfreute,

„Ewiger Sehnſucht Qual muß den in dem Dunkel verzehren!"

Da ſprach Helios, freundlichen Blicks, noch im letzten Verſchwinden:

„Heitre den thränenden Blick! ſey froh! bald kehr' ich zurück dir!

„Ruhen nur ſollen die Roſſe, ſich baden in kühlenden Fluten,

„Während Selene, die Schweſter, dir milder erhellen die Nacht wird.

„Du auch laß unterdeß aus ruhn die geblende-
ten Augen!

„Wieder verkündet mich dann, als freundliche
Botin, Aurora!"

Herrlich getröſtet ſofort durch Helios ſchöne
Verheißung,

Setzte der Menſch, ſtill hoffend, ſich hin an
des Meeres Geſtade.

Matter und matter verſchwebte das Licht der
verſchwundenen Sonne,

Und tief hüllte die Erde ſich ein in der Däm-
merung Schleier.

Doch nicht lange, da trat mild glänzend die
Scheibe des Mondes

Ueber dem Meere herauf, und ließ auf ver-
dunkeltem Spiegel

Schweben ihr zitterndes Bild, zwiefach zu be-
grüßen den Menſchen.

Deſſen erfreute ſich Der, und erwiederte freundlich die Grüße,

Meinend, es werde der Mond bald glänzen ſo hell, wie die Sonne.

Da ſprach lächelnd Selene: „Vergiß einſtweilen den Bruder,

„Wenn dich die Schweſter beſucht, der ſchwächeres Licht nur verliehn iſt!

„Doch wenn Helios Strahlen das Auge dir haben geblendet,

„Wird, in der ſtilleren Nacht, mein milderer Schimmer dir wohlthun.

„Freundlich in's Auge dir blick' ich alsdann; ich laſſe mir ſagen,

„Was dich betrübt, und was dich erfreut; ich ſpreche dir Troſt ein,

„Oder erfreue mit dir, ungeſtört, des genoſſenen Glücks mich.

„Endlich erquickt in der ſchweigenden Nacht dich ruhiger Schlummer,
„Bis, zu dem Glanz des erwachenden Tages, Aurora dich auf weckt."
So ſprach traulich Selene, die holde, zum Herzen des Menſchen,
Der, ſtillfreudigen Blicks, aufſteigen den ſilbernen Vollmond
Sah in dem nächtlichen Dunkel, von blaſſeren Sternen umgeben.
Hatt' er mit Jauchzen die Sonne begrüßt, und ihr ſtaunend gehuldigt:
Schaut' er den Mond jetzt an mit dem innigſten, ſtillen Entzücken;
Und nach langem Genuß ein ſchlief er zu ſeligen Träumen.

# Siebenter Geſang.

Wert hielt Helios ihm. Er kehrte nach wenigen Stunden
Wieder zurück aus den Fluten des Meers, in erneuetem Glanze.
Frühreth, Sonne, und Mond, ſie folgten einander, und gingen,
Feſten, geregelten Gangs, um die Erde die ewigen Bahnen.
Nimmer verſiegten der Wärm' und des Lichts heilbringende Quellen;

Tag ward immer und Nacht, nach ewigen, weiſen Geſetzen.

Jeglichen Morgen erfreute der Menſch ſich des herrlichen Lichtes,

Das, barmherzig, herab ihm Zeus von dem Himmel geſendet,

Und fromm dankt' er dafür, am Altar auf die Kniee geſunken.

Weit erſt ging er umher, zu beſchauen die beleuchtete Erde,

Eilig auf Felſen und Berge, durchwanderte Thäler und Schluchten.

Nemet, Erhabenes viel ſah da ſein ſtaunendes Auge!

Hochaufgethürmt und geſchichtet, in wunderlichen Maſſen,

Grad' aufſteigend und ſchräg Steinarten verſchiedenſter Gattung.

Porphyr, Schiefer, Granit, Serpentin,
Gneus, Glimmer und Marmor
War, vielartig geformt und gefärbt, stolz
prangend zu schauen;
Fest aneinander gereiht hier harte, basaltene
Säulen,
Dort der erstarrete Lava-Strom und zerstückel-
ter Bimsstein!
So viel Neues zu schaun, so viel unerklärliche
Räthsel.
Hell aus den Bergen hervor quoll kühles,
krystallenes Wasser,
Das, mit der Hand von dem Wandrer ge-
schöpft, gab stärkende Labung.
Quellen vereinigten sich zu vergnügt anwachsen-
den Bächen,
Irrten die Thäler entlang, oft stürzend felsab
in die Tiefe,

Brausten und schäumten, sich selbst auswühlend das steinerne Bette,
Wuchsen, in trägerem Lauf, zu gewaltigen Flüssen und Strömen,
Treue Vasallen Neptuns, in das Meer sich endlich ergießend.
Wo hin schweifte der Blick, überall gleich war er gefesselt.
Doch als sinnend der Mensch einst saß, in Betrachtung verloren
Ueber das bunte Gestein, hell schillernd aus düsterm Geklüfte,
War's, als tönte herauf dämonischer Ruf aus der Tiefe:
„Steige herab, schaulustiger Mensch, in die Klüfte der Berge!
„Steige herab! hier warten auf dich unermeßliche Schätze!

„Wenn von Erz, reichhaltig und ſtark, durchſtreichen die Felſen:

„Eiſen und Blei, zu gewichtigem Dienſt für den Starken erſchaffen;

„Auch, zu ergötzlichem Spiele, Topaſen, Smaragden, Rubinen,

„Funkelnde, prächt'ge Diamanten, und Klumpen gediegenen Goldes —

„Mich enthalten, in nie zu erſchöpfender Fülle, die Berge!

„Herr von Allem zu ſeyn, ſteig' muthig herab in die Tiefe!

„Ich will, kräftigen Arms, beim Heben der Schätze dir helfen!"

Still hin horchte der Menſch, und ſchaute mit forſchendem Auge

Neugiervoll in die Tiefe hinab nach den heimlichen Schätzen.

Räthſel enthielten die Worte des boshaft lauernden Dämons,

Die unſchuldiger Sinn nicht wußte zu löſen, zu deuten.

Aber die Neugier ward, ernſt ſinnend, zur ſteigenden Sehnſucht,

Und ſchon hob ſich der Fuß, zu beſtehn das gefährliche Wagſtück.

Da war plötzlich die Sonne bedeckt von verhüllenden Wolken,

Weiche, vom Sturme gejagt, auf ſtiegen in dunkeln Geſtalten.

Düſter beſchattet im Nu war Thal und Gebirg, und im Wirbel

Brauſte der Sturm, der lange geruht, von dem Meere herüber.

Jetzt aus der Wolke herab ein Blitz fuhr nieder zur Erde,

Schlug in die Spalte hinein, aus welcher ge-
sprochen der Dämon,

Und laut krachender Donner erschütterte Thäler
und Berge!

„Weh mir!" klagte der Mensch — „Zeus
zürnt! was hab' ich verbrochen?"

Und von der Spalte hinweg weit floh er zu sei-
nem Altar hin,

Während in Strömen herab floß warmer, er-
quickender Regen.

An den Altar hinkniend, erhob er die Hände
zum Himmel,

Betete reuig zu Zeus, und gelobte, zu fliehen
den Dämon.

Da trat wieder hervor an dem westlichen Him-
mel die Sonne;

Träufelnd verzog sich das düstre Gewölk; und
am östlichen Himmel

Baute ſich auf — dort über dem Meer, dort über dem Thale —

Groß und herrlich zu ſchaun, ein prächtig erhabener Bogen,

Lieblichſt gemalt mit ſanft aneinander gereihten Farben,

Schwebend, als hinge durch ihn mit dem Himmel die Erde zuſammen.

Freudig erſtaunt hin blickte der Menſch nach der ſchönen Erſcheinung.

„Sey mir gegrüßt!" ſo ſprach er vergnügt — „du herrlicher Bogen!

„Durch dich mahnen die Götter mich wohl, ich ſolle nach oben,

„Nicht in die Tiefe hinab hier ſchauen nach irrdiſchen Schätzen!

„Wo kann ſchöneren Schmuck aufweiſen die düſtere Erde,

„Als dort oben der Himmel mir zeigt, nach dem Winke der Götter?"

Raſch fort eilt' er, um näher zu ſehen den herrlichen Bogen;

Aber die Sonne verſchwand, und die lieblichen Farben erblichen!

Da ſtand traurig der Menſch, in dem Wahn', es beleid'ge die Götter,

Daß er die Hand kühn habe geſtreckt nach dem Glanze des Himmels,

Und ſtill wankt' er zurück nach der alten, befreundeten Stätte.

Freudlos klagt' er: „Wie bin ich ſo arm! und ſiehe doch zwiſchen

„Blendenden Schätzen da oben, und blendenden Schätzen da unten!

„Thäler und Berge, ſo weit hin reichen die Füße, die Blicke;

„Doch nur ärmliches, düſtres Geſtein liegt offen zu Tage,

„Während da unten der Schätze ſo viel, der verborgenen, ruhen,

„Während der Himmel ſo reich an erfreulichen Farben und Glanz iſt,

„Ach, nach denen die Hand ich nicht darf ſtrecken, ich Armer!"

Spät erſt ſchlummert' er ein, denn lang', in Gedanken verloren,

Hatt' er geſeſſen und hatt' er gefragt neugierig ſich ſelber,

Was für Schätz' im verſchwiegenen Schooß wohl berge die Erde?

Immer jedoch auf's neue gelobt' er ſich ſelbſt, ſie zu meiden,

Weil Zeus zorniger Blitz ihm gedienet zur drohenden Warnung.

Doch kaum hatte der Schlaf ihm ruhig die Augen geſchloſſen:

Hört' er im Traum ſchon wieder des Dämons lockenden Zuruf,

Stieg er, mit pochendem Herzen, hinab in die Tiefen der Erde,

Sucht' er vergeblich nach Schätzen, und fand nicht wieder den Rückweg,

Hört' er den Donner des Zeus laut, lauter und zorniger tönen,

Sah er auf's neu' ſich entzogen das Licht und die Gnade der Götter!

Als, ſchwer athmend, er endlich erwacht' aus dem ſchrecklichen Traume,

Und ihm wiedergekehrt war ruhiges, klares Beſinnen,

Schlug er den Blick froh wieder empor, und athmete freier,

Ohne zu faſſen, woher ſo täuſchende Qual ihm gekommen.

Aber von neuem getäuſcht ſchon glaubt' er das ſtaunende Auge,

Als er, erheiterten Muths, nun wollte die Gegend beſchauen;

Denn kaum wieder erkannt' er die lachenden Thäler und Berge,

So hatt' Alles umher ſich verwandelt bei nächtlicher Weile.

Zeus, tief ſchauend mit göttlichem Blick in das innerſte Herz ihm,

Sah die gefährliche Luſt nach Schätzen im Schooße der Erde

Unheildrohend erregt in dem leicht zu verführenden Menſchen.

„Weh ihm," ſprach er — „vergreift er ſich dreiſt an den blinkenden Erzen!

„Läßt er ſie ſtill nicht ruhn: wird blutig das Eiſen ſich rächen,

„Werden ihm Gold und Edelgeſtein Fluch bringen und Unglück!

„Von dem gefährlichen Glanz ab will ich ihm lenken die Blicke.

„Daß er vergeſſ', und nicht aus forſche verborgene Schätze,

„Daß er, als traurig und arm, nicht ferner die Erde verklage,

„Werde ſie lachend geſchmückt mit unzähligen, heitern Gewächſen!"

Sprach's; und was er geboten, alsbald auch ward es vollzogen:

Drum kaum traute der Menſch, aufſchauend, dem ſtaunenden Auge.

Welch ein Wunder! es war ein grünender Teppich gebreitet

Ueber Gebirg und Thal, hell glänzend im Strahle der Sonne!

Sammetner Raſen bedeckte die Höhen und Tiefen der Berge;

Saftiges Gras und vielerlei Kräuter bedeckten die Thäler,

Flechten und Mooſe verſuchten ſogar, zu bekleiden die Felſen.

Lieblichſt verſchönt war plötzlich die alte, zerrüttete Erde,

Hatte das Todtengewand von den ſtarren Gebeinen geworfen,

War in jugendlich feſtlichen Schmuck von den Göttern gekleidet,

Schien, in entzückendem Glanz, froh über ſich ſelbſt zu erſtaunen.

Tauſende ſchlummernder Keime, ſie waren, vom Regen befruchtet,

Auf des Allmächt'gen Geheiß, zu Blättern und Stengeln geworden,

Die nun freudig in Licht und in Wärme ſich regten und dehnten,

Leiſe vom Zephyr bewegt, ſich nickend einander begrüßten.

Wonnig umher, in die Höh' und die Tief', in die Näh' und die Ferne,

Schweifte der trunkene Blick des erſtaunten, entzückten Beſchauers.

Niedergekniet, weit breitet' er aus die verlangenden Arme,

Drückt' auf den ſchwellenden Raſen die Bruſt mit dem klopfenden Herzen,

Gleich, als ſollt' an dem Herzen der Erde das ſeinige ſchlagen,

Gleich, als wollt' er die Erde mit liebenden Armen umfangen.

Doch viel ſchöner geſchmückt, noch reizender ſollte ſie werden!
Schaaren von Genien kamen herab von dem Himmel geflattert,
Boten Silvans, und Pomonas, und Floras, der freundlichen Göttin,
Weit ſich zerſtreuend umher auf der Erd', in geſchäftiger Eile.
Wo ſie weilten, und ſäten, und ſchufen, da keimt' es und ſproßt' es
Zauberiſch kräftig empor, ſchnell wurzelnd im üppigen Boden,
Schnell aufſchießend, in tauſendfach wechſelnden Formen und Farben.
Schattige Wälder zu werden, erhoben ſich Palmen, Platanen,
Cedern, und Eichen, und Tannen, phantaſtiſche, trauernde Weiden;

Viel auch ſproßten Cypreſſen hervor, Oleander, Granaten,

Myrten, der Göttin der Liebe geweiht, und geheiligter Lorbeer,

Trauliche Haine zu bilden für ſinnige Wonne und Wehmuth.

Daß auch nimmer dem Menſchen es fehl' an Nahrung und Labſal,

Hoben die Kronen empor Fruchtbäume verſchiedenſter Gattung,

Wurzelte Brodtbaum hier, dort Maulbeer, Mandel und Feige,

Glühten Orangen hervor aus Kränzen von duftenden Blüten.

Fröhliche Reben ſogar, ſich hierhin neigend und dorthin,

Schlangen an Bäumen ſich auf, mit der Krone der Früchte, der Traube,

Daß ſie, gereift in der glühenden Sonne, den Menſchen erquicke,
Daß ihr geiſtiger Saft ihm fröhliche Feſte bereite,
Bis an des Daſeyns Ziel dem Ermatteten Stärkung gewähre.
Aber um ganz zum entzückenden Garten zu zaubern die Erde,
Pflanzten und formten und malten die freundlichen Boten der Flora
Blumen und blühend Geſträuch mit den zarteſten, fleißigſten Fingern,
Rankten an Felſen den Epheu hinauf und das ſchwankende Geisblatt,
Schmückten mit Blumen die Berge, mit duftenden Kelchen die Sümpfe,
Felſen der Wüſte ſogar mit dem prachtvoll blühenden Cactus.

Was nur schöpfrische Laune vergnügt zu erfin-
den vermochte,

Stellten sie hin, anmuthig und reitzend ge-
färbt und gestaltet.

Kleines und Großes, bescheiden Gebücktes,
und prangend Erhobnes

Stand, in dem buntesten Wechsel, vereinzelt
und nebeneinander.

Tief in dem Grase versteckt, sah nieder zur
Erde das Veilchen,

Stand, wie schüchtern verzagend im Kreise der
größeren Schwestern,

Ob es an lieblichem Duft gleich viele der schön-
sten beschämte.

Doch, jungfräulicher noch, Sinnpflanzen er-
schraken bei jeder

Leisen Berührung so sehr, daß erdwärts sun-
ken die Zweige.

Kräftig daneben empor hielt Reihen von Blüten die Malve;

Weit aus breiteten ſich der Hortenſie blühende Sträuße;

Herrlichſt geſtaltet in Blättern und Kelch hob hoch ſich die Calla;

Prangende Tulpen und Mohn, ſie fragten, ob ſchönere Farben

Kaum das Innre der Erd' aufweiſen an Edelgeſteinen?

Nächtliche graue Violen, und Lilien, edel geſtaltet,

Helietrop, Tuberoſ', und unzählige andere Blumen

Hauchten den lieblichſten Duft als Opfer dem Menſchen entgegen.

Ach, wie ging er vergnügt von der einen zur andern, und küßte

Dieſer den duftenden Kelch, und jener die prangende Krone!

Jegliche redet' er an, und jegliche ſchien ſich zu freuen,

Daß er zu ihr ſich geneigt, ſchien lieblicher dann zu erblühen,

Und mißgönnte doch nimmer der Nachbarin größre Triumphe.

Aber die herrlichen Roſen, geſandt von der Göttin der Liebe,

Daß als Braut ſie geſchmückt daſtehe, die lachende Erde,

Als er auf dieſe den Blick jetzt warf mit dem frohſten Erſtaunen,

Rief er entzückt: „Dich nenn' ich, o Roſe, die Blume der Liebe,

„Denn du ſtammſt aus den duftenden Lauben der reizenden Göttin,

„Und ſie ſendet dich mir, als Zeichen verſöhneter Liebe!"

Freudig an Lippen und Herz dann drückt' er die ſchönſte der Roſen,

Unwillkürlich ſie brechend vom üppig umblühenden Strauche.

Hin zum Altar drauf eilt' er mit ihr, und legte darauf ſie,

Fromm-dankbaren Gefühls, als Opfer den gütigen Göttern;

Und ſein nächtlicher Traum ließ nichts als Blumen ihn ſehen.

## Achter Gesang.

Zeus zornglühender Blitz, wohl hatt' er gegolten dem Dämon,
Hatt' ihn niedergeschmettert, betäubt, doch nicht ihn getödtet,
Denn nicht sterblicher Art war sein unseliges Wesen.
Als er wieder erwacht nun war aus der langen Betäubung,
Sah er, zornigen Blicks, die entstandne Verschönung der Erde,

Sah, wie der Menſch, von den Blumen entzückt, ſchnell hatte vergeſſen,
Was an verführenden Schätzen enthielten die Klüfte der Berge.
Tückiſchen Sinnes, bei Nacht hin ſchlich er zum Strauche der Roſen,
Hexte daran, hohnlachend, unzählige, ſpitzige Dornen,
Warf auf die Blätter der Neſſel geheim fortglimmendes Feuer,
Und, im geſteigerten Zorn beim Treiben des Werkes der Rache,
Säet' er Unkraut, ſtreuet' er Gift auf Blumen und Kräuter,
Daß Digitalis, Euphorbium, Schierling, und andrer Gewächſe
Viele, getroffen davon, giftſaftig auf immer verblieben!

Hätte Selene das tückiſche Thun nicht ſtörend beleuchtet,
Nicht Zeus ſchreckender Donner gehemmt das verruchte Beginnen:
Wären die herrlichen Blumen vom Dämon alle vergiftet!
Tages darauf trat wieder der Menſch zu dem prangenden Strauche
Duftender Roſen, und wollte vergnügt abpflücken die ſchönſte;
Doch, von den Dornen geritzt, ward blutig verwundet die Hand ihm,
Widrigen Duft aus hauchten umher die vergifteten Kräuter,
Und von der Neſſel gebrannt ward ſchmerzlich des Fliehenden Ferſe!
Klagend entfloh der Erſchrockne zur nächſten, verbergenden Grotte,

Wo nicht grünender Zweig, nicht Blüte die Steine bedeckte!

Dort nur glaubt' er geſichert zu ſeyn vor Gefahren und Schmerzen,

Denn es erſchien ihm Unheil bringend und feindlich die ganze,

Grünend' und blühende Welt der Geſträuche, der Kräuter und Blumen.

Jezt der Verführer begann auf's neue bethörend zu preiſen

Erz und Edelgeſtein im verſchwiegenen Schooße der Erde.

Silberner Glocken Getön ſchien leiſ' in den Klüften zu klingen,

Zitterndes Licht ſchien zaubriſch hervor aus der Tiefe zu ſtrömen!

Doch Zeus, ſolches gewahrend, zurück gleich ſcheuchte den Dämon,

Sandte zur Erde herab frohthätiger Genien
Schaaren,
Die, kunstfertiger noch, als gestern die Bo
ten der Flora,
Mit zahllosen Geschöpfen den Erdball sollten
bevölkern.
Freudigen Eifers alsbald sie Alle begannen
zu formen
Thiere verschiedenster Art, dann jegliches frei
zu beleben,
Alles gemäß dem allmächtigen Winke des Herr
schers im Himmel.
Schauen in tausend und tausend bewunderns
rungswürdigen Spiegeln
Sollte der Mensch die erschaffende Kraft des
Regierers der Welten!
Leben und Wohlseyn sollten in tausend und tau
send Geschöpfen

Jetzt überall, lautpreiſend, verkünden des Ewigen Güte!

Gröſtes und Kleinſtes, in Thälern, auf Bergen, in Waſſern, und Lüften

Sollte bevölkern, vergnüglicher Art, den begnadigten Erdball!

Sieh, da wurde die Erde zu einer gewaltigen Werkſtatt,

Gnädig beſchaut und gelenkt von dem gröſten, erhabenſten Meiſter!

Irdiſcher Stoff, vielartig geformt, mit belebendem Hauche

Schnell aus dem Schlummer geweckt, gab Wunder auf Wunder zu ſchauen.

Jedes vollendete Thier, war's ſo, war's anders geſtaltet,

Mocht' es im Meer, in der Luft, auf der Erde ſich munter bewegen,

Harmlos freute ſich jedes des plötzlich begonnenen Daſeyns,
Jeglicher Pulsſchlag war ein Zeuge der göttlichen Allmacht.
Sitzend auf rauhem Geſtein in der ſchweigend umfangenden Grotte,
Hatte der Menſch zu Boden geſenkt die verdüſterten Blicke:
Sieh, grüngelben bewegte ſich's da zu den Füßen des Träumers.
„Das iſt" rief er — „gewiß ein köſtlicher Stein aus der Erde,
„Der, aus der Tiefe herauf, mir ward zur Ergötzung geſendet!"
Froh jetzt griff er danach; doch kaum die Erſcheinung berührend,
Wurde der farbige Glanz zu gehobnen, entſchlüpfenden Flügeln,

Und zu der Grotte hinaus flog luſtig der ſchwirrende Käfer.

Raſch von dem Sitz, neugierig erregt, ſprang auf der Erſtaunte,

Trat in das Freie hinaus, der entflohnen Erſcheinung zu folgen;

Aber im Suchen nach ihr, wie wuchs ſein freudiges Staunen,

Als dicht neben ihm hin ein gaukelnder Schmetterling ſchlüpfte!

Dieſem ein anderer nach, noch bunter und ſchöner beflügelt;

Endlich, wohin nur irrten die weithin ſchauenden Augen,

Regte ſich's froh überall mit geſchwungenen, lieblichen Flügeln,

Flattert' um duftende Blumen, und ſpielte vergnügtes Verfolgen.

„Ach!" rief freudig der Menſch — „nicht buntes Geſtein aus der Tiefe —

„Viel, viel Schöneres iſt von den Göttern herab mir geſendet!

„Schönes, bewegliches Leben in Tauſenden froher Geſchöpfe!

„O, wie herrlich und reich wird nun die bevölkerte Erde!"

Wo auch weilte der Blick, da kroch es und hüpft' es im Graſe,

Spielt' es auf ſchwankendem Halm, ſog's Honig aus blühenden Kelchen,

Sucht' es und fand es vergnügt gleichartige, muntre Geſpielen!

Hoch auf rauſchte der Adler, mit großen, gewaltigen Schwingen,

Kühn zu der Sonne den Blick, zu dem Himmel gerichtet das Streben,

Stolz, als wär' er von Zeus ſchon jetzt der beneidete Liebling!

Weit aus ſpreizte der Pfau die gefügigen Federn des Schweifes,

Aug' an Auge gereiht, zu bewundern die eigenen Farben,

Die zu der Erde herab nur konnten vom Himmel gelangen,

Die drum wurden geweiht Zeus ſtolzer, erhabener Gattin!

Sanft hin ſchwebte der Schwan, mit dem ſchlanken, gebogenen Halſe —

Gleich zwei ſchwellenden Segeln, die herrlichen Flügel gehoben —

Ueber das ſpiegelnde Meer, ein weißer, lebendiger Nachen,

Liebliche Töne in der Bruſt, doch ernſt noch ſinnend und ſchweigend,

Als ob ſchon nach der Leyer Apolls der Verwun-
derte lauſchte.

Schnäbelnde Tauben, beginnend das Spiel
ſtill zärtlicher Küſſe,

Weihten zuerſt das verſchwiegene Thal zum
Tempel der Liebe,

Daß holdlächelnd auf ſie hin blickte die gött-
liche Venus.

Lieblich befiederte Sänger umflatterten froh die
Geſträuche,

Hatten gar viel — ſo ſchien es — einander
vergnügt zu erzählen,

Jetzt ſich die Schnäbel zu wetzen, die Federn
zu ſchütteln, zu glätten,

Schön mit einander zu thun, ſich fröhlich zu
necken, zu rufen,

Dann, wetteifernd im Chor, um den Preis
des Geſanges zu ſtreiten.

Aber ſie all' überflügelte doch die begeiſterte Lerche,

Die zu dem Himmel hinauf ihr Freude verkündendes Lied ſang.

Als ſie höher und höher der Menſch ſah ſteigen und ſchweben,

Glaubt' er, ſie kehre zurück zu dem Himmel, von dem ſie gekommen,

Wolle den Göttern verkünden die Freud' und den Dank der Geſchöpfe.

„Bring' ihm" rief er ihr nach — „o, von mir auch bringe dem Vater

„Aller Geſchöpfe den Dank für die neue Verſchönung der Erde!

„Immer hinauf! zu dem Throne hinauf des allmächtigen Herrſchers,

„Ihm, lobſingend, der Erde bezaubernden Glanz zu verkünden!"

Doch wie das ſcherzend entflohene Kind in der zärtlichen Mutter
Arme zurück bald eilt, ſo ſenkte, beſchleunigten Fluges,
Wieder die Sängerin ſich in den Schooß des befreundeten Thales,
Und in den Wogen von Gras ſchnell war ſie dem Auge verſchwunden.
Jetzt ganz neue Geſtalten erblickt' er mit neuer Verwundrung.
Lämmer und Ziegen, geſchaart mit Rindern in weidenden Heerden,
Ließen ihn furchtlos nah'n, und ließen ſich fangen und ſtreicheln,
Während vom Berge herab ſcheu lauſchten die flüchtigen Rehe,
Stolzen Galopps der verſchüchterte Hirſch in dem Thale dahin lief,

Und die erſchrockene Gemſ', überſpringend die Klüfte, felsan flog.

Kräftiger, edler Geſtalt her trabte das Roß zu dem Menſchen,

Stand dann wiehernd und gaffend, als ſuch' es den leitenden Reiter,

Ueber die Berge hinweg, in des Kampfes Gewühl ihn zu tragen.

Doch jetzt bäumt' es ſich hoch, und, ſchüttelnd die fliegende Mähne,

Jagt' es davon, wild-froh im Genuß ungezügelter Freiheit.

Bellend verfolgt' es der Hund, wettjagend mit ihm in die Ferne,

Kehrte zurück dann, irrenden Laufs, aufſcheuchend im Graſe

Laufend' und fliegende Thier', als woll' er ſie feindlich verfolgen.

Laut ihm zürnte der Menſch; da bercht' er,
und kam er gelaufen,

Bot, treu = klugen Geſichts, zum Gefährten
ſich an und zum Diener,

Jetzt, demüthig gebückt, liebkoſend, in reger
Erwartung,

Dann aufſpringend im Nu beim erſten, erfreu=
lichen Winke,

Und mit vergnügtem Gebell antwortend auf
jeglichen Zuruf.

Jetzt das Kameel beg willig das Knie,
als bät' es den Rücken

Schon zum Tragen der Laſten, hinaus in die
brennende Wüſte.

Dann der Koloß Elephant ging, mächtigen
Schrittes, vorüber,

Wäre dem ſtaunenden Blick wohl furchtbar
drohend erſchienen,

Hätt' er, in kräftiger Luft, nicht Scherz mit dem Rüſſel getrieben,
Gaukelnde Affen gefaßt, und hoch in den Lüften geſchwungen.
So ſtets andre Geſtalten ergötzten das Auge des Menſchen,
Zogen bergauf und bergab ihn, nimmer ermüdenden Zuſſes;
Und überall jetzt ſehend unzählige Thiere ſich nähren
Durch zahlloſe Gewächſe, nur Weniges klüglich vermeidend,
Sah er mit froherem Sinn auch wieder auf Blumen und Kräuter,
Und ſo, doppelt entzückt, hin kam er an's Meeresgeſtade.
Eben zurück von dem flach ablaufenden, ſandigen Strande

Schwankte das ebbende Meer tief nieder in's
ewige Bette;

Und die entfliehende Mutter, in Hast nicht
hinter ſich ſehend,

Ließ unzärtlich zurück unzähl'ge, verlorene Kin-
der.

Liegend auf trocknendem Strand, Seethiere
verſchiedenſter Gattung

Zeigten der ſchaffenden Kraft unerſchöpflich er-
find'riſche Launen.

Weichſtes und Härteſtes war vielfältig gepaart
mit einander,

Strenge ſymmetriſche Form, mit geregelt er-
götzlichen Farben,

Lag dicht neben verdreht-abweichender, kecker
Geſtaltung.

Hier durchſichtige Quallen, des Meers leichte
ſchwimmende Blumen,

Dort der umpanzerten Schnecken und Muſcheln unzählige Menge;

Dieſe geglättet und fein, in den lieblichſten Formen gewunden,

Jene von rauherem Stoff, vielartig gezackt und gekantet,

Oder mit Stacheln beſetzt, ſcharfſpizig das Innre beſchüzend.

Auch der Korallen Gezweig war purpurfarbig zu ſchauen,

Während, in milderem Glanz, die bewunderte Mutter der Perlen

Still anbet den bezaubernden Schmuck, den ſelbſt ſie bereitet.

Vieles, in kindlicher Luſt, hob auf der vergnügte Beſchauer,

Hielt und bewundert' er froh, bis Neues und Schöneres wieder

Schnell ihn bewog, mit geſchäftiger Hand nach dem Neuen zu greifen.

Aber das flutende Meer ſchwoll wieder herauf an dem Strande,

Rahmend zurück in den Schooß die verlaſſen geweſenen Kinder,

Und trieb weiter und weiter hinweg den geſchäftigen Sammler.

Doch jetzt, ſchauend in's Meer, was ſah er für fröhliches Leben

Nieder und auf, in dem hellen Kryſtall, ſich bewegen und ſpielen!

Schaaren von Fiſchen, die Schuppen beſtreuet mit Silber- und Gold-Glanz,

Stumm zwar, aber vergnügt, gleich Vögeln und anderen Thieren,

Leicht ſich bewegend, durchſtrichen die Flut in vertrautem Gewimmel,

Oder vereinzelte auch luſtſchwammen nach eigener Laune,

Sprangen in üppigem Muth keck über den Spiegel des Waſſers,

Doch rückplätſcherten ſchnell in die heimathliche Behauſung.

Muntre Delphin' auf tauchten, um wieder im Nu zu verſchwinden,

Während des Meeres Koloß, der gewaltige Ruderer, der Wallfiſch,

Mächtige Wellen erregend, aus nächtlicher Tiefe herauf ſchoß,

Und nun, brauſenden Spiels, in die Luft trieb Säulen von Waſſer.

Bis ſich die Sonne verbarg, nicht müde des Schauens und Forſchens

Wurde der Menſch, und ſpät in der Nacht erſt konnt' er entſchlummern,

Weil ihm tauſend und tauſend erfreulich lebendige Bilder
Schwirrten im bunten Gewühl vor dem Spiegel des geiſtigen Auges.

## Neunter Geſang.

Als auf wachte der Menſch, lag ſtill an der Seite der Hund ihm.

Höchlich erfreut, liebkoſte der Herr den getreuen Gefährten,

Und, dankbaren Gefühls, liebkoſte der Diener den Herrn auch.

Doch ſchnell wandt' er ſich ab, weit horchend hinaus in die Ferne,

Deutend mit Knurren und halbem Gebell auf verdächtige Töne.

Jetzt auch lauſchte der Menſch; und es war,
als höret' er Stimmen,
Nimmer vernommener Art, von nimmer ge-
ſehenen Thieren.
Eilends daher hin lenkt' er den Schritt nach
entlegener Gegend,
Mit ihm laufend der Hund, oft vor, oft
ſchweifend zur Seite.
Weiter und weiter gelangt, auch höher und
höher geſtiegen,
Hörte der Menſch in gewalt'ges Gebeul ſich
verwandeln die Stimmen!
Nicht mehr wollte der Hund in die Ferne ver-
ausgaloppiren!
Bald, noch höher gelangt, zum Gebrüll gar
wurde das Heulen;
Und dicht hinter dem Herrn ſchlich, angſtvoll
winſelnd, der Hund hin!

Jetzt von der Spitze des Bergs schaun konnte der Mensch mit Entsetzen
In ein düsteres Thal, mit gewaltigen Felsen ummauert.
Da — kaum traut' er dem Blick — wild raste verfolgende Mordlust,
Denn in die Thierwelt auch der Verderber sich hatte geschlichen,
Hatte Gewürmen den Stachel und Schlangen die Zähne vergiftet,
Hatt' unschuldige Lämmer im Schlafe gepackt und zerrissen,
Und der Hyäne, dem Tiger, dem Löwen zur Speise geboten.
Als nun diese des rauchenden Bluts und des Fleisches genossen,
Wurd' ihr Wesen durchglüht von ergrimmt-blutdürstiger Wildheit,

Schien aus den Augen heraus wild-tödtliches Feuer zu sprühen,

Wuchsen alsbald aus den Tatzen hervor die verwegenen Klauen,

Füllte zermalmendes, scharfes Gebiß die gewaltigen Rachen,

Und furchtbares Gebrüll schrie aus die zerstörende Kampfwuth!

Schaudernd erblickte der Mensch ein nimmer geahnetes Schauspiel!

Hinter dem Lamm her stürzte der Wolf mit gefräßiger Mordgier,

Und die Hyäne zerriß, wuthlachend, das röchelnde Zicklein!

Löw' und Tiger zugleich an fielen den Stier auf der Weide,

Der mit dem kräftigen Horn laut brüllend zur Wehre sich setzte,

Aber im Kampf mit zerreißender Wuth bald niedergeſtreckt ward.

Doch um die Beute begann jetzt zwiſchen den grimmigen Siegern

Noch viel wilderer Kampf! ſie zerfleiſchten mit Krallen und Zähnen

Blutig der Eine den Andern, in immer geſteigertem Haſſe,

Bis, ſchmerzheulend, entfloh der beſiegte, verwundete Tiger,

Und, als Sieger, der Löw', in dem Stolze des Königs der Thiere,

Schüttelt' die Mähn', und ſchauet' umher, ob Einer es wage,

Noch ihm ſtreitig zu machen die ſiegend eroberte Beute.

Kein Thier nahte ſich ihm; doch fernab lauerte liſtig

Unter verſchwiegnem Geſträuch die gepanzerte, rieſige Schlange,
Bis, nichts fürchtend, ein Roß ſich genaht der verborgenen Feindin.
Jetzt, aufhebend das Haupt, ſchnell ſchoß ſie hervor aus dem Dunkel,
Wand um den Hals des erſchrockenen Thiers den erwürgenden Ringel,
Riß es zu Boden, umſchlang ihm den Leib und die kämpfenden Glieder,
Drückt' es und preßt' es in enger zuſammen geſchrobnen Gewinden,
Bis die Gebein' ein brachen, und ſtockte der ſtöhnende Athem.
Klagend hinweg da wandte der Menſch die erſchrockenen Blicke,
Eilte zurück von der Höhe des Bergs in die liebliche Tiefe,

Wo kein reißendes Thier noch ſtörte den glücklichen Frieden.

Zeus auch donnerte jetzt auf's neue zu Boden den Dämon,

Daß ſein tückiſcher Sinn ab ließ vom Verderben der Thierwelt.

Weit fort wurden geſcheucht die verwüſtenden, grimmigen Thiere,

Stürzten mit lautem Gebrüll bis fern in die traurige Wüſte,

Und nie wieder erblickte der Menſch ihr wildes Beginnen.

Nicht mehr witternd Gefahr, war froh nun wieder der Hund auch;

Munter umſprang er den Herrn, und leckt' ihm koſend die Hände.

Deſſen erfreut, liebkoſte der Herr ihn wieder, und ſagte:

„Du biſt, freundlicher Hund, mir das liebſte von allen Geſchöpfen,

„Denn gleich traulich herbei kamſt du aus der Ferne gelaufen,

„Recht, als hätte für mich dein Weſen der Schöpfer erſonnen.

„Größer, als du, ſind viele der Thier', auch ſchlanker geſtaltet;

„Doch ſie ſtarren mich an, nichts ſagenden, ſchüchternen Blickes,

„Laufen und ſpringen davon, weit über die Felſen und Berge;

„Haben ſie Flügel, ſo ſchwingen ſie gar zu den Wolken empor ſich;

„Oder ſie glühn von verderblicher Wuth, und verfolgen und morden

„Andr' unſchuldige Thiere, mit ſchrecklichen Krallen und Zähnen!

„Du, mein freundlicher Hund, bleibſt ferne von ſolchem Beginnen,

„Folgſt, unermüdlichen Laufes, mir nach in der Näh', in der Ferne,

„Liegſt in dem Dunkel der Nacht mir treu und vertraulich zur Seite,

„Und liebkoſeſt am Morgen ſogleich mich, wenn ich erwache.

„Drum dich wähl' ich auf immer zu meinem vertrauten Gefährten,

„Und kein anderes Thier wird je mir lieber als du ſeyn."

Sprach's, und ſtreichelte freundlich den froh aufſpringenden Liebling,

Blickte vergnügt zu dem Himmel empor, laut dankend den Göttern,

Daß ſie, gnädig und mächtig, die Erde ſo herrlich verſchönet.

Gern viel hätt' er von Zeus und dem Himmel erzählt dem Gefährten;

Doch dumm-thierischer Art an gaffte der Hund den Erzähler,

Ohne den Sinn des vernommenen Lauts zu verstehen, zu ahnen.

Andere Thier' auch schienen dem Menschen gesellig zu nahen,

Schienen ihm näher zu stehn an Gestalt und gelehrigem Wesen,

Aber zu bald nur sah er getäuscht sein freudiges Hoffen!

Viel wohl äffet' ihm nach der gelehrige Orang-Utang,

Aufrecht gehend, mit Händen begabt, wie keines der Thiere;

Und Papagayen, geschmückt mit dem buntesten, schönsten Gefieder,

Plauderten, nickenden Kopfs, ihm nach oft einzelne Worte;

Aber, genauer geprüft, war jener, wie diese, zu tief doch

Unter den Menschen gestellt, ihm dauernd genügen zu können.

Drum, so herrlich bevölkert die Erd' auch war mit Geschöpfen,

Die, harmlosen Gefühls, sich erfreuten des blühenden Lebens,

Stand doch Er, der Erschaffenen Haupt, in der Fröhlichen Mitte

Einzeln und einsam da, oft traurig verlassen sich fühlend.

So einst saß er, erwartend den Mond, am Gestade des Meeres,

Als von dem nahen Gesträuch her tönte der Nachtigall Stimme.

Nie noch hatt' er gehört ſolch ſeelenbezaubern-
des Flöten,
Solches Getön, ſchwermüthig, und doch voll
ſanften Entzückens,
Wonne verkündend und Schmerz in den nämli-
chen, ſüßen Akkorden.
Da nahmloſes Gefühl wogt' auf in dem Bu-
ſen des Menſchen,
Und ſein innerſtes Herz pries dreimal ſelig den
Sänger,
Den ſo gnädig die Götter begabt, mit den
lieblichſten Tönen,
Was ihm den Buſen bewegt, im Geſang' aus-
ſprechen zu können.
Sehnend zurück an die Leyer Apolls auch dacht'
er und ſeufzte,
Dachte der goldenen Saiten und ihrer bezau-
bernden Töne,

Streckte die Hand zu dem Himmel empor, und bewegte die Finger,

Gleich, als griff er begeiſtert hinein in die tönenden Saiten.

Doch auch dacht' er alsbald, wie ſehr er im Saale der Götter

Hatte die Freude geſtört durch ſchneidend ergreifenden Mißton:

Und die erhobene Hand ſank zagend zurück in den Schooß ihm!

Aber es hatten ihm längſt ſchon gnädig die Götter verziehen,

Und beifällig durchſchauet' Apoll ſein Sinnen und Sehnen.

„Ihm ſoll werden das Glück des Geſangs!" ſprach Dieſer, und ſandt' ihm

Einen der Diener hinab mit geheiligt-beſaiteter Leyer.

Schon aus der Ferne vernahm Ton-Säuseln der Menſch mit Entzücken,

Aeolsharfen-Geflüſter in träumeriſch ſüßen Akkorden,

Sanft aus den Saiten gelockt durch belebt anſtrömenden Lufthauch.

So in die Hand ihm ſank die erſehnte, geheiligte Gabe!

Dankend an's Herz ſie drückt' er im erſten, entzückten Verſtummen,

Griff dann, ſchüchtern zuerſt, bald aber mit ſteigendem Muthe —

Denn ihm leitet' Apollo die Hand — in die klingenden Saiten,

Und ſang, rührenden Tons, was tief ihm den Buſen bewegte.

Laut zum Lobe der Götter erſcholl der begeiſterte Hymnus,

Laut auch pries er, wie ſchön ſie geſchmückt die begnadigte Erde,

Sang zum Preiſe der Sonne, zum Preiſe des Mondes, der Sterne,

Sang von dem Glück des Geſangs, wie jegliche, irdiſche Trübſal

Selig vergißt, wen gütig Apoll zum Geweihten erkoren,

Wie er, den Fuß auf der Erde, das Haupt trägt hoch in den Wolken,

Näher den Göttern ſich hebt, ihr gnädig erkorener Liebling!

Spät erſt ſchlummert' er ein, in dem Arme die heilige Leyer;

Und ſein Morgengebet ward wieder zum lauten Geſange.

Hin zu dem rieſelnden Quell oft ging er, und ſang der Najade

Freudigen Dank für den kühlen Kryſtall in der Schwüle des Tages;

Weihte zu Tempeln die Grotten, zu Tempeln die duftenden Haine,

Blättergeſäuſel erwiedernd mit ſinnigem Saitengeſäuſel;

Stieg auf den Berg, weit ſchauend umher in die lachenden Thäler,

Preiſend den zaubriſchen Reiz, mit welch die Erde geſchmückt war!

Rollte der Donner: er ſang Zeus Macht in begeiſterten Tönen;

Brauſte das Meer, vom Sturme gepeitſcht, hoch brandend am Ufer:

Griff er mit kühnerer Hand in die kräftig ertönenden Saiten,

Gleich, als gält' es mit Wellen und Sturm laut brauſenden Wettkampf.

Doch in der Stille des Abends, vom
Mondlicht magiſch umfloſſen,
Saß er und ſang, war ruhig das Meer, doch
am längſten und liebſten.
Ihren geweihteſten Ton dann lockt' er hervor
aus den Saiten,
Und aus dem Herzen herauf dann ſang er die
tiefſten Gefühle.
Sehnenden Blicks hin über das Meer oft ſchaute
der Sänger,
Träumend, es zeige die Bahn in Gefilde ver-
gnüglichen Zaubers,
Oder es werden die Wellen ſich wandeln in
Wundergeſtalten.
Schüchtern hinauf dann wandt' er den Blick in
die Bläue des Himmels,
Gleich, als hoff' er, und fürcht' er, es ſchauen
die Götter in's Herz ihm.

Oft wohl fragt er ſich dann: „Was ſucheſt du,
Thor, in der Ferne?

„Wurde dir nicht überſchwängliches Glück von
den Göttern beſcheert ſchon?"

Tief dann war er beſchämt, anklagend ſich ſel-
ber des Undanks;

Thränen erſtickten die Worte des wehmuthvol-
len Geſanges;

Doch in der Bruſt heiß glühete fort unbezwing-
liches Sehnen.

Sich nicht mocht' er geſtehn, noch weniger kla-
gen den Göttern,

Welches Gefühl ihm fülle das Herz mit ver-
zehrenden Gluten,

Welch' holdſeliges Bild aus der Fern' ihm
nahen ſich ſolle.

Immer in Furcht, auf's neue den Zorn des
Gewalt'gen zu reizen,

Der ihn ſtrafend verbannt aus dem ſeligen Raume des Himmels,
Der ihm gnädig verziehn, und die Erde ſo herrlich verwandelt,
Wagt' er es kaum, ſich zu denken das Glück, nach dem er ſich ſehnte,
Und das beängſtete Herz fand nirgend erfreuliche Tröſtung!

# Zehnter Geſang.

Aber den Göttern entging kein ſtiller Gedanke des Menſchen.

„Hörſt du's?“ ſprach zu Apoll die bezaubernde Göttin der Liebe —

„Hörſt du's, wie das Geſchenk der geheiligt-beſaiteten Leyer

„Nur es vermehrt in der menſchlichen Bruſt, das unendliche Sehnen?

„Nimm es zurück dein hohes Geſchenk! Zeus hat es erlaubt ſchon,

„Daß ich beſſeres Glück dem verlaſſenen Menſchen bereite."

Lächelnd erwiedert' Apoll: „Du, reitzende Göttin, bereite

„Süßeſten Glücks, ſo viel du vermagſt, dem verlaſſenen Menſchen;

„Doch ihm bleibe dabei das Geſchenk der erſehneten Leyer!

„Wer einmal ſie beſitzt, dem muß ſie verbleiben auf immer!"

Dieſes vernommen, ſogleich fort ſchwebte die reitzende Göttin,

Dicht von Gewölken umhüllt, von geflügelten Kindern umgeben,

Nieder zur Erd', in den dichteſten Hain ſüßduftender Roſen.

Dort, aus dem edelſten, irdiſchen Stoff, mit geſchäftigen Fingern,

Formt' und bereitete ſie ein menſchliches, weibliches Weſen,

Lebensgefährtin zu ſeyn dem verlaſſenen, trauernden Menſchen.

Niedriger ſollte ſie ſtehn, nicht ſeyn hochſtrebenden Sinnes,

Kühn und verwegen, wie er: ſo wollt' es der Herrſcher im Himmel.

Dies nicht durfte vergeſſen die bildend beſchäftigte Göttin;

Doch bei der äußern Geſtalt nicht hatte der Herrſcher beſchränkt ſie:

Drum liebreitzendſter Art, ihr ſelber, der Schaffenden, gleichend,

Bildete ſie ein ſterbliches Weib von entzückender Schönheit,

Edel geformt von der herrlichen Stirn bis zum zierlichen Fuße,

Lieblich im Wechſel vereinend die reitzendſte Füll' und die Zartheit,

Sanft überhaucht von ätheriſchem Schmelz das bezaubernde Ganze,

Lippen und Wangen gefärbt mit dem lieblichen Blute der Roſe.

Selber entzückt beim ſtillen Beſchaun des vollendeten Werkes,

Neigt' ihr den roſigen Mund auf den ſchlummernden Buſen die Göttin.

Dreimal küßte ſie zärtlich die liebliche Hülle des Herzens,

Sanft durch dieſes ihr gebend das Maaß von geiſtigem Leben,

Das Zeus hatte beſtimmt für die holde Gefährtin des Menſchen;

Denn ausgehen von ihm, von dem Quell des Gefühls und der Liebe,

Sollte das innere Leben des zarter gebildeten Weibes.

Frohe Bewegung ergoß ſich ſogleich in die Pulſe, die Nerven;

Sanft auf wogte der Bruſt unſchuldige Wellenbewegung;

Hell auch thaten ſich auf die geſchmeidigen Pforten der Augen,

Zwei blau glänzende Himmel in himmliſchen Spiegeln zu zeigen;

Und ſüß kindliches Lächeln umfloß die geöffneten Lippen.

Als auf ſchwebte die Göttin, zurück in den Himmel zu kehren,

Und ſie, lächelnden Blicks, noch ſchaut' auf die eben Erſchaffne,

War's, als ſchauete Jed' ihr Bild in bezaubertem Spiegel,

Jen' auf dem blumigen Teppich, und Dieſ' in der roſigen Wolke.

Bald war freilich ſie ſelbſt, die bezaubernde Göttin, entſchwunden;

Doch ihr herrliches Bild blieb lächelnd zurück auf der Erde,

Als ihr ſchönſter Juwel, der Triumph der erſchaffenden Allmacht.

Auf in die Luft ſah ſchweben der Menſch die geröthete Wolke,

Ohne die Göttin darin, die eilig entſchwand, zu erkennen.

Doch hochklopfenden Herzens, getrieben von ſtürmiſcher Ahnung,

Eilet' er hin in den Hain, aus welchem die Wolke ſich anhob.

Da — o des Staunens! der Luſt! — aus den Blumen des Grabes erſtanden,

Trat ihm, ſchüchternen Schritts, das bezaubernde Mädchen entgegen!

„Venus!“ rief er entzückt — „du biſt von dem Himmel gekommen,

„Nieder zur Erd', um den ſüßeſten Troſt dem Verlaſſnen zu bringen!“

Und dann ſank er auf's Knie vor der holden, vermeintlichen Göttin,

Glühenden Dank für die herrliche Gunſt ihr ſtammelnd zu ſagen.

Irre geworden indeß an der ſchweigend-beredten Erſcheinung,

Sprach er: „Du biſt es, und biſt es auch nicht! Wie ſoll ich dich nennen!

„Aber gewiß, von dem Himmel herab, aus dem Kreiſe der Götter,

„Brachte die Wolke, die hier auf ſchwebte, dich mir zur Gefährtin!

„Ach, mein ſchmerzliches Sehnen, es haben's verſtanden die Götter,

„Und ſie ſandten mit dir auf die Erde herab mir den Himmel!"

Jetzt, o Geſang, auf jauchze berauſcht in den freudigſten Tönen!

Der du gefolgt in die dunkelſte Nacht dem verſtoßenen Menſchen,

Der du die Flammen Vulkans, und Neptuns Sturmwogen geſcheut nicht,

Jetzt, o Geſang, auf jauchze vergnügt mit entfalteten Flügeln!

Schwinge dich auf mit der Lerche Geſang und der Nachtigall Flöten,

Denn überſchwängliches Glück blüht nun auf der Erde dem Menſchen!

Doch nicht Lerchengeſang, nicht Nachtigallflöten verkünden

Was in der menſchlichen Bruſt auf wegen für Wonnegefühle,

Wenn zu dem Menſchen der Menſch, wenn Liebe zu Liebe ſich findet.

Himmliſche Wonne zu ſchildern, gebricht es an himmliſchen Tönen!

Drum, o Geſang, nur fließe dahin, wie die rieſelnde Quelle,

Die, von dem Lenze geweckt, froh ſpringt aus dem Berg' in das Freie,

Liebliche Blumen umſpült, ſanft über den blinkenden Goldſand

Rinnt, ein beweglicher Spiegel, ein leiſer, vergnügter Erzähler,

Der nicht ſchäumet und brauſt, weit ſchallenden Wellengeräuſches.

Welcher Geſang auch ſpräche ſie aus, der Beſeligung Fülle,

Die, hochwogend, das Herz nun hob und erglühte dem Menſchen!

Wie einſt ihn in dem Himmel umher froh führten die Götter,

Lehrer ihm wurden in Sprach', und Geſang, und in vielerlei Kenntniß,

So führt' er auf der Erde umher jetzt froh die Gefährtin,

Zeigt' ihr Meer, und Gebirg', und Thäler, und Blumen, und Thiere,

Führte zum Fruchtbaum ſie, und zur kühlend erquickenden Quelle,

Ward ihr Lehrer in Sprach', und Geſang, und in vielerlei Kenntniß.

Klagend erzählet' er ihr von dem furchtbarnächtlichen Dunkel,

Welches verdem, von Geſpenſtern verſchrecklicht, bedeckte die Erde,

Sprach von der Wuth des Vulkan, von dem
ſchrecklichen Beben der Erde,
Dann von dem Kampfe Neptuns, und der
ſtürmiſchen Bildung des Meeres.
Freudig erzählet' er ihr, wie die Götter ſich
ſeiner erbarmet,
Himmliſches Licht auf die Erde geſandt mit den
Strahlen der Sonne,
Lieblich und reich ſie geſchmückt mit unzähligen
Blumen und Bäumen,
Endlich mit tauſend und tauſend beweglich-
vergnügten Geſchöpfen
Thal und Gebirg', auch Waſſer und Luft wohl-
thätig bevölkert.
Oft auch führt' er ſie hin zu dem Steine, dem
rohen Altare,
Lehrte ſie beten zu Zeus, und vertrauen der
göttlichen Güte,

Dankt' einſtimmig mit ihr, inbrünſtigen Her-
zens, den Göttern,

Daß ſie, Einer den Andern, ſich Beide beglü-
ckend, gefunden.

Freudig beſprachen ſie oft ihr erſtes, erſtaun-
tes Begegnen,

Gingen zum Hain, der feiernd es ſah, in
der frohſten Erinnrung,

Ernſt nachſinnend dem Räthſel der wolkenent-
ſchwebten Erſcheinung.

Feſt zu einander geſellt, treu theilten ſie
jegliche Freude,

Und ein magiſches Band zog näher die Her-
zen zuſammen;

Unter der Aſche jedoch nur glimmte der Funke
der Liebe.

Reiner Natur unſchuldiger Sinn nicht ahnet'
und kannt' ihn,

Mied und erzielete nichts, hielt, ohn' es zu wiſſen, zu wollen,

Voll jungfräulicher Scheu, ungeſucht ſich in ſchüchterner Ferne.

Doch in der männlichen Bruſt lag Sehnen mit Zagen im Kampfe!

Er wohl war ſich bewußt der geheim aufleben-den Liebe;

Aber er hielt für der Himmliſchen eine die ſchöne Gefährtin,

Und nicht hoffend, ſie fein je nennen zu dürfen in Liebe,

Hing an der ſchönen Geſtalt ſein Blick oft traurig verdüſtert.

Oft hinſtürzen vor ihr ſchon wollt' er, um Liebe zu flehen,

Inniger, ſchmerzlicher noch, als einſt vor der Göttin der Liebe,

Und das entzückendſte Glück vor ſchwebte dem trunkenen Träumer;

Aber im Nu auf ſchrak er verzagt vor dem Zorne der Götter,

Den er herein ſah brechen auf's neu', ſein Glück zu zertrümmern,

Ob der verwegenen That ihn ſchonungslos zu beſtrafen,

Wieder in Nacht und in Graus — auf immer vielleicht! — ihn zu ſtürzen!

Schrecklicher Schauder ergriff bei ſolchem Gedanken das Herz ihm,

Das vor ſich ſelbſt mißtrauiſch erſchrak, ſelbſt laut ſich verklagte!

Drum weit wollt' er entfliehn in entlegene, traurige Wüſten,

Fern von der holden Geſtalt ihr reizendes Bild zu vergeſſen!

Aber ein zaubriſcher Kreis war rings um Beide gezogen,
Dem ungeſtraft ſie Beide ſich nicht zu entziehen vermochten.

Früh einſt war er hinweg nach dem heiligen Haine geeilet,
Suchend für ſie, zum erfreulichen Kranz', aufblühende Roſen.

Doch ſie war unterdeß an den Quell, zu den Lämmern gegangen,
Hatt' ein fehlendes Lamm in dem Thale geſucht, auf den Bergen,
Und ſich ſelber dabei weitab in der Ferne verirret.

Als er zurück nun kam mit dem ſchönen, erfreulichen Kranze,
Nirgend ſie fand, und vergeblich ſie rief, und vergeblich ſie ſuchte:

Da, mit geſteigerter Eile, durchirrt' er die Thäler, die Berge,

Rinnenden Schweiß auf der Stirn, und im Herzen zermalmende Sorge!

Als nun nahte der Abend, und endlich die dunkelnde Nacht gar:

Wurde die Sorge zur Qual, und die Klage zur lauten Verzweiflung!

Löwen und Tiger, er glaubte die wüthenden brüllen zu hören,

Glaubte die holde Geſtalt von der rieſigen Schlange umringelt,

Glaubte ſie tückiſch umgarnt von dem düſtern Verderber, dem Dämon,

Oder zurück von den Göttern das göttliche Weſen gefodert!

Laut aus weint' er den Schmerz der verzweifelndſten, innigſten Liebe,

Eins nur fühlend, es ſey ihm ohne die holde Gefährtin

Nichts, mit allen Gewächſen und Thieren, die herrliche Erde!

Ohne zu hoffen auf Troſt, matt war er zu Boden geſunken,

Schlaf nicht findend und Traum, nur nagenden Kummer im Herzen!

Horch! da bellte der Hund, und rannte hinweg in die Ferne!

Horch! da klang es, wie rufender Ton, aus der Ferne herüber!

Himmelsmuſik nicht hätte dem Trauernden ſchöner geklungen!

Raſch auf ſprang er, erwiedernd den Ruf, ihm eilend entgegen!

Jetzt ſich begegneten ſchon nah, näher und freyer die Stimmen!

Jetzt ſchon kennten einander die dunkeln Geſtalten erblicken!

Jetzt, mit beflügeltem Schritt, aus ſtreckten ſie zitternd die Arme,

Und dann flogen ſie Bruſt an Bruſt, und umſchlangen einander,

Innig und feſt, daß Keiner auf's neue den Andern verlöre,

Zärtlich und treu, zum nie zu zerreißenden, heiligen Bunde!

Und die begrüßenden Lippen, ſie bebten einander entgegen,

Und zum entzückendſten Kuß ward freudiger Ruf und Begrüßung!

Da ward plötzlich der Funke zur hellauflodernden Flamme!

Süßeſter Troſt jetzt folgte den Stunden der Angſt und des Schmerzes!

Jegliche wurde bezahlt mit belohnender, froher Umarmung!

Jeglicher Seufzer erſtarb in entzückenden Kuſſes Geflüſter!

Liebe beſeligte ſie, noch ehe ſie ſprachen von Liebe! —

Und Zeus donnerte nicht, noch zürnete einer der Götter!

Erd' und Himmel, ſie wollten ſogar mitfeiern das Brautfeſt!

Aeolsharfengetön war jedes Geflüſter des Nachtwinds!

Rieſelnde Wellen, ſie ſchienen in ſilberne Glocken verwandelt,

Und Philomelens Geſang lieh heute vom Himmel die Töne!

Blumen an Blumen geſchmiegt, ſie boten das ſanfteſte Lager,

Jeglicher Kelch ſich zum Opfergefäß einweihend mit Weihrauch!

Venus lieblicher Stern, zum erneueten Zeichen der Liebe

Schien er geweiht von allmächtiger Hand mit verſchönerten Strahlen!

Und zur glühenden Roſe, zur Blume der Liebe geworden

War der vergrößerte Mond, aufſteigend am feiernden Himmel!

Seliges, ſeliges Paar, dem Zeichen, wie dieſe, gegeben,

Dem die Natur half feiern das Feſt der beglückendſten Liebe,

Das die Natur ſelbſt leitet' an's Ziel glückſel'ger Vereinung,

Ohne der Unſchuld Strahl in den Herzen verdunkeln zu laſſen! —

Hin zum Altar ging freudig das Paar am erwachenden Morgen,

Dank für das Glück, das Beiden geworden, den Göttern zu bringen.

Rein = unschuldigen Sinnes zum Himmel erheben den Blick sie;

Und mild glänzte die Sonne sie an, als gäbe sie Antwort,

Daß beifällig die Götter herab auf das glückliche Paar sähn.

Dreimal seliger Mensch! wie lieb ward jetzt ihm die Erde!

Lieb, als hätten herab ihm den Himmel die Götter gesendet!

Jahre des herrlichsten Glücks, sie flossen, wie Tage, vorüber!

Und vor Allem, womit ihn hatten die Götter begnadigt,

Gab er beſtändig den Preis dem Beſitz der beglückenden Gattin.

Doch noch andere Lieb' ihm ſollt' in dem Herzen erwachſen,

Liebe, von der das verwunderte Herz nichts hatte geahnet,

Liebe der heiligſten Art: zu den Pfändern der Liebe, den Kindern,

Endlich zu Kindern der Kinder, auf daß ihr blühender Anblick

Spönne des Glücks Goldfaden hinaus in das ſpäteſte Alter.

Dankbar ſchaut' er umher, und ſah, ein gefeierter Ahnherr,

Einem erblühten Geſchlecht, aufblühend, ein anderes folgen!

Freudig hinaus, mit prophetiſchem Geiſt, in entlegene Ferne

Schaut' er, und ſah Nachkommen unzählig erfüllen die Erde,
Sah ſich reicher, als Zeus, bald werden an blühenden Kindern,
Sah ſtets ſchöner und reicher geſtaltet die grünende Erde;
Und kaum wußt' er, um was noch ſey zu beneiden der Himmel! —
Aber das irdiſche Glück, nicht ſollt' es dem himmliſchen gleich ſeyn!
Nachſtehn mußte der Menſch den unſterblichen, ſeligen Göttern:
Drum war weiſe beſchränkt im voraus ſein irdiſches Daſeyn,
Und ſein Ziel auf der Bahn ihm geſteckt von der waltenden Gottheit!
Oft ſchon hatt' er geſehen den Tod in der fröhlichen Thierwelt;

Und die entſchwindende Kraft ließ ahnen ein gleiches Geſchick ihn.

Thränenden Blicks oft dacht' er betrübt an die Stunde des Scheidens,

Drückte der Gattin, den Kindern die Hand, liebkoſ'te die Enkel,

Und das ergreifendſte Weh, es durchzitterte Nerven und Herz ihm!

Still da nahm er die Leyer zur Hand, die vergeſſen geweſ'ne,

Ging in den Hain, auf den heiteren Berg, an die murmelnde Quelle,

Rief aus den tönenden Saiten begleitende Trauer-Akkorde,

Abſchied nehmend voraus von der theuern, der herrlichen Erde!

Einſam ſang er das Lied tief-ſchmerzlicher Trauer und Wehmuth,

Und auf das welkende Laub ſank ſeine verheimlichte Thräne!

Aber den Blick zu dem Himmel hinauf jetzt ſehnend gehoben,

Sang er: „Zerfalle der Leib, und werde zu Moder und Staube:

„Lebet der Geiſt, den ſelber mir Zeus einathmete, fort nur!

„Dorthin kehrt er zurück, in den Himmel, aus welchem er ſtammet!

„Bei den Unſterblichen dort iſt ſeine belohnende Heimath!"

Alſo ſang er, und hofft' er, dem Tode ſich freudig ergebend,

Drückte die Leyer an's Herz, und verſchied in dem Arme der Liebe. —

Viele Jahrtauſende ſind's! Nicht thronen die Götter, die alten,
Ueber dem Erdball noch! längſt ſtürzte zuſammen ihr Prachtſaal,
Wurden zu Trümmern die Tempel mit ihren geheiligten Bildern,
Und ihr Athem, er wehet nur noch in Geſängen der Vorzeit!
Aber die Sonne, der Mond, die Geſtirne, ſie leuchten, wie ſonſt noch;
Herrlich geſchmückt noch grünet und blüht die geſegnete Erde,

Giebt zahllosen Geschöpfen erfreuliche Wohnung und Nahrung;
Und es gebietet der Mensch, ihr Herrscher, von Pole zu Pole,
Ueber Gewächs' und Thier'; er gebietet dem Feuer, dem Wasser,
Ob auch nie der zerstörende Groll einschlummert in Beiden.
Lange verführt von der tückischen List des verderblichen Dämons,
Holt' er des Erzes unendliche Meng' aus den Klüften der Berge:
Eisen und Stahl, und verächtliches Blei zu zerstörenden Waffen!
Silber, und Gold, nebst Edelgesteinen, zu Prunk und Verführung!
Doch fort lebet in ihm der geheiligte, göttliche Funke,

Der, nach jedem verdüsternden Druck, nur herrlicher auf glänzt;
Höher und höher empor stets strebt er in Kenntniß und Tugend;
Und von Geschlecht zu Geschlecht fort träumt er, und ehrt er den alten,
Frommen, beglückenden Traum von der Heimath über den Sternen,
Fühlt sich verwandt, durch unsterblichen Geist, mit dem höchsten der Geister,
Und, froh hoffenden Blicks, noch schaut er im Tode gen Himmel.

Druck von Friedrich Ruff.

# Vermischte Gedichte

von

A. G. Eberhard.

Erstes Bändchen.

Halle,
Rengersche Verlags-Buchhandlung.
1 8 3 3.

# Vorwort.

Die etwaigen Freunde meiner Muse, welche meine vermischten Gedichte, nicht aber die ganze Sammlung meiner Schriften zu besitzen wünschen, erhalten in den beiden vorliegenden Bändchen Alles, was das 17te und 18te Bändchen jener Sammlung enthält. Beigefügt habe ich dem zweiten Bändchen noch einen Anhang, um erstens die Klänge aus der Nordsee, aus dem 14ten Bändchen, zur Vervollständigung meiner gesammelten Gedichte, mitzutheilen, und um zweitens einige Proben poetischer Scherze, größtentheils aus den ersten Jahren dieses Jahrhunderts, zum Besten zu geben. In Bezug auf mehrere Erzeugnisse dieser Art, sagte ich im 1sten Bändchen meiner gesammelten Schriften, Seite 154:

„Ich trieb manchmal mit meiner Feder den Scherz, diesen und jenen poetischen Schriftsteller in seiner Manier zu parodiren. Keiner Parthei zugethan, weder der alten Schule blindlings anhängend, noch der aufstrebenden, sogenannten neuen Schule nachlaufend, spöttelte ich hier, wie dort, über Leyrerei, stehend gewordene Manier und neumodische Afterpoesie, und ich hatte manchmal nicht wenig Lust, eine Handvoll solcher

Schwärmer in die Luft fliegen zu lassen. Um mir selbst aber die Finger dabei nicht zu verbrennen, und um keinem sonst geachteten Manne weh zu thun, unterließ ich es."

Nun ist aber doch Manches dieser Art abschriftlich in das Publikum gekommen, und zwar mit einigen Varianten, die ich nicht als mein anerkennen kann. Auch weiß Mancher, dem diese Scherze unter die Augen gekommen sind, sie nicht gehörig zu deuten, weil er die Originale nicht kennt, um welche sie sich drehen. Ich gebe also am Schlusse des 2ten Bändchens einige solcher Parodieen mit daneben stehenden Muster-Gedichten zum Besten. — Bei dem Scherz über Gleim kann ich hier nur im Allgemeinen sagen, daß der sonst so brave, ehrenwerthe Sänger in seiner letzten Periode — besonders weil er es sich zum Gesetz gemacht hatte, täglich ein Musenopfer zu bringen — viel höchst Mattes zusammen reimte. Ein Scherz hierüber verträgt sich, wie ich meine, recht gut mit der hohen Achtung, welche übrigens dem alten Musenpriester gebührt, so wie auch der Scherz über Max von Schenkendorf und die Gebrüder Schlegel der Anerkennung ihrer sonstigen Verdienste keinen Eintrag thun sollen.

E.

# Erſte Abtheilung.

## Lyriſch und elegiſch.

## An die Phantasie.
(1793.)

Die du in Stunden süßer Freude,
und in Stunden geheimer Wehmuth,
dich mit deinem zaubrischen Lächeln
traulich mir nahtest —

Die du der Wehmuth bange Thränen
von der Wange mir liebreich küßtest,
und in himmelhohe Begeistrung
lächelnd mich wiegtest —

Sey mir gesegnet, holde Göttin!
Auf dem Fittig des Abendwindes
töne dir, wie Wellengelispel,
dankend mein Lied zu.

Aus der umkränzten, schönen Reihe
deiner göttlichen, holden Schwestern

## An die Phantasie.
(1793.)

Die du in Stunden süßer Freude,
und in Stunden geheimer Wehmuth,
dich mit deinem zaubrischen Lächeln
traulich mir nahtest —

Die du der Wehmuth bange Thränen
von der Wange mir liebreich küßtest,
und in himmelhohe Begeistrung
lächelnd mich wiegtest —

Sey mir gesegnet, holde Göttin!
Auf dem Fittig des Abendwindes
töne dir, wie Wellengelispel,
dankend mein Lied zu.

Aus der umkränzten, schönen Reihe
deiner göttlichen, holden Schwestern

hab' ich dich, du Hehe, zu meiner
Göttin erkoren.

Kannſt du mir zürnen, daß ich hin nach
deinen Freuden mich ſeufzend ſehne,
wenn mich hart mit ihren Geſchwätzen
Thoren umlagern?

Kannſt du mir zürnen, daß ich zärtlich
dich mit liebendem Arm' umfange,
wo du auch — im Stübchen, im Hain — mich
leiſe beſchleicheſt?

Göttin, du zürnſt mir nicht — du liebſt
mich!
Haſt am Buſen mich ja gezogen,
mich an deinem Herzen geweiht zu
deinem Vertrauten.

Göttin, du liebſt mich! Ueber Felſen,
wo ich einſam mit meinem Kummer
hinfloh — in des rauſchenden Haines
ſchattige Dämmrung —

in die Verwüſtung öder Mauern —
an des Baches umgrüntes Ufer,

da und dorthin, folgteſt du, Holde,
liebend und treu mir!

Küßteſt des Kummers heiße Thränen
oft mir liebend von bleicher Wange,
goſſeſt ſüßen Balſam ſo tröſtend
mir in die Wunden!

Reichteſt mir dann die goldne Leyer,
drein zu ſtürmen des Herzens Kummer,
drein zu ſtürmen meiner Verzweiflung
ängſtliche Klagen.

Aber geſchmiegt an deinen Buſen,
lockt' ich tröſtende, ſanfte Töne
aus den Saiten, und es verlor ſich
ſtiller mein Kummer.

Hangend an deinen Flammenblicken,
tagt' es endlich in meinem Herzen,
und ich ſang von Hoffnung, und von dem
Zauber der Lieder.

Rauhe, bemooſte, düſtre Felſen,
finſtre, ſchaurigumrauſchte Haine,
öder, halb verfallner Gemäuer
wilde Verwüſtung,

hab' ich dich, du Hohe, zu meiner
Göttin erkoren.

Kannſt du mir zürnen, daß ich hin aus
deinen Freuden mich ſeufzend ſehne,
wenn mich hart mit ihren Geſchwätzen
Thoren umlagern?

Kannſt du mir zürnen, daß ich zärtlich
dich mit liebendem Arm' umfange,
wo du auch — im Stübchen, im Hain —
leiſe beſchleicheſt?

Göttin, du zürnſt mir nicht — du
mich!
Haſt am Buſen mich ja gezogen,
mich an deinem Herzen geweiht zu
deinem Vertrauten.

Göttin, du liebſt mich! Ueber Felſen
wo ich einſam mit meinem Kummer
hinfloh — in des rauſchenden Haines
ſchattige Dämmrung —

in die Verwüſtung öder Mauern —
an des Baches umgrüntes Ufer,

da und dorthin, folgteſt du, Holde,
liebend und treu mir!

Küßteſt des Kummers heiße Thränen
oft mir liebend von bleicher Wange,
goſſeſt ſüßen Balſam ſo tröſtend
mir in die Wunden!

Reichteſt mir dann die goldne Lever,
drein zu ſtürmen des Herzens Kummer,
drein zu ſtürmen meiner Verzweiflung
ängſtliche Klagen.

Aber geſchmiegt an deinen Buſen,
lockt' ich tröſtende, ſanfte Töne
aus den Saiten, und es verlor ſich
ſtiller mein Kummer.

Hangend an deinen Flammenblicken,
tagt' es endlich in meinem Herzen,
und ich ſang von Hoffnung, und von dem
Zauber der Lieder.

Rauhe, bemooſte, düſtre Felſen,
finſtre, ſchaurigumrauſchte Haine,
öder, halb verfallner Gemäuer
wilde Verwüſtung,

Alles verſchönte meinem Blick ſich,
Alles wandelte ſich zum Tempe,
Alles lacht' in roſigem Lichte,
winkte mir freundlich!

Trunken verſchlang ich all' die Freuden,
die du magiſch für mich hervorrieſſt;
und mir bebten unter dem Finger
fröhlich die Saiten.

Ueber empörter Ströme Wellen,
über Felſen und ferne Berge
floh ich froh zu meinen entfernten,
harrenden Freunden.

Mauern erſtieg ich — flog zu Liebchen,
küßte Thränen ihr von den Wangen;
und es tönten zärtlich die Saiten
Lieder der Liebe.

Von der verhüllten, düſtern Zukunft
nahmſt du lächelnd den trüben Schleier;
und die hellumleuchtete Ferne
lachte mir freundlich.

Wiegteſt mich dann in ſüße Träume —
Ach, da ſchwärmt' ich in beſſern Welten,

unter ſchönern Bäumen, im Kreiſe
beſſerer Menſchen!

Trübte mein Blick ſich bei dem Hinſchaun
auf des Grabes geheimes Dunkel,
ſah ich bang und fürchtend des Todes
Schauern entgegen:

zeigteſt du mir ſo mild und freundlich
frohe Ausſicht noch hinterm Grabe,
und ſo belde, liebliche Bilder
über den Sternen.

Hoffend und jauchzend ſchaut' ich aufwärts —
Thränen träufelten auf die Saiten,
und ſie tönten heilig, wie Lispeln
himmliſcher Harfen! —

Göttin, du liebſt mich! darum weiht' ich
dir dies dankende Lied. Ich ſang es,
unter deinem Lächeln, mit Thränen
höherer Freude.

Göttin, du liebſt mich! Drum auch künftig
weiche nimmer von meiner Seite,

wenn mein Pfad durch Nächte des Kummers
düſter ſich hinzieht!

Glänzendes Licht umhellet tröſtend
dann die nächtlichen, rauhen Pfade;
froh und muthig wandl' ich an deinem
leitenden Arme.

Tröſtlich den Blick hoch über Sternen,
ſeh' ich ſinken des Engels Fackel;
und mein letzter Seufzer verſchwebt in
deiner Umarmung.

---

## Betrachtung im Freien.
(1793.)

Welch heilig-ſtilles Schweigen
in aller Bäume Zweigen!
Doch jetzt beginnt's zu leben,
zu liſpeln und zu beben!
und nun, in Sturmes Sauſen,
welch lautes Waldesbrauſen!
Es ſchweigt, es brauſt auf deinen Ruf,
Allvater, der die Welten ſchuf!

Des Meeres Wellen kräuseln
ſich ſanft bei Zephyrs Säuſeln,
und rauſchen hin in Wogen,
von Silberſchaum umflogen,
wenn, aufgejagt von Stürmen,
ſie hoch und wild ſich thürmen!
Sie thun es all' auf deinen Ruf,
Allvater, der die Welten ſchuf!

Es ſtürzen Flammenblitze
herab vom Wolkenſitze,
und Schreckensdonner füllen
das Thal mit lautem Brüllen;
dann träufelt neuer Segen
herab in kühlem Regen!
Doch Alles nur auf deinen Ruf,
Allvater, der die Welten ſchuf!

In ungeſtörtem Lauſchen
hör' ich des Waldes Rauſchen,
ſeh' ich die Meereswellen
am Felſenriff zerſchellen,
hör' ich, in ihrem Grimme,
der Donnerwolke Stimme;

und ehr' in Allem deinen Ruf,
Allvater, der die Welten ſchuf!

---

## Andacht im Freien.
### (1793.)

Hinweg von Tempeln und Altären,
mit goldner Künſtelei beſtreut,
von Heuchelwort und Heuchelzähren
vielleicht ſchon tauſendfach entweiht!

Hinaus in Gottes großen Tempel,
mit Feld und Berg und Wald geſchmückt!
Dort hat die Allmacht ihren Stempel
ſo rein auf jedes Blatt gedrückt!

Hin in der Abendſonne Strahlen,
wo man vom Hügel überſchaut,
wie ſchön ſich Berg' und Wolken malen,
eh ſie die Dämmrung übergrau't!

In dieſes Heiligthum zu treten,
iſt reiner Seelen Hochgenuß!
da läßt ſich's zum Allvater beten,
mit ganzer, voller Seel' Erguß.

Von Gottes Schöpfung angelächelt,
die frei vor Jedes Blicken liegt,
vom lauen Abendwind umfächelt,
in dem ſich jedes Hälmchen wiegt —

wem da, auf ſtillumglänztem Hügel,
das Herz nicht fromm und freudig ſchlägt,
wen da der Andacht heil'ger Flügel
allmächtig nicht gen Himmel trägt,

Der wird an allen Hochaltären
nicht beten fromm und innigluch!
Der rühme keiner Andachtzähren,
und keines Menſchenherzens ſich!

---

## Wehmuth.

(1793.)

Wie durch der Büſche heiliges Dunkel
des Abendwindes Geliſpel zittert:
ſo beben der Wehmuth heilige Schauer
durch meine Seele.

Wie von dem ängſtlich ſchwankenden Baume
der Blüthen duftende Blätter ſinken:

so sinken der Wehmuth heilige Thränen
aus meinen Augen.

Sie duften schön, die sinkenden T
Sie sind so heilig, der Wehmuth Thrä
O, Weben des Windes! Schauer der
ich lieb' euch herzlich!

In dieses Haines grünender Wild
umwindet ihr liebender mich als jemals
drum lieb' ich ihn so, drum wandl' ich
in seinem Schatten.

---

## Der Abend.

(1793.)

Der Abend ist gekommen!
Er schwebt auf leichten Wolken,
bestreut mit Frühlingsrosen,
hin über Berg und Thäler,
und Oceane saugen
der Rosen Feuerglanz!

Wie Hauch aus bessern Welten,
weht's kühl und mild und labend

um meine heiße Wange!
Wie fühl' ich mich so selig!
wie mild, und süß, und heilig
bebt's durch die Seele mir! —

Woß ist der leise Schauer,
der durch die Schöpfung zittert? —
's ist Abendwindes Wehen
's ist Abendedems Lispel,
der durch der Schöpfung Nerven,
durch meine Nerven bebt.

Und all' das Buschgeflöte,
das Zirpen hier im Grase,
das Blöken auf den Hügeln,
das Jauchzen in den Hütten
von Vätern und von Kindern —
des Abends Feier ist's!

Er kam — und tausend Vögel
floh'n hin zum kleinen Nestchen,
und tausend Väter eilten
zu ihren stillen Hütten!
Dort dankt aus tausend Herzen
ihm frohe Liebe nun!

Doch er, mit ſtillem Lächel
ſchwebt weiter fort am Himmel,
und ſieht die Roſen ſterben,
die hier die Welt' umkränzten;
und düſtrer wehn die Locken
ihm um den Nacken ſchon!

O weile noch, Geliebter!
Mir iſt's ſo wohl im Herzen
bei deines Odems Liſpeln!
Laß erſt in meine Harfe,
mit ſüßen Melodieen,
hingleiten meinen Dank!

Ach! könnt' ich, könnt' ich
wie ich's im Herzen fühle,
ſo heilig und ſo trunken:
es ſollte ſüßer tönen,
als Nachtigallenlieder,
mein ſtilles Abendlied!

Dann ſollten rund im Kre
hier meine Freunde ſitzen,
und meinem Liede horchen,
und, eine Thrän' im Auge,

die Theure, mir zur Seite
nach dir, o Holder, ſchaun! —

Doch du entflichſt! Schon nahen
der Nacht geheime Schauer!
Wie weht es feucht und traurig
aus jenem dunkeln Haine!
Wie ſeufzet Well' um Welle
dir nun ſo traurig nach!

Leb wohl, du ſchöner Abend!
Leb wohl, du Frühentflohner!
Du flohſt mit deinen Freuden!
Nun kann ich nicht mehr ſingen;
nun wein' ich bangen Herzens,
und traur' um dich und ſie!

---

## Mein reicher Nachbar und ich.

(1793.)

Der vielbeſternte, ſtolze Mann
im großen Hauſe hier nebenan,
er ſchilt mich arm, und preiſt ſich reich,
und ſieht ſo grämlich aus und bleich,

als hätt' er vom Leben nichts, als Noth;
doch ich, der Arme, bin frisch und roth,
und kann oft guter Dinge seyn,
als wäre die ganze Erde mein.

Er hat viel' tausend Thaler zwar
an sichern Renten jedes Jahr;
doch tausend kosten ihm seine Ross',
noch tausend des faulen Dienstvolks Troß;
Arznei und Doktor auch sehr viel,
und noch weit mehr das Kartenspiel.
Der schmausenden Freunde Legion,
die kostet ihm viele Tausende schon;
und schwer mit Geld aufwiegen muß
er seines bezahlten Liebchens Kuß!
Ist's Wunder, daß der reiche Mann
nichts thun für Witwen und Waisen kann?

Mein gut' Geschick, wie dank' ich's dir,
daß du es anders gemacht mit mir!
Zwar hab' ich wenig Geld und Gut,
doch frohen Sinn und gesundes Blut.
Ich laufe, so oft es mir gefällt,
mit leichten Füßen hinaus in die Welt,

bediene mich ſelber Jahr aus Jahr ein,
und brauche nach keinem Diener zu ſchrei'n.
Mein Doktor iſt der Speiſewirth,
zu andern hab' ich mich ſelten verirrt.
Zwar Solo ſpiel' ich, doch immer nur
auf meiner Leyer, in freier Natur.
Ich plaudre mit Freunden ſtundenlang,
und Keiner denkt an Speiſ' und Trank;
und tauſend Küſſe giebt, für nichts,
mein Liebchen mir zärtlichen Angeſichts:
drum kann ich, iſt mein Beutel auch klein,
doch manches Dürftigen Helfer ſeyn. —

Du armer, armer reicher Mann,
im großen Hauſe hier nebenan,
ſchau' noch ſo ſtolz herunter nach mir:
ich tauſche wahrhaftig nicht mit dir.

---

## Abſchied.
(1793.)

So leb dann wohl, mit deinen tau
Freuden,
geliebtes, kleines Dörfchen du!
Dir fliegt mein letzter Blick im Scheiden,
noch fernher, dankend zu.

So leb dann wohl, du lieber, grüner Hü
wo ich die Sonn' oft ſinken ſah,
wo der Begeiſtrung heil'ger Flügel
mich hob dem Himmel nah!

Leb wohl, du Thal mit hochumrauſ
Bäumen,
das ich ſo ſehnend ſtets verließ,
wo ſich's am Bach ſo herrlich träumen,
ſo ruhig ſchlummern ließ!

Der Liebe Tempel, du, verſchwiegne La
wo Lina's Arm mich traut umſchlang,
wo ich nach wonnevollem Raube,
nach ihren Küſſen rang;

Lebt alle wohl, ihr Plätzchen, mir so theuer,
wo ich, geschmiegt an Freundes Hand,
des Lebens Freuden schöner, neuer
mit jedem Tage fand!

Da gingen wir so herzlich traut, so heiter
durch Feld und Busch und Garten hin;
da trübte uns kein Kummer weiter
den gleichgestimmten Sinn!

Wie flohen da die freudumblühten Tage
so schnell und heiter uns vorbei!
Wie war der Herzen traute Sprache
so froh und fesselfrei!

Und wenn uns ja einmal ein Kummer drückte:
wir theilten ihn nach Freundschaftsbrauch;
wenn Einer sich ein Blümchen pflückte,
war's für den Andern auch.

Und ach! von allen deinen schönen Freuden,
gereift am Busen der Natur,
soll ich auf einmal traurend scheiden,
du liebe, stille Flur!

O, könnt' ich ſtets auf deinem Hügel wo
in deinem Thal und deinem Hain,
und von des Städters Feſſeln allen
ganz frei und ledig ſeyn!

Dann ſollte meines Lebens Quell verflie
wie dieſer Bach, ſo hell und rein!
Dann wollt' ich ganz das Glück genießen,
unſchuldig froh zu ſeyn!

Dann weht' um mich mit ihrem le
Flügel
beſtändig reine Gottesluft;
dann ſänk' ich ſpät auf deinem Hügel
ſanft in die ſtille Gruft.

---

## Mein ſchöner Stern.

(1793.)

Heil mir! Ich hab' gefunden
ein Sternlein, hell und licht,
das lacht zu allen Stunden
nur freundlich in's Geſicht!

Mag's regnen oder ſtürmen,
mag eine ganze Schaar
von Wolken es umthürmen:
es ſchimmert hell und klar.

Wenn mich vom rechten Pfade
will locken Irrlichtſchein:
ſo folg' ich ſtill und grade
dem ſichern Sternelein.

In ſtürmevollen Nächten
zeigt's, warnend, dort und hier,
zur Linken und zur Rechten,
Gefahr und Klippen mir.

Will ich verſchmachtend ſinken,
wie Gras auf dürrer Au':
ſo läßt es ſchnell mich trinken
von ſeinem Strahlenthau.

Und fallen, ſtill erbleichend,
einſt meine Blätter ab:
dann blickt es, kummerſchweigend,
hin auf mein kühles Grab.

Drum ſoll auch nun und immer
das holde Sternelein,

mit ſeinem hellen Schimmer,
mein ſteter Leitſtern ſeyn!

Sein Name ſteht geſchrieben
im Herzen, wohl bekannt;
ein Jeder muß es lieben:
treu' Freundſchaft wird's genannt.

---

## Ihr Lächeln.
(1794.)

Wenn die tobenden Wellen
und der heulende Sturm
ſchon dem ſchwankenden Nachen
nahes Verderben drohn —

Wenn dem zagenden Schiffer
ſchon das Ruder entſinkt,
und der Tod ihm die Arme
gierig entgegenſtreckt —

Wenn dann plötzlich der Schleier
drohender Wolken zerreißt,

hell im Meere ſich ſpiegelt
wieder des Himmels Blau:

auf den Strahlen der Sonne
ſchwebt, mit lächelndem Blick,
dann die tröſtende Hoffnung
zu dem Nachen hinab,

ſtärkt den zagenden Schiffer,
dem das Ruder entſank,
daß er auf's neue den Wellen
muthig entgegenkämpft. —

Ach, der Kummer der Liebe,
der mir quälet das Herz,
gleicht der Sorge des Schiffers
in der Gewitternacht!

Wie der Schiffer zum Himmel,
fürchtend und hoffend, blickt,
ſchau' ich, forſchenden Auges,
Ewiggeliebte, nach dir!

Zürnet die Stirn dem Verwegnen,
meidet mich ſchüchtern der Blick:
wird mir Alles verdüſtert,
Erd' und Himmel zu Nacht!

Doch fliegt wieder ein Lächeln
über das holde Geſicht,
das in ſchmerzlichen Thränen
mich und die Liebe verklagt —

ach, ſolch herrliches Lächeln
iſt mir Glücklichem dann
mehr als Glänzen der Sonne,
wenn ſie die Wolken durchbricht.

---

## Der Traum.

(1794.)

Unter düſterm Blättergrün,
wo nicht Sonn' und Mond hinſchien,
ſanft und ſüß entſchlummert kaum,
träumt' ich meinen ſchönſten Traum.

Ach, da lagſt du traut und warm
hingeſchmiegt in meinen Arm,
gabſt, in ſüßem Küſſeſpiel,
mir der Seligkeit ſo viel!

Jahrelanger Kummer ſchwand,
als ich ſo an deiner Hand —
jauchzend meine Wonne maß,
Alles — dich nur nicht — vergaß;

als ich, himmelhoch entzückt,
an dein liebend Herz gedrückt,
freudig, doch mit Stammeln nur,
dir die treuſte Liebe ſchwur!

Doch der Traum verſchwand! — Wie bang
war des Heimchens Trauerſang!
Wie ſo ſchaurig war die Nacht,
die ich einſam dann durchwacht! —

Einen Blick, wie ich ihn da
in dem ſchönen Traume ſah —
einen nur auf mich herab,
Mädchen, dem ich ganz mich gab!

Dann iſt ſüß, wie Sphärenklang,
aller Vögelein Geſang,
und die Nacht, itzt ſchauerlich,
ſtrahlt, wie Himmelsglanz, um mich!

## Erinnerung.
(1794.)

Umweh'ſt mich wieder, ſtille Nacht,
mit deiner holden Zaubermacht,
blickſt wieder, lieber Mond, auf mich
ſo ſchweigend und ſo feierlich!

Und all' ihr Sterne, weit und breit
am dunkeln Himmel hingeſtreut,
ſchwebt wieder hin, in Strahlenglanz,
den ewig frohen Reihentanz!

Und dennoch hellet all' das Licht
den Nebel meiner Schwermuth nicht,
wiegt mich, mit aller Zauberei,
in keine ſüße Schwärmerei!

Als jüngſt die Nacht mich Hand in Hand
mit ihr, der Stillgeliebten, fand:
wie lag mir da ſo hell und nah
das Schöne alles, was ich ſah!

Wie war ich da ſo fromm und gut!
Was fühlt' ich da für friſchen Muth!
Ach, wie genoß ich da ſo rein
das volle Glück, bei ihr zu ſeyn!

Drum, Stern der Liebe, leite du
mich ihr, ach ihr, der Theuren zu:
dann fühl' ich wieder all' die Macht
der stillbeglänzten, holden Nacht.

---

## Liebesklage.
(1794.)

Immer schwerer, immer bänger
klopft im Busen mir das Herz!
Kaum ertrag' ich ihn noch länger,
meinen still verschloßnen Schmerz!

Keinem kann ich ihn vertrauen!
Keiner hat auch Trost für mich!
Auf zum Himmel will ich schauen;
aber schwarz umwölkt er sich!

Alle Sterne sind verschwunden!
Ueberall ist Nacht und Graus!
Schnell, zur Heilung meiner Wunden,
lisch auch, Licht des Lebens, aus!

---

## Töne der Liebe.
(1794.)

Schmückte mein Kleid ein blinkender Stern,
ſchmückte mein Haupt eine ſtrahlende Krone:
ach, wie gäb' ich dir Beides ſo gern,
würde mir deine Liebe zum Lohne!

Muthig wollt' ich um deinen Beſitz
mit dem muthigſten Feinde ringen;
bis zu Pluto's umnachtetem Sitz
kühn zu deiner Erlöſung dringen!

Länger, prüfender Jahre Pein
wollt' ich dulden, und treu beſtehen,
und, wie Gold aus dem Feuer, ſo rein
aus der Verſuchung Netzen gehen.

Aber ſo treu, ſo duldend ich bin:
nimmer doch wird mein Kummer ſich enden!
Iſt mein Ringen doch ohne Gewinn!
Kann ich doch keine Schätze dir ſpenden!

Kleine, ſchüchterne Lieder nur
kann ich Armer zum Opfer dir bringen,

und im Schooß der verſchwiegnen Natur
Klagen der Liebe zur Laute ſingen!

Ach, ſchon manches, trauriges Jahr
tröſtet mich nur die erklingende Laute;
wenn ich am allerverlaſſenſten war,
blieb doch ſie mir die treue Vertraute.

Ach, ein Gott gab der Saite den Klang,
daß ſie des Herzens Tröſterin werde!
warmes Gefühl ſtrömt aus in Geſang,
hebt ſich empor von der niederen Erde.

Lieder tönen zum Himmel hinan
hohen Jubel, und tiefe Schmerzen;
auf des Liedes melodiſcher Bahn
findet ſich ſchneller das Herz zum Herzen.

Und vor Allem die Liebe ſtrebt,
ſich in ſchmeichelnde Töne zu hüllen;
ob ſie vor Wonne, vor Kummer bebt:
ſingend nur läßt ihr Beben ſich ſtillen.

Drum laß ewig in Liedern mich
meinen verheimlichten Kummer ergießen!
Unter Geſängen, ſollen um dich
meine verſchwiegenen Thränen fließen!

Wenn ein Kuſs, zärtlicher
dir im Herzen als Nachhall bliebe
herrlich wäre vielleicht mein Lohn
Oft weckt Echo die ſchlummernde

---

## Glückes-Ahnu
(1794.)

Wenn, o wenn es Liebe w
was ſo mild, wie Mondeslicht,
oft, in einer ſtillen Zähre,
Minna's Auge zu mir ſpricht! —

Wenn es Liebe, Liebe wär
was ſo hell, wie Sonnenlicht,
daß es himmliſch ſich verkläre,
oft aus ihrem Auge bricht!

Ihr befangnes Thun und N
ihres Blickes Schüchternheit,
wenn ihr Lächeln nun dem Blöde
Muth zu einem Seufzer leiht —

Ihres Händchens sanftes Beben,
das mein Mund so froh berührt,
wenn sie's, willig hingegeben,
meinem Kuß entgegenführt —

All' ihr Necken, all' ihr Spielen,
wenn wir scherzend uns entzweit,
und beim Necken, und beim Spielen
ihre süße Traulichkeit — —

Wenn das Alles Liebe wäre,
wie die Hoffnung schüchtern spricht: —
stärkt mich, Amor und Cythere!
Solche Wonn' ertrüg' ich nicht!

---

## Ihr Lachen und Weinen.

(1794.)

Wenn du lachend und froh, dem Lamm auf der Weide vergleichbar,
zwischen den Blumen hüpfst, und die erfreulichsten brichst,

gleichst du der Morgensonn' in ihrer belebenden Klarheit,
und dann bild' ich mir ein, schön sey der Morgen allein.

Wenn du, schweigend betrübt, mit tiefer gesunkener Wimper,
sitzest und sinnst, auf die Hand weinend das Köpfchen gestützt,
gleichst du dem lieblichen Mond, halb hinter Cypressen verschleiert,
und dann bild' ich mir ein, schön sey der Abend allein.

Ach, so hang' ich an dir, mit unverändertem Herzen,
eben so fest, wenn du lachst, eben so fest, wenn du weinst!
Lach' und weine du nur, im Wechsel, wie Morgen und Abend!
Morgens entzückt mich die Sonn', Abends entzückt mich der Mond.

## Die Thräne der Liebe.

(1794.)

Der ersten Liebe heilige Thräne,
sie schimmert so glänzend im Auge der Unschuld!
der edelste Stein, der schönste der Sterne
kann reiner nicht blinken!

O wende, Mädchen, wende den Blick nicht!
Ich sah noch nimmer so himmlisch dein Antlitz!
Die heilige Thräne kündet der Liebe
geweihteste Stunde.

Sie sinkt auf deine glühende Wange!
O, dürft' ich bebend das heilige Kleinod,
von Wonne berauscht, im seligsten Kusse
der Liebe dir rauben!

---

## Die schöne Stunde.
(1794.)

Ich habe sie gesehn! sie an das Herz geschlossen!
Ich habe meinen Mund auf ihren Mund gedrückt!
Sie lag', ein Bild der Lieb', in meinen Arm gegossen!
Und Aug' in Auge schaute hoch entzückt!

Nun weiß sie's endlich! nun, nach jahrelangem Schweigen!
Nun weiß sie's, wie mein treues Herz sie liebt!
Und ich empfing von ihr ein holdes Liebeszeichen,
wie Gegenliebe nur es gern der Liebe giebt.

Den schönen Lockenring aus ihren seidnen Haaren,
den sie sich selbst geraubt mit zarter Hand,
e, heilig will ich ihn am Herzen hier bewahren,
als ihrer Lieb' und meines Glückes Pfand! —

Was flüstert ihr so bang', ihr dichtbelaubten Bäume?
Was weinst du, Silberbach, in mein frohlockend Lied?

O, laßt mir doch die wonnevollen Träume!
Erzählt mir nicht, wie oft von Liebe Liebe schied!

---

## Vergessen.
(1794.)

Ich glaubt', ich würd' es nie vergessen,
wie deine Sprödigkeit mich Armen sonst gekränkt,
wie oft ich hoffnungslos an diesem Bach gesessen,
den thränenschweren Blick auf welkend Moos gesenkt.
Doch seit mich liebevoll dein schöner Arm umwunden,
seit mir dein süßer Kuß, was du empfindest, sagt,
weiß ich nichts mehr von jenen Trauerstunden,
in denen ich dein Herz und mein Geschick verklagt.
Was kümmert mich nun noch die trüb' erflehte Ferne!
Hell blinken über mir viel tausend schöne Sterne!

Wer auf Elysiums ersehnten Rosen ruht,
der schlürfte ja zuvor aus Lethe's Zauberfluth.

---

## Sorglose Liebe.
(1794.)

Mich kümmert der Zukunft verhülltes Gesicht,
mich kümmert, was künftig zu dulden ist, nicht;
hab' heute doch Wonn' und Himmelsgenuß
in Liebchens Umarmung und zärtlichem Kuß.

Sind nur zwei Schritte weit Blumen gestreut
ist sorglose Liebe schon sattsam erfreut;
sie tanzet auf Blumen, und achtet nicht Dorn,
nicht Nesseln, und Sturmes und Donners Zorn.

Wenn morgen vielleicht schon Armuth und
Tod
mein kleines brennendes Hüttchen mir droh't:
so schlummr' ich doch, ohne bekümmert zu seyn,
in Träumen von Liebchen, heute noch ein.

Entflieh' ich mit ihr auf schwankendem Kahn
und Himmel und Welle lacht freundlich mich an

ſo ruder' ich getroſt, und fürchte noch nicht
den Sturm, der morgen mein Schiffchen zer-
bricht.

Mit Liebchen theil' ich, bei Mangel und
Noth,
mein letztes, verſchimmeltes Stückchen Brodt,
und hoff', an ihren Buſen gedrückt,
auf Den, der Alles mit Liebe beglückt.

Drum, traute, ſorgloſe Lieb', ach, ent-
flieh
auf roſigem Pfade durch's Leben mir nie!
Durch Klippen und Dornen, in grauſender Nacht,
ſey immer ein Engel, der treu mich bewacht!

Und flieg' ich, nach hier geendetem Lauf,
zu Freuden über den Sternen hinauf:
ſo ſchmücke mit Blumen mein kühliges Grab,
und wein' eine Thrän' in die Blumen hinab!

## Ständchen.

(1794.)

Schlaf wohl, ſchlaf wohl!
Mich quälten tief im Herzen
einſamer Liebe Schmerzen:
da floh ich noch in kühler Nacht,
vom Stern der Liebe mild bewacht,
an deines Hüttchens Thür —
und wird mir nun dafür
kein Küßchen ſüß?

Schlaf wohl, ſchlaf wohl!
Wenn, Ruhe zu genießen,
ſich deine Aeuglein ſchließen:
ſo denke liebend noch an mich!
dann träumſt du, Liebchen, ſicherlich
die ganze Nacht von mir;
dann macht die Liebe dir
den Schlummer ſüß.

Schlaf wohl, ſchlaf wohl!
die Zeit eilt immer weiter,
die Zukunft lacht uns heiter
mit ihren ſchönen Freuden an!

Wie glücklich sind wir Beide dann,
wann wir erst, Arm in Arm,
von tausend Küssen warm,
entschlummern süß.

---

## Rückblick.
### (1795.)

War's denn wirklich? — Weh, o weh
mir Armen! —
Oder ist's nur Trug der Phantasie?
Hielt sie liebend mich in ihren Armen?
Oder lohnte sie mein Lieben nie?

All' ihr Bilder liebesel'ger Tage,
glänzend, wie Aurorens Wolkensaum,
Wonnen, die ich nicht zu schildern wage —
war't ihr wirklich? — war't ihr nur ein Traum? —

Ihr Erbeben, ihre süßen Thränen,
als aus tiefer Schwermuth Finsterniß,
nach so langem, hoffnungslosem Sehnen,
endlich mich ihr Wort der Liebe riß —

Wie ſie vor mir ſtand, die zarten Wangen
roſenroth gefärbt von holder Schaam,
und bei meinem jauchzenden Umfangen
zärtlich nun den Kuß der Liebe nahm —

Wie zum Himmel jetzt der hochentzückte
Blick der Lieb' aus ihrem Auge flog,
und ſie weinend dann an's Herz mich drückte,
Lieb' und Gegenliebe gleich nun wog —

Wie ſie, ewig mir und meiner Liebe,
mir, ach, mir, und meiner Liebe nur,
wenn ich ewig ihr Getreuer bliebe,
treu bis in den Tod zu bleiben, ſchwur —

Wie ſie gern und willig wollt' entſagen
jedes andern Glückes Flitterſchein,
wie ſie alle Stürme wollt' ertragen,
um in meinem Arm beglückt zu ſeyn — —

Weh! Das Alles wär' nur Truggebilde
krank-verirrter, heißer Phantaſie?
nur ein Traum aus einem Luſtgefilde,
heiß erſehnt, allein betreten nie?

Wie? geträumt nur hätt' ich, wo ich fühlte,
was ein Gott nicht ſchöner fühlen kann,
wo ein Feuer mir im Herzen wühlte,
ach, in dem mein ganzes Seyn zerrann?

Und der Schmerz, der mir im Herzen tobet,
ſeit ſie — ach, dem ihrigen zur Schmach —
niedertretend, was ſie mir gelobet,
ihrer Liebe heil'ge Schwüre brach —

Ungerührt von meinem bittern Jammer,
mir zurückgab meinen Bundesring,
und zur frevelhaften Hochzeitkammer
bald darauf mit einem Andern ging — —

Dies Geſpenſt, das jeden Tag auf's neue
mich verfolgt — es wär' ein Fiebertraum? —
Nein, o nein! der Glaub' an ihre Treue,
der nur war des Wahnſinns eitler Traum!

## Sehnsucht nach dem Tode.

(1796, auf dem Krankenbette.)

Der du in's dunkle Schattenreich mir leuchtest,
mit kalten Tropfen schon die Stirn mir feuchtest,
sey mir gegrüßt, erhabner Genius!
Beflügle deine ernsten Schritte,
und gieb, erhörend meine Bitte,
mir bald den letzten Lösungskuß!

---

Daß er bald geendet wäre,
dieser trübe Lebenslauf!
ach, in eine beßre Sphäre
schwänge dann mein Geist sich auf!

Was hilft hier mein Thun und Treiben,
all' mein Streben und Bemühn!
kann und mag ja hier nicht bleiben,
hier, wo Alles muß verblühn!

Sank in seiner schönsten Blüthe
mein Madai nicht in's Grab?
Grauser Todesengel, wüthe
bald, recht bald auch mich hinab!

Höre meine heiße Bitte:
Führe ſchnell mich hin zu ihm!
Hier iſt jeder meiner Schritte
nur ein Umweg hin zu ihm!

---

In der Todesſtunde flötet
mit dem Troſte mich der Engel ein:
„Die dich liebten, haben dich getödtet!“ —
O, wie ſüß muß da das Sterben ſeyn!

---

## Die zerſtörte Bank.

(In meiner Einſiedelei bei Cröllwitz.)
(1796.)

Auch du zertrümmert, liebe, kleine Bank,
die einſt ich baut' im Schatten dieſes Baumes,
auf der ich ſtill in manches Traumes
verſchwiegne Luſt verſank?

Auch du, die rings von Berg und Buſch
umſchirmt,
ſo traulich an dem ſichern Felſen lehnte,

ie ich so unverwüstlich wähnte,
auch du bist hingestürmt?

Das liebe Werk von stundenl
deß ich, so oft ich kam, mich kindli
da liegt's nun, der Verwüstung B
in traurigem Ruin! —

Ach, jede meiner Freudenblüt
von unversehnen Stürmen hart get
so bald ihr Kelch, nur halb erst off
mich duftend zu sich winkt! —

Hinweg, hinweg, ihr Tröst
vereint
mit meinen Frühverlornen je mich
Wer steigt in's Grabgewölbe nieder,
und weckt mir meinen Freund?

Wie glücklich war ich, ach,
ihr!
Aus Tausenden hatt' ich mir sie erk
Und Beide hab' ich nun verloren —
und Niemand weint mit mir!

## Vorbild.

(1796.)

Was ſchau' ich ſo mit leiſem Ach
den fliehenden Wellen des Flüßchens nach?
Sie können, ſie dürfen nicht bleiben,
muß eine die andre vertreiben!

Sobald das nächtliche Dunkel tagt,
ſind alle blinkenden Sterne verjagt;
und wieder, nach wenigen Stunden,
ſind Tag und Sonne verſchwunden.

Nur eine kurze, kurze Zeit
währt alle Erden-Herrlichkeit!
Es dürfen die ſchmachtenden Lippen,
am Becher der Freude nur nippen!

Das Mädchen, das ſo liebewarm
mich heute ſchließt in ſeinen Arm
zu tauſend zärtlichen Küſſen,
ſchon morgen muß ich es miſſen!

Der Freund, der traut die Hand mir reicht,
weil meine Seele der ſeinen gleicht,
kaum daß ich ihn mein kann nennen:
ſo müſſen wir ſchon uns trennen!

Wie manche heiße Thräne rann
um das, was ich so lieb gewann!
Wie waren der Trennung Schmerzen
so schrecklich meinem Herzen! —

Drum schließ' hinfort an nichts dich fest,
mein Herz, weil Alles dich verläßt!
Nimm, was die Stunde bietet,
eh' dir's ein Sturm entwüthet!

Das Flüßchen hüpft, von Ort zu Ort,
vergnügt und unbefangen fort,
nimmt Blum' und Baum und Hügel
gern auf in seinen Spiegel!

Doch sind die Bilder noch so schön:
es mag dabei nicht stille stehn;
es hüpft, gleich froh und heiter,
gleich furcht- und harmlos weiter.

---

## Erhebung.

(1796.)

Sie sinkt, sie sinkt,
die schöne Sonne nieder!

Doch meine Seele ſchwebt, mit jauchzendem Befieder,
von reiner Gottheit Strahl umblinkt,
hoch über Mond- und Sonnen-Bahn,
bis zu dem Quell des Lichts hinan.

Sein Ebenbild,
bin ich von Gott erſchaffen!
Er gab dem kleinſten Wurm, zu ſeiner Schutzwehr Waffen,
wo's ſeine goldne Freiheit gilt;
und mir nur hätt' er ſie verſagt,
von tauſend Räubern angeklagt?

Mein Geiſt iſt kühn;
die Gottheit iſt ſein Spiegel;
er iſt, in friſcher Kraft, der hohen Allmacht Siegel!
Umſonſt, Geſchick, iſt dein Bemühn!
er bricht die Feſſeln all' entzwei,
trotzt jedem Feind', und kämpft ſich frei.

Triumph! Triumph!
Ich werde nie verzagen!

Mit jedem Mißgeschick will ich zu kämpfen wa-
gen!
Des Unglücks Pfeil, o, du bist stumpf!
Verwaister Lieb' und Freundschaft Schmerz,
du donnerst an ein Felsenherz!
Die Sonne sank,
doch morgen steigt sie wieder!
So schmettre tausendmal mich noch, o Schicksal,
nieder:
ich weiß dir für die Prüfung Dank!
Ich hebe höher, als zuvor,
mich kräftig tausendmal empor!

---

## An meine neue Wohnung.

(1796.)

Dies Stübchen also, still und klein,
wie es da ist, mit seinen sieben Sachen,
und nebenan das Kämmerlein,
soll mendenlang, bei Schlaf und Wachen,
mein Residenzschloß seyn?

So wund
in Gottes große
Da grünen Ga
Zephyre säuseln
Durch Wälder
Froh wegst in L
des Adlers rausc
Ich aber hier —
mit meinem St
bin wie der Fink
Das Sträuben
Frisch also! heit
in meinen kleine
ven Fenster und

Dies Stüb
ist also wirklich
im ganzen, weit
das einz'ge Plätz
so lange mein,
Mein Herz, vol
ruft dir ein freun

erherrlich iſt es draußen
r, freier Welt!
ten, Hain und Feld!
, Stürme brauſen!
ipft das flücht'ge Reh!
üften auf und nieder
hendes Gefieder! —
— o weh! o weh!
reben und Verlangen,
' im Netz gefangen!
hilft uns Beiden nichts.
rm Angeſichts
n Vogelbauer
bemalter Mauer!

hen, weder lang noch breit,
— nicht im Traume —
n Schöpfungstraume
hen, ohne Zank und Streit
als mein Herr Wirth mir's beut!
l dankerfüllter Rührung,
ßliches: „Sey mir gegrüßt!“

und, daß dich's nachmals nicht verdrüßt:
ſo wiß': es kommt mit mir noch etwas Einquartirung!

Doch ſey nicht bang! Es kommt kein Heer
von vornehm thuenden Lakaien,
die meinem Dienſt ſich knechtiſch weihen!
Ich liebe ſolche Art nicht ſehr.
Ich ſelber will mein Diener bleiben,
mein Kämmerer, mein Rendant;
und giebt's zu rechnen und zu ſchreiben:
thu' ich's mit eigner, hoher Hand.

Bin ich erwacht am frühen Morgen:
dann rufe mich an's Tiſchchen dort,
um für das liebe Brodt zu ſorgen,
der Fleiß vom weichen Lager fort!
Es decke mir zum ſtillen Mahle
Genügſamkeit den kleinen Tiſch!
Ich brauche keine Wein-Pokale;
ich trinke Waſſer, klar und friſch.
In meine kleine, ſtille Zelle
gehört nicht Wein, gehört nicht Punſch;

nicht iſt geſtört durch ſolchen Wunſch
des reinen Frohſinns Sonnenhelle.
Wenn Abends mich die Phantaſie
mit ihrem Zauberflügel fächelt,
in hoher Freude Harmonie
mein geiſtig Auge ſtaunt und lächelt:
dann, ſanft umweht von heil'gem Schauer,
mein Herz bald auf zur Sonne ſtrebt,
bald in gewohnter, milder Trauer
um ferne heil'ge Stellen ſchwebt;
wenn dann am Schreibtiſch, ungezwungen,
die treue Muſe mich beſchleicht:
wie iſt, vom beſſern Rauſch durchdrungen,
dann mein Gefühl ſo rein und leicht! —
Beginn' ich prüfend zu beſchauen,
wie jeder Stunde Sand verrann,
und wie, manch kleines Werk zu bauen,
ich jeder etwas abgewann:
wie geh' ich frei und unerröthet
den hellen Spiegel dann vorbei!
Ich hab' in wüſter Schwelgerei
nicht eine Stunde ja getödtet!
von Schaam iſt mein Gewiſſen frei. —

Kommt dann ein Freund, im treuen Herzen
der Bruderliebe Sonnenlicht,
mit mir zu plaudern und zu ſcherzen — —
doch nein, ach nein! der kommt ja nicht!
Entbehren muß ich Freundesküſſe!
Von Allen bin ich ja getrennt,
durch weite Thäler, Berg' und Flüſſe —
durch Pfade, die kein Auge kennt! —

O, Tafeln, goldne Tafeln her,
für meiner ächten Freunde Namen,
die auf des Lebens wildem Meer,
wie Engel, mir entgegenkamen;
wenn ich, im Kampf mit Sturm und Wogen,
verzweifelnd, muthlos, herzenskrank,
dem Tode ſchon entgegenſank,
mich tröſtend wieder aufwärts zogen;
durch Sturm und grauſe Finſternüß
mich, ſtarken Arms, zu führen eilten;
wenn herber Gram mein Herz zerriß,
mit Liebe meine Wunden heilten;
und wenn der Freude Sonnenblick
mein Aug' erhellte, all' mein Glück,

zu gröſs'rer Wonne, mit mir theilten! —
Doch es bedarf der Tafeln nicht
zur Namensinſchrift meiner Lieben;
mit goldner Schrift ſind ſie geſchrieben
in's Herz mir, bis es ſterbend bricht. —

Wär' ich ein Fürſt: dann ließ' ich Rieſen-
ſäulen
auf ſtolze Rieſenfelſen bau'n;
man müßte weit, auf viele Meilen,
die Male treuer Liebe ſchau'n!
Es ſähen ſpäte Enkel dann,
mit frommer Rührung ſtillen Zähren,
wie an der Treue Hochaltären,
zu ihren Trümmern noch hinan.
Doch arm geboren und geblieben,
kein Fleckchen mein auf einer Flur,
kann ich, mit treuem Herzen, nur
die treuen Freunde dankbar lieben. —

Drum, liebes Stübchen, ſtill und klein,
wie werd' ich oft in dir mit Thränen
mich hin nach ihrer Liebe ſehnen,
beim ſtillen Zwielichts-Dämmerſchein!

Da werden sie vor mir, wie Heil'genbilder stehen!
Selbst des Entschlafnen schöner Geist
wird, wie ein Stern, der sich vom Himmel reißt,
mit Trost und Hoffnung mich umwehen!
In reiner Unschuld mildem Glanz
wird Minna mir die Hand versöhnend reichen,
und einen schönern Liebe Kranz
mir drehen, über Sternen zeigen.
Nachflüsternd, was sie zärtlich sprach,
nicht zürnend mehr in finsterm Harme,
streck' ich dann sehnend meine Arme
der lieblichen Erscheinung nach.

---

## Nachruf an das scheidende Jahr.

(1796.)

Hinab zum schwarzen Tartarus,
du Trauerjahr, hinab!
Dir folge weder Sang noch Kuß,
dir folge Fluch, statt Abschiedgruß,
an's öde, finstre Grab!

Daß ich dir fluche — wundert's dich?
Bist du des Fluchs nicht werth?
Ha, schwangest du nicht fürchterlich,
in wilden Schlägen, rings um mich
dein grauses, blut'ges Schwerdt?

Daß ich nicht selbst gesunken bin,
ach, dafür dank' ich nicht!
Was ist mein Bleiben für Gewinn,
sinkt welkend jede Blume hin,
eh' meine Hand sie bricht?

Aus Todtenhallen weinet laut
die Freundschaft himmelan!
Der Gram, mit finstern Wimpern, schaut
nach Tempeln, sonst so schön gebaut,
und starrt nur Trümmern an!

Einnrung reißt, in wilder Lust,
ihr Schmerzgewand entzwei,
und zeigt die Wunden auf der Brust,
und sinkt, sich keines Trost's bewußt,
in wüste Träumerei!

Was zeigt ihr Zauberspiegel da
für Trauerbilder mir!

Ach, Schmerzgeſtalten fern und nah,
wie ſonſt mein Auge keine ſah!
und alle fluchen dir!

Der Hexen dichtgedrängter Chor
zieht düſter vor mir hin;
aus tiefgeſenktem Trauerflor
ſchau'n alle faſt betrübt hervor,
mit ſchmerzumwölktem Sinn. —

Hinab dann! Sterbeglockenklang
ruft dir den Abſchied zu!
Hinab, und ſende mir, zum Dank,
vom Lethe einen Labetrank!
dann lieg' und ſchlumm're in Ruh!

---

## Nachtgeſang.
(1797.)

Die Erde, wie dunkel
im Schleier der Nacht!
Doch welch ein Gefunkel,
welch ewige Pracht!

Welch Strahlengewimmel,
voll Majeſtät,
dort oben am Himmel,
mit Sternen beſä't!

Hernieder zur Erde
fließt dämmernder Schein,
daß bang ihr nicht werde,
ſo ſtill und allein.
Der Himmel umſchließet
ſie liebend und traut,
als hätt' er erkieſet
die Arme zur Braut.

Mit Perlen beſtreut er,
zur bräutlichen Pracht,
ihr Blumen und Kräuter
in thauender Nacht;
wirft hoch aus der Ferne,
die nimmer wird leer,
Juweelen, wie Sterne,
auf's ſpiegelnde Meer.

Nach himmliſchem Frieden,
nach himmliſchem Licht

ſiecht ſehnend hienieden
das Herz, bis es bricht;
ſucht jenſeit der Sterne
ſein heimathlich Land,
und träumt ſich ſo gerne
dem Himmel verwandt.

---

## Richtiges Streben.
(1799.)

Wie groß, wie herrlich iſt die Welt!
Da lächeln Berg' und Blumenauen,
hier hüpft ein Bach, dort wogt ein Zelt —
o, könnt' ich Alles überſchauen!

Der Hügel iſt zu niedrig mir:
ich will den nahen Berg beſteigen!
Doch mehr noch wird mir, weit von hier,
der Alpe Rieſengipfel zeigen.

Hinauf! wie bald erklimm' ich den!
Und immer weiter will ich reiſen!

Den ganzen Erdball möcht' ich ſehn,
in immer weitern, ſchönern Kreiſen!
Auch winkt der Liebe Myrtenhain!
Auch lockt des Ruhmes Sonnenhöhe!
Hinein! hinauf! daß mild und rein
die Himmelsluft mich bald umwehe! —
Wie hoch geht meiner Wünſche Flug!
Doch weh! was halten mich für Ketten!
Wie ſchmerzlich wird mein Athemzug!
Wie bebt mein Herz! wer kann mich retten?
Die ganze Welt zu ſehn, wollt' ich
von Berg zu Berg frohlockend fliegen —
doch ſieh, das Grab hier öffnet ſich,
und winkt mir, ſtill darin zu liegen! —

---

## Blumen vom Harze.
(1799.)

### 1.
Auf der Höhe bei Rübeland.

Freut euch! freut euch, muntre Bienen!
Von der Sonne warm beſchienen

ist die hohe Wiese hier!
Tausend Blumenkelche winken,
bieten süßen Saft zum Trinken;
Bienen, ihr berauscht euch schier! —

Eure Flügel wünscht' ich mir,
denn kein Pfad ist ja zu finden
zwischen diesen Kleegewinden.
Flattern möcht' ich, so wie ihr,
und mit süßbenetzten Lippen
Saft aus tausend Kelchen nippen —
Bienen, o wie schön ist's hier!

---

Doch ich weile schon zu lange.
Hier hinab am Felsenhange
zieht ein Pfad sich steil und schmal.
Rasch und munter
nun hinunter
in das enge Thal! —
Hüttchen ruhn in seinem Schooße,
leicht bestreut mit grünem Moose,
rauschend eilt das Flüßchen fort;
stolz auf Marmorfelsen stehen

finſtre Tannen, und umwehen
ſchauerlich den Wandrer dort.

---

2.

In Rübeland.

Oed' iſt's hier, ich mag nicht weilen.
Lieber Führer, laß uns eilen!
Wär's auch noch ſo ſchauerlich:
führe zu der Höhle mich!

Und in ſchwarzen Bergmannskitteln,
wohl verſorgt mit Rieſenknitteln
und mit Lampen, ſchreiten wir
aus des ſtillen Hauſes Thür.

---

3.

Am Eingange der Baumannshöhle.

Unter jenen Blumenkelchen,
wo, von Sonnenglanz umlacht,
tauſend muntre Bienen ſchwelgen,
birgt, in ſchauerlicher Nacht
ſich der Höhle finſtrer Schacht,

um die Tropfen ſtill zu trinken,
die der Felſendeck' entſinken.

So verſteckt ein Menſchenherz,
gramerfüllt, in munterm Kreiſe
hinter künſtlich frohen Scherz
ſeinen tiefen, bittern Schmerz,
weint im Stillen, ſeufzt nur leiſe;
und die Lacher ahnen nicht,
daß es faſt vor Kummer bricht.

---

4.

Die Wandrung in der Höhle.

Wie ſo ſchauerlich umgeben
ſind wir nun von ſtarren Wänden!
Wenn wir keinen Rückweg fänden —
der Gedanke macht mich beben! —
O, wie ſchrecklich wär's, das Leben,
hülflos winſelnd, hier zu enden!

Wie ſo wechſelnd ſich der Strahl
von dem hellen Grubenlicht'
an den feuchten Wänden bricht,
bald im hochgewölbten Saal,

bald im Durchgang, eng und ſchmal,
bald an Trümmern, Schicht auf Schicht!

---

5.

## Der Tropfſtein.

Tret' ich näher, was entfalten
an den Wänden, in den Spalten
ſich für ſeltne Geſtalten!
Welt- und geiſtlich Spielwerk hier,
da ein Menſch, und dort ein Thier,
in groteskeſter Manier. —

Du, der finſtern Höhle Meiſter,
traurigſter der Erdengeiſter,
der du, raſtlos, Tag und Nacht,
bei dem Aufbau deiner Pracht,
ſchon Jahrhunderte durchwacht,
fürchte nicht, daß ich die Schätze
deines Fleißes dir verletze! —
Biſt gebannt in finſtre Kluft,
wie ein Todter in die Gruft —
ach! was haſt du denn begangen?
Ewig nährſt du das Verlangen,

holden Weſen anzuhangen —
ſelber bilden willſt du ſie;
doch, auch jahrelange Müh
ſtillet deine Sehnſucht nie! —

Wenn der Wind von Blätterſpitzen
Tropfen auf die Erde ſtreut,
ſaugſt du hoch in Felſenritzen,
was die feuchte Decke beut.
Deine tauſend Augen weinen
dann viel Thränen, ſchwer und kalt,
die zerrinnen und verſteinen
an der Bildung Mißgeſtalt! —

Wenn, mit mattgeweinten Augen,
aus dem Zauber der Natur
Nahrung ihrer Schmerzen nur
meine kranken Brüder ſaugen:
bildet ihre Phantaſie
giftig Kraut aus Roſenſamen —
Geiſt, ich ahne deinen Namen —
heißt er nicht Melancholie?

6.

## Die klingende Säule.

O wie herrlich! Zwiſchen Trümmern,
mißgeſtaltet, feucht und rauh,
ſeh' ich hier den ſchönen Bau
einer ſchlanken Säule ſchimmern,
die, vom harten Schlag gehöhnt,
lieblich durch die Still' ertönt.

Mich durchbebt ein ſanfter Schauer.
Ach, der Säule Glockenklang
iſt ſo ſanft, und doch ſo bang!
Geiſt, nun ehr' ich deine Trauer.

Räuberhand, hinweg von hier!
Laß die Säule unbeſtohlen!
Alles Andre magſt du holen;
dieſe nur ſey heilig dir! —

Nehmt mir Alles, was ich habe,
ſey es wenig oder viel;
aber laßt mir, bis zum Grabe,
nur mein tröſtend Saitenſpiel!

## Der König und die Königin.

(Im Lustgarten zu Giebichenstein bei dem Wa
stechen der Halleren, am 4. Jul. 1799.)

Wie Aphroditens schönste Taube,
so schön, so sanft an Herz und Sinn,
sitzt hier, umschirmt von Eichenlaube,
Louise, unsre Königin.

Und mit gesenktem, kräft'gem Flügel,
der tausend Schwacher Schutz schon war,
ruht, hingestreckt auf grünem Hügel,
zu ihren Füßen Preußens Aar.

Wo ist das Herz, das fühllos bliebe
bei seines Blickes Majestät,
und ihres Blickes Huld und Liebe,
den heil'ger Unschuld Reiz umweht?

O freut euch, Nymphen dieser Fluren
es lächelt Er, es lächelt Sie
auf jedes Schmuckes holde Spuren,
den festlich die Natur euch lieh.

Hoch von des Gibeons Ruinen,
und rings von allen grünen Höh'n,

ſo warm vom Sonnenglanz beſchienen,
erſchallet fröhliches Getön!

Des Fluſſes Wellen rauſchen lauter,
froh ſpielend an den Ufern hin,
und Bäum' und Felſen ſpiegeln trauter
mit bunten Häuptern ſich darin.

O rudert, luſtige Tritonen,
zur lanzenreichen Waſſerſchlacht,
und ſtürzt, mit bunten Blumenkronen,
euch jubelnd in der Tiefe Nacht!

Mag über euch die Welle toben:
ihr ſteigt herauf, in ſichrer Ruh,
von eures Armes Kraft gehoben;
und euer König lacht euch zu. —

So hebt, mit ſteigendem Gefieder,
aus jeder Tiefe Nebelflor,
ſich Preußens muth'ger Adler wieder
zu ſeiner Sonnenhöh' empor.

---

## Bei Aufstellung einer Aeolsh
(1799.)

Hier läßt es sich so lieblich träumen!
hier träumt' ich, ach, von ihr so viel!
hier häng' ich, zwischen Blüthenbäumen,
dich auf, geliebtes Saitenspiel.

Der dich erfand, dem rief im Busen
ein Herz voll Liebe Beifall zu;
es klingt kein Saitenspiel der Musen
der Liebe lieblicher, als du.

Gern schweben Liebesgötter nieder
auf lichtumglänzter, schöner Bahn,
und wehn, mit rosigem Gefieder,
melodisch deine Saiten an!

Umsäusle dann Amönaiden!
Sprich zärtlich ihr in Herz und Sinn,
wenn ich, verzweiflungsvoll, geschieden
von ihr und ihrer Liebe bin!

Mit wehmuthvollen Tönen sage
der Holden, wie mein Herz sie liebt,

wie ich, getrennt von ihr, verzage,
wie nichts mir Troſt und Ruhe giebt!

In jeder ſchwermuthvollen Stunde
ſteh' ihr mit ſüßem Troſte bei!
gieß Balſam ihr in jede Wunde,
durch deine ſanfte Zauberei!

Will Wankelmuth ihr Herz verführen:
ſo ſag' ihr, daß das meine bricht!
Dein leiſes Beben wird ſie rühren;
es flüſtr' ihr zu: „Vergiß mein nicht!“

Kehr' ich zurück: o dann ertöne
in unſrer Liebe Wonnerguß!
Mit himmliſchen Akkorden kröne
dann unſern liebetrunknen Kuß!

---

## Meine Braut.

(1799.)

Hier, in deinen ſanften Strahlen,
Venus, holder Abendſtern,

will ich meine Braut mir malen!
Ach, wie mal' ich ſie ſo gern!

Haſt du nicht am muntern Bache,
der ihr Huldigungen rauſcht,
oder unterm Laubendache,
helder Stern, ſie ſchon belauſcht?

Züchtig ſchmiegt um ihre Glieder
ſich das reinliche Gewand,
und ihr Haar ſinkt ringelnd nieder,
frei von eitler Mode Tand.

Ihres Buſens keuſcher Schleier
iſt mit Blumen ſchön geſchmückt,
wie ſie, zu der Liebe Feier,
ſinnend, eine Braut ſich pflückt.

Kühl vom Abendwind umfächelt,
der die Stirn ihr ſpielend küßt,
ſitzt ſie da, und ſtaunt und lächelt,
daß die Welt ſo herrlich iſt.

Sanft verklärt ſind Blick und Mienen
in der Unſchuld heil'gem Strahl,
wie ſie Raphael erſchienen,
im Madonnen-Ideal.

Heiter, wie des Mai's Erwachen,
iſt ihr engelreiner Sinn,
ſpielend treibt ihr Lebensnachen
zu des Glückes Hafen hin.

Lieber, als zum wilden Balle,
hüpft ſie auf die grüne Flur,
freut im Hain, am Waſſerfalle
ſich der freundlichen Natur.

Eingewiegt in ſüße Träume
von der Nachtigallen Schlag
und dem Wehn der Blüthenbäume,
ſchwindet feſtlich ihr der Tag.

Auf ihr Sträuchen, ſtill und ſtiller,
iſt ihr holder Blick geſenkt,
wenn der Hirtenflöte Triller
Abends heim die Heerde lenkt.

Mehr, als nach gewohnter Weiſe,
wogt ihr Buſentuch empor,
und ein Seufzer ſchleicht ſich leiſe
aus der keuſchen Bruſt hervor.

Wie zum ſanften Kuſſe, regen
ihre ſchönen Lippen ſich —

meinem, meinem Kuß' entgegen,
denn ſie denkt an mich, an mich!

Fliegen möcht' ich, ſie zu küſſen,
die ſo ſchmerzlich mich vermißt!
Amor, laß recht bald mich wiſſen,
wer, und wo mein Engel iſt!

Erd' und Himmel ſey's verkündet:
hin für mich iſt Glück und Ruh!
Drum, wer ſolchen Engel findet,
weiſ' ihn, ungeſäumt, mir zu!

---

## Der Minneſänger.
(1800.)

In ſeiner Rechten Pfeil und Bogen,
in ſeiner Linken ein Saitenſpiel,
kam Amor jüngſt vom Himmel geflogen,
und meine Laube war ſein Ziel.

Ich wollt' ihn in die Laube nicht laſſen,
ich fürchtete für meine Ruh,

drum eilt' ich, Zweig' an Zweige zu faſſen,
und hielt damit den Eingang zu.

Erſt wollt' er bittend mich beſtechen,
doch traut' ich ſeinen Worten nicht;
dann wollt' er kühn die Zweige durchbrechen,
allein ſie waren zu feſt und zu dicht.

Nun flog er, geſchwind und immer geſchwinder,
rings um mein blühendes Aſyl;
es hauchten Aeols liedlichſte Kinder
ihm fliegend in das Saitenſpiel.

Und es erklang in ſanften Tönen,
wie keine noch mein Ohr vernahm,
wie die, mit denen zu ſeiner Schönen
in's Reich der Schatten Orpheus kam!

Mir war, als ſäuſelten Harmonieen
vom Himmel herab, um durch die Luft
mich zu den Göttern hinauf zu ziehen,
in einer Wolke von Roſenduft.

Ich ſank, um ſtill die Augen zu ſchließen,
auf meinen Sitz von weichem Moos,

und meine zitternden Hände ließen
des Eingangs ſchützende Zweige los! —

Aus ängſtlichen, verworrenen Träumen
rafft' ich mich endlich ſinnend empor;
es trat aus ſilbernen Wolkenſäumen
in Oſten Luna hell hervor!

Die Zaubertöne waren verklungen,
ich ſah den kleinen Gott nicht mehr;
allein von ſeinem Pfeil durchdrungen,
hob meine Bruſt ſich bang und ſchwer.

Es ruhte dicht an meinem Herzen
das Saitenſpiel aus ſeiner Hand,
ich nahm's, ich weinte darein die Schmerzen
der Liebe, wie Keiner ſie noch empfand.

Und ſeit dem unvergeßlichen Tage,
da meine Ruhe von mir ſchied,
rühr' ich die Saiten oft, und wage,
darein zu ſingen ein Trauerlied.

Ich will der Holden Herz erweichen
mit meines Liedes Klageton;
allein er kann ſie nicht erreichen,
zu weit, zu weit iſt ſie entflohn!

Ich will ihr Bild aus meinem Buſen
verbannen mit hellerem Saitenſchall;
doch jeder Lispelton der Muſen
iſt ihres Namens Wiederhall!

---

## Die Schläferin.

(1800.)

Agnes lag im Roſenſchatten,
auf des Hügels Moos geſchmiegt,
Nachtigallenlieder hatten
ſanft in Schlummer ſie gewiegt.

Leiſe ſchlich ich auf den Zehen
zu dem Roſenſtrauche hin,
blieb alsdann bezaubert ſtehen,
vor der ſchönen Schläferin.

Ruhig auf das Moos gegoſſen
lag ihr langes, blondes Haar;
halbgeöffnet, halb geſchloſſen
war das zarte Lippenpaar.

In gedehnten, langen Zügen,
ohne Schmerz und ohne Luſt,
athmete, ſo leiſ', als ſchlügen
keine Pulſe mehr, die Bruſt.

Angeweht vom kühlen Weſte,
war entflohn der Wangen Roth;
zitternd ſeufzt' ich: „O du Beſte,
„ſchläfſt du, oder biſt du todt?“ —

Tröſtend winkte mir ein Knabe,
der mir ſchnell zur Seite ſtand,
mit geſchmücktem Schäferſtabe
in der zarten, kleinen Hand.

Roſen brach er von dem Strauche,
zupft' entzwei den Kelch voll Duft,
blies alsdann, mit ſanftem Hauche,
hundert Blätter in die Luft.

Und ſie tanzten zitternd nieder
zu der ſtillen Schläferin,
ſanken weich auf ihre Glieder,
auf Geſicht und Buſen hin.

Sieh, da blühten ihre Wangen
ſchöner, als die Roſe blüht;

von erwachendem Verlangen
ſchien der ſüße Mund entglüht.

Seinen Feſſeln zu entfliehen,
hob der Buſen ſich empor,
und ein Zephyr half mit ziehen
am verrätheriſchen Flor.

„Holder, zauberiſcher Knabe,“
ſprach ich trunken, „trotz der Liſt
„mit dem bunten Schäferſtabe,
„glaub' ich, daß du Amor biſt.“

Als der Schelm entfloh und lachte,
ſtand und ſann und zweifelt' ich;
doch die Schläferin erwachte,
und ihr Kuß belehrte mich.

---

## Die Mitternachtſtunde in den Kloſter's Ruinen des Petersbergs bei Halle.

(1800.)

Ueber Berg' und über Thäler ſchreitet
ernſt und ſtill die Mitternacht, und breitet

ihren ſchauerlichen Mantel aus.
Vom umwölkten Monde matt beſchienen
ſind des Kloſters trauernde Ruinen,
und der Kirchhof und das Todtenhaus.

Finſtre, tiefgeſenkte Wolken wogen
über der zerfallnen Wölbung Bogen,
wie ein drohendes Verhängniß, hin,
und der Nachtwind, mit gelöſ'tem Flügel,
flattert ſchüchtern um die Todtenhügel,
deren Schauern ich entflohen bin.

Welche Töne in den finſtern Hallen!
Welcher Schimmer! — Himmel! ach, da wallen
irre Geiſter aus der Gruft hervor!
Sieh! verſchüchtert flieht vom Thurm die Eule,
und das Steinbild an der grauen Säule
hebt, erſtaunt, ſein ernſtes Haupt empor.

Ha, ſeyd ihr es, Jungfraun mit dem Schleier,
der euch um der Menſchheit ſchönſte Feier,
um der Liebe ſüßes Glück betrog?
Kommt ihr, Wehe über Den zu rufen,

der euch an des Hochaltares Stufen
zum beweinten, heil'gen Schwure zog?
Tretet Alle hin, mit eurer Klage,
vor den Richter mit der ernſten Waage,
der, gerührt, der Unſchuld Thräne ſieht!
Weinet, daß er eure Thränen räche!
Weinet, daß ſein Mund ein Urtheil ſpreche,
eh' ihr wieder in die Grüfte flieht!
Doch es drang aus eurer öden Kammer
längſt des Herzens namenloſer Jammer
bis an ſeinen heil'gen, hohen Sitz!
Traf die Zeugin jahrelanger Trauer,
die verhaßte, unglückſel'ge Mauer,
traf ſie zürnend nicht des Rächers Blitz?
Ja, ſein Urtheil iſt ſchon längſt geſprochen!
Jener alte Kerker iſt zerbrochen,
der euch Freiheit, Lieb' und Freude ſtahl!
Wild empörte, rächeriſche Flammen
ſchlugen wüthend über ihm zuſammen,
glänzten fürchterlich hinab in's Thal! —
Drum ſo ſteigt, ihr Geiſter, ſteigt nun wieder
in die ſtillen, dunkeln Grüfte nieder!

Was verweilt ihr länger zögernd hier?
Pflückt ihr euch, in leichten Reihentänzen,
Blumen von den Gräbern noch zu Kränzen?
Aber, Geister, warum winkt ihr mir?

Wollt ihr mich mit euren Blumen schmücken?
Geister, Geister, höret auf zu pflücken!
Schön're Blumen blühen noch für mich.
Dort im Thale blühen rothe Rosen;
ach, dort öffnen, um mit mir zu kosen,
meiner Lieben Arm' und Lippen sich.

Heilig hat, in wonnevollen Stunden,
Sympathie die Herzen uns umwunden;
fest geschlungen ist ihr Zauberband.
Schmerzlich würden all' die Herzen bluten,
die so traulich an dem meinen ruhten,
eilt' ich schon in euer stilles Land!

Alle — ja, ich weiß es! — Alle sinken,
auf des Todesengels ernstes Winken,
einst hinunter in die stille Gruft!
Keiner Liebe Thräne kann sie retten!
Ihres Bundes schöne Blumenketten
welken an des Grabes Moderduft!

Ich auch werd' einſt unter Thränenküſſen
von der ſchönen Erde ſcheiden müſſen,
fordert mich der Todesengel ab!
Bang wird meines Liedes Ton verhallen,
und die Laute, meiner Hand entfallen,
ſinkt mit mir in's ſtumme, ſtille Grab!

Aber jetzt, im tönereichen Streite,
zittert wechſelnd Saite noch um Saite,
von des Fingers muth'gem Griff geweckt.
Laßt die Laute noch in meinen Händen,
Geiſter, laßt nur noch dies Lied mich enden,
eh' der lange Schlaf mein Auge deckt!

Wollt ihr mir die kleine Friſt noch laſſen?
Wird nicht gleich der kalte Tod mich faſſen?
Nun ſo hört in ungeſtörter Ruh,
hört noch vor der ſchauerlichen Reiſe,
nicht verſchlungen im geheimen Kreiſe,
meinem ſtillen Abſchiedsliede zu! —

Nicht auf Worte will ich zögernd ſinnen;
des Gefühls vertraute Thränen rinnen
von den Wangen auf die Saiten ſchon!
Lebe wohl, geliebtes Erdenleben!

„Lebe wohl, du ſchöne Welt!“ — So
Herz und Laute gleich im Trauerton.

Manchen bittern Schmerz hab' ich
pfunden!
Lange floß das Blut aus tiefen Wunden,
die das Schickſal meinem Herzen ſchlug!
Weh mir Armen! Unter tauſend Thrän
blickt' ich, mit verzweiflungsvollem Seh
oft hinaus nach meinem Aſchenkrug!

Aber tauſendfältig bin ich, trunken,
an der Freude Buſen auch geſunken!
Tröſtlich war des Bechers Labetrank!
Hört es, Geiſter, um mich zu beneiden!
Selbſt mein banges Trauerlied beim Scheide
wird für mein Geſchick ein froher Dank!

Meinen Pfad hat hell die Sonn' umlä
meine Wange Zephyr ſanft gefächelt,
Blumen haben meine Stirn umkränzt!
Und des Nachts, aus dunkelblauer Ferne,
haben freundlich mir die ſchönen Sterne
Lieb' und Hoffnung in das Herz geglänzt. —

Sterne, ach! wo seyd ihr hingeschwunden?
Kranz, wer hat dich meiner Stirn entwunden?
Armes Herz, wie klopfest du so schwer!
Schweben Freud' und Hoffnung nimmer wieder
vom umglänzten, blauen Himmel nieder?
Blühn auf Erden keine Blumen mehr? —

Wohl, wie vormals, blühen noch und glänzen
Blumen und Gestirne schön in Kränzen,
Freude schwebt vom Himmel noch herab;
meinem Aug' ist Alles nur entflohen;
seit der Geister fürchterlichem Drohen,
seh' ich nur mein offnes, finstres Grab.

Jetzt schon soll dies Herz da unten modern,
dem so helle Flammen noch entlodern?
Schlafen soll ich, eh' ich müde bin?
Oft noch wollt' ich in die Laute singen,
und den heil'gen Lorber mir erringen;
doch, da sink' ich, weit vom Ziele, hin! —

Horch! welch Säuseln um mich in den Lüften!
Welch ein Beben unten in den Grüften,

bei dem Glockenschlag im Kirchenthurm
Weh! die Geister stürzen aus dem Kre
zur gewohnten, schnellen Grabeskreise,
wie gejagt von wildem Wirbelsturm!
Jetzt — o Himmel, hörst du
Jammern
Halte du, den meine Händ' umklamm
halte mich, du kalter Leichenstein!
Welchen Frevel soll ich sterbend büßen
Erde, sinke nicht, zu meinen Füßen,
sinke nicht, mich zu vermahlen, ein!
Welche Stille! — Leb' ich noch
die gewohnte, heitre Morgenkühle?
Strahlst du wirklich, Stern des Auf
Und die Geister, die mir Kränze bote
die mich in die Gruft zu stürzen dreht
die gewalt'gen Geister, sind sie fort?
Ja, gebunden von des Todes
ruhn sie wieder in den Schlummerbet
denen sie, zu meiner Qual, entsteh
Heil mir, daß sie still im Kreise saß
daß sie, mich zu kränzen, dann ver
sanft gerührt von meines Liedes Ton

Zwischen ihrer Gräber Blumenhügeln,
sanft bewegt von Morgenwindes Flügeln,
wandl' ich frei mit meiner Laute nun.
Meine Klage wird zum Freudenliede,
sanften Tones sing' ich: „Süßer Friede
„sey mit Allen, die da unten ruhn!"

Leis' erstirbt der Nachtigall Geflöte,
Lerchen singen — steig', o Morgenröthe,
steig herauf durch's hohe Flammenther!
Laß mit deinen rosenfarbnen Strahlen
aller Gräber Blumen übermalen!
Heitre meiner Seele Nebelsee!

---

## Die Erscheinung.
(1800.)

Ich saß bei meinen Rosen,
in milder Sterne Glanz.
„Wer kommt, mit mir zu kosen?
„Wem flecht' ich von den Rosen
„der Liebe schönen Kranz?" —

Und ſieh, dem Hain entſchwebte
ein lang geliebtes Bild!
Ich ſah es, und erbebte;
doch wie es näher ſchwebte,
umfing's mich ſanft und mild.

Es floſſen Freudenthränen,
es bebte Mund an Mund;
nach langem, heißem Sehnen
beſchwuren wir mit Thränen
der Liebe ſchönen Bund.

Da wandt' ich, voll Entzücken,
zu meinen Roſen mich:
„Laßt euch zum Kranze pflücken,
„und theilet mein Entzücken!
„Mein Himmel öffnet ſich.“

Doch horch, dem ſtillen Haine
entbebt' ein Trauerton!
Ich forſcht' im Sternenſcheine,
und ach! es war im Haine
mein liebes Bild entflohn!

Ich weint' auf meine Roſen
in finſtrer Träumerei —

weh mir Hoffnungsloſen!
Ich pflückte meine Roſen
n finſtrem Gram entzwei.

---

## Der Tod.

(1801.)

Aus dieſer Welt voll Angſt und Schmerzen
ührt mich der Tod in's Thal der Ruh.
Da ſchließt, im tief zerrißnen Herzen,
ich heilend jede Wunde zu.

Da endet ſich das bange Sehnen,
as keine Erdenluſt geſtillt;
rſt da verſiegt der Strom der Thränen,
er hier noch meinem Aug' entquillt.

Die düſtern Erdenträume fliehen
or einem hellern Tag zurück;
nich wecken Himmelsmelodieen
u nie gefühltem Himmelsglück.

Was hang' ich dann an dieſem Leben?
Was macht ſo ſchwer den Abſchied mir?

Woher dies wehmuthsvolle Beben?
Warum die Furcht, o Tod, vor dir?

Ach, sieh! es theilet Wonn' und Schmerzen
mit mir so warm ein Freundekreis;
doch du — du greifst nach meinem Herzen
mit einer Hand, so kalt wie Eis.

---

## Das Kind im Garten.

(1804.)

1.

O horch! was tönt für ein schöner Gesang
von dem blühenden Strauche dort her?
Welch einer lieblichen Stimme Klang!
Wer grüßt mich so freundlich? o wer?

Ich hört' eine Menge Liederchen schon;
doch solch' eine Melodie,
solch einen holden, entzückenden Ton,
so was Herrliches hört' ich nie!

Zwar die Sprache des Sängers verſteh' ich noch nicht;
doch weiß ich gewiß: er ſingt
von der Sonne, die hell durch die Wolken bricht,
und Segen dem Garten bringt.

Er iſt von dem herrlichen Frühling entzückt,
er freut ſich der wärmeren Luft,
er ſingt von dem Strauche, mit Blüthen geſchmückt,
von der Veilchen balſamiſchem Duft.

Und dieſer Sänger — jetzt ſeh' ich ihn ja —
ich hab' ihn glücklich entdeckt —
es iſt das kleine Vögelchen da,
unter weißen Blüthen verſteckt.

Wie herrlich, Vögelchen, daß ich dich fand!
An einen ſchöneren Ort
will ich dich tragen, mit zärtlicher Hand —
O weh! da flattert es fort!

---

2.

Der holde Sänger ſo ſchöner Lieder,
warum, ach, mußt' er entfliehn?

Keine Morgenſonne bringet ihn wieder!
Wo ſuche, wo finde ich ihn?

Da ſitzt er ja wohl auf dem Blumenbeete?
Doch heute, wie bleibt er ſo ſtumm?
Jetzt war es, als wenn er ſein Köpfchen drehte;
wonach wohl ſieht er ſich um? —

Ach! welch ein Irrthum! Wie war ich verblendet!
Kein bunter Vogel iſt hier!
Es iſt eine prächtige Blume, die ſpendet,
zum Troſte, der Frühling mir.

Wie ſtolz auf dem ſchlanken, umblätterten Stengel
die blühende Krone ſich wiegt!
O Frühling, du blumenbringender Engel,
haſt all' meinen Kummer beſiegt!

Die ſchön gebogenen, zarten Blätter,
wie bunt und ſauber gemalt!
Keines Vogels Gefieder iſt bunter und glätter,
ſo hell es im Flug' auch ſtrahlt.

Und der lieblichen Blume wird nie bange,
ſo nahe man auch ſie beſieht:

drum lieb' ich ſie mehr, als, mit ſeinem Geſange,
den Vogel, der ſchüchtern entflieht.

Mit Küſſen ich nun die Holde belohne;
ſie fühl' es, wie gut ich ihr bin! —
Ach Himmel! zerſtört iſt die prächtige Krone!
Da fallen die Blättchen hin!

---

3.

Was ich Schönes jüngſt gefunden,
was mein Ohr und Aug' entzückt,
fliehend iſt es mir entſchwunden!
Küſſend hab' ich es zerdrückt!

Meine Luſt zurück zu bringen,
iſt vergebliches Bemühn.
Keinen Vogel hör' ich ſingen,
keine Blume ſeh' ich blühn!

Durch der andern Vögel Lieder,
durch der andern Blumen Pracht
wird der Sehnſucht Flamme wieder
mehr in mir nur angefacht.

Fremden werd' ich's klagen müs
Keine Freundin kommt, und hört,
wie mit Zärtlichkeit und Küssen
meine Freud' ich selbst zerstört! —

Doch am Felsen dort erscheinet
mein Gespiele, gut und treu.
Weil kein Mädchen mit mir weinet,
eilt mein Hündchen schnell herbei.

Wie so freundlich, wie so mun
leuchtet seiner Augen Licht!
Treuer Liebling, komm herunter!
Aber fall', o falle nicht!

Ha, er springt! er stürzt sich
Treues Thier, was thatest du!
Deines zarten Körpers Glieder,
ach, sie sind zerstört im Nu!

Wird sich denn kein Helfer zeig
der mein Hündchen heilen kann?
Ach! mit welchem bangen Schweig
blickt es unverwandt mich an!

Aus des Köpfchens Mund erg
sich ein Blutstrom, warm und rot

Fließet, Schmerzenstyränen, fließet!
Auch mein Liebling iſt nun todt!

---

4.

Dort, wo die lieblichſte Blume ſtand,
die meine Augen geſehen haben,
dort liegt, von meiner eigenen Hand,
mein treues Hündchen begraben.

Es iſt mir des Gartens liebſter Ort;
ich pflück' am liebſten mir dort eine Blume;
nicht lärmen dürfen die Schweſtern dort,
in meinem traurigen Heiligthume.

Jüngſt, als ich ihm ſtill gegenüber mich
in dieſe ſchattige Laube ſetzte,
mir tiefe Wehmuth das Herz beſchlich,
und die Wangen mit Thränen benetzte:

da kam ein Vogel — ich kannt' ihn gleich
an ſeinem ſchönen, bunten Gefieder —
am Grabe dort ſang er im Roſengeſträuch
das wunderbarſte der Lieder.

Er ſang: „die Freud' iſt ein flüchtiges Kind,
„das nur im Fluge die Erde berühret.

„Sie gleicht einem Blüthchen, das pfeilgeſchwind
„der nächſte Zephyr entführet.

„Halt feſt das Schöne, das dich ergötzt,
„das die Götter gnädig dir ſpenden;
„doch wiſſe, das Schöne wird leicht verletzt:
„drum halt' es mit ſchonenden Händen!

„Und häng' an nichts dein liebendes Herz,
„als ob es ewig dein Eigenthum bliebe!
„Ach! nur zu oft iſt der bitterſte Schmerz
„das Kind der zärtlichſten Liebe!" —

Gern hätt' ich gefragt: „O Sänger, was will
„dein wunderbares Liedchen mich lehren?"
Doch, leiſe nur athmend, ſchwieg ich ſtill,
um nicht wieder den Sänger zu ſtören.

---

## Das Glück.

(1805.)

Vielgeſtaltig auf der Erde
winkt uns da und dort das Glück,

bald mit üppiger Geberde,
bald mit ſanft-beſcheidnem Blick.

In unzähl'gen Truggeſtalten
neckt's den Thoren her und hin,
der es herriſch feſt zu halten
ſtrebt mit ſtolzbethörtem Sinn.

Feſſeln will man's in Palläſten,
kaufen will man ſich's um Gold,
ſelbſt bei blut'gen Siegesfeſten
wähnt der Held, es ſey ihm hold.

Doch, wie Traumgebild', entfliehet
ſolches Wahnes falſcher Schein,
denn bei Stolz und Thorheit ziehet
wahres Glück nicht bleibend ein. —

Aber wo, im ſchönen Bunde,
Frohſinn bei der Tugend weilt,
wo den Segen jeder Stunde
Liebe mit der Liebe theilt;

wo Genügſamkeit die Gaben
des Geſchickes wägt und zählt,
und nach dem, was Andre haben,
nie der Wunſch das Herz zerquält —

da, da weilet, nie verloren
aus dem Herzen, gern das Glück,
und es kehrt, im Tanz der Horen,
alte, goldne Zeit zurück.

---

## An Ernst von Wirthums Grabe.
(1808.)

An des warmgeliebten Freundes Seite
stand ich hier einmal im Frühlingsglanz;
blickte heiter in die blaue Weite,
nach der Riesenberge stolzem Kranz;
doch des Freundes ernste Blicke sanken
auf des Vaters übergrüntes Grab,
und, gefaßt von einem Schmerzgedanken,
starrt' auch ich, verstummt, darauf hinab.

Weh, o weh! der bangen Ahnung Schauer
ist vom Schicksal nur zu früh erfüllt!
Wieder steh' ich hier, und tief in Trauer
ist um ihn die Seele mir gehüllt!

Rings umher nur ſeh' ich wüſte Räume,
jedes Schmuckes, jeder Luſt beraubt!
Wie Geſpenſter, ſtehn die dürren Bäume,
die der kalte Winterſturm entlaubt!
Finſter ſchreckt mich an die Kirchruine,
die empor aus tauſend Gräbern ſtarrt,
wie ein Greis, mit abgehärmter Miene,
lang' umſonſt des eignen Grabes harrt.

Ueberdeckt mit winterlichen Flocken
ſind Gebirg und Thal, und Feld und Hain,
kalter Nordwind weht um meine Locken,
leblos iſt der Raſen, wie ein Stein!
Und da unten, kalt und fühllos, modert
ſchon des warmgeliebten Freundes Herz,
das in Hochgefühlen ſonſt gelodert,
offen ſtets für Freundes Wonn' und Schmerz!

Lenz und Lerchen werden wiederkommen,
Blumen werden ſeinem Grab' entblühn,
doch vom Herzen wird mir nie genommen
meine Trauer, meine Klag' um ihn!
Nimmer wird er wieder mir erſcheinen,
den gefangen hält das Todtenhaus!

Mag ich tauſend, tauſend Thränen weinen:
nimmer weint mein tiefer Schmerz ſich aus! —

Ach! ſo ſinken alle die Vertrauten
meines Herzens vor mir in die Gruft!
Immer ſchallt ein neues Glockenlauten
klagend mir entgegen durch die Luft!
Unerbittlich raubt mir die Geliebten,
Einen nach dem Andern, das Geſchick,
und läßt grauſam mich, den Tiefbetrübten,
mit der Sehnſucht langer Quaal zurück!

Selig muß ich alle Todten preiſen,
denn ſie ſehn der Zeiten Schmach nicht mehr,
ſeufzen unter keiner Ketten Eiſen,
die noch mich belaſten zentnerſchwer.
Das nicht ſchmerzt mich, daß der Tod mein Leben
einſt als ſeine Beute ſtreng entführt;
gern will ich der Erde wiedergeben,
was ihr, nach des Schickſals Schluß, gebührt;

doch daß vorher ſo viel Tode wüthen,
mir zu rauben, die mich warm geliebt,
die für Lieb' und Tugend mich entglühten,

nur iſt es, was mich tief betrübt!
das Leben, trotz der flücht'gen Kürze
er Wiege bis zum Leichentuch,
r ärmer wird an wahrer Würze,
das iſt des Lebens ſchlimmſter Fluch!

---

## Zwei Freimaurerlieder.
## (1809.)

### 1.
### Die Tafelloge.

ſn des Tempels heil'ger Schwelle
er Ernſt uns bei der Hand,
ach geweihter Stelle
licke unverwandt,
treu, als Mitregierer,
Meiſter am Altar,
ch der edle Führer
en Bruders war.

der Tafel Platz zu nehmen,
nit in dieſen Saal,

ſetzte, ohne ſich zu ſchämen,
ſich mit hin zum Bundesmahl.
Doch da kam der Scherz geſprungen,
drängte ſich mit an den Tiſch;
und es ward gelacht, geſungen,
und getrunken, froh und friſch.

„Fliehe!“ ſprach der Ernſt, entrüſtet,
„was willſt du, Profaner, hier?“
Doch der Scherz, ſchon eingeniſtet,
ſpottete des Gegners ſchier,
gab, als Bruder, Griff und Zeichen,
buchſtabirte auch ſein Wort,
ſchwur dann lachend, nicht zu weichen,
bis wir Alle gingen fort.

Siehe, da gebot dem Streiten
ſchnell des Meiſters Hammerſchlag,
und es ward, von beiden Seiten,
bald geſchloſſen ein Vertrag.
Scherz und Ernſt, ſie Beid' erhielten
Sitz und Stimm', und Wein in's Glas,
Beide tranken, Beide fühlten
bald nicht mehr den alten Haß.

Wechſelsweiſe trinkt der Meiſter
em nun und Jenem zu;
ſelnd neigen ſich die Geiſter
ach Ernſt und Scherz im Nu.
von Wehmuth, bald von Freude
riffen unſer Herz,
, wechſelnd, ſich für Beide,
ür Ernſt, und bald für Scherz.

---

2.

## Der mächtige Hammer.

(1810.)

Was ſchweigen der Sänger, die ſonſt wohl geſungen,
hweigen der fröhlichen Sänger ſo viel?
end ein Schlag mit dem Hammer erklungen,
ohſinn zu ſetzen ein plötzliches Ziel?

a wohl! ach! es führet den mächtigſten Hammer
tbarer Meiſter, zu ſtrengem Gebet!

Ein einziger Schlag, und zum Schweigen — o Jammer! —
bringt plötzlich den fröhlichſten Sänger der Tod!

Ihn rühret kein Bitten, kein Schmerz, keine Tugend,
ihn rühret kein Lied, ſo vergnügt es auch klingt!
Auf immer verſtummet das Alter, die Jugend,
ſobald er zum Schlage den Hammer nur ſchwingt.

Drum eilig, ihr Brüder, die Gläſer geſchwungen!
drum eilig ein Lied noch geſungen recht froh!
Nur Der hat die Krone der Weisheit errungen,
der weiſe das Leben genoß, eh's entfloh.

Die Erde, wohl hat ſie unzählige Mängel,
doch bietet unzählige Freuden ſie auch!
und freundlich ermahnt zum Genuß uns ein Engel
aus jedem, von Roſen umblüheten, Strauch.

Und ruft uns der Tod mit dem mächtigen Hammer:
ſo folgen wir hoffend, und fürchten uns nicht.

Zwar ſchickt er uns fort in die dunkelſte Kammer,
doch bald aus dem Dunkel blüht himmliſches Licht.

Triumph den Geweihten am heiligſten Throne,
wo endlich vom Auge die Bind' ihnen fällt!
Was gleicht für ein Lohn dem zu hoffenden Lohne,
zu ſchauen den ewigen Meiſter der Welt!

---

## Salina's Gruß. *)
(1812.)

Nicht ſtürz' ich mich von hohen Felſen nieder,
wild ſchäumend, donnernd durch Gebirg und Thal;
kein Adler grüßt, mit rauſchendem Gefieder,
mich glänzend in Aurorens frühem Strahl.

*) Beim Beginn der Zeitſchrift Salina.

Nicht waſch' ich Gold mit meiner kleinen Welle;
nicht trag' ich ſtolzer Flotten reiche Laſt;
nicht überſtrahlt, mit ſeiner Kerzen Helle,
mich eines Königs prunkender Pallaſt.

Nur ſtill hinab in ſtillen Ufern gleitet
die Well' aus meiner Urne ihre Bahn,
bis ſie der Nachbar aufnimmt, der ſie leitet
in's weite Grab, zum fernen Ocean.

Ich wandle hin durch lachende Gefilde,
geſegnet von der guten Götter Hand;
ich grüß', umſchirmt von guter Fürſten Milde,
an meinen Ufern manch beglücktes Land.

Ward meine Well' an manchem Schreckenstage
gefärbt mit vieler tapfrer Krieger Blut:
ſie iſt hinweggeſpült; die Todtenklage
vergeht allmählich in der Zeiten Fluth.

Die Blumen blühen fort für mich zu Kränzen,
an Farben reich, und reich an ſüßem Duft;

zu manches Festes rasch bewegten Tänzen
erfüllet lust'ges Saitenspiel die Luft.

Aus meiner Wälder grünen Tempelhallen
umflötet mich ein leicht beschwingter Chor
von liederreichen, holden Nachtigallen,
und singt mir seine Frühlingsliebe vor.

Des Morgens Pracht, der Abendröthe Gluthen,
und Mond und Stern' in unermeßnen Höh'n,
sie spiegeln sich in meinen stillen Fluthen,
wie irgendwo, so ewig wunderschön.

Da steht, betrachtend, mancher ernste Weise,
blickt in den Himmel meiner Fluth hinab,
denkt staunend an der Sternenbahnen Kreise,
und an die Ewigkeit, und an sein Grab.

Es tönt an meinen Ufern manche Leyer,
von heiliger Begeist'rung rasch bewegt,
und manches Lied ertönt zur schönen Feier
des Herzens, dem das Herz entgegen schlägt.

Es gaukelt Phantasus durch Blüthenlauben,
und ruft die Elfen zum vergnügten Tanz;

den Becher mit dem geiſt'gen Saft der Trauben
umwinden Scherz und Ernſt mit duft'gem Kranz.

So blick' ich da und dorthin voll Entzücken,
ſtill ſendend meine Wellen ihren Pfad,
und laſſe Jeden gern ein Sträuschen pflücken,
wer freundlich meinen Blumenufern naht.

---

## Phantaſie,

beim erſten Lerchengeſange.

(1812.)

Merkt auf! merkt auf!
Seyd wach mit allen euren Sinnen!
Ein Wunderſchauſpiel wird beginnen,
im ewig neuen Zeitenlauf.

Der Schauplatz iſt die alte Erde,
und Freudengötter führen's auf,
mit freundlich lächelnder Gebehrde.
Drum freut euch, freut euch Alle drauf!

Schon ſeh' ich vom Himmel hernieder ſteigen
der holden Genien viel,

um küſſend den Mund zur Erde zu neigen,
im Segen-bereitenden Spiel.
Sie werden von lauen Weſten umgaukelt,
hingleitend über den zitternden Teich,
an deſſen Ufer, im dürren Geſträuch,
ſie flüſternd und ſcherzend ſich eben geſchaukelt.

Von ihrem belebenden Fittig bewegt,
hochauf jeder Puls der Natur nun ſchlägt.
Er zittert durch's Mark bis zur luftigen Spitze
des alternden Eichbaums himmelwärts,
er zittert durch's Moos in der Felſenritze,
wie durch der niedrigſten Pflanze Herz;
und hell von der lachenden Sonne beſchienen,
beginnt's überall nun herrlich zu grünen.

Da wollen im engen Kämmerlein
die Würmchen nicht länger die Zeit verträumen,
und rennen umher im Sonnenſchein,
als könnten ſie ſonſt, wer weiß was, verſäumen.

Und immer höher und freundlicher ſteigt
die Sonne, das fröhliche Leben zu ſchauen,
und weilt immer länger, eh' ſie ſich neigt,
und weckt immer liebender Lieb' und Vertrauen;

durchdrungen wird Alles allzumal
von ihrem warmen, belebenden Strahl.
Froh kommen die Lämmer zur Weide ge-
sprungen;
es bauen sich lustig die Vögel ihr Nest;
all überall wird gezwitschert, gesungen,
zu feiern ein langes, herrliches Fest.
Unzählige Knospen entschwellen den Hüllen,
und heben sich höher und höher empor;
was wunderbar sich bereitet im Stillen,
das strebt nun frei und vollendet hervor.
Es lassen die Blumen nicht länger sich halten,
sie steigen empor in tausend Gestalten,
und zeigen, vergnügt von der Sonne bestrahlt,
mit welchen Farben ihr Kelch ist gemalt.
Da spiegeln, wie auf krystallenen Fluthen,
sich wunderherrlich des Himmels Blau,
der Alpen Schnee, und Aurorens Gluthen.
Hellglänzende Perlen von frischem Thau
sind ihrer Kronen schönes Geschmeide;
und prangend in ihrem festlichen Kleide,
bringt jed' ihren Duft an dem großen Altar
der Muter Natur, als Opfer dar. —

So zieht der Frühling über die Erde,
und ruft nach Höhen und Tiefen sein: Werde!
Und dem Menschen füllet mit Himmelsluft,
was er siehet und höret und athmet, die Brust.
Die Freude tanzet auf blumigen Matten,
die Liebe koset in duftigem Schatten,
die Unschuld spielet mit Lämmern am Bach,
wirft Blumen den fliehenden Wellen nach;
und mag sie zu Kränzen sich tausende pflücken:
blühn immer noch mehr zu neuem Entzücken.

Drum freut euch! sie nahet! sie ist nicht mehr weit,
des Frühlings goldene, wonnige Zeit!
Horcht auf! wie schon ihn die Lerchen verkünden!
Schnell werden die Tage des Hoffens verschwinden!
Dann flötet noch schöner die Nachtigall,
und Frühlingsjubel ist überall.

## Erdenleben.
(1812.)

In einen Blumengarten tritt
der Jüngling wohl auf dieſer Erde;
die Hoffnung folgt ihm Schritt vor Schritt,
und mit der freundlichſten Gebehrde
lacht hinter jedem Strauch hervor
ein kleiner Freudengötter-Chor.
Wenn ſolch ein Mai doch ewig bliebe!
Es neckt der Scherz, es lockt die Liebe,
und würzt mit Nektar jeden Kuß;
die Ehre winkt, und Phantaſus
wiegt unter ſchönen Blüthenbäumen
nur ein zu lauter ſüßen Träumen.

Allein ein reifres Alter naht:
da treibt aus blumenreichem Eden
ein Flammenſchwerdt allmählich Jeden
auf einen ernſten, rauhen Pfad!
Am Schmuck der Schläfe welken traurig
die Blumen nach einander hin;
es flieht der leichte, frohe Sinn;
aus Felſenklüften, ſchwarz und ſchaurig,

ſchreit nun den armen Wandersmann
ein ganzes Heer von Sorgen an;
der Unmuth zeichnet tiefe Falten
ihm auf's erbleichende Geſicht;
es macht die Zeit ſein Blut erkalten,
legt ihm auf's Haupt ein ſchwer Gewicht,
um tief und tiefer es zu drücken
hinab auf eines Grabes Rand,
und giebt ihm ein paar ſchlechte Krücken
für Schwerdt und Scepter in die Hand.

Da hört man betend flehn den Armen
um Tilgung ſolcher Schmach und Pein;
und nieder ſenkt ſich, voll Erbarmen,
mit ſeiner Fackel hellem Schein
ein Genius, und leuchtet freundlich
dem Flehenden in's Angeſicht;
doch es erſcheint das helle Licht
des müden Pilgers Augen feindlich;
er mag den Glanz der Fackel nicht.
Drum ſenkt der Genius ſie nieder,
und drückt ſie ſtill am Boden aus;
und Jener ſchließt die Augenlieder,

verſtummt, und ſieht das Licht nicht wieder,
und ſinkt in's niedre, dunkle Haus.

---

## Warnung.
(1813.)

Ein Strudel und ein Wirbel
bedrohn, Verderben brauſend,
im Donauſtrom den Schiffer;
und führt er nicht das Steuer
ſo kräftig als beſonnen:
ſo wirft der wilde Strudel,
am finſtern Felſenufer,
das Schiff alsbald in Trümmern;
ſo reißt der wilde Wirbel
es kreiſelnd in die Tiefe,
und unerrettbar findet
der Schiffer da ſein Grab!

Verklage nicht die Götter
ob dieſer grauſen Wunder,
du leicht entglühter Jüngling!

Ich will den Sinn dir deuten
von ſolchen Warnungszeichen
auf deiner Lebensbahn. —
Die Götter ſelber ſchauen
mit Wohlgefallen nieder
auf dieſes Stromes Fluthen,
der — eine Rieſenſchlange
mit Silberſpiegel-Schuppen —
ſich weit und ſtolz und prächtig
durch Berg' und Thäler windet.
Schon hatten Pan, und Ceres,
und Flora ihm die Ufer
geſchmückt mit ihren Gaben;
und von den Felſen goſſen
viel ſcherzende Najaden
den Schaum aus ihren Urnen
hinab, als frohes Opfer.
Deß lächelte Cythere,
deß freute ſich Lyäus!
Und Beide ſchwebten nieder,
und wandelten, und weilten,
vergnügt und Gaben ſpendend,
an dieſen ſchönen Ufern.

Da wurden hier die Felſen
zum ſtolzen Thron der Schönheit;
und dort, auf tauſend Hügeln,
erwuchſen grüne Reben
mit nektarſüßen Trauben;
und Lieb' und Frohſinn reichten
hinüber und herüber
von hellbeſonnten Ufern,
einander ſchnell die Hand. —
Jahrhundert auf Jahrhundert
iſt ſchon ſeitdem entſchwunden;
doch immer iſt geblieben
der Götter Segenſpur.
Schau hin! die Reben grünen
noch heut' auf tauſend Hügeln,
und ihre Trauben gießen
alljährlich ihren Nektar
in Tonnen ohne Zahl!
Schau hin! die Schönheit thronet
noch heut' auf jenen Ufern,
zum dauernd-hohen Ruhme
für manche alte Stadt.
Da gehn auf allen Gaſſen,

da ſtehn an hundert Thüren,
und ſchaun aus tauſend Fenſtern
die edelſten Geſtalten;
den ſchönen Kopf umwunden
mit leicht geknüpften Tüchern
in maleriſchen Falten;
den hochgewölbten Buſen
bedeckt, doch nicht verborgen;
leicht um die ſtolzen Hüften
das leichte Kleid gezogen,
zum ſchönen Faltenſpiel.
Sie gehn dir ſtolz vorüber:
ſo ſchaueſt du Junonen;
ſie wiegen ſchöne Kinder
am Buſen in den Schlummer:
ſo ſchaueſt du Madonnen;
ſie kommen von dem Brunnen
mit Krügen auf den Köpfen:
ſo ſchaueſt du lebendig
aus Raphaels Gemälde
die Waſſerträgerin;
ach, und umarmt dich Eine:
ſo mußt du (denk' ich) wähnen,

Cythere ſelber ſchließe
dir ihre Himmel auf.

Hin nach dem prächt'gen
du lebensfroher Jüngling!
Es winken Wein und Liebe
zur Rechten und zur Linken!
Da kannſt du, trinkend, küſſe
im langen Wonnerauſche,
wie Götter, ſelig ſeyn! —
Hinab den Strom des Lebens,
wie geht die Fahrt ſo herrlich,
wenn Lieb' und Wein dem Sc
vergnügt zur Seite ſtehn! —
Doch laß dich ernſt auch warne
Es ziehn und ſtürzen Beide
den Schwelgenden, Berauſch
auch unaufhaltſam nieder
in ſchmähliches Verderben,
verliert er aus den Augen
der ernſten Weisheit Rath!

Horch auf! die Wellen
dir eine ernſte Lehre!

Der Strudel und der Wirbel
im prächt'gen Donauſtrome,
ſie ſind — als ernſtes Sinnbild —
dir hingeſtellt zur Mahnung,
daß weiſ' und wohlbedächtig
auch auf dem Strom des Lebens
das Schiff zu lenken ſey.

Auf daß die Luſt der Liebe
dir nicht zum Strudel werde —
auf daß der Rauſch des Weines
ſich nicht zum Wirbel wandle,
das Schifflein deines Glückes
zertrümmernd und verſenkend:
genieße Wein und Liebe
mit weiſer Mäßigkeit! —

---

## Schloß Löbichau.

(1815.)

Ein ächter, weiſer Mann zu werden,
an Sinn, an Sitten, und Gebehrden,

und nebenher ein Weiberfeind,
dem Lieb' als Thorheit nur erſcheint,
das war der mächtige Gedanke,
der geſtern, ach, nach einem Zanke,
durch eines böſen Dämons Spiel,
mich armen Koriden befiel!

Und ſieh, zu neuer Art von Wonne,
verſetzte mich der Traumgott ſchnell
in Diogens berühmte Tonne,
an einen klaren Waſſerquell.
Ich ſchöpfte mit der Hand mir Waſſer,
ſchalt auf den Ueberfluß, den Praſſer,
ſchalt auf die Schönheit — kurz, ich war
ein weiſer Mann mit Haut und Haar.

Doch, ganz von dieſem Glück durchdrungen,
umrauſcht von tauſend Huldigungen
(der weiſen Männer ſüßem Lohn)
war nur zu bald mein Traum entflohn!
Ich öffnete die Augenlieder,
und fand mich weiſen Träumer wieder
in eines Feenſchloſſes Pracht,
das jeden Diogen verlacht!

Ich wankte durch die Glanzgemächer,
rziert mit feenhaftem Sinn,
ich einem froh berauſchten Zecher,
f ſpiegelglattem Boden hin.
Was nur das Auge kann erheitern,
gegnete dem irren Blick!
chon wollte meine Weisheit ſcheitern,
ch pries ich noch des Traumes Glück.

Ich pries es mit dem Trotz des Weiſen;
ein Herz war kalt und hart, wie Eiſen;
war ein wahrer Kieſelſtein,
ie eines Weiſen Herz muß ſeyn.
er ſchönſten, heiterſten der Feen,
's Auge wagt' ich ihr zu ſehen;
ſtellte vor ihr Bild mich hin,
it weiberfeindlich-keckem Sinn.

Allein wie bald war da dem Stelzen
us Diogen's Einſiedelei
r Kieſel in der Bruſt geſchmelzen,
n Kreiſe holder Zauberei! —
ort mit der Weisheit aus der Tonne!
ort mit der Ewigkeit voll Ruhm!

Was Schönres iſt ein Tag voll Wonne
in dieſem Feen-Heiligthum!

---

## Erinnrungsfeſt.

### An C. F. Fiſcher.

(Greiffenhagen, im Julius 1816.)

Endlich ſitzen wir beiſammen,
endlich wieder friſch und froh!
und aus jedem Auge flammen
Freud' und Freundſchaft lichterloh!
Dank dem freundlich hellen Sterne,
dem das laute Lob gebührt,
daß er uns aus weiter Ferne
hier zuſammen hat geführt!

Wie wir in den Frühlingsjahren
unſrer luſt'gen Burſchenzeit
unbefangen glücklich waren,
ohne Sorg' und Herzeleid,
deß laß heut' uns froh gedenken,

troh der Jahre ernster Zahl!
Nur vergiß nicht, einzuschenken!
Wein gehört zu solchem Mahl.

Leichte Füße, leichte Taschen,
leichter Sinn und leichtes Herz,
ließ die Freude leicht sich haschen,
wohnte gern bei uns der Scherz.
Leicht entzückte Musensöhne,
bald durch Buch und bald durch Wort,
prüften, priesen wir das Schöne,
lesend hier, und küssend dort.

Trotz des Beutels öfter Leere,
trotz der Manichäer Schrein,
hielten wir auf Burschenehre,
Burschenrecht und breiten Stein.
Mußten wir auch manchmal büßen
für die Lust nach Burschenruhm:
Staub war unter unsern Füßen
jegliches Philisterthum.

Frei zu denken, frei zu leben,
galt uns mehr, als Gut und Blut;
auch das Kühnste zu erstreben,

hatten wir den frohen Muth;
saßen stets auf hohem Pferde,
wo es Burschenwesen galt;
dünkten uns die Herrn der Erde,
weil uns „Herr" ein Jeder schalt.
Dumm' und luft'ge Streiche machend,
haßten wir die schlechten doch;
oft das Heiligste verlachend,
ehrten wir's im Herzen noch;
stellten keck auf schroffe Spitze
Leben, Tugend, Ehr' und Glück,
hätten selbst mit Jovis Blitze
gern gemacht ein Wagestück.
Doch, wie toll der Muth auch sprühte,
ringend nach der Thorheit Preis:
dennoch tief im Herzen glühte
Freundesliebe, stark und heiß.
Fest und treu für's ganze Leben
knüpfte sich der Bruderbund;
ehrlich Herz um Herz gegeben,
sprach kein falsches Wort der Mund.
Mochten wir auch scheiden müssen,
trennt' uns auch ein weites Land:

nimmer ward es doch zerriſſen
unſrer Bruderliebe Band.
Erſt nach langen Jahren fanden
wir uns wieder, Bruſt an Bruſt,
aber Herz und Herz verſtanden
ſich noch in erneuter Luſt.

Deuten graue Haar' und Falten
auch auf ernſte Jahre hin:
ſind wir übrigens die Alten
doch noch ganz an Herz und Sinn;
denken unſrer Frühlingsjahre
hoch vergnügt beim Glaſe Wein,
laſſen unſre Haare Haare,
unſre Falten Falten ſeyn.

Und ſo ſoll es ſeyn und bleiben!
Mag uns endlich auch der Tod
feindlich aus einander treiben,
auf des Schickſals Machtgebot:
bis zum Sarge unvergeſſen
bleibt das Glück der Jugendzeit,
bleibt der Freundſchaft unterdeſſen,
nach wie vor, das Herz geweiht!

Darauf ſtoßen wir zuſammen
noch einmal die Gläſer an!
Heilig iſt, was ſo entflammen
bis in's ernſte Alter kann!
Alles unterm Mond iſt eitel,
nur die treue Liebe nicht,
die uns um den Silberſcheitel
einen Blumenkranz noch flicht.

---

## Beim Einzug in mein Landhaus zu Giebichenſtein.
(1819.)

Bin ich endlich eingezogen
unter's neue Hüttendach?
Hat mein Wunſch mich nicht betrogen?
Iſt es wirklich? Bin ich wach? —

Ja, ich wache, ich genieße,
was ein Traum nur jüngſt noch war!
Stille Freudenthräne, fließe
dankend auf den Hausaltar!

Bleibet hold mir, theure Laren!
Schützt mein heitres Hüttchen mir
vor erschütternden Gefahren!
Scheucht den Feind von meiner Thür!

Friede, Freud' und Liebe, weilet
hier im Hüttchen, treu und traut!
Denkt: ich hab' es, ungetheilet,
nur für euch zur Lust gebaut!

Schlinget eure weichen Arme
um die Meinen und um mich!
Von der falschen Götzen Schwarme
nahet dann wohl Keiner sich!

Würden, Ruhm, und Schätz' erwerbe,
wessen Wünschen das entspricht:
weichet ihr nur, bis ich sterbe,
hier von meiner Seite nicht!

## An den ersten Singvogel
in meinem neuen Garten.
(1819.)

Willkommen in den Zweigen,
willkommen, erster Sänger, du!
Die Lerchen laß gen Himmel steigen!
Du, sitz' und singe hier in Ruh!

Bleib treu dem neugeschaffnen Garten,
so blätterarm er auch noch ist!
Erwachsen wird, nach kurzem Warten,
was jetzt das Auge noch vermißt.

Von allen Sanges-Virtuosen
bist du der liebst' und beste mir!
Geduld nur! von den schönsten Rosen
erbau' ich dichte Lauben dir!

Da kannst du singen, nisten, brüten,
so oft und viel es dir gefällt;
ich selbst will deine Wiege hüten,
damit ein Netz dir Niemand stellt.

Da gehn, mit lieblichem Gefieder,
der Sänger viele dann hervor;

mein Garten wird, durch hundert Lieder,
gepriesen von dem Sängerchor.

Hab' ich so Vielen sonst gesungen
ein Lied zu meiner Leyer Klang:
sollst du, mit deinen künftgen Jungen,
nun mich ergötzen durch Gesang!

Und fand sich auf der weiten Erde
auch nirgend ein Mäcen für mich —
auf daß ich selbst noch einer werde:
will ich nun einer seyn für dich.

---

## Dresden.

(Vorgelesen im dortigen Liederkreise, am 12 April 1822.)

Das Dresden, wahrlich, that's mir an,
daß ich davon nicht lassen kann!
Seit dreißig Jahren bin ich jetzt
zum zehnten Mal hinein versetzt,
und immer neu erscheint es mir.
Doch frag' ich mich: „Was willst du hier,

„du alter, fremdgewordner Gaſt?“
ſo ſteck' ich bei der Antwort faſt.
Der friſche Kunſt- und Schönheit-Sinn,
der ſonſt mich warm belebt, iſt hin,
wenn auch nicht ganz — da Gott vor ſey! —
doch großentheils; denn frank und frei
bekenn' ich, mit Verzicht auf Ruhm,
mein jetziges Philiſterthum.
Das dreht ſich meiſt um Weib und Kind,
und macht für Vieles taub und blind.
Was hoch den Zwanziger entzückt,
iſt weit dem Funfziger entrückt;
denn Dem erſcheint, als blauer Dunſt,
im Leben viel und in der Kunſt.

Und ſtreif' ich durch dies Paradies,
zu ſuchen, was ich hier verließ:
ſo wird das Herz mir ſchrecklich ſchwer,
denn Vieles find' ich gar nicht mehr,
und Vieles find' ich ſo verdreht,
daß mir zum Schau'n die Luſt vergeht!

Wie mancher ſchöne Augenſtern,
in den ich ſonſt geſchaut ſo gern,

ging, ach! mit seines Glanzes Pracht
schon unter in des Grabes Nacht!
Wie manche, sonst so leichte Brust,
nur athmend Frieden, Lieb' und Lust,
ist schwer gedrückt, und hart bedroht
von wahrer und erträumter Noth!
Zwar manches, sonst gar spröde Kind
ist jetzt recht liberal gesinnt,
und grüßt mich frei mit Hand und Kuß;
doch sagen muß ich's mit Verdruß,
und wenn es auch gefühllos wär':
„es ist der alte Kuß nicht mehr,
„der im vergangnen Säculo
„mich zaubern konnte überfroh!"

Und leider! in der Männerwelt,
da ist es schlimmer noch bestellt!
Der eine Freund — hilf Himmel! — mißt
des Lebens Glück nach Glück im Whist!
Der Andre — das sey Gott geklagt! —
wird von der lieben Frau geplagt,
und küßt das Marter-Instrument
— das aus Respekt mein Mund nicht nennt —

mit Lammes fromm-geduld'gem Sinn,
als hielt' es Papstes Fuß ihm hin!
Den Dritten, welcher sonst zum Spaß'
oft schlug die schönsten Entrechat's,
den hör' ich jetzt erbärmlich schrein,
vor Schmerz vom leid'gen Zipperlein!
Der Vierte vollends — — doch, es sey
genug an dieser Litanei!
Warum erzählt, was Jedermann
zur Gnüge täglich sehen kann?
Seit mir verschimmelt Haar um Haar,
bin ich auch Der nicht, der ich war!
Warum denn sollten's Andre seyn?
Wer klug ist, findet sich darein,
daß sich verwandelt Jung in Alt,
Vergnügt in Ernst, und Warm in Kalt,
und nimmt, für kleine Schwächen blind,
die Menschen, wie sie eben sind.

Und wenn ich Vieles auch verlor:
so kann ich mehr, als je zuvor,
mich hier bewährter Freunde freun,
die tausend Freudenblumen streun

auf meinen frohen Lebenspfad,
durch treue Lieb' in Wort und That.
Denn, die mir, neben Frau und Kind,
die Liebſten hier auf Erden ſind,
die ſind' ich freudig jetzt gebannt
hier an der Elbe ſchönen Strand,
ſo daß das ſchönſte Herzensfeſt
ſich hier für mich nun feiern läßt.

Ja, das iſt's, was nach Dresden jetzt
zum zehntenmal mich hat verſetzt,
was freundlich mir den Schmerz verſüßt
bei Allem, was ich eingebüßt,
was, wenn mir auch in Welt und Kunſt
jetzt viel erſcheint als blauer Dunſt,
mir freudig doch das Herz erwärmt;
denn, wenn es endlich ausgeſchwärmt
in Amor's Stachelroſen-Hain:
ſo wohnt ſich's deſto feſter ein
im Freundſchafttempel, der, umkränzt
mit Immergrün, hochheilig glänzt.
Und wenn, von ſeinem Glanz erhellt,
ſich überall verſchönt die Welt,

und treuen Freunden, frey vereint,
ein Eden ſelbſt die Wüſt' erſcheint:
wie muß in ſolchem Zauberſtrahl
jetzt mir erſcheinen dieſes Thal,
nur Glücklichem, der hochentzückt
hinaus in ſeinen Zauber blickt,
an Freundes und an Freundin Hand,
die treu bewährt ich längſt erfand! —

Doch thu' ich nun die Frag' an mich:
„Warum behältſt du nicht für dich
„im Herzen deines Herzens Glück,
„und greifſt zur Leyer gar zurück,
„die, ein vergeßnes, armes Ding,
„ſeit langer Zeit am Nagel hing?"
erwiedr' ich: „Ei, man thut, was man
„nicht laſſen darf, nicht laſſen kann."

Den möcht' ich ſehn, deß Worte nicht
in Dresden würden zum Gedicht,
wenn in der Bruſt ſich etwas nur
ihm regt von dicht'riſcher Natur!
Daß hier ſo Vieles zu mir ſpricht,
was mich ergötzt, das macht es nicht!

ehl ſah ich manchen präht'gern Strom,
d manchen ältern, höhern Dom,
d manchen kühnern Bergesſchwung
t freudiger Begeiſterung,
s hier der Elbe ſchönes Thal
ir zeigt im Mond- und Sonnenſtrahl;
dy manchen doch noch edlern Wein,
s edlen Meißner, ſchlürft' ich ein;
d näher nach dem Nordpol fand
) höhern Thermometerſtand,
d ſüßern Frühlingsblumenduft,
s hier zur Zeit durchwürzt die Luft;
dy manches höh're Lebensglück
ntzündete mir Herz und Blick,
n Kreiſe faſt ſo ſchöner Frau'n,
s Dresdens Flora giebt zu ſchau'n;
ch ſetzt' ich — wie ich ſchwören kann —
ur ſelten einen Reim daran,
nn Pegaſus, der edle Gaul,
ar ſtets bei mir ein wenig faul! —
Wie kommt's nun, daß er, ungeſtimmt,
ich jetzt auf ſeinen Rücken nimmt?
Wie komm' ich zu der Verſeluſt,

bei alt und kalt geword'ner Bruſt?
Was iſt's, das meinen Proſa-Text
durch Reim auf Reim zu Verſen hext,
daß, würd' ich jetzo auf einmal
zur Frau, ich hielte dem Gemahl,
in Verſen neuſten Styls, fürwahr,
Gardinenpredigten ſogar?

Das geht, ich ſag' es frank und frei,
nur zu durch große Zauberei!
Es iſt und bleibt ein wahres Wort,
das Dresden iſt ein Zauberort!
Denn wenn's ein Zauberort nicht wär',
o ſagt! wie käm' ein ſolches Heer
von Sängern, faſt zu zählen kaum,
zuſammen in ſo kleinem Raum?

Geht doch im Lenz hinaus auf's Feld,
und von den Alpen bis zum Belt
begrüßen, mit vergnügtem Ton,
euch von der ganzen Legion
von Lerchen, die den Frühling preiſ't,
ſeit längrer Zeit, als Ewald Kleiſt,
auf jeder noch ſo ſchönen Flur

doch immer zwei, drei Sänger nur;
und nirgend rauſcht ein ganzer Chor
von Lerchen über euch empor,
denn weislich ſind ſie allzumal
vertheilet über Berg und Thal,
bis zu der ſand'gen Scholl' im Meer,
die ſonſt faſt ganz iſt wüſt und leer,
als hätt' es, nach durchdachtem Plan,
ein maître de plaisir gethan,
der überall gewiſſenhaft
dem Freudeluſt'gen Freude ſchafft,
doch nie und nirgend, übereilt,
zu wenig und zu viel vertheilt.

Und alſo hat auch Gott gewollt,
daß nirgendwo es fehlen ſollt'
(in Deutſchland mind'ſtens) an Genie
zur edlen Kunſt der Poeſie;
und darum — Heil dir, Deutſchland! — hat
Krähwinkel ſelbſt, die gute Stadt,
ihr Männchen, das, als Stadtpoet,
auf's Verſemachen ſich verſteht,
und mit gewandter Geiſteskraft

die Honoratiorenſchaft,
bei jedem Luſt- und Trauerfeſt
ſein Mitgefühl vernehmen läßt.
Ja jedes Städtchen nicht allein
kann ſolches Kleinods ſich erfreun,
ſelbſt manches Dörfleins Kanter macht
ſein Verschen, daß es klappt und kracht,
verkündend uns zum neuen Jahr,
welch Wetter in dem alten war.

Angeben endlich ſollt' einmal
ein Geograph mit ſcharfer Zahl,
wie viel in jedem deutſchen Staat,
auf jede Meile im Quadrat,
zu rechnen ſey Poetenthum,
mit vielem oder wen'gem Ruhm.
Dann ſäh'n die Steuerräthe gleich,
was für ein Geldquell, neu und reich,
jetzt wär' ein tücht'ger Steuerſatz
auf's Dichten, für des Staates Schatz;
und in die Augen ſpräng' es dann
recht deutlich erſt für Jedermann,
daß mancher Staat, wer weiß wie ſtark,

an Flinten- und Kanonen-Mark,
und reich an ſonſt'ger Induſtrie,
doch Prieſter für die Poeſie
nicht halb ſo viel zu zeigen hat,
als Dresden, die geprieſ'ne Stadt.
Denn, wie der prächtige Veſuv
ſo manchen Berg, der großen Ruf
erhielt durch Bild und Red' und Schrift,
an innerm Leben übertrifft,
das ewig brauſ't, und ewig glüht,
und auf in Feuerſäulen ſprüht:
ſo thut es Dresden auch zuvor
dem ganzen deutſchen Städte-Chor
an innern Lebens reger Kraft
und künſtleriſcher Meiſterſchaft,
die auf in tauſend Blumen blüht,
von Himmelsflammen überglüht.
Es iſt, umlacht von heitrer Flur,
ein großer Muſentempel nur,
und Haus bei Haus iſt ein Altar,
und zahllos iſt die Prieſterſchaar,
die täglich ihre Opfer bringt,
und nach der Muſe Beifall ringt,

indem der Eine, ſeelenvoll,
ergreift die Lever des Apoll,
ſein Glück bejauchzt, ſein Leiden klagt,
von Mit- und Vorwelt ſingt und ſagt;
der Andre, mit gemeßnem Schritt,
dem Erſten an die Seite tritt,
mit Flöten- und mit Geigenklang
zu ehren, was der Dichter ſang;
ein Dritter vor der Staffelei,
treibt mit dem Pinſel Zauberei,
und bannet auf die Leinwand hin,
was ihm beweget Herz und Sinn;
ein Vierter, mit dem Meißel, macht,
daß aus dem Stein ein Gott erwacht;
ein Fünfter zu der Trauerurn'
uns führt auf tragiſchem Kothurn;
ein Sechſter, durch Apollo's Gunſt,
das Leſen ſelbſt erhebt zur Kunſt;
ein Siebenter — ein Zehnter gar —
allein genug! 's iſt offenbar! —
wer zweifeln wollte, wäre blind! —
Apollo und die Muſen ſind —
aus ihrer alten Tempel Pracht,

rmbewegter Zeiten Nacht,
rohe Barbarei verstört —
resdens Mauern eingekehrt,
n der Elbe möcht' entstehn
eues, geistiges Athen.

Als alte Heiden, werden sie
reilich ganz bekehren nie,
lang' verdroß sie Gruß und Knix
Hochaltar und Crucifix;
finden sie sich jetzt darein,
lassen Christen Christen seyn
Wort und That, in Schrift und Bild,
keiner schmollt, und keiner schilt,
n Maler und Poet, verzückt,
Blumen seinen Glauben schmückt.

Hochvornehm wandeln sie noch so,
onst, einher incognito,
bergen sich so gut, daß man
hnen nur, nicht kennen kann.
weiß, ob nicht Apoll als Hirt
hier manchmal die Flur durchirrt,
nders seit sich Bock und Schaf

veredelt und vermehrt ſo brav);
und wenn auch Jungfraun-Sprödigkeit
vor ihm nicht mehr um Hülfe ſchreit,
und keine mehr ſich, angſtgepreßt,
in einen Baum verwandeln läßt:
iſt mancher Jungfrau hier das Haupt
mit Lorbeern doch ſo ſchön umlaubt,
daß man wohl merkt, an weſſen Hand
ſie ſolche edle Zierde fand.
Wer weiß auch, ob er nicht mit Stern
und Band ſich ſchmückt, wie große Herr'n,
und als Horaz und als Mäcen
gleich ehrenvoll weiß da zu ſtehn?
Wer weiß denn, ob nicht dieſer Kreis
(zu ſeinem und der Muſen Preis
geſtiftet) Manchen oft als Gaſt,
vielleicht als Mitglied gar, umfaßt?
Daß holde Grazien hier ſind,
wer das nicht ſäh', der wäre blind,
und die ſind ſtets, als blutsverwandt,
den Muſen nahe, wie bekannt.
Ich armer, leſender Poet,
verlegen bin ich, doch discret,

und zeige, ſo geſpannt ich bin,
nach Keinem doch mit Fingern hin,
wenn gleich ich fragen möchte: „Wer
„iſt Die und Die, und Der und Der?“
Bei Gott, ich trau' am Ende nicht
des beſten Freundes Angeſicht!
Wer weiß, ob er, ob Frau und Kind,
nicht auch nur Menſchenmasken ſind,
die mich, aus bloßer Neckerei,
hieher gelockt zur Leſerei?
Ich ſage hier für Keinen gut,
denn höchſtens werf' ich noch mit Muth
die ehrliche Behauptung hin,
daß ich nicht Gott, nicht Muſe bin;
und alſo bleibt's mein letztes Wort:
das Dresden iſt ein Zauberort!

---

## Das Leuchtſchiff.

(1825.)

Hinunter die Elbe! Hinaus in das Meer,
als ging' es zum Felſen von Helgoland!

veredelt und vermehrt so brav);
und wenn auch Jungfraun-Sprödigkeit
vor ihm nicht mehr um Hülfe schreit,
und keine mehr sich, angstgepreßt,
in einen Baum verwandeln läßt:
ist mancher Jungfrau hier das Haupt
mit Lorbeern doch so schön umlaubt,
daß man wohl merkt, an wessen Hand
sie solche edle Zierde fand.
Wer weiß auch, ob er nicht mit Stern
und Band sich schmückt, wie große Herr'n,
und als Horaz und als Mäcen
gleich ehrenvoll weiß da zu stehn?
Wer weiß denn, ob nicht dieser Kreis
(zu seinem und der Musen Preis
gestiftet) Manchen oft als Gast,
vielleicht als Mitglied gar, umfaßt?
Daß holde Grazien hier sind,
wer das nicht säh', der wäre blind,
und die sind stets, als blutsverwandt,
den Musen nahe, wie bekannt.
Ich armer, lesender Poet,
verlegen bin ich, doch discret,

und zeige, ſo geſpannt ich bin,
nach Keinem doch mit Fingern hin,
wenn gleich ich fragen möchte: „Wer
„iſt Die und Die, und Der und Der?“
Bei Gott, ich trau' am Ende nicht
des beſten Freundes Angeſicht!
Wer weiß, ob er, ob Frau und Kind,
nicht auch nur Menſchenmasken ſind,
die mich, aus bloßer Neckerei,
hieher gelockt zur Leſerei?
Ich ſage hier für Keinen gut,
denn höchſtens werf' ich noch mit Muth
die ehrliche Behauptung hin,
daß ich nicht Gott, nicht Muſe bin;
und alſo bleibt's mein letztes Wort:
das Dresden iſt ein Zauberort!

## Das Leuchtſchiff.

(1826.)

Hinunter die Elbe! Hinaus in das Meer,
als ging' es zum Felſen von Helgoland!

Dort ſegelt mich hin! — was ſeufzt ihr ſo ſchwer? —
hin, wo das ſtrahlende Leuchtſchiff ſtand!

Der Seeſtern hieß es, und war ein
Stern,
mit Flagg' und mit Leuchte bei Tag und bei Nacht;
zu zeigen dem Schiffer die Bahn von fern,
hielt's treu in der Wüſte des Meeres Wacht.

Mit hundert und hundert Centnern war
es ankernd an ſeine Stelle gebannt!
Nicht achten durft' es der eignen Gefahr,
nur ſtets nach fremder die Blicke gewandt!

So tauſend und tauſend Schiffern hat
wohlthätig die richtige Bahn es gezeigt
zu der altehrwürdigen Hafenſtadt,
die Jedem gaſtlich die Hände reicht. —

Doch im wilden Orkan erhob ſich das
Meer,
laut brüllend mit drohendem Donnerton!
Und nun iſt die Stelle des Leuchtſchiffs leer!
Ach! iſt es zum rettenden Hafen entflohn?

Die rüſtigen Lootſen an ſeinem Bord,
am Ruder der kräftige Steuermann —

nicht wahr, sie lenkten und führten es fort,
als Verderben das Meer zu drohen begann?

Sie dachten gewiß mit bittrem Schmerz
der Weiber und Kinder am heimischen Heerd!
Das schnitt durch's Gatten- und Vaterherz
den Bedrängten, wie ein schneidendes Schwerdt!

Nicht wahr, da wurde, mit scharfem Beil,
das Ankertau, das gewalt'ge, zerhau'n?
Und heimwärts flog — ein beflügelter Pfeil —
das Schiff, nicht ferner im Meere zu
schau'n? — —

Mit nichten! Ach, so begab es sich nicht!
Die Männer mit kräftigem Heldenmuth,
sie blieben getreu der heiligen Pflicht,
so wild auch tobte die schreckliche Fluth!

Je lauter der Sturm, je finstrer die Nacht,
desto nöthiger war des Leuchtschiffs Strahl!
Das haben die braven Männer bedacht,
und der Pflicht sich geopfert allzumal!

Mit gieriger Krall' aus der Tiefe griff
ein Dämon, tückischer Art, und riß

den leuchtenden Stern, das herrliche Schiff
hinab in des Meergrunds Finsterniß!

Die strahlende Leucht' erlosch im Meer!
Von rüstiger Männer Leben dabei!
Vergebens um ihre Wiederkehr
flehn Weiber und Kinder mit Jammergeschrei!

Doch tief dort unter den Wellen, o sieh!
dort läßt ein Mast sich erschauen nun!
Der ist eine Ehrensäule für Die,
so dort im Meere begraben ruhn!

---

## Das Waisengrün.

(1826.)

O, Hamburg, alte Hafenstadt,
mit vielen Gassen krumm und eng,
voll Schmutz, Geschrei und Volksgedräng,
wer häßlich dich gescholten hat,
der komm' und sieh' dein Waisengrün,
und sieh' in einem Schmuck dich blühn,
den man — wie weit man fährt und schifft —

wohl nirgends, nirgends ſchöner trifft!
Und wenn ihm hoch das Herz dann ſchlägt:
ſo bitt' er's ab dir, tief bewegt,
daß erſt er dich verachtet hat,
du alte, wackre Hafenſtadt!

Wohl groß und herrlich dehnt um dich
der Elbe breiter Spiegel ſich,
mit ſeinem dichten Maſtenheer
hinwinkend auf das große Meer;
wohl blüht in heiterm Farbenglanz
weit um dich her ein ſchöner Kranz
von Gärten, baum- und blumenreich,
wo Kinder, holden Engeln gleich,
wo ſchöne Mädchen, ſchöne Frau'n
an hundert Stellen ſind zu ſchau'n.
Doch wer nur dieſer Herrlichkeit
als flücht'ger Wandrer, ſich gefreut,
nicht glücklich preiſen kann ich Den,
denn Hamburgs Silberblick erglühn
hat freudig doch nur Der geſehn,
der feiern ſah das Waiſengrün.

Es ist der Waisen hohes Fest,
das man sie jährlich feiern läßt;
doch nicht ein Fest für sie allein,
ein Fest ist's für die ganze Stadt,
für Arm und Reich, für Groß und Klein,
für Jeden, der ein Herz nur hat.

Im Rosen-Monat, früh hervor
tritt aus des Waisenhauses Thor
der armen Waisen große Schaar,
so Knab' als Mägdlein, Paar bei Paar,
mit neuen Kleidern angethan,
ihr kleiner Kapitain voran,
in seiner Hand ein Ehrenstab,
den man, als Fleißes Lohn, ihm gab,
bei ihm der Ehrenknaben vier,
und All' in frischer Kränze Zier;
hier Leber und dort Lehrein,
daß, in der frommen Stiftung Sinn,
auch beim Umherziehn frank und frei,
stets Ruh' und gute Ordnung sey. —
So dehnet lang und länger sich
der Zug daher, gar feierlich,

der Straßen Labyrinth entlang,
mit frommem, kirchlichem Geſang,
der rührender das Herz durchdringt,
als mancher, der viel ſchöner klingt.

Um milde Gaben zu empfah'n,
ziehn Alle hin die lange Bahn,
doch Wen'ge ſind die Sammler nur
auf dieſer frommen Erndteflur,
und reichen, mit vergnügtem Sinn,
ſo rechts als links, die Büchſen hin.
Die Uebrigen erwarten's ſtill,
ob man auch ſie bedenken will,
und ſtecken Münzen, noch ſo klein,
in ihre Taſchen dankbar ein. —

Trüg' Einer nun: „Iſt ſolch ein Brauch
„des reichen Hamburgs würdig auch?
„Verdirbt man nicht der Kinder Sinn
„durch ſolch Umherziehn nach Gewinn?"
ſo ſprächʼ ich: „Strenger Frager du,
„gen Hamburg eile! geh' hinzu,
„und ſieh mit eignem Aug' ein Feſt,
„das ſchwer ſich nur beſchreiben läßt!

„Wo man, wie hier, das Geben liebt,
„mit Kält' und Hochmuth Keiner giebt;
„des Gebens fromme Freudigkeit
„zur höher'n Gab' ein Scherflein weiht;
„und unbefangner Kindessinn
„nimmt solche Gabe freudig hin,
„und weiß, vergnügten Angesichts,
„von Schaam und von Erniedrung nichts." —

Und wenn es ein Triumphzug wär'
von einem großen Siegesheer,
es würd' ihm größre Achtsamkeit,
als diesem Zug', wohl kaum geweiht.
Die Wachen treten in's Gewehr,
dem kleinen Kapitain zur Ehr',
der nie nach Geld die Hand ausstreckt,
weil man's ihm in die Taschen steckt.
An allen Fenstern, spiegelblank,
die größt' und kleinste Straß' entlang,
wenn dieser Zug vorüberzieht,
man Kopf an Kopf gereihet sieht.
Auch quillt in Eil aus jedem Haus,
so Alt als Jung, zur Thür heraus;

gedrängt auf allen Treppen ſtehn
die Leut', um ſolchen Zug zu ſehn.

Da ſtehn ſelbſt reiche Handelsherrn —
gar hochgeachtet nah und fern —
vergeſſend für den Augenblick
des Handels Ärger und Mißgeſchick,
um reiche Wohlthat auszuſtreu'n,
die armen Waiſen zu erfreu'n.
Behagliche Matronen ſchau'n
hinab mit ſchön geputzten Frau'n,
und üben fromme Chriſtenpflicht,
mit mildem, lächelndem Geſicht.
Auch Knab' und Mägdlein eilen hin,
mit angeerbtem, gutem Sinn,
und theilen, was ſie haben, aus,
ihr Geld und ihren Blumenſtrauß.
Es giebt der Knecht, es giebt die Magd;
es reicht die Witwe, hochbetagt,
mit ſchwacher Hand ihr Scherflein dar,
wie ſie's gehalten jedes Jahr.
Und manche Mutter hebt geſchwind
hinauf an's Herz ihr liebes Kind,

und danket Gott, indem ſie's küßt,
daß es nicht früh verwaiſt ſchon iſt,
und lehret es, wie Groß und Klein
zum Geben heut' bereit muß ſeyn,
indem ſie, frommen Dankes voll,
durch ſeine Hand giebt ihren Zoll.
An grobem oder feinem Kleid
denkt Mancher auch der alten Zeit,
wo er, als arme Waiſe, mit
einher in dieſem Zuge ſchritt,
denkt an des Vaters frühen Tod
und an der armen Mutter Noth,
denkt, wie der erſte Schilling ihn
entzückt beim erſten Waiſengrün!
Wär' da die Straß' auch noch ſo eng:
er drängt ſich durch das Volksgedräng,
geht langſam mit dem Zug dann fort,
ſingt mit im Herzen, Wort vor Wort,
das wohlbekannte, fromme Lied;
und wo er eine Waiſe ſieht,
ſo blaß und ſchwach, wie er es war,
da wird das Aug' ihm thränenklar;
er wird des Gebens nimmer ſatt,

bis, was er in der Tasche hat,
und ohne daß er's zählt und mißt,
in Waisenhand gewandert ist.

Deß freu'n die armen Kinder sich
auf ihrem Zug herzinniglich.
Es macht der vielen Geber Hand
sie mit der ganzen Stadt verwandt.
Es ist, als sagte Jedermann:
„Ihr All' gehört uns Allen an!"
Die, eltern- und geschwisterlos,
sonst waren hungrig, nackt und bloß,
Die sehn sich nicht verlassen mehr;
sie gehn, wie durch ein ganzes Heer
von Eltern und Geschwistern, hin,
sie fühlen, mit vergnügtem Sinn,
sich nicht mehr arm, nicht mehr verwaist,
kaum wissend noch, was solches heißt. —

Auf ihrer langen, langen Bahn
sie All' Erquickung auch empfahn,
wie Elternhand sie Kindern reicht,
damit die Wandrung werde leicht.
Es wehren Milch und weißes Brodt

der Furcht vor Durst und Hungersnoth.
Ist auch dazu kein Tisch gedeckt:
das Frühstück doch vortrefflich schmeckt;
und rinnt auch von der Stirn der Schweiß:
sie achten's nicht um solchen Preis,
und Jeder ißt vergnügt und trinkt,
bis ihn der Führer weiter winkt.

Mit frischer Kraft beim Lobgesang
geht's wieder Straß' an Straß' entlang,
bis endlich gar zur Stadt hinaus,
zum späten, frohen Mittagsschmaus.
Auf grüner Wies', in langem Zelt,
sind lange Tafeln aufgestellt,
vollauf besetzt mit Speis' und Trank,
auf beiden Seiten Bank an Bank.
Da legt nun Jeder an den Tag,
was schon am Eßtisch er vermag;
ja Mancher aus dem Waisenhor
thut's einem Rathsherrn fast zuvor,
und zeigt die angesammte Kraft
in Back', in Zahn, und Magensaft,
die mancher Millionenmann
gern zeigte, doch nicht zeigen kann.

Wie werden bleiche Wangen roth
bei ſolchem, frohem Mittagsbrodt!
Vergnügt iſt Jeder, Keiner zankt!
auch wird dem lieben Gott gedankt,
der jedem Raben Futter giebt,
und väterlich die Waiſen liebt.

Doch iſt geendet auch der Schmaus,
iſt drum die Freude noch nicht aus.
Das ſchöne Feſt, das Waiſengrün,
das ſieht man jetzt erſt ganz erblühn,
denn auf dem grünen Wieſenplan
geht erſt der Waiſen Luſt recht an.
Gefreut hat ſich die ganze Schaar
auf dieſe Stund' ein ganzes Jahr,
und wegt nun fröhlicher umher,
als wenn die Wieſ' ein Prachtſaal wär'.
Da wird geſprungen, wird geſcherzt;
wer ſchüchtern war, er wird beherzt;
der Schatz der Taſche wird gezählt,
und an der Bude wird gewählt
ein ſchönes Kleinod, bunt bemalt,
wird auf der Stelle baar bezahlt

mit Sechsling- und mit Schilling-Stück,
und lech gejauchzt ob ſolchem Glück. —

Wie zeigt es da ſich unverhüllt,
daß Kindeshand iſt leicht gefüllt,
daß Armuth leicht zu tröſten iſt,
wenn man mit Lieb' ihr Leid ermißt.

Sechshundert Waiſen voller Luſt,
genährt an Hamburgs Mutterbruſt —
wem ſcheuchte ſolch ein Anblick nicht
die finſtern Falten vom Geſicht! —

Des Wohlthuns ſchöner Blüthenbau
er wurzelt tief in Hamburgs Raum,
und breitet aus die Aeſte weit
in immer höh'rer Kräftigkeit!
Drum laut geprieſen ſey die Stadt,
die ſolch ein Feſt zu zeigen hat!
Es ſein' es ſieh noch tauſend Jahr!
Es ſein geſegnet immerdar!

## Zweite Abtheilung.

# Scherzend.

## Amor, der Dieb.
(1798.)

Ein Dieb iſt Amor, glaubt es mir!
Drum ſchleicht er durch die Hinterthür
ſo gern ſich, zum verbotnen Schmaus,
bei Nacht und Nebel in das Haus.

Er naſcht, mit ſchlauer Lüſternheit,
am liebſten in der Einſamkeit;
ihm ſchmeckt geſtohlne Waare nur,
nach ſeiner diebiſchen Natur.

Denn ladet man ihn förmlich ein,
zum Schmaus bei Hymens Fackelſchein —
ſo köſtlich man auch aufgetiſcht:
im Umſehn iſt der Schelm entwiſcht.

# Zwei Dialogen

zwiſchen Röschen und ihrer Tante.

## 1.

## Der Tauſchhandel.

(1799.)

T. Was gabſt du — ſag' es frei heraus! —
dem Knaben für den Blumenſtrauß,
und für die Haſelnüßchen?

R. Für jedes nur ein einz'ges Küßchen.

T. Pfui! Gieb ihm Alles gleich zurück!

R. Recht gern. Ich will nicht widerſtehen.
Doch muß mir Chriſtel, Stück für Stück,
auch meine Küſſe wiedergeben!

---

## 2.

### Heirathe-Philoſophie.

(Röschen zehn Jahre älter.)

R. Leih'n ſie mir einmal ihr Ohr!
Tantchen, ach, für's ganze Leben
kann ich Herrn von Philidor
Herz und Hand unmöglich geben!

T. Kind, es war ja von der Hand,
von der Hand nur war die Rede;
mit dem Dinge: Herz genannt,
sey, so viel du Lust hast, spröde!

R. Tantchen, welch ein bittrer Scherz!
Nein, ich kann es mir nicht denken,
daß ich, ohne auch das Herz,
sollte meine Hand verschenken!

T. Närrchen, glaube mir: es geht!
Tausendmal schon ist's gegangen.
Wird um's Herz auch erst gefleht:
will man doch die Hand nur fangen.

R. In der Hand doch nimmermehr —
in dem Herzen wohnt die Liebe;
und wie wär' das Leben leer,
wenn uns die, ach, die nicht bliebe!

T. O, die Hand schafft bess'res Glück!
Sie muß backen, kochen, braten;
durch die Hand gehn, Stück für Stück,
Gulden, Thaler, und Dukaten.

R. Ach, nicht Silber und nicht Gold —
Liebe, Liebe will ich haben!

Nur an treuer Liebe Sold
will das treue Herz ſich laben!

T. Labe an was Andern dich,
auf der langen Lebensreiſe!
Selten labt man lange ſich
an ſo zuckerſüßer Speiſe.
Liebe überlebt ſich bald,
und ihr Glück hat enge Schranken;
in der Ehe wird man kalt,
und kann oft nur warm ſich zanken.

R. Pfui! wenn Hymen das nur kann:
o, ſo ruf' ich: „Wehe! Wehe!"
Nimmer mag ich einen Mann!
Nimmer mag ich in die Ehe!

T. O, ein Mann iſt dennoch gut!
Magſt du noch ſo ſehr erſtaunen!
Was der Nagel für den Hut,
iſt der Mann für unſre Launen.
Was uns wurmt an Tiſch und Heerd,
läßt ſich an den Hals ihm werfen;
und der Zunge ſchneidend Schwerdt
pflegt ſich im Gebrauch zu ſchärfen.

Ungeſtörte Sympathie
macht am Ende Langeweile;
zankt man fleißig: fühlt man nie
dieſer Feindin gift'ge Pfeile.

Wär' es möglich! — Ach das iſt
freilich wohl zu überlegen —

Wenn du keine Närrin biſt:
ſey mir länger nicht entgegen!

Aber Herr von Philidor
iſt ſchon ziemlich in die Jahre,
ſpricht und handelt, wie ein Thor,
trotz der vielen grauen Haare!

Ueberſieh' das, liebes Kind!
Hat er Gold doch in dem Beutel!
Sey geſcheit! Greif zu geſchwind!
Alles Andre iſt ja eitel!
Glaub' mir — weil ich's wiſſen kann —
ohne Mängel iſt nicht Einer!
und es iſt ein halber Mann
immer beſſer doch, als Keiner.
Selbſt die halben werden rar!

Wirst du dich nicht bald bequemen:
läufst du, gutes Kind, Gefahr —
R. Tantchen, ach, ich will ihn nehmen!

---

## Als ich Johann Heinrich Thomsens Biographie*) gelesen hatte. (1799.)

Dora brach der Liebe Schwur!
Thomsen sang mit wundem Herzen
sein Gefühl der stillen Flur;
und, gerührt von seinen Schmerzen,
winkt' ein Engel ihn der Ruh'
einer bessern Heimath zu. —

Minna brach der Liebe Schwur!
Und ich sang mit wundem Herzen
mein Gefühl der stillen Flur!

*) Nebst Proben seiner Dichtkunst, herausgegeben von Hans Jessen. Copenhagen, 1783, bei Proft.

hren dich nicht meine Schmerzen?
gel! wink' auch mich der Ruh'
r beſſern Heimath zu! —

Aber wollte dann Hans Jeſſen,
bei Thomſen, ſich vermeſſen,
mein Biograph zu ſeyn,
mit Noten, groß und klein,
ne Lieder zu verderben: —
r möcht' ich gar nicht ſterben!

---

## Der
## ltweiſe und der Delinquent.*)

gment aus einem Drama, aufgeführt im April 1812.)

### Der Weltweiſe.

Freund! was biſt du für ein Sünder!
nſt ja gegen die Leute an,

*) Gedruckt im letzten Heft der Salina von 1812. Geſchrieben auf Veranlaſſung der gehabten Unannehmlichkeiten wegen des Aufſatzes über

daß vielleicht ein toller Blinder
ärger Keinen ſtoßen kann!

Der Delinquent.

Unwillkürlich iſt's geſchehen;
weiſer Mann, drum zürne nicht!
Großen Jammer mußt' ich ſehen!
Helfen ſchien mir heil'ge Pflicht.

Der Weltweiſe.

Helfen? Ei! — doch nach Geſetzen,
die der neuſte Anſtand lehrt;
denn den Anſtand zu verletzen,
iſt beim Helfen auch verwehrt.

Der Delinquent.

Steht ein Haus in vollen Flammen:
ſtürz' ich hin, und frage nicht,
was der Anſtandslehrer ſpricht.
Muß er mich deshalb verdammen:
mag er's thun, nach ſeiner Pflicht!
Meine heißt mich, Hülfe bringen
oder rufen, wie ich kann —

Einquartierung im 5ten Heft der Salina. Siehe im erſten Bändchen dieſer geſ. Schriften Seite 162 und 163.

Der Weltweiſe.

Frage doch vor allen Dingen,
was dies jemals dir gewann? —
Und wie willſt du helfen können,
ſtehſt du auf dem Platz allein?
Laß es, wo es brennt, doch brennen!
Laß das laute Zeterſchrein!
Unmelodiſch ſind die Töne
ſolches Schreiens manchem Ohr;
nur das rein-äſthetiſch Schöne
ſchwebe deiner Seele vor!

Der Delinquent.

Blutet mir das Herz vor Jammer,
will zerſpringen mir die Bruſt: —

Der Weltweiſe.

Wein' dich aus in deiner Kammer,
wenn du einmal weinen mußt!
Doch viel lieber möcht' ich rathen:
denke nicht an fremde Pein!
Steht auf deinem Tiſch noch Braten,
winkt in deinem Glas noch Wein:
ei, ſo ſey doch unbekümmert

um des armen Nachbars Noth!
Ist die halbe Welt zertrümmert,
doch dein Haus noch unbedroht:
kannst du sorgles ja genießen,
was dir Glück und Muth verleihn.
Wenn bei Andern Thränen fließen:
laß sie weinen, fließt nur Wein
noch bei dir zum Lustigseyn!

Der Delinquent.

Welcher harten Selbstsucht Lehren!
Träum' ich? oder hör' ich recht?

Der Weltweise.

Eile, schnell dich zu bekehren!
Sey nicht mehr der Thorheit Knecht!
Soll der Wunsch nach Glück gelingen,
muß man Weisheit sich erringen;
Weisheit nemlich, die der Welt,
als gefügig, wohlgefällt.
Gleich dem besten Wetterhahne,
lauschend auf des Windes Wehn,
muß man immer seine Fahne

dem neuſten Winde drehn!
s erſpart man ſich für Worte,
und Andern was für Pein,
man nur am rechten Orte
chmal fünfe grade ſeyn!
rden Jedem, wohlbedächtig,
t der Achſeln zwei verlichn?
g' auf beiden: und gar prächtig
ſt du dich aus Händeln ziehn,
kein Ausweg möglich ſchien.
gſt du noch ſo ſteif den Rücken,
m ein hart Bedrängter fleht:
re nimmer nur das Bücken,
ein Mächt'ger vor dir ſteht!
ne ſchmeicheln, ſtatt zu tadeln!
eichellecke ungeſcheut,
du ſiehſt das Unrecht adeln,
man Schelmen Kränze beut!
ußt du anfangs auch erröthen:
be, dies Gefühl zu tödten,
ein tapfrer, weiſer Mann,
lcher, was er will, auch kann!

Der Delinquent.

O! halt ein mit deinen Lehren!
Nimmer wirst du mich bekehren! —
Brich den Stab nur über mich!

Der Weltweise.

Ei, so hole der Teufel dich!

---

## Dr. Bajors Keller

zu St. André in Ungarn.

(1813.)

Ich sollte jüngst durchwandern
ein Schattenreich, das finster
sich plötzlich vor mir aufthat;
doch, ohne mich zu sträuben,
gehorcht' ich fromm dem Winke
des Königs dieses Reichs.

Zurück noch einmal schaut' ich,
und seufzte tief im Herzen:
„Ade, du schöne Erde,
„mit deinen grünen Reben,

nd bunten, duft'gen Blumen,
nd ſilberhellen Strömen!
Ade, du goldne Sonne,
nit deinen warmen Strahlen!
Nun bald von euch geſchieden,
vie traurig werd' ich ſeyn!" —

Es that ſich auf die Erde
r meinem großen Führer!
ch folgt' ihm auf dem Fuße,
it kindlichem Gehorſam;
ch ſchwacher Kerzenſchimmer
ndämmerte nur ſpärlich
e ſchauerliche Bahn.

„Ach!" ſeufzt' ich — „Schooß der Erde,
vie biſt du kalt und traurig!
Welch eine dumpfe Stille!
Wie freudenlos dem Wandrer
ſt ſolch ein düſterer Pfad!"

Und vorwärts mußt' ich ſchreiten,
rch lange, lange Reihen
n ſtummen Ungeſtalten,
e rechts und links gelagert,

wie Ungeheuer, waren,
im düſtern Kerzenſchein.

„Wer ſeyd ihr?“ fragt' ich ſchüchtern —
„Will Keines mit mir reden?“
Und da ſie trotzig ſchwiegen,
erhob ich mehr die Stimme:
„Was ſind es denn für Geiſter,
„die hier ſo trotzig wohnen?
„Sind's böſe, oder gute?
„Und — leben ſie den Herrn?“

Da ſchlug mit ſeinem Stabe,
wie Moſes an den Felſen,
der Herr an eine Tonne;
und mir entgegen wehte
der ſchönſte Nebengeiſt!

„Ei!“ rief ich — „großer Bajor!
„du biſt mir mehr, als Moſes;
„denn Wein iſt mehr, als Waſſer,
„erfreut das Herz des Menſchen,
„und labt ihn zehnfach ſchöner,
„als Waſſer es vermag!“

Und ſieh, die Ungeſtalten
verwandelten ſich alle,
beim hellern Kerzenſchimmer,
in Tonnen, lauter Tonnen!
Und als der mächt'ge Bajer,
nach dieſer oder jener,
mit ſeinem Stabe winkte:
da rannen, Ungarn preiſend,
ſo roth' als weiße Weine,
mir Durſtigem entgegen,
der ſich mit allem Trinken
nur immer durſt'ger trank.

Da jauchzt' ich: „Heil dir, Bajer!
„du edler Freudenſpender!
„du würdigſter der Prieſter
„des Bacchus! Welch ein Tempel
„iſt dieſer Keller ihm!“

Und ſiehe! hoch und höher
erhoben ſich im Kreiſe
die alten, finſtern Hallen!
Sie wurden goldne Kuppeln
auf diamantnen Säulen,

mit Roſen ſchön umwunden!
Und tauſend bunte Lichter
durchzitterten den Tempel,
und drehten ſich, als Sonnen
in immer trunknerm Wirbel,
zu einem Flammenmeere,
aus dem, in Jubeltönen,
„Evoe, Bajer!“ ſcholl.

Und meine Seele ſchwebte,
durch Zauber losgebunden
vom niedern Druck des Lebens,
mit leichten, bunten Flügeln,
hinauf in einen Himmel,
wo jeder Ton zum Jauchzen,
wo jedes Wort zur Hymne,
der Wein zu lauter Nektar,
der Menſch zum Halbgott ward! —

Vergeſſen war die Erde
mit ihren grünen Reben,
und bunten, duft'gen Blumen,
und ſilberhellen Strömen!
Vergeſſen war die Sonne

it ihren warmen Strahlen!
n dieſem Himmelreiche
goß ſich Saft der Reben
Gold- und Purpur-Strömen,
e Blum' an Duft beſchämend,
id Geiſt und Herz durchglühend,
ie keine Sonn' es kann!

O, Bajer! großer Bajer!
frommer Tempelhüter!
edler Freudenſpender!
tauſendmal geprieſen
tauſend Jubelliedern!
nd ſinkt, hinab mich winkend,
nft meine Lebensfackel:
führe du, zum Abſchied,
mit ich fröhlich ende,
rch deine Tempelhallen
m Orkus mich hinab!

## Staberle, der Patriot.

(1813.)

Nur nicht gefoppt, mein Herr Soldat:
ſonſt werd' ich endlich deſperat!
Zu Felde ziehen kann doch wahrlich
auf einmal nicht die ganze Welt,
beſonders wenn ein wenig ſparrlich
die Beine einem ſind geſtellt.
Zu Hauſe bleiben, iſt oft weiſer,
als mit zu laufen in die Schlacht.
Nicht ſterben, ſondern, wohlbedacht,
recht leben will ich für den Kaiſer!
Drum, nicht gefoppt, mein Herr Soldat:
ſonſt werd' ich endlich deſperat!

Gewiß! Ich bin bis in den Tod,
ſo gut, wie er, ein Patriot!
Mit Jedem kann ich dreiſt mich meſſen,
der für den Kaiſer zog in's Feld!
Zwölf Schüſſeln hab' ich jüngſt gegeſſen,
beim Feſtmahl, für mein ſchönes Geld!
Und Vivat hab' ich mit geſchrieen,
ſo laut, als Einer ſchreien mag!

Es war des Kaiſer Namenstag:
da ſcheut' ich Koſten nicht und Mühen,
und war, auf Leben und auf Tod,
mit Leib und Seel' ein Patriot!

Ich hab' mein eignes Heldenthum!
Ich hab' mich oft bedeckt mit Ruhm!
Stets hab' ich tapfer mitgefeuert
auf unſrer braven Krieger Glück,
und ohne Schmuggelei verſteuert
ſind meine Fäſſer, Stück für Stück.
Schon viele hab' ich ausgetrunken
für Kaiſer und für Vaterland!
bin, mit dem Glaſe in der Hand,
wie oft ſchon unter'n Tiſch geſunken!
Das nenn' ich mir ein Heldenthum,
wenn man ſich ſo bedeckt mit Ruhm!

---

## Der Uebermüthige.
(1815.)

Ein Held, den Federkiel und Meißel
verherrlichten zu ſeiner Zeit,

ſchwang ſeine blutbefleckte Geißel
ſtets wild und wilder, weit und breit.
Mit ſeiner Kraft und ſeinem Glücke
wuchs ſein Deſpoten-Ungeſtüm!
Die Meiſten fluchten ſeiner Tücke,
und Alle zitterten vor ihm.

Denn nebenbei gab's viele Affen,
die wollten auch gefürchtet ſeyn,
und griffen zu Deſpoten-Waffen;
doch blieben ſie verlacht und klein.
Es wäre Mancher gern geworden,
was jener Lautverfluchte war,
um, wenn auch grade nicht zu morden,
doch um zu geißeln, als Barbar.
Und Einer bat den Gott der Götter
in ſeines Dünkels Uebermuth:
„Gieb deinen Blitz mir, um die Spötter
„zu treffen mit der Rache Gluth!“

Doch Zeus, der ſelbſt ſich umgeſchaffen
einmal in einen ſchönen Schwan,
verwandelte den Herrſcheraffen
in einen trotz'gen Puterhahn.

Der ſpreizt nun mächtig Schwanz und Flügel,
bläht dick die bunte Naſe auf,
läßt haudernd ſeinem Zorn die Zügel,
doch — Jeder lacht, und giebt nichts drauf. —

Dies Beiſpiel nehme ſich zur Lehre
ſo mancher kleine Renommiſt,
der gar zu gern ein großer wäre,
und doch ein großer Narr nur iſt!
Auch Luchs, der ſeinen Puterbraten
mit wicht'ger Miene noch verzehrt,
wär', wegen mancher Wort' und Thaten,
wohl einer Truthahnnaſe werth.

---

## Zu einer Säkularfeier,

von S. v. D. zu ſingen.

(1816.)

Nicht ſing' ich goldne Hochzeitfeier,
nicht funfzigjähr'gen Ehrenſtand;

zu hehrem Lied' ertönt die Leyer
in meiner froh bewegten Hand!

Ein Greis, der volle hundert Jahre
mit Ehr' auf ſeiner Stelle ſteht,
und, ohne falſche Zähn' und Haare,
die Krück' und ſelbſt den Stock verſchmäht!

Ein Greis, der nie an Rheumatismen,
an Zipperlein und Krämpfen litt,
und, unbekümmert um Sophismen,
mit Kant und Schelling niemals ſtritt!

Ein Greis, der ſtets die ſchöne Tugend
der ſtillen Häuslichkeit geübt,
und dem kein Rückblick in die Jugend
mit Reu' und Schaam den Sinn betrübt!

Ein Greis, der nie ein Sklav' der Mode,
verſchmähend eitle, äußre Pracht,
beſcheidentlich ſich bis zum Tode
behilft mit ſeiner alten Tracht!

Dabei von altem Schrot und Korne
ein Freund, wie wenig Freunde ſind,
ſo ſehr von hinten, wie von vorne,
für fremde Fehler taub und blind!

Ein Freund, der ſeinen Freunden nimmer
n Dankes willen wohlgethan,
n gleich bereit zum Wohlthun immer
e Hohen, wie die Niedern, ſahn!

Der, ob er oft auch kalt erſchienen,
ch ſchnell erglüht, ſobald es gilt,
n Hülfsbedürftigen zu dienen,
t Troſt, der ſeiner Bruſt entquillt!

Und weil er nie mit wildem Triebe
Anſtands Schranken überſchritt:
theilt die unbefangne Liebe
ihm auch ohne Rückhalt mit.

Im Stillen ward der fromme Buhle
manche fromme Bruſt gedrückt,
n nimmer ſchwatzt er aus der Schule,
fodert nie, was ihn beglückt! —

Wer ſollte ſolch Verdienſt nicht ehren,
wär' es hundert Jahr' auch alt!
will die Spötter ſchnell bekehren,
kämen ſie auch noch ſo kalt.

Ich halte mich mit deutſcher Treue
meinen greiſen Freund! denn wißt,

daß wärmender, als alle neue,
mein hundertjähriger Ofen iſt.

---

## Jubelruf,

### als, der Reimerei zum Behuf, Herr Syntax ein Lexikon ſchuf.

(1825.)

Freut euch, ſtümpernde Poeten,
denen es, bei Reimesnöthen,
oft im Kopfe lag, wie Blei!
Iſt auch eure Dichtung ledern:
kau't ihr doch hinfort die Federn
nicht mehr ob des Reim's entzwei!

Wie man mit den Dampfmaſchinen
aus den Gold- und Silberminen
leicht jetzt ſchwere Erze bringt:
ſo auch, mit dem Reimregiſter,
jetzt der trockenſte Philiſter
Verſe hämmert, daß es klingt.

Halb im Wachen, halb im Schlafe,
wiederkäuend, wie die Schafe,
— nehmt ihr Herrn Syntax zur Hand —
könnt ihr Klopstock jetzt verlachen,
der sich auf das Reimemachen
mehr kaum als Homer verstand.

Nur sechs Thaler soll es kosten!
Laßt sie nicht im Kasten rosten!
Opfert sie dem Reim-Syntax!
Ihrer Sieben, legt zusammen —
Kutscher, Lohnbedient' und Ammen —
subscribirt für Sechse stracks!

Du selbst, mit dem schweren Kopfe,
thronend über'm dicken Kropfe,
fest vernagelter Cretin:
mit Syntax — wer darf dir's wehren? —
kannst auch du es jetzt vermehren,
am Parnasse, das Gedräng'!

Jede Gans von Kammerkätzchen
schreibt nun reimend an ihr Schätzchen;
Reime krächzt Xantippens Zank;
und der Tröschke Lenz-Reagen

ist ein Reim nun auf Syntaxen,
für sein Lexiken, als Dank.

---

## Bettelwesen.
(1826.)

Schrei'n verwaiſ'te, arme Kinder
um ein Hemd, um Holz, um Brodt:
nur ein hartverſteinter Sünder
hülfe nicht in ſolcher Noth!

Heischt des Armen Krankheitsleiden
einen Becher Labewein:
o, wer wollte nicht mit Freuden
seine beſte Flaſch' ihm weih'n!

Krieger mit dem Bettelſtabe! —
Wen empört ihr Anblick nicht! —
gern doch opfert ſeine Gabe
Jeder im Gefühl der Pflicht.

So bei abgebrannten Hütten,
ſo bei grauſer Waſſersnoth,

mag man für die Dürft'gen bitten,
nach des Herzens Machtgebot. —

Aber hör' ich Bettelkarren,
von der Eitelkeit geführt,
noch ſo edelſinnig knarren:
bleib' ich ewig ungerührt.

Immer öfter, immer dreiſter,
wie man täglich ſehen kann,
hängen winzig kleine Geiſter
ſich an große Geiſter an.

Um ſich ſelber mit zu nennen,
ruft man große Namen aus,
lehrt ſein kleines Nämchen kennen
weit noch hinter'm Nachbarhaus.

Glänzendes Verdienſt zu ehren,
ſchreit Herr Pfiff, ſey Chriſtenpflicht;
und, der Sonne Glanz zu mehren,
ſteckt er an ſein Stümpfchen Licht.

Quentchen bettelt man um Quentchen
jahrelang, in Stadt und Land,
aufzubau'n ein Monumentchen,
für Verdienſte, längſt erkannt! —

Die, durch hohe Wort' und Thaten,
für das menſchliche Geſchlecht
ausgeſtreut die reichſten Saaten,
ſchwört man ſo in's Armenrecht!

Deren götterhohe Stirnen
ew'ge Kränze längſt umwehn,
müſſen noch im Himmel zürnen,
ſehn ſie ſelch ein Bettelngehn!

---

## An den Teufel.
### (1798 und 1830.)

Wie wird der Teufel hier und dort
geſchimpft Jahr aus Jahr ein!
Doch ich, ich will ihm, Wort für Wort,
dies Lobgedicht hier weih'n.

Zwar hat er einen Pferdefuß,
und einen langen Schwanz,
hat Hörner, und iſt ſchwarz, wie Ruß,
und haßt des Himmels Glanz;

Doch was iſt's weiter? Bock, und Pferd,
auch, mit dem langen Ohr,
der Eſel ſelbſt, iſt ehrenwerth,
und ſchwarz iſt jeder Mohr.

Und daß der Glanz des Himmels nicht
nach ſeinem Guſto iſt —
nun, lieber Gott, der arme Wicht,
er iſt ja auch kein Chriſt.

Es wollen ſelbſt der Chriſten viel
nicht in des Himmels Saal,
und ziehn es vor, für Tanz und Spiel
zu endten Höllenqual.

Auch mag es mit der Hölle ſo
gewaltig ſchlimm nicht ſeyn;
es gehn, in dulci jubilo,
ſo Viele ja hinein. —

Viel Schlimmes ward dem alten Herrn
von jeher nachgeſagt;
die Kleinen haben immer gern
die Großen angeklagt.

Im Paradieſe freilich trieb
er arge Schelmerei!

Doch halt' er das für keinen Hieb!
Es iſt ja längſt verheilt.

Und was er Hieb angethan
für Schimpf und Schabernack,
geht weder mich, den Chriſten, an,
noch meinen Tudelſack.

Beſeſſen freilich iſt noch jetzt
von ihm manch Chriſtenkind,
doch keines fühlt ſich ſehr verletzt,
und weint darob ſich blind.

In tauſend Fällen zeigt er ſich
langmüthigſter Natur.
Wie Viele ſchreien: „Hole mich —!“
Wie Wen'ge holt er nur!

Daß, trotz der alten Teufelsliſt,
von der er nimmer läßt,
doch mit ihm auszukommen iſt,
behaupt' ich ſteif und feſt.

Wie hätt' er ſonſt in Kirch' und Staat
ſtets Freunde ohne Zahl!
Wie ließ' ihn mancher Magiſtrat
ſonſt mit zur Rathsherrn-Wahl!

Wie treulich hilft er Dem und Dem
Geld füllen in den Sack!
macht hohen Häuptern angenehm
oft wahres Lumpenpack!

Was gegen ſeine Exiſtenz
auch Semler disputirt:
auf's neu' iſt ſeine Permanenz
von Andern dekretirt.

Er ſitzt ſo feſt in manchem Kopf,
wie eine Klett' am Kleid:
deshalb auch Quick, der fromme Tropf,
ſo über Semler'n ſchreit.

Und ziert ihn auch kein Ordensſtern:
ſo iſt er doch nicht dumm,
wie mancher — ja, ich nennt' ihn gern,
allein man nimmt mir's krumm.

Wenn er, maskirt als Polignac,
erſt Fürſt und Volk entzweit,
und dann, im neueſten Geſchmack,
des Aufruhrs Saamen ſtreut —

Wenn er ſich, wie ein Jeſuit,
einſchleicht in manchen Kreis,

und jeden unverſchämten Schritt
ſchlau zu bemänteln weiß —

Wenn Frömmler-Wort ihn nur entzückt,
nicht fromm-vernünft'ges Wort:
ſo ſag' ich: Selbſt der Teufel rückt
mit unſern Zeiten fort.

---

## Der Weltverbeſſerer.

(1829.)

Recht hübſch iſt Vieles ausgedacht
beim Schaffen der Welt; allein
hätt' ich, Hans Töffel, ſie mit gemacht:
viel beſſer ſollte ſie ſeyn!

Für's erſte iſt ſie viel zu groß!
Eben auf dem Wege zur Stadt
läuft man beinahe ſich athemlos,
wenn man was Eiliges hat.

Die Berg' und Felſen auf mancher Flur
erſchweren auch das Gehn:

krum ſollte die ganze Erde nur
aus glatten Thälern beſtehn!

Dann, mein' ich, es müßten nicht allein
die Reichen nur ſeyn reich;
die Armen müßten es gleichfalls ſeyn:
ſo wären Alle ſich gleich.

Das Wetter iſt gar zu veränderlich,
ſogar in der Königsſtadt!
ſelbſt machen müßt' es ein Jeder ſich,
ſo wie er es nöthig hat.

Das Ungeziefer und Unkraut macht
dem Menſchen doch lauter Qual!
Warum der Schöpfer ſich das erdacht,
das ſage mir einer einmal!

Auch müßt' es Feuers- und Waſſersnoth
nicht geben auf der Welt!
Doch die ſchlechtſt' Erfindung iſt der Tod,
die auch nicht Einem gefällt!

Das älter und ſchwächer werden kann
auch Jedem nur ſeyn fatal!
Sich luſtig verjüngen müßte man
bei ſteigender Jahre Zahl!

Auch hätt' ich der Ruhetage zwei
für jegliche Woche gemacht,
und, ſtatt der Arbeit, allerlei
Bequemeres mir erdacht.

Dann müßte man Flaſchen ohne Zahl
ſtets haben voll Bier und Wein!
und jeglichen Monat müßt' einmal
Neujahr und Kirmeß ſeyn.

---

## Die böſe Kritik.

(Oktober 1830.)

Horch! wer flüſtert in die Ohren
böſer Worte mir ſo viel?
ſchilt mich einen alten Thoren
mit dem ew'gen Verſchpiel!

Spricht, ich wäre nichts geworden,
als ein Stadt- und Dorf-Poet,
ohne Von und ohne Orden,
Günſtling keiner Majeſtät!

Meint, ich hätte lieber ſollen
Akten ſchreiben, Pillen drehn,
als ein Dichter werden wollen,
ohne recht es zu verſtehn!

Droht mit ſuperfeiner Cliquen
naſerümpfelnder Cenſur,
droht mit witzelnden Kritiken,
hart mich nehmend in die Kur! —

Solches hörend, wär' ich lieber
gleich auf beiden Ohren taub!
Wenig fehlt, daß mich ein Fieber
zittern macht, wie Eſpenlaub!

Doch aus welchem Munde kommen
denn die Worte, die mein Ohr
ſo erſchrocken hat vernommen,
daß ich faſt den Kopf verlor?

Hat die Muſe ſelbſt nicht alle
in die Feder mir diktirt?
Sie, die erſt mich in die Falle
mit dem Verſeln hat geführt?

Spottet jetzt der Dintenkleckſe,
die ich, reimend, mir gemacht;

und ſie ſelbſt doch hat, die Hexe,
in die Dinte mich gebracht!

Doch ich merk' es: Nicht verhöhnen
will ſie mich; — im Voraus ſchon
ſoll mein Ohr ſich nur gewöhnen
an der Kritikaſter Ton.

Habe Dank! Wenn Jobſt und Velten
nun auch ärger noch, als du,
mich und meine Verſe ſchelten:
kenn' ich's ſchon, und lache dazu.

# Dritte Abtheilung.

# Epigrammatiſch.

(Die Seite 205 aus den Jahren 1797 bis 1800.)

## Anerkennung.

Find' ich auch ſein Herz nicht gut:
nenn' ich groß doch ſeinen Kopf;
brauchte einen weitern Hut
nimmer doch ein böſer Tropf.

## Warnung.

Nur einen Kuß verlangt' ich, ach,
in meiner Liebesnoth;
doch täglich ſchmacht' ich nun danach
wie nach dem lieben Brodt!

Drum, Liebesleute, allzumal,
hört, was die Weisheit ſpricht:
„Wer nicht will küſſen tauſendmal,
„der küß' auch einmal nicht!“

## An einen Freund, der einen Brief von ſeiner Geliebten küßte.

Wie ſo rein iſt dein Genuß
gegen Werthers Kniſterkuß *)!
Lotte ſtreute groben Sand
auf's beſchriebene Papier —
ſeiner ſtreut ihn Lilli's Hand
ſchreibend in die Augen dir.

---

## Der beſcheidene Held.

Wie geizt Centurio mit ſeiner Heldenkraft,
ſo viel auch überall ihm Ruhm und Ehre winken;
doch was er einmal treibt, das treibt er meiſter-
haft,
zum Beiſpiel: fluchen — prahlen — trinken.

---

*) In Werthers Leiden befindet ſich eine Stelle, wo Werther klagt, daß es ihm zwiſchen den Zähnen gekniſtert habe, als er ein Billet von Lotten an die Lippen drückte.

## Das Epigramm.

Hans Duns verlangt von mir — e, lacht,
ihr Muſen, lacht! —
auf Lieb' und Eh' ein Epigramm;
er, der das bitterſte darauf ſchon ſelbſt gemacht:
er ward ja Edith's Bräutigam!

---

## Der Held im Trauerſpiel.

So kräftig wüthete und ſchrie
nicht Roland und nicht König Saul!
O klatſcht, mit gleicher Energie,
e klatſcht — den Helden doch auf's Maul!

---

## Verſprechen.

Zürne nicht, daß Veit ſein Wort gebrochen!
Als er ſich zum Gatten dir verſprach,

neſ er längſt ſchon einer Andern nach!
Alſo hat er wohl ſich nur verſprechen,
als er ſich mit dir verſprach.

---

## Dindonette.

Ich wagt' ein einz'ges mal den Hohn,
um Küſſen ſie zu unterbrechen!
Ihr ſüßer Mund begann zu ſprechen:
und — meine Liebe war entflohn!

---

## Relative Größe.

Er, den man da und dort ſo klein geachtet hat,
iſt jetzt der größte Mann in ſeiner Vaterſtadt.
Verbrennt einmal das Neſt, ſo ſchreib' ich in den Schutt:
Hier ſtand ein geiſtig Liliput.

---

## Seufzer eines gottlosen Ehemanns.

Ich vergeß viel Schmerzenstränen
unter Amors scharfem Pfeile.
Hymen schloß die offne Wunde;
doch mit ewig offnem Munde
muß ich nun vor Langeweile,
mich bei ihm zu Tode gähnen.

---

## An einen freigebigen Autor.

Gut! Setze nach und nach das Bücherbrett mir voll!
nur fodre nicht, daß ich davon was lesen soll!

---

## An einen Dichter.

Von allen deinen Poesieen
geb' ich dem Epigramm den Preis;
es ist — drum wag' ich's vorzuziehen —
das kürzeste, so viel ich weiß.

---

## Der Uebel Urſprung.

Im Weibe nicht, im Manne nur
ſuch' aller Uebel erſte Spur;
denn ſchuf nicht Gott aus Adams Leib
— o Meiſterſtück! — das erſte Weib?

---

## Der junge galante Kaufmann.

Der luſt'ge Bruder hält ſich gern
vom Schreiben und vom Rechnen fern:
bei Venus ſucht' er drum ſein Glück! —
Sie ſchickt ihn zum Merkur zurück!
Von dem verſchluckt er nun im Stillen,
bald ruinirt ſchon, viele Pillen!

---

## Diſtichen.

### Der ehrliche Star.

Star iſt ehrlich! Nun gut: ſo ſteht mein Beutel ihm offen;
aber mit nichten mein Herz, iſt es nichts weiter mit ihm.

## Duldung.

Tadle nicht ſtreng: ſo wirſt auch du mit Milde getadelt!
Weiſe Duldung empfängt mehr, als ſie giebt, oft zurück.

## Der Unmodiſche.

Schlecht iſt freilich ſein Hut, nicht modiſch die Weſte geſchnitten;
doch deſto beſſer dafür, was unter beiden ſich regt.

## Der Freund.

Hat er Launen manchmal: ſo geh' ich ihm ſtill aus dem Wege.
Kehrt ihm die Laune zurück: neck' ich ihn lachend dafür.

## Die Freundin.

Viele Fehler, nun ja, doch mehr noch Tugenden hat ſie.
Auf der Schaale, die ſinkt, ruhe der richtende Blick!

### Der Todte.

Hätt' er auch öfter gefehlt: doch wär' ihm Alles verziehen!
Hing er nicht liebend an mir? liegt er im Grabe nicht ſchon?

### Der Geſellſchafter.

Wenig ſprach er; allein er wußte ſich nützlich zu machen.
Hat er nicht meiſterhaft immer die Lichter geputzt?

### Leſen und Singen.

Laſſet ihr jemals ein Lied mir, holde Muſen, gelingen:
daß es nur Mancher nicht lieſt! daß es nur Manche nicht ſingt!

### Die Künſtlerin.

Dichtet und kocht ſie auch ſchlecht: ſo kann ſie blühend doch malen,
auf gar häßlichem Grund. Seht, wie die Wangen ihr blühn!

## An Metulla's Gatten.

Neiden will ich dich nicht; doch ſelig muß ich dich preiſen.
Hat nicht den Himmel verdient, wer ſo geduldiglich litt?

## An ein kaltes Brautpaar.

1.

Seyd ihr vom Nordpol her, und bewirthet einander mit Eis nur?
Eis in dem Blicke der Braut! Eis in des Bräutigams Bruſt!

2.

Eis, mit Vanille gemiſcht, manchmal zu naſchen, iſt Labſal;
aber, als tägliches Brodt, ſauer durch Eſſig — o weh!

3.

Oft gerinnet zu Eis ſelbſt ſiedendes Blut in der Ehe!
Denk' ich die eurige mir: ſchaudre ich ſelber vor Froſt!

### Schnelle Liebe.

Einmal ſahſt du ſie nur, und liebſt ſchon zärtlich Naiden;
ſähſt du ſie öfter: wie bald wär's um die Liebe geſchehn!

### Das Publikum an den Schauſpieldichter.

Alle Kabal' iſt beſiegt, und ſchon die Hochzeit beſchloſſen,
Da es am fröhlichſten wird, endeſt du neidiſch das Stük!

### Antwort des Dichters.

Sieh, ſo hab' ich den Ruhm, daß ich nach Hauſe dich ſchike;
mält' ich die Ehe dir noch: liefſt du von ſelber davon.

### Der leſende Dichter.

Welche Wirkung erzeugt dein Leſen der rührenden Dichtung!

Hörſt du nicht ſeufzen? Es ſeufzt deine entſchlummerte Braut!

## Lyrar.

Schärfer, als attiſches Salz, und ſüß, wie lesbiſcher Honig,
iſt, was jegliches Blatt dieſes Scribenten enthält!
Tadelnder Kritiker, komm zu meinem Nachbar, dem Krämer!
Sieh, er wickelte ja Pfeffer und Zucker hinein!

## An den Verfaſſer der Lucinde.

Amor in eigner Perſon hat dir beim Malen geſeſſen;
aber ſaheſt du denn blos die Pudenda von ihm?

## Der Poet und Kritiker in einer Perſon.
(1826.)

So iſt nie ein Poet citirt und geprieſen, als dieſer,

denn, unverdroſſenen Muths, preiſt er, citando, ſich ſelbſt.

## Poeta laureatus.
(1826.)

Auch der Verkannteſte kann nicht dieſen Poeten beneiden,
denn ihm zotteln um's Ohr Kränze von eigner Fabrik.

## Der Zänker.
(1826)

Wenn ſich zu böſer Natur noch miſcht rabuliſtiſche Tücke:
wundre ſich Keiner alsdann ob der verworfnen Moral!

## Der Charakter-Maler.
(1826.)

Hilft der dramatiſche Stoff ihm nicht mehr malen das Böſe:
trat' er zum Spiegel, und treu mal' er das eigene Bild!

## Des Dichtergreises Erfahrung.
(1826.)

Erst abgöttisch gelobt, und dann unwürdig bekritelt!
Krethi und Plethi herbei! Helfet mit pusten und schmähn!

dito.

Schauet, wie Hänschen und Hans den sonst so Gefeierten neken!
Wahrlich, es hilft auch Matz! — Ist denn der Löwe so krank?

---

## Die brittische Politik.
(1827.)

Die Opfer von eurer Politik,
vereinten sie sich, in finsterm Grimme,
einmal mit laut anklagender Stimme,
zu einer gewaltigen Festmusik:
wie Jericho müßte der Himmel erbeben!

Von Suli bis zum Ganges hin —
verſchuldet durch ſchmählichen Krämergewinn —
was würd' es für Klagen und Flüche geben!
Die Feier der brittiſchen Politik,
ſie wäre der Höll' eine Feſtmuſik!

---

## Der Türkenfreund.
(1827.)

Der Türk' iſt Türk', und drum Barbar,
wie vor Jahrhunderten er war,
und mordet drum den Chriſten;
doch daß, zum Hohn der halben Welt,
der Britte Jenen aufrecht hält,
durch Diplomaten-Liſten —
das zeigt: er iſt mit Haut und Haar,
mehr als der Türke noch, Barbar!

---

## ie Maſchinenfeinde.
(1830.)

av! Zerſtört die ſchnellen Preſſen!
t Mühle, Egg' und Pflug!
dam war ſo klug,
ſich ſatt zu eſſen —
nd Unrecht einerlei —
lles ſchlagt entzwei.

---

## Was zu thun?
(1830.)

ßt Paläſt' und Kirchen ein,
ut, mit Blitzesſchnelle,
n ihre Stelle
dlams, feſt von Stein!
— hört der Frömmler Schrein! —
— ſchaut die Aufruhr-Horden! —
opa toll geworden?!

---

## Anhang zur alten Litanei.
(1830.)

Daß Kirch' und Staat nicht werd' zu Spott,
erlöſ' uns, lieber Herre Gott,
von jeſuit'ſcher Pfafferei
und dummer, tück'ſcher Frömmelei,
von ſchlecht geleiteter Miliz,
und wüthig blinder Volksjuſtiz!

## Vierte Abtheilung.

# Räthsel und Charaden.

1.

## Doppelräthſel.

(1796.)

Ein Mädchen ſaß am Weg' und weinte.
Was weinſt du, Mädchen?" fragt' ich ſie.
h," ſprach ſie (und den Ton vergeß' ich nie)
, der ſo gut es mit mir meinte,
ein Bräutigam iſt mir entflohn!
winkten feſte, ſüße Bande
Altar unſrer Liebe ſchon,
, da —"

„Pfui!" rief ich, „pfui der Schande!
rgiß den falſchen Böſewicht!" —
in," ſprach ſie, und ihr Blick entbrannte,
n, lieber Fremdling, ſchilt ihn nicht!
ſehr er auch mein Herz gekränkt:
' ich doch Keinen ſo auf Erden.

„Wir ſollten Mann und Frau ſchon werden;
„mein Vater hatt' ihm Geld geſchenkt,
„um einen Gaſthof anzukaufen;
„er ſollte Wirth, ich ſollte Wirthin ſeyn;
„er war, im Morgenſonnenſchein,
„deswegen nach der Stadt gelaufen —
„da holt' ich ſchnell die ſtrenge Mutter ein,
„ihr eine alte Schuld zu zahlen.
„Ihr Knecht führt', unter tauſend Qualen,
„ihn in ein wohlfeil ſchlechtes Haus,
„und hielt und ließ ihn nicht heraus!
„Das hört' ich von dem Gärtnermädchen,
„und rannte eilig nach dem Städtchen.
„Man wies ein kleines Häuschen mir;
„ein Nachbar öffnete die Thür':
„da ward ich aber noch betrübter,
„denn, ach! mein Bräut'gam ſah mich nicht mehr an!
„O, rief ich weinend, mein Geliebter!
„was hat dein Mädchen dir gethan? —
„Ich wollte ohne Prieſterſegen,
„mich zu ihm auf das Lager legen,
„allein der Nachbar warf im Nu

nit finſterm Blick die Thüre zu.
Betäubt ſank ich zur Erde nieder!
Auf meiner Zung' erſtarb das Wort!
Man hob mich auf, man trug mich fort,
und nie ſah ich das Häuschen wieder!
Noch immer wohnt mein Trauter drin,
hat viel Beſuch von ſchlechten Gäſten,
die ſich auf ſeine Koſten mäſten,
denn Alles zieht er zechfrei hin."

„Iſt's möglich, Mädchen?" rief ich aus,
und ſollt' ich viele Meilen gehen:
den tollen Gaſtwirth muß ich ſehen!
Ich ſuch' es auf, ſein kleines Haus;
nur bitt' ich, liebes Mädchen, leite
mich auf den Pfad, wo ich es finden kann."

Sie ſenkte leiſ' ihr Haupt zur Seite,
nd ſah mich ſchmerzlich lächelnd an.
ann ſprach ſie ſeufzend: „Geh' nur grade
nach jenem kleinen Städtchen dort,
auf dieſem ſchmalen, ſtillen Pfade,
bis an die weiße Mauer fort!
Kannſt du das Häuschen auch nicht ſehen:

„ſo wird dir doch manch Fähnelein,
„ſo weich wie Seide, zart und klein,
„von ſeinem Dach' als Zierd' entgegen wehen.
„O geh', und hole mir eins her!
„Ich pflege täglich eins zu holen;
„das heut'ge hab' ich nur nicht mehr;
„mein Lämmchen hat es mir geſtohlen!"

Ich nenne nichts, weil mir's zu ſchmerzlich iſt.
Mit einem Worte kannſt du Haus und Fähnchen ſchreiben;
das eine Wort wird immer Beides bleiben,
wenn man's nur vorwärts, oder rückwärts lieſ't.

---

2.

## Charade. Drei Sylben.
(1797.)

Der du ſo willig manche Laſt
in ſturmerfüllten Mitternächten,
wenn Andre ſchliefen oder zechten,

mit Sorg' und Müh' getragen haſt,
des Glückes Launen zu verbeſſern,
das mit ſo ungerechter Schaale weg,
wenn es — verſchwenderiſch in Schlöſſern —
um ſeine goldnen Gaben dich betreg;
der du, mit hundert Hindernissen ſtreitend,
ſo manchen Riegel muthig brachſt,
doch ſtets das Ohr des Horchers meidend,
nach deiner Thaten Ruhm nichts fragſt —
wenn endlich am gerechten Throne
der Schleier deiner Thaten ſinkt,
und dir, zu nie geſuchtem Lohne,
ein richtender Vergelter winkt:
wie wird man fahren, laufen, reiten,
auf deiner letzten Pilgerbahn
mit Angſt und Freude dich hinan
zu deinem Tempel zu begleiten!

Wie er im Morgenſonnenſtrahl,
mit ſeinen immer offnen Pforten
nach Oſten, Süden, Weſten, Norden,
herab vom Hügel ſchaut in's Thal!
An grauen Säulen hängt das Bild

von manchem, unbelohntem Helden,
als wohlverdientes Ehrenſchild,
ſein Thatenheer der Welt zu melden!
Und höher wölbt ſich, als zu Rom
die Kuppel in Sanct Peters Dom,
ſein ſtolzes Dach, beſä't mit Sternenheeren,
die hohe Wiſſenſchaft der Magier zu lehren.

Sieh, ſtill empfängt dich eine Schaar
von Prieſtern, willig dir zu dienen;
ſchon ordnen ſie dein eingeweihtes Haar!
O zaudre nicht! geh, folge ihnen,
mit frommem, ſchweigendem Vertraun!
Bald wirſt du höher dich in lichtern Sphären
fühlen;
bald wird ein Engel deine Wangen kühlen;
und ſchweigend wirſt du auf uns niederſchaun.

Zwei Sylben nennen jenen Tempel;
die dritte nennt das Zauberband,
an dem dich eine höh're Hand,
zum hehen, leuchtenden Exempel,
entwindet allem Erdentand.

Bis wir im Tempel dich Geweihten grüßen können:
laß würdig unterdeß dich mit dem Ganzen nennen!

---

3.

## Räthſel.

(1798.)

Ein Thierchen, das uns oft erſchreckt,
das uns — o großer Jammer! —
noch in der allerfernſten Kammer,
im Finſtern, ungeahndet neckt —
das ſich im ſchönſten Blumenſtengel
zerſtörend oft verſteckt —
ihr macht es gleich zum halben Engel,
ſobald ihr ihm die Ehre gönnt,
und es recht fein und niedlich nennt.

---

4.

## Räthſel.

(1799.)

Nanettens Oheim kam zurück
von ſeiner langen Reiſe.
Johann empfängt ihn, wünſcht ihm Glück,
und ſpaßt nach ſeiner Weiſe.
Allein Herr Haſtig unterbricht
ihn ſchnell mit zwanzig Fragen,
und hört mit Wohlbehagen,
ſein Nichtchen hab' ein Angeſicht,
ſo ſchön, daß auch der Neid es nicht
zu tadeln könne wagen.

„Ei, ſieh doch, wie beredt du biſt!
„Nur Eins noch möcht' ich hören:
„weiß Nettchen ſchon, wie ſchön ſie iſt?" —

„Das kann ich, als ein frommer Chriſt,"
verſetzt Johann — „beſchwören.
„Zwar iſt ſie noch ein junges Blut,
„doch dieſes weiß ſie ſchon recht gut."

Herr Haſtig zieht die Stirn zuſammen;
aus ſeinen Augen blitzen Flammen.

„Zum Henker! konnte denn mein Weib
„ihr keinen beſſern Zeitvertreib,
„als den von ſchmeichleriſchen Laffen,
„die nichts als Weihrauch ſtreun, verſchaffen?“ —

„Befehlt, Herr Haſtig!“ ſpricht Johann;
„Madam wies Jeden aus dem Hauſe,
„der zu des Nichtchens Ohrenſchmauſe
„das kleinſte Schmeichelwort begann.
„Nur Einer richtet Unheil an!
„Doch Der iſt einmal in dem Hauſe,
„wird als Vertrauter angeſehn;
„Madam — das ſag' ich ungelogen —
„iſt ſelber ihm nicht ungewogen,
„und läßt es ungeſtraft geſchehn,
„daß er dem eiteln Nichtchen ſchmeichelt,
„wenn dieſe mit ihm koſ't und äugelt,
„und ihr von jedes Band beſträgt,
„das ſie an Kopf und Buſen trägt.“

Herr Haſtig beißt vor innerm Grimme,
und ſagt, mit halb erſtickter Stimme:
„So eil', und wirf den Schurken gleich
„hinaus zum Fenſter in den Teich!“

Er faßt den Stock, um auszuholen!
Mit Angſt und Zittern eilt Johann
die Wendeltreppe ſchnell hinan,
und thut, was ihm ſein Herr befohlen. —

Indeß tritt Nanchen in das Haus.
Sie hat von weitem ſchon vernommen,
der Oheim ſey zurückgekommen.
Ihr kleines Herz drückt Jubel aus.
Zum Freunde will ſie nur erſt eilen,
ihm ihre Freude mitzutheilen —
allein wo iſt der Theure hin? —

Sie klagt, mit heißgerungnen Händen,
ihr Mißgeſchick den ſtummen Wänden,
und hört, mit halb verwirrtem Sinn,
die böſe, ſchreckliche Geſchichte!

Der Oheim kommt und ruft: „Ich bin
„der Feind des Schmeichlers meiner Nichte!“
Da eilt Nanette, blaß und bleich,
hinunter an den Unglücksteich,
um ihrem Freunde nachzuſtürzen,
und ihren Jammer zu verkürzen.
Sie ſchwankt und ſinkt — und faßt den Muth,

ſich dicht an's Ufer hinzulegen,
und — lacht des Oheims ſtrenger Hut,
denn ſchmeichelnd hält die klare Fluth
ihr einen andern Freund entgegen.

---

5.

## Räthſel.

(1800.)

Schmutzig bin ich bei des Landmanns Hütte,
edle Mädchen ſammeln gern mich um ſich her,
bei den Fürſten üb' ich ſteife Sitte,
oft nehm' ich den Mond in meine Mitte;
aber wie verſchämt in ſeinem Putz iſt der!

---

6.

## Räthſel.

(1806.)

Du kannſt an Höfen mich, du kannſt zu manchen Stunden,

in deinem Höfchen ſelbſt mich ſehn in großer
Zahl;
nicht ſelten werd' ich auch in tiefer See gefunden;
doch durch mich ſelber nur ſiehſt du mich jedes
Mal.

---

7.

## Räthſel.

(1806.)

Im ſchönſten Schmucke geht aus wie
Perlen ein leichtes Frühlingskind;
in deinem Frühling war ich dir,
was Kinder oft den Müttern ſind.

---

8.

## Räthſel.

(1806.)

Das ungeborne Kindlein zwar
braucht noch meiner nicht;

doch kaum erblickt's das Tageslicht:
so braucht's mich immerdar.
Ich helf' ihm leben und gedeihn,
denn meistens bin ich gut;
ich helf' ihm herrschen, helf' ihm schrei'n,
und laß es nirgends, nie allein,
selbst wenn's in Federn ruht.
Drum holet mich auch Jedermann,
er sey arm oder reich;
und wer mich nicht mehr holen kann,
den holt der Teufel gleich.

---

## 9.

## Nächtlich.

## (1806.)

Was mir fehlt? — O laßt's euch klagen!
Für des schönsten Mädchens Brust
wollt' ich jüngst, voll Diebeslust,
einen Schmuck zu rauben wagen;
doch ich hatt' ihn kaum entwandt,

als ich, von des Nachbars Hand
grausam in's Gesicht geschlagen,
schon dafür die Strafe empfand.
Meiner Hand entsank die Beute;
und zum traurigen Ersatz
für den schnell verlornen Schatz,
glüht ein Denkmal mir noch heute
auf der Wange, wie Rubin!
Ob ich wache, ob ich schlafe,
fühl' ich schmerzlich diese Strafe
mir durch alle Nerven ziehn!
Doch in jeglicher Secunde
malent sie mich, mit lautem Ruf,
an des Herzens süße Wunde,
und das Schönste, was im Bunde
Aera mit Cythere schuf;
denn es werden meine Schmerzen,
und der Schmuck, den ich entwand
und die Schön' in meinem Herzen
durch dasselbe Wort genannt.
Das versüßt mir meine Schmerzen

10.

## Räthsel.

(1807.)

Ich brauch' aus meinem alten Bette
den ganzen Tag nicht aufzustehn,
und kann mit dir doch, um die Wette
wohl mehr, als hundert Meilen, gehn.
Ich kann von Land zu Land dich tragen,
auf manchem, riesenhaftem Arm,
wo keine Wohnung mancher Schwarm
von frommen Gästen aufgeschlagen.
Und will ich dich ein wenig plagen:
so fahr' ich schnell in deinen Arm,
und fessle, wie mit einer Kette,
dich an dein weiches, warmes Bette.
Doch drückt dich gar zu tiefer Schmerz:
so komm in meins! Es haben Grafen
und Fürsten schon darin geschlafen;
es heilt gewiß dein krankes Herz.

---

11.

## Räthſel.

(1807.)

Den größten, frechſten Böſewicht,
dem Lieb' und Mitleid nicht im kalten Herzen
wohnen,
zu dem umſonſt die Tugend ſpricht,
den das zertrümmerte Geſchick von Millionen,
den weder Fluch noch Thräne rührt —
Eins kann ihn endlich doch wohl rühren!
Dann wird man auch bei ihm, daß er ein Menſch
war, ſpüren,
bei ihm, bei dem man ſonſt nichts Menſchliches
geſpürt.

---

12.

## Charade. Drei Sylben.

(1811.)

Mein Ganzes hat die erſten beiden
gern überall, bekommt ſie oft
von Dem und Jenem unverhofft,

und trägt ſie hoch und unbeſcheiden,
weil gänzlich ihm der Schatz gebricht,
um den wir Sokrates beneiden,
und den — beinahe zu beſcheiden —
nur halb die dritte Sylb' ausſpricht.
Meint ihr, es kränke ſich darüber?
O ſolchen Schatz entbehrt es gern!
dafür verdient es, nah und fern,
ſich für die erſten manchen Stüber.

---

13.

## Räthſel.

(1811.)

Ich armer, unglückſel'ger Schelm!
Ich aß und trank, ich ſchlief und wachte
mit Waffen, Panzerhemd und Helm;
da kam ein Petrus, eh' ich's dachte,
und ſtörte meiner Freiheit Glück,
ſo gut ich auch mich zog zurück!
Man ſchlug mich freilich nicht in Feſſeln,
allein Gefangner bleib' ich doch!

man warf mich auf ein Bett von Neſſeln,
wo Alles durch einander kroch.
Für eines Feſtes luſt'ge Stunde,
ward ich nun leider auserwählt
zum Ritter einer Tafelrunde,
und gleichen Rittern zugezählt.
Geblendet nie von eines Ruhmes
betrüglich hellem Irrlichtſchein,
ach! mußt' ich doch des Märtyrthumes
grauſamſten Tode ſelbſt mich weihn,
und mit unſäglich heißen Qualen
für unverlangten Purpur zahlen!
Mit meiner eignen Waffe ſchnitt
die Parze ab den Lebensfaden;
allein es zehren keine Maden
an meinem armen Leichnam mit.
Du ſuchſt umſonſt nach meinem Herzen;
doch ſchauſt du recht in mich hinein:
ſo triffſt du wohl auf einen Stein;
nur meine nicht, daß ich für Schmerzen
drum müſſe unempfindlich ſeyn.

14.

## Räthſel.

(1811.)

Auch nicht des kleinſten Conſonanten
hält Deutſchland — undankbar — mich werth;
doch bin ich wichtig für den Heerd
des Fürſten, wie des Schloßtrabanten.

Sprengt innre Kraft ſich auf das Thor:
ſo geht ein ſchönes, freies Leben
gar wunderbar aus mir hervor,
in Luft, in Waſſer hinzuſchweben.

---

15.

## Charade. Zwei Sylben.

(1812.)

Oft treibt man ſcherzend hier und dort
mit meinem Erſten manches Spiel,
indem mein Zweites ſich zum Ziel
des Wegs nimmt ein kleines Wort.
Das Ganze nekt ſo eben dich.

Du ſinnſt doch nicht darüber nach?
Greif noch ſo fallch: ſo greifſt du doch
Ein Erſtes ſicherlich.

---

16.

## Charade. Zwei Sylben.

Mein Erſtes brechen viele Leute
weit lieber, als ein Bein!
Das Zweite bringt bald gute Beute,
bald Luſt, bald Aerger ein!
Das Ganze ſoll, zum Scherz, auch heute
hiemit getrieben ſeyn!

---

17.

## Doppel-Räthſel.

(1812.)

Ein hübſches Mädchen kam gegangen,
und hielt Amynten Blumen hin;
da ſtieg das Blut ihm in die Wangen,
und trüb' umwölkte ſich ſein Sinn.

„Was ist ihm?“ hört' ich Manchen fragen,
„der luft'ge Junggesell Ammyt
„ist plötzlich auf den Mund geschlagen
„durch Blumen und ein schönes Kind?“
„Nicht durch die Blumen!“ seufzt' er leise,
„allein das Ding, woraus sie mich
„umduften, macht im frohsten Kreise
„mich plötzlich still und ärgerlich.
„Um das, um das bat ich Armiden,
„woran so zierlich jenes hing;
„doch sie, zerstörend meinen Frieden,
„gab mir das unverlangte Ding.“

---

18.

## Doppel-Räthsel.

(1812.)

Es nennet dir ein fremdes Wort
die kunstgerechten Melodieen,
die Einen nach dem Andern fort
in einen Kreis von Tönen ziehen.
Ein einz'ger Laut hinzugethan:
und horch! es donnert ein Vulkan,

der, ſelbſt im Jubel, kann erſchrecken,
im Zorne ſchnell zu Boden ſtrecken.

---

19.

## Charade. Drei Sylben.

(1812.)

Mein Erſtes horcht nach allen Seiten,
hört, was es irgend hören kann,
und wären's auch Erbärmlichkeiten,
die Dummheit oder Stolz erſann;
doch nie erwiedert es ein Wörtchen
aus ſeinem immer offnen Pförtchen.

So ſüß das Zweit' und Dritt' au
ſchmeckt,
ſo bitter wird das Ganz' empfunden.
Drum hat es Mancher, ſchmach-bedeckt,
im Zorn gerächt durch Todeswunden.

---

20.

## Charade. Drei Sylben.

(1812.)

Wer nie mein Erſtes halten kann,
verdient das Zweit' und Dritt' als Ehren-
zeichen;
auch kann er wohlfeil dann und wann
das Ganz' als Ehrenſold erreichen.

---

21.

## Räthſel.

(1812.)

Ich trage manche ſchwere Laſt,
doch ſchwerer bin ich oft zu tragen;
mit frommem Glauben ſchnell geſchlagen,
bekämpf' ich einen böſen Gaſt;
ich prang' auf eines Thieres Rücken;
ich wieg' auf Mädchen-Buſen mich;
allein in Rom nur kann ich dich
recht glänzend koloſſal entzücken.

---

22.

## Räthſel.

(1816.)

Ein Ding, durch ſeine Leichtigkeit
bekannt von jeher weit und breit,
hilft ſchwere Sünden doch begehn,
die aller Welt vor Augen ſtehn.

---

23.

## Doppelräthſel.

(1830.)

Ein nöth'ges, oft nicht ſaubres Ding,
das ſeit Jahrtauſenden noch immer,
wenn's anders thöricht aus nicht ging,
ſich nützlich macht in Küch' und Zimmer, —
es wird, veredelt, blank und rein,
dem Kirchendienſt ſich ewig weihn
mit heilig-ſtillem Schimmer,
ſobald von Fünfen, wohl bedacht,
das erſte man zum letzten macht.

# Inhalt.

## Erſte Abtheilung. Lyriſch und elegiſch.


| | S. |
|---|---|
| An die Phantaſie. (1793.) | 3 |
| Betrachtung im Freien. (1793.) | 8 |
| Andacht im Freien. (1793.) | 10 |
| Wehmuth. (1793.) | 11 |
| Der Abend. (1793). | 12 |
| Mein reicher Nachbar und ich. (1793.) | 15 |
| Abſchied. (1793). | 18 |
| Mein ſchöner Stern. (1793). | 20 |
| Ihr Lächeln. (1794). | 22 |
| Der Traum. (1794.) | 24 |
| Erinnerung. (1794.) | 26 |
| Liebesklage. (1794.) | 27 |
| Töne der Liebe. (1794.) | 28 |
| Glückes-Ahnung. (1794.) | 30 |
| Ihr Lachen und Weinen. (1794.) | 31 |
| Die Thräne der Liebe. (1794.) | 33 |
| Die ſchöne Stunde. (1794.) | 34 |
| Vergeſſen. (1794.) | 35 |
| Sorgloſe Liebe. (1794.) | 36 |
| Ständchen. (1794.) | 38 |
| Rückblick. (1795.) | 39 |
| Sehnſucht nach dem Tode. (1796.) | 42 |
| Die zerſtörte Bank. (1796.) | 43 |
| Vorbild. (1796.) | 45 |
| Erhebung. (1796.) | 46 |
| An meine neue Wohnung. (1796.) | 48 |
| Nachruf an das ſcheidende Jahr. (1796.) | 54 |

Nachtgesang. (1797.) . . . . . S. 56
Richtiges Streben. (1799.) . . . . . 58
Blumen vom Harze. (1799.) . . . . . 59
Der König und die Königin. (1799.) . . 66
Bei Aufstellung einer Aeolsharfe. (1799.) . 68
Meine Braut. (1799.) . . . . . 69
Der Minnesänger. (1800.) . . . . . 72
Die Schläferin. (1800.) . . . . . 75
Die Mitternachtsstunde in den Kloster-Ruinen des Petersbergs bei Halle. (1800.) . . 77
Die Erscheinung. (1800.) . . . . . 85
Der Tod. (1801.) . . . . . 87
Das Kind im Garten. (1804.) . . . . 88
Das Glück. (1805.) . . . . . 94
An Ernst von Wizthums Grabe. (1808.) . 96
Zwei Freimaurerlieder. (1809.) . . . . 99
Salina's Gruß. (1812.) . . . . . 103
Phantasie, beim ersten Lerchengesange. (1812.) 106
Erdenleben. (1812.) . . . . . 110
Warnung. (1813.) . . . . . 112
Schloß Lebidau. (1815.) . . . . . 117
Erinnerungsfest. (1816.) . . . . . 120
Beim Einzug in mein Landhaus zu Giebichenstein. (1819.) . . . . . 124
An den ersten Singvogel in meinem neuen Garten. (1819.) . . . . . 126
Treuen. (1822.) . . . . . 127
Das Lebensschiff. (1825.) . . . . . 141
Das Waisengrün. (1826.) . . . . . 144

## Zweite Abtheilung. Scherzend.

Amor, der Dieb. (1798.) . . . . . 157
Zwei Tadlerinnen zwischen Röschen und ihrer Tante. (1799.) . . . . . 158

Als ich Johann Heinrich Themſens Biographie geleſen hatte. (1799.) . . . . . S. 162
Der Weltweiſe und der Dekonom. (1812.) 163
Dr. Baiers Keller zu St. André in Ungarn. (1813.) . . . . . 168
Staberle, der Patriot. (1813.) . . . . . 174
Der Uebermüthige. (1815.) . . . . . 175
Zu einer Säkularfeier. (1816.) . . . . . 177
Jubelruf. (1825.) . . . . . 180
Bettelweſen. (1826.) . . . . . 182
An den Teufel. (1798 und 1830.) . . . . 184
Der Weltverbeſſerer. (1829.) . . . . . 188
Die böſe Kritik. (Oktober 1830.) . . . 190

## Dritte Abtheilung. Epigrammatiſch.

Anerkennung. . . . . 195
Warnung. . . . . 195
An einen Freund, der einen Brief von ſeiner Geliebten küßte. . . . . 196
Der beſcheidene Held. . . . . 196
Das Epigramm. . . . . 197
Der Held im Trauerſpiel. . . . . 197
Verſprechen. . . . . 197
Dindonette. . . . . 198
Relative Größe. . . . . 198
Seufzer eines gottloſen Ehemanns. . . . 199
An einen freigebigen Autor. . . . . 199
An einen Dichter. . . . . 199
Der Uebel Urſprung. . . . . 200
Der junge, galante Kaufmann. . . . . 201
Diſtichen. . . . . 203
Die brittiſche Politik. (1827.) . . . . . 207
Der Turkenfreund. (1827.) . . . . . 208
Die Maſchinenfeinde. (1830.) . . . . . 209

Was zu thun? (1830.) . . . . . S. 209
Anhang zur alten Litanei. (1830.) . . . 210

Vierte Abtheilung. Räthsel und Charaden.

1. Doppelräthsel. (Sarg. Gras.) . . 213
2. Charade. Drei Sylben. (Galgenstrick.) 216
3. Räthsel. (Made. Mädchen.) . . . 219
4. — (Spiegel.) . . . . . 220
5. — (Hof.) . . . . . 223
6. — (Stern.) . . . . . 223
7. — (Puppe.) . . . . . 224
8. — (Luft.) . . . . . 224
9. — (Rose.) . . . . . 225
10. — (Fluß.) . . . . . 227
11. — (Schlag.) . . . . . 228
12. Charade. Drei Sylben. (Naseweis.) 228
13. Räthsel. (Krebs.) . . . . . 229
14. — (Ei.) . . . . . 231
15. Charade. Zwei Sylben. (Wortspiel.) 231
16. — — — (Wortspiel.) 232
17. Doppelräthsel. (Hand. Korb.) . . 232
18. — — (Kanen. Kanone.) . 233
19. Charade. Drei Sylben. (Ohrfeige.) 234
20. — — — (Maulschelle.) 235
21. Räthsel. . . . . (Kreuz.) . 235
22. — . . . . . (Feder.) . 236
23. Doppelräthsel. . (Lampe. Ampel.) 236

# Vermischte Gedichte

von

A. G. Eberhard.

Zweites Bändchen.

Halle,
Rengersche Verlags-Buchhandlung.
1833.

# Erſte Abtheilung.

## Epiſteln.

# Valenzia.

inen Freund, bei der Zurückſendung von Fiſchers Gemälde von Valenzia.

(1801.)

in nach Valenzia's Geſtade möcht' ich ziehn,
ll' den Schnee- und Fieber-Schauern,
bſt im Mai hier auf mich lauern,
nmal glücklich zu entfliehn!
ist das Land, wo ewig Blumen blühn,
chönern Sonnenſtrahl die Goldorangen glühn!
and für ſorgenloſe Hirten,
nd voll Reben und voll Myrten,
e Natur, in ihrer ſchönſten Pracht,
Himmel unſre Welt, zu Göttern Menſchen macht.

Hier folgt ein rauher Tag der langen,
rauhen Nacht!
Von ſturmgejagten Wolkenwogen
die Sonn' am Tag, der Mond des Nachts
umzogen,
erſtarrt der ſchönſten Blüthe Keim!
Verſchmachtend irrt die Bien' umher nach Ho-
nigſeim!
Der friſche Muth, das frohe Streben
iſt hier ein Spott für die Natur!
Mit Todeskampf beginnt das Leben;
man lebt hier, um zu ſterben, nur! —
Erſchrickſt du vor dem düſtern Bilde?
Malt' ich zu finſter und zu grell?
O, zaubre mich nur in Valenzia's Gefilde:
und, was ich male, wird ſo liebewarm und
hell,
wie Abendroth und Sonnenſtrahlen!
Doch hier — wie kann ich ſchöner malen,
wo Lamp' und Ofen meine Sonne ſind?
Wo mir im May ein nördlich-rauher Wind,
der Blum' und Blüthen niederwüthet,
das Fenſter aufzuthun verbietet! —

Sieh um dich her! Die ganze Schaar
der Götter und Göttinnen trauert,
weil hier mit Boreas die Fehde ewig dauert!
Wie karg bekränzt iſt Floréns Haar!
Kaum kann der Lenz das Eis des langen Winters ſchmelzen;
der Sonnenwagen wird durch Sturmgewölk geführt;
die Grazien ſind hier geſchmückt mit Zobelpelzen;
die Muſen gehn im Schnee auf Stelzen,
und Bacchus gähnt, und Amor friert!
Drum nach Valenzia! Dort iſt mit Blumenkränzen
alltäglich die Natur, wie eine Braut, geſchmückt!
Die Horen fliehen dort in leichten Reihentänzen;
was lebt und athmet, fühlet ſich beglückt.
Zu welchen herrlichen Geſtalten
ſieht man dort Alles ſich entfalten!
Die Blüthe kann nicht ſchöner blühn,
die Frucht nicht lockender im Sonnenſtrahle glühn.
Wie üppig glänzen Thal und Höhen!
Wie glänzt der Himmel, glänzt das Meer!

Hier folgt ein rauher Tag der langen, rauhen Nacht!
Von ſturmgejagten Wolkenwogen
die Sonn' am Tag, der Mond des Nachts umzogen,
erſtarrt der ſchönſten Blüthe Keim!
Verſchmachtend irrt die Bien' umher nach Honigſeim!
Der friſche Muth, das frohe Streben
iſt hier ein Spott für die Natur!
Mit Todeskampf beginnt das Leben;
man lebt hier, um zu ſterben, nur! —
Erſchrickſt du vor dem düſtern Bilde?
Malt' ich zu finſter und zu grell?
O, zaubre mich nur in Valenzia's Gefilde:
und, was ich male, wird ſo liebewarm und hell,
wie Abendroth und Sonnenſtrahlen!
Doch hier — wie kann ich ſchöner malen,
wo Lamp' und Ofen meine Sonne ſind?
Wo mir im May ein nördlich-rauher Wind,
der Blum' und Blüthen niederwüthet,
das Fenſter aufzuthun verbietet. —

h um dich her! Die ganze Schaar
Götter und Göttinnen trauert,
hier mit Boreas die Fehde ewig dauert!
karg bekränzt iſt Florens Haar!
m kann der Lenz das Eis des langen Win-
ters ſchmelzen;
Sonnenwagen wird durch Sturmgewölk
geführt;
Grazien ſind hier geſchmückt mit Zobelpelzen;
Muſen gehn im Schnee auf Stelzen,
Bacchus gähnt, und Amor friert!
Drum nach Valenzia! Dort iſt mit Blu-
menkränzen
glich die Natur, wie eine Braut, geſchmückt!
Horen fliehen dort in leichten Reihentänzen;
lebt und athmet, fühlet ſich beglückt.
welchen herrlichen Geſtalten
man dort Alles ſich entfalten!
Blüthe kann nicht ſchöner blühn,
Frucht nicht lockender im Sonnenſtrahle
glühn.
üppig glänzen Thal und Höhen!
glänzt der Himmel, glänzt das Meer!

Auf ſanften Wellen kühlt ein leichtes Zephyr-
heer
die Flügel, um das Thal erquickend anzuwehen.
Und jedem Zephyr folgt ein Scherz,
und weiht zu ſeinem Dienſt, mit Küſſen, jede
Traube,
und wandelt, in der Myrtenlaube,
in namenloſe Luſt der jungen Liebe Schmerz.
Hin nach Valenzia! Mich dürſtet nach der
Traube
von Alikante, die mich Kranken labend heilt!
Hin nach Valenzia! Dort find' ich eine Taube,
die, leichten Flugs, zu meiner Freundin eilt,
ein Briefchen, voll von Lieb' und Klagen,
verſchwiegen zu ihr hin zu tragen!
Hin nach Valenzia! Im feurern Fluge ſchwingt
der Genius dort ſeine Flügel,
ſchwebt jauchzend über Thal und Hügel,
wo jedes Liedchen ſchöner klingt,
weil es ein froher Sänger ſingt!
Von jener Sonne mild beſchienen,
wird auch für mich, für mich vielleicht
der heiligſte der Kränze grünen,

den hier mein Streben nicht erreicht.
Dort ſang' ich frohe, ſüße Lieder
von Wein und Lieb', und Lieb' und Wein;
vom Hügel tanzt' ich ſingend nieder,
ich tanzte ſingend durch den Hain,
ich tränke ſingend meinen Wein,
und ſchlief' an meines Mädchens Mieder,
zu ſüßen Träumen, ſingend ein.
Nichts malt' ich dort mit jenen düſtern Farben,
womit ich Warner's Bild gemalt;
viel leichter hätt' er dort die kleine Schuld bezahlt;
Freund und Geliebte, die ihm ſtarben,
hätt' in Valenzia der Tod ihm nicht geraubt;
er hätt' auf kurze Zeit nur Jenen todt geglaubt,
um feſter noch an ihm zu hangen;
mit Dieſer wär' er in der Hochzeitnacht,
die ſo viel Unglück ihm gebracht,
nach Landesſitt', auf's Dach des Hauſes ſtill gegangen;
auf der Terraſſe dort, von Sternen hell umblinkt,

umgirrt von einer Turteltaube,
hätt' unter einer Blumenlaube
auf's Lager Hymen ihn, den Glücklichen, gewinkt.

---

## An Liedge.

(Als ich in Liebenrode bei Elrich Briefe von ihm aus Karlsbad und Töplitz erhielt.)

(1801.)

Sey tauſendmal gegrüßt aus dieſer weiten Ferne,
die du begeiſtert oft geprieſen haſt!
Hier iſt es, wo mein Herz dich inniger umfaßt!
Ach, hätten unſre guten Sterne,
von meiner Sehnſucht und von meinem Schmerz gerührt,
uns hier zuſammen doch geführt!

Wie ſchnell entflieht der Tag des Lebens!
Wie ſchnell verblüht oft, was man liebt!
Zum Himmel klagt man dann vergebens;

es kommt kein Gott, der das Verlorne wieder-
giebt!
Die Lenze fliehn; die Jugendfreunde ſterben;
der Liebe Himmelstraum zerfließt in irdiſch
Nichts —
dann ſtehn wir, abgehärmten Angeſichts,
und weinen auf zerbrochner Urnen Scherben!

Drum weil wir leben, weil die Welt noch
blüht,
laß Berg und Thal und Wälder uns durch-
ſchweifen!
Laß uns die Freude, die ſo ſchnell entflieht,
im Fluge laß ſie uns ergreifen!
Und daß ſie doppelt labe unſer Herz,
und daß wir jeder Wunde Schmerz
mit ſüßem Balſam ſchneller heilen:
laß uns die Freude, laß den Schmerz uns
theilen! —

Wie hab' ich, ach! wie hab' ich dich ver-
mißt
in ſo viel kummervollen Tagen!

Von einem Blitz aus heitrem Himmel iſt
der Liebling unſrer Herzen ſchnell erſchlagen!
Die Roſenknoſpe, die ſo ſüßen Duft verſprach,
das frechſte, beſte Herz iſt, unter ſchwerem Pochen,
vor meinen Augen rettungslos gebrochen!
Was's Wunder, daß auch mir das Herz vor Kummer brach?

Entſchlummert iſt der Liebling meiner Seele!
Das holde Kind, voll Lieb' und Frohſinn, iſt nicht mehr!
O klage mit mir um Luiſen, Philemele!
Auf ihrem Sarge liegt ja ſchon die Erde ſchwer!
Nichts half es, daß wir ihn mit Blumenkränzen ſchmückten;
nichts half die weiße Roſ' auf ihrer Bruſt;
nichts half es, daß wir Küſſ' auf ihre Lippen drückten;
wie wir ſie liebten, hat ſie ſonſt gewußt;

doch auf des Sarges kaltem Kiſſen
iſt kein Gefühl, kein Troſt, kein Wiſſen! —

Drum weil wir leben, laß uns Hand in Hand
noch manchen Pfad vertraulich gehen!
Und trennt uns auch ein weites Land:
vergiß nicht, zu der Freundſchaft Unterpfand,
des Geiſtes Blüthenduft mir freundlich zuzuweben!
Ach, nur zu ſchnell verrinnt des Stundenglaſes Sand!
Aus Stunden werden Tage, Wochen, Jahre;
wir nähern ſtündlich uns der Bahre;
und was verſunken iſt in ewig finſtre Nacht,
das wird durch keinen Schmerz, kein Flehn zurückgebracht!

Drum tauſendfachen Dank für deiner Liebe Zeichen,
die du an Böhmens Heilungsquellen ſchriebſt!
Seit geſtern weiß ich nun auf's neu', daß du mich liebſt;

und auf dem Berge hier, umrauscht von alten Eichen,
den blauen Himmel über mir,
denk' ich mit warmem Herzen dir.

Es gränt vor meinem Blick, in ungemeßner Weite,
wo Alles frisch und hell im Strahl der Sonne glänzt,
ein lachend Thal, von Waldesring' umkränzt;
und nah' an Ulrichs Hütten, mir zur Seite,
streckt seinen Riesenfuß der alte Brocken aus;
und vor mir liegt, voll Nacht und Grauen,
der finstre Wasserschlund der Kelle;
und hinter mir taucht Wallenried
der Klosterruinen Bild in jede sanfte Welle
des Flüßchens, das vorbei mit Trauertönen flieht.

Hier weilest du, versenkt in süße Phantasieen,
vergessend manches widrige Geschick;
an diesen Bergen hing dein freudetrunkner Blick;

der Nachtigallen Melodien
belauschtest du in dieser Büsche Nacht;
voll Wehmuth sahst du dort die Trümmern
alter Pracht;
voll Ehrfurcht sahst du hier die ewigen Altäre
der nimmer alternden Natur;
dein Tempel war der Berg, der Wald, die
offne Flur;
sie hast du oft geweiht mit einer stillen Zähre
zu deines Herzens Heiligthum;
und hast, von Hochgefühl durchdrungen,
hier manches schöne Lied gesungen,
womit du Liebe dir und Ruhm
bei Welt und Nachwelt längst errungen.

Die Berg' und Thäler, die das Lied des
Dichters preist,
sind heilig, sind geweiht für alle Zeiten.
Verwandten Geistern weht entgegen dort sein
Geist;
der Bäume Lispeln klingt wie Aeolsharfen-
Saiten;
zur Stimme wird des Baches Wellenspiel;

zum Lied wird der Lerche Triller;
und ſinkt die Nacht auch nieder ſtill und ſtiller:
zum Geiſtergruße wird ein Blatt, das niederfiel.

Darf ich noch fragen, was für Lüfte mich umfächeln?
Was mich für heiliges Gefühl' umgiebt?
Warum die Blumen mir ſo hold entgegen lächeln?
Warum noch wärmer hier mein Herz dich liebt? —
An Maro's Grabe kann ich keinen Lorbeer brechen;
zu weit liegt mir entfernt das wunderſchöne Land:
doch hier, wo Berg' und Thäler zu mir ſprechen,
wie du geſungen, was dein Herz empfand,
hier möcht' ich Eichenlaub für dich zum Kranze brechen,
denn innig iſt der wahre Freund entzückt,
ſieht er, ſtatt ſeiner, nur des Freundes Stirn geſchmückt.

O, wärst du hier, und theiltest meine Freude!
O, wärst du hier, und sähest all' die Pracht!
Vom langen Winterschlaf ist die Natur erwacht,
und glänzet nun im grünen Frühlingskleide.
In ihrer alten, kräft'gen Tracht
stehn auf den Bergen stolz die Wälder;
ein grüner Sammt sind alle Felder;
ein Blumenteppich ist der Wiesengrund;
Libellen gaukeln um der Kelle tiefen Schlund;
die Luft ist voll von bunten Flügeln;
es summt die Bien', es singt die Lerche sich empor;
der Heerden Glockenklang vereinigt sich zum Chor
mit Bächen in dem Thal, mit Blumen auf den Hügeln;
die Luft ist warm und klar, und Wolkenschatten ziehn
nur flüchtig über hellbesonnte Fluren — —

So würden, wüst du hier, des Kummers letzte Spuren
von meiner heitern Stirn entfliehn.

Jüngst wünscht' ich nach Valenzia zu ziehn.
„Dort" sang ich — „ist das Land, wo ewig Blumen blühn,
„ein Land für fettgenährte Hirten,
„ein Land voll Reben und voll Myrten,
„wo die Natur, in ihrer schönsten Pracht,
„zum Himmel unsre Welt, zu Göttern Menschen macht."
Dort, hofft' ich, dort nur zu gesunden,
denn ach, ich war an Seel' und Leib sehr krank!
Ihr Berg' und Thäler hier, nehmt meinen heißen Dank!
Was ich so weit gesucht, hab' ich bei euch gefunden.

Und wär' Valenzia's Gestad' auch noch so schön,

möcht' ich nicht darum mein Vaterland
verlaſſen.
kömt' ich fern auf Alicante's Höhn,
hier, als Freund, beim Winzerfeſt um-
faſſen?
Labſal wäre mir der ſchöne Wein,
ich ihn ohne Freund, allein.
lange würde mich der ew'ge Lenz ent-
zücken;
lſer würd' ich bald, mit ſehnſuchtvoller
Pein,
ber's Meer nach meiner Heimath blicken.
s iſt der Himmel mir, wo Freund und
Freundin fehlt;
Paradieſe wird durch ſie die dürre Haide;
n beglückt durch ſie, wär' jede andre
Freude
noch ſo ſparſam mir vom Schickſal zuge-
zählt.

ie Gegend, wo ich meine ſchönſten Stun-
den
ufen der Natur verlebt,

wo ich ſo früh ſchon nach der Muſen Gunſt geſtrebt,
wo Lieb' und Freundſchaft mir ſo feſt das Herz umwunden,
die Gegend iſt und bleibt die ſchönſte mir.
Sie zeigt mir tauſend heil'ge Stellen:
drum weil' ich nirgends lieber, als in ihr.
Es ruft der kleinſte Bach mit ſeinen kleinen Wellen
mir theure Namen in das Herz;
Gebüſch und Blumen in dem Thale,
und Fels und Berg ſind mir Erinnrungsmale
an frohgenoßne Luſt und überſtandnen Schmerz.
Das ſäuſelnde Geton der alten Bäume,
die rauſchend mich, den Knaben, ſchon erfreut,
iſt mir ein Echo aus vergangner Zeit,
und weckt in mir die Wonn' entflohner Jugendträume.
Dort liegt das heitre Dorf, wo ich die Knabenzeit
mit wilden Knaben wild verſchwärmte;
dort iſt das Haus, wo ich mich, früh verwaiſt,
am Sarge meines Vaters härmte;

dort grünt das ſtille Thal, wo freier ſich mein Geiſt
mit Jünglingskraft begann empor zu ſchwingen;
und in dem Thale grünt der dunkle Erlenwald,
wo Lieb' und Freundſchaft mir, in göttlicher Geſtalt,
zum erſten Male hold zur Seite gingen.
Wie war mir Alles da ſo wunderbar verſchönt!
Von unſichtbaren Stimmen rings umtönt,
erkühnt' ich mich, im Chor der Muſen mitzuſingen,
und eine Laute, die ich fand,
begann von ſelbſt in meiner Hand
melodiſch ſäuſelnd zu erklingen. —
Was für Gefühle hoben meine Bruſt!
Wie vielen Gegenden erzählt' ich meine Luſt!
Wie vielen klagt' ich meine Schmerzen!
In wie viel Lauben, fern und nah,
auf wie viel Bergen weilt' ich da
mit jauchzendem und mit zerrißnem Herzen!

Und itzt noch, mit des reifern Alters Sinn,
betret' ich ſtets gerührt die alten, heil'gen Stellen;

ich fühle Luſt und Schmerz, wie ſonſt, die
Bruſt mir ſchwellen,
und Thränen ſinken auf den heil'gen Boden hin.
Vorüber ziehn im Geiſte mir die Stunden
der froh entflohenen Vergangenheit.
Es nah'n ſich mir, mit ſtiller Freundlichkeit,
Geſtalten, die mir längſt verſchwunden.
Die eine ſieht verſchämt, und zeigt,
bei meinem liebevollen Sehnen,
auf ihres Auges bittre Thränen
und glänzend, wie ein Cherub, ſteigt
die andre ſtill herauf, aus einem finſtern Grabe,
und blickt mich ernſt und ſchweigend an,
und winkt nach hellen Sternen dann
mit einem weißen Zauberſtabe.
Unplötzlich iſt die dunkle Nacht erhellt,
und eine ferne, ſchöne Welt,
weit ſchöner als Valencia's Gefilde,
erſcheint vor meinem Blick in ſanfter Früh-
lingsmilde.
Sie Alle, die mein Schmerz beweint,
ſie Alle ſeh' ich dort, vereint,
durch Paradieſesfluren wallen,

in denen keine Todtenhallen
und keine Trennungsſchmerzen ſind.

Ach, wie der Schiffer nach der Heimath Strande,
wie nach der Mutter Bruſt ein Kind,
ſehn' ich mich oft nach jenem Friedenslande!
Und will im Weltgewühl etwa
ein Zweifel mir mein ſehnend Herz bedrängen:
ſo horch' ich, ſchnell geheilt, nach deinen Hochgeſängen,
o Sänger der Urania!

---

## Ehrenrettung.

### An meinen Bruder Heinrich in Ungarn.

### (1802.)

Wie ſtolz und ſpottend ſchriebſt du, Trotzkopf, jüngſt: Wir Sachſen
beſängen nur den Wein — ihr Ungarn tränket ihn!

Haſt du vergeſſen, wie mit Reben dicht bewachſen,
die hehen Berge hier die Elb' und Saal' umziehn?
Wie Meißens ſchönes Thal, wie Naumburgs grüne Auen
der Winzer Jubelruf umklingt,
wenn man die gelben, rothen, blauen,
gereiften Trauben zu der Kelter bringt?
Haſt du vergeſſen, wie der Becher,
gefüllt mit flüß'ger Zaubergluth,
auch hier, im Kreiſe tapfrer Zecher,
an Leib und Seele Wunder thut?
Wie hier, bei Luſt- und Trauerfeſten,
ſich oft der Wirth mit ſeinen Gäſten,
obgleich nicht Ungarwein in ſeiner Flaſche blinkt,
ſo gut, als man es nur in Ungarn kann, betrinkt? —
Haſt du's vergeſſen: o ſo kehre
zurück in das beglückte Sachſenland!
Ich nehme gern dich in die Lehre,
und fülle dir mit eigner Hand

von vaterländ'ſchem Wein das Glas bis an den Rand,
ſo lange, bis ich dich bekehre!
Komm und begleite mich! Das Winzerfeſt beginnt
auf meines L— umjauchztem Traubenhügel!
Die Freud' umflattert ihn, mit froh gelöſtem Flügel,
es jubeln Freund und Weib und Kind,
weil neuer, ſüßer Moſt der Preſſe bald entrinnt!
Komm her und ſieh, was dieſe Reben
für ſchöne, ſüße Trauben geben! —
Der Winzer führt uns an! Wir gehen, Schritt vor Schritt,
die langen Reihen durch, und leſen naſchend mit,
und ſchütten manchen Berg von Trauben froh zuſammen,
eh' noch die Sonne dort in Weſten unterſinkt.
Doch ſieh, welch Schauſpiel jetzt uns von der Arbeit winkt!
Der Abendhimmel ſteht in Flammen!
Den Berg hinauf! Ein zauberiſcher Glanz

umfließt noch des Waldes hohen Kranz,
und ſchmückt die Hüttchen auf der Berge Spitzen,
daß hell, im Widerſchein, die rothen Fenſter blitzen!
Mit kleinen Wellen ohne Zahl
ſieht man den hellen Strom des Berges Fuß umfließen!
Indeſſen hüllt ſich ſchon in weichen Duft das Thal,
mit ſeinen Gärten, Feldern, Wieſen!
Die Heerden kehren heim; der müde Landmann freut
ſich ſchon der Ruh, die nun die ſtille Hütt' ihm beut!
Doch lange wird er nicht dies ſüße Labſal ſchmecken,
denn bald wird unſer Luſtgeſchrei,
bei Blitz und Donner, ihn erwecken
aus ſeiner frühen Träumerei!
Wir ſitzen ſchon beim frohen Mahle,
in traulich-luſtigem Verein,
und trinken unſern guten Wein,

gezogen und gereift am Ufer unſrer Saale!
Es ſprühet Funken, Witz auf Witz,
von mancher Lippe ſchon der Witz!
Der alte Ernſt beginnt zu ſcherzen;
es öffnen trauter ſich die Herzen;
man ſingt und trinkt, und trinkt und ſingt,
daß Hütt' und Berg davon erklingt!

Indeſſen ſind am Himmelsbogen
die Sterne hell heraufgezogen,
und dichte Finſterniß bedeckt hier unſre Welt.
Doch ſieh', ſchon blinkt durch Nacht und Dunkel
von fernen Bergen Lichtgefunkel!
Auch unſer Berg ſey dann erhellt!

Hinaus, hinaus nun All' in's Freie!
Geſchwind die Fackeln angeſteckt!
Die Mädchen dort in dichter Reihe
mit Froſch und Schwärmer hübſch geneckt!
Du kleines Rad, entzünd' und drehe
dich, funkenſprühend, wüthend ſchnell!
Ihr Flammenkugeln, hebt euch leuchtend in
die Höhe,

und überſtrahlt den Kreis der frohen Schauer
hell!
Du, prächtige Rakete, ſteige! —
Du biſt ein Blitz, der von der Erde aufwärts
ſteigt —
Zum Himmel ſteig' empor, und zeige
der dunkeln Nacht, wie hier der Jubel ſie be-
ſiegt!

Und iſt der letzte Blitz hoch oben
in kleine Funken auch zerſtoben,
und jeder Funke ſchnell verglüht:
vergebens iſt die Nacht bemüht,
mit ihren Schauern uns zu ſchrecken,
und ſtill auf's Lager uns zu ſtrecken.
Es glühet noch in jeder Bruſt
zu hell die Flamme froher Luſt!
Der freie Platz hier an der Hütte
ſey drum erwählt zur Lagerſtatt!
Ein Haufen Reiſig in der Mitte,
den man im Nu entzündet hat,
wirft helle, maleriſche Lichter
auf lauter fröhliche Geſichter!

Und es beginnt, im hellen Schein,
der Wirth auf's neu' uns einzugießen,
und dankbar wird sein guter Wein
auf's neu in Liedern nun gepriesen! —

O daß ein großer Tempel hier
mit Säulen und Altären stände!
mit Weinlaubkränzen schmückten wir
ringsum die glatten Marmorwände,
und gössen auf den Altar dir,
Gott Bacchus, diese Flaschen hier,
bei Sang und Tanz, als Opferspende!

Es reißt von meinem Sitz mich auf!
Ich kann nicht ruhn, ich kann nicht weilen!
Mir ist, als müßt' ich in raschem Lauf
ein fernes, glänzendes Ziel ereilen!
Die höchste Alpe, bedeckt mit Schnee,
ich möchte sie tanzend erklimmen,
und singend mit tausend Stimmen
das lustige: „Bacchus, Evoe!“ — —

Allein warum so weit erst schweifen?
Ist nicht der Berg, wo jedes Jahr

ſo viele ſüße Trauben reifen,
des Bacchus feſtlicher Altar?
Hier, zwiſchen tauſend Rebenreihen,
will ich mich dann zum Prieſter weihen!
Ich hab', in mancher ſchönen Nacht,
der Jugend-Freude hingegeben,
dem jugendlichen Gott der Reben
manch' ſchönes Opfer ſchon gebracht!
Er kann, er wird mich nicht verſchmähen,
wird freundlich auf mich niederſehen —
in dieſe Flamme, hell und rein,
verſpritz' ich ſchon den Opferwein! —

Verherrlicht ſey die ſchöne Stunde,
mit Jubelruf und Gläſerklang!
Von jeder Lippe ſtrömt Geſang;
denn froh mit Bacchus iſt im Bunde
bei uns der Liedergott Apoll.
Gießt noch einmal das Glas mir voll!
Für ihn auch, unter Lobgeſängen,
die Flammne opfernd zu beſprengen,
iſt meine heil'ge Prieſterpflicht!
Strebt' ich dem Liedergotte nicht,

ls frommer Prieſter, ſtets zu dienen?
ſt er mir hold nicht ſchon erſchienen,
enn ich allein im Garten ſaß,
n jenem zarten Knabenalter,
a ich in Teſtament und Pſalter,
m leſen noch zu lernen, las? —

Doch dreifach, dreifach — hört's, ihr Götter! —
ſt meine hohe Prieſterſchaft!
Was kümmert mich der kalte Spötter?
Die letzten Tropfen Rebenſaft
weih' ich dem mächtigſten der Götter —
em Gott der Liebe weih' ich ſie!
Wie Aeolsharfen-Harmonie,
ertönen meines Herzens Saiten,
enn die mich liebt, ich ſehe ſie,
als Engel, hier vorübergleiten!
O, eure ſchönſte Melodie
beginnt, ihr Mädchen, anzuſtimmen!
Die Opferflamme mag verglimmen:
der Liebe Flamme, hell und licht,
verlöſcht darum im Herzen nicht. —

Mit tauſend Liebesaugen ſchauet
der Himmel nieder auf die Welt;
das hohe, glanzgeſtickte Zelt,
ein Gott der Liebe hat's erbauet,
dem reiner Liebe Sinn gefällt.
Auf mondumglänzten Wolkenſäumen
ruhn lächelnd ſeine Engel ſchon,
uns zu beſtreun mit ſüßem Mohn,
zu küſſen uns in ſüßen Träumen. —

Zur Ruhe dann! — Die Nacht wird kühl.
Das letzte Lied, das wir geſungen,
iſt ſanft im Echo ſchon verklungen.
Komm, Bruder, nun auf's Schlummerpfühl!
Dein Stolz und Spott ſey dir vergeben!
Ich weiß, du ſündigſt ſo nicht mehr;
du biſt beſiegt durch dieſes Heer
von Flaſchen, die uns, voll und ſchwer,
zum Schmauſe unſer Wirth gegeben —
wir tranken alle leicht und leer.

## Zweite Abtheilung.

## Auf politiſche Ereigniſſe bezüglich.

## Nach dem Kriegsunglück der Oestreicher im Jahr 1805.

Germaniens Schutzgeist, der in tausend Kämpfen
den Heldenvätern treu zur Seite stand,
mit dessen Hülfe Herrmanns Heldenhand,
des stolzen Römers Uebermuth zu dämpfen,
ihm seine Adler einst entwand!

Germaniens Schutzgeist, der von Volk' zu Volke
sonst unsern Heldenruhm erschallen ließ,
der, wenn zum Kampfe die Trompete blies,
im Sturm daher fuhr, gleich der Wetterwolke
und unsre Feinde niederstieß!

Germaniens Schutzgeist, den der Barden Lieder
begeistert priesen zu der Harfe Ton,
weh uns! du bist, erzürnt, von uns geflohn!
und siegend tritt nun in den Staub danieder
der Gallier Ibuikons Sohn!

Weh uns! Du wendest ab von uns die Blicke!
Wie stände sonst so stolz des Feindes Heer?
Weh uns! Du hebst dein tapfres Volk nicht mehr!
Ach, wie ertrügst du sonst des Schicksals Tücke,
die auf uns lastet zentnerschwer! —

Von deutscher Helden Siegen wollt' ich singen;
hell sollte tönen meiner Leyer Klang;
zum Himmel sollte steigen mein Gesang;
um einen Lorbeer wollt' ich jauchzend ringen,
wie keinen noch ich mir errang!

Doch, statt zu jauchzen, kann ich itzt nur klagen!

Von meinen Saiten tönt's, wie Seufzerlaut!
Denn ach, die Krieger, denen ich vertraut,
da liegen ſie, zu Tauſenden erſchlagen,
auf Feldern, die der Tod umgraut!

Und ach, auf ihren dunkeln Leichenhügeln
ſteckt auf der Feind ſein ſiegendes Panier!
Germaniſch Blut iſt ſeines Schwerdtes Zier!
Sein junger Adler rauſcht mit ſtolzen Flügeln!
„Triumph!“ ruft er — „Weh!“ ſeufzen wir! —

Doch nein! ich will nicht ſeufzen, will nicht weinen!
Wild will ich ſtürmen in mein Saitenſpiel!
Beſchwören jeden Krieger, der nicht fiel,
will ich bei der Erſchlagenen Gebeinen,
daß Sieg und Rache ſey ſein Ziel!

Es muß, es wird ein Rächer auferſtehen,
der Deutſchlands Schmach, im blutigen Gefecht,
mit deutſchem Heldenmuthe endlich rächt!

Der Staub des Feindes muß im Sturm verwehen,
der, uns zu höhnen, sich erfrecht!

O schaut hinauf zum nächtlich-dunkeln Himmel!
O seht den Blitz, der das Gewölk zerreißt!
das Schwerdt, das hin nach Roßbachs Ebne weist!
O hört den Donnerruf zum Schlachtgetümmel!
Vernehmt es: Das ist Friedrichs Geist!

Sein Enkel horcht ihm! — Jauchze laut, o Lerer!
Aufraffen wird sich, zürnend, Preußens Aar,
nicht achtend Kampf und drohende Gefahr!
Heil! Friedrich Wilhelm sammelt, als Befreier,
schon um sich seine Heldenschaar!

Mit ihm ist Gott! Er wird das Werk vollbringen!
Und wär' der Feinde Zahl wie Meeressand:

es wird uns ſchirmen eine höhre Hand!
Der edle Kampf, er muß, er wird gelingen!
Es gilt ja Ehr' und Vaterland!

---

## Das Feſt für den Teufel.

(Nach dem Leſen eines Zeitungsblattes.)

(1806.)

Schon floſſen rings in tiefer Nacht
der Thäler und der Berge Pracht
mit Sturmgewölk zuſammen:
ha, ſieh! da dämmern Berg und Thal
urplötzlich in dem weiten Strahl
von angefachten Flammen!

Der ſchwere Himmel roth, wie Blut!
Der Horizont in heller Gluth!
Die Luft voll Angſtgewimmer!
Mit Sterbenden das Thal bedeckt,
zum letzten Seufzer aufgeſchreckt
vom nahen Flammenſchimmer!

Gewinsel, und Triumphgeschrei!
Der wilde Sieger jauchzt dabei,
wenn seine Brüder sterben!
Er steckt, mit blutbefleckter Hand,
des armen Landmanns Hütt' in Brand,
zu Jammer und Verderben!

Leg' deine schnellsten Flügel an,
und brause wild herauf, Orkan!
Ihr Käuzchen, Unken, Eulen,:
beginnt, mit Weh- und Seufzerklang,
den fürchterlichsten Hochgesang
durch Wald und Feld zu heulen!

Die ihr bei tiefen Schätzen wacht,
herauf aus eurer finstern Nacht,
ihr unterird'schen Geister!
Erfüllt mit Dampf und Leichenduft
und grausem Wuthgeheul die Luft!
Heut' gilt es eurem Meister.

Gespenster dort am Hochgericht,
herab, herab, und zaudert nicht!

Herab zum wilden Tanze!
So jauchzt doch laut! Seyd hocherfreut!
Ihr tanzt auf Blut und Leichen heut',
in wilder Flammen Glanze!

Beelzebub! du Fürſt der Nacht!
dir wird ein Opfer hier gebracht!
Von deinem Flammenthrone
erheb', du Mächt'ger, dich im Nu,
und brüll' ihm deinen Beifall zu,
dem blut'gen [illegible]!

Was auch die Höll' erfinden mag:
herauf! denn ſolch ein Feſtgelag
kann nur die Welt dir geben.
Vertrau' des Menſchen Felſenſinn!
Er ſchaut mit Hohngelächter hin,
wo deine Teufel beben.

Sieh dieſe rothe Opferfluth
von wild erſchlagner Brüder Blut,
ſie rieſelt hin in Bächen!
Wann haben je, in blut'ger Schlacht,

ſich Teufel jauchzend umgebracht,
mit Morden Mord zu rächen?

So bittre Thränen ohne Zahl
erpreßte nie der Hölle Qual,
als hier in Strömen fließen!
Dein Thron und deine Luſt ſind klein!
Auf Erden ſollſt du Kaiſer ſeyn,
und Kaiſerluſt genießen!

Und wären deine Wangen gleich
ſeit tauſend Jahren kalt und bleich
im Höllenpfuhl geblieben:
herauf! Sieh' unſre Greuel an,
und lerne ſchaamerröthend dann,
wie **Menſchen Böſes üben!**

Es komme der Hyänen Brut,
und Wolf und Tiger, ihre Wuth
mit Menſchenwuth zu meſſen!
Es gilt den Kampf! Die Brut verliert;
der Menſch, der Menſch, er triumphirt,
er ſiegt, und freut ſich deſſen!

Du ſtaunſt? Du zweifelſt? Glaub' es mir:
der Menſch iſt ein gelehrig Thier;
und warſt nicht du ſein Spiegel?
Du haſt geſät: die Erndt' iſt reif!
Am Himmel dort der blut'ge Streif
iſt ſeiner Thatkraft Siegel.

Leih' Allmacht ſeinem Arm zum Kampf:
und morgen ſtürzt, mit Sturm und Dampf,
der Erdball ſchon zuſammen!
und jauchzend, wie kein Teufel, ſitzt,
der letzte Sieger, blutbeſpritzt,
und letzt ſich an den Flammen!

---

## Das Feuerwerk.

(1811.)

Viel tauſend Sterne prangen
am Himmel, ſtill und ſchön,
und wecken mein Verlangen,
hinaus in's Feld zu gehn.

O ewig ſchöne Sterne,
in ewig gleichem Lauf,
wie blick' ich ſtets ſo gerne
zu euerm Glanz hinauf! — —

Doch horch, was ſchallt für ein Ton in
mein Ohr?
Doch ſieh, was hebt für ein Licht ſich empor?
Was fliegen zum Himmel für leuchtende Flam-
men?
Was ſchlagen für kämpfende Gluthen zuſammen?
Was ſprühen für glühende Funken umher?
Was ſauſ't in der Luft für ein brauſendes Meer?

Ein prachtvoll künſtliches Spiel iſt begonnen;
es drehen im Kreiſe ſich ſtrahlende Sonnen;
es leuchten, wie Monde, in ſilberner Pracht,
hell glänzende Kugeln im Dunkel der Nacht;
es wachſen, in wunderbar wechſelnden Farben,
aus kaltem Boden viel feurige Garben;
es ſchleudern die Schwärmer, in taumelnder
Wuth,
nach allen Seiten die donnernde Gluth;

es ziſchen und raſen empor die Raketen,
zu löſchen den ſchimmernden Schweif des Kometen;
die ſtolz aufgerichteten Schlangen, ſie ſpei'n
hell loderndes Feu'r in den Himmel hinein;
und zitternd kommen dann Heere von Funken,
wie fallende Sterne, zur Erde geſunken!

Und wechſelnd wecken den Widerhall
Kanonendonner und Paukenſchall;
und laut in die ernſten und luſtigen Klänge
ertönt das Jauchzen der ſtaunenden Menge!
Am Himmel das ſiegend beſchämte Heer
der ſchweigenden Sterne ſieht Niemand mehr;
doch ſtolz auf errungenen Lorbeer, ſchreitet
der Künſtler daher, der Alles bereitet;
und Tauſende huldigen, frank und frei,
dem Helden des Tages mit Jubelgeſchrei. —

Aber ſchnell iſt aus das ſchöne,
angeſtaunte Feuerſpiel!
Stumm ſind ſchon die Jubeltöne!
Kurz war dieſes Jubels Ziel!

Und der Held, der ſtolz entzündet
entſend heller Flammen Pracht,
geht von dannen, und verſchwindet
ſtill, im Dunkel ſtiller Nacht.

Von den ſtolzen Meteoren
nirgends mehr die kleinſte Spur;
denn ein flücht'ges Spiel der Horen
war ihr flücht'ger Schimmer nur.

Aber hell in dunkler Ferne —
nur beſchämt vom eiteln Wahn —
ziehn die ewig ſchönen Sterne
unverändert ihre Bahn.

Ihrer ſchönen Strahlenkronen
unerreichte, ſtille Pr[illegible]
wird, wie heute, nach Aeonen
leuchten noch in dunkler Nacht.

Und in ihren Schimmer treten
wird noch dann des Staubes Sohn,
um entzückt hinauf zu beten
zu des ew'gen Geiſtes Thron.

Erd' und Himmelspracht verkünden:
„Alles Menschenwerk vergeht!
„Held und Meteor verschwinden;
„nur, was göttlich ist, besteht."

---

## Westphälischer Patrietismus.

(Am 15. Novbr. 1812.)

Glühn von Vaterlandesliebe,
blind, mit angepfropftem Triebe,
muß der ächte Patriot
bis an seinen sel'gen Tod!

Giebt es was zu celebriren,
muß er zum Illuminiren,
auch in hart bedrängter Zeit,
augenblicklich seyn bereit!

Mag's ihm schaden oder nützen,
auch das beste Blut verspritzen,
als sein liebstes Eigenthum,
muß er für des Königs Ruhm.

Drum heraus aus meiner Tasche,
köstliche Champagner-Flasche!
Du enthältst mein liebstes Gut:
edler Trauben edles Blut!

Höher Ordre zu pariren,
will ich mich illuminiren,
glühen, bis ich nicht mehr weiß,
welch ein König war der Preis!

---

## Soldatenlied.

(1813.)

Mit Jedermann nimmt der Soldat es wohl auf,
an Kunst, an Geschick und an Ehre!
Und wenn in der nächsten Bataille sein Lauf
kläglichen endet auch wäre:
so kann er im Himmel, auf jeglicher Bank,
wie irgend ein Meister, erwarten den Dank.

Wo giebt's einen Maurer und Zimmrer,
wie ihn,
der schneller und besser kann bauen?
Er weiß die vortrefflichsten Mauern zu ziehn,
um Greise, um Kinder, und Frauen;
er steht an der Gränze des Landes, und hält
zurücke den Feind, der es wild überfällt.

Ein Gerber, und Schnitter, und Drescher
zugleich
ist auch der Soldat wohl zu nennen;
er gerbet die Rücken der Feinde so weich,
daß All' ihn als Meister erkennen;
er mähet und drischet die Lanzensaat,
die feindlich ihm drohet auf rühmlichem Pfad.

Die Schneider, die weichen ihm allzumal
mit ihren Scheeren und Nadeln;
er schneidet und sticht mit dem blutigen Stahl,
daß ihn kein Schneider kann tadeln;
doch selten nur giebt er mit Flicken sich ab,
er gräbt dem Zerschnittenen lieber ein Grab.

Ein Muſikus iſt er, und friſch und frei
läßt gern er beim Becher ſich hören;
auch weiß er, mit ſchreckendem Hurrahgeſchrei,
den luſtigſten Feind zu bethören;
beim Donner der Bomben fällt eben noch ſo
die ſtolzeſte Feſte, wie Jericho.

Der ſchlauſte, gelehrteſte Advokat,
mit ſeiner geſpitzteſten Feder,
er muß verſtummen, ſobald der Soldat
für's ſtreitige Recht zieht vom Leder;
in einer einzigen, kräftigen Schlacht
der ſchwerſte Prozeß iſt zu Ende gebracht.

Auch iſt der Soldat ein Doktor vielleicht,
wie's irgend noch einen gegeben;
dem Feind, der, fliehend, ihm glücklich entweicht,
dem läßt er Geſundheit und Leben;
doch wen er mit Säbel und Flint' attrapirt,
dem läßt er zur Ader, das heißt er: kurirt.

Auch iſt er ein trefflicher Miſſionar;
den Ruhm ſoll Keiner ihm rauben!
Die allerungläubigſte Heidenſchaar

bekehret er im Flug' oft zum Glauben:
zum Glauben an ſeine Tapferkeit
bekehrt er ſie eilig im blutigen Streit.

Triumph dann, daß ein Soldat ich bin!
Nicht weich' ich dem Höchſten an Ehre!
Frei ſtell' ich mich neben den Mächtigſten hin,
und wenn er ein Kaiſer auch wäre!
Ich kaufte mir ja, durch muthige That,
den höchſten der Titel: ein braver Soldat.

---

## Die beiden Flaſchen.

### Den Edlen Ungarns gewidmet *).

---

Glück zu, da ſtehn zwei volle Flaſchen!
Und von der einen fliegt der Pfropf
dem Nachbar, der zuerſt will naſchen,
laut knallend an den Jaunenkopf.

---

*) Geſchrieben zu Peſth in Ungarn, im September 1813.

Und weithin spritzt im vollen Saale
der brausende Champagnerwein,
daß Jung und Alt mit einem Male
im lust'gen Schreck beginnt zu schrei'n.

Jetzt wird in's spitze Glas gegossen,
und schäumend füllt es sich im Nu;
da zischt und perlt es unverdrossen,
als käm' es nimmermehr zur Ruh'.

Und leicht entzünden sich die Köpfe
vom flüchtigen Champagnergeist,
und feige Memmen, stumme Tröpfe
erhalten rasch die Stimme dreist.

Sie mögen schrei'n, sie mögen toben,
und mit dem leicht verwirrten Sinn
die Flasche voll Champagner loben:
ich gehe nach der andern hin.

Da winkt, zur höhern Festesfeier,
vom schönsten Rebenberg gesellt,
der edle, deutsche Tokayer,
das stille, doch gediegne Gold.

Er will durch Lärm ſich nicht verkünden,
er will durch leicht verſpritzten Schaum
die Köpfe flüchtig nicht entzünden,
zum ſchnell verflognen Hochmuthstraum.

Verliehn ſind ihm die ſchönern Gaben
der Nektarwürz' und geiſt'gen Kraft;
nicht blos erheitern, tröſten, laben —
uns ſtärken will der Nektarſaft.

Er zaubert von der Todespforte
den ſchwachen Kranken noch zurück,
und mahnet, ohne Schwindelworte,
an ächter Freiheit hohes Glück. —

Trinkt, alter Helden edle Söhne,
den vaterländ'ſchen Götterwein,
und hört der Völker Jammertöne,
die laut um Hülf' und Rache ſchrein!

Beſchützen muß ein edler Streiter
nicht blos den eignen theuren Herd:
der wahre Heldengeiſt ringt weiter,
und fernhin reicht ein tapfres Schwerdt.

Errungen muß mit edlem Blute
das edle Gut der Freiheit ſeyn!
Drum muß, mit hohem Heldenmuthe,
dem Kampf' ein edles Volk ſich weihn!

Erhebe dich zum heil'gen Werke,
du Volk, von altem Ruhm umglänzt!
Erhebe dich in deiner Stärke,
und ſteh' auf's neue ſiegbekränzt!

Dein angeſtammter Muth iſt Bürge:
du wirſt nicht ſchnöder Herrſchſucht Raub!
Drum, edler Adler, kämpf' und würge
den Räuber-Adler in den Staub!

Blick' auf! der langen Schmach entraffen
ſich ſchon die Völker weit und breit!
Triumph! dem Glück gerechter Waffen
ſey dieſes volle Glas geweiht!

Prophetiſch ſoll gekränzt zum Siege
die Flaſche mit Tokayer ſeyn!
Und weit hinaus zum Fenſter fliege
die Flaſche mit Champagnerwein!

## Boruſſia.

(Im November 1813.)

Ein kranker Adler, voller Wunden,
lagſt du lang' im Staube da,
fremder Tyrannei gebunden,
glückliche Boruſſia!
deines Hauptes goldne Krone
d frech beſchmutzt vom frechen Hohne!

Die ſonſt in deiner Flügel Schatten
ht in froher Sicherheit,
deinen Glanz bewundert hatten,
deiner Thaten ſich gefreut,
lle ſahn jetzt, tief bekümmert,
Prachtbau deines Glücks zertrümmert!

Doch, ob du tief auch warſt geſunken
oth und Schmach, dem Tode nah:
glänzten hell die Blitzesfunken,
it dein Auge aufwärts ſah.
Fluch der Erde hingegeben,
doch zur Sonne noch dein Streben.

Wie dich der Feſſeln Laſt auch quälte:
dein Herz blieb ſtark, dein Sinn blieb frei;
den alten, frommen Muth, ihn ſtählte
ſie ſelber dir, die Tyrannei.
Sie ſelber ſchliff den Stahl der Rache
für dein' und Deutſchlands gute Sache.

Und deines Schickſals Wink verſtehend,
der ſchnell zur That die Sehnſucht reift,
zum neuen Leben auferſtehend,
im Nu die Feſſel abgeſtreift —
ſo regſt du kräftig-ſchnell die Schwingen,
den Feind der Menſchheit zu bezwingen.

Die Völker, tief in Staub getreten,
umſtaunen dich mit bangem Blick.
Du ſchwingſt dich auf! und Alle beten
für deines kühnen Kampfes Glück;
und Berge, Ström' und Meere lauſchen
auf deiner Flügel mächt'ges Rauſchen.

Es ſind mit dir, zum Kampf' und Siege,
Verzweiflung, Rach' und Recht vereint!

Mit dir iſt Gott! Er iſt der Lüge,
der Tyrannei und Mordluſt Feind!
Das Werk der Hölle muß verſinken
vor ſeines Zorns gewalt'gem Winken.

Mit dir iſt Gott! So eilſt du muthig
zum Kampfe hin, Boruſſia!
Und nach dem Kampfe, heiß und blutig,
wie hoch und glorreich ſtehſt du da!
Das Heldenwerk iſt dir gelungen:
du haſt dich frei, dich frei gerungen!

Triumph! dir jauchzen Millionen!
Von Pol zu Pole fliegt dein Ruhm!
Triumph! die Völker aller Zonen
frohlocken deinem Heldenthum!
Und hoch erklingt des Sängers Lever
zu deiner Auferſtehungsfeier.

Nun, Phönix, neu der Aſch' entſtiegen,
geläutert durch den Flammentod,
nun magſt du freudig aufwärts fliegen!
Schon glänzt ein ſchönes Morgenroth,

und ſchöner wird ein Friedensbogen
bald ſchirmend über dir gezogen.

Wie herrlich ſtrahlt nun deine Krone!
Wie hochgefeiert ſitzt, als Held,
dein König auf der Ahnherrn Throne!
Verſchönt auf's neue iſt die Welt!
Und Friedrich ſieht vom Himmel wieder
verſöhnt auf ſeine Schöpfung nieder.

---

## Troſt beim Scheiden.

(1814.)

Schlachten-Donner iſt verklungen,
aber gift'ger Peſt-Hauch weht!
Theuer ſchon der Sieg errungen!
Und nun kommt der Tod, und mäht
noch ſo viele Lebensblüthen,
die für's Heil der Menſchheit glühten,
mäht ſie unbarmherzig ab,
für ein unverhofftes Grab!

Die ſich feſt umſchlungen hatten,
aus einander reißt er ſie!
Freunde, Brüder, Bräute, Gatten —
weh! er trennt ſie allzufrüh!
Kinder reißt er, ohn' Erbarmen,
aus der Mutter treuen Armen,
geht von Haus zu Haus, und raubt
tückiſch manch geliebtes Haupt.

Todtenklag' um Todtenklage
ſchallet zitternd durch die Luft,
denn mit jedem Glockenſchlage
welkt ein Leben für die Gruft.
Ein Geliebter nach dem andern
muß in's Reich der Schatten wandern!
Heute, Nachbar, trifft es dich,
und vielleicht ſchon morgen mich!

Nach ſo langem, bittern Jammer
möcht' ich lange mich auch freun;
und ſchon winkt zur finſtern Kammer
mich vielleicht der Tod hinein!
Nach der Knechtſchaft finſtern Stunden,

nun der Sklaverei entbunden:
Tag der Freiheit, ſollt' ich nicht
ſchaun dein helles Angeſicht?

Doch hinweg mit Furcht und Klage!
Ruft mich heut' auch noch der Tod:
ſah ich von dem ſchönen Tage
doch das ſchöne Morgenroth.
Ja, wie Simeon, mit Freuden
kann ich von der Welt nun ſcheiden,
denn ich ſah, ein neues Heil
ward ihr jüngſt im Kampf zu Theil.

Weib und Kinder, reicht die Hände,
reicht die Lippen lächelnd mir,
winkt das ernſte Lebensende
bald vielleicht mich fort von hier.
Freiheit ſah ich noch errungen!
Freiheit hab' ich noch geſungen!
Ew'ger Freiheit Morgenſtrahl
glänzet auch durch's Todesthal.

## Romanze vom großen König.

(1814.)

Es war einmal ein König
(ich weiß nicht wie, genannt),
der herrschte über nicht wenig
zusammengeflicktes Land.

Gelangt zu einer Krone,
er wußte selber nicht, wie,
stolzirt' er auf dem Throne,
als ächter Parvenu.

Zwar paßt' er zum Regieren,
wie Mancher zum Lautenschlag,
doch konnt' er präsidiren
bei jedem Lustgelag.

Er hatte dünne Waden
und einen dünnen Leib,
und that in Wein sich baden,
nicht blos zum Zeitvertreib.

Er prägte wenig Gulden,
Centimen deſto mehr;
und machte täglich Schulden,
die drückten ihn nicht ſehr.

Die armen Deutſchen ſchienen
ihm unterm Fuß nur Staub;
doch zitter' er vor ihnen
nicht ſelten, wie Eſpenlaub.

Ein Donner von Leipzig ertönte,
der rief, die Farce ſey aus;
da nahm der Held, der gekrönte,
mit ſeinen Satrapen Reißaus.

Und mancher Sänger verſuchte,
zu ſingen die luſtige Mähr,
denn wer nicht hinter ihm fluchte,
der lachte hinter ihm her.

## Romanze vom großen Kaiſer.

(1814.)

Es war einmal ein Kaiſer,
n Schelm, wer mir's nicht glaubt)
m wuchſen die Lorbeerreiſer,
e Unkraut, um das Haupt.

Mit Meilenſtiefeln ſchritt er
ropa auf und ab,
d mähte', als fleißiger Schnitter,
illionen in das Grab.

Er rüttelt' an allen Thronen,
ob ſein Amt es wär',
d thürmte prächtige Kronen
f's Haupt ſich mehr und mehr.

Stets ließ er neue Stücken
n Degen in der Fauſt)
ſeinen Mantel flicken,
d alle waren gemauſt.

Doch endlich ward die Schleppe
ein wenig gar zu lang,
das ſah man, als er die Treppe
des Kremls hinunterſprang.

Es traten die groben Koſacken
ihm immer gröber darauf!
Da wurden dem Helden die Hacken
immer länger im rühmlichen Lauf.

Die Kronen begannen zu wackeln,
trotz ſeinem Kyrieleis;
und ſtrafende Furienfackeln
verbrannten ihm den Steiß.

Wie ward der große Kaiſer
nun jämmerlich und klein!
Es ſtürzte, wie Kartenhäuſer,
ſein Thurm zu Babel ein. —

Und hat er nun die Parze
um ein verbergendes Grab?
Und holte ſein Meiſter, der Schwarze,
mit Extrapoſt ihn ab?

So hätt' es ſich ſollen begeben;
allein er war kein Thor:
er zog ein verächtliches Leben
dem rühmlichern Tode vor.

---

## An das Jahr 1816.

Gläſer in die Hand genommen!
Angeſtoßen zum Geſang!
Neues Jahr, ſey uns willkommen!
Sey gegrüßt mit Sang und Klang!

Meine du, ach du es endlich
ehrlich mit dem Heil der Welt!
Dein Herr Vorfahr hatte ſchändlich
um den Frieden uns geprellt!

Trat ſo fromm bei unſerm Gruße!
That mit Ruh' und Glück ſo greß!
Doch zu Pferde, wie zu Fuße,
ging der Teufel wieder los.

Seinem Käfig keck entſprungen
war der alte Störenfried;
und auf's Neue ward geſungen
unſer altes Jammerlied.

Daß er werde wiederkommen,
hatte Jeder nun gewußt;
und es athmete beklommen
manche, ſonſt geſunde Bruſt.

Es verging die Luſt zu ſpaſen
Manchem ſelbſt im luſt'gen Wien;
und man ſah die ſchönſten Naſen
arg ſich in die Länge ziehn.

Wild geritten, raſch gelaufen
ward nun zum erneuten Kampf!
Hu! da ging es an ein Raufen,
und da gab es Pulverdampf!

Neben vielem Schurkenblute
floß auch edlen Blutes viel;
doch verlor, mit ſeinem Hute,
Störenfried' en tout ſein Spiel.

Mögeſt du ihn feſt nun halten,
froh begrüßtes, neues Jahr,
in Helenens Felſenſpalten,
zwiſchen einer Rattenſchaar!

Große Geiſter, ei, die ſchaffen
überall ſich ihre Welt,
zwiſchen Tröpfen, zwiſchen Affen,
wo das Schickſal hin ſie ſtellt.

Laß ihn dann mit ſeinen Ratten
ſich, wie's gehn will, gütlich thun!
Uns laß, in des Oelzweigs Schatten,
endlich wieder friedlich ruhn!

Werden kalt der Lava Schlacken,
wird vergeſſen die Gefahr.
Habe nur den Schelm im Nacken
nicht, wie das vergangne Jahr!

## An Kleist von Rollendorf.

Bei seinem Besuch in Halle am 28. April 1816.

In unsern Mauern sey uns froh willkommen!
Sey hochgegrüßt, o sieggekrönter Held!
Dem hartgefühlten, fremden Joch entnommen,
dem ein Tyrann uns hatte zugesellt,
begrüßen wir, das Herz von Freud' entglommen,
dich, den der Waffen Ruhm so hoch gestellt,
und denken dankbar noch der heißen Stunden,
die, als Beschützer, hier so herrlich dich erfunden!

Der schmerzerfüllten Tage sah'n wir viel;
uns Treuen war ein hartes Loos gefallen!
Stets weit und weiter floh des Kummers Ziel!
Nur fruchtlos schien die Klage zu verhallen!
Stets blut'ger wurden unsers Geiers Krallen,
und still nur trug der Saale Wellenspiel,

ſo Thrän' als Seufzer, hin zum Elbeſtrande,
hin nach der Preußen theurem Vaterlande.

Von dorther dämmerte der Freiheit Glanz!
Da ſchüttelten wir freudig unſre Ketten!
Es flogen unſre Kinder, uns zu retten,
mit frohem Muth zum blut'gen Waffentanz,
bereit, in Gräber lieber ſich zu betten,
als heimzukehren ohne Siegeskranz.
Und zürnend nannte das der Feind Verbrechen,
und zückte ſchon das Schwerdt, um grauſam ſich zu rächen!

Da zogſt du ein mit deiner tapfen Schaar,
erſehnter Held, zu unſern offnen Thoren!
Der alten Feldmuſik Erklingen war
ein liebliches Getön in unſern Ohren!
Die alten Waffen riefen wunderbar
es uns in's Herz: „Nun ſind wir nicht verloren!“
Und was auch über uns noch mocht' ergehn:
wir hofften's, fromm ergeben, zu beſtehn.

Es brach ein Tag herein, verhängnißschwer,
voll Waffendonner und voll blut'ger Wunden!
Schon stürmte wild heran des Feindes Heer!
Der Hölle Geister schienen losgebunden!
Sie drohten uns Verderben mehr und mehr!
Du aber wurdest herrlich da erfunden,
als unser Schutz in steigender Gefahr:
da standest felsenfest mit deiner tapfern Schaar.

Die Flammensäule, die aus unsrer Mitte,
den Feind verklagend, auf zum Himmel schlug,
sie war die Fackel, die mit raschem Schritte,
um anzuleuchten deinen Siegesflug,
der Gott des Krieges dir entgegen trug,
zum Schreck für Jeden, der noch mit dir
stritte.
Im Feuer muß das Heldenschwerdt sich stählen,
das mit dem Ruhme sich auf ewig will ver-
mählen.

Ein Sühnungsopfer war des Feindes Blut,
womit du färbtest unsre stille Saale.
Viel Tapfre hatten unversöhnt geruht

ieſem ſchmachbedeckten Trauerthale!
warſt der Erſte, der voll Heldenmuth
hre Gräber trug die Opferſchaale,
hre Schatten, ungerecht verhöhnt,
Preußens neuerrungnen Ruhm verſöhnt!

So ſahn wir glorreich dich von hinnen zie-
hen,
Dank und Segenswünſche folgten dir.
weit du trugſt dein glänzendes Panier:
örten nimmer auf, für dich zu glühen;
ah'n voll Luſt, zu immer ſchön'rer Zier,
Ruhmes Kranz um deine Stirn erblühen,
den Sieg in Böhmens Thäler trugſt,
en verhaßteſten Satrapen niederſchlugſt.

eil dir, o Held! auf immer kühnern
Bahnen
du erringen unſrer Sehnſucht Ziel!
Kampf zu Kampfe flogen deine Fahnen,
s Tyrannen Thron in Staub zerfiel!
alſſt den Thron von deines Königs Ahnen
elichen im tapfern Waffenſpiel!

Du halfſt ihm wieder ſammeln ſeine Treuen!
halfſt, daß auch wir uns Sein auf's neu' erfreuen.

Und wieder ſehn wir heute jauchzend dich!
— Drei Jahre ſind's ſeit jenem heißen Tage! —
Und heut empfängt die Stadt dich wonniglich,
die du einſt fandeſt voll gerechter Klage.
Heut' öffnet jedes Herz mit Freude ſich,
und huldigt dir mit jedem frohen Schlage;
und ſtatt der Flamme, die ſo furchtbar war,
glänzt eine mildre heut' auf unſerm Dankaltar.

Sie lodert hell empor zur frommen Feier
des Tages, den du uns zum Feſttag weihſt.
Auf ewig bleibt dein Nam' uns Allen theuer!
Und wenn ein Sänger Preußens Helden preiſt,
und nennt vergnügt den edlen Namen Kleiſt,
entlockt den ſchönſten Ton der goldnen Lever,
und ſpricht begeiſtert, wie noch Keiner ſprach:
doch ſpricht er kaum, was wir empfinden, nach.

## Der Krieg *).

Wie hat der Herr so reich und schön
die Erde ausgeschmückt!
Wie weilt in Thälern, weilt auf Höhn
des Menschen Auge so entzückt!
Der ganzen, weiten Schöpfung Pracht
Verkündet Gottes Güt' und Macht.

Friede, Lieb' und Freude wohnen,
schön geschmückt mit Blumenkronen,
auch bei uns auf Erden gern;
aber wild hinweggetrieben,
fliehen, die so gern hier blieben,
hin auf einen andern Stern.

Wenn, gejagt von wilden Stürmen,
Unglückswolken schwer sich thürmen,
schwindet Phöbus goldner Schein;
und es bricht in wildem Grimme,
mit des Donners lauter Stimme,
plötzliches Verderben ein.

*) Versuch eines Textes zu einer Cantate.

Was iſt der Menſch, was iſt die Welt,
wenn nicht mit Vaterarmen,
voll Lieb' und voll Erbarmen,
der Ewige ſie trägt und hält?

---

Der Hölle ſchlimmſter Dämon iſt der Krieg!
Der wilde Sohn der finſtern Zwietracht naht
mit blut'gem Schwerdt und hochentbrannter Fackel,
auf ungezügelt wildem Roſſe jagend,
das gift'ge Gluthen ſchnaubend um ſich ſtreut!
Aus weiter Ferne kündigt dumpfer Donner
in ſeinem Grimm den Schrecklichen ſchon an!
Und alles Volk erbebt, und hebt die Hände,
um Gnade flehend, zu dem Himmel auf.

---

Herr des Himmels, hab' Erbarmen,
wenn der Höllenfürſt uns droht!
Ach, mit ſtarken Vaterarmen
ſteh uns bei, in Noth und Tod!

---

Weh' dem blut'gen Frevler, wehe,
der den böſen Dämon rief,

welcher in der Hölle ſchlief!
Wenn die finſtern Mächte walten,
wer vermag, ſie aufzuhalten?
Grimmig gehn ſie ihre Bahn,
wo ſie ſich dem Menſchen nahn!
Wer ſie lockte aus den Tiefen,
wo ſie, finſter träumend, ſchliefen,
wehe ſolchem Frevler, wehe!

---

O horch, was tönt für wildes Kriegsgeſchrei!
Es raſſeln Wagen, wiehern Roſſe ſchon!
Des Pfluges Eiſen muß zur Waffe werden!
In Heldenſpielen übt die Jugend ſich,
und brennt vor kriegeriſcher Thatenluſt!
Es ruft der ſchmetternden Trommete Klang!
Es winkt das vaterländiſche Panier!
Und dicht ſchon reihen ſich die Streiterſchaaren!

---

Winde los dich von dem Mutterherzen,
ſtarker Jüngling, und ergreif' das Schwerdt!
Achten darfſt du nicht Gefahr und Schmerzen,
willſt du ſchützen deiner Väter Heerd.

Reiße los dich von des Liebchens Munde,
und verlobe mit dem Schwerdte dich!
So verklärt, in ernster Prüfungsstunde,
edle Liebe schön und schöner sich.

Reiße los dich von dem süßen Leben,
stark und klaglos, wenn der Tod dir naht!
Wer ein Held ist, wandelt ohne Beben
auch in's Schattenreich den ernsten Pfad.

---

Was man zärtlich liebt, zu meiden,
ach, dem Herzen welche Quaal!
Thränen fließen ohne Zahl,
muß man von der Liebe scheiden.

Liebe will von Krieg nichts wissen,
nichts von wildem Waffenspiel!
Myrtenkränze sind ihr Ziel,
gern den Lorbeer will sie missen.

Stilles Glück im stillen Herzen
gilt ihr mehr, als Heldenruhm;

ihres Friedens Heiligthum
mag ſie nimmer ſich verſcherzen.

---

Recht und Freiheit in Gefahr:
muß der Streiter edle Schaar,
minder achtend Lieb' und Leben,
nur nach einem Ziele ſtreben!
Nichts von Ruhe, nichts von Küſſen
will der Heldenjüngling wiſſen!
will nur auf des Ruhmes Bahn
ſchwer errungne Kränz' empfahn.

---

Schon nah' und näher tönt das Klaggeſchrei
der Armen, die vom friedlich ſtillen Heerd
ergrimmter Feinde wilde Raubſucht trieb!
Zertreten wird der Felder ſchöne Saat!
Der Reichthum ganzer Heerden wird entführt!
In Flammen lodert Hütt' an Hütte auf!
Geſchändet werden Tempel und Altäre!
Und ſchmählich wird die Unſchuld ſelbſt gemordet!

---

Rächer des Frevels, vernichtende Blitze,
ſtürzet herab auf der Schuldigen Haupt!

Richter, auf Seraph-umgebenem Sitze,
richt' auch den Frevel, mit Lorbeer umlaubt!
Laut ihn verklagend,
zitternd und zagend,
weinet die Unſchuld zum Himmel empor!
Leih' ihr, o Richter, ein gnädiglich Ohr!

---

Ha, immer frecher dringt der Feind heran!
Nun, Heldenjugend, ſey ihm eine Mauer,
an der er ſich die trotz'ge Stirn zerbricht!
Nun ſchwinge hoch das Schwerdt, das rächende!
Nun zeige dich des Vaterlandes würdig,
das liebetreu dich pflegte und erzog!
Nun zahl' ihm jeder gute, tapfre Sohn,
mit Feindesblut, die heil'ge Schuld zurück!

---

Für's Vaterland
das Schwerdt zur Hand!
Für Recht und Freiheit gefochten!
Wer unverzagt
mit Gott es wagt,
zu helfen dem Unterjochten,
dem wird ein Kranz,

von schönerm Glanz
als Gold, um die Stirne geflochten.

Ob auch der Tod
gar furchtbar droht
mit tausend grimmigen Blicken:
doch läßt sein Ziel
im Waffenspiel
der Held sich nimmer verrücken.
Und nimmt das Grab
sein Schwerdt ihm ab:
wird Liebe mit Blumen es schmücken.

---

Ein' feste Burg ist unser Gott,
ein' gute Wehr und Waffen;
er hilft uns frei aus aller Noth,
die uns jetzt hat betroffen.
Der alte, böse Feind
mit Ernst er es jetzt meint,
groß' Macht und viele List,
sein' grausam' Rüstung ist;
auf Erd'n ist nicht sein'sgleichen.

Mit unſrer Macht iſt nichts gethan,
wir ſind gar bald verloren;
doch ſtreit't für uns der rechte Mann,
den Gott hat ſelbſt erkoren.
Du fragſt, wer er iſt?
Er heißet Jeſus Chriſt,
der Herre Zebaoth,
und iſt kein andrer Gott:
das Feld muß er behalten.

---

Gottes Auge wacht!
Muthig in die Schlacht!
Wackre Kampfgenoſſen,
fechtet unverdroſſen!
Achtet nicht des Kampfes Schweiß!
Wär's auch noch ſo blutig:
kämpft nur treu und muthig!
Groß und herrlich iſt der Preis.

---

Recht und Freiheit zu retten,
brechen wir ſchmähliche Ketten!
Wehen die Fahnen voran:

folgen wir Mann bei Mann!
Freudigen Muth zu beweiſen,
ſchwingen wir höher das Eiſen,
blitzend in nerviger Fauſt,
daß es hernieder
in die feindlichen Glieder,
wie vom Himmel geſchleudert, ſauſt. —
Ha, es entfaltet
immer wilder, in blutiger Pracht,
ſich die verderbende, rettende Schlacht!
Heil uns! es waltet
über den Sternen ein mächtiger Geiſt,
welcher in uns ſich mächtig beweiſt!
Weiter und weiter,
herrliche Streiter!
Flieget, wie Sturmwind, ſchnaubende Roſſe!
Lauter und lauter donnert, Geſchoſſe!
Poſaunen, ertlingt!
Triumph! es gelingt!
Der Fels iſt erſtiegen!
Wir ſiegen! wir ſiegen!
Mit uns iſt Gott! Halleluja!
Viktoria! Viktoria!

Fallt nieder andachtvoll,
mit wonniglichem Beben!
Bringt ihm des Dankes Zoll,
der uns den Sieg gegeben!
Gott ſtand mit ſeiner Macht
uns hart Bedrängten bei:
So haben wir's vollbracht!
So kämpften wir uns frei!

---

Doch weich Gewimmer, welcher Jammer tönt
in unſern frommen Sieg- und Lobgeſang!
O horch! vom blut'gen Schlachtfeld ſteigt es auf,
das laut verklagend ſchmerzliche Geſchrei,
und ſeiner Erndte freut ſich frech der Tod!

---

Die eben noch den Feind erſchreckt,
ſie ſanken plötzlich, blutbedeckt,
im ſieggekrönten Waffenſpiele!
Ihr tapfern Helden in der Schlacht,
was ſchlaft ihr ſchon? Erwacht! erwacht!
Es grünt für euch der Kranz am Ziele.

---

Wie ſchmerzlich theuer iſt der Sieg erkauft!
Wie iſt mit Leichen und mit Sterbenden
das Blutgefilde weit umher bedeckt!
Da liegt ſie, ſchnell zerknickt, der Menſchheit Blüthe,
der Eltern Stolz, der Freund' und Bräute Luſt!
Die ſchönen Leben, die der Mütter Liebe
in tauſend bang durchwachten Nächten pflegte,
da liegen ſie, vom raſchen Tod' ereilt,
wie Halme, die des Schnitters Senſe traf!

---

Keiner Liebe laute Klagen
rühren der Entſchlafnen Ohr!
Wollt ihr nimmer wieder ſchlagen,
Herzen, die ſich Lieb' erkor?

Oeffnen wollt ihr euch nicht wieder,
Augen, ſonſt ſo freudehell?
Ach, ſo fließ' auf's Blutfeld nieder,
bittrer Schmerzensthränen-Quell!

---

Ein rauhes Sterbelager iſt
das Schlachtfeld! keine Lippe küßt

zum Lebewohl des Dulders Wange!
Kein Prieſter ſpricht ihm Tröſtung zu!
Beſtattet wird ſein Leib zur Ruh
mit keinem frommen Grabgeſange!

Drum, ihr frommen Prieſter, tretet
an den Hochaltar, und betet
für die Seelenruh der Todten,
die dem Feind' ihr Leben boten!
Zündet an die ſtillen Kerzen!
Laßt die Todtenklag' erſchallen
in des Domes düſtern Hallen!
Weinet aus die frommen Schmerzen
um die edlen Heldenherzen,
auch für uns im Kampf gefallen!

---

Ihr, die des Todes Eiſen traf,
ſchlaft ruhig euren Todesſchlaf!
Geheiligt iſt durch euer Blut
der [illegible]auhe [illegible]en, wo ihr ruht.

Ein Thränenopfer bringen wir
Voll Wehmuth und voll Andacht hier,
und flehen zu des Höchſten Thron
für euch um ew'gen, reichen Lohn.

Umfängt euch auch des Grabes Nacht:
was ihr erzielt, was ihr vollbracht
auf Erden hier, im Himmel dort,
wird's Früchte bringen fort und fort.

---

Der Himmel selber weint, es träufelt sanft
ein milder Regen auf die Gräber nieder;
und ihren dunkeln Trauermantel breitet
die stille Nacht hin über's Todtenfeld.
Wie Geisterlispeln, weht des Windes Fittig,
und traurig schlägt die Nachtigall ihr Lied.
Doch sieh! da tritt der Vollmond hell hervor!
Nun spannt sich, auf dem düstern Nachtgewölk,
ein mildumflorter Regenbogen aus,
als eine stille Friedensschrift von Gott.

„Friede! Friede!" säuselt es von oben,
sanft, wie Engelharfenton, herab;
und es zittert freudig Grab an Grab,
wie von sanftem Herzenschlag gehoben.

---

Und ist die Nacht mit ihren heil'gen Schauern
hinweggezogen von der wüsten Flur:

ſo grüßen froh ſich Lerch' und Morgenroth.
Des Tages Königin beſteigt den Thron,
und ſendet Strahlen warmer Liebe nieder
auch auf das weite, kalte Todtenfeld.
Und Halm an Halm entkeimt dem blut'gen Beben,
bis eine grüne Decke, bunt geſtickt
mit tauſend ſchönen, immer ſchönern Blumen,
ſich freundlich über alle Gräber breitet.

Und die Blumen lächeln Frieden, Troſt und Ruh,
friſch und freudig blühend, dem Betrübten zu.
Und im frommen, dankerfüllten Liede,
das von tauſend Stimmen wiedertönt,
wird geprieſen der errungne Friede,
der den tiefgefühlten Schmerz verſöhnt.
Bis hinauf zum Himmel ſchallt's im Jubellliede:
„Sey geſegnet, ſchönes Himmelskind, o Friede!"

---

Lobſinget dem Frieden! Er führet zurück
die Freude, die Liebe und jegliches Glück!

## Die Flüchtlinge über's Meer.
(September 1830.)

Floh einst mit seiner tapfern Schaar
ein edler Guelphe über's Meer!
Im Fliehen auch geehret noch war
der Guelphe und sein Heer.

Ihm huldigte der Wellen Tanz;
sie trugen stolz sein Schiff davon;
und preisend reicht' ihm einen Kranz
das stolze Albion. —

Doch jetzt, wie brauſt und tobt's! Was schlägt
das Meer für Wellen, hoch und wild!
Es ist der Flüchtling, den es trägt,
des finstern Unmuths Bild!

Er flieht, ein halber Stephanus,
das alte, angestammte Land!
Er flieht, ohn' einen Abschiedskuß!
Sein altes Schloß in Brand!

Das Meer erbauſt in wildem Groll!
Es ſchwebt, als ſchwarzes Leichentuch,
der Himmel drüber, grauſenvoll;
und fernher tönt's, wie Fluch!

Böſ' iſt die Frucht von böſer Saat!
Nicht eint ſich mehr, was ſo zerriß!
Wer Pflicht und Recht mit Füßen trat,
den faßt die Nemeſis!

## Dritte Abtheilung.

# Gelegenheitsgedichte.

## An künftige Bewohner von Giebichenstein*).

(1 8 2 0.)

Die ihr, vielleicht nach hundert Jahren,
ies Blatt erblickt, seyd froh gegrüßt!
Der Thurmknopf mög' es treu bewahren,
o lange man noch Deutsch hier liest!

Wenn auch die Menschen untergehen,
ebt doch die Menschheit fröhlich fort;
nd weit hinaus bleibt oft bestehen
es längst begrabnen Sängers Wort.

Der dieses schrieb, sah ernste Zeiten,
ah manches wechselnde Geschick

*) Bei Gelegenheit eines Baues an dem Kirchthurme, in den neu aufgesetzten Kirchthurmknopf gelegt.

in blut'ger Schlacht vorüber ſchreiten,
vor ſeinem oft getrübten Blick.

Er ſah die Thorheit, ſah die Sünde
in mancher ſchimmernden Geſtalt,
ſah blinden Wahnes Nebelbinde
das Aug' umziehn bei Jung und Alt.

Doch ſah er auch den Tag der Rache
für langen, ungerechten Krieg,
ſah endlich der gerechten Sache
von Gott verliehn den ſchönſten Sieg.

Er ſah die Menſchheit vorwärts ſchreiten
auf immer hellrer, höhrer Bahn,
um mehr und mehr, im Lauf der Zeiten,
dem höchſten Ziele ſich zu nahn.

Er lernte, daß die meiſten Schmerzen
der ſchwache Menſch ſich ſelber ſchafft,
und daß er in dem freien Herzen
ſein Glück muß bau'n mit eigner Kraft.

Er fühlte, daß die reinſten Freuden
uns blühn am Buſen der Natur,

und wählt', um von der Stadt zu ſcheiden,
zum Wohnſitz dieſe heitre Flur.

An dieſem Ziele langen Strebens,
mit Weib und Kindern froh vereint,
der angebrochne Herbſt des Lebens
ihm heiter, wie ein Lenz, erſcheint.

So möcht' er gern noch tauſend Jahre
des weitern Weltlaufs Zeuge ſeyn,
und willig tränk' er, bis zur Bahre,
dann auch noch tauſend Eimer Wein!

Doch ſchaut er ſeinem Abendſterne
entgegen mit gefaßtem Sinn,
und grüßt vergnügt, in weite Ferne,
nach künftigen Geſchlechtern hin.

Er wünſcht, daß Alle, die dies leſen,
zufriednen Herzens mögen ſeyn,
wie er, da er es ſchrieb, geweſen,
in ſeinem Hauſe ſtill und klein.

Er wünſcht, daß Sonnenſchein und Regen
nie fehlen hier zur rechten Zeit,

daß Jedermann mit reichem Segen
im Hauſ' und Hofe werd' erfreut.

Er wünſcht und hofft, daß auf der Erde,
und zwar in möglichſt kurzer Friſt,
ſo Manches immer beſſer werde,
was jetzt nicht ſehr zu loben iſt.

Doch wenn die künft'gen, klugen Leute
einſt hoch auf unſern Schultern ſtehn:
ſo mögen ſie auf uns von heute
nicht gar zu ſtolz herunter ſehn!

Sie mögen nach dem Beſſern trachten,
das Schlechte tadeln ungeſcheut,
doch ohne Vorurtheil auch achten
das Gute einer frühern Zeit!

In Ehren bleibe alte Tugend,
und jede Sitte ſey geübt,
die, wie das Alter, ſo die Jugend,
vor Gott und Menſchen macht beliebt.

Und gnädig möge Gott beſchützen
dies alte, ihm geweihte Haus!

Und ewig mög' es Jedem nützen,
der betend hier geht ein und aus.

---

## An
## die Prinzessin Elisabeth von Baiern

bei ihrer Reise durch **Halle**, am 26. Nov. 1823.
zur Vermählung mit dem Kronprinzen
von Preußen.

---

Erhabne Königstochter, sey gegrüßt!
Sey hochgegrüßt in unsern alten Mauern,
an denen hin die heitre Saale fließt,
in denen nicht Verrath, nicht Falschheit lauern!

Es bringt die rege Fluth der Saale dir,
aus deines Vaterlandes schönen Gauen,
die letzten Grüß' und Segenswünsche hier,
und mahnt dich, rückwärts noch einmal zu
schauen.

Sie fließt daher, ein großes Silberband,
um mit einander friedlich zu verbinden

dein altes und dein neues Vaterland,
und Liebe dir im neuen zu verkünden.

Sie winkt zur Elbe breitem Strom dich hin,
der freudig dir entgegen ſcheint zu ſtreben,
weil Schweſtergrüße, mit vergnügtem Sinn,
für dich auf jeder ſeiner Wellen ſchweben.

Doch weiter fort noch zieht dich dein Geſchick!
Hin nach der ſtolzen Sprea ſollſt du eilen!
Dort wartet dein des Lebens Silberblick!
Dort wirſt du in dem Arm der Liebe weilen!

Ein neuer Vater grüßt vom Königsthron
*als Tochter dich, in deinem Myrtenkranze!*
Und freudig führt ein hoher Königsſohn
dich zu des ſchönſten Feſtes Fackeltanze! —

Wie huld'gen unſre Herzen dir ſo gern!
Es ſchaut Luiſe ſegnend auf dich nieder!
Die uns zu früh entführt ein ſchönrer Stern,
die ſchenkt in dir ein guter Gott uns wieder.

## An
## Herrn Hofrath Schütz,
den Chorführer ſcharfer Kritiker, zu ſeinem Jubelfeſte am 21. März 1818.

(Im Namen der ſchlechten Büchermacher A bis Z.)

---

Der du, zur Plage uns erſchaffen,
ſeit langen Jahren, ohne Ruh' und Raſt,
mit ewig ſcharfen Recenſentenwaffen
uns unbarmherzig oft gezüchtigt haſt,
ſag' an: — wir fragen dich mit Beben —
du willſt wohl ewig jung ſeyn, ewig leben?!

Seit funfzig Jahren ſchon der Weisheit Meiſter,
behaupteſt du noch immer deinen Platz,
ja diſputirſt mit Tod und Krankheit immer dreiſter
um deines Lebens oft beſtrittnen Satz!
Und ob du jedes Ziel auch träfeſt ohne Gleichen:
magſt du des Lebens Ziel doch immer nicht erreichen!

Sind unerſchöpflich denn die Goldesadern
in deines Geiſtes ungemeßnem Schacht?
Und willſt du ewig mit der Armuth hadern,
die gern, ſtatt guter, ſchlechte Bücher macht?
Und wirſt du nie die Luſt verlieren
an Hieb und Stich beim Recenſiren?

Wir pflegten ſonſt uns oft an deinem Witz zu rächen
durch zornentbrannte Anticritica;
allein es war ein theures Sylbenſtechen,
wobei man dich uns nur verlachen ſah:
drum ließen wir's, und hielten für das Beſte,
im Sturmſchritt dir zu nahn beim heut'gen Jubelfeſte.

Wohl mögen dieſes Tag's ſich deine Freunde freuen;
doch während alle Welt wer weiß wie lieb dich hat,
und während noch ſo Viel' ihr luſt'ges Vivat ſchreien,
zuckt auf den Lippen uns ein bittres Pereat!

Wir fürchten nur, es werd' uns nicht gelingen,
mit unſern Stimmen durchzudringen!

Und wohlbedacht: was hülf' uns auch dein Sterben?
Wir blieben mindeſtens ſo ſterblich doch, wie du;
wir würden deinen Geiſt nicht erben,
und hätten dann vor dir auch jenſeits keine Ruh',
indem wir hoffentlich auch über Sonn' und Sternen
das Büchermachen nicht verlernen.

Drum lebe nur! und feire goldne Feſte,
ja diamantne, immer froh und friſch!
Und prüfe ferner mit Geſchmack das Beſte
am Arbeits-, wie am Trink- und Speiſetiſch!
Du ſiehſt, man muß, auch bei der Luſt zu ſchmollen,
wir nolens volens heut' ein lautes Vivat zollen.

---

## An
## Herrn Kanzler Niemeyer,
### den Pädagogen und Moraliſten. Zu ſeinem Jubelfeſte am 18. April 1827.

(Im Namen der Taugenichtſe A bis Z.)

---

Damit dem großen Parlamente,
das lauter Huldigungs-Adreſſen dir votirt,
das eben jetzt, im dolce far' niente,
zu deinen Ehren rite pokulirt —
damit auch dem die dreiſte Kehle
der Oppoſition nicht fehle,
die laut genug iſt da und dort:
erbitten wir uns auch das Wort.

Wir nemlich, die wir nichts geworden,
als Ritter von dem Taugnichts-Orden,
der ſeine Sach' auf nichts geſtellt
in dieſer und in jener Welt,
wir können's länger nicht ertragen,
das laute Lob, das du empfah'n,
und müſſen's in's Geſicht dir ſagen,
was du für Unbill uns gethan!

Du, ſonſt von aller Welt geprieſen
als liberaler Menſchenfreund,
haſt gegen uns dich ſtets erwieſen,
in Red' und That, als unſer Feind!
Zwar konnteſt du mit deinen Lehren,
durch Mund und Feder ausgeſtreut,
nicht jeden jungen Fant bekehren,
der unſerm Orden ſich geweiht;
doch Mancher, ganz bei uns ſchon zünftig,
ward untreu uns durch dich gemacht,
ward plötzlich ſo verdammt vernünftig,
als hätt' er nie mit uns Geſetz und Pflicht verlacht!

So wiſſe dann, du Antipode,
du Feind von uns und unſerm Thun:
wir Andern wollen, bis zum Tode,
dir trotzen, ohne Raſt und Ruh'n!
Wir haſſen deine Pädagogik,
wie deine chriſtliche Moral,
und haben unſre eigne Logik,
und unſer eignes Ideal. —
Wo gäb's ein Land, wo wir nicht wären?
Und feiert man auch uns zu Ehren

nicht Jubelfeste, so wie dir:
auf eigne Hand doch jubeln wir.
Gern säßen wir auf hohen Pferden,
doch da uns Friedrich Wilhelm nicht
läßt Ober-Präsidenten werden:
so thun wir darauf still Verzicht.
Wir könnten über Manches klagen;
doch kümmert uns kein Preßgesetz:
genirt, bei unsern Lustgelagen,
uns nur kein Trink- und Eßgesetz.
Es wird von uns, in manchem Lande,
wohl manche Pfründen-Stuf' erklimmt,
bei der man es mit Sünd' und Schande
so sehr genau nicht eben nimmt.
Und ehe wir von hinnen fahren,
dicht vor dem Thor der Ewigkeit,
ist's, in den letzten Jammerjahren,
zur Frömmelei noch immer Zeit.

Doch feierlich sey dir geschworen:
von deinen Enkeln, groß und klein,
soll Keiner je von uns erkoren
zum Mitglied' unsers Ordens seyn!
Denn nimmer mag ein Bund bestehen,

auf deiner und auf unſrer Bahn;
wo wir, beſchämt, bergunter gehen,
gehſt du, zu Glück und Ruhm, bergan!

---

## Lied.

### Bei Ueberreichung eines Punſchnapfes

geſungen in der Montagsgeſellſchaft am 23. April 1827.

---

Verſchwunden iſt das Biſchofs-Paar *),
das jüngſt mit uns noch fröhlich war,
im großen Jubel-Kreiſe;
und ſchwerlich macht ein Kardinal,
zu einem Ketzer-Prinzipal,
hieher die weite Reiſe.

Drum Kardinal und Biſchof nicht,
ſo viel auch ſonſt für Beide ſpricht,
ſoll dieſe Schaale weihen!

---

*) Die Herren Biſchöfe Sylert und Weſtermeier waren bei dem Jubelfeſte am 18. April gegenwärtig geweſen.

Sie iſt für unſern Cancellar,
der gern, auch noch im Jubel-Jahr,
mit Frohen ſich mag freuen.

Und er, wenn ihm ein Gaſtmahl winkt,
ein Gläschen Punſch am liebſten trinkt,
in ſeiner Freunde Mitte:
drum ward ihm hier auch Punſch gebraut,
und ein Geſang ertönet laut,
nach alter, guter Sitte.

So möge ihm, dem Theuren, dann,
dem man zu viel nicht wünſchen kann,
der Punſch auch ferner munden!
Und dieſer lang' vereinte Kreis
erlebe ſelber den Beweis
in künft'gen, frohen Stunden!

Du Schaale, ſeinem Dienſt geweiht,
dien' ihm, in treuer Dienſtbarkeit,
bei frohem Gläſerklange!
Zur Freud' erwärm' ihm ſtets das Blut,
und kräft'ge ſeinen Lebensmuth
noch lange, lange, lange!

## Vierte Abtheilung.

# Epiſch.

# Die Wette.

(1806.)

Es leben die Weiber! es leb' ihr Genie!
Die Männer — ei freilich! — ſind Herren der Erde;
allein mit all' ihrer Philoſophie
und ihrer ſtolzen Herrſchergebehrde
verfehlen ſie oft ihr ernſtlichſtes Ziel;
die Herrſcher werden zu Unterthanen;
und, ohne daß Weiſe und Narren es ahnen,
treibt weibliche Liſt mit ihnen ihr Spiel.

Auch fern, im ärmſten, arabiſchen Thale,
verläugnen die Weiber ihre Natur
ſo wenig, als auf der üppigſten Flur
am Ufer der Seine, der Themſ' und der Saale;

ja die Sclavin im kleinſten, arabiſchen Zelt
überwände vielleicht in der chriſtlichen Welt
durch ihren Pantoffel ſo gut eine Krone,
als die vornehmſte Dam' auf dem prächtigſten Throne.
Wie man ſagt, beſchleicht indeſſen auch dort
oft Langeweile die glücklichſten Ehen;
man gähnt, wie bei uns, und gähnt ſie nicht fort,
und da hilft man ſich dann durch ein Spiel und ein Wort,
wobei oft die Zeit ſoll im Fluge vergehen.

Hier denkt wohl Mancher an Paroli,
an Paſch und Trick, an Trumpf und Spadille,
und das Abrakadabra der alten Magie?
Und Mancher beſeufzt manch Schlemm und Codille
noch jetzt wohl mit einem leiſen „O weh!“
Doch falſch gerathen! — Diadeſté,
dies iſt das Wort, das zu jeder Stunde
mit ſeinem ſcherzhaft-melodiſchen Klang
oft ganze Tage, ja Wochen lang,

die muntern Araber führen im Munde.
Man treibt zur Kurzweil nemlich das Spiel,
daß man wettet, auch nicht einen Pappenſtiel
von ſeinem Gegner nehmen zu wollen,
ohn' ihm ein „Diadeſté“ zu zollen.
Wenn Hänschen zum Beiſpiel auch noch ſo verliebt
dem zärtlichen Gretchen ein Küßchen giebt:
ſo muß ſie „Diadeſté“ zu ihm ſagen;
und giebt ſie dann ihm einen Backenſtreich,
und der Narr ſagt „Diadeſté“ nicht ſogleich,
und fängt etwa an, über Grobheit zu klagen:
ſo hat er ſich um die Wette gebracht,
muß bezahlen, und wird noch ausgelacht. —

Man ſpare hier jedes kritiſche Aber,
und ſchelte das nicht ein geiſtloſes Spiel!
Es haben nun einmal die armen Araber
an Geiſt und geiſtvollen Spielen nicht viel,
und ſtehn noch ſo tief auf der Bildung Stufen,
daß ihre Mädchen und Stutzerlein
noch lange nicht können küſſend rufen:
„Ich ſtehe auf einem breiten Stein,
„und wer mich lieb hat, hole mich heim.“

Doch brachten's in ſolchen witzigen Spielen
bis jetzt die Araber auch noch nicht weit:
ſo ſtrebten ſie doch, ſchon ſeit langer Zeit,
mitunter nach äußerſt erhabenen Zielen,
ſuchten weiſe zu werden mit Haut und Haar,
und ſchrieben deshalb dicke Bücher ſogar.
O nennt' ein arabiſcher Meuſel die Namen
von allen arabiſchen Weiſen uns doch!
Beſonders von Einem — er lebt vielleicht
noch —
der, weiland, als Ritter im Dienſte der Damen,
gar manche, wicht'ge Erfahrung gemacht,
und dann, nach plötzlicher, weiſer Bekehrung,
zu ſeiner und zu der Nachwelt Belehrung,
den herrlichſten Schatz zu Papiere gebracht!
Sein Buch war von den Künſten und Ränken
der Weiber ein langer Katalogus,
war voll von harmloſen, luſtigen Schwänken,
enthielt aber auch manche harte Nuß,
die dem Weiſen einſt ſchwer zu knacken geweſen.
Nun trug er ſein Werk ſtets mit ſich herum,
und trug ſich daran den Rücken faſt krumm,
es immer von neuem mit Andacht zu leſen,

ſo oft es ihm ſchicklich und nöthig ſchien,
um, wie irgend ein Philoſoph in Berlin,
in Conſtantinopel, Peking und Halle,
bei jedem bedenklichen, kitzlichen Falle,
mit Weisheit und Stärke gerüſtet zu ſeyn,
und ungeſtört ſich der Tugend zu weihn. —
Mit ernſten Mienen und langſamen Schritten
auf's Transſcendentale gerichtet den Sinn —
ging dieſer fromme Scribent einſt mitten
durch ein arabiſches Lager hin.
Da grüßt ihn freundlich, aus ſchattigem Zelte,
ein muntres Weib, und ladet ihn ein,
auf ein Weilchen, zum Ausruhn, ihr Gaſt zu ſeyn.
Er nahm, mit ächt philoſophiſcher Kälte,
die dankenswerthe Höflichkeit an;
doch als er auf ſein Syſtem ſich beſann,
und nun ſah die ſchelmiſchen Blicke des Weibes,
und dieſen und jenen Contour ihres Leibes,
und den Teppich, die Polſter, das einſame Zelt,
ſeiner Weisheit und ſeinem noch warmen Blute
ſo verführeriſch gegenüber geſtellt:

da ward ihm plötzlich ſo närriſch zu Muthe,
wie manchem Weiſen zu Muthe wohl wird,
der ſich von Delphi nach Paphos verirrt.
Doch zwei Augenblicke nur braucht' er zu ſinnen:
ſo wußt' er, auch ohne ſchimpfliche Flucht,
ein Mittel, der nahen Gefahr zu entrinnen.
Sein Buch, ſein Buch, die herrliche Frucht
von ſeiner Erfahrung und ſeinen Talenten,
dies Gold aufwiegende Kapital,
das ſchon ſich verzinſet mit tauſend Procenten,
das ſollt' ihn retten auch dieſes Mal.
Er öffnet es raſch; und ohne zu wagen,
die Augen davon wieder aufzuſchlagen
nach der Hexe, die gegenüber ihm ſaß,
begann er zu leſen, und las und las,
als wollt' er, mit allen Citaten-Sternen,
den dicken Quartanten auswendig lernen.
Beſpöttle mir Niemand des Weiſen Verſuch,
zur Verbannung des mächtigſten aller Götter
zu Hülfe zu rufen ein todtes Buch!
Verſucht es nur ernſtlich, ihr gottloſen Spötter,
ſobald eine ſolche Gefahr euch naht,

wie meinem Weiſen, recht tapfer zu leſen;
und wär't ihr ſchon nah eurem Falle geweſen:
ihr werdet es ſehn, das Recept iſt probat.
Mein Gut und Blut ſey dafür euch verpfändet:
es ſchützt euch unfehlbar vor Amors Liſt,
wenn ihr weislich davon nur kein Auge ver-
wendet,
bis alle Gefahr vorüber iſt.

Denn, freilich, wenn man im Leſen ſich
ſtören
durch etwas läßt, iſt's ein anderes Ding!
Dann kann man verſpielen! — Ihr ſollt es
hören,
wie ſchlimm es daher meinem Weiſen auch ging.
Er hätte ſollen kein Wörtchen erwiedern,
und keines von ſeinen Augenliedern
im mindeſten heben, als ihn das Weib
befragte um ſeinen Zeitvertreib:
dann wär' ſeine Weisheit bei Ehren geblieben.
Allein er vergaß Syſtem und Gefahr,
beäugelt' auf's neue die böſe Sieben,
die, leider! nur allzu reizend war,

und ſuchte ſie dadurch abzuſchrecken
von ihrer verführenden Fragerei,
daß er offenherzig begann zu entdecken,
was der Inhalt des dicken Quartanten ſey.
Doch ſtatt zu verſtummen nach ſolchem Schlage,
that nur die muntre, geſchwätzige Frau,
mit Mienen und Blicken ſo freundlich als ſchlau,
die doppelt' und dreifache Gegenfrage,
wer ihm verbürge, daß ſein Quartant,
wie er behauptet, auch Alles enthalte,
was weibliche Liſt an Künſten erfand —
ob dieſe nicht immer noch mehr ſich entfalte,
und täglich neu und anders geſtalte —
und ob ihn daher ſelbſt ein Foliant,
und wenn er auch tauſend Centner wöge,
vor neuen Gefahren zu ſchützen vermöge?!

Jetzt galt es die Ehre ſeines Buchs
und ſeines begonnenen Leſe-Verſuchs:
drum that unſer Weiſer, mit lebhafter Hitze,
zu ſeiner Vertheidigung Schwur auf Schwur,
fand aber an dem natürlichen Witze
der Dame zu vielen Widerſtand nur.

Sie ließ durch keinen Ernſt ſich erſchrecken,
und wußt' ihren Gegner ſo reizend zu necken,
daß allmählich ihr unterhaltender Streit
ſich wandelt' in frohe Vertraulichkeit.
Das Buch, mit allen ſeinen Citaten,
war bald in Vergeſſenheit kläglich gerathen,
und endlich — o daß ich's erzählen muß! —
ach, endlich flehte und kämpfte mein Weiſer
auf ſeinen Knieen — um einen Kuß!
Die ſchöne Frau widerſprach immer leiſer,
und wer weiß, wieviele Küſſe, zum Hohn
der Tugend, ſich hätte der Kämpfer errungen,
wär's nur mit einem ihm erſt gelungen! —
Allein es nahet ſein Retter ſich ſchon.
Die Dame fährt auf mit ängſtlichem Ton.
der ſchrecklich dem Lüſternen gellt in die Ohren.
„O weh uns!“ ruft ſie, „wir ſind verloren!
„Da kommt mein eiferſüchtiger Mann!
„Er wird in der Wuth uns Beide durchbohren,
„denn ſicher ſieht er für Frevler uns an!“

„O weh mir!“ beginnt der Weiſe zu
ſchreien —

„Fluch über die weiblichen Buhlereien!
„Ach großer Prophet! ach rette nur mich,
„damit ich mich ferner der Tugend kann weihen!“

Ein Augenblickchen beſinnet ſich
die Frau; dann ſpricht ſie: „Verkrieche dich
„in dieſen Kaſten, ſo biſt du gerettet!“
Und folgſam, als würd' er auf Roſen gebettet,
verſteckt er ſich und ſein Buch, und im Nu
ſchließt über ihm der Deckel ſich zu.

Raſch geht nun die Frau ihrem Manne entgegen.
„Ach!“ ruft ſie, „du kommſt zur rechten Zeit!
„Ich kann vor Schrecken kein Glied mehr regen!
„Ein Frevler hat unſer Zelt entweiht;
„ein Thor, der, weil er ein Buch geſchrieben,
„das tauſend Weiberränke enthält,
„ſich ſtolz in die Reihe der Weiſen ſtellt,
„und doch von toller Verliebtheit getrieben,
„ein ehrliches Weib, wie ein Scheim, überfällt!“ —

Wie begann dem Gefangnen das Herz da zu klopfen!
Um laut nicht zu thun den verzweifeltſten Fluch,
verbiß er ſich feſt in ſein troſtleeres Buch,
auf welches, in immer größeren Tropfen,
ſein trauriger Angſtſchweiß niederrann.
Doch draußen der eiferſüchtige Mann
griff wild nach dem Dolche, den Frevel zu rächen.
Sein ſchnaubender Athem, ſein Blick voll Gluth
verkündigten ſeine ſteigende Wuth.
„Ha!“ rief er, „wo find' ich den Frevler, den Frechen?
„Ich mord' ihn, ſo wahr ich dein Gatte bin!“

„Er hat ſich in dieſen Kaſten verkrochen,“
erwiedert die Frau, mit gefühlloſem Sinn;
und als ſie die ſchrecklichen Worte geſprochen,
da reicht ſie dem Manne die Schlüſſel hin.
Doch kaum, als dieſer, mit wildem Grimme,
zum nahen Ziele richtet den Lauf:
ſo ſchlägt ſie das tollſte Gelächter auf,

und ruft mit triumphirender Stimme:
„Du haſt nicht Diabeſté geſagt,
„und doch den Schlüſſel von mir genommen!
„Den Augenblick hier zur Stelle gekommen,
„und die Wette bezahlt, die du geſtern gewagt!“

Der Mann, überraſcht und zu Stein faſt geworden,
vergaß den Kaſten, vergaß zu ermorden,
ſtand wie ein erwachter Nachtwandler da,
der nicht begreift, was mit ihm geſchah.
Dann ſprach er, beſchämt, nach kurzem Beſinnen:
„Das ſoll meine letzte Wette auch ſeyn!
„Du könnteſt mich endlich als Sclaven gewinnen,
„und todt dabei ärgern noch obenein.“
Er zahlte geduldig, was er verloren;
doch, ſtatt des Dankes, durch Spott noch geplagt,
entfloh er, mit zugehaltenen Ohren,
als würd' er von böſen Geiſtern gejagt.

Nun helfe den faſt geſtorbenen Weiſen
aus ſeinem Kaſten die Frau heraus.

„Zieh,“ sprach sie, „deine Stirn nicht so kraus!
„Du kannst ja nun frei durch die Welt wieder reisen,
„um allen Weibern dein Buch zu preisen.
„Doch wird ein Blatt wohl hinein noch geklebt,
„für das Späschen, das du so eben erlebt?“ —

Der Weise, nachdem er von seinen Füßen
den Staub geschüttelt, verließ das Zelt;
und ohne die Frau zum Abschied zu grüßen,
entfloh er hinaus in die weite Welt.

Wer weiß mir zu sagen, wo er geblieben?
Ach, hat er noch mehr, ohne Ruh' und Rast,
sich unter den Weibern umhergetrieben,
und was sie erlisteten, immer beschrieben:
dann ist der Arme — so fürcht' ich fast —
erdrückt von seiner Papiere Last.

# Treue bis in's Grab.

(1798.)

Im Sarge ſchon verſchloſſen
lag Peters ſel'ge Frau.
Noch ſtand der Sarg zur Schau,
und Peters Thränen floſſen
noch um die ſel'ge Frau.

Vor Jahren ſchwuren Beide
ſich Treue bis in's Grab;
nun bürſtet Peter ab
den Staub vom Trauerkleide,
zum Mitgehn bis an's Grab.

Und, wie ein Schornſteinfeger
tritt Peter jetzt in's Haus,
und ſchilt zur Thür hinaus:
„Wo bleiben doch die Träger?
„Gewiß im Branntweinhaus!“

Er ſteht wie auf Kohlen,
verflucht den ew'gen Trunk,

und läuft in vollem Prunk,
die Träger abzuholen
vom ſchwelgeriſchen Trunk.

Kaum iſt er eine Strecke
hinunter linker Hand,
und dreht ſich um die Wand:
ſo kommen um die Ecke
die Träger rechter Hand.

Es kommt auch Vetter Velten. —
Doch wo nun wohl der Wirth
herum im Städtchen irrt? —
Der Kaffee kocht — wie ſchelten
die Gäſte auf den Wirth! —

Current' und Canter ſingen
mit immer tieferm Ton
die Sterbelieder ſchon;
zwei alte Glocken klingen
darein mit dumpfem Ton.

Man leert die Kaffeekanne
bis auf den Bodenſatz;

man ſchickt zu Kunz und Matz,
und ſchenkt der alten Hanne
dafür den Kaffeeſatz.

Doch niegends iſt Herr Peter!
Man wartet ſich halb todt;
man ißt ein Veſperbrodt —
der arme Sarg! — da ſteht er,
als wär' er ſelber todt.

Allmählich wird es düſter;
da pocht was an die Thür! —
O, Gott ſey Dank dafür!
Man läuft — doch ach! der Küſter
tritt ſcheltend an die Thür.

Er ſtürzt mit Zornes Flammen
auf Gäſt' und Träger los,
ſchilt trunken Klein und Groß,
und heißt ſie zuſammen,
als wär' der Teufel los.

Der Sarg wird aufgehoben;
man eilt dem Kirchhof zu.

Ringsum iſt Fried' und Ruh';
doch wie wird Peter toben!
Nun kommt er nicht dazu. —

Man ſchreitet durch den düſtern,
verfallnen Begengang,
mit trauerndem Geſang;
und alle Blum' umflüſtern
betrübt den alten Gang.

Man kommt an's Grab, man ſenket
hinein den ſchweren Sarg!
Doch ſieh! — Das iſt zu arg! —
Von ſelbſt bewegt — o denket —
da unten ſich der Sarg!

Man möcht' es gern nicht ſehen,
was man im Düſtern ſah!
Doch horch! — da ächzt es ja! —
Nun muß man ſich's geſtehen,
daß man was hört' und ſah.

Und plötzlich ſchwankt und bebet
der Sarg von neuem ſich!

Es ſtöhnet ängſtiglich
herauf! und Alles bebet,
und kreuzt und fürchtet ſich.

Man möchte gern entfliehen;
doch Wetter Wellen läßt,
zum Auferſtehungsfeſt,
herauf die Muhme ziehen,
weil's unten ſie nicht läßt.

Schon ſteht der Sarg im Kreiſe!
Man macht ihn noch nicht auf,
man ruft nur, pocht darauf. —
Doch horch! da ſeufzt es leiſe
aus hohler Gruft herauf! —

Und Alle ſtehn und ſchweigen,
und horchen auf den Geiſt;
doch Keiner iſt ſo dreiſt,
hinab in's Loch zu ſteigen
zum tiefen Grabesgeiſt. —

Es ſchimmert manches Sternchen;
allein ſein milder Schein

bringt in das Grab nicht ein.
Man holt ein Blendlaternchen,
das giebt sehr hellen Schein.

Herr Peters läßt's hinunter
mit spähendem Gesicht,
und hält's, mit grellem Licht,
und hält's — o welch ein Wunder! —
Herr Petern in's Gesicht.

Er schlief, wie eingewurzelt
in's dunkle, tiefe Grab.
Er war schon längst hinab,
mit schwerem Kopf, gepurzelt. —
O Treue bis in's Grab!

---

## Der Kampf im Finstern.

(1799.)

Ein trefflicher, deutscher Componist,
der schon seit Jahren begraben,
doch lange noch nicht vergessen ist,

thät einſt in Neapel ſich laben,
nicht an italiſchen Tönen allein;
es ſchmeckt' ihm auch der italiſche Wein:
drum kam er vom doppelten Schmauſe
oft doppelt ſelig nach Hauſe.

Und ſeinem treuen Diener Johann
fing auch der Wein an zu ſchmecken,
deshalb ihn der Herr immer lieber gewann.
Nun konnten Beide ſich necken,
wenn Der, wie Jener, und Jener, wie Der,
auf ſchmaler Diehle, bald hin und bald her,
des Abends beim Probegang wankte,
und mit der Diehle dann zankte.

In einem Zimmerchen wohnten ſie,
verträglich und luſtig, beiſander.
Da ſtanden, in ſchönſter Symmetrie,
zwei Betten gegen einander,
und hier zwei Stühl' und ein Schrank und ein Tiſch;
hier ſaßen und aßen und tranken ſie friſch,
da ſchliefen ſie Beid' um die Wette,
als Gegenfüßler, im Bette.

Und wenn ſie am Morgen aufgewacht,
ſich die Augen gerieben,
rd oft noch der Jubel des Abends belacht,
Scherz und Necken getrieben.
rnach verfolgte Jeder ſein Ziel;
gingen, ſie blieben, wie's ihnen gefiel,
ſpielten und pokulirten,
Laun' und Zufall ſie führten. —

Einſt kam, an allen fünf Sinnen erkrankt
langen, nächtlichen Zechen,
Diener in's dunkle Zimmer gewankt,
tappte, ohne zu ſprechen,
vorgeſtreckter, ſuchender Hand,
ſeinem Bett' an der dunkeln Wand,
leiſ', um den Herrn mit Erſchrecken
t auf aus dem Schlafe zu wecken.

Allein kaum war auf dem Lager Johann
Schlaf in die Arme geſunken:
ſtolpert der Herr erſt die Treppen heran,
ut wie der Diener betrunken.
öffnet das Zimmer, er findet kein Licht;
ehr er auch ruft, der Diener kommt nicht —

„Der Schelm ist außer dem Hause
„gewiß noch bei lustigem Schmause.“ —

Was hilft's? Er muß im Dunkeln, allein,
zu Bette zu gehn, sich bequemen.
Schon taumelt er mitten in's Zimmer hinein,
um seinen Johann zu beschämen.
Ach, wenn er das Bette nur finden kann! —
Wahrhaftig, er hat es — er stieß sich daran,
sonst hätt' er's in wenig Sekunden
wohl schwerlich heute gefunden.

Doch was nun Oben, was Unten sey,
studiert er mit ernstem Bekümmern;
da sieht er, in freundlicher Schelmerei,
die Sterne durch's Fensterchen schimmern.
Nun weiß er auf einmal des Bettes Stand:
er muß mit dem Kopfe sich rechter Hand,
und dem Bette des Dieners entgegen,
links mit den Füßen sich legen.

Er thut's, und schlummert im Augenblick,
und träumt von rauschenden Chören
und rauschendem Wein — doch, böses Geschick!

wie kannſt du ſo grauſam ihn ſtören! —
Es weckt ihn ein grimmiger Stoß in's Geſicht;
er fürchtet Banditen, doch ſieht er ſie nicht,
und ſeufzt, unter mehreren Stößen:
„Wer wird aus der Noth mich erlöſen?“ —

Jetzt tappt er herum, und ertappt ein Bein,
das in's Geſicht ihn will treten.
Sein eignes kann es unmöglich ſeyn,
und fremder Beſuch wird verbeten.
Er hält es und ſchiebt es, und ziehet daran —
da hört er, zum Glück, auch ſeinen Johann,
der eben mit Aechzen und Stöhnen
beginnt die Glieder zu dehnen.

„O komm mir zu Hülfe! komm her geſchwind!
„bei mir liegt ein Kerl in dem Bette!
„Der tritt in's Geſicht mich, wie toll und wie blind,
„als ob er ein Recht dazu hätte.“ —
Johann erwiedert: „Ich bin halb todt!
„Ich finde mich in der nemlichen Noth!
„Ich bin an den Füßen ergriffen,
„und werde gezwickt und gekniffen!“

Nun wird gelobt, geſcholten, geflucht,
mit Worten den Feind zu bekehren;
da dieſe nicht helfen, ſo wird verſucht,
im Kampf' ihn Mores zu lehren.
Und ſieh, es beginnt ein ernſtes Gefecht,
denn Jeder ſtreitet um Freiheit und Recht,
auf ſeinem Platze zu bleiben,
und ſeinen Feind zu vertreiben.

Ein Fall auf den Boden endet die Schlacht.
Johann ruft: „Ich habe zum Fliehen
„nun glücklich meinen Gegner gebracht:
„wie weit ſind ſie denn gediehen?“ —
„Ach!“ ſeufzet der Herr: „Sehr weit eben nicht!
„Es hat mich der ſchändliche Böſewicht,
„mit bübiſchem Diebesgewiſſen,
„heraus aus dem Bette geſchmiſſen!“

Er ſagt's, und läuft zum Zimmer hinaus,
und weckt mit Poltern und Schreien
das ganze, ruhig ſchlafende Haus,
ihm helfende Arme zu leihen.
Johann im Bette hat ſelber nicht Ruh,

er giebt mit Schreien ſein Scherflein dazu,
und ſchreit ſeinem Herrn noch zu Liebe:
„Hier in den Betten ſind Diebe!“

Mit Lampen kommen der Wirth und ſein Sohn,
ſie leuchten herum in den Ecken —
„Wo ſind die Diebe denn hingeflohn?
„Wo können ſie wohl ſich verſtecken?“ —
Doch ſchnell erräth man das Späßchen und lacht,
denn unbezweifelt iſt's ausgemacht:
es balgten im nemlichen Bette
ſich Diener und Herr um die Wette.

---

## Der Peter in der Fremde *).

(1810.)

Der Peter will nicht länger bleiben;
er will durchaus fort in die Welt.

---

*) Nach einem Gedicht von Grübel, in Nürnberger Mundart.

Dies Wageſtück zu hintertreiben,
der Mutter immer ſchwerer fällt.
„Was," ſpricht ſie, „willſt du draußen machen?
„Du kennſt ja fremde Menſchen nicht!
„Dir nimmt vielleicht all' deine Sachen
„der erſte beſte Böſewicht!"

Der Peter lacht nur ihrer Sorgen,
wenn er die Mutter weinen ſieht,
und wiederholt an jedem Morgen
ſein längſt geſungnes Reiſelied.
Er meint, die Fremde nur macht Leute,
nicht in der Nähe wohnt das Glück.
Drum ſucht er's gleich recht in der Weite;
doch kehrt er mit der Zeit zurück.

Zu Hülfe ruft man alle Baſen;
jedwede giebt dazu ihr Wort;
doch Peter läßt nicht mit ſich ſpaßen,
der Tollkopf will nun einmal fort.
Da ſprach die Mutter, voller Kummer:
„So ſieh doch nur den Vater an!
„Der reiſte nie, und iſt nicht dummer,
„als mancher, weit gereiſte Mann."

Doch Peter läßt ſich nicht bewegen,
ſo daß der Vater endlich ſpricht:
„Nun gut! ich wünſch' dir Glück und Segen!
„Fort ſollſt du! Doch nun zögr' auch nicht!“
Nun geht es an ein Emballiren
vom Fuß hinauf bis an den Kopf;
man wickelt, daß auch nichts kann frieren,
das dickſte Band um ſeinen Zopf.

Und endlich iſt der Tag gekommen;
gleich nach dem Eſſen geht er heut;
voraus iſt Abſchied ſchon genommen,
und Alles ſchwimmt in Traurigkeit.
Die Eltern das Geleit' ihm geben,
bis auf das nächſte Dorf hinaus;
und weil da iſt ein Wirthshaus eben:
hält man noch einen Abſchiedsſchmaus.

Ein Fläſchchen Wein wird vorgenommen;
doch ſtill wird Peter, mäuschenſtill.
Man trinkt auf glücklich Wiederkommen;
und Peter ſeufzt: „Wie Gott es will!“
er muß die Augen manchmal reiben,
nimmt Abſchied noch einmal recht ſchön,

und ſagt, man ſoll nur ſitzen bleiben,
denn weiter läßt er Keinen gehn.

Und endlich wankt er fort, der Peter,
ob's gleich beinah' ihn hätt' gereut;
nach jeden hundert Schritten ſteht er,
und denkt: Wie iſt die Welt ſo weit!
Das Wetter will ihn auch nicht freuen:
es geht der Wind ſo rauh und kalt;
er glaubt, es kann noch heute ſchneien;
und ſchneit's nicht heut: ſo ſchneit's doch bald

Jetzt ſchaut er bang zurück, jetzt geht er,
und ſinnt, wie weit er heut wohl reiſt;
jetzt kommt ein Kreuzweg — ach! da ſteht er
Und Niemand, der zurecht ihn weiſt!
„Ach!“ klagt er, „ſo was zu erleben,
„gedacht' ich nicht! Daß Gott erbarm!
„Hätt' ich der Mutter nachgegeben:
„ſo ſäß' ich jetzt noch weich und warm.
„Wie konnt' ich ſo mein Glück verſcherzen
„Ich war doch wahrlich toll und dumm! —
„Wie würde mich die Mutter herzen,
„kehrt' ich an dieſem Kreuzweg um!“ —

Und raſch beſchließt er, ſich zu drehen,
wie wenn man was vergeſſen hat;
und rennt — ich hätt' es mögen ſehen —
zurück zur lieben Vaterſtadt.

Die Eltern ſaßen unterdeſſen
im Wirthshaus noch in guter Ruh,
bekämpften ihren Gram durch Eſſen,
und tranken tief betrübt dazu.
Der Peter ließ ſie gern beim Schmauſe;
ihn reizte nur der Heimath Glück,
drum rannt' er ſpornenſtreichs nach Hauſe,
auf einem Seitenweg' zurück.

Und froh, daß in der Näh' und Ferne
ſein Fuß ſich nicht verirret hat,
gelangt er vor dem Abendſterne
incognito noch in die Stadt.
Doch iſt er kaum daheim gekommen:
ſo ſchallt Gelächter durch das Haus!
Das hätt' er übel faſt genommen,
allein er machte ſich nichts draus.

Man ſpaßt: „Du mußt mit Meilenſchuhen
„gewandert ſeyn! Drum ſetz' dich auch

„nun hinter'n Ofen, um zu ruhen,
„und pfleg' am Brodtschrank deinen Bauch!“
Er thut's. — Dann treten seine Alten
zur Stubenthür betrübt herein.
Die Mutter seufzt mit Händefalten:
„Ach Gott! wo mag mein Peter seyn!“

Da kriecht der Peter vor, und schmunzelt
„Was schreit ihr denn? Hier bin ich ja!“
Die Mutter jauchzt, der Vater runzelt
die Stirn, und spricht: „Schon wieder da?
„Nun, wie ich's dachte, ist's geschehen!
„Die Mutter war nur ganz verwirrt!
„Ich hab's dem Kerl heut' angesehen,
„wie weit die Reise gehen wird.“

Die Mutter betete, durchdrungen
von frommem Dank: „'s ist besser so!
„Nun hab' ich wieder meinen Jungen
„gesund daheim, deß bin ich froh!“
Doch Peter sagte, ganz beklommen:
„Hätt' ich nur nicht geglaubt, es schneit',
„und wär' der Kreuzweg nicht gekommen:
„ich wäre jetzt, wer weiß wie weit!“

## Der Peter im Kriege.

(1814.)

Der Peter kann daheim nicht bleiben!
Er muß durchaus mit in den Krieg,
um Frankreich in die Enge zu treiben,
und Theil zu nehmen an Ruhm und Sieg.
Voran ſind aus dem ganzen Städtchen
die rüſtigen, jungen Burſche ſchon;
und wer noch blieb, dem ſprechen die Mädchen
aus allen Thüren und Fenſtern Hohn.

Auch grollt dem Peter viel im Kopfe,
ſobald er an die Franzoſen denkt!
Das Beſte holten ſie aus dem Topfe;
das hat ihn oft bis zu Thränen gekränkt.
Auch hat er Urſach, ſich zu rächen,
für Flüch' und Prügel ohne Zahl:
was Wunder, daß er mit Hauen und Stechen
ſie endlich züchtigen will einmal!

Er hat es mit der Mutter lange
von allen Seiten überlegt.
Es wird ihm vor der Landwehr bange,
die ſchon nach ihm die Hände regt!

Kurz, da er einmal muß marschiren:
beschließt er endlich, muthentbrannt,
freiwillig mit zu massacriren,
als Streiter für das Vaterland.

So wird er dann mit Büchs' und Degen
und warmer Nachtmütz' ausstaffirt,
und unter manchem Thränenregen,
wird ihm der Futtersack geschnürt.
Auch werden Pillen ihm mitgegeben,
Rhabarber und Kamillenthee;
das rettet ihm wohl einmal das Leben,
thut vor dem Feinde der Magen ihm weh.

Zwar sind viel Schlachten schon geschlagen,
und viele Lorbeern schon gepflückt;
doch bleibt noch immer genug zu wagen,
genug zu gewinnen, wenn es glückt.
Nicht anders will er wiederkommen,
als sieggekrönt und beutereich;
drum wird ein Abschied auch genommen,
gar rührend, auf Tod und Leben gleich.

Und stracks beginnt er hinzuschreiten
die Ehrenbahn zum fernen Heer;

doch läßt er ſich von Keinem begleiten:
ſonſt wird das Herz ihm gar zu ſchwer!
Am Thore nehmen Kriegskamraden
zum Marſch ihn jubelnd in Empfang;
er muß, wie ſie, die Büchſe laden,
und ſtimmen in ihren Kriegsgeſang.

Welch luſtiges Soldatenleben!
Wie wird geſpaßt! wie wird geprahlt!
Die Wirthe müſſen das Beſte geben;
und nirgends wird ein Dreier bezahlt!
Das will dem Peter wohl gefallen,
er löffelt und gabelt tüchtig mit;
und hält beim Trinken auch mit Allen,
ſo oft ſie durſten, gleichen Schritt.

„Wenn nur die Kerls ſo toll nicht liefen!
„nicht rennten über Stock und Stein!
„ſtatt deſſen, manchmal ein wenig ſchliefen,
„wo man zum Trinken kehret ein!“ —
„Hol' euch der Teufel!“ denkt er endlich —
„Zum Bataillliren iſt's immer noch Zeit;
„Bedächtig gehn iſt auch nicht ſchändlich,
„wer todt ſich rennt, iſt nicht geſcheit.“

Er läßt die Andern eine Strecke
vorangehn, humpelt langſam nach,
und ſchlüpft dann um die nächſte Ecke
im Dorfe unter Dach und Fach.
Hier muß er böſe Zeitung hören
vom neuſten, blutigen Gefecht!
Da möcht' er faſt den Krieg verſchwören,
doch thut er's nicht; denn das wär' ſchlecht.

Fernab vom Weg', an einem Zaune,
hielt unſer Held dann Mittagsruh;
da ſchreckt, wie eine Kriegspoſaune,
ihn etwas auf, im ſchnellſten Nu!
Er zieht vom Leder, ſchreit und ſäbelt
um ſich herum, blind allarmirt,
bis eine Gans, die ihn umſchnäbelt,
darüber ihren Kopf verliert.

Der gute Peter, der zu Leide
ſonſt Keinem ſo was Arges thut,
ſteckt ſtill den Säbel in die Scheide,
beſudelt mit der Unſchuld Blut.
Und weil die Büchſe, ſcharf geladen,
könnt' auch verletzen irgend wen:

ſo drückt er ſie, aus Furcht vor Schaden,
mit Zittern los, ohn' hinzuſehn.

Doch, nach des Schickſals ſtrengem Schluſſe
läuft juſt ein Schweinchen dort vorbei!
Das fällt, getroffen von dem Schuſſe,
mit einem rührenden Geſchrei.
Der Peter ſtimmt mit ein vor Schrecken;
doch plötzlich, wie auf's Maul geklappt,
verſtummt er, und ſucht ſich zu verſtecken,
damit der Hirt ihn nicht ertappt.

Weil tödtlich war des Schweinchens Wunde,
ſo hört es ſterbend auf zu ſchrein;
und Peter ſchläft zur ſelben Stunde
auf's neue hinterm Zaune ein.
Da träumt er, ſeine Mutter träte
betrübt zum nahen Walde heraus,
ſäh' Gans und Schweinchen, und erbäte
ſich Beides zu einem Abſchiedsſchmaus.

Jetzt wacht er auf. Und ſieh, ein Bauer
ſchleppt auf ſein Wäglein Schwein und Gans!
Still liegt der Peter auf der Lauer,

und merkt: es iſt ein dummer Hans.
Jetzt ſpringt er vor mit ſeiner Büchſe,
und ſchreit: „Du Dieb! das Wild iſt mein!
Fort! zum Major! — Der Wagen, die Füchſe,
die werden ihm willkommen ſeyn!“

Der Bauer kratzt ſich in den Haaren,
bis Peter ihn begnädigt hat.
Zur Strafe muß er die Beute fahren,
bis hin nach Peters Vaterſtadt.
Vergnügt ſpringt Peter auf den Wagen:
„Die Mutter bat doch gar zu ſehr!
„Um unterdeſſen den Feind zu ſchlagen,
„iſt ja noch Volks genug beim Heer!“.

Er fährt vor's Haus. Und alle Glieder
erzittern der Mutter! — „Herr Jemine!
„Da iſt mein Junge, mein Peter wieder!
„bleſſirt und krank! o weh mir! weh!“
Doch winkend kommt er vom Wagen gekrochen:
„Nur ſtill! ich komme mit Beute zurück!
„Wohl hab' ich im Felde Pulver gerochen;
„doch blieb ich unverwundet zum Glück.“

Er überliefert ſeine Beute;
und allen Nachbarn wird geſagt,
er habe ſie tapfer, im blutigen Streite,
verſprengten Franzoſen abgejagt.
Dann, ſchnell entledigt von Kleid und Schuhen,
ſtreckt ſich der Held, der Länge lang,
um von dem Feldzug auszuruhen,
hin auf die warme Ofenbank.

Am andern Tage hilft er ſchlachten,
hilft Gans und Schweinchen koſten auch,
und hängt die Würſte, die ſelbſtgemachten,
ja endlich die Schinken noch, in den Rauch.
Sobald die gut ſind, anzuſchneiden,
will ihn die Mutter verſorgen damit;
dann will er wieder von dannen ſcheiden,
doch eher thut er keinen Schritt.

Die Schinken ſchienen ſich Zeit zu nehmen,
denn Woch' auf Woche ging dahin;
doch Peter, ohne ſich zu grämen,

ſchlug ſich die Grillen aus dem Sinn.
Mit Faſſung wußt' er zu ertragen
die Hemmung in ſeinem Heldenlauf,
und hört' er naſeweiſe Fragen:
ſo that er taub, und gab nichts drauf. —

Jetzt wurde Friede nach blutigen Siegen!
„Ei!" rief der Peter — „das iſt kurjos!
„Wen ſollt' ich nun allein bekriegen,
„und hätt' ich ein Schwerdt, wer weiß wie groß?
„Auch ſchmeckt doch keine Suppe beſſer,
„als die man kocht auf eignem Heerd." —
Und friedlich hing der Eiſenfreſſer
nun an den Nagel ſein Heldenſchwerdt.

## Die Feuerprobe.

Dem Andenken der Fürstin Pauline von Schwarzenberg geweiht.

(1811.)

Horch! es wehen Geisterschwingen
klagend im Cypressenhain!
Meiner Laute Saiten klingen!
Laßt ein Trauerlied mich singen!
Stimme, wen es rührt, mit ein!

Durch die Sturmnacht seh' ich lodern
eines Hochaltares Gluth!
Schicksal, hemme deine Wuth!
Welch ein Opfer willst du fodern
von der Liebe Heldenmuth?! —

Daß der Edelstein sich lobe,
wirf ihn in die Gluth hinein!
Bremne Gold in Flammen rein!
Aber soll, zur Feuerprobe,
gar ein Herz geopfert seyn?

Es war, zum rauſchenden Feſte,
mit Blumen rings der Saal umkränzt,
von tauſend Kerzen überglänzt;
es ſpendeten der Gaben beſte
die Freudengötter ohne Zahl,
zu würzen das köſtliche Mahl.

Eine Sonne in der Planeten Mitte,
ſtand zwiſchen den Helden der Kaiſerheld,
den ſelbſt der unverſöhnliche Britte
anſtaunt, als Herrn einer halben Welt.
Und neben der flammenden Sonne
ſtand herrlich — ein ſanfter glänzender Mond —
die Kaiſerin, die, zur ſüßeren Wonne
des Helden, in ſeinem Herzen thront.
Und der edelſten Männer und Frauen
waren ein zahlloſes Sternenheer
im weiten Saale zu ſchauen,
daß die Luſt ſich entfaltete mehr und mehr.

Die Sphärenmuſik von Flöten und Geigen,
gepaart mit Trompeten- und Paukenklang,
melodiſch jauchzend den Saal durchdrang;
es flatterten durch die tanzenden Reigen

die Anmuth, die Freude, die Liebe, der Scherz,
und entflammten in Wonne jegliches Herz.

---

Doch ein böſer Dämon lachte
grimmig ſolcher Luſt, und fachte
wilde Unglückesflammen an,
daß der Hölle Feſt begann!
Mit des Blitzes wilder Eile,
wie des Blitzes Unglückspfeile,
fliegen Flammen durch den Saal,
zur Zerſtörung, Angſt und Qual!
Klirrend, krachend ſtürzt in Flammen
Alles rings umher zuſammen!
Wild bewegter Rettungskampf
iſt gehüllt in Rauch und Dampf!
Engel weinen! Helden zittern!
Kinder ſchreien nach den Müttern!
Und mit athemloſer Haſt
wird, im blinden Rettungstriebe,
von der Angſt und von der Liebe
oft die fremde Hand gefaßt.
Unter geht mit Schmerz und Beben
manches ſchöne, ſtolze Leben!

Doch glücklich entging der Höllengefahr
das Kaiſerpaar;
denn den Kaiſer, den Kaiſer bewahren
die Götter ſchützend in tauſend Gefahren.

Es leuchtet weithin durch die Nacht
in immer furchtbar-ſchönrer Pracht
des Freudentempels Feuerſäule,
den tauſendſtimmig Angſtgeheule
zum Trauertempel ſchnell gemacht.
Es wogt, in ängſtlichem Gedränge,
durch hellbeglänzte Laubengänge
die Freude hier, und dort der Schmerz;
es wird geſucht, es wird gefunden;
es fliegt beſeligt Herz an Herz;
man trocknet Thränen, heilet Wunden;
und heißer Dank ſteigt himmelan
von Kind und Greis, von Weib und Mann.

Doch raſtlos irrt, mit Furcht und Zittern,
die zärtlichſte von allen Müttern
umher, verſtörten Angeſichts!
Ihr iſt die eigne Rettung nichts,
bis ſie die Tochter hat gefunden.

im Sturm des Saales ihr entſchwunden!
Und ſtets vergeblich ruft ihr Mund
den Namen von dem theuren Kinde;
mit Beben macht ihr Jeder kund,
daß man es nirgends, nirgends finde!
Da ringt ſie faſt die Hände wund!
Und von Verzweiflung fortgetrieben,
eilt ſie zurück zum Feuerſaal,
und wähnt, es ſey, zur Todesqual,
das theure Kind darin geblieben.
Es faßt ein ungeheurer Schmerz
ihr krampfhaft zuckend Mutterherz!
Wie Donner ſchallt's in ihre Ohren:
„Wer dort noch blieb, der iſt verloren!“
Und Keiner, Keiner hat den Muth,
zu nahen ſolcher Höllengluth!
Die Thüren gleichen Todesrachen
von ungeheuren Feuerdrachen!
Die Trepp' iſt eine Flammenbahn!
Der ganze Saal iſt ein Vulkan!

Allein es hat ihr Kind zu fodern
von dieſer Flammen wildem Lodern

der Mutter qualzerrißnes Herz!
Sie kennt nur einen, einen Schmerz!
Ihr g'nügt kein betend Händefalten!
Kein Flehn, kein Warnen kann ſie halten!
Wever der Helden Heid geflehn,
der Flamme ſpricht die Mutter Hohn!
Sie will ihr Kind noch einmal ſehen,
es retten, oder untergehen!
Und fliegt hinauf die Flammenbahn!
und ſtürzt ſich in den Gluthvulkan!
und nimmer wird ſie mehr geſehen!

---

In der Aſche unverbrannt
liegt der edle Diamant;
nur das Erz, das ihn umfangen,
iſt im Feuer leicht zergangen.

Eine kleine Handvoll Staub
ward — der Flamme frechſter Raub —
ward das ſchönſte aller Herzen
unter namenloſen Schmerzen!

Doch der Geiſt, der es bewegt,
ward nur freier aufgeregt
in der Gluth, die ihn umflammte;
denn, ein ſchönrer Diamant,
höhern Geiſtern anverwandt,
flog er hin, woher er ſtammte.

---

## Die Brüder.

(1811.)

Aus einander vom Geſchick geriſſen
ward ein junges, treues Brüder-Paar.
Einſam weinten Beide manches Jahr,
denn ſie mußten unter Fremden miſſen,
was das Liebſte ihren Herzen war.

Und es flohen ihres Lebens Bahnen
weit und weiter von einander fort.
Einer weilt als Sänger da und dort,
und der Andre, unter Mavors Fahnen,
trug ſein gutes Schwerdt von Ort zu Ort.

Allgemach entwöhnten ihre Herzen
ſich der trauten Bruder-Zärtlichkeit;
längſt getrennt durch Land und Meer ſo weit,
bot das Leben ihnen neue Schmerzen,
neues Sehnen, neue Seligkeit.

Hochgefeiert ſchritt einher der Sänger,
die bekränzte Leyer in der Hand,
pflückte Blumen, wo er Blumen fand,
knüpfte, warmes Herzens, eng und enger
hier der Freundſchaft, da der Liebe Band.

Heldenmüthig wandelte der Krieger
ſeinen rauhen, blutbedeckten Pfad;
wo er auf zum ernſten Kampfe trat,
ſtand er glorreich bald als hoher Sieger,
reihte Kranz an Kranz für That auf That.

Laut geprieſen wurden Beider Namen,
Beide wurden reich an Ruhm und Gold;
alle Götter waren ihnen hold;
nah und fern, wohin ſie ſchweifend kamen,
ward das Beſte ihnen gern gezollt.

Doch es floh die Roſenzeit des Lebens;
ernſter ſchauten ſie darauf zurück,
tiefer in ihr Innres drang ihr Blick,
und ſie hielten unwerth ihres Strebens
nun ſo manches, ſonſt erwünſchte Glück.

Müd' entſank das Schwerdt des Kriegers Händen;
Frevel dünkt ihn itzt ſein Heldenmuth,
Schaam treibt auf die Wang' ihm heiße Gluth,
wenn ſich düſter ſeine Blicke wenden
nach den Kränzen, roth gefärbt von Blut.

Und dem Sänger will nicht mehr genügen
ſeines Liedes, ſeiner Leyer Ton;
ſeine ſchönſten Träume ſind entflohn!
Lieb' und Freundſchaft ſtraft er klagend Lügen,
denn ſie ſprachen ſeinem Herzen Hohn.

Jener, Zorn im Auge, Dieſer, Thränen,
ſchelten Beide grauſam ihr Geſchick,
ſchaun zur Heimath tief bewegt zurück;
und ſie Beid' ergreift ein heißes Sehnen
nach der alten Bruderliebe Glück.

Und ſie geben ihrer Sehnſucht Worte,
ihren Worten ſchnelle Flügel bald,
daß von Herz an Herz es wiederhallt,
wie aus lang verſchloßner Tempelpforte
heilige Muſik entgegen ſchallt.

Raſch beſteigt, in weiter, weiter Ferne,
nun zum neuen, heitern Jugendſpiel,
Der ſein Roß, und Der des Schiffes Kiel,
Beide blickend nach der Heimath Sterne,
nach der treuen Bruderliebe Ziel.

Jauchzend endlich treffen ſie zuſammen
auf der Heimath bergumkränzter Flur,
und erneun — verloſch auch längſt die Spur
von des alten Hausaltares Flammen —
zwiſchen Trümmern warmer Liebe Schwur.

Weihend, an das alternde Gemäuer,
wo vor Zeiten ihre Wiege ſtand,
hängen ſie, als heil'ges Unterpfand,
friedlich bei einander Schwerdt und Leyer,
und dann legt ſich traulich Hand in Hand.

Segnend ihres Wiederſehens Stunde,
wird der Bruderliebe Kuß geküßt,
den ſie unerſetzlich lang gemißt;
und ſie ſagen, mit beredtem Munde,
wie der Bruder lieb dem Bruder iſt. —

Sturm und Donner brauſen unterdeſſen;
durch die Leyer ſäuſelt ein Accord,
wie ein ängſtlich-warnend Geiſterwort;
doch die Brüder ruhn, in ſeligem Vergeſſen,
zwiſchen Trümmern, wie im ſichern Port.

An der Berge dunkeln Gipfeln brechen
berſtend ſich die Wolken, unglückſchwer,
gießen ihre Rieſenſchläuche leer!
Wie den Frevel einer Welt zu rächen,
ſtürmt und tobt der Ungewitter Heer!

Und hinunter ſtürzen ſich die Fluthen,
brauſend, wild verheerend, in das Thal!
Ueberſtrömt wird Alles allzumal!
Well' an Well' entbrennt in Feuergluthen
von der Blitze vielgezacktem Stahl!

Ach! auf's alternde Gemäuer flüchten
muß ſich ſchon das treue Brüder-Paar!
Und noch näher wälzt ſich die Gefahr,
droht, im Nu die Trümmer zu vernichten,
die ſein einziges Aſyl noch war!

Ha! gebietet denn kein Gott dem Grimme
wild empörter Elemente mehr?
Weich ein Feſt der treuen Wiederkehr!
Hört, o Götter, frommer Brüder Stimme!
Strafet Bruderteue nicht ſo ſchwer!

Sieh! da kommt ein Nachen angetrieben,
ungeſteuert, auf höheres Gebot!
Bringt er Rettung in der höchſten Noth?
Soll er prüfen, wie ſich Beide lieben?
Oder ſendet tückiſch ihn der Tod?

Raſch beſiegen wird er ohne Zagen,
wird begrüßt im höchſten Jubelton;
aber halb zertrümmert iſt er ſchon,
und kann rettend Einen nur noch tragen!
Einen nur! ſo will's des Schickſals Hohn!

Auf das alte, schwankende Gemäuer
treten [illegible] scheu zurück im Nu.
„Bruder! nimm, o nimm den Nachen du!
„Ach! ein Gott schickt dir ihn zum Befreier!“
rufen Beid' einander liebend zu.

Zärtlich zürnend nun ein Jeder streitet;
Jeder treibt, es soll der Andre fliehn;
Jeder sieht den nahenden Ruin,
den ihm hier die wilde Fluth bereitet;
doch es trotzt ihm Jeder zärtlich kühn.

„Muß hier Einer rettungslos verderben,“
nimmt der Krieger endlich ernst das Wort —
„und will Keiner fliehn zum sichern Port:
„nun so laß uns mit einander sterben!“
Sprach's — und stieß den leeren Nachen fort.

Und sie hielten liebend sich umschlungen,
und der Sänger sang sein Schwanenlied,
sang die Liebe, die der Tod nicht schied;
und als kaum sein letzter Ton verklungen,
unter ihnen falsch der Boden flieht.

Hell im Auge noch der Liebe Flammen
funkelt. Arm um Arm das treue Paar.
Wie vor Zeiten ihre Wiege war,
ruhn sie sanft im Grabe nun beisammen,
bei dem väterlichen Hausaltar.

---

## Terenze.

### (1812.)

Das Meer erbrauset! der Berg erbebt!
Und tief aus des Kraters donnerndem Rachen
eine Weltensäule, voll zischender Drachen,
sich schwarz und glühend zum Himmel erhebt;
und der Lavaströme verheerende Schlangen
bergab sich winden, in's Meer zu gelangen.

Im Nu aus den wankenden Hütten entflohn
ist Alles mit Jammergeschrei und mit Beben,
zu retten das nackte, dürftige Leben;
doch spricht der Tod noch den Fliehenden Hohn,
und rüttelt schirmende Felsen zusammen,
und ruft aus dem Boden verfolgende Flammen.

Gelangt in's ruhige Thal, beginnt
Lorenzo dankend zum Himmel zu beten,
als wär' er in Tempelhallen getreten!
Er hat gerettet sein Weib und sein Kind!
Mit Denen entronnen dem offenen Grabe,
vermißt er nicht die verlorene Habe.

„Nun wieg' am Busen das Kind in den Schlaf!
„Hier, süßestes Weib, hier sind wir geborgen!
„Nicht quäle dein Herz mit anderem Sorgen!
„Des Vaters Fluch unsre Hütte nur traf!
„Wir selbst sind, trotz des Fluches, gerettet,
„und fester, als je, an einander gekettet."

Er sprach's. Doch kaum sind die Worte verhallt:
da faßt ihn ein tiefes, entsetzliches Grauen!
Er glaubt, mit den starrenden Augen zu schauen
des greisen, blinden Vaters Gestalt,
aus zertrümmerter Hütte, mit klaglichem Ton,
nach Hülfe rufend zum fernen Sohne!

Und bebend rafft er ſich plötzlich auf,
zum ſchnellen Abſchied vom Weib' und vom Kinde.
Auf daß er den blinden Vater nur finde,
beflügelt er ſchnell und ſchneller den Lauf,
nicht achtend das wieder nähere Drohen
der Gefahren, denen er kaum erſt entflohen.

„Ach, ob er auch mich und mein Weib verſtieß,
„verfluchend unſer verbotenes Lieben:
„doch bin ich ſein einziger Sohn geblieben,
„für deſſen Beſitz er den Himmel oft pries!
„Und mag er mir fluchen, und mag er mich haſſen:
„ich kann ihn in ſolcher Gefahr nicht verlaſſen!“

Auf bebendem Boden ſchreitet er hin;
doch wankt ſein Muth von keinem Erbeben.
Wie viel ihm auch Lavaſtröme umgeben:
nicht ſchwanket ſein kindlich liebender Sinn.
Den Vater zu finden und retten zu können,
dies Eine nur ſoll ihm der Himmel vergönnen.

Und ferner jammert's: „O weh mir! entflohn
„iſt der Miethling, dem ich mein Leben vertraute!
„Zerſtört iſt das Hüttchen, das ich mir baute!
„Und dreimal Weh! Es erbarmt ſich kein Sohn,
„den blinden Vater von dannen zu leiten,
„wo Abgründ' und Flammen den Tod ihm bereiten!“

Im ſtillen Wahnſinn taumelt er fort,
der verlaſſene Greis, mit zerbrochenem Stabe,
jetzt hier, jetzt dort aus glühendem Grabe
vernehmend des Todes drohendes Wort,
bis endlich, von Klipp' über Klippe geſprungen,
Lorenzo liebend ihn hält umſchlungen.

„Umfängt mich ein Engel?“ ſammelt der Greis —
„Ihn hat mir der Himmel zur Rettung geſendet!
„Wie hat ſein Glanz mein Auge geblendet!
„Seine Flügel, wie Silber, ſo hell und weiß,
„wie hat er ſie liebend um mich geſchlagen,
„hinauf mich in ſeinen Himmel zu tragen.“

Und der Sohn, verſtummend in Schmerzesqual,
mit Thränen nur flehend vom Himmel Erbarmen,
umfaßt den Vater mit kräftigen Armen,
und trägt ihn auf Pfaden, rauh und ſchmal,
zwiſchen Klippen und Tiefen und Lavafluthen,
bis hin an des Meeres erbrauſende Fluthen.

Da ſinkt er plötzlich ermattet hin,
denn das tobende Blut will das Herz ihm zerſprengen!
Und die Schrecken, die nah' ihn und näher umdrängen,
betrügen ihn um des Kampfes Gewinn!
Sich allein wohl könnt' er mit Mühe noch retten,
doch den Vater umwinden des Todes Ketten!

In wilder Verzweiflung zerrauft er ſein Haar,
denn gierig ſieht er die Lava-Schlangen
ſich nahen, um ihren Raub zu umfangen!
Jetzt flucht er der Stunde, die ihn gebar!

Jetzt mahnt er den Vater, zu knie'n und zu beten,
m entsündigt vor Gottes Thron zu treten.

Den Vater entzückt der bekannte Ton.
Muſik, wie die, hört' ich lange nicht klin-
gen!
Fahre fort, o Todesengel, zu ſingen!" —
Dein Todesengel, es iſt dein Sohn!
Wir müſſen ſterben! Aus Sohnes Munde
vernimm, o Vater, die ſchreckliche Kunde!"

Der Vater erſeufzet aus tiefer Bruſt. —
Laßt ab von dem Vater, ihr Ungeheuer!
Du qualmender Abgrund! Du Schlange von
Feuer!
Du ſchwankender Boden! Bezähmt eure Luſt,
en Greis zu morden mit Qualen der Hölle!
Nehmt mich als Opfer an ſeiner Stelle!"

Jetzt ruft der Vater, voll Jammer erwacht
s ſeines Wahnſinns täuſchenden Träumen:
Nicht du ſollſt ſterben! nicht du darfſt ſäu-
men,

„wo mich nur verfolgt eine rächende Macht!
„Du ſollſt an den Greis, den die Schlangen umwinden,
„weil er ſtreng dich verſtieß, dein Geſchick nicht binden!“

„Nein, Vater! nein! ich verlaſſe dich nicht!
„Ich ſterbe mit dir! Zu deinen Füßen,
„hier will ich für meine Vergehen büßen!
„Nur, ehe mein Auge im Tode bricht,
„nimm zurück den Fluch, der hinweg mich getrieben,
„und zeige mir, daß du mir Vater geblieben!“

Da weinet der Vater, voll Lieb' und voll Schmerz,
und legt auf den Sohn die ſegnenden Hände,
und flehet zu Gott um ein ſeliges Ende;
dann ſtößt er ſich ſelber den Dolch in's Herz,
den ihm der Sohn, mit tiefem Erbeben,
zur Rettung von grauſen Qualen, gegeben!

„Fahr wohl, mein Vater! Wie du für den Fluch,

„ſo büße auch ich für mein frevelndes Lieben!
„Mit Blut ſind unſre Namen geſchrieben
„vom Weltenrichter in's Schickſalsbuch!
„Des Lebens Sonne, ſie ſinkt mir nieder!
„Mein Weib und mein Kind! nie ſeh' ich
euch wieder!“.

Er ſpricht's; und in zärtlichen Schmerzes
Wuth
umarmt und küßt er den heiligen Todten,
entrafft ihn dem heißen, ſchwankenden Boden,
und ſtürzt ſich mit ihm hinab in die Fluth!
Noch ein letzter, ſchmerzlicher Laut: und es haben
die brauſenden Wellen ſie Beide begraben!

## Wilhelm Vollring.

(1813.)

Der Wilhelm Vollring ſaß beim Meiſter,
und flickte Stiefeln, und flickte Schuh,
pfiff luſtig den Deſſauer Marſch dazu,

und ſchalt auf Napoleon immer dreiſter,
denn der Wilhelm war ein Soldatenkind,
und war gut deutſch und preußiſch geſinnt.'

Der Meiſter aber ſchalt den Dreiſten,
gab ihm zu knacken die harte Nuß,
zu verehren den König Hieronymus,
und ſagte: „Bleib bei deinem Leiſten!
„Wer kaum den Pfriemen regieren kann,
„was gehn Den Säbel und Flinte an?“

Da glühten dem Wilhelm beide Wangen,
und er ſprach, mit keck erhobenem Muth:
„Mir fließt in den Adern Soldatenblut!
„Wie ſollte mich nicht danach verlangen,
„den gottloſen Feind zu ſchlagen auf's Haupt,
„der unſerm König ſein Halle geraubt?“

Und tapfre Preußen und Ruſſen zogen,
von Kleiſt, dem Helden, geführt, in die Stadt,
die längſt ſolche Gäſte gewünſcht ſich hat;
allein, wie unglückſchwangere Wogen,
zog auch ein feindliches Heer heran,
weit ſtärker, an Waffen, und Roß, und Mann!

Damit der Feind herein nicht dringe,
wird draußen am Strome fleißig geſchanzt,
und manche Kanone aufgepflanzt.
Schon meſſen ſich blutig Pik' und Klinge;
doch immer näher und näher erſcheint
der übermächtig gerüſtete Feind.

Kanonendonner beginnt zu brüllen,
und Jägerbüchſen knallen darein.
Der Frühlingsſonne heller Schein
muß ſich in Pulverdampf verhüllen;
und bang und bänger athmet die Stadt,
die eben ſo fröhlich gejauchzt noch hat.

Dem Meiſter ſinken Pfriemen und Leder
aus ſeiner ſonſt ſo fleißigen Hand;
die gelehrteſte Weisheit hält nicht Stand,
es zittert die geſchickteſte Feder;
und tief im Keller weint ſich blind
manch Juden- und manch Chriſtenkind.

Doch, wie das Mädchen hin zum Tanze,
wo luſtige Muſik erklingt,
so, magiſch fortgezogen, ſpringt

der Wilhelm Vollring hin zur Schanze,
und ſieht den Kugeltanz mit an,
als ſtänd' er an der Kegelbahn.

Doch, da zu ſtehn und nur zu gaffen,
wie litte das ſein Soldatenblut?
Zu helfen im Kampfe, verlangt ſein Muth!
Er ſeufzt, doch ſeufzt er umſonſt nach Waffen,
denn von dem bärtigen Krieger verlacht
wird nur der Bub' in der Schuſtertracht.

Weh! an den donnernden Kanonen
wird mancher Tapfre hingeſtreckt!
Der Wilhelm ſieht es, unerſchreckt,
und trägt, um dafür den Feind zu lohnen,
mit frommer, tapfrer Seelenruh,
den Kanonieren die Kugeln zu.

So hilft er kämpfen, unverdroſſen,
obgleich er noch keine Waffen trägt;
und immer muthig das Herz ihm ſchlägt,
ob auch, aus feindlichen Geſchoſſen,
Granat' und Kartätſche voll Ungeſtüm
einſchlagen um und neben ihm.

Da fliegt — ganz nahe — mit lautem Krachen
ein Pulverwagen in die Luft,
und mehrt die Erndte der Todtengruft!
Der Wilhelm läßt ſich nicht irre machen,
ob Mancher auch bebt; und Niemand lacht
des Buben mehr in der Schuſtertracht.

Auf jedem Schritt iſt blut'ger Jammer,
auf jedem droht ihm blut'ges Geſchick;
doch hundertmal geht er hin und zurück
den gefährlichen Gang zum Eiſenhammer,
ein frommer, gläubiger Fridolin,
den Engel mit ſchützenden Schilden umziehn.

Der Kampf wird heißer mit jeder Minute!
in Flammen ſteht die geängſtete Stadt,
die jüngſt ſo fröhlich gejauchzt noch hat!
Doch Wilhelm, mit unerſchüttertem Muthe,
den Ausgang Gott anheim geſtellt,
ſich immer treu zu den Kämpfern hält.

Wie eilet er raſtlos hin und wieder,
und trägt den Lechzenden Labung zu!

Die bärtigen Krieger, auf Du und Du,
begrüßen ihn dankbar schon als Brüder;
und der Hauptmann, verwundert zu ihm gewandt,
reicht ehrend ihm die biedere Hand.

Das war für ihn die festliche Weihe
zum Eintritt in die Heldenbahn!
Auch mit dem Schurzfell noch angethan,
gehört' er schon in der Krieger Reihe;
denn der Rock nicht, nein, das Soldatenblut,
das macht den Soldaten voll Feuer und Muth. —

Der Donner schweigt, es ruhn die Krieger
von ihrer heißen Arbeit aus;
der Wilhelm eilt zur Mutter in's Haus,
und jauchzt: „Die Preußen und Russen sind Sieger!“
Und forthin träumt er, und wünscht nichts mehr,
als daß er Soldat, Soldat nur wär'.

Ob Mutter und Meister auch warnten und schalten,

und meinten, er ſey noch ein Bube nur:
er that insgeheim den Soldatenſchwur,
und ließ ſich nicht irren, und ließ ſich nicht halten;
und kämpfte dann mit in der Leipziger Schlacht,
die lohnend ein eiſernes Kreuz ihm gebracht.

So rächt' er, unter Bülows Fahnen,
der Vaterſtadt lang' dauernde Noth,
und manches braven Kamraden Tod!
Und drum, auch ohne Rang und Ahnen,
ſey unter den Kämpfern für's Vaterland
der Wilhelm Vollring zuerſt mit genannt!

---

## Des Herrn von Lampels*) Apotheoſe.

(1813.)

Jetzt gilt es meines Lieblings Feier! —
Gieb, im antikſten Kunſtgeſchmack,

---

*) Nach öſtreichiſcher Mundart das Diminutivum von Lamm.

o Muſe, gleich mir eine Lerer:
ſonſt nehm' ich einen Dudelſack!

Hans Lampel hat mein Held geheißen,
denn Lampel hieß auch ſein Papa;
drum war er, wollt' ein Hund ihn beißen,
vor Todesſchreck dem Tode nah.

Doch tapfer hat er ſelbſt gebiſſen
in Brodt und Fleiſch von Kindheit an.
Er brauchte kein gelehrtes Wiſſen,
und wurde doch ein ganzer Mann.

Wohl weit und breit war kein Gelehrter,
wie Herr von Lampel, feiſt und dick,
und keiner dacht' und ſprach verkehrter,
und ſchlief im Stehn mit mehr Geſchick.

Nie zeigt' er Eifer, mit zu ringen
bei Königs- oder Rathsherrnwahl;
er ſtrebte nie nach hohen Dingen,
ſelbſt nach dem Galgen nicht einmal.

Er brauchte nie ein Kind zu kaufen,
ſein Weibchen ſchenkt' ihm jährlich eins.

Das ließ er immer chriſtlich taufen,
und weiter wollt' er jährlich keins.

Zwar hat er Güter nie erworben,
auch was er erbte, nie vermehrt;
doch hat er, eh' er noch geſtorben,
mehr, als er erbte, froh verzehrt.

Das Durſten war ihm unerträglich,
und trinken konnt' er meiſterlich;
allein betrank er ſich auch täglich:
allnächtlich ſchlief er nüchtern ſich.

Nicht Cäſar und nicht Alexander
erreichten ſeinen Heldenmuth.
Mit ſeiner Flaſche Wein ſelbander,
bekämpft' er ganzer Heere Wuth.

Kein Bonaparte iſt als König
und Kaiſer von ihm anerkannt,
bis ſich ſein liebes Weib ein wenig
in Frankreichs Lehren feſtgerannt.

Ach, hätten Deutſchlands Potentaten
zum General ihn längſt gemacht:

er hätte hundert Heldenthaten
in einem Athem längſt vollbracht.

Ich kann's euch im Vertraun wohl ſagen:
von ihm war längſt zehntauſendmal
Napoleon auf's Haupt geſchlagen,
in mehr als einem Wirthshausſaal.

Zum Lohne mußt' er Scharfſchütz werden
beim neuen Bürgermilitair;
da war nicht Einer an Gebehrden
ſo martialiſch wild, als er.

Zur Einlaßkarte in den Tempel
des Heldenruhmes ächter Art
klebt' er ſich an, als Heldenſtempel,
den ſchönſten Schnauz- und Backenbart.

Er ſchwitzte viel beim Exerciren;
doch da es bis zum Feuern kam,
befiel ihn ein gewalt'ges Frieren,
das alle Luſt zum Dienſt ihm nahm.

Er mußte ſich heroiſch faſſen,
als an der Grenze Krieg entſtand.

Nun patrouillirt' er auf den Gaſſen,
und trank dazu für's Vaterland.

Bei Nacht einſt ſtand er auf der Wache,
und wünſcht', es wär' erſt wieder Tag:
ein Kater ſprang vom nächſten Dache —
da rührt' ihn, ach, vor Schreck der Schlag!

Sein Tod war ſchön, und kann uns lehren,
was rühmlich iſt für ſeinen Stand.
Er fiel mit allen Heldenehren:
mit ſeinen Waffen in der Hand.

Was Neider auch geſpöttelt haben:
er ließ ſo gut, wie Antonin,
Achill und Cato, ſich begraben,
ohn' eine Miene zu verziehn.

Untröſtlich weint' ich um den Helden
mir beide Thränendrüſen leer,
gäb's immer, ohne Ruhm zu melden,
ſo tapfrer Lampels nicht noch mehr.

## Des Philiſterleins That*).

(1813.)

Zu Dresden ein keckes Philiſterlein
that einen entſetzlich zornigen Schwur,
es ſolle der Satan Napoleon nur
in ſeiner Näh' und Gewalt ein Mal ſeyn:
ſo woll' es — und müßte die Hölle platzen —
zu Tode ihn hauen und ſchießen und kratzen.

Und damit das Philiſterlein ſeine Hand
könne tauchen in Kaiſerblut,
nimmt Mars, bei Lützen, in ſeine Hut
noch einmal den Kaiſer, den Höllenbrand,
und läßt ihn eilig nach Dresden marſchiren;
dort ſoll und muß er ſein Leben verlieren.

Nun wetze, Philiſterlein, Nägel und Schwerdt!
Nun lade den Puffer mit Haſenſchrot!

*) Sie erſchien 1812, als Napoleon nach Rußland aufbrach.

Gieb Feuer: ſo purzelt er mauſetodt,
und dein iſt ein prächtiges Beutepferd!
Da kommt er die Gaſſe ſchon hergeritten,
als wollt' er ſelbſt um den Tod dich bitten.

Er reitet bis an des Feindes Haus,
und ſinnt, und ſteigt vom Pferde herab,
und ſchreitet hinein in das offene Grab,
voll meuchelmörderiſch düſtrem Graus;
doch ſtatt vorſichtig zu ziehen vom Leder,
erbittet er gar ſich Dinte und Feder.

Und während der Todfeind, ſchmählich ver-
duzt,
im Zauberkreiſe der Majeſtät
mit zitternden Armen und Beinen ſteht,
der Kaiſer den nächſten Seſſel benutzt,
und ſetzt ſich, ſchnell den Befehl zu ſchreiben,
wie man den Feind in die Enge ſoll treiben.

„Auf dieſem Seſſel Napoleon?“
Das fährt dem erwachten Philiſterlein
urplötzlich in die Glieder hinein;
es dreht, und dreht ſich, und rennt davon,

und rennt nach allen Winkeln und Ecken,
als ſpielte der Satan mit ihm Verſtecken.

Du ſuchſt nach Waffen? — Das Nächſte nimm!
Den Pfriemen, wenn du ein Schuſter biſt!
Die Elle, wenn du mit Ellen mißt!
Zur Keule des Herkules macht ſie dein Grimm!
Ja, biſt du ein Schneider: ſo nimm die Scheere,
und ſchneide drauf los in das Kreuz und die Queere!

Doch ſieh, da kommt es keuchend zurück
vom Linnenkaſten der Frau, und hat
ein Kaffeetiſchtuch, ſauber und glatt!
Soll das der Mordluſt dienen als Strick,
um Pichegrü's Mörder, den Kanibalen,
mit ähnlicher Münze nun zu bezahlen?

Mit nichten! zu Ehren der Majeſtät,
das Philiſterlein, mit tiefem Reſpekt,
flugs über den Seſſel das Tüchlein deckt,
und wonnetrunken ſich bläht und dreht,

daß ihm, und ſeinem Seſſel, und Tuche
ſolch Heil wiederfahren mit ſolchem Beſuche.

Zu athmen vermag das Philiſterlein kaum;
und eh' es auf ſeinen Haß ſich beſinnt,
und wieder den Muth zum Morden gewinnt,
iſt ſchon verſchwunden der Gaſt, wie ein Traum.
Nun ſteht es, und ſtottert, mit offenem Munde,
und ſchwört, Der ſey mit dem Teufel im Bunde.

Drauf ſoll es ſich haben ſehr gegrämt,
ob luſtiger Nachbarn Spott und Hohn;
da iſt es nach London endlich geflohn,
und hat geholfen, gar unverſchämt,
an einem prächtigen Hause zimmern,
ehn' um die Frage: Für wen? ſich zu kümmern.

---

## Sankt Martin.

Nach einem Bildhauerwerke in einer Kirche zu Wien.

(1814.)

Dort, prangend überm Hochaltar,
der Reiter auf dem ſtolzen Pferde,
mit hochgeſchwungnem, blankem Schwerdte,
wie kommt er in die Heil'genſchaar?
Wie kommt ſein Bild an ſolche Stätte,
daß fromm zu ihm der Chriſt auch bete?

Martinus iſt's, noch Kriegesmann,
und Heide, nach des Vaters Willen;
allein er betet ſchon im Stillen
nicht mehr die Heidengötter an,
und iſt geneigt, zu Chriſti Lehren
ſich fromm und freudig zu bekehren.

Längſt hätt' er mit dem Kreuze gern
vertauſcht das Schwerdt an ſeiner Seite,
und, abhold allem Waffenſtreite,
nur Gott gedient, dem Herrn der Herrn;

im Schauen nach des Himmels Pfade,
erſchien ein Nichts ihm Kaiſers Gnade.

Und wagt er laut es auch noch nicht,
nach Chriſti Namen ſich zu nennen,
und durft' er auch noch nicht bekennen,
was ihm erſchien als höhre Pflicht:
ſo glüht' im Herzen doch dem Frommen,
was er von Chriſti Wort vernommen. —

Das Herz von heil'ger Lieb' erfüllt,
ritt ſinnend einſt auf rauhen Wegen
Martinus, gegen Sturm und Regen
in ſeinen Mantel feſt gehüllt:
da ſah er plötzlich einen Armen,
der flehte, nackend, um Erbarmen.

Des Ritters Aug' ein Strahl entblitzt;
zum Helfen däucht ihm nichts zu theuer;
er giebt ſein Gold, doch brennt, wie Feuer,
ihn ſein geſtickter Mantel itzt,
an deſſen flatternd weiten Falten
der Arme wagt, ſich feſt zu halten.

Er zähmt ſein Roß; er zieht ſein Schwerdt;
er ſchwingt's zu einem kräft'gen Hiebe,
er haut, zu einem Werk der Liebe,
entzwei den Mantel, ihm ſo werth,
und theilt, in freundlichem Erbarmen,
ihn mit dem hingeſunknen Armen.

Und dieſer hüllet lächelnd ein
in's Prachtgewand die nackten Glieder;
doch als der Ritter auf ihn nieder
zum Abſchied ſchaut: im Strahlenſchein
erblickt er da, voll Himmelsmilde,
ein überirdiſches Gebilde.

Er ſtaunt, und bebt, und iſt entzückt,
des Heilands Angeſicht zu ſchauen,
er will dem Auge noch nicht trauen,
und muß doch beten, tief gebückt,
wenn auch mit kaum bewegtem Munde,
doch aus des Herzens tiefſtem Grunde.

Das Bild, das ſeine Augen ſahn,
entſchwand, und nie erſchien's ihm wieder;
vom Himmel aber klang es nieder:

„Was an dem Armen du gethan,
„das that'ſt du mir!“ — und ewig blieben
die Worte ihm in's Herz geſchrieben.

Er ließ, mit frommer Freudigkeit,
ſich taufen nun zum Chriſtenthume,
legt' ab ſein Schwerdt, und blieb dem Ruhme
der Kirche nur fortan geweiht;
die lohnt' ihn mit dem Biſchofsſtabe,
und Gott noch ſchöner über'm Grabe. —

So kam er in die Heil'genſchaar,
der Ritter auf dem ſtolzen Pferde,
mit hochgeſchwungnem, blankem Schwerdte,
dort prangend über'm Hochaltar.
Mit Ehrfurcht nennet ſeinen Namen,
und ſtrebt, ſein Wohlthun nachzuahmen!

## Das Altartuch.

(1816.)

O ſeht den hellen Sonnenſtrahl,
der aus den Wolken auf einmal
durch's trübe Kirchenfenſter fällt,
und glänzend den Altar erhellt,
als ſtiege mit ſchwanenweißem Gefieder
ein lächelnder Engel vom Himmel nieder,
zu zeigen der frommen Chriſtengemeine
das Altartuch im himmliſchen Scheine.

Und Aller Augen ſchauen hin
mit chriſtlichem, gerührtem Sinn,
und Vieler Augen werden naß,
und manches fragt: „Wer that uns das?“
Und zu guter Stunde, am rechten Orte
erſchallen des Prieſters preiſende Worte
vom Scherflein der Witwe, welches vor allen
Geſchenken im Tempel dem Höchſten gefallen.

Und lange hallte, was er ſprach,
in vielen frommen Seelen nach;

und wer die Urſach wiſſen will,
der horche meinem Liede ſtill!
Es kam mir aus chriſtlicher Mägdlein Munde
von dem, was ich ſinge, die rühmliche Kunde,
und ſelber hab' ich die Kirche geſehen,
wo meines Liedes Geſchichte geſchehen. —

Als jüngſt durch Krieges Mord und Brand
geheimſucht wurden Leut' und Land:
da ſchonte wilder Feinde Schwarm
nicht Jung, nicht Alt, nicht Reich, nicht Arm;
da ſah man von freveinden Räuber-Händen
die Kirchen ſogar, die geheiligten, ſchänden,
denn wer des Mordens und Raubens befliſſen,
der will ja von Gott und von Kirche nichts wiſſen.

Nach ſolchem ſündlichen Gebrauch,
geſchah's in jener Kirche auch;
daß frech durch eines Räubers Hand
das Tuch vom Altar ward entwandt!
Das heilige Tiſchtuch, auf welchem ſeit Jahren
die heiligen Mahle bereitet waren,
an denen ſich fromme Chriſten erbauen,
das Tuch war nirgends nun mehr zu ſchauen!

Beklagend ſolches Mißgeſchick,
flog auf zum Himmel mancher Blick!
Der Prieſter ſeufzte, daß Altar
und Kirche ſo geſchändet war!
Doch allzu befangen im eigenen Leiden,
fiel's Keinem ein, den Altar zu bekleiden,
und wollte nur Jeder, am Abend und Morgen,
für ſich und die Seinigen ſchaffen und ſorgen.

Nur eine arme, fromme Magd
nach ihrer eignen Noth nicht fragt,
und opfert für den Tiſch des Herrn
das Scherflein ihrer Armuth gern.
Sie holt aus dem Kaſten, zur chriſtlichen Gabe,
das einzige leinene Tuch ihrer Habe,
und ſucht es, ſo viel ihr nur möglich, zu ſchmücken,
und weinet darauf mit frommem Entzücken.

Und ſieh, am nächſten Sonntag war
damit bekleidet der Altar!
Mit Rührung Volk und Prieſter ſehn,
was für ein gutes Werk geſchehn.

Der Himmel indeſſen, in Wolken begraben,
ſcheint keine Freude daran zu haben;
drum meinet die Magd, mit erbleichenden Wangen,
ſie habe zu Hohes ſich wohl unterfangen.

Im fernſten Winkel birgt ſie ſich,
und ſeufzt und weinet bitterlich,
und bittet Gott, ihr zu verzeihn
die Gabe ſo gering und klein.
Da zerreißt das Gewölk! und als ſtiege hernieder
ein lächelnder Engel mit Schwanengefieder,
ſo herrlich erglänzet im Sonnenſcheine
das Altartuch vor der ganzen Gemeine.

Und hochbegeiſtert thut der Mund
des Prieſters Gottes Beifall kund,
und führt die Witw' im Tempel an,
die droben großen Lohn empfahn.
Und die Magd, in freudigem Schrecken erbebend,
beginnet zu beten, nur halb noch lebend,
und kann die zitternden Hände nicht falten,
die, aufgehoben zum Himmel, erkalten.

Und als beim heiligen Abendmahl
das Tuch erglänzt im Sonnenſtrahl:
da wankt ſie mühſam mit hinzu,
im Vorgefühl der ew'gen Ruh.
Sie läßt von des Prieſters ſegnenden Händen
das Brodt des ewigen Lebens ſich ſpenden;
doch kaum, daß ſie noch aus dem Kelche getrunken,
da iſt ſie auch hin am Altare geſunken.

Ein Sonnenſtrahl fiel hell und licht
auf ihr verklärtes Angeſicht;
und Engel ſangen: „Komm, o komm,
„du Schweſterſeele, rein und fromm!
„Ein ſchöneres Kleid, als das hienieden,
„iſt dir am Throne des Höchſten beſchieden.
„Er wäget die Thaten, und weiß ſie zu lohnen,
„mit nimmer verwelkenden, himmliſchen Kronen!“

## Rudolphs Rückkehr.

(1830.)

Vom jungen Weibe hatte ſchwer
ſich Rudolph losgeriſſen;
ſo ſchmerzlich mochte Keiner beim Heer,
wie er, ſein Liebſtes vermiſſen!

Drum als der Frieb' errungen war,
und heimwärts zogen die Sieger,
eilt er voran der ganzen Schaar,
der treugebliebene Krieger.

Gern läßt er verklingen hinter ſich
die luſtigen Kriegsgeſänge;
er hört im Herzen anmuthiglich
ſchon tönen der Heimath Klänge.

Er eilt hinweg vom frohen Mahl,
der ſonſt ſo fröhliche Zecher;
der liebenden Sehnſucht würde zur Qual
das Weilen beim luſtigen Becher.

So gern er betet, als gläubiger Chriſt,
zum ewigen Vater des Lebens:

heut' winket, ſo ſchön ſie geſchmückt auch iſt,
die Bet-Kapell' ihm vergebens!

Erreicht iſt endlich der herrliche Rhein!
Da liegt, am ſchattigen Pfade,
des Kriegers Hüttchen, verſteckt und klein,
auf wellenbeſpültem Geſtade.

Fernher von Lauffen grüßt ihn ſchon
des Rheinfalls dumpfes Getöſe!
Das wächſt allmählich zum Donnerton,
in wilder, ergreifender Größe!

Jetzt ſieht er, verſilbert, die grünliche Fluth,
in zitternden Kreiſen ſich winden!
Jetzt ſieht er des Sturzes ſchäumende Wuth
in glänzender Pracht ſich entzünden.

Doch nichts, nichts hält den Sehnenden auf,
ſo ſehr es auch lockt zum Verweilen!
Kaum ſchauet er hin, im beflügelten Lauf!
Sein Hüttchen nur will er ereilen!

Der Schaum verſchwindet, der Donner
verhallt!

Die ſehnende Liebe hat Flügel. —
Doch ſiehe! wie trüb' erſcheinet alsbald
des Stromes kryſtallener Spiegel!

Was trägt er tückiſch für Beute hinab
auf höher ſchwellenden Wogen?
Was hat er in's Bett, in das ewige Grab,
für fröhliches Leben gezogen?

Getödtete Lämmer! zerbrochnes Geräth!
zertrümmerter Balken Geſplitter!
Ach, iſt auch Menſchenleben gemäht
vom Tode, dem grauſamen Schnitter?

O ſieh! da bringen die Wellen ſogar
ein Kind in der Wiege getragen!
Das hat, nichts wiſſend von Todesgefahr,
hell auf die Augen geſchlagen!

Am Himmel hängt ſein lächelnder Blick,
als horcht' es nach Engelgeſängen,
obſchon es der Strom — o grauſes Geſchick! —
ſucht reißend zum Sturze zu drängen.

Und Rudolph ſieht's! — Und wacht' er auch nicht
bei Mahl und Kapelle verweilen:
hier hemmt er den Lauf! hier fühlt er die Pflicht,
zu Hülfe der Unſchuld zu eilen.

So groß die Gefahr, ſo groß ſein Muth!
Als flög' er zur Schlacht und zum Siege,
ſo ſtürzt er ſich hin in die reißende Fluth,
zu retten das Kind in der Wiege!

Und ſeinem Kampfe wird ſchöner Lohn!
Die That iſt endlich gelungen!
Da hält er am Ufer im Arme ſchon
das Kind, dem Verderben entrungen.

Und wie er's beſchaut, und wie er es küßt,
da wird er gerührt bis zu Thränen!
In des Kindleins Augen ein Etwas iſt,
das weckt ihm ein zärtliches Sehnen!

Das Tüchlein ſeiden, das um die Bruſt
des blühenden Kindes gewunden,

es weckt die Erinnerung ſeliger Luſt
in unvergeßlichen Stunden.

Und wie er's betrachtet, und wie er noch ſinnt,
mit freudigem, innerm Erbeben,
und immer zärtlicher küſſet das Kind,
dem er gerettet das Leben —

da ſtürzt mit Jammer- und Freudengeſchrei,
das Haar hinflatternd im Winde,
mit offnen Armen die Mutter herbei
zum verloren geachteten Kinde!

Und wie er der Mutter in's Auge nun blickt —
in Wonne verwandelt die Schmerzen —
da wird es ihm klar! da beginnt er entzückt
das Kind und die Mutter zu herzen!

Und die jauchzende Mutter erblickt und erkennt
im Retter des Kindes den Gatten,
und Lipp' an Lippe nun wieder brennt,
in der Laube heimiſchem Schatten.

O ſüßer Traum! o ſelige Luſt!
vom Tode das Kindlein gerettet!
Mit ſeinem Weibe zum Buſen an Buſt
in Liebe wieder gekettet!

Iſt auch, zerſtört von der tobenden Fluth,
nicht mehr ſein Hüttchen zu ſchauen:
doch hat er die Seinen, doch hat er den Muth,
ein neues für ſie zu erbauen!

## Fünfte Abtheilung.

# Religion.

## Vertrauen auf Gott.

(1825.)

Und wenn mich alle Welt verläße,
wird Gott mich nicht verlaſſen!
Mit frommem Glauben will ich feſt
in's Herz dies Troſtwort faſſen.

Und würd' ich irr' an aller Welt:
an Gott will ich's nicht werden!
Er leite, wie es ihm gefällt,
mich bis an's Ziel auf Erden!

Der ſich des Wurms im Staub' erbarmt,
wird mein ſich auch erbarmen!
Wer wäre je an Troſt verarmt
in ſeinen Vaterarmen?

Er denket mein, er wägt und mißt,
was dient zu meinem Frieden,

und hat, wie mir es heilsam ist,
mir Freud' und Leid beschieden.

Drum geh' ich ruhig meinen Pfad,
mag's donnern auch und stürmen!
Weiß ich auch nicht, weiß er doch Rath,
weiß er doch mich zu schirmen.

---

## Der Mensch.

(1826.)

Wie steht der Mensch so klein und schwach
hier in der Wesen Mitte!
Wie drohn ihm Noth und Ungemach
auf jedem seiner Schritte!

Mehr, als das Thier, verfolgen ihn
der Krankheit herbe Schmerzen;
und Keiner konnte noch entfliehn
geheimer Pein im Herzen.

Die Sorge kennt der Mensch allein
im weiten Erdenraume;

hellſtes Glück iſt meiſt nur Schein,
ießt in leerem Schaume.

Gar niedrig ſteht, o Herr, vor dir
Mächtigſte auf Erden!
du nicht ſchützeſt für und für,
muß zu Schanden werden!

Doch ſchaut der Menſch in Schmerz und
Noth,
auervollen Blickes,
r, der oft ſchon Hülf' ihm bot
Sturme des Geſchickes.

Dir dankend ſchlürft den Becher Wein
ranke ſich zur Labe;
iß, es kommt von dir allein
jede gute Gabe.

Der Menſch blickt ſtaunend himmelwärts
onne, Mond und Sternen,
chet dich ſein ahnend Herz
ngemeßnen Fernen.

All überall iſt offenbar
dem Menſchen deine Güte;
Bedürfniß wird ein Hochaltar
dem feiernden Gemüthe.

Es treibt ihn, Tempel dir zu baun,
dein Wohlthun zu verkünden,
erflehen will er, voll Vertraun,
Vergebung ſeiner Sünden.

Er weint vor dir, er beugt das Knie,
er faltet ſeine Hände,
er bittet, nach des Lebens Müh',
dich um ein ſel'ges Ende. —

Das kann der Menſch, der Menſch allein!
nur er kann vor dich treten,
kann tief durchglüht von Andacht ſeyn,
und gläubig zu dir beten!

Das iſt's, das hebt ihn hoch hervor
aus aller Weſen Reihe!
Zum Rang' in höhrer Geiſter Chor
giebt das ihm hier die Weihe.

## Glaube an Gott.

(1827.)

Daß ein Gott iſt, das verkündet
jedes Blatt an Blum' und Baum!
Selbſt im Sturm der Woge Schaum,
ſelbſt der Blitz, der ſich entzündet,
er verkündet:
„Gottes Daſeyn iſt kein Traum!“

Hoch am Himmel iſt's zu leſen,
in der hellen Sternennacht,
daß vor aller Sonnen Pracht,
Gott, der Ewige, geweſen!
Hell zu leſen
iſt's: „Er iſt ein Gott der Macht!

Aber heller noch geſchrieben
ſtehet in der Menſchenbruſt:
„Schau' und fühle! und du mußt
„an ihn glauben und ihn lieben!“
Hell geſchrieben
iſt das auch in meiner Bruſt.

Solche Liebe, solchen Glauben —
würd' ich auch von Schmach und Noth
noch so hart und oft bedroht —
soll kein Zweifler je mir rauben!
Lieb' und Glauben
halt' ich fest bis in den Tod.

---

## Blick auf den Tod.

(1827.)

Lichthell ist das Leben!
Dunkel ist der Tod!
Doch ich will nicht beben,
will nicht widerstreben,
wenn er mich bedroht.

Seine Nacht beut Frieden;
Ruhe beut sein Grab.
Was den Kummermüden
schwer gedrückt hienieden,
nimmt der Tod ihm ab.

Seine Nacht verſchönen
Sterne ohne Zahl,
Engelſtimmen tönen,
Alles zu verſöhnen,
durch des Todes Thal.

Bald, in ſchöner Helle,
bricht ein Morgen an,
und die Grabesſtelle
wird zur Aufgangsſchwelle,
leitet himmelan.

Drum kein Todesbeben!
Dem gebührt der Preis,
welcher, gottergeben,
nicht allein zu leben,
auch zu ſterben weiß.

---

## Bei dem Tode eines Freundes.

(1827.)

Wieder Einer abgetreten
von der heitern Erdenbühne!

Seht! er ſchläft mit ſtiller Miene:
laßt an ſeinem Sarg' uns beten!

Dankesvoll ſey Gott geprieſen
für die tauſendfache Gnade,
die er, auf dem Lebenspfade,
unſerm Freunde hat erwieſen!

Frommes Todtenopfer ſollen
unſrer Herzen banges Sehnen,
unſrer Augen heiße Thränen
lange noch dem Theuren zollen!

Was er hat gefehlt im Leben —
ungerichtet, unermeſſen
iſt es ſchon von uns vergeſſen,
iſt es längſt von Gott vergeben.

Doch ſein treues Freundesſieben,
ſeines Geiſtes helle Klarheit,
und ſein Sinn für Recht und Wahrheit
ſind uns tief in's Herz geſchrieben. —

Der ſo plötzlich uns entriſſen,
der ſo theuer uns geweſen,

möcht' er's in den Sternen leſen,
wie wir ſchmerzlich ihn vermiſſen!

Einen ſehn wir nach dem Andern
von uns ab die Blicke wenden,
ſehn den Lebenspfad ihn enden,
um den Todespfad zu wandern!

Aermer wird mit jedem Jahre
unſer Kreis, der ſonſt ſo reiche,
denn es führet Leich' um Leiche
weg von uns die Todtenbahre!

Doch je ärmer jetzt auf Erden
uns gemacht der Freunde Scheiden,
deſto reicher wird an Freuden
bald für uns das Jenſeit werden.

## Blicke nieder!

(1828.)

Willſt du Glück und Unglück wägen,
das der Himmel dir beſchieden
auf des Lebens langer Bahn,
und es ſoll dir ſeyn zum Segen,
ſoll dir ſeyn zum innern Frieden:
hüte dich vor Neides Wahn!

Nicht mit Denen dich zu meſſen,
ſey dein thörichtes Bemühen,
denen ſtets das Glück gelacht!
Willſt du deines Glücks vergeſſen,
um für fremdes zu erglühen
mit der Sehnſucht ganzer Macht?

Nieder, immer nieder blicke,
willſt du dankbar ſeyn und weiſe,
nach der unermeſſ'nen Zahl
Derer, welchen vom Geſchicke
ward gelenkt die Lebensreiſe
durch ein tiefes Trauerthal!

Blicke nieder, hin nach Denen,
deren früh gebrochne Herzen
Freude nicht, nur Gram gekannt,
deren täglich Opfer Thränen,
deren Erndte bittre Schmerzen
bis an ihres Grabes Rand!

Ach, nach Solchen blicke nieder,
wenn du dein Geſchick willſt wägen,
für das Herz zum Troſt und Heil!
Fromm dann ſinge Dankes-Lieder,
daß, durch unverdienten Segen,
beſſres Glück dir ward zu Theil!

Freu' dich deſſen, was beſchieden
auf dem Weg der Lebensreiſe
dir an ſtillen Blumen iſt!
Wer mit Kleinem auch zufrieden,
der nur iſt der wahre Weiſe,
der nur iſt der echte Chriſt.

## Blicke aufwärts!

(1828.)

Willſt du prüfend in dich ſchauen,
deinen innern Werth zu wägen,
und die That, die du gethan,
und du willſt dich fromm erbauen,
und es ſoll dir ſeyn zum Segen:
hüte dich vor Stolzes Wahn!

Das nicht ſey dein eitles Trachten,
arme Sünder aufzufinden,
die noch tiefer ſtehn, als du!
Willſt du dich ſo wenig achten?
Meinſt du denn, des Nachbars Sünden
decken deine Blößen zu?

Aufwärts, aufwärts mußt du blicken,
nach der Tugend höchſten Höhen,
nach den Beſten, Frömmſten hin!
Wer dies Ziel ſich läßt verrücken,
hoch nicht ſtrebt vor Gott zu ſtehen,
deß iſt nicht der rechte Sinn!

Blicke aufwärts, hin nach Denen,
die das höchſte Ziel ſich ſteckten
auf der Tugend ſteilem Pfad,
oft in Noth und oft in Thränen,
nimmer doch das Herz befleckten
durch geheime, böſe That!

Auf nach ſolchen mußt du blicken,
wenn du deinen Werth willſt wägen,
dir zum wahren Seelenheil!
So nur kann dein Streben glücken,
ſo nur wird der Tugend Segen
einſt am Ziele dir zu Theil.

Blicke aufwärts ohne Beben,
wenn auch ſchwer das Aufwärtsdringen
auf dem Pfad der Tugend iſt!
Weiter ſtets im Guten ſtreben,
nach dem höchſten Preiſe ringen,
muß der Fromme, muß der Chriſt!

# Innrer Friede.

(1828.)

Wenn Menſchen auch mich hart verklagen,
wenn bittrer Feinde Strafgericht
mir auch ein hartes Urtheil ſpricht:
ich will es ohne Schmerz ertragen,
verklaget mich mein Herz nur nicht.

Der Menge Beifall nachzuſtreben,
nicht immer iſt es wohlgethan;
es lockt oft auf die falſche Bahn,
und kann nicht innern Frieden geben,
nur äußern Glückes Schein und Wahn.

Das wahre, innre Seligwerden
erreicht man nicht mit eitler Luſt!
Drum ſey mir immer klar bewußt:
Der wahre Himmel hier auf Erden
iſt der nur, tief in unſrer Bruſt.

## Beruhigung.

(1828.)

In Demuth ſchau' ich auf zum Herrn!
Was wär' ich ohne ſeine Gnade?
Er iſt mein Stab, er iſt mein Stern
auf nachtumflortem Lebenspfade.

Auf ſeinen Ruf bin ich erwacht
zum vielbewegten Erdenleben;
er wird mir, iſt mein Lauf vollbracht,
ein ſchönres Daſeyn jenſeit geben.

Der meines Hauptes Haare zählt,
der mich erſchuf mit meinen Schwächen,
der wird, was ich als Menſch gefehlt,
nicht als ein harter Richter rächen.

Und wenn ich von verſäumter Pflicht
auch tief den Schmerz im Buſen trage:
den Schöpfer ehr' ich dadurch nicht,
daß allzu hart ich mich verklage.

Ich kann die Menſchheit tief verderbt
nicht ſchon im Schooß der Mutter nennen,
nicht fürchten, daß mir angeerbt
der Fluch, in Höllengluth zu brennen.

Nicht kann ich mit der Frömmler Zunft
nach blindem Glauben blind nur trachten,
Und, ſtatt zu prüfen, die Vernunft,
mein höchſtes Gottgeſchenk, verachten.

Viel Menſchenwort, bald dies, bald das,
wird laut als Gottes Wort geprieſen!
Dem Bruder will oft Ketzerhaß
des Himmels Gnadenthür verſchließen!

Des großen Lehrers heil'ges Wort,
der ſeinen Feinden mild verziehen,
gedeutelt wird es fort und fort,
und manch Anathema geſchrieen!

Allein nach Menſchenſatzung nicht
wird Gott mich einſt am Ziele fragen.
Das richtige Gebot der Pflicht
wird hoffentlich mein Herz mir ſagen.

Zu hoch ſteht Gott für jeden Streit
der Menſchen hier im Erdenſtaube!
Mein Glaub' iſt, daß er mir's verzeiht,
wenn irrig war mein Herzensglaube.

---

## Blick auf Gott und die Welt.

(1829.)

Erkling' in frommen Weiſen,
geweihter Harfenklang!
Den Herrn der Welt zu preiſen,
will tönen mein Geſang. —

Doch was für Klagetöne
berühren da mein Ohr!
Was bricht für Angſtgeſtöhne
aus dunkler Nacht hervor!

Die Unſchuld ſeufzt in Ketten!
Ein Wüthrich will ihr Blut!
und Niemand kann ſie retten
von ſeiner Schergen Wuth!

Des Kriegers Roß zerſtampfet
des Landmanns ſauren Schweiß!
Und ach, das Schlachtfeld dampfet
von Bächen, roth und heiß!

Herab von Bergeshöhen
ſtürzt Fluth auf Fluth in's Thal;
da wandeln ſich in Seeen
die Fluren allzumal!

Erſtarrte Kinder wimmern
umſonſt nach Wieg' und Brodt,
bis, auf des Hüttchens Trümmern,
ſie eingewiegt der Tod!

Doch horch! Gewitterbrauſen
tönt aus der Erd' empor,
als öffnete mit Grauſen
die Höll' ihr ſchrecklich Thor!

Die Erd' erbebt! zuſammen
ſtürzt Hütt' und Gotteshaus,
und Schlünde ſpeien Flammen
verderblich wüthend aus!

Wo ſonſt auf grüner Weide
des Hirten Flöt' erklang,
wo unſchuldvolle Freude
ihr ſüßes Lied ſonſt ſang;

wo fromme Pilger wallten
in ungezählter Schaar,
wo Hochgeſäng' erſchallten
am heiligen Altar —

da hauſet jetzt der Schrecken,
da hauſet jetzt die Noth,
da ſtrebt umſonſt zu wecken
der Liebe Ruf den Tod!

Ach, was für Klaggetöne
berührt mir Herz und Ohr!
Was bricht für Angſtgeſtöhne
aus dunkler Nacht hervor!

O grauſe Dunkelheiten!
Wie klopft mein Herz ſo bang!
Verſtummt ſind meine Saiten!
Es ſchweigt mein Preisgeſang!

Doch nein, du ſollſt nicht ſchweigen,
geweihter Harfenklang!
Du ſollſt gen Himmel ſteigen,
mein frommer Lobgeſang!

Nicht ſoll den ſchönen Glauben
an Gottes Lieb' und Macht
ein Donnerſchlag mir rauben,
der vor mir niederkracht!

In grauſen Finſterniſſen
verzag' ich dennoch nicht;
die Wolk' iſt bald zerriſſen,
und wieder kehrt das Licht.

Was iſt der Schmerz hienieden?
Was iſt der bittre Tod?
Es winkt zu ew'gem Frieden
des Jenſeits Morgenroth!

Der hoch im Himmel thronet,
der Schöpfer unſrer Welt,
beglückt, und ſtraft, und ſchonet,
wie er für gut es hält.

Er ſchauet in die Ferne
des Raumes und der Zeit,
Er ſpendet jedem Sterne
ſein Maaß von Freud und Leid.

Und wär' auch noch ſo trübe
des armen Dulders Nacht:
es iſt ein Gott der Liebe,
der ſein Geſchick bewacht.

Drum ſoll ihn ewig preiſen,
aus tiefem Herzensdrang,
den Mächtigen, den Weiſen,
mein frommer Lobgeſang!

Es drohe mir Verderben,
es lächle mir das Glück:
ihn preiſen, auch im Sterben,
ſoll noch mein letzter Blick!

## Blick auf die Kinderwelt.

(1829.)

„Laßt die Kindlein zu mir kommen!“
ſprach der Herr — „wehrt ihnen nicht!“
Alle Guten, alle Frommen
ſprachen ſo, wie Chriſtus ſpricht.

Kindes-Lächeln, Kindes-Thränen
ſind der ew'ge Talisman,
ſind die Zauberwaffen, denen
Niemand widerſtehen kann.

Sind ſie auch, bei tauſend Mängeln,
nicht, wie wir, an Weisheit reich:
macht ſie doch verklärten Engeln
ihre Herzens-Unſchuld gleich.

Biſt du zornig: ſchau' nach ihnen!
Kindes Zorn iſt leicht geſtillt.
Lockt dich Habſucht: ſchau' nach ihnen!
Kindes Hand iſt leicht gefüllt.

Himmelsfriede wär' auf Erden,
wären wir den Kindern gleich!
Laßt uns, wie die Kindlein, werden!
Ihrer iſt das Himmelreich.

---

## Geiſt der Liebe.

(1830.)

Ein Geiſt der Liebe waltet,
wohin mein Auge blickt,
ein Geiſt, der nie veraltet,
der überall beglückt.

Aus Himmelsräumen ſtammet
der ew'gen Liebe Geiſt,
er weht, und wärmt, und ſtammet,
ſo weit ein Stern nur kreiſt.

Er nährt den Wurm im Staube,
den Vogel in der Luft;
er haucht um meine Laube
den Frühlingsblüthen-Duft.

Er hat in's Herz gegeben
mir hoher Wonne viel;
er leitet mich durch's Leben,
bis an des Lebens Ziel.

Drum, soll im Weltgetriebe
durch mich kein Mißklang seyn:
muß ich ein Herz voll Liebe
auch meinen Brüdern weihn.

---

## Der Dom und das Kämmerlein.

---

(1830.)

Was für schöne Andachtstempel
hat der Vorzeit edler Eifer
frömm dem Dienst des Herrn geweiht!
Riesenpfeiler, schlank und kräftig,
reihen sich an Riesenpfeiler,
tragen kühner Wölbung Bogen,
tragen hohe, stolze Kuppeln,
tragen kühn durchbrochne Thürme,

die hinauf zum Himmel ſtreben
mit des goldnen Kreuzes Zier!

Ihrer Glocken Feiertöne
mahnen weit umher die Chriſten,
in das Gotteshaus zu kommen.
Und es wallen Arm' und Reiche,
Männer, Frauen, Greiſ' und Kinder,
durch die prächtigen Portale,
gehen hin auf Marmorboden,
knieen hin auf Marmorſtufen,
vor den heiligen Altären,
mit des Meiſels und des Pinſels
ew'gen Meiſterwerken prangend,
mit dem Glanz der Prachtgefäße,
mit dem Strahl von hundert Kerzen
reich und blendend ausgeſchmückt.
Und in feierlicher Weiſe
fängt die Orgel an zu tönen;
Silberſtimmen, ſanfte Flöten,
Chorgeſang, Poſaunenrufen,
Alles klingt in Wechſeltönen,
wogt und brauſt in Kraftakkorden

durch des Domes weite Hallen;
Weihrauch wirbelt auf in Wolken;
von den hohen Fenſtern ſchimmert
farb'ges Licht durch heil'ge Bilder;
und der Prieſter ſpendet Segen
allen gläubig-frommen Chriſten;
und in Demuth treten Alle
an den heil'gen Tiſch des Herrn. —

So, in großen, prächt'gen Domen,
bringen Tauſende von Chriſten
täglich ihrer Andacht Opfer,
während ich in ſtiller Kammer
einſam meine Hände falte,
betend ſtill und einſam nur. —

Aber, Der mit Wohlgefallen
hört auf des Kindes Lallen;
Dem kein Seufzerhauch entgeht,
ob ein Sturm ihn auch verweht;
Der die Herzen tief durchſchauet,
Jedem, der ihm fromm vertrauet,
gern die Unglücksfeſſel löſt,

keinen Sünder ganz verſtößt —
Er, der Vater voll Erbarmen,
ſchauet auch auf mich, den Armen,
der ihm nur im Kämmerlein
kann der Andacht Opfer weihn.
Nicht allein nach Tempelhallen,
wo ihm laute Hymnen ſchallen,
neigt ſein Ohr ſich gnädiglich;
her zu mir auch neigt es ſich.
Iſt, wie eines Tempels Schwelle,
heilig doch ihm jede Stelle,
wo, in Andacht, himmelwärts
ſich zu ihm erhebt ein Herz.
Alle Pracht der Hochaltäre
überglänzt die helle Zähre,
die — des reinen Herzens Bild —
eines Beters Aug' entquillt.

# Anhang.

# I.

# Klänge aus der Nordsee.

## Auf dem Meere.

Ade, mein heimathlicher Heerd!
Mein Weib, und Kind, und Freund, ade!
Mich trägt davon ein wildes Pferd,
Mit stolzen Flügeln, weiß, wie Schnee!

Ich jag' in einem Reiche hin,
Das größer, immer größer wird!
Und froher, kühner wird der Sinn,
Je mehr umher das Auge irrt!

Millionen Silberblumen blühn
Rings um mich auf im Morgenglanz;
Und Bäume wachsen auf, und ziehn
Entgegen mir in luft'gem Tanz!

Doch sieh, wie bäumt mein Roß sich auf!
Wer peitscht es so gewaltig fort?
Nichts hält es auf im wilden Lauf,
Denn „Vorwärts!" ist sein Losungswort!

Dem alten, tapfern Marschall gleich,
Der hunderttausend Feinde schlug,

Geht's immer wild hinein in's Zeug,
Dem Ziele zu, wie Adlerflug.

Die ihr dort, jenseit Berg und Thal,
Mit Peitsch' und Sporn die Rosse treibt,
Ihr sitzen Ritter allzumal,
Wenn hinter mir zurücke bleibt!

Denn wißt, ich jag' auf wildem Meer,
Wo Well' an Welle silbern schäumt!
Die Bäume sind ein Mastenheer,
Mein Schiff ein Roß, das hoch sich bäumt!

Es trägt, ein zweiter Pegasus,
Mich unter Sang und Klang davon;
Erglänzend vom Aurorens Kuß,
Liegt vor mir schon mein Helgoland!

So — meine Leyer in der Hand,
Ihn flieg' ich durch das Wellenheer,
Nach meinem Ziel', nach Helgoland,
Zu rothen Kreu' im blauen Meer!

## Die Landung.

Geschossen wird Victoria!
Da! Felsenriff, das Helgoland,

Wie kal und heiter liegt es da! —
Doch weg nun Brief und Kontrebande!
Es rudern Böte schon heran!
Gewiß der edle Zoll-Senat,
Zu visitiren Mann für Mann,
Wie's ziemt in einem guten Staat!
Nun, Freunde, gilt es Trug und Liß!
Nun spielt Verstecken! steyst euch aus!
Wer jetzt der Schlauste und Kekste ist,
Soll König seyn beim nächsten Schmaus! —
Wie? Arme Loetsen wären's nur,
Uns hin zu rudern an den Strand?
Und nirgends eines Zöllners Spur?
Das wär' mir ein kurjoses Land!
Glück zu! Da stehn wir, unverseht!
Nun Schildwach' her! hübsch ausgefragt!
Damit der Sultan schnell erfährt,
Was für Geschmeiß zu landen wagt! —
Ist's möglich? Keine Schildwach' da?
Wer zügelt hier das Volk? O Wer?
Man weiß: es revoltirt ja,
Wird's nicht bewacht vom Militair!

Was muß die arme Polizei
Zu ſtrieniren haben hier!
Da iſt mein Paß! Wie greb ſie ſey:
Ich flüchte mich ſogleich zu ihr. —
Auch keine Polizei? — „Um Gott!“
(Erlaube mir dies Wort Fouqué!)
Von hinnen möcht' ich fliehn, wie Lot
Aus Sodom ſich, mit Ach und Weh!
Wie wird's mit meinem Geld und Gut?
Mit meines Lebens Sicherheit?
Wie muß ich hier auf meiner Hut
Vor Dieben ſeyn! vor Zank und Streit!
Der erſte beſte Advokat,
Auch wenn er noch ſo ſehr mich preßt —:
Er ſoll mir geben guten Rath,
Wie man beim Zank ſich hier verhält! —
Kein Advokat? — Bei meiner Ehr'!
Ich weiß nicht, wo der Kopf mir ſteht!
Zweitauſend Menſchen, und noch mehr —
Und Niemand, der das Recht verdreht?
In einen Hottentotten-Kraal
Wohl muß ich hier gerathen ſeyn!

Für Koſt und Obdach, ſchlecht und ſchmal,
Wo wechſl' ich kleine Münzen ein?
Gewiß zum Juden weiſt man mich!
Der wird mich hauen über's Ohr!
Sehen recht! ſehen recht! warum war ich,
Hieher zu ſchiffen, ſolch ein Thor! —
Unmöglich? Träum' ich? Höre' ich recht?
Auch nicht einmal ein Jude hier?
O weh! Da ſteht es hier wohl ſchlecht
Um manches ſchöne Staatspapier!
Die Söhne Jakobs helfen doch
Sonſt gern den Chriſtenkindern auf:
Und hier, hier etablirte noch
Kein Rothſchild ein berühmtes Haus? —
Für Scherz und Ernſt auch, höre' ich, hat
Man nichts zur Luſt, und nichts zur Pein:
Nicht Kutſchen- und nicht Galgen-Rad,
Nicht Edel- und nicht Raben-Stein! —
Ein Schandfleck iſt ein ſolches Neſt
In unſrer cultivirten Welt!
Ein Glück, daß ſein Geſtein nicht feſt
In Sturm und Meeresbrandung hält!

Gefährlich für Europa wär'
Ein solches Beispiel! Fort damit! —
Doch keine Macht mit Waff' und Wehr
Dem Uebel hier entgegen tritt?

Lojales Meer, lojaler Sturm,
So raset ihr dann blind drauf los!
Gebt Fels, und Haus, und Lampenthurm,
Sobald ihr könnt, den Gnadenstoß!

## Helgoland.

Gar freundlich bin ich aufgenommen;
Und, trotz der unverschloßnen Thür,
Ist nichts abhanden mir gekommen:
So übel lebt sich's doch nicht hier.

Es will sich Niemand mit mir zanken!
Man läßt mich treiben, was ich will;
Viel Grüßenden hab' ich zu danken;
Und überall ist's friedlich-still.

Die hundert zwei und neunzig Stufen
Hinauf am Felsen steigt man leicht;
Und braucht man Hülfe: ungerufen
Wird von den Frauen sie gereicht.

In meinem blanken, heitern Stübchen
Bläht sich ein Bett' in schwerer Pracht,
So hoch gethront, daß manches Bübchen
Darunter Platz gehabt bei Nacht *).

Zwar eingeengt in schmale Gasse
Hat mich ein neckendes Geschick;
Doch wenig Schritt', und ich umfasse
Das halbe Meer mit einem Blick.

Der flache Strand der weißen Düne,
Wie ladet er zum Baden ein!
Wie wimmelt's auf des Meeres Bühne
Von muntern Segeln, groß und klein!

In kurzer Frist ist leicht umgangen
Des ganzen Eiland's hoher Rand;
Da sieht man mit Kartoffeln prangen,
Statt Park und Wald, das arme Land.

Wer Lust hat, kann mit einem Sprunge
Hinab gelangen in das Meer;
Wer oben bleibt, deß durst'ger Zunge
Beut Labung dar ein Belveder'.

*) In einer Art von Bucht unter dem hochschwebenden Ehebette haben die Kinder noch in manchen Häusern ihre Schlafstelle.

Wer England, ſtatt es anzubeten,
Und ohne blut'gen Landungsſturm,
Gemächlich will mit Füßen treten,
Beſteige dann den Lampenthurm!

Der ſtolze Name iſt zu leſen
Auf jeder ſchwarzen Stufe da *)!'
Das wär' ein Spaß für Den geweſen,
Der England flucht' auf Helena.

Doch aus des Thurmes Pracht-Laterne,
Wie groß erſcheint das runde Meer!
Wie dehnt's rings um in weiter Ferne
Sich hin mit ſeinem Wellenheer!

O Zauberanblick ſonder Gleichen:
Auf ſolchem Blau ſolch Silberweiß!
Solch Bild kein Künſtler kann erreichen,
Und gält' es auch den höchſten Preis.

Und nun der Donnerwolke Krachen,
Die, kaum in Weſten aufgethürmt,

---

*) Der Leuchtthurm, ganz aus Stein und Metall zuſammengeſetzt, hat eine eiſerne Wendeltreppe, und auf jeder der gegenſeitigen Stufen ſteht, mit erhabener Schrift: ENGLAND 1810.

Gleich einem wilden Feuerdrachen,
Herauf, und ſchnell vorüber ſtürmt!
Jetzt fängt das Meer an, hoch zu wogen;
Jetzt wächſt der Wellen wilde Macht!
Zum Strande nun hinabgeflogen,
Zu ſchaun der hohen Brandung Pracht!

Ein Boot herbei, und wackre Leute,
Mit kräft'gem Arm und ſicherm Muth,
Um glücklich zu beſteh'n im Streite
Mit aufgeregter Wellen Wuth!

Die Felſeninſel nun umfahren,
Und keck gelandet da und dort!
Mein gutes Glück wird uns bewahren
Vor Unglück! Traut nur meinem Wort!

In weiter Fern', auf feſtem Lande,
Hab' ich noch Vieles abzuthun:
Wie könnt' ich hier, am fernen Strande,
Schon aus von meinen Thaten ruh'n!

Zu viel noch will mich hier entzücken,
Als daß ich Luſt zu ſterben hätt'!
Ich laſſe nicht mich ſo berücken,
Zu wählen hier mein letztes Bett!

Hier müßt' ich mir gefallen laſſen
Ein gar zu ſteinicht rauhes Grab!
Es ſtürzten ja in tauſend Maſſen
Die Felſenſtücke hier herab!

Groteske Pfeiler, Höhlen, Bogen
Zeigt hier die hohe Felſenwand,
Mit Linien, wilder noch gezogen,
Als von Salvator Roſa's Hand!

Und rings um in des Meeres Grunde
Geſtein und Trümmern ohne Zahl,
Die Meer und Sturm, im wilden Bunde,
Hinabgeriſſen allzumal!

Die arme Inſel liegt begraben
Schon um den Reſt der Inſel her!
Neptun und Aeolus, ſie haben
Hinabzutrümmern wenig mehr!

Auf lockerm Fels ihr kleinen Hütten,
Wo ſtill erblüht manch großes Glück,
Aſyle alter, guter Sitten,
Was droht euch für ein Mißgeſchick!

Wenn fort ſo eure Feinde ſchreiten
Auf ihrer Felsverwüſtungs-Bahn:

Mit allen euren Herrlichkeiten
Iſt's endlich auch um euch gethan!

Drum, wer euch lieb hat, fleh' um Gnade!
O, ſchont, Zerſtörer, dieſen Strand!
Seyd liberal! Es wär' doch Schade
Um dieſes Pröbchen freies Land!

## Die Rückfahrt.

Endlich heimwärts, heimwärts wieder
Sind gerichtet Herz und Blick!
Singt, Gefährten, frohe Lieder
Von des Wiederſehens Glück!

Endet ſich die frohſte Reiſe:
Sehnt man freudig ſich zurück
Nach dem engbeſchränkten Kreiſe
Mit der Liebe ſtillem Glück.

Freudiges Entgegenkommen!
Froher Gruß, und warmer Kuß!
Liebes Schiff, nun raſch geſchwommen,
Raſch hinauf den Elbe-Fluß!

Aber tiefe Windesſtille!
Wer ermißt dies Schreckenswort!

Nicht Giganten-Kraft und Wille
Brächte unſer Schiff jetzt fort!

Nirgends einer kleinen Welle,
Nirgends eines Wimpels Spiel!
Feſt gebannt auf eine Stelle
Bleibt das Schiff, noch fern vom Ziel!

Alle Bücher durchgeleſen,
Und kein neues bei der Hand,
So ein dikes Bücherweſen
Auch beglükt das feſte Land!

Eſſen, Trinken! Trinken, Eſſen!
Welche große Mittel dort,
Stoff zum Unmuth zu vergeſſen!
Hier nur nicht am magern Bord!

Hier iſt Schmalhans Küchenmeiſter,
Schlimmer, als im Armenhaus!
Unſer Koch — vergeblich preiſt er
Seinen Armenſünderſchmaus!

Schier an Leib und Seel' verderb' ich,
Wenn der Spaß noch lange währt!
An der Langeweile ſterb' ich,
Werde vor der Zeit verklärt!

Schlaf verweigern mir die Betten
In des Schiffes engem Raum!
Und aus meiner Noth erretten
Will mich kein vergnügter Traum! —

Doch das Spiel auf meinen Saiten
Endet plötzlich meine Noth!
Heil den Musen! sie bereiten
Nektar mir zum trocknen Brodt!

## Die Rache.

Auf stampfendem Rosse der Krieger dort,
Was weilt er so sinnend am Strande?
Das Meer erbrauset! das Roß will fort!
Was halten den Ritter für Bande?

Als horcht' er nach fernem Liebeslaut,
So schaut er hinaus in die Wellen;
Doch wie er auch horcht, und wie er auch schaut:
Nur die Wogen sieht er zerschellen.

Er möchte hinab wohl die Felsenwand,
Und die schäumenden Wogen durchschwimmen,
Um fern, am felsigen Helgoland,
Zur Liebsten empor zu klimmen?

Er denkt ja der Stunden der Lieb' und der Luſt
In ihren umſchlingenden Armen,
Und wie er — ein ſteinernes Herz in der Bruſt —
Sie verlaſſen, ohne Erbarmen!

„Ach, biſt du," ſeufzt er, „du ſchöne Maid,
„Bei der ich ſo ſelig geweſen,
„Ach, biſt du, mit Schmerz und mit Schaam und Leid,
„Schon deines Kindleins geneſen?

„O wärſt du, Engel an Seel' und Leib,
„Nicht von ſo dunkelm Geſchlechte:
„Gern hätt' ich dich heimgeführt als Weib,
„Dir gegönnet der Hausfrau Rechte.

„Die heimliche Flucht, o ſie ward mir ſchwer!
„Doch ich durfte nicht länger verweilen!
„Zur Heimath mußt' ich, um Glück und Ehr'
„Mit einer Andern zu theilen!

„Du, wieg' und küſſe nun fromm dein Kind,
„Wenn du's mit Schmerzen geboren:
„Die Klage der Liebe verwehet der Wind!
„Vergiß drum, den du verloren!" —

So frevelt der Ritter, indeß die Maid,
Mit ſchmerzerſtarrter Lippe,
Die Hände ringet voll Herzeleid
Auf ſturmumſauſeter Klippe.

Das todte Kindlein, ſie hat es ſchon
Hinunter geſtürzt von der Höhe,
Doch war ihr, als rief' es, mit ſchmerzlichem Ton',
Im Verſinken, ein drohendes Wehe!

Sie ſeufzt: „O, begrabt in eurem Schooß,
„Ihr Wellen, die traurige Leiche,
„Daß nicht noch ſchrecklicher werde mein Loos,
„Bis das eigne Grab ich erreiche!“ —

Am folgenden Abend kehrt ſie zurück,
Und ſieht mit Entſetzen: es haben,
Um raſch zu vollenden ihr ſchwarzes Geſchick,
Die Wellen das Kind nicht begraben!

Tief unten, da liegt's auf dem naſſen Geſtein,
Für die Geier und Raben ein Futter!
Das zuckt und ſchneidet durch Mark und Bein
Der armen, verzweifelnden Mutter!

Und wie ſie ſtarrend hinab noch ſchaut,
Und kann nicht beten, nicht weinen:

Da naht es! da tönet ein Zuruf laut,
Sie ſoll vor dem Richter erſcheinen!
Von Schand' und Strafe ſo grauſam bedroht,
Iſt nichts ihr fürder das Leben;
Sie rufet zu Hülfe den rettenden Tod,
Ihr ewigen Frieden zu geben!

Zum Himmel flieget ihr flehender Blick,
Daß Gott ſich ihrer erbarme;
Und es ſtürzet, geweiht dem grauſen Geſchick,
Vom Felſen hinab ſich die Arme.

Jetzt höher erhebt die Brandung ſich,
Will die Leichen begraben zur Stunde,
Und zieht ſie hinunter barmherziglich,
In's Grab, in des Meeres Grunde. —

Doch ſiehe, der gähnenden Tief' entſteigt
Ein finſteres, geſpenſtiſches Weſen,
Das, zürnenden Blick's, in die Ferne zeigt
Nach der Beute, die ſich es erleſen!

Mit Sturmwindsflügeln jaget es fort
Weit über die brauſenden Wogen,
Zu ereilen den frevelnden Ritter dort,
Der ſo ſchmählich die Liebſte betrogen.

Ergriffen von ſchwarzer Ahnung, ſtromt,
Von Unglücksvögeln umſchrieen,
Auf wüſtem Pfade, beſteint und bedornt,
Der Ritter das Roß zum Entfliehen.

Doch bald, da hat das Geſpenſt ihn erreicht!
Schön tönt ihm ein Fluch in die Ohren!
Hoch bäumt ſich das Roß! der Ritter erbleicht,
Giebt Leib und Seele verloren!

Die eilende Rache, ſie zeigt ihm ſein Grab
Tief unten am Meeresgeſtade;
Flugs ſtürzet das ſchnaubende Roß ihn hinab
Vom hohen, umnachteten Pfade.

---

Die vorſtehende Dichtung gründet ſich auf eine Begebenheit, die dem Verfaſſer auf der Rückfahrt von Helgoland erzählt wurde. An dem nemlichen Tage, da die unglückliche Mutter ſich vom Felſen hinabſtürzte, traf ihren Geliebten (einen engliſchen Officier) in ſeiner Heimath das Schickſal, durch einen Sturz mit dem Pferde ums Leben zu kommen.

## II.

# Parodieen.

---

### Gleim.

Ich bin der alte Vater Gleim
aus Halberſtadt, der manchen Reim
auf ſeinen Friederich gedichtet,
viel Zärtliches der Doris einſt geſagt;
der Briefe an Jakobi viel gerichtet,
und über zwanzigmal um Spiegel *) laut geklagt;
der Gleim, der Manchen angetrieben,
auf Laut' und Leyer ſich zu üben,
der Gleim, der ihre Unvernunft
oft ſehr erzürnt verwies der Demokratenzunft —

---

*) Gleim widmete dem Andenken ſeines verſtorbenen Freundes, des Domherrn von Spiegel, von dem die Spiegelberge bei Halberſtadt bepflanzt ſind, eine lange Reihe von Jahren, jährlich am Sterbetage deſſelben ein Gedicht.

der bin ich ganz gewiß! Mir klopft das Herz im
Buſen
im Greiſenalter noch, für ſie, die holden Muſen;
und jeden Tag, des Morgens früh,
ſing' ich im Bette ſchon für ſie
ein kleines Lied als Morgengabe,
und werd' es ſingen bis zum Grabe.
Es ſtreckte oft ſchon ſeine Hand
der Tod nach mir im unverwahrten Zimmer;
allein voll heil'ger Scheu verließ er's ſchonend
immer,
weil er mich ſingend immer fand.

Proben aus dem Almanach für Verehrer von Natur, Freundschaft und Liebe, für 1801. von F. V. A. Schmidt zu Werneuchen.

---

(Seite 94, aus der Schilderung einer Försterwohnung).

Nett ist unser Stübchen, da
hängt gemalt die Großmama
bei dem braven Aeltervater;
unterm Ofen spinnt der Kater.
O welch ländliches Gemisch
bunter Sachen, überm Tisch
die beblümte grüne Decke,
auf den Dielen gelber Sand,
hundert Nägel an der Wand,
voller Flinten und Pistolen,
Stiefeln auch mit breiten Sohlen,
Fliegenklapp' und Schlüsselbund,
Jägertasch' und Wachtelhund.

---

(Seite 279, wo, wenn ich nicht irre, vom Wäschetrocknen die Rede ist).

Der Schlafrock ihres Herrn, mit Tulpen ausgenäht,
Mannshemden, Schürzen, Strümpf' und kleine Hausfornettchen,
auch Windeln, Kinderzeug und Ueberzug von Bettchen.

## In Schmidts von Werneuchen Manier.

In dem herrſchaftlichen Eichenhaine,
wo ſo hoch die liebe Krähe hauſt,
daß die Wolk' ihr um den Schnabel ſauſt,
geh' ich oft im Lenz, bei Mondenſcheine,
mit dem Schnupftuch in der Hand und weine;
aber wenn der Wind erſt herbſtlich brauſt,
und die reifen Eicheln niederzauſt,
ſchick' ich in den Wald die magern Schweine.
Eichelmaſt thut ihnen gar zu gut;
auch an Pfützen fehl's nicht, wenn ſie dürſten;
das giebt hohen Speck und friſches Blut.
Weihnacht lab' ich mich an ihren Würſten;
ihre Borſten geben gute Bürſten;
damit kehrt mir Liebchen Rock und Hut.

E.

## An die Widerſacher Göthe's.

Bewundert nur die feingeſchnitzten Götzen,
und laſſ't als Vater, Führer, Freund uns Göthen.
Euch wird nach ſeines Geiſtes Morgenröthen
Apollon's goldner Tag nicht mit ergötzen.

Der lockt nicht friſches Grün aus dürren Klötzen.
Man haut ſie um, wo Feurung iſt von nöthen.
Einſt wird die Nachwelt ſolche Unpoeten
korrekt verſteinert ſehn zu ganzen Flötzen.

Die Göthen nicht erkennen, ſind nur Gothen.
Die Blöden blendet jede neue Blüthe,
und, Todte ſelbſt, begraben ſie die Todten.

Uns ſandte, Göthe, dich der Götter Güte,
befreundet mit der Welt durch ſolchen Boten:
göttlich an Namen, Blick, Geſtalt, Gemüthe.

Friedrich Schlegel.

## An die Widerſacher des Satans.

Bewundert nur die feingeſchnitzten Engel,
und laßt als Herrn und Meiſter uns den Satan!
Ihr nehmt nun einmal keinen guten Rath an,
und bleibt drum ewig blind und voller Mängel!

Die Blüthe keimt aus keinem dürren Stengel;
in's Waſſerreich gebannt iſt Leviathan;
die Nachwelt nennet einſt den weiſen Nathan
nur einen alt-korrekten Judenbengel.

Wer nicht dem Satan fröhnt, zieht ſchlechte Saaten.
Die Blöden blendet Höllenfeuers Blüthe,
wenn ſie als Teufelsbraten drinnen braten.

Doch, wie ſataniſch auch der Satan wüthe:
der Satansknecht bewundert ſeine Thaten,
preiſt Satans Namen, Blick, Geſtalt, Gemüthe.

E.

## Don Quixote de la Mancha.

Auf ſeinem Pegaſus, dem magern Rappen,
reit't in die Ritterpoeſie Quixote,
und hält, anmuthiglich, in Glück und Nothe,
Geſpräche mit der Proſa ſeines Knappen.

Erſt, wie ſie blind nach Abentheuern tappen,
trifft ſie der Weltlauf mit gar harter Pfote;
dann kommt der Scherz als huldigender Bote,
und ſchüttelt ſchelmiſch ihre Schellenkappen.

Und Liebe webt drein rührende Geſchichten;
Verſtand, der Menſchen Sitten, Ton, Geber-
den;
es gaukelt Phantaſie in farb'ger Glorie.

Ich ſchwör' es, und Urgande ſelbſt ſoll richten:
was auch hinfüro mag erſonnen werden,
dieß bleibt die unvergleichlichſte Hiſtorie.

Auguſt Wilhelm Schlegel.

## Die Gebrüder A. W. und F. Schlegel.

Auf ihrem Pegaſus, dem magern Rappen,
reit'n in die Afterpoeſie die Schlegel,
und halten, voll Verachtung alter Regel,
Geſpräche mit Herrn Tiecke, ihrem Knappen.

Oft, wenn ſie in das Feld der Kritik tappen,
trifft ihre Feder, wie ein Dreſchflegel;
doch bei der Flaſche ſind ſie luſt'ge Vögel
und ſchütteln ſchelmiſch ihre Schellenkappen.

Ein Faun reizt ſie zu ſchlüpfrigen Geſchichten,
Hanswurſt zu Seiltanz-Sprüngen, Ton, Geberden;
es gaukelt Aberwitz in farb'ger Glorie.

Ich ſchwör' es, und Lucinde *) ſelbſt ſoll richten:
was auch hinfüro mag erſonnen werden,
dieß bleibt die unverſchämteſte Hiſtorie.

E.

*) Roman von Friedrich Schlegel.

## Romanze
## von dem Prinzen von Heſſen-Homburg.
(Fragment.)

Fürſtenblut gefloſſen
in der Lützner Schlacht,
wie ſo gern vergoſſen,
willig dargebracht.
Kattenblut — Heſſenblut — ſchönes deutſches Blut.

Es entrann dem Kühnen
all ſein Lebensblut,
freudig zu verſühnen
ſchlechten Fürſtenmuth.
Rothes Blut — warmes Blut — ſchönes Opferblut.

Und es tönt kein Wehe
in des Vaters Schloß;
Homburg an der Höhe
zeigt noch manchen Sproß;
reiches Blut — junges Blut — ſchönes Prinzenblut.

Für des Landes Sache
floß auch deines gern,
an dem Tag der Rache,
Bruder jenes Herrn.
Kattenblut — junges Blut — ſchönes Freiheitsblut.

Max von Schenkendorf.

## An Max von Schenkendorf.

Blutbeſpritzter Reimer!
Lorbeerſtolzer Max!
Hol' im größten Eimer
Blut zum Reimen ſtracks!
Kattenblut, Rattenblut — Götterblut, Spötterblut — lauter Reim' auf Blut.

Wollt' Apoll auch hadern:
ſauge nur, Vampyr,
Blut aus tauſend Adern,
ſo von Menſch, als Thier!
Schranzenblut, Wanzenblut — Mohrenblut, Thorenblut — lauter rothes Blut.

Recenſenten weiche
deine Muſe nicht!
Einer Blutwurſt gleiche
ferner dein Gedicht!
Engelblut, Bengelblut — Krötenblut, Poetenblut — warm' und kaltes Blut.

Reime, träume immer
kanibaliſcher!
Selbſt Apoll kann's nimmer
genialiſcher.
Reimerblut, Träumerblut — Affenblut, Laffenblut — welch verwandtes Blut!

E.

# Inhalt.

Erſte Abtheilung. Epiſteln. S.

Valenzia. (1801.) . . . . . 3
An Tiedge. (1801.) . . . . . 8
Ehrenrettung. (1802.) . . . . . 21

Zweite Abtheilung. Auf politiſche Ereigniſſe bezüglich.

Nach dem Kriegsunglück der Oeſtreicher im Jahr 1805. . . . . 33
Das Feſt für den Teufel. (1806.) . . . . 37
Das Feuerwerk. (1811.) . . . . . 41
Weſtphäliſcher Patriotismus. (1812.) . . . 45
Soldatenlied. (1813.) . . . . . 48
Die beiden Flaſchen. (1813.) . . . . . 49
Borussia. (1813.) . . . . . 53
Troſt beim Scheiden. (1814.) . . . . . 56
Romanze vom großen König. (1814.) . . . 59
Romanze vom großen Kaiſer. (1814.) . . 61
An das Jahr 1816. . . . . 63
An Kriſt von Rollendorf. (1816.) . . . . 66
Der Krieg. (1816.) . . . . . 71
Die Flüchtlinge über's Meer. (1830.) . . . 85

Dritte Abtheilung. Gelegenheitsgedichte.

An künftige Bewohner von Giebichenſtein. (1820.) 89
An die Prinzeſſin Eliſabeth von Baiern. (1823.) 93

S.
An Herrn Hofrath Schütz. (1818.) . . . . 96
An Herrn Kanzler Niemeyer. (1827.) . . . 98
Lied. Bei Ueberreichung eines Punſchnapfes.
(1827.) . . . . . 101

## Vierte Abtheilung. Epiſch.

Die Wette. (1806 *). . . . . 105
Treue bis in's Grab. (1798.) . . . . . 118
Der Kampf im Finſtern. (1799.) . . . . 123
Der Peter in der Fremde. (1810.) . . . . 129
Der Peter im Kriege. (1814.) . . . . . 135
Die Feuerprobe. (1811.) . . . . . 143
Die Brüder. (1811.) . . . . . 149
Lorenze. (1812.) . . . . . 156
Wilhelm Vollring. (1813.) . . . . . 163
Des Herrn von Lampels Apotheoſe. (1813.) . 169
Des Philiſterleins That. (1813.) . . . . 174
Sankt Martin. (1814.) . . . . . 178
Das Altartuch. (1816.) . . . . . 182
Rudolphs Rückkehr. (1830.) . . . . . 187

## Fünfte Abtheilung. Religiös.

Vertrauen auf Gott. (1825.) . . . . . 195
Der Menſch. (1826.) . . . . . 196

*) Dies Gedicht iſt nur aus Verſehen an die Spitze dieſer Abtheilung gekommen, in der es das dritte ſeyn ſollte.

S.
Glaube an Gott. (1827.) . . . . . 199
Blick auf den Tod. (1827.) . . . . . 200
Bei dem Tode eines Freundes. (1827.) . . . 201
Blicke nieder! (1828.) . . . . . 204
Blicke aufwärts! (1828.) . . . . . 206
Innrer Friede. (1828.) . . . . . 208
Beruhigung. (1828.) . . . . . 209
Blick auf Gott und die Welt. (1829.) . . . 211
Blick auf die Kinderwelt. (1829.) . . . . 216
Geist der Liebe. (1830.) . . . . . 217
Der Dom und das Kämmerlein. (1830.) . . 218

## Anhang.

I. Klänge aus der Nordsee. . . . . 225
II. Parodien. . . . . 242
Gleim. . . . . 242
Proben aus dem Almanach für Verehrer von Natur, Freundschaft und Liebe, für 1801. von J. A. A. Schmidt zu Werneuchen. . 244
In Schmidts von Werneuchen Manier. . . 245
An die Widersacher Göthe's. . . . . 246
An die Widersacher des Satans. . . . . 247
Don Quirote de la Mancha. . . . . 248
Die Gebrüder A. W. und F. Schlegel. . . 249
Romanze von dem Prinzen v. Hessen-Homburg. 250
An Max von Schenkendorf. . . . . 251

# Italien

wie es **mir** erſchienen iſt.

von

**A. G. Eberhard.**

**Erſter Theil.**

**Halle, 1839.**

Verlag von Ed. Heynemann.

KOEN. FRIED.
UNIVERS.
ZU HALLE

Ueber

# Entſtehung, Inhalt und Zweck

dieſes Buchs.

Es iſt durchaus nicht meine Abſicht geweſen, zu der großen Menge von Büchern über Italien noch eins hinzuzufügen. Nur um den wiederholten Wunſch eines Freundes zu erfüllen, ſtahl ich mir, während meiner Reiſe, hier und da eine Stunde, um einige flüchtige Bemerkungen aufs Papier zu werfen. Sie ſind in mehreren Blättern der Abendzeitung abgedruckt.

Hiemit ſollte es ſein Bewenden haben, obgleich ich in meinen Tagebüchern und in meinem

Gedächtniſſe Stoff zu einer bogenreichen Reiſebeſchreibung gehabt hätte. Allein Herrn Guſtav Nicolai's „Italien, wie es wirklich iſt" gab mir — oder zwang mir vielmehr — endlich auf's Neue die Feder in die Hand.

Als ich nämlich, monatlang nach meiner Rückkehr aus Italien, Herrn Nicolai's (vorher nur ſehr flüchtig geleſenes) Buch nochmals zur Hand nahm, um ſeine Ausſagen mit meinen Erfahrungen zu vergleichen, geſellte ſich zu der vielfachen Beluſtigung, welche das Buch mir im Ganzen gewährte, doch auch nur zu oft ein ſehr ernſtlicher Unwille. Anfangs behalf ich mich mit allerlei mißbilligenden Ausrufungen, die ſpurlos in meinem Zimmer verhallten; endlich jedoch fing' ich unwillkürlich an zu ſchreiben; und ohne daß ich es gewollt hatte, ſchrieb ich dies Buch.

Es mußte nothwendig polemiſch ausfallen, denn ein Chaos von Ungereimtheiten, zu Markte gebracht mit einer Anmoßung ohne Gleichen, lag vor mir ausgebreitet, und reizte mich zur Widerlegung. Dazwiſchen geſtattete ich dann auch meiner Feder zur Erholung mitunter eine Abſchwei-

sung nach einer und der andern Seite hin. Hieraus wird man mir indessen wohl keinen Vorwurf machen, denn indem Berichte und Andeutungen von manchem Erlebten und Gesehenen zwischen dem Polemischen mit hindurchlaufen, wird dieses hoffentlich nicht ermüdend, wenn ich gleich auf manchen Nicolaismus, seiner vorzüglichen Merkwürdigkeit wegen, und damit er dem Leser nicht zu schnell wieder entfalle, mehr als einmal hinweise. — Ein so besonderes Buch erforderte auch eine besondere Behandlung.

Zwar ist Hr. Nicolai in kritischen Anzeigen bereits vielfach getadelt und bespöttelt worden; allein auf eine nähere Beleuchtung und Widerlegung seiner Berichte und Urtheilssprüche konnten sich jene Kritiker, bei dem beschränkten Raume, in welchem sie sich bewegen mußten, nicht einlassen. Andere stimmten ihm auch bei, und lobten ihn *). Noch in dem Anhange zum zweiten Theile

*) Von den Recensionen, welche Hr. Nicolai der zweiten Ausgabe seines Buchs hat anfügen lassen, habe ich nur die Friedländersche vollständig, und zwar vor meiner Reise gelesen. Die andern kannte ich damals, wegen Mangel an Zeit, nur zum Theil durchblättern. Nach meiner Reise aber, da ich mich entschlossen hat-

der zweiten Auflage ſeines Buches pocht er daher darauf, daß man nicht im Stande geweſen ſey, die Richtigkeit der von ihm angeführten Thatſachen zu beſtreiten, was gewiß geſchehen ſeyn würde, wenn er irgend eine Blöße gegeben hätte.

Die kritiſchen Anzeigen haben Herrn Nicolai alſo noch keineswegs zur Selbſterkenntniß und zu einer angemeſſenen Beſchämung gebracht. Seine fortgeſetzte kecke Sprache kann und wird daher wohl Manchen irre leiten in der Anſicht von Italien, Manchen auf ſeiner Reiſe dort verſcheuchtern und im unbefangenen Reiſegenuſſe ſtören, ja vielleicht den Einen und den Andern davon ganz zurückſchrecken. — Solchen Eindrücken entgegen zu arbeiten, iſt einer der Hauptzwecke bei meinem Buche geweſen, aber nicht der einzige.

Man ſoll Niemanden, auch den Geringſten nicht, ungerecht behandeln und verunglimpfen; aber

---

te, auch mein Urtheil über das Nicolaiſche Buch abzugeben, mochte ich abſichtlich keine Urtheile Anderer über daſſelbe leſen, um ſie nicht auf das meinige vielleicht einwirken zu laſſen, ſondern mir dieſes ganz frei zu erhalten.

ſoll ein ganzes Volk, ein ganzes Land vogeſtrei, und der beſchimpfenden böſen Laune des erſten beſten, unberufenen Beurtheilers ungeahndet verfallen ſeyn?! — Die Antwort auf dieſe Frage kann nicht zweifelhaft ſeyn. Jeder, dem Recht und Gerechtigkeit nicht gleichgiltig ſind, und dem die Ehre unſerer Literatur ein wenig am Herzen liegt, wird alſo meinen Verſuch, der maßloſen Verunglimpfung Italiens und der Italiener eine nähere Beleuchtung des Anklägers und ſeiner Anklagen entgegenzuſtellen, und das Werk des Herrn Nicolai als ein, in vielem Betracht der ſtrengſten Mißbilligung verfallenes, zu bezeichnen, hoffentlich nicht für unmotivirt halten. —

Auch ich habe freilich, wie die meiſten Reiſenden, Italien und die Italiener nur zum kleinſten Theile kennen gelernt, indeſſen doch mehr, als Hr. Nicolai. Indem ich andeute, wie Italien mir erſchienen iſt, zeigt ſich in meinen Augen wenigſtens ein anderes Bild, als in Herrn Nicolai's Augen; und meine Hinweiſungen auf die vielfältigen, argen Blößen, welche Hr. Nicolai als Beobachter und Berichterſtatter, als Kunſt- und Geſchmacksrichter, und überhaupt als Reiſender giebt, liefern wohl einen ſchlagenden Beweis,

daß er wahrlich der Mann nicht war, der Italien, wie es wirklich ist, schildern konnte. Wenn mein Buch nun auch blos andeutet, wie Italien mir erschienen ist, und nur in fragmentarischer Form zu seiner Ehrenrettung beizutragen sucht: so geschieht dies doch hoffentlich auf eine Weise, die zu einer richtigeren Würdigung des so tief herabgewürdigten Landes und seines vorlauten Anklägers führt. Ob Hr. Nicolai berechtigt war, noch in dem Anhange zu seinem Buche so keck zu sprechen, wie ich oben erwähnt habe, und ob seine Ansicht von Italien die richtigere sey, oder die meinige, darüber mögen verständige und parteilose Leser meines Buchs nun urtheilen. —

Man könnte vielleicht sagen, Herrn Nicolai's Buch sey im Jahre 1839 bereits als eine Leiche anzusehn, und also einer näheren Betrachtung kaum noch werth. Allein hierauf habe ich zu erwiedern, daß ein Buch, was eine zweite Auflage erlebt hat, nicht zu den Eintagfliegen in unsrer Literatur gehört, und daß von seinen Orakelsprüchen noch Manches in vielen Köpfen spukt. Auch kann die Section eines Leichnams, in welchem sich viele und arge Abnormitäten finden, in manchem Betracht nützlich seyn; und ist der vorhandene

Krankheitsſtoff von widriger Art, und droht wohl gar, Andern ſchädlich zu werden: ſo iſt eine Beſprengung mit Chlorwaſſer wohl nicht unzweckmäßig. Auch möchte es Manchem wohl zur Beluſtigung dienen, ein wenig mehr in's Klare darüber zu kommen, mit welch' einer Art von Geiſtesprodukt Hr. Nicolai die Welt beſchenkt, und ſich berühmt gemacht hat. So etwas wird der Leſewelt nicht alle Tage geboten! —

Daß ich Herrn Nicolai zu ſcharf kritiſirt habe, möchte mir wohl Niemand vorwerfen, der ſein Buch mit gehöriger Aufmerkſamkeit geleſen hat, und eines geſunden, unpartheiiſchen Urtheils fähig iſt. Hr. Nicolai berechtigt zu einer ſtrengen Kritik durch eine Menge der allerverkehrteſten Anſichten und ungerechteſten Urtheile. Ja, er fodert dazu wirklich heraus, indem er, mit der lächerlichſten Anmaßung, ſich den anders Urtheilenden gegenüber ſtellt, und nicht allein den Schriftſtellern, welche Italien mit Wärme gelobt haben, ſondern auch den harmloſen Reiſenden, welche in Italien mit Vergnügen gereiſt ſind, ſehr arge Beleidigungen und Grobheiten an den Hals wirft!— Ich meine, ein ſolcher Schriftſteller verdient keine gutmüthelnde und rückſichtelnde Schonung. —

Uebrigens habe ich es mit Herrn Nicolai blos als Schriftsteller zu thun; und mit Fug und Recht kann ich daher auf Lessing's Ausspruch verweisen: „Jeder Tadel, jeder Spott, den der Kunstrichter mit dem Buche in der Hand gut machen kann, ist ihm erlaubt."

Ich kann jedes Wort, das ich gegen Herrn Nicolai gesagt habe, durch bestimmte Aeußerungen in seinem Buche rechtfertigen; und man wird mir nicht vorwerfen können, daß ich etwas darin falsch gedeutet, verdreht, oder durch Herausreißen aus dem Zusammenhange entstellt habe. — Solcher unrechtlicher Mittel bedurfte es auch wahrlich nicht, um es als eins der lächerlichsten und verwerflichsten Erzeugnisse unberufener Buchmacherei zu bezeichnen. — Dies wird, meine ich, jedem Parteilosen einleuchtend seyn, wenn er auch Herrn Nicolai's Buch nicht gelesen, sondern es lediglich durch meine Ausstellungen kennen gelernt hat.

A. G. Eberhard.

# Inhalts-Ueberſicht

## der erſten Abtheilung.

Entſtehung, Inhalt und Zweck des Buchs. Seite III.

I. Abſchnitt. Frühere, vereitelte Reiſepläne — Abmahnungen durch Hinweiſungen auf Herrn Nicolai's „Italien, wie es wirklich iſt" S. 3—12. Erſter Eindruck durch den Titel und das beigegebene Portrait. S. 12—14.

II. Vorſchlag zu einer andern Beigabe. S. 15. 16. Eindruck beim erſten, flüchtigen Leſen des Buchs — Hinweiſung auf einige auffallende Aeußerungen. S. 16—19. Ueber den Vorwurf der Lüge, den Hr. Nicolai den Künſtlern macht. S. 19—22.

III. Rüge ungerechter Urtheile uber Italien, und was in gleicher Weiſe ein Italiener über Deutſchland ſagen könnte. S. 23—25. Beleuchtung einer Tirade an die mütterliche Frau, Germania. S. 25—28. Ueber den Vorwurf gegen Italien, daß man es nicht im Sommer bereiſen dürfe. S. 28—30.

IV. Beharren des Verfaſſers bei dem Vorſatz, nach Italien zu reiſen. S. 30—32. Antritt der Reiſe — Nachtquartier in Munchberg S. 32—34. Neues in München S. 34—38. Aufenthalt am Thore bei der Abreiſe. S. 38—40. Fahrläſſigkeit des Paßeſſicianten an der Scharnitz. S. 41—43.

V. Ueber die Beläſtigung der Reiſenden durch die Paßvorſchriften. S. 44—48. Ueber die Zollbeamten. S. 48. 49. Ueber meine Erfahrungen beim Paßweſen inner- und außerhalb Italien. S. 49—55.

VI. Noch ein Rückblick auf die Reiſe in Deutſchland bis zum Innthale. S. 55—57. Menſchen und Eſel vor einen Wagen geſpannt. S. 57. 58. Anblick beſchneiter Berge bis zum Brenner hinauf. S. 59. 60.

VII. Peſtmeiſterinnen-Induſtrie. S. 61—63. Frühlingsgrün auf der Südſeite der Alpen. S. 63. 64.

VIII. Ein Mönch als Bettwärmer. S. 65—67. Eilfahrt nach Venedig — Ankunft im Hôtel de l'Europe — Kanalfahrt — Beſuch mehrerer Kirchen, der Malerakademie, des Marcusplatzes, des Dogenpalaſtes und der Marcuskirche. S. 68—72. Mißbilligung Nicolai'ſcher Aeußerungen über Venedig — Gemüſe- und Blumenmarkt — der Cicerone Staberl. S. 73—75.

IX. Verkehr im Laden eines Federviehhändlers — Beſuch des Marcusplatzes im Mondenſchein und am folgenden Vormittage. S. 76—78. Ein öffentlicher Schreiber und zwei Frauen, die ihn inſtruiren. S. 78—80. Nochmaliger Beſuch der Marcuskirche und Orgelſpiel. S. 81. 82.

X. Gaffende Müßiggänger auf den Straßen. S. 83—86. Bettler — Lumpen der Italiener. S. 86—88. Spring-

gende Knaben in Neapel. S. 89. 90. Hungrige Bettler in Päſtum. S. 90 — 92. Eine kleine, hartnäckige Bettlerin. S. 93. 94. Hrn. Nicolai's übertriebene Klagen über die Bettelei — mein Verhalten gegen die Bettler. S. 94 — 96. Die unbedachtſamen Geber verſchulden das Betteln — auch Hr. Nicolai. S. 97 — 99.

XI. Vertheidigung der Italiener gegen den Vorwurf der Faulheit — Induſtrie am Frohleichnamsfeſte — Fleiß der Handwerker — der Strohflechterinnen am Arno — Stickerinnen und Spitzenmacherinnen. S. 100 — 104. Fleiß beim Land- und Gartenbau. S. 105. 106. Mühevoller Weinbau. S. 107. 108.

XII. Ueber Hrn Nicolai's Ausſpruch, daß in den wiſſenſchaftlichen Werken der Italiener jetzt ſtatt Gründlichkeit, Charlatanerie herrſche. S. 109 — 112. Hrn. Nicolai's Vermuthung der Pompejaner. S. 112 — 115.

XIII. Hrn. Nicolai's Buch als Peranz gebraucht. S. 115 — 117. Vermeintliche gute Wirkung hievon in Verona. S. 117. 118. Hrn. Nicolai's Klagen über Zudringlichkeiten in Meſtre, und dagegen meine Erfahrungen. S. 119 — 121.

XIV. Mein Verfahren in Venedig zur Abwehrung von Prellerei und Trinkgeldbettelei. S. 122 — 125. Aehnliches Verfahren in Neapel. S. 125 — 129. Sicherung dagegen bei der Ankunft in Genua. S. 130.

XV. Hrn. Nicolai's übertriebene Trinkgeldzahlungen in Florenz. S. 131. Sein Verſuch, es in Aquarendente zu zu ſparen, und daraus entſtandener Straßenſcandal. S. 132. Seine übertriebenen Zahlungen in Rom. S. 133.

Er läßt ſich ohne Noth wiederholt von ſeinem Cicerone prellen und beſchwert ſich hinterher darüber. S. 134. 135.

XVI. Hrn. Nicolai's Beſchwerden über Poſtmeiſter und Poſtillone. S. 136 — 138. Unglückliche Appellation an den Janhagel in Pianero. S. 139. 140. Meine Erfahrungen über das Benehmen der Poſtmeiſter und Poſtillone. S. 141 — 144.

XVII. Betteleien und wildes Fahren der Poſtillone. S. 145 — 149. Vetturino-Pferde bis Rom. S. 149 — 152.

XVIII. Ankunft in Rom — ein Vetturino, der erſt ſehr unverſchämt war, und dann ſehr höflich und billig wurde. S. 153 — 158.

XIX. Reiſe mit Angriſani's Wagen nach Neapel. S. 158. 159. Nachtquartier in Terracina. S. 160 — 163. Schlechtheit des Wagens, der Pferde, des Geſchirrs und der Bekleidung der Poſtillone. S. 163 — 166. Dagegen das Militair in Neapel ſehr geputzt. S. 166. 167. Quälerei der elenden Pferde. S. 168 — 170.

XX. Reiſe mit Vetturino-Pferden von Rom nach Florenz, Genua, Nizza, Marſeille, bis Valence. S. 171 — 173. Franzöſiſches Poſtweſen. S. 173. 174. Das Ergebniß meiner Erfahrungen mit Poſtillonen, im Gegenſatz zu Hrn. Nicolai's Ausſprüchen. S. 174 — 177.

XXI. Daß die Gaſtwirthe mit Fug und Recht die Geldbeutel der Reiſenden in Anſpruch nehmen. S. 177 — 179. Herrn Nicolai's unglückliche Verſuche zu ökonomiſiren. S. 179 — 181. Unordnung und Unſauberkeit in Gaſthöfen. S. 182. Lächerlichkeit des Lamentirens über den Mangel an Kopfkiſſen. S. 183 — 185. Klagen über ſchlechtes Brodt und ekelhafte Speiſen. S. 185 — 189.

Hrn. Nicolai's Mißgeſchick und mein beſſeres Geſchick. S. 190. 191.

XXII. Zurückweiſung der Nicolai'ſchen Klagen über die italieniſche Bewirthung — Berufung auf Herrn v. Rumohr. S. 191 — 197. Daß ich über die Preiſe der Gaſtwirthe nicht klagen kann, wie Hr. Nicolai. S. 197 — 200.

XXIII. Hrn. Nicolai's Flehnoth — Ungewißheit über ſein Kriminalſyſtem — Verſchlechterung der Raçe. S. 201 — 205. Wo es gar kein, und wo es noch weit mehr Ungeziefer giebt. S. 206. 207. Des Satans Triumph. S. 208 — 211.

XXIV. Hrn. Nicolai's Urtheilsſprüche über Die, denen es in Italien gefallen hat. S. 212 — 216.

XXV. Warum das Miſerere von Allegri mir weniger gefallen hat, als ich hoffte. S. 217 — 220. Meſſe in der Sixtiniſchen Kapelle — Fußwaſchen in der Peterskirche. S. 220 — 222. Feyer des Johannistages in der Kirche S. G. in Laterano. S. 223 — 225. Bekenntniſſe eines tuchtigen katholiſchen Effers. S. 225 — 227.

XXVI. Katholiken von Kind auf, und proteſtantiſch geweſene Ueberläufer zum Katholicismus, und Herrn Nicolai's Aeußerung über ſolche. S. 227 — 229. Schaugepräng beim katholiſchen Gottesdienſt, im Gegenſatz der Einfachheit des proteſtantiſchen. S. 230 — 233.

XXVII. Erbauliche Diſputation zweier Jeſuiten in der Kirche S. Maria Clemente. S. 233 — 237.

# Italien

wie es mir erſchienen iſt.

## Erſte Abtheilung.

# I.

Italien war schon seit meiner Jugendzeit das Hauptziel meiner Reisewünsche gewesen. Ehe ich aber das Schöne und Interessante jenseit der Alpen aufsuchte, wollte ich erst diesseit derselben so viel als möglich kennen lernen. Ich machte viele Ausflüge in Deutschland nach den verschiedensten Richtungen, und sah das Schönste und Erhabenste, was unsre vaterländischen Gebirge, Thäler und Flüsse aufzuweisen haben. Ehe ich das adriatische und das mittelländische Meer befuhre, machte ich erst Probefahrten auf der Ostsee bei Rügen und Kopenhagen, und auf der Nordsee bei Helgoland und Amsterdam. Auf das Anschaun der Kunstschätze Italiens suchte ich mich erst in den Kunstsälen von Dresden, Berlin, Wien, München, Düsseldorf und Amsterdam vorzubereiten.

Im Jahre 1829, als ich von Inspruck aus den Wasserfall des Stuibenthales besuchte, mußte

ich bis zur vorletzten Station der Brennerhöhe hinauf. Es koſtete mich einen Kampf, nicht vollends darüber hinaus zu fahren, und wenigſtens durchs Schlüſſelloch nach Italien hinein zu ſchauen. Allein es war ſchon der fünfte September, und ich wollte noch vor Ablauf des Monats den Rheinfall bei Schaffhauſen, und den Dom von Köln, und den heimiſchen Heerd wieder ſehen.

Im Jahre 1830 ſollte es endlich Ernſt werden. Im Verein mit einem Freunde und mit der Schweſter deſſelben, ſah ich Köln abermals, ſah ich den Münſter von Strasburg, den Dom von Freyburg, und die ſchönſten Berge und Thäler der Schweiz. Im Herbſt wollten wir Ober- und Mittel-Italien durchziehen, den Winter in Rom und Neapel zubringen, und zum Oſterfeſte wieder in Rom ſeyn. Aber der Plan zu dieſer Reiſe war zu raſch gemacht. Es fehlte mir an Zeit zu einer gehörigen Vorbereitung; auch ſtellte es ſich ſchon in der Schweiz heraus, daß eine ſo weite und lange Entfernung ſich nicht mit unſern damaligen heimathlichen Verhältniſſen vertrug. Wir gewannen alſo den ſchweren Sieg über uns, nur über den Simplon und den Lago maggiore bis Mailand zu gehn, und, nachdem wir den herrlichen weißen Marmordom, und Leonardo da Vinci's berühmtes

Gemälde, und den Marmor-Triumphbogen Napoleons gesehn hatten, über den See von Como und den Splügen nach der Schweiz zurück zu kehren. — Die Ausbeute dieser Reise war groß und schön; allein auf noch Größeres und Schöneres hatten wir Verzicht gethan! Das war nicht leicht zu verschmerzen.

Das Jahr 1837 sollte Alles vergüten. Mit F. von R*, der Reisegefährtin von 1830, sollte der Reiseplan jenes Jahres, der Hauptsache nach, ausgeführt werden. Nur wollten wir, nachdem wir erst noch das schöne östreichsche Salzkammergut und das herrliche Tirol gehörig durchstreift hätten, über den höchsten der Alpenpässe, das Wormser Joch, (den monte stelvio) unsern Weg nach Italien nehmen.

Am achten Julius 1837, Abends gegen acht Uhr, stieg ich im Hofe des preußischen Posthauses zu Hamburg in den großen, bequemen Wagen der Eilpost. Ich hatte einen erwünschten Eckplatz; und indem ich mich darauf zurecht setzte, hätte ich laut aufjauchzen mögen: „Glück auf! Nun geht es nach Italien!"

Ehe wir aber noch auf die Straße gelangt waren, fuhr der besoffne, deutsch-dänische Postil-

ton ſo ungeſchickt in der Durchfahrt des Hauſes, daß er mit der Vorderachſe hängen blieb. Mit unverſtändigem Peitſchen und Antreiben der Pferde wollte er den Fehler gut machen. Er bewirkte dadurch aber nur, daß, im übermäßigen Ziehen der Pferde, die Zugſtränge zerriſſen, ohne daß der Wagen von der Stelle kam. — So war meine Reiſe nach Italien gleich in der erſten Minute nach der Abfahrt geſtört! Unwillkürlich ſagte ich zu mir ſelbſt: „Das iſt ein böſes Omen!"

Und das war es wirklich! Meine böſe Ahnung ging nur zu ſehr in Erfüllung! Und damit ich ſie nicht zu ſchnell vergäße, gab es erſt viel Zank und Spektakel, ehe der beſoffne Poſtillon ſich entthronen, und einen nüchternen Stellvertreter ſeinen Sattel einnehmen ließ. — Der Wagen fuhr endlich in raſchem Trabe davon, doch auf der Hälfte der Station, als ein wenig angehalten wurde, um die Pferde zu tränken, war der beſoffne Poſtillon wieder da, wie aus den Wolken gefallen, und reclamirte, gleich dem entwiſchten Ex-Kaiſer von Elba, ſeinen verlornen Sattelthron. Es war ihm eingefallen, uns in einer hamburgiſchen Droſchke nachzujagen; und das war mit ſo toller Eile geſchehen, daß das arme Droſchkenpferd mit Schweiß bedeckt war, wie ich noch nie eins geſehn.

Ein neuer Kampf begann. Doch die Coalition der ſämmtlichen Paſſagiere, mit dem Conducteur an der Spitze, gewann einen neuen, entſcheidenden Waterloo-Sieg über den Friedenſtörer; und es ward ihm nichts vergönnt, als daß er hinten auf einem Beiwagen in ſchlimmer Degradation, wie ein blinder Paſſagier, der Schlummerſtätte ſeiner Heimath entgegenfuhr, wobei er auf ſeinem harten und einſamen St. Helena ſich Langeweile und Grillen durch die allerabſcheulichſte Trauermuſik auf ſeinem Poſthorne vertrieb. — So pfuſchte er ſich mir unvergeßlich in die Geſchichte meiner italieniſchen Reiſe hinein. —

Nach einigen, vergnügt in Magdeburg verlebten Tagen, als ich eben im Begriff war, nach Sachſen abzureiſen, um meine Reiſegefährtin abzuholen, wurde ich plötzlich durch die Nachricht, daß ſie ernſtlich erkrankt ſey, unangenehm überraſcht, und an die Stelle, auf welcher ich mich eben befand, feſt gebannt. — Ich dachte an das böſe Omen bei der Abfahrt aus dem Poſthauſe von Hamburg!

Darüber gingen zwar mehrere Wochen verloren; allein wenn hiedurch auch die projectirte Reiſe dieſſeit der Alpen ſehr geſtört war: ſo hätte doch die Hauptreiſe — die jenſeit der Alpen —

noch vollſtändig ausgeführt werden können, wenn ihr nicht einer der böſeſten Dämonen entgegen getreten wäre! — Und das war die Cholera!

Als blos von ihrem Auftreten in Neapel die Rede war, nahm ich die Anſicht (die ſich ſpäterhin auch als richtig beſtätigte), daß ſie gegen die Zeit, wo wir, unſerm Reiſeplane gemäß, uns nach Neapel begeben wollten, dort ausgetobt haben würde. Sollte ſie uns näher entgegen treten: ſo könnten wir, meinte ich, uns Genua und dem ſüdlichen Frankreich nähern, oder ihren italieniſchen Promenaden in Sicilien aus dem Wege gehen. — Allein während ich mir dieſe Zufluchtsörter ausdachte, war mir die tückiſche Cholera ſchon dorthin vorausgeeilt! Sie wüthete in Sicilien, und ſchritt immer weiter gegen Ober-Italien herauf! Und wenn ich für meine Perſon ſie ſelbſt auch nicht fürchtete: ſo waren doch, in Folge ihres Weiterſchreitens, und des vor ihr hergehenden Schreckens, die unſeligſten Reiſe-Störungen durch Abſperrungen und Quarantaine-Gefangenſchaften zu fürchten! — Und wenn ſpäterhin das Alles auch beſeitigt geweſen wäre: ſo erlaubte doch mein Geſundheitszuſtand mir nicht, in rauher Herbſtzeit noch die weite Reiſe von der Elbe bis über die Alpen zu machen. — So war alſo der ganze Reiſeplan

zerstört; und ich mußte wieder an das Unglücks-zeichen bei der Abfahrt aus Hamburg denken!

Nun fehlte es nicht an guten Seelen, denen das eben recht war, da sie zu meinem ganzen Reise-projecte den Kopf geschüttelt hatten. Die Meisten hielten mich für zu alt und kränklich, um noch eine solche Reise unternehmen zu können! Manche zag-hafte Seele sah in Italien nur Straßenräuber, Ban-diten, Erdbeben und feuerspeiende Berge. Eine meinte sogar, wer könne wissen, wozu es gut sey, daß die Cholera gekommen wäre, und mir die ge-fährliche Reise zu Wasser gemacht hätte!! Für-wahr, ein schöner, ein großer Gedanke! —

Da hätte ich freilich in mich gehen, und das ganze Reiseproject aufgeben sollen; allein statt des-sen richtete ich meine hoffenden Blicke nach dem Frühling von 1838, und wünschte nichts sehnlicher, als daß nur erst der nahende Winter vorüber wäre! Die Karte von Ober- und Unter-Italien, nebst italienischer Grammatik und italienischem Lexikon und anderen Uebungsbüchern lagen fortwährend vor mir auf meinem Schreibtische.

Als das einmal ein Freund bemerkte, der mich besuchte, und ich dies und das, was ich über Italien gelesen, mit ihm besprach, unterbrach er mich plötzlich mit der Frage, ob ich auch wohl

Gustav Nicolai's Buch: „Italien, wie es wirklich ist", gelesen habe? Sein bedenkliches Gesicht wurde bei meiner Verneinung noch bedenklicher. Und da ich wieder von anderen Werken über Italien zu sprechen anfing, erwiederte er nichts, als: „Sie sollten doch auch Nicolai's Buch lesen! Audiatur et altera pars!"

Ehe ich noch dazu kam, seinen wohlgemeinten Rath zu befolgen, erhielt ich von einem alten Freunde einen Brief, in welchem er mir schrieb: „Daß aus Ihrer Reise nach Italien nichts geworden ist, lassen Sie sich lieb seyn! Lebendig wären Sie schwerlich wieder herausgekommen. Wären Sie dort nicht in Koth erstickt, oder bei lebendigem Leibe von Flöhen und Wanzen aufgefressen worden: so hätten Sie sich über die ewigen Prellereien und Hudeleien aller Art todt ärgern müssen! Mein Motto ist von jeher gewesen: Bleibe im Lande, und nähre dich redlich! Man erkauft sich in der Regel auf Reisen für schweres Geld nur Unbequemlichkeit, Verdruß und schlechte Kost! Und nun vollends in einem Lande, wie Italien! In dem Lande der Hechelkrämer, der fanatischen Pfaffen, der Lazzaroni's, der Straßenräuber! Die excentrischen Maler, die von jeher größtentheils einen Sparren zuviel gehabt haben, mögen mit ihren mittelalter-

lichen Bärten und Kragen dorthin pilgern! Vernünftige Leute lassen sich von bombastischem Mode-Enthusiasmus nicht fortreißen, und geben das heimathliche, comfortable Leben nicht hin, um sich in dem gepriesenen, hesperischen Garten hundertfältigen, unerträglichen Plagen zu unterziehn. Ein gewisser Nicolai hat das sehr gründlich auseinandergesetzt, und sich dadurch kein kleines Verdienst erworben, daß er mit rühmlicher, deutscher Vaterlandsliebe und Freimüthigkeit der Welt geschildert hat, wie Italien wirklich ist. — Lassen Sie es sich also recht lieb seyn, alter Freund, daß die Cholera Ihnen einen Queerstrich in Ihre Reise gemacht hat, und gehen Sie im nächsten Sommer lieber nach einem hübschen Badeorte, wo Sie, bei zeitiger Vorausbestimmung, ein gutes Unterkommen, und jedenfalls gute Kost und allerlei Unterhaltung finden."

Als wenn es eine Verschwörung gegen meine Reise wäre, mit dem einmüthigen Feldgeschrei: „Nicolai!", schrieb mir auch noch aus H** eine Freundin: „Soll ich offenherzig seyn: so sage ich Ihnen, daß ich nicht glauben kann, Sie hätten sich durch die Cholera abhalten lassen, nach Italien abzureisen. Ich weiß ja, daß Sie ohne Furcht Cholera-Kranke besuchten und Cholera-Todte

beſahen. In's Ohr flüſtre ich Ihnen daher: Sie haben ſich gewiß Nicolai's Warnungen hinter's Ohr geſchrieben, und wollen ſich die ſchmerzlichen Enttäuſchungen ſparen, die Ihrer in jenem, bisher ſo thöricht geprieſenen, höchſt unſaubern Paradieſe gewartet hätten. Ich verdenke Ihnen eine ſolche Aenderung Ihres Entſchluſſes nicht. So ſehr auch Manche über Nicolai's Buch ſpotten: ſo ſoll er doch nur zu ſehr Recht haben. Es hätte mir leid thun ſollen, wenn auch Sie ſo ſchlimme Erfahrungen hätten machen müſſen. Beſſer, durch andrer Leute Schaden klug werden, als erſt durch eignen!"

Ich erwiederte den Freunden und der Freundin, daß ich ſeit langer Zeit wiſſe, was ich in Italien Schönes und Schlechtes zu erwarten habe, und daß ich mich durch Herrn Nicolai nicht werde irre machen laſſen. — Aber kennen lernen mußte ich nun doch ſein vielbeſprochenes Buch. —

Ich erhielt es aus einer Leihbibliothek; und ich war nicht wenig überraſcht, als mir der Titel des zweiten Theils, den ich zufällig zuerſt ergriff, eine zweite, vermehrte und verbeſſerte Auflage ankündigte. Wie die Sachen jetzt im deutſchen Bücherverkehr ſtehen, gehört ſchon ein beſonderes Intereſſe dazu, wenn ein Buch eine zweite Auflage erleben

ſoll. Und dieſes, das eine Reiſe von 1833 beſchreibt, alſo 1834 zuerſt erſchienen iſt, hat ſchon im Jahre 1835 ein ſo ſeltenes Glück erlebt! Das deutet auf etwas Ungewöhnliches hin. Dann iſt dieſer zweiten Auflage ein Anhang beigefügt, welcher „ſämmtliche, in öffentlichen Blättern erſchienene Beurtheilungen des Werks mit Anmerkungen vom Verfaſſer" enthält! Das zeigt von großem Selbſtvertrauen, und ſpannte meine Aufmerkſamkeit in nicht geringem Grade! — Und als ich vollends den erſten Band zur Hand nahm, und neben dem Titelblatte ein lithograrbirtes Bildniß eines jungen Mannes mit einem Stutzbärtchen erblickte, fühlte ich mich zu einer ganz extraordinairen Verwunderung, wo nicht gar Verehrung, wenn auch nicht hingeriſſen, doch wenigſtens herausgefordert. Das Bildniß iſt zwar ohne Namensunterſchrift in die Welt geſchickt; allein trotz dieſer Beſcheidenheit, verräth es ſich, dieſem Titelblatte gegenüber geſtellt, doch ſogleich als das Bildniß des Herrn Guſtav Nicolai. Ob es getroffen oder nicht getroffen iſt, weiß ich bis zu dem Augenblick, da ich dies ſchreibe, noch keineswegs. Dagegen mußte es mir auf den erſten Blick einleuchten, daß Herr Nicolai ſich für eine der erſten ſchriftſtelleriſchen Notabilitäten und überhaupt ſeine Perſönlichkeit für beſonders

merkwürdig hält; denn nur ein ſolches Selbſtgefühl pflegt, um den enthuſiaſtiſchen Wünſchen eines gro-ßen Publikums, oder der ſchmeichelhaften Specula-tion eines Kunſthändlers oder Verlegers zu genügen, eine derartige Schauſtellung zu geſtatten. Sie ſagt, auch ohne weitere Namens- und Lobpreiſungs-Unter-ſchrift, laut und vernehmlich: „Aufgeſchaut, wer-thes Publikum! So ſieht der Mann aus, für den ſich Tauſende ſo lebhaft intereſſiren, weil er ein ſo ausgezeichnetes Buch ſchrieb!“ — Haben nun zahl-loſe Leſer der erſten Ausgabe dieſes Buchs vor Ver-langen gebrannt, des Verfaſſers Bildniß zu ſehn: ſo brauchen ſie ſich nur die zweite Ausgabe anzu-ſchaffen. Und Italien weiß nun, wie ſein neuer Attila ausſieht, der es mit ſeiner Schriftſteller-feder ſo unbarmherzig geißelt, wie es weiland ſein kriegeriſcher Vorgänger mit dem Schwerdte that.

## II.

Je mehr ich hierauf von Herrn Nicolai's Buche las, deſto mehr ſah ich ein, daß es ein merkwürdiges Buch, und daß der Verfaſſer ein ſehr merkwürdiger Schriftſteller ſey, mithin ganz Recht daran gethan habe, die Welt mit ſeinem Bildniß zu beſchenken. Da eine der Haupt-Merkwürdigkeiten des Buches aber darin beſteht, daß es vorzüglich von den Flöhen Ober-, Mittel- und Unter-Italiens handelt, von denen er verſichert, daß ſie von der Größe der Wanzen ſeyen: ſo iſt es ſehr zu bedauern, daß er ſeinem Werke nicht auch die Abbildungen von einigen dieſer Ungeziefer-Notabilitäten zur Zierde und zur Belehrung beigegeben hat. Eine gut geordnete Gruppe von dieſen blutgierigen Beſtien, ſauber in Stahl geſtochen, oder, noch lieber, mit lebhaften Farben ausgemalt, würde eine höchſt würdige Beigabe zu dieſem gründlichen Werke über ihre Zudringlichkeiten und Malicen in Italien geweſen ſeyn. Sie hätte (wenigſtens gewiß in den Augen der Naturforſcher) einen reell wiſſenſchaftlichen, und alſo ungleich höheren Werth gehabt, als das Bildniß des Verfaſſers. Die Entomologen hätten dieſe neuentdeckte Spielart von Flöhen wahrſcheinlich dankbar in ihr Syſtem einge-

ſchachtelt, unter dem Titel des gigantiſchen, Nicolaiſchen Flohs; und ſo wäre dem Herrn Entdecker eine noch weiter verbreitete Unſterblichkeit geſichert geweſen, als die, welche er ſich durch ſein Buch und durch ſein lithographirtes Schnurrbärtchen errungen hat. — Ich hoffe, Hr. Nicolai holt, bei einer dritten Auflage ſeines Werks, das Verſäumte nach. Wo er aber, bei dem, ſchon ſo ſehr überfüllten Titelblatte in der Nähe deſſelben einen Platz dazu zu wählen hätte, darüber will ich mir nicht anmaßen, ihm unaufgefodert Rath zu ertheilen. —

Ich las — wenn auch ſehr flüchtig — das ganze Buch. Erſt nach Beendigung meiner Reiſe ſtudirte ich es, um es mit meinen gemachten Erfahrungen zu vergleichen. Doch gleich beim erſten, flüchtigen Durchblättern des Werks mußte ich Herrn Nicolai die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er mit einer gewandten Feder ſchreibt, und daß er namentlich oft mit wenigen treffenden Worten angenehm und deutlich zu beſchreiben und zu ſchildern verſteht. Jemehr ſich mir aber hieraus ergab, daß er ein recht lobenswerthes Buch hätte ſchreiben können, deſto auffallender war es mir, daß das vor mir liegende in ſo hohem Grade halb widrig durch ewige Wiederholung ekelhafter Schilderungen, und

halb lächerlich durch die albernſten Urtheile und Bekenntniſſe thörichten Verfahrens, ausgefallen iſt.

Ich konnte nicht begreifen, wie Herr Nicolai dazu gekommen ſey, ein ſolches Buch zu ſchreiben. — Doch nicht etwa, um ſich bemerkt zu machen unter dem zahlloſen Heere von Reiſebeſchreibern? Aber wer wird aus ſchriftſtelleriſcher Eitelkeit ſeine ſchriftſtelleriſche Ehre in die Schanze ſchlagen wollen! — Um es zu mehreren Auflagen, und durch dieſe zu doppeltem und dreifachem Honorare zu bringen? Aber Herr Nicolai hat ganz gewiß nicht nöthig, ſo deſperate Finanzoperationen zu machen, denn ſonſt würde er nicht mit Extrapoſt nach Italien gereiſt ſeyn!

Da ſagte man mir in's Ohr, er habe der überhand nehmenden Luſt, nach Italien zu reiſen, entgegen arbeiten wollen. Allein hieran kann ich faſt am wenigſten glauben. Hätte er einen ſolchen Zweck ernſtlich vor Augen gehabt: ſo würde er ſich wohl geſchickter benommen, und den alten Erfahrungsſatz berückſichtigt haben, daß man, wenn man zuviel beweiſt, nichts beweiſt. Wer Italien „ein erbärmliches Land" — „ein trübſeliges, ein jämmerliches, ein klägliches Land" — „die Schmutzhöhle einer Buhlerin" ſchilt — wer den Markusplatz zu Venedig mit einem „alten

räuchrigen großen Schloßhofe" vergleicht, der proſtituirt nicht Italien, ſondern nur ſeine Schriftſtellerfeder, und wirft dadurch das lächerlichſte Licht auf ſeine eiteln und ruhmredigen Verſicherungen, daß er das Ideal des Schönen in ſeiner Bruſt bewahre, daß er mit der nöthigen wiſſenſchaftlichen Vorbereitung nach Italien gekommen ſey, und „wie ein gebildeter Mann" beobachtet habe!!

Dieſer Mann mit dem Ideal des Schönen in der Bruſt ſehnt ſich überall nach rothen Ziegeldächern auf den Häuſern, und die bunt angeſtrichenen kleinen Eisbuden auf den Straßen von Neapel gehören für ihn zu den erfreulichſten Erſcheinungen! Dieſer Mann mit der nöthigen wiſſenſchaftlichen Vorbereitung hat ſich zu Neapel eine Menge goldſtrahlender Kuppeln gedacht, und fühlt ſich ſchmerzlich enttäuſcht, daß er hier an Ort und Stelle die ſchönen theatraliſchen Anzüge und die idealen Geſänge aus der Stummen von Portici nicht zu ſehen und zu hören bekommt!

Er, der in tauſend Büchern über Italien geleſen haben will, daß es das ſchönſte Land Europas ſey — er hat nicht einmal gewußt, daß Genua zu den ſchönſten Punkten Italiens gehört, und es daher gar nicht mit in ſeinen Reiſeplan aufge-

nommen. Als er es aber, nolens volens, in Folge eines ganz unausführbaren Reiseplans, doch besuchen muß, geräth er in eine so übertriebene Extase, wie irgend einer der Enthusiasten, auf die er so vielfach schilt. Er verirrt sich sogar zu der thörichten Erklärung, daß Genua schöner sey, als es die Phantasie zu ersinnen vermag! Ich kenne keine exaltirtere Aeußerung eines deutschen Reisebeschreibers, der von Italien spricht, als diese.

Sie ist aus Herrn Nicolai's Feder doppelt unpassend, da er die früheren enthusiastischen Lobredner Italiens freche Lügner schimpft. Er scheint gar nicht zu wissen, was er zusammenfaselt. —

Wenn ein entzückter Lobredner sich auch zu Uebertreibungen verleiten läßt: so ist er deswegen noch kein Lügner. Nur Der lügt, der wissentlich und absichtlich von der Wahrheit abweicht, was man in entgegengesetzter Art, weit eher Hrn. Nicolai vorwerfen könnte, der sich geflissentlich die ärgsten Uebertreibungen zu Schulden kommen läßt, wie ich weiterhin näher nachweisen werde. Seine Uebertreibungen sind noch dazu oft höchst widerlich und Ekel erregend! Und doch soll man ihn für einen gebildeten Mann halten! Er will ein Herold

der Wahrheit ſeyn! Er will die Welt endlich belehren, wie Italien wirklich iſt.

Auch den Malern wirft er vor, daß ſie ſich täuſchender Lügen ſchuldig machen, wenn ſie die italieniſchen Landſchaften mit einem höheren, ſchöneren Farbenglanz und mit Figuren in einem Coſtüme, wie Herr Nicolai es nicht geſehen hat, ausſtatten. Hiedurch beſtätigt er aber nur, daß er ſehr oberflächlich und ohne allen inneren Beruf zur Kunſtkritik, urtheilt! Hat er hiebei blos leichtes Mittelgut unfähiger, oder doch noch unreifer Künſtler, oder gar ſchlechte, fabrikmäßig auf den Kauf gemachte Pinſelei im Sinne: ſo iſt es thöricht, dieſer in ſolcher Beziehung zu erwähnen. Hat er dabei aber an wahre Kunſtwerke gedacht: ſo verräth er durch ſeine Beſchuldigung nur ſeinen Mangel an Einſicht und Urtheilsfähigkeit. Wie ſollte auch ein Mann, der in den italieniſchen Landſchaften mit fortwährender Unzufriedenheit rothe Ziegeldächer vermißt, ein angemeſſenes Urtheil über ein landſchaftliches Kunſtwerk abgeben können! Bei einem Landſchaftbilde, das nicht zu einer ethnographiſchen Erläuterung beſtimmt iſt, braucht der Künſtler ſich überhaupt nicht an ſclaviſche Portraitirung zu binden. Will er ein freies Kunſtwerk bilden: ſo greift er nach maleriſcheren, ideali-

ſchen Formen und Farben. Er lauſcht der Natur die Momente ab, wo Jahres- und Tageszeit, Licht und Luft einen beſondern herrlichen Farbenton hervorbringen, und er kleidet ſeine Figuren in Trachten, die man vielleicht nur noch ſelten zu ſehen bekommt, die aber doch nicht erdichtet ſind, und die nicht nur durch eine maleriſche Form, ſondern auch durch Hinweiſung auf frühere vorherrſchende Eigenthümlichkeit ein beſonderes Intereſſe bieten. Die nationellen Trachten verſchwinden freilich, wie in vielen Ländern, ſo auch in Italien, immer mehr. Aber entfernter von den großen Heerſtraßen, beſonders in Calabrien, wohin freilich die wenigſten Reiſenden, wohl aber manche eifrige Künſtler kommen, ſoll es noch viel Eigenthümliches geben. Was Hr. Nicolai auf ſeiner kaum achtwöchentlichen Galoppreiſe in Italien nicht ſah, hat doch mancher Andere ſehen können. Und daß die Natur mitunter ganz beſondere Farbenſpiele bereitet, das hat Hr. Nicolai ſelbſt einmal, während eines Sturmes bei Livorno, am Spiele der aufgeregten Wellen bemerkt, wo das anfängliche Hellblau bald darauf in kurzen Zwiſchenräumen in Hellgrün, Gelb, Orange und Roth überging, und endlich in allen Farben des Regenbogens zitterte. Dies iſt Herrn Nicolai's eigene Schilderung. — Und ſo giebt es überall in

der Natur von Zeit zu Zeit glückliche Minuten, wo Meer und Erde und Himmel in überraſchender Verſchönerung erſcheinen, die ſich, zu dem gewöhnlichen Anblick, wie Poeſie zu Proſa, wie Ideal zu gewöhnlicher Wirklichkeit verhalten. — Das hätte Hr. Nicolai wiſſen und bedenken müſſen, ſtatt von gemalten Lügen der Künſtler zu ſprechen. Und da er überhaupt auf ſeiner Reiſe ſo wenig, und Alles nur ſo flüchtig ſah, ſo hätte er — wenn er dennoch ein Buch über Italien ſchreiben wollte — ſich wenigſtens nicht anmaßen ſollen, ſein Opus „Italien, wie es wirklich iſt," zu tituliren. Denn um Italien, wahr und genügend, ſo zu ſchildern, wie es wirklich iſt, hat er doch zu wenig davon geſehen, und fehlt es ihm doch viel zu ſehr an ruhigem Beobachtungsgeiſt und richtigem Takt und Urtheil.

# III.

Als ich ſein merkwürdiges Buch geleſen hatte, und halb unwillig, halb lachend darüber ſprach, erwiederte mir wohl der Eine und der Andere: „Aber er ſoll doch Recht haben! Es ſoll arg ſeyn mit den Bettlern, mit den Prellereien, mit den Paß-Scherereien, mit den ekelhaften Bewirthungen, und mit dem Ungeziefer in Italien!"

„Das weiß ich;" war meine Antwort — „allein wie arg es iſt — ob ſo arg, als er es ſchildert, das will ich erſt ſehen. Jedenfalls ſind die dictatoriſchen Ausſprüche, die er hierauf gründet, unangemeſſen und verwerflich!"

Er ſucht ſich das Anſehen zu geben, als ob er der Erſte wäre, der ehrlich über Italien berichtet. Nicht nur der Unannehmlichkeiten ſoll es dort ſo viele und ganz unerträgliche geben, ſondern auch mit den dortigen, ſonſt gerühmten Herrlichkeiten ſoll es faſt nichts ſeyn. Einige Sympathie-Vögel, mit denen er auf der Rückreiſe in Mailand zuſammentraf, beſtätigten dies, wie er erzählt. Nur die vulkaniſchen Merkwürdigkeiten, die Peterskirche, und einige Kunſtgegenſtände ſollen den Erwartungen entſprechen, die man ſich davon zu machen pflegt! —

Nach dieſem, an der table d'hôte bei Hrn. Reichmann, ausgeſprochenen resumé entſchließen ſich mehrere andere Reiſende, ihre weitere Wahlfahrt nach Italien aufzugeben, und dafür lieber nach dem ſüdlichen Frankreich zu gehen! — Das müſſen freilich ſchwache Reiſehelden geweſen ſeyn, aber ich muß ſie doch, wegen des ſchlechten Tauſches, den ſie gemacht haben, recht ſehr bedauern, denn ich weiß, was ſie in Italien gefunden hätten, und ich weiß auch, was ſie im ſüdlichen Frankreich gefunden haben. —

In dem Anhange zum zweiten Theile der zweiten Auflage ſeines Buches beſtätigt Hr. Nicolai, daß Italien aus öden, gras- und baumloſen Gegenden beſtehe; und beim Anführen von Smollets veralteter, hypochondriſcher Anſicht, daß jeder Italiener ein Verräther ſey, der auf Betrug ausgehe, fügt er in einer Note die Verſicherung hinzu: „Und iſt es noch jetzt für Jedermann!" — Nun, ein Italiener, der von Hamburg aus, über Braunſchweig, durch die Mark und Pommern, nach Königsberg in Preußen gezogen, in Hamburg auf beſoffne Landſtreicher, unterwegs auf beſoffne Poſtillone und Fuhrleute, ſo wie in Berlin auf beſoffne Eckenſteher und mehr ſolches Volk geſtoßen wäre — ein Italiener mit dieſen Reiſe-Erfahrungen, wenn er, wie Hr. Nicolai, aburtheilen wollte, könnte mit gleicher

Dreiſtigkeit und Gerechtigkeit ſagen, daß Deutſchland aus öden Haide- und Sand-Gegenden, ohne Gebirgszüge, ohne Wein- und Bergbau beſtehe, und daß jeder Deutſche ein Trunkenbold ſey, der nur darauf ausgehe, ſich zu beſaufen! — Ein Italiener, der ein ſo albernes und unverantwortliches Urtheil ausſpräche, würde ſich nicht im Mindeſten ärger an Deutſchland und den Deutſchen verſündigen, als Hr. Nicolai ſich mit jenen Aeußerungen an Italien und den Italienern verſündigt. Meſſe er ſelbſt hienach ab, mit welchen ſtrafenden Worten er alſo gezüchtigt zu werden verdiente! —

Ein Recenſent hat rühmend die Stelle aus Hrn. Nicolai's Buche hervorgehoben, wo dieſer, in patriotiſcher Aufwallung, ſagt: „Mein theures, zurückgeſetztes deutſches Vaterland, wie biſt du ſo ſchön, ſo reizend, ſo geſund! Du biſt das Abbild einer holden, mütterlichen Frau, Germania! Zürne nicht über deine entarteten Kinder, die das freundliche, farbige Haus mit der grünen Flur, welches du ihnen öffneſt, verlaſſen, um ſich in der Schmutzhöhle der Buhlerin Italia zu entnerven! Zürne ihnen nicht, denn ſie ſind verlockt und verführt u. ſ. w.“

Das klingt recht patriotiſch-ſchön; allein, ſchärfer ins Auge gefaßt, iſt es doch eine ganz überflüſſige, nichtige, in ſich ſelbſt zerfallende Tirade. —

Ich liebe gewiß Deutſchland eben ſo ſehr, als Hr. Nicolai, und kenne wahrſcheinlich weit mehr, als er, von Deutſchlands Natur-Schönheiten; und ich gebe ſehr gern zu, daß es ſich in Deutſchland gemüthlicher reiſt, als in Italien und überhaupt im Auslande; und dennoch hat mich viele Jahre lang aufs Lebhafteſte nach Italien verlangt. Und zwar nicht etwa, weil ich mir darunter ein irdiſches Paradies gedacht hätte, ſondern weil ich wußte, daß ich dort, neben manchem anderen Intereſſanten, was Deutſchland nicht aufzuweiſen hat, in reicher Fülle das Schönſte und Vollendetſte, was Meißel und Pinſel geſchaffen haben, finden würde. Wären die Kunſtſchätze, welche Napoleon aus Italien entführte, in Paris geblieben: ſo würde mich — und gewiß viele Andere — wenigſtens nach Florenz und Rom nicht ſo ſehr verlangt haben. Da das Entführtgeweſene aber auf die alten Stellen zurückgeführt war: ſo hatten dieſe für mich eine unwiderſtehliche Anziehungskraft. — Welchen vernünftigen Grund kann Hr. Nicolai dafür aufſtellen, daß er Italien eine Buhlerin ſchimpft, und ihr Schuld giebt, daß ſie entnerve? Meint er, es ſey Buhlerei von Italien, daß es durch ſeinen Veſuv, durch ſeine ſchönen Golfe, durch ſeine Kunſtwerke die Reiſenden anlockt: ſo kann er eben

ſo gut Deutſchland und die Schweiz Buhlerinnen nennen, da ſie durch ihre freundlichen Thäler, und ſchönen Wälder, und Berge, und wilden Felſen, und toſenden Waſſerfälle Einheimiſche und Fremde herbeilocken. Und fehlt es denn etwa an Deutſchen, die in Deutſchland umher reiſen, um Deutſchlands Natur-Schönheiten und Kunſt-Sammlungen zu ſehen? Gegen Einen, der nach Italien reiſt, giebt es gewiß Hundert, die den Harz, die ſächſiſche Schweiz, das Rieſengebirge, die Berlin, Dresden, Düſſeldorf, Köln, München, Wien, die Rügen, Helgoland, die den Rhein, den Neckar, die Donau, die Salzach, den Inn, die den Ebenſee, den Königſee, nnd die ſchönſten See'n der deutſchen Schweiz beſuchen. Der „holden, mütterlichen Frau, Germania" kann es alſo nicht einfallen, ſich für zurückgeſetzt zu halten, und ihre Kinder aus ſolchem Grunde für entartet zu erklären, wie Hr. Nicolai es thut. — Und was das „ſich entnerven" betrifft, ſo wäre Hrn. Nicolai wohl nachzuweiſen, daß dies — wenn man es danach macht — eben ſo gut — oder vielmehr eben ſo ſchlimm — als in Italien, auch in Dresden, Berlin, München, Wien, ja in den kleinſten Neſtern von Deutſchland geſchehen kann. — Auch iſt nicht zu überſehen, daß man bei einer Reiſe nach Italien,

man wenn aus Mittel- oder Nord-Deutſchland kommt, den auch ſchönen Genuß hat, Steiermark, Tirol, oder die Schweiz kennen zu lernen, daher auch wohl Jeder dies bei einer Reiſe nach Italien recht ſehr mit in Anſchlag bringt, und Viele, ſo ſehr es ihnen Zeit und ſonſtige Verhältniſſe erlauben, möglichſt viel von den Herrlichkeiten jener Länder auf der Hin- oder Herreiſe, oder auch auf beiden, kennen zu lernen ſuchen. — In jedem Betracht hat ſich Herr Nicolai alſo mit jener deutſch-patriotiſchen Tirade auf die überflüſſigſte und unpaſſendſte Weiſe in Koſten geſetzt. Doch es gefallen ſich nun einmal manche Leutchen darin, daß ſie, paſſend oder nicht paſſend, ihre Deutſchheit leuchten laſſen, indem ſie andern Deutſchen vorwerfen, ſie ſeyen nicht Deutſch genug. —

Die Einwendung, die man Herrn Nicolai machen könnte, daß man nicht zum Sommer nach Italien reiſen müſſe, wäre in mehr als einer Beziehung ſehr wohl begründet. Weſſen Verhältniſſe es irgend erlauben, beſonders wenn er gehörige Zeit für Rom und Neapel gewinnen will, der geht etwa im September über die Alpen, kommt erſt im November nach Rom, geht im December, Januar oder Februar nach Neapel, kehrt zum Oſterfeſte nach Rom zurück, und läßt dann Italien hinter

ſich, ehe die heißere Jahreszeit eintritt. Dadurch vermeidet man nicht nur die läſtige Hitze, ſondern auch die gefährlichere Zeit für die Geſundheit, und die gröſſere Beläſtigung durch das Ungeziefer, das in Italien (wie auch in Spanien und Portugal) zur Zeit der gröſſeren Hitze am Aergſten ſeine Orgien feiert. Dieſer Einwendung begegnet Herr Nicolai mit folgenden merkwürdigen Worten: „Wenn aber Italien wirklich im Sommer nicht beſucht werden darf, ſo brechen die Recenſenten durch dieſen Einwand ſelbſt den Stab über die heſperiſchen Gefilde, weil es ja ein ſehr klägliches Land ſeyn muß, deſſen Schönheit ſich nur auf gewiſſe Jahreszeiten beſchränkt!"

Das ſieht wieder aus, als ob es etwas Treffendes ſeyn könnte, allein bei ruhiger Betrachtung iſt es ebenfalls nichts. Der ſcharfſinnige Ankläger Italiens hat ſich da ſehr vergalloppirt. Wenn Italien „ein ſehr klägliches Land" ſeyn ſoll, weil es nicht zu jeder Jahreszeit rathſam iſt, dort zu reiſen: welches geſteigerte Schimpfwort beſtimmt er dann für Deutſchland?! Italien hat der Reiſende, wegen der heißen Zeit, etwa drei Monate zu vermeiden; allein in Deutſchland muß man, wegen feuchter und kalter Witterung, wenigſtens fünf, ſechs Monate lang auf Vergnügungs- und Erho-

lungs-Reiſen Verzicht thun, denn die „holde, mütterliche Frau, Germania" öffnet dem Reiſenden „das freundliche, farbige Haus mit der grünen Flur" (beſonders in Mittel- und Nord-Deutſchland) kaum im April, oft erſt im Mai, und ſchließt es mit dem Ende des Septembers, ſpäteſtens im Oktober, dem Reiſeluſtigen ſchon wieder vor der Naſe zu! Das hätte Hr. Nicolai bedenken ſollen, ehe er in obiger Beziehung Italien ein ſehr klägliches Land nannte. Denn hiernach müßte man ja von Deutſchland mindeſtens ſagen, daß es noch kläglicher als ſehr kläglich ſey.

## IV.

Mit verſtocktem Sinn beharrte ich bei dem Reiſeprojecte, trotz des böſen Omens bei der Abfahrt von Hamburg und trotz der Nicolaiſchen Abmahnungs-Tiraden. Mit ſteigender Ungeduld hoffte ich dem Frühling von 1838 entgegen. Wohl wäre ich geneigt geweſen, den früheren Plänen gemäß, erſt im Julius aufzubrechen, um im September über die Alpen zu gehen und erſt neun bis zehn Monate ſpäter Italien wieder zu verlaſſen. Da

hätten wir beſonders in Ober-Italien zu manchem intereſſanten, längeren Verweilen und Kreuzundquer zuge Zeit gehabt. Allein die Cholera konnte zum Drittenmale in Italien zur heißen Jahreszeit auftreten. Ueberhaupt muß man, wenn man im ſiebzigſten Jahre iſt und Italien noch beſuchen will, ohne Noth nicht zaudern. Es wurde alſo beſchloſſen, möglichſt früh im März aufzubrechen, um am Mittwoch in der Charwoche, den elften April, das ſchönſte Miſerere in der ſixtiniſchen Kapelle zu Rom zu hören, und mit dem Ende des Junius Italien wieder im Rücken zu haben. Die hartnäckige Nachhaltigkeit des Winters begünſtigte einen frühen Uebergang über die Vormauer Italiens freilich nicht, indeſſen verließ ich doch Magdeburg am achten März mit gutem Muthe, und hätten wir können am elften oder zwölften März aus der Gegend von Leipzig die große Reiſe ſelbſt antreten und zwar über Gräz und Trieſt, wie ich im Sinne hatte: ſo hätten wir dieſe beiden, ſchön liegenden Städte kennen gelernt, wären von Trieſt mit einem Dampfſchiffe nach Venedig gegangen und hätten uns hier, ſo wie in Padua und Bologna länger aufhalten können. Der böſe Dämon indeſſen, der mir ſchon früher in Bezug auf dieſe Reiſe, Steine in den Weg geworfen hatte, wollte auch jetzt von

ſeiner alten Laune nicht ablaſſen und machte uns einen unerwarteten Aufenthalt, der mir nur dadurch freundlich vergütet ward, daß ich unterdeſſen Zeit gewann, auf einige Tage nach Dresden zu gehen und, außer mit den dortigen lieben Freunden, auch noch mit einem, aus dem Norden gekommenen, ſeit dreißig und einigen Jahren nicht geſehenen Freunde, herrliche Erinnerungsfeſte zu feiern.

Erſt am 24ſten März konnte endlich aus der Gegend von Wurzen unſere Reiſe nach Italien angetreten werden. Da wir bis gegen Mittag in Leipzig aufgehalten wurden, und die Chauſſee bis nach Franken nicht in erwünſchtem Zuſtande war: ſo erreichten wir am erſten Abend nur Gera und am zweiten Münchberg, die nächſte Station hinter Hof, wo wir noch nicht einkehren wollten, um am folgenden Tage Nürnberg leichter zu erreichen.

Weil in Münchberg im vorigen Jahre eine große Feuersbrunſt geweſen und im Poſthauſe noch nicht mehr als ein Zimmer zu haben war, ſo wurden wir nach dem ſchwarzen Adler, als dem beſten, wirklichen Gaſthofe, verwieſen. Nach wiederholtem Blaſen des Poſtillons, ließen ſich endlich Leute ſehen, die uns ſagten, daß wir zwei Zimmer und warmes Abendeſſen erhalten könnten. Es währte lange, ehe ſich Jemand bemühte, unſre Nachtſäcke

und was wir ſonſt noch brauchten, in das Haus zu tragen.

Mein Zimmer war nichts weniger als elegant, doch leidlich genug, und in Abſicht der Fenſter und Thüren ungleich beſſer beſtellt, als viele in Italien; allein gleich in der Nähe deſſelben waren ſo wüſte, winklige Räume, daß Herr Nicolai, wenn er in Italien dergleichen neben ſich geſehen hätte, es gewiß für eine Räuberherberge gehalten haben würde. Als ich wiederholt ein Waſchbecken gefordert hatte, brachte man mir eine ovale, gehenkelte, ſteingutne Suppen-Terrine, wie ſie für eine Tafel von zehn bis zwölf Perſonen erforderlich geweſen wäre. Nachdem ich es durchgeſetzt hatte, daß reines Bettzeug gebracht wurde und die dienſtfertige, breitſchultrige Magd ſich anſchickte, mein Bett zu machen, fand ſie es nicht nöthig, von den ſechs im Zimmer befindlichen Polſterſtühlen ein Paar herbei zu holen und zuſammen zuſtellen, um die großen Maſſen der ſchwer geſtopften Federbetten darauf zu legen, ſondern ſie warf ſie neben ſich auf die ſehr unreinlichen Dielen, und legte ſie dann, nach gehöriger Verarbeitung mit ihren zwei kräftigen Fäuſten, wieder ungeſäubert in das Bettgeſtell. Bis gegen elf Uhr in der Nacht ertönte in meiner Nachbarſchaft der Philiſtergeſang vergnügter Biergäſte als Sonntags-

luſt. Am folgenden Morgen erhielt ich abermals die ovale Suppen-Terrine als Waſchbecken. Und das Alles, nebſt der ganzen, linkiſchen Bedienung, in ſo argloſer Naivetät, als wenn es Alles eben ſo, und nicht anders, ſeyn müßte. — Statt uns zu ärgern oder zu beklagen, lachten wir, als wir wieder im Wagen ſaßen, recht vergnügt über dieſen Vorſchmack italieniſcher Gaſthofs-Trübſale. Allein ich kann betheuern, daß wir auch in den unerfreulichſten Wirthshäuſern Italiens, die im Range nicht höher ſtanden, als der ſchwarze Adler zu Münchberg, doch eine derartige, naive Schnudelei nirgends getroffen haben. —

Deſto beſſere Zimmer und Bewirthung fanden wir im rothen Roſſe zu Nürnberg, wo wir am 26ſten März Abends um 10 Uhr eintrafen.

Am 28ſten kamen wir Mittags um 2 Uhr in München an. So eilig wir auch waren, mußten wir hier doch ein wenig verweilen, um wenigſtens im Fluge eine Ueberſicht von den hauptſächlichſten neuen Schöpfungen zu erhalten, die ſeit unſerm Hierſeyn im Jahre 1829 entſtanden waren. Wir ſahen unglaublich viel Neues und Schönes. Es iſt wirklich, als ob König Ludwig mit einem goldenen Zauberſtabe nur zu winken brauchte, um Paläſte und Kirchen aus dem Boden herauf zu be-

ſchwören, und treffliche Kunſtwerke an's Licht zu bringen, wie durch den erwärmenden Hauch des Frühlings unzählige, herrliche Blumen entſtehen. Und immer hieß es, in fünf Jahren müßten wir wiederkommen, um dann Das und Das fertig zu ſehen. Allein in fünf Jahren — wenn der Himmel dem Könige das Leben friſtet — wird gewiß wieder Neues begonnen ſeyn; und das wird ſo fortgehen bis an das noch ſo ferne Ziel ſeines Lebens, denn ihm iſt dies Schaffen ein geiſtiges Lebensbedürfniß geworden, deſſen er ſchwerlich jemals müde werden wird.

Ungern verſage ich es mir, mich näher über das Geſehene auszuſprechen; nur das Eine will ich nicht unerwähnt laſſen, daß ich in Italien nicht ſelten an König Ludwigs Schöpfungen erinnert wurde. Es leuchtete mir mehrfach ein, mit welcher Vorliebe er Italien beſucht und ſtudirt, und es ſich vielfach zum Muſter der Nachahmung gewählt, um es ſich in München zu vergegenwärtigen — um ſich die Heimath, ſo viel als möglich in ein künſtleriſches Italien umzuſchaffen. So iſt die Allerheiligen-Kapelle mit ihrer prachtvollen Ausſtattung von Säulen und Gemälden auf Goldgrund, wenigſtens in ihrem Innern, und nach etwas verjüngtem Maßſtabe, eine recht ſchöne Erinnerung an die Marcus-

kirche zu Venedig. Selbſt die kleine Glyptothek ſtrebt in ihrer koſtbaren Aufſtellung der alten Marmorwerke den reichen Antikenſälen des Vaticans nach. Und wie dort, neben den Stanzen Raphaels, die nach ihm benannten Logen mit ſeinen trefflichen Arabesken und vielen andern Wand- und Decken-Malereien aus der bibliſchen Geſchichte hinlaufen, ſo wird in der Pinakothek zu München auf der einen Seite neben der mittleren Reihe von größeren Gemälde-Zimmern eine ähnliche lange Halle bereitet, welche der Geſchichte der Kunſt gewidmet iſt, und die Bildniſſe vieler Heroen der Kunſt zeigt. Selbſt die Benennung Pinakothek iſt dem Vatikan entlehnt. Die Inſchrift auf einer in die Wand eingemauerten Steinplatte über einer der zahlloſen Treppen des Vaticans, ſagt in lateiniſcher Sprache, daß Pabſt Pius VII. dieſe Treppe habe machen laſſen, um bequemer auch die „Pinacotheam" beſuchen zu können. — Dann erinnert auch der neue Theil des Schloſſes, der Königsbau genannt, von außen durch die großen Vorſprünge ſeiner Quadern an die noch größern des Palaſtes Pitti, des Palazzo vecchio, Strozzi u. ſ. w. zu Florenz; und für eine Hinweiſung auf das an Obelisken und einzeln ſtehenden Säulen ſo reiche Rom kann das Denkmal gelten, das den 30,000 Baiern, welche im ruſſiſchen

Feldzuge unter Napoleon ihren Tod fanden, gewidmet iſt.

Hätte Hr. Nicolai Zeit gehabt, auf ſeiner Rückreiſe München zu beſuchen: ſo hätte er an ſehr vielen von König Ludwigs Kunſtſchöpfungen ſehen können, daß man aus der „Schmutzhöhle der Buhlerin Italia" die Seele von etwas Edlerem voll haben kann, als von Klagen über Flohſtiche, Schmutz, und hunderterlei ſogenannte Enttäuſchungen.

Nur eine Uebertragung italieniſcher Eigenthümlichkeit iſt mir in München nichts weniger als angenehm erſchienen: ich meine die Gips-Fußböden in der Pinakothek. In ſüdlicheren Ländern ſpricht Vieles für ſie, allein in nördlicheren läßt ſich unſtreitig mehr gegen, als für ſie ſagen. Gewiß wird es außer mir noch viele Beſucher der Pinakothek geben, welche die böſe Erfahrung gemacht haben, daß, bei ſtundenlangem Stehen und langſamem Umhergehen auf noch ſo ſchönem Gips, auch die wärmſte Freude über die dortigen Kunſtſchätze nicht gegen eine ſtörende Erkältung der Füße ſchützen kann. —

Beiläufig will ich noch erwähnen, daß wir in der Michaeliskirche das reich ausgeſtattete Denkmal Eugens, des achtungswertheſten der Napoleoniden,

ſahen. Aber eben ſo ſehr, als dieſe koſtbare Marmor-Gruppe, ehrt ihn ein höchſt einfaches Denkmal, das wir, Tags zuvor, in der Nähe von Eichſtädt ſahen, nämlich rechts, unweit des Weges, in eine geebnete, ſenkrechte Fläche einer größern Felſenpartie nichts als die wenigen Worte eingegraben: **Dem unvergesslichen Eugen — Die dankbaren Bewohner von Eichstaedt.** —

Nach einem Aufenthalte von beinahe vier und zwanzig Stunden, den wir gut benutzt hatten, verließen wir München am 29ſten März um Mittag. Doch ſollte unſre Abfahrt aus der Stadt nicht ohne einigen Aufenthalt und Verdruß ſeyn. Als ich nämlich am Thore unſre ordnungsmäßig viſirten Päſſe vorzeigte, verlangte der Officiant noch eine Karte (wenn ich nicht irre, von der Polizeibehörde) von mir. Da ich ſagte, daß ich keine habe, erklärte er mir, daß ich, ohne eine ſolche vorzuzeigen, nicht aus der Stadt gelaſſen werden könne, was auch der Poſtillon beſtätigte. Vergeblich betheuerte ich, daß ich von dieſer geſetzlichen Vorſchrift nichts gewußt habe, und verwies auf die ordnungsmäßige Viſirung unſerer Päſſe. Wir ſollten unerläßlich nach der Stadt zurückkehren, um noch eine Karte herbeizuſchaffen, was in dieſer Stunde aber nicht einmal möglich geweſen wäre. Das hätte nicht nur

erhöhtes Poſtgeld, ſondern, was noch viel ſchlimmer war, viel Zeit gekoſtet, und hätte es uns wahrſcheinlich unmöglich gemacht, heute noch Benediktbeuern zu erreichen, um morgen bei guter Zeit nach Inſpruck zu kommen. Ich erbot mich alſo nicht nur zur Zahlung des Preiſes für die Karte, ſondern ſuchte auch den Amtseifer des Officianten durch ein Geldgeſchenk zu beſchwichtigen. Allein er wies Beides zurück. Es gab noch ein langes, unangenehmes Hinundherreden, bis der Mann ſich endlich doch willig erklärte, um unſre Reiſe nicht aufzuhalten, durch Annahme des Geldes für die Karte und Uebernahme der Ablieferung an die Behörde, den Fehler unſers Gaſtwirths oder Aufwärters gut zu machen. Daß es auf keine Geldſchneiderei abgeſehn war, bewies der Mann dadurch, daß er, außer den 12 Kreuzern für die Karte, nichts annahm.

So froh ich war, als wir endlich flott geworden waren: ſo konnte ich doch nicht unterlaſſen, es eine arge Fahrläſſigkeit zu ſchelten, daß man uns im Gaſthofe, weder bei der Abfoderung, noch bei der Rückgabe unſrer Päſſe, von jener geſetzlichen Vorſchrift etwas geſagt hatte. — Es iſt mir etwas dieſer Art in ganz Italien nicht begegnet. Auch Herrn Nicolai nicht. Wäre dies aber geſche-

ben: ſo würde er nicht unterlaſſen haben, entweder dem Officianten am Thore Chicane und Prellerei-Verſuch, oder dem Gaſtwirthe ein abſichtliches Verſchweigen jener polizeilichen Vorſchrift Schuld zu geben, um die Reiſenden dafür zu ſtrafen, daß ſie nicht längere Zeit in ſeinem Hauſe verweilten, und ſie vielleicht zur Rückkehr, oder doch zu einem Strafgelde an den Poſtillon wegen des gehabten Aufenthalts am Thore zu zwingen, wofür der Poſtillon dann wahrſcheinlich dem intriguanten Wirthe wieder aus Dankbarkeit andere Opferlämmer von Reiſenden zuführen müſſe. Jedenfalls wäre dieſer kleine Vorfall reichliches Waſſer auf Herrn Nicolai's Mühle geweſen; er würde davon Veranlaſſung genommen haben, zuerſt auf der Stelle die umſtehenden Maulaffen am Thore zu haranguiren, bis ſie ihn gehörig ausgelacht hätten, und dann in ſeiner Reiſebeſchreibung auch bei dieſer ſchönen Gelegenheit auf die Spitzbübereien der Italiener, und auf das abſcheuliche Land, wo man ſo raffinirten Chicanen und Prellereien ausgeſetzt ſey, zu ſchelten und zu ſchimpfen. Das wäre ein hübſcher Schmutzfleck mehr auf dem Caricaturbilde geweſen, das er von Italien zuſammengepinſelt hat! —

Gegen acht Uhr kamen wir in Benediktbeuern an, und kehrten im Poſthauſe ein. Mich verlangte

ſehr nach einem erwärmten Zimmer. Es fehlte auch nicht an einem großen Ofen, und an großen Maſſen Holz, die endlich von außen hineingeſchoben und in Brand geſetzt wurden; aber etwas erwärmt wurde das Zimmer kaum, als ich mich ſchlafen legte, wegen der ungeſchlachten Größe und ſchlechten Anlage des Ofens. In einem Zimmer für einen Reiſenden, wo es auf eine ſchnelle, wenn auch nicht nachhaltige Erwärmung ankommt, iſt ein ſolcher Ofen ſchlechter, als ein italieniſches Kamin, zu deſſen noch ſo ſpärlicher Flamme man doch hinzutreten und in der nächſten Minute einige Erwärmung fühlen kann. —

Am folgenden Tage waren wir in der Gefahr, auf eine ſehr böſe Weiſe in unſrer Reiſe aufgehalten zu werden. An der Scharnitz, beim Eintritt in Tirol, kam der Grenzbeamte an den Wagen, foderte uns höflich die Päſſe ab und ging damit in ſeine Wohnung, um ſie zu viſiren. Ich hatte meinen und meiner Reiſegefährtin Päſſe zuſammen in den Umſchlag einer ausgedienten Brieftaſche geſchlagen, die ich dem Beamten übergab. Nach einigen Minuten wurde ſie mir wieder eingehändigt; und um den gehabten Aufenthalt wieder einzubringen, fuhr der Poſtillon ſogleich raſch davon. Wir freuten uns, daß wir ſo höflich und uneigennützig be-

handelt worden waren. Etwa nach einer halben Viertelſtunde fiel mir ein, nachzuſehen, ob auch beide Päſſe ordnungsmäßig viſirt wären, und nicht vielleicht aus Verſehen blos einer. Das hatte ein guter Schutzgeiſt mir eingegeben; denn als ich den Umſchlag geöffnet hatte, fand es ſich, daß ich nur den einen Paß zurück erhalten hatte! Der andere fehlte! — Erſchrocken rief ich dem Poſtillon ein Halt zu. Er mußte mir die Zügel der Pferde in den Wagen reichen, und zurück laufen, um nach dem fehlenden Paſſe zu fragen.

Etwa eine Viertelſtunde lang war ich in einer peinlichen Spannung, ob nicht ein unglücklicher Zufall uns vielleicht gänzlich um den Paß gebracht habe. Um ſo froher wurde der Poſtillon begrüßt, als er zurückkam und mir den Paß überreichte. Dieſer hatte auf dem Tiſche des Officianten zwiſchen anderen Papieren gelegen! — Gern hätte ich dem unaufmerkſamen Officianten ein wenig den Text geleſen. Seine Fahrläſſigkeit, wenn ich ſie nicht noch zur rechten Zeit entdeckt hätte, würde für uns von den ärgerlichſten Folgen geweſen ſeyn. Erſt Abends in Inſpruck hatten wir wieder die Päſſe vorzuzeigen. Hätte es ſich nun erſt dort gefunden, daß der eine Paß fehle: ſo hätten wir mindeſtens einen ganzen Tag verloren, ehe wir von dort aus

den Fehler hätten wieder gut machen können. Und das wäre für uns ein unerſetzlicher Verluſt geweſen, denn unſre Zeit war uns ſo knapp zugemeſſen, daß der verlorne Tag uns entweder um den Seitenflug nach Venedig, oder um das Miſerere am 11ten April in Rom gebracht hätte. —

Sehr natürlich dringt ſich mir hier wieder die Bemerkung auf, daß Hr. Nicolai, wenn ihm dergleichen in Italien begegnet wäre, darin einen ganz beſondern Anlaß gefunden haben würde, auf Italien und auf die italieniſchen Paß-Officianten zu ſchelten, und den ganzen Vorfall als eine wahrſcheinlich abſichtliche Malice verdächtig zu machen. Klagt und beſchwert er ſich ſchon unaufhörlich über das ordnungsmäßige Abfodern der Päſſe und den dadurch entſtehenden, unvermeidlichen Aufenthalt: wie würde er in Zorn gerathen ſeyn, und Italien mit ſeinen Paß-Officianten herunter geriſſen haben, wenn er einmal nach einem liegen gebliebenen Paſſe hätte zurückſchicken müſſen und durch Nachläſſigkeit oder Unachtſamkeit eines Officianten in die Gefahr geſetzt worden wäre, einen ganzen Reiſetag zu verlieren und dadurch in ſeinem nächſten Reiſeplane auf eine unerſetzliche Weiſe geſtört zu werden! —

# V.

Sehr gern gebe ich zu, daß das vielfältig Abfodern der Päſſe in Italien läſtig iſt. Ja ich könnte eigentlich noch empfindlicher dadurch berührt ſeyn, als Hr. Nicolai, da in mir noch die Erinnerung lebt, wie unbeläſtigt von ſolchen polizeilichen Einrichtungen ich meine erſten Reiſen in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts machen konnte. Nicht nur kleinere Reiſen, zu Fuße und zu Wagen, von Halle nach Dresden und der ſächſiſchen Schweiz, oder nach Thüringen, oder nach Braunſchweig und dem Brocken, konnte ich ohne Paß machen, ſondern auch weit größere, nach den Rhein und nach Schleſien; höchſtens mit meiner alten, längſt verjährten Univerſitäts-Matrikel in der Taſche. Meine erſte Reiſe nach dem Rhein machte ich noch dazu im Jahre 1793, als Mainz von den Preußen und Heſſen belagert wurde!

Dergleichen konnte man damals wohl wagen. In jener Zeit gab es nicht nur eine ſchöne Schreibfreiheit, ſondern auch Reiſe-Freiheit. In einem großen Theile von Deutſchland wenigſtens wurde man auf keine läſtige Weiſe von Paß- und Cenſur-Geſetzen beeinträchtigt. Aber ſpätere politiſche Conjuncturen verſchiedener Art, ſo wie mancher unvorſichtige Mißbrauch der Pre-

veranlaßten faſt überall ſtrengere, polizeiliche Beaufſichtigungen der Reiſenden, wie der Schriftſteller; und namentlich verurſachten in Italien mehrfache revolutionaire Verſuche ein ſtreng geregeltes Paßweſen. Auch der harmloſeſte Reiſende wird freilich dadurch beläſtigt; und ſehr wahr iſt wohl die Behauptung der Unzufriednen, daß die demagogiſchen Abenteurer, und die betrügeriſchen Schwindler und Haupt-Spitzbuben ſich in der Regel mit guten Päſſen zu verſehen, oder ſich, auch ohne dieſelben, hier und da einzuſchleichen wiſſen, und daß man, bei eingetretenen, ruhigeren Zuſtänden, die unſchuldigen Reiſenden ganz ohne Noth und Nutzen plage. — Die Regierungen hingegen haben andere Anſichten, welche leichter zu bekritteln, als in ihren Motiven ganz zu durchſchauen ſind. Und ſo ſcheint man es in Italien fortwährend für nöthig zu halten, die Reiſeroute jedes Reiſenden, ſo wie ſein kürzeres oder längeres Verweilen in größeren und mittleren, beſonders Grenz-Städten, zu controliren. Um dies zu können, hält man es nicht für hinreichend, daß die Polizei-Behörden in den Städten die Päſſe viſiren oder wenigſtens notiren, ſondern man hat es für nöthig erachtet, daß auch an den Eingangs- und Ausgangs-Thoren der Städte die Päſſe gefodert, und wahrſcheinlich in fortlaufenden Liſten

notirt werden. Es darf den Reiſenden alſo nicht wundern, wenn er in mehreren Städten dreimal ſeinen Paß abzugeben hat.

Ein ruhiges Ergeben in die geſetzlichen Einrichtungen eines Landes, durch welches ſein Weg den Reiſenden führt, iſt wohl das Vernünftigſte und für ihn ſelbſt Heilſamſte, wozu er ſich zu entſchließen hat. Das ewige Schmollen und Grollen und Erboſtſeyn hilft nicht nur zu nichts, ſondern verdirbt auch dem Reiſenden mehr oder weniger den Reiſegenuß, und macht ihn in ſeinem wiederholten unnützen Schelten und Opponiren nur lächerlich.

Will indeſſen ein zorniger Reiſender, wie Herr Nicolai, durchaus den Jupiter tonans ſpielen, und die Blitze ſeines Zornes los werden: ſo ſchleudre er ſie wenigſtens mit ritterlichem Muthe gegen Diejenigen, welche die polizeilichen Vorſchriften gegeben haben, und nicht gegen die armen Unterofficianten, welche ſie, bei Verluſt ihres ärmlichen Einkommens, pünktlich ausführen müſſen, und wenn dadurch auch ein gebildeter und gefühlvoller Diviſions-Auditeur aus Berlin ein wenig incommodirt würde. Herrn Nicolai's wüſtes Zanken mit dieſen armen Schelmen iſt der nämliche Akt blinden und fehlgreifenden Zornes, wie ihn einer meiner Jugendbekannten einmal beging, der Abends auf

einer Straße in Dresden von dem vordern Träger einer Portechaiſe einen Stoß gegen den Rücken bekam, und dafür dem hintern, gänzlich unſchuldigen Träger einen zornigen Hieb mit ſeinem Stocke gab.

Eben ſo unpaſſend rühmt Hr. Nicolai die Schweizer auf Koſten der Italiener, wenn er ſagt: „Der Schweizer, der ſelbſt bieder iſt, hält auch jeden Fremdling ſo lange für redlich, bis das Gegentheil erwieſen iſt. Weder beim Eintritt in die Schweiz, noch beim Austritt aus dieſem Lande, fragte uns Jemand nach unſeren Päſſen — — während die mißtrauiſchen und habſüchtigen Italiener, wie der geneigte Leſer weiß, uns in der Regel u. ſ. w." — Aber jene Begünſtigung der Reiſenden in der Schweiz verdankt man ja nicht der Biederkeit der Schweizer im Allgemeinen, ſondern nur den liberaleren Anſichten der Cantons-Regierungen oder Tagſatzungen. Und in der Lombardei gehn ja die Polizei- und Paß-Einrichtungen von Wien aus, und nicht von der italieniſchen Bevölkerung, die nur den Chor der Beamten zur Ausführung der geſetzlichen Vorſchriften ſtellt.

Daß jene ſchlecht beſoldeten Unterofficianten gern ein Trinkgeld erſchnappen, auch wohl darum bitten, wenn der Reiſende es zu vergeſſen ſcheint, iſt nicht

zu leugnen; allein ſie mögen es wohl nöthig haben, und ſie nehmen mit einer Kleinigkeit vorlieb. Um den ankommenden Reiſenden am Thore nicht aufzuhalten, fragen ſie oftmals, wo er logiren werde, und überbringen ihm dann ordnungsmäßig den viſirten Paß. Wer gäbe da nicht willig für den geleiſteten Dienſt — manchmal für einen ziemlich weiten Weg — einen kleinen Lohn?

Die Zollbeamten muß man ungleich reichlicher bedenken, und zwar dafür, daß ſie nichts, oder doch möglichſt wenig an den Koffern und Kaſten der Reiſenden thun. Auch dieſe größeren Opfer bringt man indeſſen gern, um nur die eingepackten Sachen nicht durchwühlt und in Unordnung gebracht zu ſehn, und nicht lange aufgehalten zu werden. Die Nachſuchungen in unſeren Koffern, wo wir ſie öffnen mußten, geſchahen immer auf eine ſehr leichte, oberflächliche Weiſe; die Sitzkaſten im Wagen wurden nur ein-, höchſtens zweimal geöffnet, und um unſre dicken Nachtſäcke bekümmerte man ſich nie. Ueberhaupt, in dieſer Hinſicht vorzüglich, auf Italien zu ſchelten, iſt ganz ungerecht. Man hat den nämlichen Trödel in den deutſch-öſterreichiſchen Staaten, und zwar oft auf eine viel bettelhaftere Weiſe. In Preußen kommt dergleichen jetzt nicht mehr vor; und man darf es kaum wagen, den

jetzigen preußischen Steuerbeamten ein Geldgeschenk geben zu wollen; allein ich erinnere mich sehr gut noch der Zeiten, wo man auch dort fast von Stadt zu Stadt derartige Reise-Unterhaltungen hatte. —

Herr Nicolai berichtet an mehreren Stellen seines Buches, man habe ihm an den Thoren der Städte entgegen geschrieen und gebrüllt: „i passaporti!", um ihn zum Vorzeigen der Pässe aufzufodern. Hienach hätten jene Officianten sich sehr grober und pöbelhafter Unschicklichkeiten schuldig gemacht. Nach meinen Erfahrungen indessen kann ich hieran nicht glauben, sondern ich muß annehmen, daß Hr. Nicolai entweder es durch sein Benehmen selbst verschuldete, angeschrieen und angebrüllt zu werden, oder daß er sich dieser groben Worte nur hyperbolisch bedient, pour rendre la chose plus touchante. — Ich wäre ein Lügner und Verleumder, wenn ich sagen wollte, daß man mir jemals schreiend, oder gar brüllend einen Paß abgefodert habe. Ja ich kann versichern, daß es nie in einem barschen, gebieterischen, sondern immer in einem ruhigen, meistentheils höflichen Tone geschah. Oft ging der ganze Akt sogar fast ganz schweigend vorüber, weil der Postillon gewöhnlich unaufgefodert die Pferde anhielt, und ich sogleich von selbst dem herantretenden Officianten unsre

Päſſe hinreichte. — So habe ich auf der ganzen Reiſe nicht ein einziges Mal einen unangenehmen Wortwechſel oder gar Zank mit einem Paß- oder Zoll-Beamten gehabt, indem ich mich ruhig in die Landesgeſetze fügte, und ohne Weigerung und Widerſpruch that, was ich doch einmal nicht unterlaſſen durfte.

Um indeſſen nichts zu verſchweigen, was den italieniſchen Paß-Officianten von mir zum Vorwurf gemacht werden könnte, theile ich hier noch folgenden kleinen Vorfall mit: Bei der Abreiſe aus einer Stadt im Kirchenſtaate (ich weiß nicht mehr, welcher), wo wir übernachtet hatten, wurde mir, wie gewöhnlich, am Ausgangsthore der Paß abgefodert. Es war ein kühler Morgen; ich hatte mich feſt in meinen Mantel gehüllt; und ehe ich mich wieder herausgewickelt, den Oberrock aufgeknöpft, und den Geldbeutel aus der Taſche gezogen und geöffnet hatte, um das gewöhnliche kleine Trinkgeld zu ſteuern, waren mir ſchon die Päſſe, ungewöhnlich ſchnell, zurückgegeben, und der Wagen rollte ſogleich zum Thore hinaus. Eben denkend, daß es hier einmal auch ohne Mahnung an eine Zahlung abgehe, hörten wir hinter uns ein paar unverſtändliche Worte — vielleicht Scheltworte oder Flüche — und dann war es, als flöge ein Stein hin

ten gegen unſern Wagen! War dies wirklich der Fall geweſen: ſo wäre uns in Italien hiemit eine Huldigung gebracht, wie ſie John Bull in London nicht ſelten einem unbeliebten Parlamentsgliede oder Miniſter bringt. Allein, wie geſagt, es war uns ſo, als ob ein Stein unſerm Wagen nachgeworfen würde; allein feſt behaupten kann ich es nicht. —

Mag man aber auch übertrieben oft ſeinen Paß in Italien vorzeigen müſſen: ſo iſt die Mühe und Unbequemlichkeit, die dies dem Reiſenden verurſacht, wenn man ſich ihr ruhig unterzieht, eine ſehr unbedeutende; und auf der andern Seite iſt ſehr zu rühmen, daß man in der Regel bald abgefertigt wird. Nur in Trient wurden wir etwa eine Stunde aufgehalten, weil es eben Sonntag Nachmittag, das Geſchäftslokal geſchloſſen, und der Officiant, der in ſeinem Hauſe aufgeſucht werden mußte, gerade ausgegangen war. In Verona, wo wir Abends ſpät angekommen waren, erhielten wir am Morgen auch etwa eine Stunde ſpäter die Päſſe zurück, als ſie uns der Cameriére verheißen hatte. An dem neapolitaniſchen Grenzpoſten harreten wir auch im Wagen lange auf die Rückgabe der Päſſe. Hinterher erfuhren wir, daß die beiden alten Officianten, die dort zu Gericht ſaßen, ſich entſetzlich

mit Dechiffrirung unſrer deutſchen Vor- und Zu- und Heimaths-Namen gequält, und endlich einen Venetianer, der etwas deutſch verſtand, hatten zu Hülfe rufen laſſen. Ein paar Mal wurde ich ſelbſt höflich erſucht, den Dolmetſcher zu machen. Beſonderes Kopfzerbrechen verurſachte der Paß meiner Reiſegefährtin, welcher von einem ſächſiſchen Patrimonialgerichtshalter ausgefertigt war, und die etwas weitläuftige Notiz enthielt, daß die Inhaberin des Paſſes, Frl. von MM., die Schweſter des Herrn von MM., Erb-, Lehn- und Gerichts-Herrn auf ** bei **, ſey. Sie kam daher auf den guten Gedanken, daß es wohl rathſam wäre, den deutſchen Paſſen immer eine vollſtändige, italieniſche Ueberſetzung beizufügen. Ich möchte dies wohl künftigen Reiſenden rathen, wenigſtens wenn der Paß außer den nothwendigſten Beſtimmungen noch etwas Beſonderes enthält. Perſonen- und Orts-Namen ſollten jedenfalls nicht mit deutſchen (wohl gar in Fractursſchrift), ſondern mit lateiniſchen Buchſtaben geſchrieben ſeyn.

Ganz beſonders iſt es aber in Italien zu rühmen, daß in der Regel von dem Reiſenden gar nicht verlangt wird, ſich perſönlich vor den Polizeibehörden zu ſtellen. Selbſt in Florenz, Rom und Neapel kann man Alles durch einen Lohn-

bedienten abmachen laſſen. Wie anders iſt das in Wien und Paris! Was für ſchlimme Erfahrungen habe ich in dieſer Beziehung zu Wien im Jahre 1813 gemacht! Im Jahre 1829 lief es luſtiger ab. Da mußte ich auch perſönlich vor der Polizeibehörde erſcheinen. Als mir der Paß zur Rückreiſe viſirt werden ſollte, und ich ſagte, daß ich über Linz und Inſpruck nach Bregenz reiſen wolle, verlangte der Officiant, der ganz ſtattlich, und keineswegs wie einer der unterſten Officianten ausſah, ich ſolle ihm einen Ort im Auslande nennen, nach welchem ich von Bregenz reiſen würde. Ich nannte alſo, weil ich Gais beſuchen wollte, Appenzell. In einem Tone, als wenn ich etwas Dummes geſagt hätte, wiederholte der ſtattliche Herr, daß ich einen Ort des Auslandes angeben ſolle. Auf meine Erwiederung, daß Appenzell ja im Auslande liege, entgegnete er ziemlich barſch, das ſey nicht wahr — Appenzell ſey ein öſterreichiſcher Ort. Meine Gegenverſicherung, daß es bisher immer in der Schweiz gelegen habe, bekehrte ihn von ſeinem geographiſchen Irrthume nicht, ſondern ſchien ihn nur ernſtlich unwillig zu machen. Der Wienerſche Freund, der mich begleitet hatte, zupfte mich alſo am Rocke, und ziſchelte mir zu, ich möchte doch einen andern Ort nennen. Um nicht in einen immer ernſthafte-

ren geographiſchen Krieg zu gerathen, nannte ich alſo einen andern Ort in der Schweiz; und mein Begleiter war ſo gefällig, dann das Uebrige, ſtatt meiner, zu beſorgen, damit ich mit meinem geographiſchen Widerſacher nicht weiter zuſammen ſtieße. In Paris habe ich zwei halbe Tage mit Hin- und herfahren von einer Behörde zur andern verloren, und in dem Büreau des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten mußte ich zehn Francs (einen halben Napoleon d'or) für das Viſiren eines Paſſes bezahlen.

Ginge ich darauf aus, von meiner Reiſe nach Italien und zurück Gelegenheit zu nehmen, Beſchwerden in Bezug auf Paßangelegenheiten auszuſprechen: ſo könnten ſie nur gegen deutſche Angeſtellte gerichtet ſeyn, indem ich mich beklagen könnte, einmal durch Fahrläſſigkeit einen ganzen Tag aufgehalten, und ein anderes Mal höchſt ungefällig und unhöflich behandelt worden zu ſeyn. Doch ich will Niemandem Verdruß machen durch öffentliche Denunciation, und hier nur angedeutet haben, daß Beamte auch der beſtregierten Staaten ſich mitunter Ungehörigkeiten gegen die Reiſenden ſchuldig machen, wie ich, nach meinen Erfahrungen, den verſchrienen Italienern durchaus nicht nachſagen kann. Und aus allem Obigen, glaube ich, ergiebt ſich,

daß Herrn Nicolai's immer wiederkehrende Klagen über die Noth mit den Pässen in Italien auf ein höchst übertriebenes, zum Theil lächerliches, zum Theil ungerechtes Geschrei hinauslaufen, und daß kein verständiger Reisender sich vor dem Anschreien und Anbrüllen an den Stadtthoren Italiens zu fürchten hat.

## VI.

Ehe ich von Italien weiter spreche, muß ich noch einen Rückblick auf Deutschland thun.

Es umwehte uns oft ein kalter Wind. Mehrmals fiel noch Schnee, und mitunter wurde er fast in ganz horizontaler Richtung um uns her geweht. Die Rauhheit des Clima's von München that sich auch uns nur zu sehr kund. Ein eisiger Wind wehte am Nachmittag des 28sten März durch die Straßen, und am Morgen des 29sten waren Dächer und Straßen mit Schnee bedeckt. Je weiter wir uns von München entfernten, desto winterlicher war es um uns her. — Während unsers Nachtquartiers in Benediktbeuern war zwar Thauwetter eingefallen, doch fanden wir weiterhin immer tie-

fern Schnee. Der alte lag noch ellenhoch in den aufsteigenden Gegenden; und da noch neuer hinzugekommen war, fanden wir viele Menschen mit Wegschaufeln beschäftigt. Wir mußten in dem Dorfe Kochel, eines Berges wegen, Vorspann nehmen, aber ihn eine Meile weiter behalten, wegen des Schnee's. Er ruhte in schweren Massen auf den Dächern der Dörfer und den gesenkten Zweigen der Tannen. Ein paar Stationen fuhren wir durch ganz winterliche Landschaften hin. Sehr leid that es mir, den großen Wallersee noch mit Eis und Schnee bedeckt, und ihn mit seinen Umgebungen nicht im schönen Frühlingsschmucke zu sehn. — Als die Sonne sich aus dem Kampfe mit dickem Nebel hervorgearbeitet hatte, wurde die Luft angenehm erwärmt; wir sahen immer höhere und malerischere Bergformen. Als der Weg sich endlich nach dem Innthale hinabsenkte, nahm der Schnee am Wege immer mehr ab; doch ehe er noch neben uns verschwand, wurden wir schon von fröhlichem Finkenschlag begrüßt. — Den hohen, steilen Zirlberg mußten wir mit zwei Hemmschuhen hinabfahren, weil einer nicht hinreichte, den Wagen gehörig aufzuhalten. Ehe wir es uns versahen, wurden wir durch den Anblick von blühender Haide und Leberblume (hepatica, rothe und blaue) überrascht.

Im Innthale ſelbſt war keine Spur mehr von Schnee vorhanden. Nur die fernen, höheren Berge ſchauten mit weißen Häuptern noch auf uns herab.

Im Jahre 1829 hatte ich zu Inſpruck in einem Gaſthofe logirt, deſſen hintere Seite eine ſchöne Ausſicht nach einem Theile der nahen Gebirgswelt gewährte. Diesmal hatte uns der Poſtillon in einen weniger angenehmen gebracht. Wir ergaben uns darein, und waren ſchon dadurch vergnügt, daß wir unſre beiden Päſſe hatten abgeben können, und dem Verdruß entgangen waren, hier durch einen fehlenden Paß aufgehalten zu werden. — Dem nahen Hochgebirge zu Ehren, ließen wir uns mit Gemſenbraten bewirthen, der uns freilich ſchlecht ſchmeckte; allein man titulirte mich dabei „Herr Excellenz": und ſo glich ſich dann Eins mit dem Andern aus, und ich wurde weder gaumen-launiſch noch hochmüthig.

Von dem Innthale wieder aufwärts, nach dem Brenner hinan, bekamen wir auf der erſten und der dritten Station ein drittes Pferd vor den Wagen, wogegen auch, wegen des aufſteigenden Weges, nichts zu ſagen war. Gleich in der erſten Stunde nach unſrer Abreiſe von Inſpruck holten wir mehrere Leute ein, die zum Theil mit ſchwerer Bürde deſſelben Weges bergauf zogen. Ein kleiner

Wagen, mit frischem Brodt aus Inspruck beladen, das weiterhin in Dörfern oder zerstreuten Hütten verkauft werden sollte, war mit einem Esel bespannt; da für diesen aber — ziemlich lange und steil bergan — die Aufgabe zu schwierig war: so hatten sich seine Besitzer: auf der rechten Seite der ärmlich gekleidete Mann, und auf der linken Seite die ärmlich gekleidete Frau, förmlich, wie Zugthiere, mit vorgespannt, und halfen dem Esel sehr treulich mit ziehen. Sie mußten öfter anhalten, um frische Kräfte zu sammeln. Es war ein trauriger Anblick: diese mühselige Gleichstellung von Menschen und Thier, besonders wenn man bedachte, daß der ganze Kram auf dem Wagen wohl nur wenige Gulden werth war, an denen in anderthalb bis zwei Tagen nur ein geringer Gewinn gemacht werden konnte, zur Ernährung von Mann und Frau und Esel. — Erfreulich dabei erschien mir nur der verständige und mitleidige Sinn, mit welchem die beiden Leute es sich blutsauer werden ließen, um ihren Esel zu schonen. Ein Verfahren, das menschlich gut und klug zugleich war, indem das nützliche Thier dadurch länger bei Kräften und brauchbar erhalten werden konnte. Gar oft habe ich an dieses Dreigespann späterhin in Italien gedacht, wenn ich dort die armen, schwer beladenen, zum Theil sehr

elenden Esel auf das Unbarmherzigste mißhandeln sah.

Wenderen wir von den armen Wanderern, welche mit uns die nämliche, bald rechts, bald links aufsteigende Straße zogen, unsre Blicke ab, und ließen sie vor- und rückwärts und nach beiden Seiten umherschweifen: so sahen wir nahe und fern eine herrliche Gebirgswelt, in sehr großartigen Massen, und auf den Scheiteln der Berge mit einem glänzenden Winterkleide geschmückt, wogegen unbedeckte Felsen und Bäume um so kräftiger ihre eigenthümlichen Farben und Formen zur Schau trugen. Noch in den Vorbergen zu den Alpen war es, als ob wir diese selbst schon unweit des Innthals erreicht hätten. — Ich hatte im Jahre 1829, bei einem Seitenflug von Inspruck nach dem Wasserfalle des Stuwey-Thales, einen großen Theil des Weges zum Brenner hinauf noch in seinem sommerlichen Schmucke gesehen: es war mir also ganz erfreulich, ihn nun auch, ob es gleich schon der letzte Tag des Märzmonats war, noch in halb winterlicher Tracht kennen zu lernen. Wie kolossale Wedgwood-Arbeiten nahmen die weißen Berge sich gegen den blauen Himmel aus; und auf manchen Stellen, wo die Frühlingssonne an den Schneedecken auf hohen Felsenkuppen schon ihre schmelzende

Kraft auszuüben begonnen, nächtliche Kälte aber den feuchten Schnee in glattes Eis verwandelt hatte, war es, als wären glänzende Helme von blankpolirtem Silber auf die Häupter der Gebirgsriesen gesetzt. So genossen wir, auf meilenlanger Fahrt, dies- und jenseits des Brenners, aus unserm Wagen aufs Bequemste den Anblick von Schneebergen, den man in späterer Jahreszeit und nach weniger schneereichen Wintern, sonst auf ungleich beschwerlicheren Wegen in der Schweiz und in Tirol aufsuchen muß. Vor und hinter der Brennerhöhe war der Weg durch drei Lawinen geschaufelt, die vor acht und vierzehn Tagen links vom Gebirge herabgerollt waren und mit einem Theile ihrer Massen in ziemlicher Breite die Chaussee viele Fuß hoch bedeckt hatten.

# VII.

Zwiſchen 11 und 12 Uhr erreichten wir auf der Höhe des Brenners das Poſthaus. Wohl hätten wir hier, auf der Scheidelinie des nördlichen, deutſchen, und des ſüdlichen, welſchen Waſſergebiets, ein Stündchen verweilen, und uns zu einem warmen Mittageſſen an den Tiſch des gaſtlichen Hauſes hinſetzen mögen; allein wir wünſchten, an dieſem Tage noch Botzen zu erreichen, und erwiederten die freundliche Einladung der Frau Poſthalterin, die raſch zur Hausthür herausgeſprungen kam, nur mit der Bitte um baldigſtes Vorſpannen friſcher Pferde. Selbſt ihre Frage, ob uns nicht gefällig ſey, etwas Backwerk zu genießen, lehnten wir höflich ab, da unſer Proviantkaſten noch Vorrath von kalter Küche, Wein und Backwerk enthielt. Raſch drehte die dienſtfertige Frau ſich nach unſrer Antwort in der Thür um, und war unſeren Blicken verſchwunden, ſo daß wir ohne Bedenken ein wenig lachen konnten, wie wir es ſchon auf vielen Stationen gethan hatten, weil in der Regel eine freundliche, manchmal eine recht hübſche, Poſthalterin, ſobald unſer Wagen ſtill hielt, zum Poſthauſe heraustrat, und uns an ihren Speiſe- oder Kaffe-Tiſch zu locken ſuchte. Ich mußte dabei im-

mer an die hungrigen Spinnen denken, die, ſobald eine Fliege ihr Gewebe berührt, aus ihrem Winkel hervorſchießen, um wenigſtens zu recognoſciren, was für Beute zu machen ſeyn möchte. — Mit einigen dankenden Worten und der Erklärung, daß wir Eile hätten, und ſogleich weiter zu fahren wünſchten, war der Sturm immer zurückgeſchlagen, was uns manchmal faſt leid that, wenn die höfliche Frau, trotz unſrer Zurückweiſung ihrer Einladung, in der Hausthür ſtehn blieb, und auch noch andere freundliche Worte an uns richtete.

Die Dame auf dem Brenner verſtand es aber beſſer, ihr Ziel zu erreichen. Ehe wir es uns verſahen, war ſie wieder da; und ohne ſich daran zu kehren, daß wir ihre Anbietungen höflich zurückgewieſen hatten, ſchob ſie einen Teller mit friſchem Kuchen vor uns hin, ſo daß nichts übrig blieb, als ihn lachend zu bezahlen, und ſich den Magen daran faſt zu verderben. Nun, ſie hatte ihn, in gutem Vertrauen auf den Appetit der Reiſenden gebacken: um ſie nicht gar zu bitter zu täuſchen, mußte ihr alſo, ohne weitere Widerrede, gewillfahrtet werden.

Uebrigens habe ich auch dieſe kleine Epiſode blos Herrn Nicolai zu Ehren eingeſchoben, denn abermals dringt ſich mir hier die Bemerkung auf, daß Hr. Nicolai, wenn er dieſe unbedeutende Er-

fahrung in Italien gemacht hätte, gewaltig auf die geldgierige Zudringlichkeit der Italienerinnen geschol-ten haben würde. — In Italien ist mir dergleichen nirgends vorgekommen; wohl aber boten uns späterhin in Frankreich mehrmals die Posthalte-rinnen Speise und Trank an, ohne daß wir danach gefragt hatten; ja eines Nachmittags suchte man uns, unter der Vorspiegelung, daß eine Reparatur an unserm Wagen dringend nöthig sey, ins Haus zu complimentiren, um da zu übernachten. Wir kehrten uns aber nicht an die speculative Warnung, und legten noch acht Post-Stationen zurück, ehe wir einem prellerischen Schmidt zu Paris in die Hände fallen mußten.

Daß wir uns auf der Südseite der Alpen-kette befänden, und an der Eisach hinab dem wär-meren Italien entgegenführen, gab sich uns beson-ders von Sterzing aus kund, wo der Weg nach und nach immer staubiger wurde. Bei Briren er-freuten uns die ersten grünenden Felder. Doch ver-mißte ich in Kolman, wo wir übernachten mußten, weil wir die folgende Station, Botzen, nicht er-reichen konnten, ungern in meinem Zimmer einen Ofen. — Erst auf der letzten Station gelangten wir aus den langen Verzweigungen der Alpen in eine freie Ebene.

Wir brachen am andern Morgen ſchon um 4 Uhr von Kolman auf. Vor Botzen erblickten wir die erſte grünende Trauerweide und den erſten blühenden Mandelbaum; hinter Botzen deren immer mehrere. Immer auffallender that es ſich kund, daß wir aus einer nördlicheren, kälteren Zone, nach Ueberſteigung der Alpen, in eine ſüdlichere, wärmere gelangt waren. Wir fuhren mit jeder Station in einen immer erfreulicheren Frühling hinein. Es fing nirgends ſchon Staub an uns zu beläſtigen. Nur die hohen, entfernteren Berge ſchauten noch mit beſchneiten Häuptern auf die Frühlingslandſchaft herab. Der Weg war, wie faſt auf unſrer ganzen Reiſe durch Italien, vortrefflich. Wir legten an dieſem Tage bis Verona, wo wir Abends 10 Uhr im Gaſthofe due torri abſtiegen, ſechsundzwanzig und eine halbe Poſtmeile zurück. Etwa um die Mittagsſtunde waren wir an den Grenzſtein des erſehnten Italiens gelangt. Freudig begrüßte ich ihn, ob es gleich — ein wenig ominös — der erſte April war. Indeſſen mochte ich deshalb nicht fürchten, in den April geſchickt zu ſeyn; und ſo fuhr ich, getroſten Muthes, in das Land meiner alten Sehnſucht hinein.

# VIII.

Wir fanden zu Verona in dem großen und schönen Gasthofe gute Zimmer und gute Bewirthung, doch that sich schon hier in den schlechten Schlössern unsrer Zimmer die italienische Unordnung kund. Auch mein Bette war echt italienisch. Es hatte sechs und einen halben Fuß Breite. Als ich es etwas erwärmt haben wollte, wurde mir ein **Monaco** (Mönch) versprochen; und bald darauf setzte der Cameriére ein etwa zwei Fuß langes und etwas über einen Fuß hohes und breites Gestell mit einem Kohlenbecken hinein, breitete die Decke darüber, und erwärmte so fast das ganze Lager auf eine gleichmäßige, angenehme Weise. — Und hier endlich wurde mir ein spaßhaftes Anekdötchen, das ich einmal in den neunziger Jahren erzählen hörte, vollständig erklärt. Eine deutsche Gräfin nämlich (die wahrscheinlich auch in Italien gewesen war und dann in der Heimath jene Art von Bettwärmern eingeführt hatte) bekam eine neue Kammerjungfer, und befahl ihr nach dem Abendessen, Alles im Schlafzimmer zurecht zu machen, und in ihr (der Gräfin) Bette, um es etwas zu erwärmen, den Mönch zu thun. Die Kammerjungfer ging hinweg, um zu thun, was ihr befohlen war. Un-

glücklicherweiſe war am nämlichen Abend aber ein armer Bettelmönch bei kaltem, rauhem Wetter des Weges gekommen, und aus frommer Barmherzigkeit im Schloſſe geſpeiſt und getränkt, und ihm dann auch ein kleines Schlafzimmer zum Uebernachten angewieſen worden. Und kaum, daß er ſich zur Ruhe gelegt, wurde er von dem Zöfchen (das von keinem andern Mönch etwas wußte) ſchüchtern aus ſeinem Bette in das der Frau Gräfin complimentirt. Und als nach einem halben Stündchen befohlen wurde, mit dem Mönch nun auch das Bette des Grafen zu erwärmen, mußte der arme Pilger zum dritten Male in ein kaltes Bette wandern. Dann auch noch in das Bette der gräflichen Tochter! Und erſt, als das gräfliche Ehepaar ſich niederlegen wollte, und der Kammerjungfer geſagt wurde, ſie könne ſich nun auch ihr eignes Bette mit dem Mönche erwärmen und ihn darin behalten, bis ſie ſich ſchlafen lege, und dieſe, halb jungfräulich beſchämt, halb mitleidig gegen den armen Mönch, beſcheiden hiegegen proteſtirte, löſte ſich das Mißverſtändniß, und gab noch lange Stoff zu Lachen und Scherz. — Ich hatte vor mehr als vierzig Jahren, als ich dieſe Schnurre erzählen hörte, ebenfalls gelacht, und ſie hier und da auch wieder erzählt, ohne eigentlich daran zu glauben,

weil ich nie von einer Maschine zum Erwärmen des Bettes gehört hatte, welche Mönch genannt würde. Nach Verona hatte mich nur verlangt, um endlich auf klassischem Grund und Boden von Angesicht zu Angesicht ein römisches Amphitheater kennen zu lernen. Höchst lächerlich war es mir nun, daß ich, statt dessen, noch in später Abendstunde den lange für fabelhaft gehaltenen Bettwärmer, Mönch genannt, kennen lernte, und daß ich, um zu dieser Kenntniß zu gelangen, erst noch in meinem siebzigsten Jahre hatte die schneeigen Alpen übersteigen und am ersten April in Verona nach einem erwärmten Bette verlangen müssen. — In jedem der folgenden Nachtquartiere bis Rom erhielt ich, wenn ich danach verlangte, einen solchen Mönch, der mir — ehrlich gesagt — lieber war, als alle seine Namensvettern, die ich in Rom auf den Straßen wandeln sah.

Nur in einem Lande, wo die Wege so gut sind und so rasch mit Extrapostpferden gefahren wird, wie in Italien, war es möglich, bei der Kürze der Zeit, die wir bis Rom zu verwenden hatten, noch für einen Seitenflug nach Venedig ein paar Tage zu erübrigen. Gleich der erste Reisetag in Italien hatte mich überzeugt, daß diese Aufgabe zu lösen sey. Wir wagten sie also, und sie gelang.

Ja in Florenz ergab es ſich, daß wir noch einen Tag mehr für Venedig hätten aufopfern, und doch noch, bei fortgeſetzter Reiſe mit Poſtpferden, Rom am zehnten April hätten erreichen können.

Ob wir gleich erſt um 8 Uhr Morgens Verona verlaſſen konnten, gelangten wir doch Abends etwa um 7 Uhr nach Meſtre, wo wir in dem Gaſthofe zur Campana den Wagen mit dem größten Theil unſers Reiſegepäcks zurück ließen, und uns dann in eine Regierungs-Barke ſetzten, und bei ruhiger See und hochſtehendem, hellem Monde nach Venedig hinüber rudern ließen. — Das war mir eine der liebſten Reiſeſtunden! Endlich ſah ich den großen, dunkeln Spiegel des adriatiſchen Meeres! Endlich erblickte ich die alte, wunderbare Inſelſtadt! Wir fuhren ein großes Stück in den großen Kanal hinein, dann im Zickzack durch mehrere Seitenkanäle bis zu dem Hôtel de l'Europe, wo wir gute Zimmer und gutes Abendeſſen fanden.

Den nächſten Morgen war es in meinem Zimmer, ohne Ofen und Kamin, unangenehm kühl. Ich ſetzte mich mit meinem Frühſtück an das offne Balcon-Fenſter eines nahen Saals, ließ mich da von der warmen Sonne beſcheinen, und freute mich der großen, blauen Waſſerfläche, zu welcher aus

unſerm Hôtel von der Vorderſeite eine breite Treppe von einigen Stufen hinabführte, um Waſſerfahrten gleich vom Hauſe aus machen zu können. Die Seite rechts dagegen grenzte an eine ſchmale Straße, von welcher man einen unbeträchtlichen Weg bis zum Marcusplatze zu machen hatte.

Wir benutzten unſre Zeit ſo gut als möglich, um wenigſtens einen Ueberblick von Venedig zu bekommen. Ein ſogenannter Cicerone — ein dienſtfertiger, leidlich unterrichteter junger Mann — Staberl genannt, beſtieg mit uns eine Gondel, führte uns durch eine Menge von Kanälen, ließ uns bei mehreren Kirchen, bei der Akademie di belle arti, bei der Rialto-Brücke ausſteigen, den großen Kanal ganz hinausfahren, wo wir hinter dem Meerbuſen den ſchönen Anblick der auslaufenden Tiroler Gebirgskette, auf den Höhen noch mit Schnee bedeckt, vergnügten Herzens genoſſen. Ich bekam eine Menge flüchtiger Notizen in meine Schreibtafel, auch über verödete Paläſte, an denen wir vorüber fuhren. In der Kunſtakademie intereſſirten mich beſonders die Gipsabgüſſe der Elginſchen Marmor-Räubereien, die „ex munificentia" des letzten Königs von England hieher geſandt waren. Auf die Gegenſtände in dem einen Saale bereitete uns Herr Staberl durch die Worte vor: „Da iſt altes rö

miſches und griechiſches Zeug." — In einem andern Saale zeigte man uns die Vaſe, welche Canova's rechte Hand aufbewahrt, ſo wie wir in der Franciskanerkirche das große Marmor-Monument über dem Herzen Canova's, und gegenüber den Grabſtein zu Ehren Tizians ſahen. Jede Minute bot uns eine neue Merkwürdigkeit! Bald Freude über fortbeſtehende, bald Trauer über untergehende alte Herrlichkeit! — Eine unangenehme Zugabe war es, daß an jeder Stelle, wo wir landeten, auch ein ſchmutziger Kerl ſeine unverlangten und überflüſſigen Dienſte bei unſerm Ausſteigen aus der Barke aufdrang. —

Nach langer Fahrt ſtiegen wir am Marcusplatze aus, einem der merkwürdigſten Plätze in der Welt, den mit einem „alten, räuchrigen, großen Schloßhofe" zu vergleichen, nur einem Guſtav Nicolai einfallen kann!! Man könnte eine Prämie für Den ausſetzen, der von irgend einem andern Reiſebeſchreiber ein unſinnigeres Urtheil nachwieſe, als dieſes Nicolaiſche iſt. Aber ſchwerlich würde ſie Jemand gewinnen. — Welche alterthümliche, auch wo ſie an's Wunderliche grenzt, dennoch höchſt anziehende, architectoniſche Pracht und Herrlichkeit an dem großen Dogenpalaſte und der reich verzierten Kirche des heiligen Marcus! Und die

übrigen Sehenswürdigkeiten des weiten Platzes mit der Aussicht aufs Meer! Man weiß nicht, wo das erstaunte Auge am längsten verweilen soll!

Was der Dogen-Palast, mit seinen wenigen, aber großartigen Fenstern in der Hauptfronte, für ein kolossales Gebäude ist, das begreift man erst, wenn man durch seinen weiten Hof gegangen, die großen berühmten Treppen auf und abgestiegen, und die alten Prachtsäle mit den vielen zum Theil ungeheuer großen Wandmalereien von Tintoretto und Andern durchwandert ist. An was für historische Merkwürdigkeiten wird man auf den verschiedensten Stellen erinnert! Hier an Großes und Herrliches — dort an Schlimmes, Verwerfliches! Wir sahen — wenn auch nur im Fluge — was von dem Fremden gesehen werden kann, bis zu den verschrieenen Bleikammern hinauf. Nur zu den feuchten, unterirdischen Gefängnissen jenseit der Seufzerbrücke mochten wir nicht geführt seyn. — Nach vollendeter Wanderung, durch den großen Palast, lechzte meine Zunge vor Durst, und ein großes Labsal war mir daher ein Trunk Wasser aus einem der beiden Brunnen des Hofes, ehe wir die anstoßende Kirche des heiligen Marcus besuchten. Trotz der Nähe des Meeres, war das Wasser vortrefflich.

Was haben frommer Eifer und reiche Prachtliebe in dem halbdüſtern Innern, wie an dem Aeußern dieſer alt-ehrwürdigen Kirche an Marmorſäulen der verſchiedenſten Art und an Bilderſchmuck zuſammengehäuft! Die Bilder nicht allein, ſondern auch der Goldgrund, der die Geſtalten derſelben umgiebt, aus unzähligen Moſaikſteinchen zuſammengeſetzt. Alles, wie für die Ewigkeit gemacht; mit Ausnahme des kunſtreichen Fußbodens, dem die ſolide Grundlage der Umfaſſungs-Mauern und Pfeiler fehlt, und der daher vielfach ſich geſenkt hat und dadurch zum Theil ſehr zerbröckelt iſt. Uebrigens, wie faſt überall in dieſer merkwürdigen Stadt, ſo ganz vorzüglich in dieſer Kirche und dem anſtoßenden Palaſte, dringt es dem Auge des Beſchauers ſich auf eine ergreifende Weiſe auf, daß Venedig lange Reihen von Jahren ſah, in denen es ſtolz auf Macht und Reichthum war. Das ſchimmert noch aus jeder Falte ſeines alterthümlich-koſtbaren Gewandes hervor, während aus tauſend düſtern Winkeln ein trauriges: „Sic transit gloria mundi!" hervor zu ſeufzen ſcheint. Doch ich will nicht wiederholen, was ſchon ſo oft geſagt iſt. Nur das kann ich nicht unterlaſſen, noch hinzuzufügen, daß es höchſt übertrieben iſt, Venedig eine große, wüſte, ſchmutzige Ruine, ein Gewinde ſtinkender

Kloaken zu nennen, wie Hr. Nicolai thut. Es ist Unsinn, von einer Stadt, in der noch über 100,000 Menschen leben sollen, von denen doch viele gewiß sich sehr wohl befinden, zu sagen, daß sie eine Ruine sey. Ist sie an Macht und Reichthum auch nur noch ein Schatten von Dem, was sie in den Tagen ihres außerordentlichen Glanzes war: so pulsirt doch noch ein zu reges Leben in ihr, als daß sie einem Leichnam zu vergleichen wäre. — Daß fast Alles in Italien, nach Nicolais Beschreibung, stinkt, liegt mehr an seiner Feder, als an Italien. —

Wir machten den Rückweg nach unserm Gasthofe zu Fuß, erst an den eleganten Luxus-Läden im Bereich des Marcusplatzes hin, dann in engeren Straßen zwischen dem Handelsverkehr gewöhnlicher Lebensbedürfnisse. Da uns die Erinnrung an die beschneiten Berghöhen im Norden der Meeresbucht noch frisch in der Seele war, und da wir auch nicht vergessen hatten, durch was für winterliche lange Wegesstrecken wir noch vor zwei bis vier Tagen gereist waren: so machte der reich besetzte Blumen- und Gemüse-Markt, den wir hier sahen, einen höchst angenehmen Eindruck auf uns. Auf der Rialto-Brücke hatte ich, obgleich ein Fremder, für zwölf schöne, gefüllte Hyacinthen nicht mehr als

zwei Kreuzer zu bezahlen gebraucht. Hier nun vollends war großer Ueberfluß an bunten, duftenden Kindern des Frühlings. Und für die Küche gab es, obgleich die ſpäte Mittagsſtunde ſchon da war, noch große Vorräthe ſehr verſchiedener Gemüſearten, die denen in Mittel- und Nord-Deutſchland zum Theil um zwei Monate vorausgeeilt waren: nicht allein Spargel und Mohrrüben, ſondern auch blauen und gelblichen Blumenkohl, große Bohnen, und viele andere, mir bekannte und unbekannte Sachen mehr aus dem Bereiche der Küchenbotanik. Auch mancherlei trockne, offen liegende, und eingemachte, in Gläſern aufbewahrte Früchte — zum Beiſpiel Oliven — gaben Zeugniß von dem wärmeren Klima des nahen Ober-Italiens. Schon hier ſtellte es ſich alſo heraus, welch' thörichtes, gehaltloſes Geſchwätz es iſt, wenn Hr. Nicolai behauptet, daß das Klima Italiens nicht beſſer, als das von Deutſchland ſey.

Als im Gaſthofe unſer Cicerone mit vorſchriftsmäßigen zwei Gulden abgelohnt und zufrieden geſtellt war, fragte ich ihn (den gebornen Venetianer) wie er zu dem dramatiſch-fabelhaften, deutſchen Namen Staberl komme? Zerſtreut durch etwas Anderes, hörte ich aber nach ſeiner Antwort nur mit halber Aufmerkſamkeit hin. Ich erinnre mich

daher nur, daß er eigentlich Riedt heißt, und daß ſein Vater (ein geborner Wiener, oder doch einige Zeit in Wien geweſen) viel freundſchaftlichen Verkehr — ich weiß nicht ob mit einem wirklichen Staberl, oder nur einem Schauſpieler, der die Rolle des Paraplümachers ſpielte, gehabt, und von ſeinen Freunden deshalb Staberl genannt worden ſey. Da der Sohn nun auch Deutſch ſpricht, und der Name Staberl ſeit Jahren wohl allen Deutſchen, die nach Venedig kommen, bekannt iſt: ſo eignete auch er ſich dieſen Beinamen als ein Erbgut vom Vater an, wahrſcheinlich um dadurch die Aufmerkſamkeit der reiſenden Deutſchen auf ſich zu lenken, und ſeinen Kollegen mit italieniſchen Namen den Rang abzulaufen. Ich kann ihm nachſagen, daß er ein dienſtfertiger, höflicher Menſch iſt, wenn ich ihm auch nicht nachrühmen kann, daß er die Kenntniſſe eines recht tüchtigen Cicerone habe. Doch die meiſten ſeiner Kollegen werden auch wohl nicht mehr wiſſen, als dieſer Herr Riedt-Staberl.

# IX.

Nachdem wir an der table d'hôte, in Gesellschaft mehrerer Fremden, ziemlich spät, doch gut, zu Mittag gegessen, begaben wir uns gegen acht Uhr nochmals auf den Fußweg nach dem Marcusplatze. Wir sahen noch lebhaften Kleinhandels-Verkehr. Eine ununterbrochene, lebhafte Thätigkeit sahen wir besonders in dem offnen Laden eines Federviehhändlers, wo drei Mannspersonen mit rastlosem Eifer einander in die Hände arbeiteten, nicht sowohl um noch die heutige Nachfrage zu befriedigen, als vielmehr für den folgenden Tag Vorrath zum Verkauf zu bereiten. In großer Menge waren Hühner und Hähne, in umgitterten Gefängnissen dicht zusammengedrängt, alle zum nahen Tode verurtheilt ohne Gnade und Barmherzigkeit. Ein Delinquent nach dem andern wurde von dem blutgierigen Scharfrichter ergriffen, abgeschlachtet, und nach vollendeter Verblutung zum Abbrühen hingeworfen. Sein Kollege — als wenn er ein Gesetz auf Erbschaftsstempel geltend zu machen hätte — rupfte der Leiche dann hastig die Federn aus. Hierauf machte der Anatom sich darüber her, und schnitt den Leichnam auf, um Herz und Leber auszubeu-

ten für beſonderen Verkauf. Und zuletzt, wenn Alles gereinigt, und jedes Todtengebein in herkömmliche, anſtändige Form gebracht war, bekam ein Stück neben dem andern ſeinen Platz auf einem Brett an der Wand hinter dem Verkäufer; und ſo lagen ſchon mehrere lange Reihen von appetitlichen Bratpfannen-Kandidaten als fertige Verkaufwaare da. — Dieſe Gewerbthätigkeit, im offnen Laden, wenigſtens dicht an der Straße, da auf den Straßen ſelbſt in Venedig kein Platz dazu iſt, wies ſchon ſehr auf italieniſche Sitte hin.

Anders ſah es in den hell erleuchteten Luxus-Läden und Kaffeehäuſern aus. Indeſſen konnte man, auch ohne dieſe zu beſuchen, etwas zur Erquickung bekommen, wie zum Beiſpiel überzuckerte Apfelſinenſtücke, die der umherwandelnde Verkäufer mit einem zugeſpitzten Holzſchnittchen aufſpießte und darreichte, ohne daß er ſie mit den Fingern zu berühren brauchte.

Der weite Raum des Marcusplatzes war ziemlich hell vom Monde erleuchtet, wobei die alten Prachtgebäude und die nahe große Waſſerfläche wieder in beſonderem Reiz erſchienen. Als ich aber auch dem Monde ſelbſt einmal in das halb erhellte Antlitz ſehen wollte, mußte ich den Kopf ſo ſtark rückwärts biegen, daß ich faſt den Hut verlor, denn

der Mond ſtand meinem Zenith ungleich näher, als in Deutſchland; und ſchon hieraus hätte ich wieder den Schluß machen können, daß ich der Heimath um ein gutes Stück entrückt ſey.

Wir wendeten einen Theil des nächſten Vormittags abermals zum Beſuch des Marcusplatzes an, vorzüglich um die vielartigen architektoniſchen Eigenthümlichkeiten des Dogenpalaſtes und der anſtoßenden Kirche unſerm Gedächtniß möglichſt tief einzuprägen. Auch von außen iſt die Kirche mit Moſaikbildern auf Goldgrund geſchmückt, die ſelbſt nach Jahrhunderten aus dem Zerſtörungskampfe der Elemente noch viele Spuren ihrer alten Pracht gerettet haben.

Unter dem Eingange zum Hofe des Dogenpalaſtes ſahen wir wieder etwas echt Italieniſches: nemlich zwei in freier Luft etablirte Schreiber, nur wenige Schritte weit von einander getrennt, jeder auf einem alten Stuhle ſitzend, mit einem ſchlechten Tiſchchen vor ſich, auf welchem Papier, Dintenfaß, Federn und Federmeſſer zum augenblicklichen Gebrauch bereit lagen. Der Eine ſaß in langweiliger Hoffnung auf Beſchäftigung, nur dann und wann einen ſeitwärts ſchielenden Blick nach ſeinem glücklicheren Kollegen werfend, der ſich eben zu voller

Thätigkeit anschickte. Bei Diesem standen nemlich zwei Frauenspersonen der gemeineren Klasse: eine ältere und eine jüngere, wahrscheinlich Mutter und Tochter. Es war eine Gruppe, die einen hübschen Stoff zu einem interessanten Genre-Bilde gegeben hätte, wie ich ein ähnliches späterhin in Thorwaldsens Sammlung sah. Die Jüngere, welcher wahrscheinlich der Schatz davon gelaufen war, oder doch sein Ehe-Versprechen nicht halten wollte, stand dem Schreiber am nächsten an der rechten Seite des Tischchens, und, ob sie gleich nur dann und wann ein Paar Worte sprach, war ihr doch anzusehen, daß sie die vorzüglich Betheiligte, und die Alte nur zu ihrem Beistand mitgekommen war. Diesen leistete die Alte dann auch in vollem Maße. Sie stand an der Seite des Tisches dem Schreiber gegenüber, und schwatzte mit geläufiger Zunge auf diesen fast ununterbrochen los. Sie trug ihm wahrscheinlich, in sehr buntem Chaos, den ganzen Liebesroman der Tochter und alle Schelmereien und Tücken des Treulosen vor, und warf eine kräftige Phrase nach der andern, und die Kapitulations- oder Entschädigungs-Vorschläge in eifrig strömender Rede hin, um sie von dem Schreiber zu Papiere bringen zu lassen. Man sah, daß die Aufgabe für Diesen nicht leicht war. Mehr mit Lammes Ge-

duld, als mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit, ſchien er nach dem Geſchwätz der Alten hinzuhören, das er nur dann und wann durch ein Paar, vermuthlich fragende, ruhige Worte unterbrach. Er hatte die Hand mit der Feder dem Papiere ſchon ſehr nahe gebracht, ja er legte ſie mitunter ſchon auf daſſelbe zum Beginnen ſeines Werkes. Allein wenn er eben die Feder zum wirklichen Schreiben anſetzen wollte, fuhr ihm die Alte immer mit neuer, geſteigerter Beredtſamkeit dazwiſchen, ſo daß er den Vorſatz noch nicht ausführen, oder höchſtens ein Paar Worte auf's Papier bringen konnte. Immer hatte die Alte ihm etwas Neues oder noch Kräftigeres zu ſagen, wonach er hinhören ſollte. Zur Abwechſelung, oder auch vielleicht weil er ſah, daß die Aufgabe für ſeine Feder immer ſchwieriger wurde, fing er an, mit dem Meſſer an ihr zu ſchnippeln, um ſie noch mehr zu dem ſchweren Dienſt vorzubereiten. — Wir konnten das Ende nicht abwarten, ſo gern ich auch geſehen hätte, wie viele Zeilen der arme Scribent am Ende als Quinteſſenz des verworrenen Geſchwätzes auf's Papier bringen mochte. —

Das Beobachten dieſer Scene und noch mancher ähnlichen, veranlaßte mich in Neapel einmal, mich mit ſo einem Allerwelt-Secretair näher einzu-

laſſen, worüber ich weiterhin eine nähere Mittheilung machen werde. —

In der Kirche war eben Chorherren-Geſang mit abwechſelndem Zwiſchenſpiel der Orgel zu vernehmen.

Jener Geſang war das gewöhnliche, dem Ohre ſehr unerfreuliche Geplärr; und auch das Orgelſpiel konnte mich nicht erfreuen, ſondern nur in Verwunderung ſetzen. Es waren Tonſätze, die zu nichts weniger, als zu einer gottesdienſtlichen Handlung paßten. Wäre ich mit verbundenen Augen zum Anhören dieſer Melodieen geführt worden: ſo würde ich keineswegs geahnt haben, mich in einer chriſtlichen Kirche — am wenigſten in einer ſo weltberühmten — zu befinden, denn dieſe Muſik klang zum Theil ſo durchaus weltlich, daß ſie eher zu einer Oper, als zum chriſtlichen Kirchendienſt zu gehören ſchien. — Dies ſoll, wie man mir ſpäterhin in Rom ſagte, in Italien nichts Ungewöhnliches ſeyn. — Ueberhaupt bin ich weder in Italien noch in Frankreich ſo glücklich geweſen, in den Kirchen einen muſikaliſchen Genuß zu haben, wie er mir manchmal in proteſtantiſchen Kirchen Deutſchlands, und ganz vorzüglich in der katholiſchen Kirche zu

Dresden, und einmal auch in dem Dome zu Köln, auf das ergreifendſte geworden iſt. — Zu ſehen hatte ich auf dieſer Reiſe in den Kirchen genug, ja manchmal übergenug; doch zu hören deſto weniger. Um ſo ungeſtörter und unzerſtreuter konnte ich mich daher auch in der Marcuskirche zu Venedig dem Anſchauen der künſtleriſchen, doch durch Veraltung ſehr verdüſterten, Ausſchmückung hingeben. — Wir waren durch die Seitenthür am Hofe des Dogenpalaſtes hineingekommen, und gingen, nach längerem Umſchauen, zu der Hauptthür nach der geſchmückten Vorhalle, welche an den Marcusplatz grenzt, wieder hinaus, um uns draußen nochmals an den alterthümlichen Architektur-Verzierungen zu erfreuen. Ich glaubte, für immer Alles feſt in mein Gedächtniß aufgenommen zu haben, doch thut es mir jetzt ſehr leid, mir nicht eine farbige Abbildung, die ich am Fenſter eines Bilderhändlers ſah, gekauft zu haben. Man ſieht zu viel intereſſante Gegenſtände in Italien, als daß nicht — zumal bei einer Reiſe, die nur wenige Monate dauert — ein Bild das andere in unſerm Gedächtniß, wenn auch nicht ganz verdrängen, doch ſehr verwiſchen und nach und nach unklar machen ſollte. — Hierin klüger geworden, verſäumte ich wenigſtens in Rom nicht, mir ein Heft in Kupfer geſtochener Anſichten

aus Rom und ſeinen Umgebungen, für einen billigen Preis zu kaufen. *)

## X.

Obgleich erſt nur ein paar Tagereiſen weit in Italien vorgedrungen, hatte es nicht an Gelegenheiten gefehlt, an Hrn. Nicolai's Jammer- und Anklage-Geſchrei erinnert zu werden. Hätte ich ſein Buch nicht geleſen gehabt: ſo würde ich Manches weit weniger beachtet und nicht mit ſo mißtrauiſchem Blicke angeſehen haben, als es nun der Fall war: namentlich das Bettlerweſen vor den Poſthäuſern während des Wechſelns der Pferde. Der erſte April, an dem wir unſern Einzug in Italien hielten, war ein Sonntag. Das gemeine Volk in Italien, das überhaupt gern auf der Straße verweilt, theils ſeine Arbeit verrichtend,

*) Der Titel lautet: Raccolta di 50 Vedute antiche e moderne della città di Roma e sue vicinanze etc. Es iſt Querquart-Format. Ein beſſer geſtochenes Heft in größerem Format enthielt weniger Blätter, daher mir jenes doch lieber war. Wir fanden ſie bei einem Bilderhändler am ſpaniſchen Platze.

Gleich in der erſten italieniſchen Stadt bekam aber mein unmuthiges Umherſchauen unerwartet einen ſtill beluſtigenden Gegenſtand der Betrachtung. Meine Reiſegefährtin machte mich nämlich auf einen jungen, langbeinigen, mit dem Oberkörper ſchlaff vorwärts gebogenen Kerl aufmerkſam, deſſen ganze verwahrloſte Phyſiognomie, mit gedankenlos ſtarrenden Augen und einem wahren Scheuſal von halb aufgeſperrtem, dicklippigem Munde, eins der ärgſten Karrikaturbilder abgab. Mitten zwiſchen dem unheimlichen, zum Theil widrigen Volk ſah ich jetzt nur nach dieſem tölpelhaften Maulaffen, und ich hatte Mühe, nicht auffallend zu lachen, und dadurch vielleicht die ganze noble Geſellſchaft um unſern Wagen zu beleidigen.

An Bettlern fehlte es gleich auf den erſten Stationen nicht, wenngleich ſie weiterhin in Italien ſich immer zahlreicher und zudringlicher zeigten. Aber wir machten es uns vom Anfang an zur Regel, nur an Blinde, Altersſchwache und zur Arbeit unfähige Verkrüppelte ein Almoſen zu geben. Alles geſunde, männliche und weibliche Geſindel, das nur aus Faulenzerei, vorzüglich an den Kirchthüren, bettelte, alle geſunden Mütter, die ihr Kind auf dem Arm zeigten, um eine Prämie für ihre Volksvermehrung einzufodern, alle kleinen

Taugenichtse, die ihre wohl einstudirte, kläglich tönende Beschwörungsformel am still haltenden Wagen hersagten, oder lange Strecken auf den Chausseen neben dem Wagen bald rechts bald links hintrabten, wurden unerbittlich abgewiesen, oder, wenn das nicht half, gänzlich unbeachtet gelassen, bis sie endlich der unnützen Anstrengung müde wurden, und davon abließen. — Wir blieben dieser Regel auf der ganzen Reise getreu. Anfangs wurde es mir mitunter schwer, dem Gewinsel aus dem Munde eines zerlumpten Kindes zu widerstehen, das vor Hunger zu sterben versicherte, und aufs allerchristlichste beschwor, ihm eine kleine Gabe zu geben; aber bald merkt' ich, daß Alles nur die fast allgemein angenommene Bettelformel war: ich ließ mich also dadurch nicht weiter irre machen. Von den Lumpen, mit denen ihre halb nackten, sonneverbrannten Leiber oft behangen sind, darf man sich, je weiter man südlich kommt, desto weniger irre machen lassen. Von den Lumpen Italiens hat man in Deutschland keine Vorstellung. Vieles, was in Deutschland zur Papiermühle geschickt wird, könnte in Italien noch lange am Leibe hängen und flattern. Auf dem Mercato zu Neapel (einem der Haupt-Marktplätze) sahen wir in langen Reihen auf dem Steinpflaster kleine Haufen über einander

geworfener Hemden- und anderer Fragmente, nach denen bei uns ein Armer kaum in der Verborgenheit eines versteckten Trödlers sich umsehn würde, frei und offen zum Verkauf ausbieten. Was für zerrissene und kläglich geflickte Wäsche sah ich in abgelegenen, doch nicht ganz unbesuchten Straßen zum Trocknen aufgehängt! — Das Bettelkind in Deutschland sieht, in Vergleich mit einem italienischen Bettelkinde, in der Regel halb geputzt aus. In Deutschland werden die Kleidungsstücke der Bettelleute doch größtentheils geflickt, und mit aufgenähten Lappen von Leinwand, Kattun, Flanell oder Tuch ergänzt, wenn sich ein Riß oder ein Loch gebildet hat, so daß ein Weibermantel oder ein Mannsrock manchmal eine Musterkarte der verschiedenfarbigsten Stoffe zeigt, aus welcher der ursprüngliche Grundstoff schwer heraus zu finden ist. Wenn auch nicht immer der Sinn für Anständigkeit, so nöthigt schon die nördlichere Lage von Deutschland zur Ausbesserung der zerrissenen Kleidungsstücke, um den Körper möglichst gegen die Unbill eines rauheren Klima's zu schützen. In dem wärmeren Italien hingegen, wo man sich vor kalter Witterung ungleich weniger zu scheuen hat, läßt man, besonders wenn die etwas kälteren Monate überstanden sind, an der leichten, werthlosen Bekleidung gleichgiltig zerreißen, was nicht zu-

ſammenhalten will, und nimmt ſich ſehr ſelten die Mühe, eine Ausbeſſerung vorzunehmen. Ruhig läßt man lange Fetzen am Hemde herunterflattern, bis ſie vollends abreißen. Ganz nackte Lazzaroni, wie manche Reiſende erzählen, habe ich aber nie am Strande, oder ſonſtwo, liegen ſehen. — Eine luſtige Brut von zehn- bis funfzehnjährigen Gaſſenbuben, die eigentlich nicht zum Bettlertroß zu gehören ſchienen, vertrieben ſich vor meiner Wohnung in Neapel häufig die Zeit mit allerlei Springerkünſten, indem der Erſte, die Hände gegen die Kniee geſtemmt, ſich mit der oberen Hälfte des Körpers faſt in eine horizontale Lage brachte, der Zweite nun von hinten her auf ihn zugelaufen kam, mit ſeinen Händen die Schultern des Erſten als Stütze berührte, und dann über ihn hinwegſprang, um in einer Entfernung von zehn bis zwanzig Schritten ſich eben ſo, wie der Erſte, hinzuſtellen, und ſo einem Dritten zum Springziele zu dienen. So hoppſten ein halbes Dutzend und oft noch mehr ſolcher flinken Burſchen, in immer erneuter Reihenfolge, über einander hinweg, um ſich, ſtatt eine Schule zu beſuchen, oder zu einem Handwerk vorzubereiten, zu ſorgloſen Lazzaroni's auszubilden. Dabei konnte es nicht fehlen, daß der Springende manchmal zu kurz ſprang, und im gewaltſamen

Hinſtreifen über den Gebückten, oder ihn umreißend und mit ihm hinpurzelnd, bald die eignen Hoſen, bald das Hemde oder die Jacke des Gebückten ſchlimm beſchädigte. Faſt kein Tag verging, ohne daß der Eine oder der Andere auf dieſe Weiſe an ſeiner mürben Bekleidung Havarie erlitt. Beſonders der Jacke des größten Bengels wurde ſehr ſchlimm mitgeſpielt, weil das Springen über ihn hinweg am ſchwerſten war. Die Mittelnath auf dem Rücken, nachdem ſie von unten auf den erſten derben Riß erhalten hatte, wurde faſt mit jedem Tage immer höher hinauf eingeriſſen. Nie war am folgenden Tage eine Beſchädigung wieder geflickt; und als ich jene Jacke zum letzten Male ſah, war die Mittelnath kaum noch ein paar Zoll lang unverſehrt, ſo daß die rechte und die linke Hälfte leicht hin und her flatternd, gar nicht mehr zu einander zu gehören ſchienen, und einem entzweiten Ehepaare glichen, von dem jeder Theil ſeiner willkürlichen Neigung folgt, und der völligen Scheidung immer mehr entgegenreift. — Auf dem entfernteſten, ſüdlichen Punkte, den wir erreichten — zu Päſtum — war die Bettelei am ärgſten. — Als wir noch ein paar Stunden weit davon entfernt waren, begegneten uns einige reitende Polizei-Soldaten mit einem Maulthiere, das zu beiden Seiten einen hölzernen

Kaſten trug. Mehrere Landwehrleute, mit Flinten bewaffnet, gingen zur Bedeckung voraus und hinterdrein. Auf mein Befragen, ſagte mir der Lohnbediente, den wir aus Neapel mitgenommen hatten, in dem Kaſten befänden ſich die Steuern, welche von der blutarmen Bevölkerung jener Gegend eingetrieben wären. Daß das dortige Volk ſehr arm ſey, zeigte ſich uns dann auch nur zu ſehr. — So lange wir noch zwiſchen den dortigen Tempelruinen verweilten, und zur Mittagszeit zwiſchen den Säulen des Neptun-Tempels unſre mitgebrachte kalte Küche verzehrten, waren wir unter der Obhut der Leute, die ſich uns als Cuſtoden angeſchloſſen hatten, und da kamen nur einzelne Kinder, die allerlei Geſtein und Stücken alter Töpferarbeit und Münzen zum Verkauf anboten; als wir aber an die Thür des ſchlechten Gaſthofs gekommen und dort zur Abfahrt wieder in unſern Wagen geſtiegen waren, wurde der Zudrang von altem und jungem Bettelvolk ſo arg, daß die Verhandlung wegen Bezahlung der Zeche für den Lohnbedienten faſt nicht zu Stande zu bringen war. Da ein Einheimiſcher, der ſich der Reiſenden gegen das Bettelvolk annimmt, ſonſt in der Regel mit wenigen Worten der Zudringlichkeit ein Ende machen kann: ſo rief ich dem Lohnbedienten in franzöſiſcher Sprache zu, daß er

uns das Volk, das unſern Wagen zu beiden Seiten dicht umringte, vom Halſe ſchaffen ſollte; aber ſeine Antwort war, daß dies auf dieſer Stelle unmöglich ſey; und dann wiederholte er, daß hier die Armuth gar zu groß ſey. Zur Prüfung, ob dies auch wirklich der Fall ſey, hielten wir, nach einiger Geldaustheilung, ein Stück Brodt zum Wagen hinaus, und augenblicklich griffen zehn Hände danach. Wir vertheilten hienach den ganzen Reſt unſrer mitgebrachten Vorräthe; und mit der Gier des Hungers in Blick, Miene und Bettelgeſchrei, ſtürzte Alles hinzu, um etwas zu erſchnappen. Wir wurden alſo überzeugt, daß hier wirkliche Noth eine unglückliche Bevölkerung zum Betteln trieb. — Daß aber durchaus nicht immer wirkliche Noth das Betteln veranlaſſe, wurde mir von wohl unterrichteten Bewohnern Roms und Neapels geſagt; und einmal wurde ich auch durch den Augenſchein recht auffallend hievon überzeugt. — Es war auf unſrer Rückreiſe aus Italien, und, wenn ich nicht ſehr irre, ſogar im Toſcaniſchen, wo das Betteln, im Vergleich mit dem Kirchenſtaat und dem Neapolitaniſchen, eigentlich ſehr mäßig iſt, als wir zur Abendzeit, in einer angenehmen, bergigen Gegend, an einem kleinen, einzeln liegenden Hauſe vorüber fuhren. Ich erblickte durch die offen ſtehende Thür

auf dem Hausflur zwar keinen der Bewohner, wohl aber einen Tisch von etwa vier bis fünf Fuß Breite und Länge, mit einem reinlichen Tischtuche bedeckt, und mehrere Teller, zum bevorstehenden Abendessen, schon darauf gestellt. Es war mir ein erfreulicher Anblick, der auf Ordnung, Reinlichkeit und auf ein genügendes Einkommen zur Ernährung eines kleinen Hausstandes hinwies. Allein kaum hatte ich meine Reisegefährtin hierauf aufmerksam gemacht, als ein Mädchen von etwa sechs Jahren — zwar schlecht, aber doch nicht in Lumpen gekleidet — aus der Hausthür stürzte, und um eine Gabe bettelte. Obgleich die Mutter schon den Tisch gedeckt hatte, und für das kleine Mädchen gewiß einer der Teller darauf gestellt war, also eben die Abendmahlzeit beginnen sollte, winselte die kleine Bettlerin, wie die allerlumpigsten, die wir gesehen hatten, die gewöhnliche Beschwörungsformel, mit der Versicherung, daß sie vor Hunger sterben müsse, in unzähliger Wiederholung her, und trabte, trotz unsrer wiederholten Abweisung, mit einer so ausdauernden Hartnäckigkeit neben dem Wagen her, wie sie uns fast noch nicht vorgekommen war. Eben weil sie keine wirklich Nothleidende war, mochte sie um so bessere Kräfte haben, eine angestrengte Bettel-Promenade zu machen. Sie ließ ihr Abendbrodt im Stiche,

und ſtimmte ein Klagelied von Hungersnoth an, wahrſcheinlich blos, um zu einer Näſcherei ein Almoſen zu erjagen! — Eben ſo ärmliche Gaſſenbuben, die ich in Neapel zu Dreien und Vieren manchmal ein Spiel mit kleinen hölzernen Kugeln treiben ſah, bedienten ſich ſtatt dieſer einmal ſechs ſehr großer, ſchöner Apfelſinen, die ſie wahrſcheinlich für erbetteltes Geld gekauft hatten. Sicher hatten ſie dabei auch verſichert, daß ſie vor Hunger ſterben müßten; und nun kullerten ſie die ſchönen Früchte im Straßenſtaube lange herum, ehe ſie Luſt hatten, ſie zu verzehren. — Gern gebe ich alſo zu, daß es arg mit der Bettelei in Italien iſt, und daß ſie dem Reiſenden oft läſtig oder wenigſtens unangenehm erſcheinen muß; allein ſo viel Aufhebens davon zu machen, als Hr. Nicolai, muß ich doch für ein Donnerwetter um eines Eierkuchens willen erklären. Die einzelnen Secunden und Minuten, in denen man dieſen Beläſtigungen ausgeſetzt iſt, verſchwinden doch als unbedeutend gegen die Stunden, und halben, auch wohl ganzen Tage, wo man gar keine oder doch nur eine kaum bemerkbare Unannehmlichkeit dieſer Art erfährt, und ſind daher, wenn man ſonſt nicht zu ſauertöpfiſchen Anſichten und Klagen geneigt iſt, immer ſehr bald vergeſſen. Ich will es auch keinem Reiſebeſchreiber

verdenken, wenn er die Bettelei in Italien nicht unerwähnt läßt, und ſie als eine Schattenſtelle in das Bild von Italien mit einträgt; allein immer und ewig darüber zu klagen, und oft ſo außer ſich darüber zu ſeyn, wie Hr. Nicolai, iſt doch gar zu übertrieben, und deshalb dem einen Leſer widerlich, dem andern nur lächerlich. Er ſpricht von Angſtſchweiß, den ihm die italieniſchen Bettler ausgepreßt! So möchte allenfalls ein furchtſames Mädchen ſprechen, das, einſam auf der Landſtraße, oder in einem Walde pilgernd, von Bettelleuten verfolgt worden wäre! Ein ander Mal ſagt er: „Reichten doch Worte aus, einen Begriff von der **Höllenqual** zu gewähren, welche die italieniſchen Bettler verurſachen können!" — Wie vergeudet Hr. Nicolai eine Rhetorik, die er nicht effectvoller nöthig gehabt hätte, wenn er von Räubern überfallen, geknebelt, und recht raffinirt gemißhandelt worden wäre! — Wenn er aber klagt, daß er von dem Bettlervolke, bei nicht befriedigendem Almoſengeben, laut verhöhnt worden ſey: ſo muß ich annehmen, daß er entweder wieder (pour rendre la chose plus touchante) auf Koſten der Wahrheit übertreibt, oder daß er durch irgend etwas Unangemeſſenes in ſeinem Benehmen — wodurch er ſich den Leuten lächerlich

gemacht, oder ſie beleidigt — die ehrenrührigen Verhöhnungen ſelbſt verſchuldet hat. Ob ich gleich noch einmal ſo lange in Italien geweſen bin, als Hr. Nicolai, und alſo viel öfter auf Bettler habe ſtoßen müſſen, als er: ſo kann ich doch durchaus keine Klage dieſer Art führen. Meiner oben erwähnten Regel in Abſicht des Almoſengebens getreu, habe ich nicht ſelten zwiſchen einer Menge von ausgeſtreckten Händen, nur in die eine und die andere eine Gabe fallen laſſen, ohne deswegen von den Unbeſchenkten — wenn ſie auch unzufrieden ſeyn mochten — verhöhnt worden zu ſeyn. Dieſe ſchienen vielmehr ſelbſt zu fühlen, daß ich die Hülfsbedürftigſten bevorzugt hatte, und erlaubten ſich wenigſtens keine Grobheit oder andere ehrenrührige Aeußerung. Nur eines einzigen Kerls erinnre ich mich, der meine zurückweiſende Antwort auf ſeine Bettelei mit einer Art von Fluch oder Verwünſchung hinter unſerm Wagen her zu erwiedern ſchien. Allein dergleichen kann man mitunter auch wohl in Deutſchland erleben.

Einen andern, unangenehmeren Auftritt mit Gaſſenbuben, in Neapel, hatte ich mir, durch ein unvorſichtiges Anbinden mit ihnen, ſelbſt zugezogen, wie ich weiterhin mittheilen werde.

Jedenfalls halte ich es für ungerecht, ein strenges Verdammungsurtheil über die Neigung zur Bettelei in Italien auszusprechen. Sie ist zum großen Theil — hier mehr, dort weniger — die Schuld der Regierungen, und der vielen Kloster-Wohlthaten, am meisten aber ganz gewiß die Schuld Derjenigen, die am meisten Ursach haben, sich darüber zu beschweren: — die Schuld der reisenden Ausländer. Hr. Nicolai fragt, wie es komme, daß die italienischen Bettler nie einen Italiener, sondern nur die Fremden anbetteln? Diese Frage ist leicht zu beantworten. Der italienische Bettler weiß, daß ihm der Italiener nichts giebt, daß aber der fremde Reisende leicht in die Tasche greift. Das ist die richtige Erklärung des wunderbaren Räthsels. — Der unbedachtsame, leichtsinnige Geber macht überall unbescheidne Foderer. Der allzu freigebige Almosenspender ist der Hauptbeförderer der Bettelei, und der wohlhabende Reisende ist am meisten geneigt, Almosen zu geben. Zur Untersuchung des wirklichen oder erlogenen Bedürfnisses und der Würdigkeit oder Unwürdigkeit, hat er keine Zeit. Er wirft also in der Regel, ohne weitere Untersuchung, sein Almosen hin. Giebt er Hunderte oder auch Tausende blos zu seinem Vergnügen, oder zur Beförderung seiner Gesundheit,

auf einer Reiſe aus: ſo läßt er leicht auch dem Bettler eine Gabe zukommen. Die Folgen hievon ſieht man in allen Gegenden, die häufig von Reiſenden beſucht werden; und da ganz beſonders in Italien ſeit langer Zeit eine große Zahl von Fremden, zum Theil mit ſehr vollen Beuteln, gereiſt iſt: ſo hat es nicht ausbleiben können, daß ſich dort im Laufe der Zeit eine ganz vorzügliche Bettler-Induſtrie ausgebildet hat, und daß die Reiſenden nicht blos die Domaine der Gaſtwirthe, der Cuſtoden und Lohnbedienten, der Poſtillone und Lohnfuhrleute, ſondern ganz beſonders auch der Bettelleute ſind. Kommt man in die Schweiz, nach Tirol, und in andere beliebte Gegenden, oder in die Nähe der beſuchteren Badeörter, wo keine gehörig gegenwirkende Polizei-Aufſicht iſt: ſo findet ſich, in verhältnißmäßigem Maßſtabe, die nämliche Erſcheinung. Auch Univerſitätsſtädte ſind häufig Pflanzſchulen der Bettelei, weil es unter den jungen Leuten oft fröhliche Geber giebt, die ſich leicht rühren laſſen, oder ſich einen Spaß machen mit Geldauswerfen unter Knaben, die dafür allerlei unnütze Künſte zeigen, oder auch ſich darum ſtoßen, balgen und prügeln müſſen. — Herr Nicolai ſelbſt, der Diviſions-Auditeur, der gebildete, gefühlvolle Reiſende (als wofür er ſelbſt

ſich ausgieſſ*) machte ſich in Capua einen ſolchen, nach ſeiner eignen wohlgefälligen Schilderung, recht roh-burſchikoſen Spaß, und erwarb ſich dadurch die Genugthuung, in ſeiner Reiſebeſchreibung berichten zu können, daß man ihn dort, wegen des Geldes, das er zu wiederholten Malen unter den verſammelten Pöbel zum Fenſter hinaus warf, für einen preußiſchen Prinzen gehalten habe!! Er ſelbſt gehört alſo mit in die Klaſſe der leichtſinnigen Beförderer der Bettelei, auf welche er an vielen andern Stellen ſeines Buches ſo vornehm-mürriſch ſchilt! — Um conſequent zu ſeyn, hätte er wohl Eins von beiden unterlaſſen müſſen: entweder jenen ſtudentiſchen Spaß, oder dieſes zwanzig Mal wiederholte Schelten. — Käme er zum zweiten Male nach Italien, und er theilte, nach meiner oben erwähnten Regel, mit ruhiger, conſequenter Feſtigkeit, nur an jene wahrhaft Hülfsbedürftigen ſeine Gaben aus: ſo würde er ſchwerlich über laute Verhöhnungen zu klagen haben. Ja ich bin überzeugt, daß man, wenn alle Reiſenden ſo verführen, von den geſunden Faulenzern bald nicht mehr beläſtigt, und auf den Landſtraßen nicht mehr von ſchreienden Kindern hartnäckig begleitet werden würde. —

# XI.

Man wirft den Italienern vielfältig Faulheit vor. Es iſt nicht zu leugnen, daß es viele Faulenzer in Italien, namentlich in Rom und ganz beſonders in Neapel, giebt. Indeſſen iſt nicht Jeder, den man dort, vorzüglich in der Nähe des Strandes, ſchlafen ſieht, ein Faulenzer zu ſchelten. Er ruht vielleicht eben von einer, im Schweiß ſeines Angeſichts vollbrachten, ſchweren Arbeit aus. Der flache Korb, der ihm vielleicht zur Lagerſtätte dient, deutet ſehr oft hierauf hin. So weit meine Beobachtungen reichen, glaube ich im Allgemeinen den ſo verſchrieenen Lazzaroni's nachſagen zu müſſen, daß ſie, bei aller Liebe zu dem dolce far niente, und trotz ihres vielen müßigen Straßenlebens, doch auch rüſtig an die Arbeit gehen, wenn ſich Gelegenheit, etwas zu verdienen, findet. Auch iſt das gemeine Volk untereinander in der Regel ſehr gefällig und dienſtfertig. Namentlich wenn ein Poſtillon oder ein Vetturino einer Hülfsleiſtung an Pferd oder Wagen bedarf, wird ihm, ohne Aufforderung, von dem Nächſten, der dies ſieht, Beiſtand geleiſtet, ohne Anſpruch auf Dank.

Da die Lazzaroni's und überhaupt die gemeinen Leute nur wenig zu verdienen brauchen, um

ihre geringen Bedürfnisse zu befriedigen: so arbeiten sie zum Theil auch wenig, und sind am wenigsten geneigt, im Voraus für morgen oder gar übermorgen zu sorgen. Doch ist dies nicht mit der ganzen Bevölkerung der Fall. So zum Beispiel bei einem Bau am königlichen Palaste zu Neapel, wozu große Quadern aus grauem Lavastein zugerichtet wurden, sah ich einmal, daß ein, vielleicht kaum zehnjähriger, Knabe seinem Vater sehr fleißig vorarbeitete, wie es mir schien, um noch, weil es eben Sonnabend war, eine bestimmte Aufgabe zu vollenden. Und der Knabe that das, trotz seines unreifen Alters, auf eine so geschickte und, verhältnißmäßig, kräftige Weise, daß man wohl sah, er hatte dergleichen schon öfter gethan. — So sah ich auch täglich vom frühen Morgen an unter meinem Fenster nicht allein Erwachsene, sondern auch viele, zum Theil noch kleine Knaben hin und her gehen, um in irdenen Flaschen aus einer nahen Quelle, dicht am Strande, ein beliebtes Mineralwasser zu holen. Sie trugen die Flaschen theils in kleineren oder größeren Körben, theils transportirten sie dieselben auf Eseln, oder kleinen Wagen, gewöhnlich ihrer Zweie vereinigt, um sich einen kleinen Erwerb dadurch zu verschaffen. — Auf jeden Lohnwagen hängt sich ein kleiner Lodderbube, um

mit Auf- und Zumachen der Wagenthür ein oder ein paar Stück Kupfergeld zu verdienen. — Auch wo aufs Unerwarteſte ſich die Ausſicht zeigt, eine Kleinigkeit zu verdienen, wird die Gelegenheit hiezu gewiß nicht unbeachtet und unbenutzt gelaſſen. Ein Beiſpiel hievon ſah ich am Frohleichnamsfeſte in Neapel. Wir ließen unſern Wagen auf einem kleinen, freien Platze halten, von wo wir eine lange, ſchmahle Straße entlang ſehen konnten. Dieſe ſowohl, als auch der vordere Theil des kleinen Platzes waren mit großen Leinwandplanen hoch überzogen, um ſie zu überſchatten, und faſt von allen Balcons hingen rothe, ſeidene Decken herab, wie es bei allen kirchlichen, auch weltlichen Feſtlichkeiten (z. B. beim Pferderennen in Florenz) Mode iſt. Von jener langen Straße her, und dann an unſerm freien Platze vorbei, ging der Weg nach der Kathedrale, von welcher aus die große Proceſſion ſich in Bewegung ſetzen ſollte. Reihen von Soldaten hatten die vor uns liegenden Bahnen beſetzt, zwiſchen denen, nach längeren und kürzeren Pauſen, in größeren und kleineren Zügen, Mönche verſchiedener Orden, andere Geiſtliche und Laien, Paar und Paar, mit brennenden Kerzen in den Händen, auch vielen Fahnen und Crucifixen, einher zogen, bis endlich das Militair auf die Knieen fiel, als, unter dem

Lärm mehrerer Muſikchöre, ein Geiſtlicher mit einer goldenen Biſchofsmütze in der Hand, und dann, unter dem Vortritt vieler blaugekleideter, reich vergoldeter Herren vom Hofe, unter einem hohen und großen, weißſeidenen Baldachin, der König daher kam, welchem ein beſonderer Haufe Militairs, nebſt dem königlichen großen, außen ganz vergoldeten Staatswagen mit ſechs Pferden, nebſt nebenher gehenden Läufern in blauen Jacken, noch zwei oder drei ſechsſpännige Wagen folgten. — Dieſe lange dauernde, bunte Feſt-Parade hatte nach und nach immer mehr Schauluſtige auf unſerm kleinen, freien Platze zuſammen gebracht. Und wie ihre Zahl wuchs, fanden ſich nicht nur Obſt- und Waſſerverkäufer ein, und bald hier, bald dorhin ward ein ambulantes Tiſchchen mit Backwerk geſtellt, ſondern, ſo wie der Volkshaufe anfing dichter zu werden, ſo daß Einer vor dem Andern nicht mehr die vorbeikommenden Züge gehörig ſehen konnte, wurden aus näheren und entfernteren Häuſern nach und nach, wie das Bedürfniß wuchs, immer mehr Stühle, Bänke, lange Tiſche und Geſtelle mit übergelegten Bretern herbeigeſchleppt, und aus dem Stegreif eine Art von Tribüne zu Stande gebracht, die freilich weder regelrecht noch elegant, aber vielen Schauluſtigen doch ſehr willkommen war, und ihren induſtriöſen

Erbauern eine gute Erndte von Kupferstücken eintrug. — Eine ähnliche, vom Zufall veranlaßte und rasch ausgeführte Speculation habe ich in Deutschland nirgends machen sehen. —

Auch die Handwerker in ihren offenen Läden und Hausfluren, oder auf den Straßen vor ihren Häusern, so wie die Näherinnen und Strickerinnen habe ich immer fleißig die Hände brauchen sehen. Die gemeinen Weiber auf dem Lande und in kleinen Städten spannen in der Regel, nicht blos stehend und sitzend, sondern auch gehend und wohl gar auf Eseln sitzend, Flachs oder Hanf an der Spindel. Eine Frau, die unweit meiner Wohnung in Neapel auf offner Straße einen guten Handel mit Gemüse trieb, benutzte fast jeden freien Augenblick zum Stricken oder Spinnen. — Bei Florenz, auf- und abwärts am Flusse, sah' ich viele männliche Hände mit Steinbrechen, und tausend weibliche mit gröberen und feineren Strohflechtereien beschäftigt; und als wir, auf der Rückreise, Genua hinter uns hatten, sahen wir in den nächsten kleinen Städten eine Menge von Stickerinnen, theils einzeln, theils geschwisterlich, oder nachbarlich zu Zweien, Dreien und Vieren vereinigt, auf schattigen Stellen vor den Häusern, sehr fleißig an ihren Stickrahmen arbeiten. In dem Städtchen Rapello saßen

Mädchen und Frauen, theils einzeln, theils bis zu sieben beisammen, mit Spitzenklöppeln beschäftigt. In den kleinen Orten hinter Genua sahen wir auch Baumwolle spinnen, Spitzen und Filet machen; anderwärts viele Töpferarbeit, auch Bauen an kleinen Schiffen — kurz, einen weitverbreiteten, sehr regen Fleiß. —

Was den Feldbau betrifft, so giebt es auf den Apenninen freilich viele lange Höhenzüge, die nicht die mindeste Spur von Cultur zeigen. Größtentheils ist hieran wohl eine unverbesserliche Unfruchtbarkeit des Bodens Schuld; oder es treten, an besseren Stellen, auch andere, schwer zu beseitigende Hindernisse in den Weg, wie es auch in Deutschland an nicht wenigen Stellen der Fall ist. — An fleißigen Bearbeitern würde es sonst wohl nicht fehlen; denn die tiefer liegenden Gegenden, mit Ausnahme der Campagna von Rom und der pontinischen Sümpfe, wo fast nur Graswuchs (aber zum Theil ein sehr üppiger) zu sehen ist, geben Zeugniß von einer sehr sorgfältigen Betriebsamkeit des italienischen Landmanns. Nicht blos in der Lombardei, in Toscana, und in der terra di lavora dieſſeit Neapel, sondern auch jenſeit Neapel, nach Päſtum hin, habe ich die schönste Cultur des Bodens gesehen. Es ist daher ein sehr schiefes Urtheil von Hrn. Nicolai,

wenn er erſt bei Maſſa, beſtochen durch Weinlaubgänge und mit Farben angeſtrichene Häuſer, die Belobung ausſpricht: „Die nordweſtliche Seite Italiens zeigt wirklich Kultur.“ — Freilich kommen Boden und Klima in den meiſten Gegenden dem Landmann ſehr zu Hülfe, ſo daß er auf zweifache und dreifache Art im Jahre Ertrag gewinnen kann. Allein um dies zu können, muß er auch zwei- und dreifach ſäen, pflanzen und erndten, alſo ſehr im Schweiße ſeines Angeſichts den Segen ſeines Feldes erwerben. — Die Felder, welche ich ſah, zeigten eine ſehr ſorgfältige Behandlung. Bis gegen Päſtum hin waren namentlich die Maispflanzungen in langen, gleich weit vor einander abſtehenden Reihen auf das Regelmäßigſte geordnet, und wurden durch Behacken von allem Unkraut rein erhalten. Ich erinnere mich überhaupt nicht, Kornfelder voll Unkraut geſehen zu haben, wie es in Deutſchland nicht ſelten der Fall iſt. —

Gemüſegärten habe ich in Florenz und Rom nicht geſehen; wenigſtens erinnere ich mich ihrer nicht mehr. Bei Neapel aber und auf ſardiniſchem Gebiet ſah ich den Gemüſebau in beſter Ordnung betrieben. Ueberall — oft auf ſehr kleinen Gemüſegärten — waren Brunnen angelegt, aus denen, mittelſt eines Räderwerks, das, bei größeren An-

lagen, durch Pferde in Bewegung geſetzt wurde, das Waſſer herauf gezogen, und dann in Rinnen und Furchen nach allen Seiten hin geleitet wurde, ſo daß durch reichliche Bewäſſerung auch auf weniger günſtigem Boden und in der heißen Jahreszeit eine ſehr üppige Vegetation zu ſehen war. —

Der Weinbau liefert in Italien einen reichen, zum Theil trefflichen Ertrag; allein er iſt dort, in mancher Beziehung, auf großen Strecken weit beſchwerlicher zu betreiben, als in andern mir bekannten Ländern. In Deutſchland bindet man, ohne Beſchwerlichkeit, die Reben an kurze Pfähle, ſo auch zum Theil in Frankreich und Ungarn; doch habe ich in Burgund ſehr viele Weingärten geſehen, wo die kurzen Reben gar keines Anhalts bedurften, und in Ungarn fehlte es nicht an Weinpflanzungen verſtockter Magyaren, die aus Nationalhochmuth und Liebe zum alten Schlendrian das beſſere Beiſpiel der eingewanderten Deutſchen nicht nachahmen wollten, und ihre lang aufgeſchoſſenen Reben theils in der Luft ſchwanken, theils in wilder Unordnung auf dem Boden liegen und vom Winde hin und her treiben ließen. In der Umgegend von Rom werden die Reben meiſtentheils an Rohrſtäbe gebunden, was auch ohne große Mühe geſchieht; allein auf großen Strecken Italiens läßt man die Reben

zwanzig, dreißig, vierzig Fuß lang, ja oft wohl noch länger, wachſen, bindet ſie mitunter an hohen Stangen, meiſtentheils jedoch an mehr und weniger hohen Bäumen an, und zieht ſie von einem Baume zum andern hinüber, daß ſie in langen Guirlanden, zehn bis funfzehn Fuß hoch, über den Fruchtfeldern aller Art ſchweben. Dieſes vielfache Feſtbinden der vielen, oft zu einem einzigen ſtarken Weinſtock gehörenden Reben muß auf Leitern und Leitergeſtellen geſchehen; eben ſo das Einſammeln der Trauben; und beides iſt alſo mit ungleich größerer Beſchwerde verbunden, als das Anbinden und Abpflücken, was anderwärts der Arbeiter, bequem auf dem Boden ſtehend, verrichtet. — Es iſt mithin eine wirklich große Ungerechtigkeit, wenn man den Italienern im Allgemeinen Faulheit vorwirft. Feld- und Weinbau wenigſtens zeugen dort von einer ſehr rühmlichen und ausdauernden Betriebſamkeit des Landvolks. —

# XII.

Ich kann nicht unerwähnt laſſen, daß Hr. Nicolai ſich mit ſeinen Verdammungsurtheilen über die Bewohner Italiens auch einmal in eine höhere — in die wiſſenſchaftlich-literariſche Region verſteigt. Er ſagt, es ſey, leider, nur zu wahr, daß man in ganz Italien vergeblich nach wiſſenſchaftlicher Erhebung ſuche, und nehme man ein wiſſenſchaftliches Werk der neuern Italiener zur Hand: ſo vertrete Charlatanerie darin die Stelle der Gründlichkeit! — Wahrlich, ſo läßt ſich Hr. Nicolai vernehmen! Ich ſelbſt habe es geleſen, und kann es alſo bezeugen. — Welch einen Anſtrich von Gelehrſamkeit, von vollſtändiger Sprachkenntniß, und gründlicher, wiſſenſchaftlicher Forſchung weiß er ſich da mit wenigen, leichten Federſtrichen zu geben! — Allein er muß doch auf ſehr einfältige Leſer gerechnet haben, als er dieſe Stelle niederſchrieb. Wer Hrn. Nicolai ein wenig ſchärfer in's Auge faßt, kann über jene Aeußerung doch nur lachen oder die Achſeln zucken. Hr. Nicolai mag mit allen Ehren auf ſeiner amtlichen Stelle ſtehn, und in Muſikſachen, vermöge ſeines glücklichen Talents und ſeiner erworbenen muſikaliſchen Kenntniſſe, wohl zum Mitſpre-

chen und Beurtheilen befugt seyn; allein woher hat er sich denn eine solche Kenntniß der neueren wissenschaftlichen Literatur Italiens erworben, daß er so dictatorisch darüber absprechen kann? In seiner Heimath schwerlich. Seine amtliche Stellung bietet ihm keine Veranlassung dazu, wenn sie ihm auch hinlänglich Zeit dazu lassen sollte. Und welche besondere wissenschaftliche Richtung hätte ihn wohl getrieben, sich in der italienischen Literatur gehörig umzusehn, um darüber so entschieden absprechen zu dürfen? Wie hat er sich in Berlin die Hülfsmittel dazu verschafft? Seit wie lange ist er der Sprache mächtig genug, um sich gründliche Kenntniß von der neueren wissenschaftlichen Literatur der Italiener verschafft zu haben? — Oder will er sich diese Kenntniß in Italien verschafft haben? Allein wie hätte er auf seiner zweimonatlichen Galoppreise hiezu wohl die Zeit gefunden? Welcher Gelehrte oder welcher Buchhändler in Venedig, in Florenz, in Rom, in Neapel oder in Genua hat ihn im Fluge mit einer gehörigen Zahl von neuern wissenschaftlichen Werken versorgt, um ihn urtheilsfähig über die italienischen Schriftsteller zu machen? Woher hätte er die Zeit hiezu genommen, da er in Florenz, Rom und Neapel sich selbst in Absicht der Kunstsammlungen, nur auf einen kaum nothdürftigen

Beſuch beſchränkte, und Vieles höchſt Intereſſante ganz unbeachtet ließ? — Hrn. Nicolai's Buch giebt keine Antwort auf dieſe Fragen! Er, der ſonſt ſo gründliche Reiſebeſchreiber, der uns von jedem Floh, der ihn geſtochen, von jedem Bettler, der ihn angeſchrieen, von jedem Vorzeigen ſeines Paſſes, worüber er ſich geärgert, von jedem Zank mit Poſthaltern, Poſtillonen, Douanier's und Wirthshaus-Aufwärtern, erzählt, der alle genoſſenen Speiſen vor ſeinen Leſern aufs Unappetitlichſte wiederkäut — er erwähnt in ſeinem ganzen Buche nicht eines Gelehrten, deſſen Bekanntſchaft er gemacht, nicht eines Buchhändlers, der ihn mit wiſſenſchaftlichen Büchern verſorgt, und nicht einer Stunde, in welcher er den Studien der neuern wiſſenſchaftlichen Werke der Italiener obgelegen. — Was er ſeinen Leſern hier im Tone eines eignen, durch gehörige Kenntniß der neuern italieniſchen wiſſenſchaftlichen Literatur begründeten Urtheils vorſchwatzt, iſt alſo nichts als die Klugthuerei eines Papagei's, der Andern eine aufgeſchnappte Phraſe nachplappert. Indem er die italieniſchen Schriftſteller zu beſchimpfen ſucht, macht er ſich ſelbſt alſo vor jedem verſtändigen Leſer nur lächerlich. — Kann er das Gegentheil beweiſen, und auf überzeugende Weiſe darthun, daß er wirklich die gehörige Kenntniß der neuern italieniſchen

Literatur beſaß, um ein ſolches Urtheil ſelbſtſtändig zu fällen, und kann er glaubhaft die von ihm geleſenen Werke nennen, welche ſein Verdammungsurtheil begründeten: ſo verpflichte ich mich hiemit im Voraus zu einer widerrufenden, öffentlichen Ehrenerklärung für ihn. Kann er das aber nicht: ſo habe ich ſeine ſtrenge Gelehrtthuerei mit Recht nachplapperndes Papageien-Geſchwätz genannt; und der Vorwurf der Charlatanerie, den Andre — das heißt: gut unterrichtete Gelehrte — vielleicht dem und jenem italieniſchen Schriftſteller machen könnten, iſt in ſeinem Munde nur das unbeſonnene Bekenntniß ſeiner eignen Charlatanerie. —

Doch nicht allein an dem jetzigen, ſondern auch an dem uralten Italien ſucht Hr. Nicolai zum Ritter zu werden. Vorzüglich die armen Pompejaner kommen ſehr ſchlecht weg bei ihm. Zuerſt iſt er wieder ſchrecklich enttäuſcht durch die Engigkeit der Straßen und die Kleinheit der meiſten Häuſer und Zimmer. Schon zu Herkulanum „griff dieſe Enttäuſchung mit ſcharfen Krallen in ſeine Bruſt!!" Er meint, wer mit den Klaſſikern in der Hand erzogen worden, wer die Alten aus ihren Büchern und Thaten liebgewonnen, der mache ſich ein glänzendes Bild von ihrer Größe

— wer außerdem die Trümmer des Koloſſeums geſehen, der wähne, eine aufgegrabene Stadt des Alterthums müſſe überall den Stempel der Größe on ſich tragen u. ſ. w. So iſt der klaſſiſch gebildete Mann auch hier von großen Gedanken an der Naſe herum geführt, und erndtet nichts als Verdruß davon! — Noch ungleich ſchlimmer geht es ihm aber mit ſeinem ſittlichen Gefühl, das er durch mehrere obſcöne Malereien, Marmor- und Bronce-Arbeiten aus Pompeji aufs Empfindlichſte verletzt fühlt. Beides zuſammenfaſſend — die Kleinheit der Wohnungen und das Unſittliche in manchen Verzierungen derſelben — thut er den Ausſpruch: daß man glauben möchte, ein Geſchlecht von lüderlichen Pygmäen habe hier gewohnt! — Mit allem ſchuldigen Reſpect gegen Hrn. Nicolai's ſittliches Gefühl, muß ich aber doch der Meinung ſeyn, daß es ſittlicher geweſen wäre, damit nicht ſo an die große Glocke zu ſchlagen, ſondern es ſtill in ſeinem Buſen zu bewahren, ohne Geſchwätz davon. Jene anſtößigen Gegenſtände werden in Neapel in einem beſondern Kabinet aufbewahrt, das nur auf eine Erlaubnißkarte aus dem Secretariat des Miniſteriums des Innern geöffnet wird. Dieſe Karte ſagt ausdrücklich, daß Damen und junge Leute nicht hinzugelaſſen werden ſollen. Dies iſt decent.

Wenn Hr. Nicolai aber in einem Buche, das für ein gemiſchtes Publikum, ja fürs Volk geſchrieben iſt, mit noch ſo ſchöner Geltendmachung ſeines ſittlichen Gefühls, darüber hin und her ſchwatzt: ſo iſt das nicht decent. Drängte es ihn gar zu ſehr, ſeine desfalſigen Empfindungen laut werden zu laſſen: ſo hätte er es in einer lateiniſchen, antiquariſchen Abhandlung, oder in einem andern gelehrten, nicht für ein gemiſchtes Publikum beſtimmten, Werke thun ſollen. — Wollte er dies etwa noch thun: ſo könnte ich ihm mit intereſſanten Notizen aus der Kunſtgeſchichte der Chineſen unter die Arme greifen, die ihn vielleicht mit den Pompejanern verſöhnen würden. — „Ländlich — ſittlich" iſt ein alter Erfahrungsſatz. Was hier anſtößig iſt, iſt es dort nicht. Ein ehrbarer Türke hält es für anſtößig, daß unſre chriſtlichen Frauen Jedermann unverſchleiert ihr Geſicht ſehen laſſen, und findet es der Würde des Mannes unangemeſſen, ſie für etwas Anderes, als ein untergeordnetes Spielzeug zu halten. — Wie aber ein Mann, der mit den Klaſſikern (doch wohl griechiſchen und lateiniſchen) in der Hand erzogen wurde, der hier ſelbſt den Properz citirt und den Ariſtophanes kennen muß, darüber ſo empfindlich berührt ſein kann, daß die Alten, wie im Wort, ſo auch im Bild, ungleich

weniger ſtreng waren, als wir es ſind, iſt kaum zu begreifen, wenn man nicht annehmen will, daß es Hrn. Nicolai nur darum zu thun war, bei dieſer Gelegenheit einige ſittliche Phraſen anzubringen. —

## XIII.

Aber Hrn. Nicolai's Buch hat ſich mir auf meiner Reiſe doch ein paar Mal als ein wirklich brauchbares bewährt. Ich habe mir nämlich den Spaß gemacht, es hier und da in den Gaſthöfen, wo ich eine Betrügerei oder Prellerei fürchtete, mit recht ernſthaftem Geſicht als einen Popanz zu brauchen, durch den ich Gaſtwirthe und Diener in Furcht und Schrecken zu ſetzen ſuchte. Als der Eine, der ſchon davon gehört haben wollte, ſich eine ſpöttiſche Miene erlaubte, fuhr ich ihm tüchtig auf den Pelz, und ſagte ihm, er ſolle hübſch Reſpect haben vor einem deutſchen Schriftſteller, der zehnmal klüger ſey, als alle andern, die bisher über Italien geſchrieben hätten! Hiedurch wurde er dermaßen verblüfft, daß er mit offen ſtehendem Munde Hrn. Nicolai auf einmal zu verehren ſchien. — Ich

habe zu Hrn. Nicolai's ſchriftſtelleriſcher Berühmtheit in Italien alſo weſentlich beigetragen. — Den Ignoranten, die gar nichts von der deutſchen Literatur zu wiſſen ſchienen, ſagte ich, daß ein gewiſſer Hr. Nicolai in Deutſchland ſich durch eine Reiſebeſchreibung berühmt gemacht, in welcher er eine Menge von italieniſchen Schelmereien aufgedeckt habe; daß durch ihn erſt den Deutſchen das rechte Licht über Italien aufgegangen ſey; daß durch ſeine Berichte ſchon manche Reiſeluſtige rappelköpfiſch geworden, und anſtatt von Mailand bis Neapel zu wahlfahrten, ſich ſchnell rechts um, nach dem ſüdlichen Frankreich gewendet hätten; daß immer weniger Deutſche nach Italien kommen würden, wenn ſich die italieniſchen Vampyre nicht bekehrten; daß ich ſelbſt vielleicht in Hrn. Nicolai's Fußtapfen treten, und es in ganz Deutſchland bekannt machen werde, wenn man ſich durch Prellereien auch an mir verſündige, wie an Hrn. Nicolai; und daß, wenn dieſe deutſchen Denunciationen erſt ins Engliſche überſetzt wären, und Hrn. Nicolais Bildniß in London von einem geſchickten Künſtler in Stahl nachgeſtochen ſeyn werde, auch die Engländer mit ihren ſchweren Geldbeuteln wegbleiben, und, anſtatt ſich den Veſuv hinauf ſchleppen zu laſſen, ſich von Hrn. Nicolai auf den Templower Berg bei

Berlin, von ſeinem Leipziger Verleger auf den dortigen Schneckenberg, und von mir nach dem Hamburgſchen Tivoli und Colloſſeum, würden führen laſſen, wobei ich noch beſonders geltend machte, daß man in dem Hamburgſchen Tivoli den ganzen Sommer hindurch könne im Freien Komödie ſpielen ſehen, und daß man in dem Hamburgſchen Coloſſeum den ganzen Winter hindurch tanzen könne, und zwar beides zu ſehr mäßigen Preiſen. — Das blieb nicht ohne Wirkung; und das ſtarre Entſetzen, mit welchem mancher arme Teufel dieſe drohenden Prophezeiungen anhörte, zeigte unverkennbar, daß er für Italien zitterte, und war in der That eine ſchöne Apotheoſe für Hrn. Nicolai, und müßte ihn in Entzücken verſetzt haben, wenn er ſie mit angeſehen hätte.

Den erſten, leichten Verſuch dieſer Art machte ich mit dem Cameriere in Verona. Ich hatte nämlich dort noch um Mitternacht nach Deutſchland geſchrieben; am andern Morgen war vor unſrer Abreiſe die Stunde zur Briefannahme auf der Poſt noch nicht gekommen; ich mußte meinen Brief alſo dem Cameriere zur Beſorgung nach unſerer Abreiſe anvertrauen. Da ich ihm hiezu aber auch das Poſtgeld bis zur Grenze geben mußte, und ich, nach Hrn. Nicolai's Klagen über die Geldgier und

Betrügerei ſolcher Patrone, wohl fürchten konnte, daß mein Poſtgeld vielleicht, ſobald ich Verona verlaſſen, für gute Priſe erklärt, und mein Brief, anſtatt nach Deutſchland, zum nächſten Feuerheerde befördert werden würde: ſo beunruhigte mich dieß, und ich wußte mir nicht beſſer zu helfen, als daß ich dem Cameriere eine Ermahnungsrede hielt, wozu ich den Text aus Hrn. Nicolai's Buche zum Grunde legte. — Nach wenigen Wochen erhielt ich Antwort auf jenen Brief. Er war alſo ordnungsmäßig mit dem Gelde auf die Poſt gegeben worden. Nun könnte ich, unter andern Umſtänden, wohl geneigt ſeyn, dies blos der angebornen Ehrlichkeit des Cameriere zuzuſchreiben; allein Hrn. Nicolais Buche zu Ehren, und um mir nicht zu ſagen, daß meine Rede überflüſſig geweſen ſey, ſchreibe ich bloß dieſer die pflichtmäßige Beſorgung meines Auftrags zu. —

Bei der Abreiſe von Verona ſtreckte ſich, bis der Poſtillion die Pferde antrieb, eine Hand nach der andern zum Empfang eines Trinkgeldes aus. So auch in Meſtre, beim Transport unſers nöthigſtens Gepäcks nach der Regierungsbarke, in welcher wir nach Venedig fuhren, fehlte es nicht an Dienſtfertigen, die unverlangte Hülfe leiſten wollten. um

ein Trinkgeld zu erſchnappen. So arg, wie Herr Nicolai es ſchildert, war es indeſſen nicht. Er erzählt, daß ſich zwanzig Hände ihm entgegengeſtreckt, und, trotz ſeines Zurückweiſens, ihm mit thieriſcher Wildheit die Sachen entriſſen hätten. Er ſagt, es laſſe ſich nicht beſchreiben, wie ſehr er und ſeine Reiſegefährten geplündert und gemißhandelt worden, und daß (mit Einſchluß von ſechs Männern auf der Barke) wenigſtens an funfzehn Perſonen habe Trinkgeld ausgetheilet werden müſſen. Er ſagt, man ſolle doch nicht glauben, daß man ſo was verhindern könne. Er verſichert, es wäre unmöglich geweſen, das zudringliche Volk abzuwehren, denn das müßig gaffende Volk betrachte den angekommenen Fremden mit wilder Frechheit, verhöhne ihn laut, wenn er ſich irgend eine Blöße gebe, und würde ſogleich Partei gegen ihn nehmen, wenn er ſich der Willkür Einzelner nicht fügen wolle!! — Hienach ſollte man glauben, daß Hr. Nicolai zwiſchen lauter Raubgeſindel und halbe Menſchenfreſſer gerathen ſey. Aber hier muß ich wieder ſagen: er übertreibt entweder abermals ſehr, oder er fing es auch hier nicht richtig an, die Zudringlichen los zu werden. Nur darin gebe ich ihm Recht, daß man ſich hüthen muß, Blößen zu geben, wie er es, laut ſeiner

eignen Berichtes, freilich mehr als einmal gar ſehr gethan. —

Meine Erfahrungen in Meſtre waren anders. Als dem Gaſtwirth unſer Wagen übergeben war, wollten zwar auch mehrere unberufene Dienſtfertige unſer Gepäck erſchnappen; allein ich litt es nicht, ohne daß ich deshalb verhöhnt worden wäre. Ich trug einem dienſtfertigen Lohnbedienten auf, einen Mann mit einer Karre anzunehmen. Dies geſchah; der Lohnbediente begleitete uns, und nahm uns noch einige Kleinigkeiten, die wir ſelbſt tragen wollten, auf eine höfliche Weiſe ab. An der Barke angekommen, hatte ich alſo für den Transport unſerer Sachen, nicht neun Menſchen, wie Hr. Nicolai gethan haben will, ſondern nur zweie zu bezahlen; und das Zwanzigkreuzer-Stück, was ich Jedem von ihnen gab, ſtellte ſie vollkommen zufrieden. Dem ſogenannten Stalliere auf der Barke gab ich dann ein Zehnkreuzer-Stück. Die Bezahlung der vier Ruderer verſparte ich bis zum Gaſthofe in Venedig. — Hr. Nicolai meint, es wären nicht vier, ſondern nur zwei Ruderer nöthig. Dies iſt aber wieder ein ganz unüberlegtes Urtheil. Bei einem eintretenden Gegenwinde würden zwei Menſchen nicht im Stande ſeyn, die überbaute Barke gehörig zu regieren. —

Als wir von Venedig zurück nach Meſtre kamen, boten ſich am Ufer freilich auch wieder mehrere unverlangte Helfer an, und ich hatte diesmal keinen Lohnbedienten zur Seite, der mich bei der Abwehrung derſelben unterſtützte. Doch beſtand ich den Kampf auch allein ſo gut, daß ich, außer dem Karrenſchieber, den ich wieder mit einem Zwanzigkreuzerſtück bezahlte, nur noch einem unnützen Helfershelfer ein Zehnkreuzerſtück zu geben brauchte, ohne mich über irgend eine Verhöhnung beklagen zu dürfen. —

---

## XIV.

Es würde mir nicht einfallen, dieſe kleinen Details öffentlich mitzutheilen, wenn ich nicht hoffen könnte, gerade hiedurch am Treffendſten Hrn. Nicolai's abenteuerliche Schilderungen und Beſchwerden in ein richtiges Licht zu ſtellen. Auf dieſe Weiſe allein, glaube ich, der allzu ſchlimmen Meinung, welche Hr. Nicolai auch in obiger Beziehung über Italien zu verbreiten ſucht, recht überzeugend entgegen zu wirken, und manchen ſonſt Reiſeluſtigen, der ſich von ihm könnte ver-

ſchüchtern laſſen, zu einem richtigeren Urtheil, ſowohl über den ſchriftſtelleriſchen Ankläger, als auch über das verklagte Volk, zu leiten, damit er ſich von Jenem nicht irre führen, und gegen dieſes nicht mit einem verſchüchternden und freudeſtörenden Vorurtheile erfüllen laſſe. — Ich halte es daher für angemeſſen, noch einige Mittheilungen ähnlicher Art zu machen, die manchem künftigen Reiſenden vielleicht als nützliche Winke für ſein Verfahren in ähnlichen Fällen dienen können.

Als bei unſerer Ankunft im Gaſthofe zu Venedig unſer Gepäck auf die Zimmer gebracht war, und die Ruderer heraufgerufen werden ſollten, um nicht allein die Bezahlung für Barke und Ueberfahrt, welche roſtmäßig die Regierung bezieht, ſondern auch ihr Trinkgeld zu empfangen, fragte ich den erſten Cameriere nach den Preiſen. Als es hernach aber zur Bezahlung kam, wollten ſich die Leute mit Dem, was mir der Cameriere, wie halb ungewiß, angegeben hatte, nicht begnügen. Ich mußte ihnen als Trinkgeld acht Zwanzigkreuzerſtücke geben (für Jeden zwei Stück), denn der Cameriere wollte nicht merken laſſen, daß er mir ſchon geringere Preiſe angegeben, und gab alſo eine ausweichende Antwort, als ich ihn jetzt auffoderte, ſeine Meinung zu ſagen. Ich wurde hiedurch irre, und

glaubte faſt, daß er nicht ordentlich Beſcheid gewußt habe; doch fiel mir bald ein, daß er ſich die Ruderer nicht habe zu Feinden machen wollen, aus Furcht, daß ſie ſonſt vielleicht den Fremden abrathen würden, in dieſem Gaſthofe einzukehren. Als daher die Zeit unſrer Abreiſe aus Venedig gekommen war, machte ich bei dieſem Cameriere, der übrigens ein freundlicher und gewandter Menſch war, meinen Hauptverſuch, mit Nicolaiſchen Anklagen einen Effect hervorzubringen. Er ſchien durch die Vorſtellung, daß die Ausländer endlich alle Luſt verlieren würden, nach Italien zu reiſen, wenn man fortführe, ſie ſo arg zu rupfen, wie es bisher geſchehen ſey, ganz betroffen zu werden; und er verſicherte, daß wenigſtens hier im Hôtel d'Europe zu Venedig dergleichen Ungebührlichkeiten nicht vorfielen. Bald darauf brachte er auch eine Rechnung, über die nicht zu klagen war, und ſagte mir, daß ich feſt dabei beharren ſolle, bei der Landung in Meſtre den Ruderern nicht mehr als ſechs Zwanzigkreuzerſtücke zu geben, womit ſie ſich nachmals auch wirklich begnügten, indem ſie ſahen, daß ich nun Beſcheid wußte, und mich durch ihre verſuchte Steigerung nicht irre machen ließ. — Noch friſch im Gedächtniſſe die mehrfachen Trinkgeld-Anſprüche habend, welche wir bei der Abreiſe in Verona zu

befriedigen hatten, und eingedenk der übertriebenen Trinkgelder in den Wirthshäuſern, von welchen Hr. Nicolai berichtet, ſagte ich zuletzt noch dem Cameriere, die vielfachen Betteleien bei der Abreiſe wären mir unausſtehlich, er ſelbſt möge mir alſo eine angemeſſene, weder knauſerige, noch übertriebene, runde Summe beſtimmen, womit alle Trinkgelder ohne Ausnahme im Hauſe abgemacht wären, ſo daß unſre Sachen alle hinab in die Barke geräumt würden, ohne daß noch irgend Einer die Hand nach dem kleinſten Geſchenk ausſtrecken dürfe. Ich führte ihm hiebei an, daß in einem ſehr guten Gaſthofe zu Rotterdam, wo ich logirt, der Wirth gleich eine mäßige Summe als Trinkgeld für die Dienerſchaft mit in der Rechnung aufgeführt, und daß dann, bei der willfährigſten Bedienung, Niemand im Mindeſten Anſpruch auf noch eine Gabe gemacht habe. Dies ſchien dem Cameriere ſelbſt als eine gute Einrichtung einzuleuchten — wenigſtens that er ſo — und nach einigem beſcheidenen Complimentiren, beſtimmte er die — für zwei Nächte und Tage von zwei Perſonen zu bezahlende — unerwartet mäßige Summe von zwei Gulden (ſechs Zwanzigkreuzerſtücken) als runde Abfindungsſumme mit ihm ſelbſt und mit der ganzen übrigen, zahlreichen Dienerſchaft des Hauſes. Ich

gab ſie ihm ohne Widerrede; unſre Sachen wurden raſch hinunter nach der Barke getragen; Jeder zeigte ſich auch jetzt höflich und dienſtfertig, wie bei unſrer Ankunft; und auch nicht eine Miene oder Hand machte noch einen Anſpruch auf eine Gabe. Ich ſagte zum Abſchiede dem braven Rudolph (ſo hieß der Cameriere), daß ich ſein rechtliches Benehmen zu rühmen wiſſen werde; und ſo thue ich es dann auch hier noch in der Heimath mit gebührender Anerkennung.

In Rom fielen dergleichen Verhandlungen weg, weil wir dort nicht in einem Gaſthofe, ſondern in einem Privathauſe logirten, und uns alſo blos mit unſerm Lohnbedienten und der Magd unſers Wirths abzufinden hatten. Hingegen in Neapel, wo wir im Hôtel de Russie, einem ſehr guten Gaſthofe, vom zwölften Mai bis zum zwanzigſten Junius (alſo reichlich ſechsthalb Wochen) logirt hatten, und — ohne das Küchen-Perſonale mit zu rechnen — von ſechs männlichen Domeſtiken bedient worden waren (denen ſich noch ein oder zwei Facchini's beim Hinabtragen unſrer Koffer nach dem Wagen, der uns abholen ſollte, angeſchloſſen haben würden, wie es gewöhnlich in den größern Gaſthöfen geſchieht), und wo ich von Jedem einen beſonderen zudringlichen Anſpruch bei der Abreiſe zu fürchten hatte, ſuchte

ich mich wieder im Voraus gegen ſolche Beläſtigungen zu verwahren. Als ich am Abend vor der Abreiſe dem verſchmitzten Stellvertreter der Beſitzerin des Hauſes — Monſieur Charles — (der ſich gewöhnlich maitre de la maison nennen ließ) die Schlußrechnung bezahlte; erklärte ich auch ihm, daß ich die vielfache Bettelei bei der Abreiſe nicht haben, ſondern ihm eine runde Summe, zur verhältnißmäßigen Vertheilung unter die geſammte Dienerſchaft des Hauſes geben wolle. Er ging ohne Einwendung auf dieſen Antrag ein; als ich ihn aber auffoderte, mir ohne Rückhalt zu ſagen, wie groß dieſe Summe ſeyn ſolle, verſicherte er wiederholt, daß dies ganz von unſrer Güte abhänge. Da keine andre Erklärung von ihm zu erhalten war: ſo blieb nichts übrig, als daß ich mit einem beſtimmten Anerbieten herausrückte. Ich fragte ihn alſo, ob er acht Piaſter (deren etwa 4½ auf einen Napoleon d'or gehen) für eine angemeſſene Summe halte? Ich erwartete hierauf ein höfliches Achſelzucken, als Verneinung, und war der Meinung, daß ich noch mindeſtens vier Piaſter werde zulegen müſſen. Allein zu meiner groſſen Ueberraſchung erwiederte er, ohne Zögern und mit einer verbindlichen Verbeugung, daß er dies Anerbieten im Namen der ganzen Dienerſchaft dankbar an-

nehme, nur möge ich dem Portier des Hauſes, der zu jenen nicht gehöre, noch ein beſonderes Geſchenk, von einem Piaſter, machen, was ich ebenfalls nicht anders, als billig, finden konnte.

Daß auch die Dienerſchaft, obgleich ein paar eingebildete, vornehmthuende Gelbſchnäbel dazwiſchen waren, denen ich manchmal eine derbe Wahrheit ſagen mußte, um ſie im rechten Geleiſe zu erhalten, mit jenem Trinkgeld vollkommen zufrieden war, davon erhielt ich noch vor dem Schlafengehen einen überzeugenden Beweis. Der Cameriere, welcher das Bettmachen und Reinigen der Zimmer zu beſorgen hatte, brachte mir, wenn ich mich niederlegen wollte, eine Nachtlampe, und zog mir die Stiefeln aus. Als ich ihn an jenem letzten Abend herbei geklingelt hatte, bat er um ein Geſchenk. Ich ſagte ihm freundlich, daß ihm dies nicht entgehen werde, daß ich mich aber nicht darauf einlaſſen wolle, Einzelnen zu geben. Nun wäre ich zwar wohl geneigt geweſen, Dieſen mit am Beſten zu bedenken, weil er uns nie Veranlaſſung zur Unzufriedenheit gegeben hatte. Allein ſobald ich mit ihm eine Ausnahme gemacht hätte, wäre meine ganze, mit Herrn Charles gehabte Verhandlung zu einer Thorheit geworden, und die Andern würden dann ebenfalls um Extra-Geſchenke gebettelt haben, oder

wegen der Bevorzugung des Einen unwillig geworden ſeyn. Ich mußte ihn auf ſeine wiederholte Bitte alſo nur auf Hrn. Charles verweiſen, durch den Jeder das ihm zukommende Trinkgeld erhalten würde. Schon hatte der Sollicitant ſich gebückt, um mir die Stiefeln auszuziehen, allein ſobald ich ihm jene Worte erwiedert hatte, richtete er ſich unwillig auf, und ging zur Thür hinaus, ohne mir den gewohnten Dienſt zu leiſten. Aufgebracht über dieſe Impertinenz, zog ich heftig an der Klingel, und da nicht gleich Jemand erſchien, ging ich raſch auf den Vorſaal hinaus, und rief nach einem andern Cameriere. Nun eilten ihrer Zwei herbei. Ich ſagte, ſie ſollten mir ſogleich Hrn. Charles rufen, weil ich ihm ſagen müſſe, was mir eben begegnet ſey. Sehr betroffen fragten ſie, was es wäre, und ſagten dann mit mißbilligendem Tone, daß der Weggelaufene gleich kommen und ſeine Schuldigkeit thun ſolle. Ich erklärte, daß ich dieſen Grobian nicht wieder ſehen, ſondern Hrn. Charles ſprechen wolle, dem ich bereits das Trinkgeld für die geſammte Dienerſchaft eingehändigt, und daß Dieſer die erhaltene Summe als vollkommen hinreichend angenommen habe. Hierauf wurden dieſe beiden Patrone, die ſonſt mitunter etwas vornehm thun wollten, immer höflicher. Unter der Verſiche-

rung, daß Hr. Charles ſich ſchon ſchlafen gelegt habe, erbot ſich der Eine, er wolle mir die Stiefeln ausziehen, und der Andere bat nur in ſehr beſcheidnem Tone, daß ich ihnen doch ſagen möchte, wie viel ich zur Vertheilung hergegeben habe, was beinahe ſo klang, als ob ſie fürchteten, Hr. Charles möchte vielleicht ihnen morgen keine richtige Angabe machen. Als ich ihnen nun geſagt, es wären acht Piaſter, wurden ſie immer höflicher und dienſtfertiger, und dankten im Voraus, mit der Verſicherung, daß Alle hiemit ſehr zufrieden ſeyn würden, beſtens dafür. — Alles ging am andern Morgen in beſter Ordnung von Statten, und Niemand beſchwerte uns mit einer Bettelei.

Auf der Rückreiſe, in Florenz, wo wir am 30ſten Junius ankamen, in einem guten Gaſthof gutes Logis, gute Bewirthung und prompte Bedienung hatten, und am 7ten Julius wieder abreiſten, ſchlug ich den nämlichen Weg ein, uns gegen die vielfachen, ſonſt gewöhnlichen Betteleien zu ſchützen. Hier kauften wir uns mit zwei Piaſtern für die Dienerſchaft los, und Alles lief ohne die mindeſte Unannehmlichkeit und Bettelei bei unſrer Abreiſe ab.

Auch den Zudringlichkeiten unverlangter Helfershelfer bei der Ankunft in den Gaſthöfen der größeren Städte lernten wir uns endlich, nach dem

Rathe, den uns ein verſtändiger Vetturino gegeben hatte, auf ſehr leichte Weiſe entziehen. Als wir zum Beiſpiel in Genua ankamen, und unſer Wagen augenblicklich von unberufenen Dienſtfertigen umgeben war, erklärte ich einem hinzutretenden Cameriere, daß der Wagen, ohne etwas davon abzupacken, in eine Remiſe gebracht werden ſolle. Hierauf ſtiegen wir aus, und gingen ruhig ins Haus, ohne uns im Mindeſten um die Menge der harrenden Aſpiranten zu bekümmern. Aus dem Fenſter hinabſehend, zählte ich deren nicht weniger, als neune, von denen Jeder irgend ein Stück unſrer Effecten zu erobern und ein Trinkgeld zu erſchnappen wünſchte. Nach einer Viertelſtunde ſagte ich dem Cameriere, was von unſern Sachen aus dem Wagen in der Remiſe geholt werden ſolle; und nun hatten wir uns blos mit zwei Facchini's, die dies beſorgten, abzufinden.

Es ergiebt ſich aus dieſen Mittheilungen, daß man, wenn man es nur recht anfängt, mit den Trinkgeldern in den beſten Gaſthöfen der größten Städte Italiens billig genug, und ohne die vielfache Beläſtigung, über die ſo viel geklagt wird, wegkommen kann. —

# XV.

Ganz anders lauten freilich Hrn. Nicolai's Berichte. Wie viel er in Venedig an Trinkgeld bezahlt, theilt er nicht mit. Dagegen berichtet er, daß er in Florenz, wo er, auf der Hinreiſe, am 6ten Junius Abends ankam, und am 9ten Junius nach dem Mittageſſen mit ſeinen drei Gefährten wieder abreiſte, „20 (ſchreibe zwanzig) Piaſter an Trinkgeld für die Bedienung", und außerdem noch einem Facchino für Hinuntertragen des Koffers und einiger Kleinigkeiten nach dem Wagen „einen Piaſter" habe zahlen müſſen, zuſammen alſo 21 Piaſter! Nun bezahlte er freilich für vier, und ich nur für zwei Perſonen; allein ſein Aufenthalt dauerte noch nicht halb ſo lange, als der unſrige. Er würde alſo für vier Perſonen, nach dem Maßſtabe, wie ich bezahlte, nur drei, höchſtens vier Piaſter zu zahlen gehabt haben. Er bezahlte mit 21 Piaſtern alſo mehr als das Fünffache nach jenem Maßſtabe.

Der Abwechſelung wegen, will er mit ſeinen Gefährten, bei der Abreiſe von Aquapendente, wo ſie übernachtet haben, zur Strafe für die zu hohe Wirthsrechnung, davon fahren, ohne dem Cameriere ſein wohlverdientes Trinkgeld zu geben!

Noch dazu hat der Cameriere erſt noch vier Goldſtücke wechſeln, und das Silbergeld dafür in den Wagen reichen müſſen! So wie dies geſchehn, wollen die vornehmen Reiſenden mit ihren vier Extrapoſtpferden davon jagen. Aber der erzürnte Cameriere ſchreit hinter ihnen her, und ſtraft nun Die, welche ihn ſtrafen wollten, und ihm endlich nothgedrungen nur zwei Paoli (für vier Perſonen) zuwarfen, mit einer Prellerei um ein ſtreitiges Goldſtück, wodurch ein arger Straßen-Scandal entſteht! Herr Nicolai's Bericht ſchließt mit den Worten: „und lautes Hohngelächter ſchallte hinter uns her." — Und ſolche Auftritte, anſtatt ſich ihrer, bei ruhiger Beſinnung, im Stillen zu ſchämen, tiſcht Hr. Nicolai noch lang und breit der deutſchen Leſewelt auf! Und — als wollte er noch einen recht treffenden Blitz gegen Italien ſchleudern — ſetzt er dann die emphatiſchen Worte hinzu: „Das aber war Aquapendente, eine Stadt, welche in den heſperiſchen Gefilden liegt." — Ich meine, ungleich paſſender ließe ſich hiezu noch anfügen: „Das aber war Hr. **Guſtav Nicolai**, dem ſolche Ehre in den heſperiſchen Gefilden widerfuhr." —

In Rom traf er am 10ten Junius Abends ein, reiſte am 16ten Junius nach Tiſche ab, und

bezahlte, nach erbetenem Rath von dem Cameriere, 25, ſchreibe: fünfundzwanzig, Piaſter Trinkgeld! — Ei, wie mag dieſer rathgebende Cameriere hinterher gelacht haben, daß ſein ſchelmiſcher Rath ſo ſchöne Früchte brachte!

Wieviel Hr. Nicolai in Neapel für einen neuntägigen Aufenthalt an Trinkgeld für die Dienerſchaft im Gaſthofe bezahlt, berichtet er nicht, ſondern fügt nur am Schluß der Beſchwerde, über die hohe Wirthsrechnung, hinzu: „Die Facchini, welche die Sachen hingeſchleppt haben (das heißt nach dem Reiſewagen hinunter) fodern Jeder ſeinen Piaſter.“

Auf der Rückreiſe kam er in Rom am 29ſten Junius an, und reiſte am 3ten Julius wieder ab. Hier ſagt er: „an Trinkgeldern zwackte man uns 28, ſchreibe: achtundzwanzig, Piaſter ab.“ — Für noch nicht volle vier Tage!! Alſo mehr als ſieben Piaſter für jeden Tag! —

Man muß freilich auch, wenn man die Kunſtſammlungen in Rom und in Neapel ſehen will, vielfältig in die Taſche greifen; allein die Cuſtoden an beiden Orten ſind ſehr beſcheiden in ihren Anſprüchen. In Rom kommt man in der Regel mit einem Geſchenk von zwei Paoli's, deren zehn auf einen römiſchen Piaſter gehen, und in Neapel mit

zwei Carlini's, deren zwölfe auf einen dortigen Piaſter gehen, ab. Man kann alſo für wenige Piaſter ungeheuer viel ſehen.

Hr. Nicolai ließ aber in Rom und in den Umgebungen durch ſeinen Cicerone die Auslagen beſorgen. Dafür berechnet dieſer das erſte Mal 12 Piaſter, wo ſeine Auslage, nach Herrn Nicolai's Meinung, etwa 5 Thaler geweſen ſey — das zweite Mal abermals 12 Piaſter, ſtatt etwa ausgegebener 4 Thaler — und das dritte Mal 13 Piaſter, ſtatt höchſtens 6, die zu fodern geweſen wären! — Aber da Hr. Nicolai gleich beim erſten Verſuch, den Cicerone zu ſeinem Kaſſirer zu machen, ſo arg geprellt wurde: warum war er ſo thöricht, ſich zum zweiten Male, ja ſogar zum dritten Male, ſolcher Prellerei Preis zu geben? Nöthig war das doch keinesweges. Durch ſolche Bequemlichkeit oder Vornehmthuerei gewinnt der Reiſende am Ende nichts, als daß man ihn für einen, mehr oder weniger reichen, Einfaltspinſel hält. Hr. Nicolai ſagt ſelbſt, daß man die reichen Engländer, die jede Foderung ohne Weigern zahlen, für unſäglich dumm halte und ſie verachte. Und doch läßt er ſich ebenfalls aufs Aergſte prellen!

Aerger kann man ja die Geldwegwerferei kaum treiben, als es, nach ſeinen eignen Angaben,

Hr. Nicolai that! Wenn er ſich nicht als ein Reichsgraf oder als ein überreicher Baron geltend machen wollte: ſo iſt wirklich ſchwer zu begreifen, wie er zum Beiſpiel dazu kam, ſo unverhältnißmäßig hohe Trinkgelder zu zahlen! Hätte er es aus Eitelkeit gethan, um ſich von der Sippſchaft der Cameriere's als eine Art von Lord oder Nabob anſtaunen zu laſſen: ſo müßte er ſich wenigſtens nicht über dieſe hohen Ausgaben in ſeinem Buche beſchweren. Glaubte er aber im Ernſt, daß er mit mäßigeren Summen nicht loskommen könne: ſo muß es ihm ganz und gar an Takt, Urtheil und Reiſe-Erfahrung gefehlt haben; und er hat zu nichts weniger Genie, als zu einem gewandten Reiſe-Marſchall. — Höchſt Unrecht aber iſt es, daß er die lächerlichen Reſultate ſeiner Unbehelfenheit mit als Hauptanklagen gegen die Italiener, und wie unvermeidliche, ſchwere Laſten in Italien hinſtellt, um von der Reiſe dorthin abzumahnen. — Die von mir aufgeſtellten Erfahrungen werden hoffentlich Herrn Nicolai's Warnungen entkräften, und den Leſer auf einen richtigeren Stand der Beurtheilung leiten.

# XVI.

Eine der Hauptbeſchwerden richtet Hr. Nicolai gegen die italieniſchen Poſtmeiſter und Poſtillone. Hier hat er vielen Grund zur Klage, doch auch nicht immer, und nicht in dem Maße, als er grollt und ſchilt.

Je weiter man ſich von den preußiſchen und königlichen ſächſiſchen Landestheilen entfernt, wo das Extrapoſtweſen ſo trefflich geregelt iſt, deſto mehr hört jene Ordnung auf. Schon im Bayreuthſchen mußte ich ſehr antreiben, um einen Poſtzettel mit Angabe der Meilenzahl und des zu zahlenden Geldes zu erhalten. In Tirol mußte ich es aufgeben, dergleichen zu bekommen; und in Italien war vollends hieran nicht zu denken. Da erhält man erſt nach zurückgelegter Station die Angabe der zurückgelegten Meilenzahl und des zu zahlenden Geldes. Man bekommt höchſt ſelten einen Poſthalter zu ſehen, und iſt ſehr der Willkür und Habſucht der Poſtillone und andern gemeinen Volks Preis gegeben, was manchmal ſehr unangenehm werden kann. — Betrügereien durch falſche Angaben der Meilenzahl ſcheinen aber nicht vorzufallen. Auch habe ich durchaus keine Klage über ungebührliche Vermehrung der vorgeſpannten Pferde zu führen.

Hr. Nicolai klagt, daß man ihm von Novigo aus nicht blos ein drittes, sondern weiterhin öfter auch ein viertes, ja mitunter ein fünftes und sechstes Pferd aufgezwungen habe. Einen Hauptzank hatte er mit dem Poſtmeiſter zu Pianoro, wo ihm zum erſten Male ein viertes Pferd gegeben wurde. Der Poſtmeiſter zeigte das Reglement, welches dahin lautete, daß von hier nach Lojano, wo der Weg über die Apenninen beginnt, ein drittes Pferd zu nehmen ſey, was aber, da die Reiſenden ſchon mit drei Pferden angekommen ſeyen, in dieſem Fall ein viertes Pferd bedeute. Der Poſtmeiſter hatte hierin vollkommen Recht, denn der Sinn des Reglements war kein anderer, als der, daß von hier aus, wo der Gebirgsweg angehe, ein Pferd mehr genommen werden müſſe, als die Reiſenden bisher, aus der Ebene kommend, gehabt hätten. Da nun Hr. Nicolai, von Novigo aus, mehrere Stationen immer ſchon drei Pferde gehabt hatte, und mit dreien hier ankam: ſo war der Poſtmeiſter vollkommen berechtigt, ihm nun, den bergigten Weg hinauf, viere zu geben.

Vernünftigerweiſe war hierüber gar nicht zu ſtreiten. Hätte geſtritten werden ſollen: ſo hätte es zu Novigo geſchehen ſollen, wo man, ſtatt der ſonſtigen zwei, auf einmal drei Pferde gab, und

was dann so fortging bis Pianoro. Allein auch zu Rovigo würde der Widerspruch schwerlich geholfen haben. Hr. Nicolai will es zwar geltend machen, daß er mit seinen Gefährten in einer gewöhnlichen Chaise, und nur mit einem kleinen Koffer gereist sey; allein wie leicht oder schwer sich die Chaise habe fahren lassen, wird durch das Beiwort eine gewöhnliche nicht klar, so wenig als das Gewicht und die Größe des Koffers durch das Beiwort klein. In dieser Chaise saßen vier erwachsene Personen, die zu einer viermonatlichen Reise doch wohl noch andre Räume, als blos einen kleinen Koffer, mit ihren Kleidern und ihrer Wäsche vollgepackt haben mußten. — Jedenfalls wurde Hr. Nicolai also sehr mild behandelt, daß man für vier Personen bis Rovigo immer nur zwei Pferde gab. Er sagt auch selbst: „Wir hatten indessen eigentlich wohl darauf gerechnet, in Italien drei Pferde nehmen zu müssen, und fanden uns daher in diese schon bedeutende Mehrausgabe." — Wie konnte er sich nun also wundern, daß er beim Beginn der Apenninen ein viertes Pferd nehmen sollte? Doch wie benimmt er sich hiebei! Inmitten eines Volkshaufens, der gaffend um den Wagen steht, zankt er nicht nur auf's Hitzigste mit dem Postmeister, sondern holt auch

einen Polizeimann herbei, und droht dieſem, daß er in Rom der Regierung von dieſer Bedrückung Anzeige machen werde. Und da dieſe Drohung, ſo wenig als ſein Zanken mit dem Poſtmeiſter, den erwarteten Eindruck macht: ſo kommt er auf den unglücklichen Gedanken, an das Volk, dem er ſchon das beluſtigende Schauſpiel des unnützen Kampfs und ſeiner Niederlage gab, feierlich zu appelliren, weil er „merke", daß man ihn und ſeine Reiſegefährten für Engländer hält, die in Italien das Geld „auf die unſinnigſte Weiſe verſchwenden." Er berichtet darüber Folgendes: „In dieſer Vorausſetzung haranguirte ich das verſammelte Geſindel gut oder ſchlecht, und erklärte, wir ſeien Deutſche, nicht Engländer, hätten ſo viel Schönes von Italien und von der Rechtlichkeit und Gaſtfreundſchaft ſeiner Bewohner gehört, und müßten nun die Erfahrung machen, daß Italiener gegen ihre fremden Gäſte in deren ganz gerechter Sache offenbar Partei nähmen. Dies haben wir, ſetzte ich hinzu, nicht gedacht, und wir ſehen alſo, daß — man ließ mich nicht ausſprechen, und fiel mir höhnend in's Wort: „Sie ſehen alſo, daß Sie ſich geirrt haben"."

Hr. Nicolai, der ſo vielfach über Verhöhnung des Pöbels klagt, blos weil er nicht reich-

lich genug Almoſen gegeben, foderte durch dieſe — wahrſcheinlich ziemlich ſchlecht ſtyliſirte — Rede das verſammelte Geſindel doch förmlich heraus, ihn zu verlachen und zu verhöhnen; und die Replik, die er als raſche Antwort erhielt, war gerade ſo geſcheit, als ſeine Rede albern war. Und noch nicht damit zufrieden, ſich vor dem Pöbel von Pianoro lächerlich gemacht zu haben, läßt er obenein jenen merkwürdigen Bericht drucken, um ſich auch noch vor allen verſtändigen Leſern ſeines Buchs lächerlich zu machen! Das heißt in der That, die Selbſtaufopferung zur Beluſtigung des deutſchen Publikums weit treiben!

So folgt dann im Verlauf der Reiſe ſelbſt ein Zank nach dem andern, und in der Reiſebeſchreibung eine Jeremiade nach der andern über zuviel erhaltene Pferde und Poſtillone. Einmal wäre er für ſein Zanken beinahe ſchlimm beſtraft worden. Zu Bracco nämlich hatte er, wie er ſich rühmt, ſo lange und ſo energiſch gezankt, bis das vierte Pferd und der zweite Poſtillon zurückgenommen wurden. Und auf ſehr gefährlichem Wege wäre der Wagen faſt in einen Abgrund geſtürzt, weil der eine Poſtillon das einzelne Pferd, was an der Spitze ging, und hieran nicht gewöhnt war, nicht gehörig regieren konnte! Mehrmals,

nachdem er heftig gegen eine Vermehrung der Pferdezahl proteſtirt, ſagt er hinterher ſelbſt, daß der Weg freilich ſehr bergan gegangen ſey. Weil er das nicht ſchon vor dem Poſthauſe ſah, glaubte er nicht, daß dies der Fall ſeyn könne, und ſtritt dagegen sans rime et sans raison!. Mehrmals, wenn die nächſte Station nicht ſchwierig war, ſpannte man von ſelbſt ein oder zwei Pferde weniger vor. — Wie es mit dem Vorſpannen von ſechs Pferden zuſammenhing; ob man — wie zu Pianoro, das vierte — da er mit vieren ankam, ihm ſechſe geben durfte, oder ob man ihn wirklich für einen überreichen Engländer hielt, und als einen ſolchen widerrechtlich rupfen wollte — kann ich nicht beurtheilen. Ich weiß nur, daß ich nicht im Mindeſten über Prellereien dieſer Art zu klagen habe. — Wir fuhren in einer vierſitzigen, halb bedeckten, in vier Federn hangenden Chaiſe, an welcher ſich hinten ein angeſchrobener, hoher und ſtarker, verſchließbarer Korb mit zwei ziemlich ſchweren Koffern von mittler Größe befand. Der Rückſitz war ſehr voll gepackt durch zwei ſtark gefüllte Nachtſäcke, einen Victualienkaſten, groß genug, um auch Weinflaſchen zu beherbergen, und anderes Gepäck. Dazu noch Mäntel, Ueberröcke, Fußſäcke, Bücher, und gefüllte Kaſten unter unſerm und dem Kutſcher-

ſitze, und über dieſem mein Hutfutteral. Unſer Wagen erſchien alſo wenigſtens nicht als ein ſehr leichter. Dennoch wurde uns bis Florenz nur auf wenigen Stationen zugemuthet, mehr als zwei Pferde zu nehmen; und wo wir das dritte erhielten, wie zum Beiſpiel zu Pianoro, geſchah es immer mit gutem Grunde, wegen zu bergigen Terrains. Wir hatten alſo in dieſer Beziehung nicht ein einziges Mal Streit oder Verdruß.

In hohem Grade zu rühmen ſind die faſt durchgängig trefflichen Chauſſeen auf den Hauptbahnen in Italien, ſo wie das prompte Expediren auf den Stationen, und das raſche (manchmal für Pferde und Wagen faſt zu raſche) Fahren der Poſtillone. Auch wird weder Chauſſeegeld, wie in Deutſchland, noch Mauthgeld, wie in Tirol, gefodert, wobei ich faſt jedes Mal von dem deutſchen Biedermanne, oder ſeiner lieben Frau, beim Herausgeben auf ein Stück Silbergeld, ein oder ein paar falſche Kupfergeld-Stücke erhielt. — Eine Annehmlichkeit iſt es in Italien (wie auch größtentheils in Frankreich), daß der Poſtillon ſich nicht auf den Bock des Wagens, ſondern auf ein Pferd ſetzt, wenn er deren auch nur zwei zu leiten hat. Auch habe ich keinen betrunkenen Poſtillon geſehen; und bei aller anſcheinenden leichtſinnigen

Sorgloſigkeit und manchmaligem, faſt tollem Jagen, fahren ſie doch mit großer Geſchicklichkeit und Sicherheit. Je weiter hinein nach Italien, deſto mehr nehmen ihre guten und böſen Eigenſchaften zu. Ein Ehrenpunkt ſchien es bei den meiſten zu ſeyn, ſich nicht erſt aufs Pferd zu ſetzen, und dann die Pferde zum Anziehen zu treiben, ſondern, noch neben dem Sattelpferde ſtehend, und die Zügel mit der linken Hand faſſend, einen tüchtigen Peitſchenſchlag mit der rechten Hand zu thun, und erſt in dem Augenblick, wenn die Pferde anſpringen, ſich hinauf auf den Sattel zu ſchwingen. Ein Kunſtſtück, das manchmal gefährlich zu ſeyn ſchien. Sitzt aber der Poſtillon erſt im Sattel, ſo iſt die Peitſche faſt unaufhörlich in Bewegung. An Schonung der Pferde denkt der italieniſche Poſtillon faſt nie; und geht es ein Stück Weges etwas ſteiler aufwärts, ſo treibt und prügelt er in der Regel unbarmherzig darauf los, um ſie zum Galoppiren, und dadurch, mit einem kräftigeren Einhauen der Füße, zu einem kräftigeren, nicht nachlaſſenden Ziehen zu zwingen. — Gewöhnlich, wenn etwa drei oder vier Fünftheile der Station zurückgelegt waren, ſtieg der Poſtillon auf ein paar Minuten ab, und that, als ob die Pferde ſich ein wenig erholen ſollten, wendete ſich dann aber nach

unſerm Wagen, und fragte mit munterm Ton und Blick, ob er nicht recht raſch gefahren habe? Und das war dann die vorläufige Einleitung zu dem Anſpruch auf ein recht gutes Trinkgeld.

## XVII.

Die Verhandlungen beim Trinkgeldgeben können dem Fremden ſehr unangenehm werden, denn giebt er auch ein noch ſo gutes Trinkgeld: ſo thut der italieniſche Poſtillon doch, als ob es viel zu gering wäre, und bettelt, ihm noch mehr zu geben. Thut man dies nun, ſtellt ihn dadurch zufrieden, und giebt auf der folgenden Station etwa dem Poſtillon gleich ſo viel auf einmal, wie der vorige in zwei Portionen bekam: ſo hilft das nichts, ſondern die Bettelei geht auch hier los, und endet nicht, bis man wieder etwas zugelegt hat. Auf dieſe Weiſe kann man zu einer immer gröſſeren Trinkgeldausgabe hinaufgeſchroben werden, ohne den Rückweg finden zu können. Wer aber Beſcheid weiß, giebt immer erſt etwas weniger, als er eigentlich billiger Weiſe zu geben hat, und geben will, und legt dann, auf geſchehene Bitte, noch eine

Kleinigkeit hinzu. Wer dieſe Regel mit feſter Conſequenz befolgt, kommt am beſten durch, denn der italieniſche Poſtillon hält ſich nie für befriedigt, wenn er nicht, auch beim beſten erhaltenen Trinkgelde, noch eine kleine Zugabe erhält. Hrn. Nicolai's Berichte ſelbſt beſtätigen dies. Zu Impoſta erhielt jeder ſeiner beiden Poſtillone einen Piaſter; hiemit aber nicht zufrieden, verlangten ſie noch etwas zum Vertrinken. Als ihnen hierauf eine ganz kleine Silbermünze, kaum vom Werth eines Pfennigs, mit einem Fluch hingereicht wurde waren ſie zufrieden. — In früherer Zeit war es in Deutſchland nicht viel beſſer, beſonders auf den Stationen in der Nähe der gröſſeren, beſonders der Reſidenz- und Handels-Städte. Ich war ſelbſt einmal Augenzeuge davon, daß einer meiner Freunde, welcher auf der letzten Station vor Dresden dem Poſtillon ein recht gutes Trinkgeld verſprochen hatte, wenn er hübſch raſch führe, bei der Ankunft in Dresden dem Poſtillon einen blanken Speciesthaler gab, und dieſer dann doch noch um ein paar Groſchen zum Vertrinken bat, weil er den Speciesthaler doch nicht gleich wechſeln möchte. Erſt ſeit den neueren, höchſt löblichen Poſt-Einrichtungen, haben in Preußen und Sachſen dieſe Naivetäten und Unverſchämtheiten aufgehört. —

Da ich vom Anfang an in Italien die oben angeführte Regel beim Geben des Trinkgeldes an die Poſtillone nicht ſtreng genug befolgte, und mich ein paar Mal hatte verleiten laſſen, zu der erſten kleinen Zugabe noch eine zweite hinzuzufügen, und weil Einer dem Andern immer das Verfahren des Reiſenden mittheilt: ſo wurden die Anſprüche und Betteleien faſt mit jeder Station bis Meſtre geſteigert; doch ließ ich mich nie, wie Hr. Nicolai, bis zu einem Piaſter ſteigern. Die Unterbrechung durch unſern Abſtecher nach Venedig war mir daher ſehr erwünſcht, weil bei unſrer Rückkehr nach Meſtre, nach einer Unterbrechung von zwei Tagen, eine neue Aera in unſrer Poſtreiſe begann, und ich nun ein verändertes Verfahren beginnen konnte.

Von jetzt an verfuhr ich bis Florenz conſequenter, verſtand mich nur zu einer kleinen Zugabe zu dem eigentlichen, ſchon hinlänglichen Trinkgelde, und wies einzelne weitere Anſprüche, theils mit kurzen, ernſten, theils mit einigen ſcherzenden Worten zurück. Und wurden mir dieſe Verhandlungen auch manchmal zuwider: ſo beharrte ich doch ſtreng bei dieſem Syſtem, und wir wurden, nach wie vor, aufs Prompteſte expedirt und raſch gefahren. Sagte ich bei ihren Betteleien, ich verſtände ſie nicht, ſo erwiederten ſie gewöhnlich, ich wolle ſie nur nicht

verſtehen, und fuhren, ohne ſich irre machen zu laſſen, in alter Weiſe fort.

Auf der letzten Station vor Florenz wurde uns indeſſen das Fahren mit Extra-Poſtpferden ziemlich verleidet. Wir hatten drei Pferde, doch nur einen Poſtillon, und dieſer war ein flinker, von jugendlicher Luſt und Keckheit überſprudelnder Kerl. Das Sattelpferd war ein großes, noch junges und wildes Thier. Als es zum Beginn ſeines Laufs angehauen wurde, und der Poſtillon ſich hinauf ſchwingen wollte, bäumte es ſich ſo ſehr, daß er davon ablaſſen mußte. Nun erfolgten kräftige Strafhiebe, wobei das ausſchlagende Pferd den Wagen ſeitwärts faſt in einen Graben riß. Nach mehrmaligen, vergeblichen Verſuchen, kam der Poſtillon doch endlich in den Sattel, und jagte nun ziemlich lange übermäßig, um das wilde, kräftige Thier mürbe zu machen. Dies glückte auch in ſo weit, daß der Poſtillon ſeiner nach und nach immer mehr Herr wurde. Nun wurde der luſtige Burſche aber immer petulanter. Faſt alle Landleute, die uns begegneten, oder die wir einholten, ſchienen ihn zu kennen. Allen hatte er etwas zu ſagen, mit Allen einen Scherz zu treiben. Er ſchien der Liebling aller Mädchen zu ſeyn; und um ſich noch einige Sekunden länger mit ihnen zu unterhalten, bog er ſich,

wenn wir bei ihnen vorbei waren, noch mit Kopf und Oberkörper zurück, und zog die Pferde dabei mehrmals aus der richtigen Bahn, ſo daß beſonders das Pferd vorn an der Spitze, ganz zur Seite hin lief. Rief ich ihm dann ein unwilliges Wort zu: ſo bog er ſchnell wieder ins rechte Geleis, hieb ſtrafend auf die Pferde los, und ſuchte, durch erneutes, tolles Jagen, ſeinen Fehler wieder gut zu machen. — So waren wir in beſtändiger Spannung, und trotz der augenſcheinlichen, großen Geſchicklichkeit des leichtſinnigen Patrons, alle Augenblicke in der Gefahr, ein größeres oder kleineres Unglück zu erleben.

Hiezu kam noch die Betrachtung, daß unſer Wagen wohl gut und dauerhaft genug gebaut war, um in Deutſchland, unter der Leitung deutſcher Poſtillone, eine Reiſe von noch ein paar hundert Meilen auszuhalten, daß er jedoch die fortgeſetzten Proben eines ſo tollen Fahrens, beſonders über das holprige Straßenpflaſter der vielen kleinen Ortſchaften, ſchwerlich werde beſtehen können. Es kam uns daher ganz erwünſcht, daß gleich bei unſrer Ankunft in Florenz uns von zwei Unterhändlern Anbietungen gemacht wurden, unſre Reiſe mit Vetturino-Pferden fortſetzen. Die florentiniſchen Vetturini ſind als die beſten in Italien bekannt, daher

geben ſich andere, beſonders römiſche, die eben nicht in gutem Rufe ſtehen, oft für florentiniſche aus.

Nach wenigen, einleitenden Verhandlungen, unterzeichnete ich am folgenden Morgen, den 6ten April, einen ſchriftlichen Contract mit der Wittwe Mocati, wonach ſie verpflichtet wurde, uns vier gute Mauleſel und einen guten, dienſtfertigen und pflichtgetreuen Vetturino zu ſtellen, um uns nach Rom zu fahren, unterwegs in den beſten Gaſthöfen einzukehren, und uns in denſelben auf ihre Koſten in den anſtändigſten Zimmern logiren zu laſſen, ſo wie auch für gutes Mittag- und Abendeſſen zu ſorgen. Wir wollten eigentlich zur Bedingung machen, ſchon den 10ten Abends in Rom einzutreffen, da dies aber nicht ausführbar geweſen wäre: ſo wurde beſtimmt, daß wir den 11ten längſtens Mittags um 12 Uhr in Rom ſeyn müßten. Ich fügte noch die Bedingung hinzu, daß von den ausbedungenen zwölf Napoleon d'or's alle Abend einer von mir bezahlt werden ſollte, und der Reſt nach promptem Eintreffen in Rom, daß dieſer Reſt aber gänzlich verſcherzt ſey, wenn wir nicht pünktlich zu der beſtimmten Zeit dort ankämen. Das Trinkgeld ſollte ſich danach richten, wie wir mit dem Vetturino zufrieden ſeyn würden. Der Unter-

händler bat, daß wir dem Vetturino dann vier Piaſter geben möchten, was ich indeſſen noch nicht verſprach.

Laut Abrede, ſtellte ſich Mittag um 1 Uhr der Vetturino Gaetano Calvetto mit ſeinen Mauleſeln ein, und wir verließen Florenz, ohne für jetzt viel davon geſehen zu haben, als ein paar Kirchen, Plätze und Brücken, in der Kathedrale die Feier eines Todtenamtes, und auf dem Gemüſe- und Blumenmarkt im Ueberfluß gelben und blauen Blumenkohl, Mohrrüben, Welſchkohl, große Bohnen, Radieschen, Veilchen, Maiblumen, Camellien u. ſ. w. u. ſ. w. — Die Mauleſel bewährten ſich als ſehr tüchtige Thiere, und beſonders in den erſten Tagen legten wir über Erwartung große Strecken zurück. Am nächſten Morgen reiſten wir um 4 Uhr von Poggibondi ab, und kamen, ohne angehalten zu haben, um halb 11 Uhr, nachdem wir acht Poſtmeilen zurückgelegt hatten, in Buonconvento an. Am Nachmittage fuhren wir etwa von 1 Uhr an, wieder ununterbrochen bis Ricorſi, wo wir, etwa halb 7 Uhr, nach zurückgelegten ſechs Poſtmeilen ankamen. Trotz der bedeutenden Berghöhen, die hier und da überſtiegen werden mußten, brauchte der Vetturino doch nie Vorſpann zu neh-

men; und nur am dritten und vierten Tage wurde ein paar Mal den Thieren unterwegs etwas Waſſer gegeben; ſonſt wurde nie angehalten, als bis wir in's Mittags- und Nachtquartier kamen. Unſer Wagen wurde bei gleichmäßigem, verſtändigem Fahren beſtens geſchont. Wir hatten für nichts ſelbſt zu ſorgen, als für etwas Warmes, zum Frühſtück vor der Abreiſe, und dann dem Cameriere und Stalliero ein kleines Trinkgeld zu geben. Uebrigens ließ der Vetturino es ſich ſehr angelegen ſeyn, daß wir, ſo ſehr es in den, meiſt kleinen Orten möglich war, gut beköſtigt und bedient wurden. Zur Collazione in der Mittagsſtunde erhielten wir drei, viererlei warme Speiſen, zum Pranzo in den Abendſtunden gewöhnlich noch eine Schüſſel mehr, nebſt Wein und etwas Deſert. Artiſchocken bekamen wir faſt bei jeder Mahlzeit, bald als Gemüſe gekocht, bald als Salat, bald gebraten. Halb verfaulte, wie Hr. Nicolai immer erhalten haben will, habe ich nie bemerkt. Oft wurden wir ſelbſt zur Beſtimmung der Speiſen aufgefodert; und jeden Abend, wenn ich den Vetturino zu uns rufen ließ, um ihm ſeinen Napoleon d'or zu geben, fragte er freundlich, ob wir auch zufrieden wären? Wir bejaeten ihm das gern, wenn uns Dies oder Jenes auch eben nicht geſchmeckt hatte.

Nicht erſt um Mittag, ſondern ſchon Morgens um 8 Uhr am 11ten April, trafen wir in Rom ein. Da wir vollkommen Urſach hatten, mit dem Vetturino zufrieden zu ſeyn: ſo ſollten ihm die vier Piaſter, welche der Unterhändler für ihn erbeten hatte, auch nicht verkürzt werden; indeſſen der Art und Weiſe getreu, wie die italieniſchen Poſtillone behandelt werden müſſen, reichte ich ihm fürs Erſte nur einen Napoleon d'or hin, welcher drei Paoli weniger werth iſt, als vier Piaſter. Nachdem er ihn ein paar Sekunden mit etwas verlegenen Blicken betrachtet hatte, ſagte er, das ſey ein miſerables Trinkgeld. Lachend legte ich ihm nun noch drei Paoli (etwa zehn gute Groſchen) in die Hand, und augenblicklich dankte er ſehr freundlich, und empfahl ſich uns wiederholt für unſre Rückreiſe. So war die Sache mit dem Werthe von vier Piaſtern zu ſeiner vollkommenen Zufriedenheit abgemacht. Hätte er aber ſogleich die volle Summe von vier Piaſtern erhalten: ſo hätte er unfehlbar auch dieſe ein miſerables Trinkgeld genannt, und wäre nicht eher zufrieden geweſen, als bis er noch ein paar Paoli als Zugabe erhalten hätte. Er war ein ungemein guter, dienſtfertiger Menſch; aber in Abſicht des Trinkgeldes eben auch ein italieniſcher Poſtillon.

# XVIII.

Wir fanden, durch die freundliche Bemühung eines deutſchen, ſchon ſeit mehreren Jahren alte Codices auf der vatikaniſchen Bibliothek vergleichenden Gelehrten, des Hrn. D. H...., an den ich bei unſrer Reiſe durch Leipzig geſchrieben hatte, eine große, elegant meublirte Etage in einem Privathauſe für uns bereit gehalten. Wir wohnten, ganz nahe am Corſo, in Via de' Pontelici, Nr. 33, in einem Eckhauſe, wo wir Mittag- und Abendſonne hatten (was im April ſehr angenehm war), in einer geſunden Gegend, zwei Treppen hoch. Unſer Wirth war ein Herr Cipicchia, ein Officiant beim Donanenweſen, wenn ich nicht irre. Dieſer ſehr gefällige Mann hatte bei dem Perſonal an der porta del popolo, durch welche wir in die Stadt kamen, uns im voraus angemeldet und bevorwortet, daß man uns nicht, wie es ſonſt Regel iſt, nach der Dogana (dem Zollgebäude) verweiſen ſolle. Wir konnten alſo mit einigen Trinkgeldern am Thore, ohne weiteren Aufenthalt abkommen. — Ein Lohnbedienter, Giuſeppe Martinello, bot gleich bei unſrer Ankunft ſeine Dienſte an, und bewährte ſich uns, während unſers ganzen Aufenthalts in Rom, auch auf der Rückreiſe wieder, als ein ordentlicher, pflichtgetreuer

Menſch. Sehr bald ſtellte ſich auch ein junger, mir dem Namen nach wohlbekannter Mann, Herr Th. H.. aus Magdeburg ein, und bald darauf machten wir auch die perſönliche Bekanntſchaft des Hrn. D. H..... Er erfreute meine Reiſegefährtin durch ein Eintrittsbillet zur Sixtiniſchen Kapelle, auf den erhöhten Sitzen fra le persone distinte; für mich war keins nöthig, weil jeder, in ſchwarzem Frack anſtändig gekleidete Mann unverweigerten Zutritt hat, ſo lange noch Platz da iſt. Zur Lieferung eines ſchwarzen Schleiers, der bei dieſer Gelegenheit mit zur Vervollſtändigung des ſchwarzen Damen-Anzugs gehört, erbot ſich die gutmüthige Frau des Hrn. Cipicchia. Von allen Seiten wurden wir mit Rath und That unterſtützt.

Wenn gleich der Anfang des Miſerere erſt um 6 Uhr ſeyn ſollte: ſo hielt ich doch für nöthig, möglichſt bald für einen Wagen ſorgen zu laſſen. Man ſagte mir, daß man ſonſt für drei, auch wohl für zwei Paoli nach der Peterskirche und von dort zurückfahren könne, daß heute aber, bei der Menge von Wagen, die nöthig wären, die Preiſe höher ſeyn würden. Man ſetzte hinzu, daß ein Lohnkutſcher, der ſehr viele Pferde und Wagen hätte, ganz in der Nähe wohne, und ſelbſt in dem Hauſe, was wir bewohnten, Ställe und Schuppen in Miethe habe,

und daß auch unſer Wagen bereits in einem ſeiner Schuppen untergebracht ſey. — Nach wenigen Minuten war dieſer Mann herbeigeholt, und ſtand in ſeiner großen, kräftigen Geſtalt, mit einem Blick und in einer Haltung mir gegenüber, als ob er ſeine Abkunft von einem der alten römiſchen Imperatoren beurkunden könne. Er ſagte, daß wir zur beliebigen Stunde einen Wagen bekommen könnten. Auf meine Frage nach dem Preiſe, forderte er mit dreiſter Stimme drei Piaſter. Als ich hiezu den Kopf ſchüttelte, ſetzte er hinzu, heute wäre ſtarke Nachfrage, und er verſpreche uns einen ſehr guten Wagen. Ohne mich weiter auf eine Unterhandlung einzulaſſen, erwiederte ich ihm, daß wir einen ſolchen Preis auch für den beſten Wagen nicht bezahlen würden, und daß mir nicht bange ſey, einen wohlfeileren zu bekommen. Dabei nickte ich ihm einen Abſchiedsgruß zu, und ließ ihn von dannen gehn, ohne weiter ein Wort an ihn zu verlieren, vorzüglich auch deßhalb, um dem Lohnbedienten gleich zu zeigen, daß ich nicht zu denen Fremden gehöre, die ſich ſo unverſchämt prellen laſſen. — Hr. Th. H.. hatte dann die Gefälligkeit, uns einen Wagen zur Hinfahrt für 5 Paoli (einen halben Piaſter) zu verſchaffen, und zur Rückfahrt für 4 Paoli einen gleich vom Peters-

platze herbei zu rufen. Statt für die bloße Hinfahrt 3 Piaſter, oder 30 Paoli zu zahlen, koſteten uns alſo Hin- und Rückfahrt zuſammen nur 9 Paoli. — So höchſt verſchieden ſind die Zahlungsſätze bei hundert Gelegenheiten in Italien, je nachdem man einfältig, gleichgültig oder vornehmthuend genug iſt, übertriebene Preiſe zu zahlen, oder umſichtig genug, um zu ermitteln, mit welchen angemeſſenen billigeren Preiſen man loskommen kann. Durch kleinliche Knauſereien macht man ſich Verdruß, durch verſchwenderiſches Zahlen macht man ſich nur lächerlich, aber durch verſtändige Abweiſung der Prellerei ſchafft man ſich weſentlichen Vortheil, und ſchützt ſich in der Regel am beſten ſo wohl gegen jenen Verdruß, als auch gegen dieſes Verlachtwerden. — So prelleriſch und hochnaſig jener eben erwähnte Lohnkutſcher mir am Tage unſerer Ankunft in Rom gegenüber geſtanden hatte, ſo billig und höflich benahm er ſich ſpäterhin. Nachdem wir nämlich, ohne auf ihn Rückſicht zu nehmen, etwa anderthalb Wochen lang faſt täglich von andern Fuhrleuten Wagen genommen hatten, ſagte mir unſer Lohnbedienteer, die Leute von Jenem hätten ihm geſagt, ihr Herr werde uns gern auch zu den Preiſen der Andern fahren laſſen. Um dem Lohnbedienten die Mühe des weiteren Umherlaufens

nach Wagen zu ſparen, und um jenen Mann nicht ohne Noth zu erbittern, da er ſich durch einen unverſchämten Miethspreis für die Beherbergung unſers Wagens rächen konnte, erwiederte ich dem Lohnbedienten alſo, daß ich nichts dagegen habe, mit Wagen von unſerm Nachbar zu fahren, vorausgeſetzt, daß ſie gut wären, und nicht theurer, als andere. Und von dieſem Tage an nahmen wir keine andern Wagen mehr, als die ſeinigen, die immer ſehr gut waren. Und der Mann, der am erſten Tage für eine Fuhre nach der Peterskirche drei Piaſter gefordert hatte, gab uns hernach dreimal auf ganze Tage, zu Ausflügen nach Genzano, nach Frascati, und nach Tivoli, ſeine Wagen, nach kurzer Verhandlung mit ihm, für vier Piaſter; und da ich, bei der erſten dieſer größeren Fahrten, mit dem Menſchen, der uns fuhr, unzufrieden geweſen war, und hierauf den Herrn ſelbſt zu mir rufen ließ, und ihm meine Beſchwerde mit der Erklärung vortrug, daß wir mit jenem Patrone nie wieder fahren wollten, ſuchte er mich höflich zu beruhigen, und verſicherte, der Menſch, der uns Urſach zur Unzufriedenheit gegeben, ſolle uns nie wieder fahren. Und dieſer Menſch, wie ich wohl wußte, aber gegen ihn ignorirte, war ſein Bruder. — Er ließ uns nun immer durch andere

von ſeinen Leuten fahren, deren Benehmen man es unverkennbar anſah, daß ihnen befohlen war, uns höflich zu behandeln, und keine Veranlaſſung zur Unzufriedenheit zu geben. — Es war alſo aus dem anfangs prelleriſchen und ziemlich brüsken Manne, durch angemeſſenes Benehmen gegen ihn, ein ganz billiger und höflich gefügiger Menſch geworden. —

## XIX.

Hätte er ſich auf weitere Reiſen eingelaſſen: ſo würde ich mit ihm am liebſten wegen unſrer Reiſe nach Neapel unterhandelt haben. Dergleichen unternahm er aber nie, um ſein Geſchäft in der Stadt und der nahen Umgegend nicht zu ſtören. Ein Anderer, bei dem ich anfragen ließ, that eine ſo unverſchämte Foderung, daß wir ihn nicht weiter berückſichtigten. Jedermann rieth uns, die Reiſe nach Neapel in einem Wagen von Angriſani zu machen.

Dieſer Angriſani wohnt in Neapel, hat aber auch ein Geſchäfts-Bureau in Rom. Er iſt der

Unternehmer einer Art von Schnellpoſt zwiſchen Rom und Neapel, und iſt in Beſitz von einer Menge von Wagen, ziemlich in der Art der deutſchen Eilpoſtwagen eingerichtet, nur, ſo viel ich deren geſehn habe, weniger ſolid gebaut und nicht im beſten Zuſtande. Ein Conducteur iſt jedem Wagen beigegeben. Auf jeder Poſt-Station werden ſehr raſch friſche Pferde vorgeſpannt. Beſtimmte Tage zu den Fahrten ſind nicht feſtgeſetzt, ſondern dieſe werden erſt anberaumt, ſo bald ſich genug Reiſeluſtige gemeldet haben. In der Regel fahren, wie ich glaube, zwei Wagen zugleich. Die Reiſen werden immer in zwei Tagen gemacht. Sowohl hin nach Neapel, als zurück nach Rom, wird in Terracina übernachtet. Nach dem ſchriftlichen Contracte, den man bekommt, hat man keinem Poſtillon ein Trinkgeld, ſondern nur dem Conducteur nach beendigter Reiſe ein Geldgeſchenk (einen Piaſter) zu geben; und man erhält unterwegs Nachtquartier und pranzo (Mittagsmahlzeit) auf Hrn. Angriſanis Koſten. Der gewöhnliche Preis eines Platzes iſt 12 Piaſter. Um uns aber die beiden Plätze vorn im Cabriolet oder Coppé zu ſichern, mußten wir jeden Platz mit 13 Piaſtern bezahlen. Koffer, Nachtſäcke und Hutfutterale werden oben auf die Decke des Wagens gepackt.

Das Opfer, was Hr. Angriſani ſeinen Reiſenden an freier Bewirthung bringt, nimmt ſich in dem Contracte gar nicht übel aus, reducirt ſich in der Wirklichkeit aber auf eine wahre Lächerlichkeit. Jeden Tag wird gegen Mittag eine Stunde etwa angehalten. Da ſtärken ſich die Reiſenden auf eigene Koſten an einer Collazione (Frühſtück) mit warmen oder kalten Speiſen. Auf das koſtenfreie Mittagsmahl (pranzo) muß man bis zur Ankunft im Nachtquartier zu Terracina hoffen. Um 10 Uhr Abends kamen wir dort an, und erſt in der Mitternachtsſtunde wurde das Mahl aufgetragen. Mehrere der Reiſenden hatten ſich, ohne es abzuwarten, niedergelegt. Am Morgen des zweiten Tages mußte Jeder für ſich ſelbſt ſorgen; ſo auch wieder gegen Mittag für das ſogenannte Frühſtück; und mit dem Mittagsmahl am zweiten Reiſetage, hatte Hr. Angriſani ſich nicht zu befaſſen, weil man da an dem Orte ſeiner Beſtimmung angekommen, (was bei uns in Neapel erſt gegen Mitternacht der Fall war) wieder ſelbſt für Speiſe und Trank zu ſorgen hat.

Der Gaſthof in Terracina befindet ſich in einem großen Palaſt, in deſſen unteren Räumen die Douane iſt. Dieſe Nähe gewährt den Reiſenden, wenn ſie von Neapel, alſo aus dem Auslande kommen, eine große Bequemlichkeit. Nirgends in

Italien, auch in dem kleinſten Neſte oder einzeln liegenvem Gaſthofe untergeordneten Ranges, habe ich aber die Bedienung ſo ſchlecht und überhaupt eine ſolche Unordnung und Nachläſſigkeit gefunden, als in den weiten Räumen dieſes Gaſthauſes! Als wir, auf der Hinreiſe nach Neapel, dort angekommen waren, währte es lange, ehe der Conducteur mein Hut-Futteral fand. Unterdeſſen waren die anderen Reiſenden Alle mir vorangeeilt, und hatten Beſitz von mehreren Zimmern genommen. Ein Cameriere ließ ſich nicht ſehen. Einen Klingelzug konnte ich nicht finden. Mein Rufen an der Treppe blieb unbeachtet. Ich begab mich alſo auf eine Entdeckungsreiſe, und fand glücklich ein geräumiges Zimmer mit drei Betten, das noch nicht in Beſchlag genommen zu ſeyn ſchien, obgleich ein Licht auf einem Tiſche ſtand. Ich legte alſo, neben dem einen Bette, Mantel und Hutfutteral, als aufgepflanzte Fahne zum Zeichen der Beſitznahme, auf einen Stuhl. Lange rief ich vergeblich nach einem Handtuch und einer Lichtputze. Als ich einige Zeit in dem Verſammlungsſaal geweſen war, und nach meinem Zimmer, das ich, wegen des mangelnden Schlüſſels an der Thür, nicht hatte verſchließen können, zurückkehrte, war der Leuchter mit dem Lichte und der Waſſerflaſche verſchwunden. Erſt nach den ernſtlichſten Debatten mit

dem faulſten und unhöflichſten von allen Cameriere's, die mir vorgekommen, bekam ich vor dem Schlafengehen das Nöthigſte. Zu meiner nicht geringen Ueberraſchung ſah ich, daß während des Abendeſſens, ein anderer, mir ganz unbekannter, kühner Eroberer, Beſitz von dem einen der drei Betten genommen hatte, und darin bereits ſanft entſchlafen war. Vergeblich verlangte ich ein anderes Zimmer. Es hieß, man habe keins weiter. Ergeben in mein Geſchick, legte ich mich alſo, unausgezogen, auf mein zuerſt erobertes Bett. Als ich endlich eben ein wenig eingeſchlummert war, erwachte ich plötzlich durch das Oeffnen der Thür. Der Cameriere führte noch einen Prätendenten ein, und verwies ihn an das noch leere, dritte Bette. Eine Proteſtation wäre vergeblich geweſen. Ich ſchloß alſo ſchweigend wieder die Augen, wenn ich gleich faſt gar nicht ſchlafen konnte; und, dem Himmel dankend, daß aus unſerm dreiblättrigen Kleeblatt nicht durch noch einen Eindringling etwa gar ein vierblättriges gemacht wurde, ergötzte ich mich an dem lauten Gebrauſe des mittelländiſchen Meeres, deſſen Wellen unter meinen Fenſtern, die ganze Nacht hindurch ein ruheloſes Spiel trieben.

Ob alle Gäſte in dieſem Gaſthofe ſo ſchlecht bedient werden, oder ob man nur, vorzugsweiſe, mit den Angriſaniſchen Pfleglingen ſo verfährt, weiß ich

nicht. Möglich wäre es wohl, daß Hr. Angriſani durch gar zu niedrige Zahlungeſätze, die er für ſeine Paſſagiere entrichtet, ſie zu einer Sorte von wenig beliebten Gäſten macht, und ſo vor Wirth und Camariere's degradirt. Doch ſchien überhaupt ein Geiſt der Trägheit und Unordnung in dieſer Wirthſchaft zu walten. Den Caffee, den meine Reiſegefährtin im Voraus für den folgenden Morgen beſtellt hatte, erhielt ſie erſt, als ſie ſchon zur Abfahrt im Wagen ſaß; und ich bekam gar nichts, und mußte — was mir auf der ganzen Reiſe ſonſt nirgends begegnet iſt — völlig nüchtern von dannen fahren, obgleich für die Morgengabe jeder Reiſende ſelbſt zu zahlen hatte, und alſo nach Gutbefinden Zahlung gefordert werden konnte.

Auch über den Wagen, in welchem wir fuhren, hatten wir ſehr zu klagen. — Nachdem ſeit dem 1ſten Mai ſehr ſchönes Wetter geweſen war, zeigte ſich der 12te Mai, unſer zweiter Reiſetag, als ein höchſt unangenehmer. Ein anhaltender Regen nöthigte uns, das aufgeklappte Fenſter vor uns niederzulaſſen. Allein die einzelnen Theile, aus denen es zuſammengeſetzt war, ſchloſſen ſo wenig feſt aneinander, daß wir immer erneute Papierſtreifen zwiſchen die Lücken ſchieben mußten, und dennoch den eindringenden Regen nicht gänzlich abhalten konnten. Das Schlimmſte war, daß die Einrichtung zur Feſthal-

tung des ganzen Fenſters in ruhiger, ſenkrechter Stellung, durch Eintrocknen des Holzes und wirklich gewordene Haken, im allerſchlechteſten Zuſtande war. Und da unglücklicher Weiſe ein heftiger Wind faſt ununterbrochen uns entgegen war: ſo drückte dieſer das Fenſter dergeſtalt nach innen, daß ich auf die beſchwerlichſte Weiſe ſtundenlang abwechſelnd eine meiner Hände angeſtrengt dagegen ſtemmen mußte. — So machte ein unglückliches Zuſammentreffen zufällig ſtattfindender Unannehmlichkeiten, den Reiſetag, der uns nach dem lange erſehnten Neapel brachte, zu dem ſchlimmſten unſerer ganzen Reiſe. Keineswegs fiel es uns aber ein, deshalb auf Italien zu ſchelten, und über Enttäuſchung zu klagen, wie Herr Nicolai bei jeder Gelegenheit thut.

Merkwürdig anzuſehen, doch nichts weniger als ergötzlich, war die Wirthſchaft mit Poſtillon und Pferden vor dem Wagen. Die Pferde größtentheils abgemagerte, zum Theil ganz entkräftete Thiere, deren Anblick oft tiefes Mitleid erregte! Geſchirre und Zäume in der Regel in einem höchſt ſchlechten Zuſtande! Sehr oft mußte der Conducteur abſteigen, um bald hier bald dort mit einem Stückchen Strick oder auch mit einem Stück Bindfaden irgend einen Schaden auf kurze Zeit zu heilen. Einmal nahm er ſeine Zuflucht ſogar zu einer ſtarken Steck-

nadel, ſtatt des Stiftes einer Schnalle. In Deutſchland würde der allerärmſte Lohnfuhrmann ſich ſolches Geſchirres ſchämen, und ein Poſthalter, der auf ſolche lüderliche Weiſe das Fuhrweſen beſorgte, würde gewiß ſogleich aufs Strengſte zur Verantwortung gezogen, oder ſeiner Stelle entſetzt. — In Italien nimmt man das leichter, wie man dort überhaupt Alles leichter nimmt. (Selbſt der italieniſche Dreſchflegel iſt viel leichter als der deutſche.) Man iſt bei dem Poſtweſen an jene Unordnung gewöhnt, und keine Oberbehörde ſcheint ſich darum zu bekümmern. — Eben ſo ruppig in ihrer Art ſind die meiſten Poſtillone anzuſehen. Ein preußiſcher und ſächſiſcher Poſtillon — oder vielmehr faſt jeder deutſche — ſieht im Vergleich mit einem italieniſchen, namentlich einem neapolitaniſchen, wie ein geputzter Herr aus. Und auf den Vorderpferden ſaßen gewöhnlich kaum halbwüchſige Knaben, leicht und ärmlich bekleidet, manchmal ſo klein, daß es faſt unverantwortlich ſchien, ihnen die Leitung von ein Paar Pferden anzuvertrauen. Allein die unreifen Knaben trieben ihr Werk, wie es ſchien, ſo recht con amore und mit angeborner, oder doch ſehr früh geübter Anſtelligkeit. Ohne Hülfe wußten ſie ſich auf das ungeſattelte Pferd hinauf zu haſpeln, und, alle Augenblicke mit vergnügten Augen und

Mienen rückwärts blickend nach dem Poſtillon, ſchienen ſie fortwährend um den Beifall dieſes ihres Herrn und Meiſters, in gutmüthiger Naivetät, zu buhlen. Dabei waren ſie, wie dieſer, unermüdet mit ihrer ſchlechten Peitſche bemüht, auf die Pferde los zu ſchlagen. Daß ſie Grauſamkeiten gegen die armen Thiere begehen, fällt weder dem Einen noch dem Andern ein. Je mehr ſie darauf los ſchlagen, deſto rühmlicher glauben ſie ihr Handwerk zu treiben. — Die Peitſche muß auch die Stelle des Poſthorns vertreten, wenn ein eingeholter Wagen etwas ſeitwärts fahren ſoll, um mehr Platz zu machen, bei ihm vorbei kommen zu können, oder wenn in kleineren und größeren Ortſchaften die Ankunft eines Wagens angekündigt werden ſoll, was wegen der, meiſtens ſehr engen Straßen, oft nöthig iſt.

Das ſchlechte Ausſehen der neapolitaniſchen Poſtillone iſt um ſo auffallender, da die Aufgeputztheit des Militairs und die Vorliebe zu glänzendem Paradeprunk in Neapel ganz beſonders weit getrieben iſt. Das Schildwachſtehen, im ungeſtörten Frieden der Garniſonſtadt, geſchieht mit dem großen Torniſter und darüber mit drei Riemen zierlich geſchnallten Mantel auf dem Rücken, als ob ſie eben ins Feld rücken, oder ſich vor dem böſeſten Wetter zu fürchten hätten; die Grenadier-Bataillone (oder

was es ſonſt für weiche ſind) haben hohe, furchtbare Bärmützen auf den Köpfen, dreimal ſo groß als das darunter befindliche Geſicht, als ob ſie eben aus dem rauheſten Norden herkämen, oder demagogiſche Gaſſenbuben zu fürchten machen ſollten; und die Tambourmajors der Schweizergarde haben auf der hohen Bärmütze einen noch höheren Federaufſatz, deſſen untere Etage aus drei rothen und drei weißen, abwechſelnd im Kreiſe aufgeſtellten Federn beſteht, aus deren Mitte ſich ein pyramidaliſcher Kronenbau von weißen Federn erhebt. — Torniſter und Bärenfell in dem milden oft drückend heißen Neapel, ſind gewiß eine höchſt läſtige Bürde, dagegen die komödiantiſche Decoration der Tambour-Majors wenigſtens dazu nützlich zu ſeyn ſcheint, die Blicke leicht nach ihnen hin zu lenken, nämlich nicht allein des gaffenden Publikums, ſondern auch des Bataillons, dem ſie ihre telegraphiſchen Künſte mit dem großen Knopfe ihres Scepter-Stockes vormachen.

Ein ähnlicher Putz der Poſtillone würde freilich zu den elenden Pferden und dem lüderlichen Geſchirre ſchlecht paſſen; und der ſchmutzigſte Poſtillon kann ja ſo unbarmherzig auf ein unglückliches Thier losprügeln, als ein geputzter. Alſo kann man ſich bei ihren abgeſchabten Jacken und Hüten beruhigen. — Unvergeßlich ſind meinem Gedächtniß einige

Haupt-Prügelſcenen eingeprägt. Zum Beiſpiel, als wir vom Poſthauſe zu Itri (wenn ich nicht irre) abfuhren, waren, ſtatt der gewöhnlichen vier Pferde, deren ſechſe vorgeſpannt. Der Grund hiezu zeigte ſich ſehr bald, in einer ziemlich ſteil hinaufgehenden, mit unregelmäßigen, breiten und glatten Steinen gepflaſterten Straße. Als wenn es eine kriegeriſche Attake mit lautem Hurrah wäre, ſchrieen und prügelten der nebenher laufende Poſtillon nebſt ſeinem Galopin und noch zwei anderen Stallleuten auf die Pferde los, bis ſie ſich alle in Galopp ſetzten; und dies dauerte ſo fort, bis der Zug auf der Höhe angekommen, und Menſchen und Vieh dann eine Weile ſtill ſtanden, um wieder zu Athem zu kommen. Das vordere Paar Pferde wurde dann, als nicht mehr nöthig, zurück geſchickt. — Die Quälerei auf dieſer Stelle wird aber, indem ich dies ſchreibe, wohl nicht mehr getrieben werden, da eine neue Straße aus der Stadt ins Freie gebaut wurde, durch welche jene ſteile, böſe Stelle umgangen wird. — Noch viel ärger war es auf einer der andern Stationen, ich weiß nicht gewiß, ob vor oder hinter Spiranese — nicht etwa wegen eines noch ſchlimmeren oder ſteileren Weges, ſondern wegen noch ſchlechterer Pferde. — Es waren deren fünfe vorgeſpannt. Das ſtärkſte darunter ſchien ein Trotzkopf

zu ſeyn, der, ſobald er ſich etwas ſtärker anſtrengen ſollte, dies nicht wollte, und ſich lieber prügeln ließ, als daß er gehorſam Folge leiſtete. Die anderen waren zum Theil ſo abgetrieben, daß bei jeder etwas ſchwierigen Aufgabe ihre Kräfte nicht ausreichen wollten. Als es nun eine mäßige Höhe aufwärts ging, ſtiegen erſt der Poſtillon und ſein Galopin ab, um zu prügeln und zu ſchreien; dann that der Conducteur das Nämliche; und endlich kam noch ein kleines Freicorps von Fremden hinzu, und Alle ſchrieen unisono, ſo ſehr ſie konnten, und zerrten an den Zügeln, und prügelten auf die Pferde los, oder halfen den Wagen vorwärts ziehen und ſchieben! Und wenn es ein Stückchen aufwärts gegangen war, mußte eine kleine Pauſe gemacht werden, bis mit erneuten Kräften Geſchrei, Prügelei und Quälerei abermals begann. Es war gräulich mit anzuſehen und anzuhören! — Weiterhin kam eine Stelle, wo es nicht viel beſſer ging. Als da endlich die Höhe erreicht war, und die Straße ſich etwas ſeitwärts in horizontaler Richtung wendete, ſpannte der Poſtillon das eine, vorzüglich geprügelte Thier aus, ſchob es ein Paar Schritte ſeitwärts aus der Bahn, und ließ es da ſtehen, ohne ſich weiter darum zu bekümmern. Daß es Jemand ſtehlen würde, brauchte er nichtzu fürchten, denn was hätte der

Dieß mit einem ſo elenden Thiere anfangen ſollen?! Ob es hat zurück nach ſeinem Stalle ſchleichen können, muß ich unentſchieden laſſen. Es war ein kleines, kläglich abgemagertes Thier. Als es aufgeſpannt war, ſah ich mit Schaudern, daß der untere Theil ſeines Kopfes an der innern Seite von dem Halſe bis zur Schnauze hinunter dick angeſchwollen und ein großer Eiterſack war! Wer es todt geſchoſſen hätte, würde ein menſchlich-gutes Werk gethan haben. —

Auf der Rückreiſe ſah ich ſolche Gräulſcenen nicht. Vielleicht waren zur Zeit unſrer Hinreiſe nach Neapel die Pferde gerade durch überhäuftes Hin- und Herſtrömen von Reiſenden zu ſehr angeſtrengt geweſen. Mehrere Tage wollte wenigſtens Angriſani nicht fahren können, weil für die Königin von Sardinien alle Pferde in Beſchlag genommen ſeyn ſollten.

Ob man gleich bei der Reiſe mit dem Angriſaniſchen Wagen, wie ich oben berichtet habe, über Manches zu klagen hat: ſo reute es uns doch nicht, uns ihrer bedient zu haben. Wir kamen ſehr ſchnell an unſer Ziel, und ungleich wohlfeiler, als wenn wir mit Extrapoſt gefahren wären; und unſer Wagen hatte eine Haupt-Strapaze nicht auszuhalten gehabt.

# XX.

Zur Rückreiſe contrahirten wir wieder mit einem Vetturino von Rom über Perugia nach Florenz, auf welcher Fahrt es uns aber mit Pferden, die von einer eben gemachten Reiſe noch entkräftet waren, und mit einem Taugenichts von Fuhrknecht, nicht zum Beſten ging. In Perugia verhandelte er uns an einen andern Vetturino, da eins ſeiner Pferde lahm geworden war; und auf der letzten Station vor Florenz mußte dieſer uns wieder dem dortigen Poſthalter überlaſſen, weil ſeine Pferde nicht weiter konnten. Zum Glück hatte ich wieder in dem Contrakte die Bedingungen gemacht, daß jeden Abend nur ein Napoleond'or, und der Reſt erſt in Florenz gezahlt werden ſollte, wenn wir zu dem beſtimmten Tage dort angekommen wären. Hätte ich hierdurch nicht uns gegen eine willkürliche und pflichtvergeſſene Behandlung im Voraus geſchützt gehabt: ſo würde es uns ſchlimm ergangen ſeyn.

In Florenz ſtieß uns gleich bei unſrer Ankunft der brave Vetturino Gaetano Calvetto wieder auf, der uns im April nach Rom gefahren hatte. Er mußte aber am folgenden Tage, laut geſchloſſenen Contrakts, eine Reiſe nach Mailand antreten. Auf Empfehlung eines dort anſäßigen Deutſchen, ſchloß

ich nun einen Contrakt ab, mit einem ſoliden Manne, Namens Volzani, welcher wohl das größte Reiſefuhrgeſchäft in Florenz hat. Dieſer gab uns bis Genua ein Paar ſo tüchtige Pferde und einen ſo guten und verſtändigen Fuhrknecht, daß wir ihn auch von Genua bis Nizza behielten.

Da unſer Wagen in Rom monatelang geſtanden hatte, ohne von Regen oder anderem Waſſer befeuchtet worden zu ſeyn, ob ich gleich bei der Abreiſe nach Neapel die Vorſchrift gegeben hatte, ihn täglich zu begießen: ſo war er ſehr ausgetrocknet, und ich zog daher, ſo lange als möglich, das langſamere und vorſichtigere Fahren mit Vetturino-Pferden vor. Ich contrahirte daher wieder von Nizza bis Marſeille mit einem Nizzaiſchen Vetturino, welcher ſich auch ſo benahm, daß wir zufrieden ſeyn konnten.

In Marſeille drang ſich mir ein franzöſiſcher Lohnkutſcher auf, der bei der Unterhandlung verſicherte, daß er ein bon enfant ſey, der ſich ſpäterhin aber als ein wahrer Gauner erwies. Sein Geſicht und Blick erinnerte mich an das Portrait von Maſſaniello, was ich in der öffentlichen Gemälde-Sammlung zu Neapel geſehen hatte, und aus welchem unverkennbar ein recht verſchmitzter Gauner aus der Hefe des Volks herausſchielte.

Ich war froh, als ich mich ſeiner zu Valence, jenſeit Avignon, entledigen konnte.

Von da an reiſten wir wieder mit Extrapoſtpferden über Lyon nach Paris, und dann nach Rouen, wo wir mit einem Dampfboote die Seine hinunter nach dem Havre, und von da übers Meer nach Hamburg gingen.

Dem franzöſiſchen Extrapoſtweſen muß ich nachrühmen, daß wir immer prompt bedient wurden, und mit Ausnahme einer einzigen Station, wo wir ermüdete Pferde bekamen, immer mit ſehr kräftigen, gut eingefahrenen Pferden raſch weiter befördert wurden. Man erhält gedruckte Stationsliſten mit Angabe der Meilenzahlen, und iſt alſo von dieſer Seite gegen Prellereien geſchützt. Die Poſtillone, gut gekleidet, die Jacken manchmal überflüßig mit Knöpfen beſetzt, und mit abenteuerlich großen und ſchweren Stiefeln an den Beinen, waren höflich und ungleich beſcheidener in ihren Anſprüchen, als die Italiener. Erhielten ſie nur fünf Sous als Zugabe über das tarifmäßige Trinkgeld: ſo waren ſie zufrieden. — Nur die Poſtmeiſter auf mehreren Stationen treiben eine Profitmacherei, die Einen anfangs wohl unwillig macht, an die man ſich aber endlich auch gewöhnt. Wo nämlich eine Station nur ein wenig bergig iſt, müſſen, geſetzmäßig, ſtatt zweier Pferde,

drei genommen werden. Wenn angeſpannt werden ſoll, wird dann gefragt, ob man das dritte Pferd wirklich vorgeſpannt haben und voll bezahlen, oder ob man es weglaſſen, und zwei Drittheile des vollen Preiſes dafür bezahlen will, wozu dann auch noch eine verhältnißmäßige Erhöhung des Trinkgeldes für den Poſtillon kommt. Um wohlfeiler wegzukommen, wählt man das letzte; und die Fahrt geht mit den zwei Pferden ſo raſch über die Berge, daß man das dritte nicht vermißt. Die Berge müſſen alſo nur den Vorwand hergeben, den Reiſenden mehr Geld abzupreſſen. Doch mehr, als dieſe, hätten eigentlich die Pferde Urſach ſich zu beklagen, weil ſie ihrer zwei Das thun müſſen, was eigentlich ihrer drei thun ſollten. —

Aus den obigen, von mir mitgetheilten Erfahrungen über das Reiſen mit einem eigenen Wagen in Italien ergiebt ſich alſo dreierlei. Nämlich erſtens, daß ich keine Urſach hatte, über Prellereien der Poſtmeiſter zu klagen; zweitens, daß man, wenn man es nur recht anfängt, den zudringlichen Betteleien der italieniſchen Poſtillone wohl Zaum und Gebiß anlegen kann; und drittens, daß man, wenn nicht große Eile nöthig iſt und wenn man vorſichtig wählt und contrahirt, (wenn man will, gleich von Ober-Italien an) mit Vetturino-

Pferden, ſehr gut von einer groſsen Stadt zur andern reiſen kann. — Herrn Nicolai's gewaltige Klagen über Poſtmeiſter und Poſtillone ſind daher gröſstentheils ein ganz wüſtes Geſchrei, wodurch er nur ſeinen Mangel an richtiger Einſicht, an Reiſe-Erfahrung und an paſſendem Benehmen zur Schau ſtellt.

Dem italieniſchen Poſtweſen fehlt nur ein Nagler, um es noch angenehmer zu machen, als das franzöſiſche und das deutſche. Die Wege ſind in Italien ungleich beſſer, als in Frankreich und und groſsentheils in Deutſchland; und in dem Italiener ſteckt ein angenehmerer Poſtillon, als in dem Deutſchen. Denn der Italiener iſt gewandter, munterer, höflicher als es in der Regel der deutſche iſt — und dem Trunke nicht ergeben. Würde von oben herab mit Strenge darauf geſehen, daſs der italieniſche Poſtillon mit einem beſtimmten Trinkgelde zufrieden ſeyn müſste: ſo wäre mit ihm auch eben ſo angenehm zu reiſen, als mit dem franzöſiſchen. — Die ſchlimmſten Erfahrungen über Gaſtwirths- und Handwerker-Prellerei haben wir in Frankreich gemacht. Der Franzoſe iſt eben ſo geneigt dazu, als der Italiener, und dennoch iſt der franzöſiſche Poſtillon beſcheiden. Eben ſo würde es der italieniſchen Poſtillon ſeyn, wenn nur ein Nagler

da wäre, der Alles mit Einsicht und Strenge ordnete. —

Daß man, bei einer Reise in einem Vetturino-Wagen leicht mit Leuten niederen Standes als Reisegefährten zusammentreffen kann, ist nicht zu leugnen, und man darf sich daher auch nicht wundern, wenn in einem Wirthshause manchmal Reisende und Vetturino mit einander an einem und dem nämlichen Tische speisen; aber eben so gewiß ist es auch, daß viele Personen gebildeten Standes nicht selten diese Art zu reisen wählen. Und da die Italiener dies aus sehr vielfältiger Erfahrung wissen: so ist es von Herrn Nicolai ganz ins Blaue hinein geschwatzt, wenn er behauptet, Jeder, der mit einem Vetturino-Wagen reise, werde in Italien für einen Lump angesehn. — Der Ehrentitel Lump entschlüpft überhaupt öfter seiner Feder, selbst in Beziehung auf seine eigene Person. Bald behandelt ein päbstlicher Paßbeamter ihn, wie einen Lump, bald meint er ein Cameriere denke von ihm und seinen Reisegefährten: „das sind erbärmliche, deutsche Lumpe!" — Beide Male hatte er übrigens Veranlassung dazu gegeben, daß er unfreundlich und etwas geringschätzig behandelt wurde; denn er sagt selbst, daß er dem Paßoffizianten, dem es schwer

wurde, den deutſchen Paß zu leſen, unaufgefodert höchſt verdrüßlich, alſo wahrſcheinlich in einem beleidigenden Ton, erklärt habe, er wolle ihm helfen: und mit dem Cameriere war er um eine Flaſche wohlfeilen Weines, der bei den Mahlzeiten in Italien gar nicht beſonders berechnet wird, in einen Wortwechſel gerathen.

## XXI.

Dieſer letzte Fall gehört eigentlich zu den Jeremiaden über die Geldſchneidereien in den Wirthshäuſern, wirft aber ein weit nachtheiligeres Licht auf die Nicolaiſche Reiſegeſellſchaft, als auf den Wirth und den Cammeriere im ſchwarzen Adler zu Aquapendente, und iſt einer der ſchlagendſten Beweiſe, mit welcher ökonomiſchen Inconſequenz Herr Nicolai reiſte.

Die Gaſtwirthe treiben, nicht als barmherzige Brüder in Hoffnung auf Lohn im Himmel, ſondern um Geldgewinns willen hier auf Erden, ihre größere oder kleinere Gaſtwirthſchaft. Arabiſche Gaſtfreundſchaft iſt in Europa nicht Mode, und wäre, auch bei dem beſten Willen, auf

den großen Reiſeſtraßen nicht ausführbar. Der Reiſende hat es alſo dankbar zu erkennen, daß es faſt aller Orten Leute giebt, die mit Haus und Hof, Küche und Keller ihm zur Beherbergung und Beköſtigung zu Dienſte ſtehn. Die Gaſtwirthe mit ihren Leuten führen meiſtentheils ein höchſt geplagtes Leben, haben Tag und Nacht faſt keine ruhige Stunde, und müſſen oft die wunderlichſten Launen roher oder vornehm auftretender fremder Menſchen ertragen. Sie haben Kapitale in Haus und Hof und in einer Menge von Geräthſchaften ſtecken. Männliche und weibliche Dienerſchaft muß gehalten werden; es müſſen mancherlei Vorräthe da ſeyn, von denen Manches verdirbt; und in der Regel kann der Wirth kein anderes Gewerbe treiben, um ſich und ſeine Familie zu ernähren. Er muß alſo jeden Reiſenden, der bei ihm einkehrt, als einen Steuerpflichtigen betrachten, der ihm das Gelieferte, nicht etwa nach dem Marktpreiſe, ſondern zu ſehr erhöhter Taxe bezahlt, und ihm dadurch die Zinſen für Haus, Hof und Material, ſo wie die Koſten des ganzen Hausſtandes tragen hilft. Das iſt nicht mehr, als billig; und der Reiſende, der ſolche Opfer nicht bringen will oder kann, muß zu Hauſe bleiben, wo er freilich ungleich wohlfeiler leben kann.

Was für den egyptiſchen Landmann die Ueberſchwemmung des Nils iſt, das iſt für den Gaſtwirth das Zuſtrömen der Reiſenden. Wie Jener auf die Abſetzung des fruchtbringenden Nil-Schlammes, ſo ſetzt dieſer auf die Zahlungen der Reiſenden ſeine Hoffnung. Jeder ankommende Fremde, je nachdem er zu Fuß oder zu Wagen, ärmlich oder wohlhabend ausſehend, ankommt, wird meiſt ſchon im Voraus taxirt, in Abſicht der Steuer, die er in die Kaſſe des Wirths und der Dienerſchaft zu zahlen hat. Will nun der Reiſende, der nicht zur ärmern Klaſſe gehört, ſich durch beſondere Oekonomie oder Knauſerei jener Steuer entziehn: ſo iſt er ein unwillkommener Gaſt, und wird mitunter für ſeine Hungerleiderei dadurch beſtraft, daß er eben ſo viel bezahlen muß, als wenn er ſich die übliche Beſetzung der Tafel hätte gefallen laſſen. Auch in der Schweiz und in Deutſchland verfährt man häufig eben ſo.

Nun kam Hr. Nicolai nebſt ſeinen Reiſegefährten mit ſechs Extrapoſtpferden in Aquapendente an. Bei vier ſolchen Reiſenden durfte der Wirth ſchon auf eine hübſche Einnahme für Eſſen, Nachtquartier und Frühſtück rechnen. Aber auf die Frage, was man zur Abendmahlzeit befähle, wird erwiedert, daß man nur Suppe und Braten zu haben wünſche. (Selbſt der Vetturino giebt ſeinen Rei-

ſenden Abends vier, fünf Gerichte.) Dem Cameriere wird aber wiederholt die beſtimmte Erklärung gegeben, daß die vier Perſonen nichts als vier Portionen Suppe und zwei Portionen Braten erwarteten. Und als der Cameriere zwei Flaſchen Wein auf den Tiſch ſetzt, ſchiebt man ihm, „empört hierüber", die eine Flaſche mit der Erklärung zurück, daß man gar keinen Wein verlangt habe; der Cameriere ſetzt die Flaſche aber wieder auf den Tiſch und ſagt: „das bleibt ſich gleich, Sie mögen trinken oder nicht." Und da meint denn Hr. Nicolai eben, daß der Cameriere ihn und ſeine Reiſegefährten für erbärmliche deutſche Lumpe gehalten haben möge. — Ob Jener ſich dieſer ſündlichen Gedanken wirklich ſchuldig gemacht, bleibe dahin geſtellt. Gedanken ſind zollfrei.

Wie voraus zu ſehn geweſen wäre, müſſen am andern Morgen bei der Abreiſe die vier vornehmen Reiſenden neun Piaſter bezahlen. Hätten ſie ſich nach hergebrachter Weiſe anſtändig bewirthen laſſen: ſo würden ſie nicht mehr, vielleicht weniger haben bezahlen müſſen. — Höchſt unbilliger Weiſe will man nun dem Cameriere, der vier Perſonen Abends und Morgens zu bedienen gehabt hat, nicht einmal ein Trinkgeld geben, und wirft ihm endlich, als er dem Wagen nachſchreit, ein ziemlich kleines hin. Und

daraus entſteht dann der, früher ſchon erwähnte Straßen-Scandal, welcher, mit Herrn Nicolai's verlachter Rede an den verſammelten Pöbel, der ganzen kläglichen Geſchichte die Krone aufſetzt. — So will er auch in Florenz nicht in einem an die Schlafzimmer ſtoßenden Saale frühſtücken, um zu ökonomiſiren, worüber der Cameriere mit äußerſtem Befremden die Naſe rümpft, und mit wegwerfendem Hohne und mit beleidigender Verachtung im Blicke ſagt: „Sie werden doch nicht im Schlafzimmer ſpeiſen?" —

Nun geht zwar eigentlich die ganze übrige Welt die Inconſequenz nichts an, daß Hr. Nicolai da und dort die übertriebenſten Trinkgelder zahlt, und dann da und dort auf die unangemeſſenſte Weiſe Erſparungen zu machen ſucht; allein er ſelbſt veröffentlicht in ſeinem Anklagelibell dieſe Inconſequenzen, um die härteſten Urtheile über Italien und die Italiener auszuſprechen: alſo darf man ihm auch öffentlich ſagen, daß ſein Verfahren ſehr oft ein höchſt verkehrtes war, daß er ſich dadurch ſelbſt auf der Reiſe eine Menge von unangenehmen Auftritten zuzog, und daß ſeine gedruckten Berichte hierüber ihn zur Zugabe noch vor der deutſchen Leſewelt lächerlich machen.

Gern gebe ich zu, daß man in den Gasthöfen Italiens vielerlei arge Unordnung und Unreinlichkeit sieht. Indessen könnte ich, wenn ich mit Hrn. Nicolai um den Preis ringen wollte, von mehreren französischen Mittags- und Nachtquartieren zwischen Nizza und Toulon noch viel Schlimmeres berichten. Und in den schlechtesten Gasthöfen Italiens war oft ein recht gutmüthiges Bestreben, uns Alles möglichst erwünscht einzurichten, unverkennbar. Das wog dann manches Unerfreuliche auf. — Schlecht gearbeitete, schmutzige Fenster, mit Wasserfarbe angestrichene Thüren, die nicht abgewaschen werden können, schlechte Schlösser und fehlende Schlüssel an Thüren und Kommoden kommen häufig vor. In der Regel Zimmer und Betten im Ueberfluß, aber Alles, wenn auch nicht grade unreinlich und unheimlich, doch meistens sehr unwohnlich und unerfreulich. Das Tischzeug, wenn es auch nicht schmuzig ist, sieht schlecht aus, weil es nicht gerollt wird. Und so kann man noch über Mancherlei klagen. Doch reines Bettzeug habe ich überall erhalten, so daß ich von dem Ueberzuge, den ich für den Nothfall bei mir hatte, nie nöthig gehabt habe, Gebrauch zu machen. Die überflüssige, ja übertrieben scheinende Höhe und Breite der eisernen Bettgestelle ist sehr zweckmäßig. Die Höhe schützt, wenn auch

nicht ganz, doch sehr, gegen das springende Ungeziefer auf dem Fußboden. Die Breite bietet abwechselnd kühle Stellen in heißen Nächten, ohne, wie Hr. Nicolai meint, darauf berechnet zu seyn, daß ihrer zwei zusammen schlafen sollen; das Eisen ist, wegen der Einnistung der Wanzen, dem Holze vorzuziehn. Und eine italienische Matratze von Maisblättern ist mir lieber, als eine deutsche von Pferdehaaren, weil jene, bei ein paar offen gelassenen Stellen in der Naht, jeden Morgen mit leichter Mühe aufgelockert werden kann. — Aber die Stellvertreter der Kopfkissen, die langen, dicken, runden „Wülste, die (wie Hr. Nicolai sagt) in der Art unter den Kopf zu liegen kommen, daß das Genick abstirbt, und man des Morgens gleichsam mit zerschlagenen Gliedern aufsteht" — sind Martermaschinen, auf denen ein unglücklicher Reisender, der nicht daran gewöhnt ist, nicht schlafen kann! Wenigstens Herr Nicolai nicht! Und ich — um doch in einem Stücke mit ihm zu sympathisiren — ich auch nicht!

Mit herzzerreißendem Jammer ist es in Herrn Nicolai's Buche zu lesen, wie schlecht er auf jenen Wulsten oder Walzen geschlafen, mit welchen Kopf- und Nacken-Schmerzen er am Morgen von seinem Marterlager aufgestanden! — Wahrlich, er

dauert mich! Und ob ich ihn gleich (trotz meines Mitleids) wegen seiner unbegreiflichen Rath- und Thatlosigkeit, um sich von dieser Noth zu befreien, unwillkürlich auslachen muß: so will ich ihm doch, für den Fall, daß er noch ein Mal nach Italien reisen sollte, hier vertraulich ins Ohr sagen, durch welches Zauber- und Hexen-Mittel ich mich von jener Marter befreite. Je weiter er selbst davon entfernt gewesen zu seyn scheint, ein solches Hexen-Kunststück zu ersinnen, um so mehr wird er hoffentlich die wundervolle Inspiration anstaunen, welche mich befähigte, es kühn zu erfinden, und — weil das Glück dem Kühnen hold ist — es auch kühn und glücklich auszuführen. Er höre und vernehme mit gerechter Verwunderung also Folgendes:

So bald mir, in großen oder kleinen Städten Italiens und Frankreichs, ein Schlafzimmer angewiesen wurde, dessen Bett mir mit einer solchen Marter-Walze drohte, sagte ich dem Cameriere, daß ich nicht gewohnt sey, so mit dem Kopfe zu liegen: er möge mir also ein oder ein paar Kopfkissen bringen und gegen die Walze legen. Dies geschah jedesmal mit bereitwilliger Dienstfertigkeit — und siehe da, ich hatte dann ein sehr bequemes Lager für meinen Kopf, und ich schlief darauf vollkommen so gut, als auf meinem heimathlichen.

Hätte Hr. Nicolai einen ähnlichen Hexen- und Zauber-Spruch erſonnen und ausgeſprochen: wie viel Noth und Verdruß hätte er ſich auf ſeiner Reiſe — wie viel herzbrechende Klagen in ſeinem Buche ſparen können! — Wahrlich, weniger Genie zum Reiſen kann man kaum haben, als Hr. Nicolai! Wäre er doch lieber zu Hauſe geblieben!

Dann hätte er auch nicht allen den unſäglichen Jammer mit Speiſe und Trank — erſt in Italien zu erleben, und dann, wiederkäuend, in ſeinem Buche höchſt unappetitlich zu beſchreiben gehabt! — Das Brodt, das er bekommt, iſt immer „ſaurer Kloß," es ſind „Klumpen gebacknen Sauerteigs," oder er erhält „eine abſcheulich ſchmeckende ſaure Semmel, oder ein ſteinhartes, weißes, ungeſalzenes und völlig geſchmackloſes Gebäck." Ein ander Mal ſagt er von der einen Sorte Semmel, „ſie beſteht aus einem ungeſäuerten, ſteinharten, ſtets 14 Tage alten, fade ſchmeckenden Backwerk, welches etwas kleiner, als die ſaure Semmel, mit allerlei Knollen und Spitzen verſehen iſt. Dieſe Knollen und Spitzen vermehren noch die Härte der Rinde; verdirbt man ſich an der ſauren, runden Semmel den Magen, ſo geräth man bei der knolligen in Gefahr, ſich die Zähne auszubeißen. Das ſind die Gefilde Italiens." —

Ich weiß nicht, ob Hr. Nicolai mich für glücklich oder unglücklich organiſirt erklären wird, wenn ich bekenne, daß ich mich nicht erinnere, jemals Brodt in Italien gegeſſen zu haben, das man mit Recht „ſauren Kloß" nennen könnte, und daß ich mich nie in der Gefahr gefühlt habe, mir an der einen Semmel den Magen zu verderben und an der andern mir die Zähne auszubeißen. Schmeckte mir Semmel oder Brodt nicht: ſo aß ich nicht davon. — An einer andern Stelle ſagt er, jenes ſteinharte, fade ſchmeckende Backwerk mit vorſpringenden Spitzen mache bei jedem Biſſen die Zähne im Munde wackelnd! — Was muß der arme Herr Nicolai für ein ſchwaches Mägelchen und für wacklige Zähne haben! Und wie unglücklich hat es ſich in den Orten getroffen, wo er die eine Sorte Semmel fand, daß er immer erſt 14 Tage, nachdem ſie gebacken war, ankam. Da mußte ſie freilich ſteinhart ſeyn! Ich muß wohl den ungeheuren Treffer gehabt haben, immer ſo eingetroffen zu ſeyn, daß ſie erſt einige Stunden, oder einen Tag alt war, denn ich habe ſie nie ſteinhart gefunden. In Neapel, wo man mir ein paar Mal Semmel vom vorigen Tage auftiſchte, habe ich dem Cameriere tüchtig den Kopf gewaſchen. — Ob man in der Regel Mais dazu nimmt, weiß ich nicht. Das aber

weiß ich, daß Hr. Nicolai ſich gewaltig vergalop-pirt, wenn er meint, man baue keinen Weizen in Italien. Ich habe öfter Weizenfelder bemerkt, in ihrer ſtufenweiſen, ſchnellen Entwicklung. Am 11ten Mai ſah ich z. B. bei Albano Weizen blühen. Und ſo durch ganz Italien habe ich ihn in allen Stufen der Entwicklung geſehn. Am 5ten Junius ſah ich auf dem Wege von Caſtelamare nach Neapel ſchon Weizen dreſchen. Hätte Hr. Nicolai die Augen ordentlich aufgethan: ſo hätte er gewiß auch Weizenfelder ſehen können, da er zu einer Jahreszeit in Italien eintraf, wo der Weizen noch nicht überall abgeſchnitten war. — Hr. Nicolai erweiſt ſich alſo eben nicht als einen guten Beobachter. Das hindert ihn aber keineswegs, ſeine Urtheile mit einer Sicherheit auszuſprechen, als ob er ſich rühmen könne, einer der beſten Beobachter zu ſeyn. —

Wären die Speiſen, die man in Italien (mit Ausnahme der wenigen großen Städte) in den Wirthshäuſern erhält, wirklich ſo ſchlecht, ſo ekelhaft und faſt ungenießbar, wie Hr. Nicolai ſie ſchildert: ſo wäre es freilich für Jeden, der nicht zur ärmlichſten Volksklaſſe gehört, eine Art von Pönitenz, in Italien zu reiſen. Man höre! — Herr

Nicolai verſichert im Allgemeinen, „daß man, wenn man ſich nicht in dem vorzüglichſten Gaſthofe der Hauptſtädte befindet, überall Speiſen erhält, die ein civiliſirter Menſch kaum hinunter würgen kann.“ Die Fadennudeln in der Suppe ſind mietig; bei einer und derſelben Mittagsmahlzeit ſoll man drei bis vier Mal dieſelbe Sorte ſtinkender Fiſche, nur verſchiedenartig zubereitet, erhalten; und nicht allein die Seefiſche ſind übelriechend, auch die friſchgeſchlachteten Hühner, die man als Leckerei vorſetzt, ſind es; an einer Stelle drückt er ſich hierüber noch beſtimmter aus, und klagt über „friſchgeſchlachteten, zähen und noch ganz nach Hühnerfedern riechenden Hühnerbraten;“ in Capua hat den armen Reiſenden ihre „Aetzung“ Höllenqual gemacht; er verſichert, daß man zur täglichen Stillung des Hungers „eine den Nahrungsmitteln der Hottentotten vergleichbare Ekelkoſt hinabwürgen müſſe“; die Beſchreibung, die er von den Maccaroni's macht, iſt ſchauderhaft (ich habe, des Käſes wegen, keine gegeſſen); wenn von einem Eierkuchen die Rede iſt: ſo heißt es, daß er waſchlappenähnlich geweſen, oder er wird auch gleich wie „gebackne Waſchlappen“ bezeichnet; die Artiſchocken ſind halb verfault; die Apfelſinen ſind ſo ſauer, daß man ſie nicht genießen kann; auch

wird in Florenz geklagt, daß der Cameriere mit ſo drängender Eile die Speiſen tranchire und hinreiche, daß man ſie hinunter würgen müſſe; das Kochen und Braten mit Oel gebe allen Speiſen einen faſt widrigen Geruch und Geſchmack, und die Häuſer und Straßen und Städte röchen danach; der Wein iſt meiſtentheils ein ſchlechtes „Geſöff"; in Bracco iſt er eine „trübe gelbe Jauche"; und im Poſthauſe zu Ronco ſchwimmen in dem Weine „eine Menge darin abgegohrner Flöhe von Wanzengröße, ſo wie auch die Butterkleckchen beim Frühſtück häufig mit Flöhen garnirt ſind"; alle vier Reiſenden (damit Keiner vor dem Andern einen Vorzug habe) finden Jeder auf ſeiner Butter vier, fünf Flöhe; und iſt ein Mal das Mittagsmahl, wie in Neapel, als luculliſch zu loben: ſo bedecken „Schwärme von Fliegen die aufgetragenen Speiſen, und wenige Augenblicke genügten, um Alles in Unflath zu hüllen," und nimmt man (eben daſelbſt) beim aufgetragenen Frühſtück, das Weinlaub von Zuckerdoſe, Semmel und Butter hinweg, welches darauf gelegt war, „um die erſten Angriffe des Ungeziefers abzuhalten, ſo zeigt ſich Alles von Fliegenunflath dick beſudelt."

Dieſe Schilderungen mögen für viele Leſer faſt ſchauderhaft zu leſen ſeyn; ich aber habe ſie lachend,

und nicht ohne Dank für mein beſſeres Geſchick, gewiſſenhaft aus dem großen Jammerbuche des Herrn Nicolai excerpirt. — Es iſt nicht anders möglich, als daß ganz Italien gegen den unglücklichen Reiſenden auf eine recht teufliſche Weiſe verſchworen geweſen ſeyn muß — nicht der Straßenpöbel allein, nebſt Poſtmeiſtern, Poſtillionen, Paß- und Zollofficianten, Gaſtwirthen und Cameriere's, ſondern auch die Kellner, die Köche, und — überall in große Freicorps vertheilt — das ganze Geſchmeiß von Fliegen, Flöhen und Wanzen, was es in Italien giebt! — Aber wodurch hat dieſer gefühlvolle, gebildete, civiliſirte Mann (wie er ſich ſelbſt nennt) eine ſolche Fluth von Widerwärtigkeiten verſchuldet?! Und wodurch habe ich das Glück ververdient, von ſeiner tauſendfachen Noth — namentlich auch in Abſicht auf Speiſe und Trank — ſo wenig zu empfinden? —

Herr Nicolai wird vielleicht erwiedern, ich habe von Allem, was ihn bis zur halben Verzweiflung plagte, nur deshalb ſo wenig empfunden, weil ich nicht ſo gefühlvoll, nicht ſo gebildet, nicht ſo civiliſirt ſey, als er! Dies muß ich für's Erſte dahin geſtellt ſeyn laſſen. Wer uns Beide gehörig kennt, mag hierüber entſcheiden. Aber unterdeſſen wünſche ich mir doch, recht vergnügten Herzens, Glück dazu,

daß in dem Maße, wie bei ihm der Reise-Verdruß hundertfach die Reise-Freude — umgekehrt, bei mir die Reise-Freude hundertfach den Reise-Verdruß überwog! —

## XXII.

Schwerlich wird es Jemand Herrn Nicola verdenken, daß ihn etwas Gutes beſſer ſchmeckt als etwas Schlechtes, und daß er alſo lieber etwas Gutes als etwas Schlechtes genießt. Das iſt eine Philoſophie, zu welcher ſich faſt alle Bewohner unſers Planeten bekennen, wenn gleich die Begriffe von Gut und Schlecht auch in Abſicht der Speiſe gar ſehr verſchieden ſind. — Auch iſt ohne Widerſtreit zuzugeben, daß man in den Gaſthöfen der kleinen Städte in Italien, nicht eben auf Köche aus der Schule des alten Feinſchmeckers Apicius ſtößt, und nicht wie bei Jagor in Berlin, und wie bey Very im Palais royal zu Paris, bewirthet wird. Aber man reiſt ja nicht nach Italien, um zu ſchmauſen — wenigſtens nicht in den kleinen Städten; und wenn man nur auf leidliche Wei

Hunger und Durſt ſtillen kann, um Leib und Seele zuſammen zu halten, bis man in den größern Städten wieder beſſere Tafelfreuden genießt: ſo kann man ſchon zufrieden ſeyn. — Auch muß man mitunter auf eine ſchlechte Bewirthung gefaßt ſeyn, wenn man Hunderte von Meilen weit reiſt, nicht blos in Italien, ſondern in der ganzen Welt. Wen eine ſchlechte Mahlzeit ſchwermüthig macht, und wer verlangt, daß alle Speiſen grade ſo bereitet ſeyn ſollen, wie ſeine heimathliche Köchin ſie bereitet, der muß ſich nicht über das Weichbild ſeines Wohnorts hinaus verlaufen.

So arg, wie Hr. Nicolai ſie ſchildert, habe ich die Bewirthung in Italien nicht gefunden. Ich ſcheute mich beim Antritt unſrer Reiſe etwas vor der Bereitung der Speiſen mit Oel, was ich überall nicht liebe. Allein mitten in Italien fiel mir dies erſt wieder ein, und ich bemerkte es kaum, daß wir Speiſen bekamen, die, ſtatt mit Butter, mit Oel bereitet waren. Mein Vorurtheil war alſo ganz ungegründet geweſen, und ich wurde gänzlich davon geheilt.

Herr von Rumohr, deſſen Buch über den Geiſt der Kochkunſt mir jetzt eben zufällig unter die Augen gekommen iſt, ſagt an einer Stelle: „das Olivenöl iſt für die gemäßigten Erdſtriche, was

die Butter den nördlichen und völlig südlichen. Wir Nordländer bedienen uns deſſelben nur zu kalten Tunken. Doch kann man nicht leugnen, daß es beſſer ausbackt, als Schmalz und Butter und hier und da in der Küche jedem andern Fettſtoffe vorzuziehen iſt."

An einer andern Stelle ſagt Hr. v. Rumohr: „letzteres (das Olivenöl) macht die Oberfläche eines Abgebacknen beſonders ſperre, und eignet ſich auch ſonſt zum Backen von Fiſchen viel beſſer, als Butter und Schweinefett."

Ich meine, Hrn. v. Rumohr's Stimme iſt in Sachen der Zubereitung und des Geſchmacks der Speiſen, gewichtiger, als Herrn Nicolai's Stimme. Ich ſelbſt überzeugte mich ſehr bald, daß man in Italien und im ſüdlichen Frankreich nicht an das ſchlechte, ranzige Oel denken muß, was man mitunter in den ſchlechteren Gaſthöfen Deutſchlands zur Bereitung des Salats nimmt. — Hottentottenkoſt iſt uns in ganz Italien nirgends vorgeſetzt worden. Selbſt in den einzeln liegenden Gaſthäuſern und in den kleinſten Städten, konnten wir uns ohne Ekel ſatt eſſen, und mußten nie „hungern, wegen elender, ſchmuziger Koſt", wie Hr. Nicolai ſagt. Wir erhielten — ein oder zwei Mal ausgenommen — immer zum Mittag- und Abendeſſen Fleiſchbrüh-

ſuppe, mit der man, wenn ſie auch nicht vorzüglich war, doch zufrieden ſeyn konnte. Und an den Reiſetagen (nur in Terracina nicht) jenachdem wir um 4 oder 5 Uhr Morgens aufbrachen, pünktlich eine halbe Stunde vorher, erhielt meine Reiſegefährtin ihren Kaffe, und ich etwas Suppe oder Fleiſchbrühe, weil ich keinen Kaffe trinke, und des Morgens doch zur Reiſe, ſtatt meines ſonſtigen Glaſes Waſſer, etwas Warmes haben wollte. — Daß der Hammel- oder Hühnerbraten, und die Karbonade mitunter etwas hart ausfielen, war nicht anders zu erwarten, wenn in möglichſter Eile drei-, viererlei Gerichte geſchafft werden ſollten, und das Fleiſchwerk noch zu friſch geſchlachtet war. — Einmal bekamen wir den beſtellten Spinat blos in Waſſer gekocht und ungehackt, worüber wir ſehr lachten. Ein Allerlei von gebratnem Geſchnippel, was uns öfter vorgeſetzt wurde, wär auch uns eben nicht angenehm, doch nie ekelhaft. — Die Seefiſche haben einen ſcharfen Geruch, wie ihn freilich die Spree-Fiſche nicht haben, aber er iſt kein Zeichen von Verdorbenſeyn, und nicht die italieniſchen Seefiſche allein haben jenen Geruch, ſondern auch die an den deutſchen Meeresküſten. Die Eierkuchen habe ich in Italien ſehr gern gegeſſen, und nie dabei an einen Waſchlappen gedacht, am wenigſten an

einen gebacknen, womit ſie Hr. Nicolai vergleicht. Sie ſahen immer ſehr eiergelb aus und waren nur wenig gebräunt durch das Backen. Sie ſind nicht von breiter, dünner Form, wie die deutſchen Eierkuchen, ſondern bilden eine lockere, Puddingartige Maſſe, faſt von der Geſtalt eines länglichen Weißbrodtweckchens. Ich glaube, es waren omelettes soufflées. Ob gebackne Waſchlappen ſo ausſehen, möchte ich bezeifeln; indeſſen ich habe nie welche geſehen, und Hr. Nicolai ſcheint hierin beſondere Erfahrungen gemacht zu haben: er kann in dieſem Stücke alſo für eine Autorität gelten. Sonſt müßte man ſeinen wiederholten Vergleich freilich für einen wiederholten, unpaſſenden und unappetitlichen — alſo ſchlechten Witz erklären. — Die Apfelſinen, deren wir, außer den Erdbeeren, bei jedem Mittageſſen in Neapel vier Stück bekamen, waren bis zum Anfang des Junius ſehr wohlſchmeckend, und dienten uns bei unſern Nachmittags-Spazierfahrten manchmal zur wahren Erquickung. Zucker nahm ich nie dazu, wie in Deutſchland. Späterhin wurden ſie immer ſchlechter, weil ihre Zeit vorüber war. So iſt es überall der Fall. Hr. Nicolai durfte ſich alſo nicht wundern, daß ſie nicht mehr gut waren, da er noch ſpäter im Sommer Italien bereiſte, als wir. — Der Wein war in Florenz,

Rom, Neapel ſehr gut, in Frascati vortrefflich, in den kleinen Städten und einzelnen Gaſthöfen mitunter wenig werth, ein paar Mal wirklich ſchlecht. Ich brauchte ihn in der Regel nur zur Verbeſſerung und Unſchädlichmachung des Waſſers, und dazu war auch der ſchlechteſte zu brauchen. Abgegohrne Flöhe habe ich nie darin gefunden, auch wohl ſchwerlich, auſſer Herrn Nicolai, ein anderer Reiſender. Ein einziges Mal gab ich (ich weiß nicht mehr wo?) eine Flaſche zurück, weil ein paar Fliegen darin waren. Es mochten ein paar zuſammen gegoſſene Neigen ſeyn. Darüber ſagte ich dem Cameriere einige verweiſende Worte, und, ſehr um Entſchuldigung bittend, brachte er eilig eine untadelhafte Flaſche. — Die Butter, welche ich in Florenz, Rom und Neapel zum Frühſtück erhielt, war nie von ſchlechtem Geſchmack, denn ſonſt würde ich ſie nicht gegeſſen haben. Sie war immer mit kaltem Waſſer übergoſſen, und wurde dadurch friſch und feſt erhalten. Einen Floh habe ich nie auf einem Butterteller geſehn, obgleich meine Augen hiezu noch überflüſſige Sehkraft hatten. Ich habe auch Niemanden in Italien dieſe Klage führen hören. — Auf den Straßen Neapels hatten die Obſtverkäufer freilich ſehr mit zudringlichen Fliegenſchwärmen zu kämpfen. In meinem Zimmer hatte ich ſehr we-

nige, so auch in Rom. Wahrscheinlich, weil wir zwei Treppen hoch, über funfzig Stufen hoch, wohnten. Dagegen in Castelamare, wo wir nur eine Treppe hoch wohnten, war ich ein Mal von ihnen in meinem Mittagsschlaf sehr gestört. Am andern Tage waren sie verschwunden, weil man in unsrer Abwesenheit die Zimmer gelüftet haben mochte. Mitunter, doch in geringerem Maße, belästigten sie uns auch in den kleineren Gasthöfen; allein nie haben sie unsre Speisen mit Unflath bedeckt, oder dick besudelt, wie Hr. Nicolai berichtet. Ich wäre ein Lügner, wenn ich sagen wollte, daß auch wir solche ekelhafte Erfahrungen gemacht hätten. Ich kann betheuern, daß ich in meiner sonstigen Landwohnung zu Siebichenstein (freilich zu ebener Erde) zehn Mal mehr von Fliegen umsummt worden bin, als in Italien. Nur in Nizza, und in den nächsten Nachtquartieren davor und dahinter, wurde mir der nächtliche Schlaf sehr durch Mücken verdorben. —

Wir haben durchaus nicht über solche übertrieben hohe Preise in den Wirthshäusern zu klagen gehabt, als Hr. Nicolai. Wir hatten (noch auf deutschem Grund und Boden) in Inspruck für Abendessen, Nachtquartier und Frühstück 5 Gulden 36 Kreuzer zu zahlen; in Rolman für das Nämliche 2 Gul-

den 36 Kreuzer; dann, auf italieniſchem Grund und Boden, in Verona für das Nämliche 6 Gulden; in Venedig für das Doppelte 14 Gulden 5 Kreuzer; in Padua, wieder für ein Abendeſſen, ein Nachtquartier und Frühſtück 4 Gulden 10 Kreuzer; in Bologna für das Nämliche 28 Paoli, wovon zehn einen Piaſter machen, alſo noch keine 3 Piaſter; in Florenz, bei Madam Humbert, wo noch ein Mittageſſen dazu kam, 32 Paoli, etwas über 3 Piaſter. Hernach mußten auf den Reiſen immer die Vetturini für uns bezahlen, und keine Wirthsrechnung ging uns etwas an. Nun ſind die obigen italieniſchen Preiſe freilich etwas höher, als es die deutſchen waren; aber ſie ſind doch unverhältnißmäßig niedrig im Vergleich mit denen, welche Hr. Nicolai anführt; und wir kehrten doch ebenfalls in den beſten Gaſthöfen ein, beſtellten nie zwei Portionen Suppe und eine Portion Braten, ſondern ließen uns auftragen, was man für gut befunden hatte, für uns zu bereiten. — Hr. Nicolai verſichert, für die ſchlechteſten Mahlzeiten das Couvert mit einem Piaſter bezahlt zu haben (z. B. in Filigare), denn einen andern Preis kenne man in Italien nicht. Dieſe Behauptung wird aber durch meine Erfahrungen gänzlich Lügen geſtraft. — Für den Aufenthalt in Florenz vom

Abend des 5ten bis Mittag des 9ten Junius zahlte Hr. Nicolai 62 Piaſter (620 Paoli), in Rom für vier und einen halben Tag 84 Piaſter (840 Paoli), in Neapel für neun Tage 168 Piaſter (1680 Paoli), und zwar überall ohne die ungeheuern Trinkgelder! Dagegen koſteten uns in Rom Mittageſſen und Abends ein paar Portionen Suppe, manchmal ein Eierkuchen dabei, was wir uns aus einem Speiſehauſe holen ließen, im Durchſchnitt täglich nur 8 bis 8 Paoli; unſere große, ſchön meublirte Etage koſtete täglich noch nicht einen Piaſter; und in Neapel, wo wir am theuerſten, aber auch ſehr gut ſpeiſten, koſtete das Couvert 8 Carlini, deren zwei auf einen Piaſter gehn, (alſo nur zwei Drittheil eines Piaſters) und unſre beiden Zimmer, mit der herrlichſten Ausſicht über den nahen Golf nach der Veſuv, Caſtellamare und Capri, koſteten täglich einen Piaſter. In der ſchönen Reſtauration unter dem Hôtel de Rome, wo wir einmal in der offnen Halle dicht am Golf zu Mittag ſpeiſten, koſtete das Couvert nebſt Wein nur 6 Carlini, alſo nur einen halben Piaſter; und als ich bezahlen wollte, und ich unerwartet die Entdeckung machte daß ich vergeſſen hatte, Geld in die Taſche zu ſtecken, lehnte man mein Erbieten, meine Uhr einſtweilen als Pfand zurück zu laſſen, auf eine hö

liche Weiſe ab, und ließ uns hinweg gehen, ohne nach meinem Namen zu fragen. —

So ergiebt ſich überall das Uebertriebene in den Preiſen, welche Hr. Nicolai anführt. Hat er wirklich in den Gaſthöfen ſo große Summen bezahlen müſſen: ſo weiß ich jene Uebertheurung, und auf der andern Seite die größere Billigkeit, mit welcher wir behandelt wurden, nicht anders zu erklären, als daß Hr. Nicolai in Folge ſeines Benehmens, überall für einen reichen, leicht zu prellenden Lord genommen iſt, wovon die Kunde gleich durch den Poſtillion auf jeder Station mit ihm zugleich ankam, daß man uns aber nur für vernünftig wirthſchaftende Deutſche hielt. — Die biedern Schweizer machen es in ähnlicher Art. Der reiſende Schweizer zahlt in ihren Wirthshäuſern ſehr mäßige Preiſe; die fremden Deutſchen müſſen ſich ſchon höhere gefallen laſſen; und die Engländer müſſen am tüchtigſten bezahlen. — Wer es nicht in dem und jenem Stücke verkehrt anfängt, wird ſchwerlich über ſolche Preiſe in Italien zu klagen haben, als Hr. Nicolai. Daß man ihn zu Neapel in den Gaſthof la grande Bretagne verwies, wo nur in der Regel die reichſten Geldvergeuder, Engländer vorzüglich, einkehren, beweiſt gleich, daß man auch ihn für einen Geldwegwerfer hielt.

# XXIII.

Aber das Ungeziefer! Die Flöhe! Die hung
gen Wanzen von ungewöhnlicher Größe! S
Schaaren, die **Legionen** von Flöhen!! S
**Riesen**-Flöhe von der Größe der Wa
zen!!! Diese Vampyre, die Herrn Nicolai üb
all anfallen, ihm das Blut aussaugen, ihm i
Theatergenuß verderben, ihn beim Essen stör
ihn nicht schlafen lassen, und ihm die Galle
ins Blut treiben, daß er schon zu Florenz in
ner Verzweiflung „Italien zu taufe
Teufeln wünschen möchte!" — E
müssen es arg mit Herrn Nicolai gemacht hab
denn seine Wuth gegen sie ist ein obligater Pauk
Donner, der sich fast ununterbrochen durch sein g
zes Buch hinzieht! Aber er weiß sich auch an
nen zu rächen! Wie viele er von ihnen getödt
und auf welche, mehr oder weniger martervolle A
das verschweigt er leider, so schön er auch das
teressante Bild ihrer Bestialität und der durch
veranlaßten Rettungsproceduren, mit und ohne He
de, vor seinen Lesern und Leserinnen entfaltet. Höc
genau im Protocolliren der Schandthaten seiner bl
gierigen Feinde, und der raschen über sie verhängt
Kriegsgerichte und Standrechte unter seinem, k

Herrn Diviſions-Auditeurs Nicolai, Präſidio, bricht der Bericht doch allemal kurz ab, wenn eben das Intereſſanteſte — die Straf-Exekution, losgehn ſoll. Leſer und Leſerinnen bleiben alſo zweifelhaft, ob er die Beſtien (nach altem Tödtungs-Criminalſyſtem) über die Klinge habe ſpringen laſſen, oder (mit Profeſſor Grohmann die Todesſtrafe verwerfend) blos zum Fenſter hinaus deportirte, wie es ſehr viele gutmüthige Nonnerinnen, indem ſie Hemden und andere Kleidungsſtücke zum Fenſter hinaus ausſchütteln, ehe ſie ſich ſchlafen legen, thun ſollen. Da kommen die Delinquenten mit einem mäßigen Schreck bei dem hohen Luftſprunge davon; denn wenn ſie von ihren ſechs Beinen auch eins und das andere zerbrechen oder verrenken: ſo bleiben ihnen noch immer genug zur Fortſetzung ihrer Carriere am folgenden Tage übrig; und wenn nur der etwas froſtige und langweilige, nächtliche Bivouac auf der Straße überſtanden iſt: ſo finden ſie, ſo wie erſt wieder Leute hin und her gehen, ſehr bald einen Rock, oder Mantel, oder Strumpf, der ſie als blinde Paſſagiere mitnimmt, worauf ſie dann bald genug auf einem neuen Theater die vorige, verbrecheriſche Laufbahn wieder von vorn anfangen.

Indeſſen — getödtet oder nicht getödtet — jedenfalls ſind ſie durch Herrn Nicolai vor ganz

Deutſchland ſo proſtituirt, daß ſich eigentlich keine von ihnen mehr mit Ehre vor einem Deutſchen kan ſehen laſſen. Doch aus Ehren und Schande ſchein dies Ungeziefer ſich wenig zu machen. Bis zu me nem erſten Aufenthalt in Rom glaubte ich wirklic ſie ſcheuten ſich vor mir, als einem andächtigen L ſer der Nicolaiſchen Bannflüche, denn ich bekan bis dahin nur einen einzigen, ganz winzigen zu ſehn In Neapel freilich, und bei meinem zweiten Au enthalt in Rom zeigte ſich mir faſt täglich der ein und der andere, und ſchien es faſt darauf abgeſeh zu haben, mich auf etwas malitiöſe Weiſe zu necken Allein im Ganzen ſcheint ihnen Herrn Nicolai Anweſenheit in Italien ſehr ſchlecht bekommen z ſeyn, denn in Schaaren und Legionen bekomm man ſie gar nicht mehr zu ſehn, und die rieſenha te Wanzen-Größe, in welcher Hr. Nicolai ſ ſah, iſt, nach meinen Erfahrungen, gänzlich ver ſchwunden. Ich vermuthe, daß der fortwährend Aerger und wüthende Zorn, in den ſie ſelbſt und di Poſtillone und Camerieres u. ſ. w. u. ſ. w. Herr Nicolai verſetzt hatten, ſo wie der fortwährend Jammer, daß eine Enttäuſchung nach der ander ihm Italien verhaßt machte, ſein Blut dermaße erhitzte und vergiftete, daß ſeine Vampyre ſich z ganzen Legionen den Tod bei ihm holten, und daß di

wenigen, welche mit dem Leben davon kamen, von dem wenigen eingeſogenen Gifte doch ſo zuſammen dorrten und verhuzelten, daß ſeitdem die ganze Race auf die gewöhnliche Größe reducirt iſt, und neuerlichſt alſo von Geſchlecht zu Geſchlecht jämmerlich iſt und bleibt. Gern hätte ich dem naturwiſſenſchaftlichen Verein zu Hamburg, unter deſſen Mitgliedern ſich mancher meiner Freunde befindet, als Grundlage zu einer Inſecten-Sammlung, ein Pracht-Exemplar jenes merkwürdigen Nicolaiſchen Rieſen-Floh's mitgebracht, allein es war nicht möglich, eins aufzutreiben. Fände ſich vielleicht unter Hrn. Nicolai's ehemaligen Reiſe-Effekten, oder in den von ihm bewohnt geweſenen Gaſthof-Zimmern noch ein und das andere getrocknete Exemplar: ſo wären das unbezahlbare naturhiſtoriſche Schätze; und im Laufe der Jahrhunderte könnte das Skelet des Nicolaiſchen Rieſen-Floh's (pulex giganteus Nicolaji) für manchen Liebhaber den Werth eines Mammuth-Skelets aufwiegen. — Wie die Sachen jetzt ſtehn, theilen die italieniſchen Flöhe mit vielem Andern in Italien das Schickſal einer traurigen Entartung und Verkümmerung. Nach Herrn Nicolai's ſcharfſinnigen Beobachtungen und Studien iſt es mit den dortigen Ruinen nur noch Betrügerei, mit der wiſſenſchaftlichen Schriftſtellerei nur noch

Charlatanerie, und die Muſik liegt in den letz
Zügen; ſelbſt mit den Räubern, vor denen ſich J
Nicolai ſo ſehr fürchtete, war es während mei
Reiſe nichts Rechtes mehr, denn wohl unterricht
Leute ſagten mir dort, die alten tüchtigen Räu
von ſonſt, die den Reiſenden ins Gebirge ſchlepp
und nicht eher loſließen, und ihm Fingergelenke
ſchnitten, bis er durch hohes Löſegeld frei geka
war, ſeyen todt oder haben ſich bekehrt, und es
be jetzt nur noch dilettanti, die blos nebenbei, we
ſie eben nicht bei Kaſſe ſind, und wenn ſich zufä
eine gute Gelegenheit dazu bietet, aus vorübergeh
der Liebhaberei, dem Reiſenden Geld, Ringe u
Uhren abnehmen, und ihn dann laufen, reiten o
fahren laſſen, wohin er will. — Und ſo ſind de
auch die Legionen von Nicolaiſchen Rieſen-Flöh
auf mäßige Kolonien von ordinairer deutſcher Flo
Statur herabgeſunken. — Es iſt alſo wirklich
Italien auszuhalten, und man kann ſich
wenn man ſonſt geſunden Sinn dafür hat
ſeiner hundertfältigen Schönheiten freuen, ohne d
es nöthig wäre, mit einer „beneidenswerth
Eſelshaut" ausgerüſtet zu ſeyn, wie der fein e
pfindende Hr. Nicolai meint — oder ſich „ha
zum Thiere zu entwürdigen", wie ebenſa

der fein empfindende, gemüthvolle und gebildete Hr. Nicolai meint.

Freilich, wer von ſolchem Ungeziefer gar nichts ſehen will, der muß ſich nach dem äußerſten Norden flüchten, und möglichſt dem Polarkreiſe nahe zu kommen ſuchen. — Je wärmer das Land, deſto mehr Ungeziefer bringt es hervor. Rom, Neapel und Liſſabon alſo weit mehr, als Berlin. Afrika und Aſien noch unaleich mehr. Wer den Nil ungezwickt hinauf fahren will, muß ſeine Barke erſt einige Tage ins Waſſer ganz verſenken laſſen, um die Brut des darin niſtenden Ungeziefers zu tödten. In einem perſiſchen Lager erhebt die ganze Bevölkerung deſſelben jeden Abend, bei anbrechender Dämmerung, ein tobendes Händeklatſchen und Geſchrei, um eine Unzahl von giftigen Inſekten, Spinnen, Fliegen, Kellerwürmern, Mücken und Heuſchrecken zu vertreiben. — Hr. Nicolai — als wäre er dort in die Schule gegangen — erhebt, den italieniſchen Flöhen zu Ehren, jeden Abend in ſeinem Reiſebericht ein Zetergeſchrei, das durch ganz Deutſchland klingt, und mir noch in Italien in den Ohren gellte.

Wie man den alten Maler Breugel, welcher ſeine Gemälde ſo häufig mit Teufelsfiguren ausſtaffirte, zum Unterſchied von ſeinem Bruder, welcher würdigere Gegenſtände darſtellte, den Höllen-

Breugel nennt, ſo könnte man, um den alten Friedrich Nicolai (den ehrenwerthen Gründer der allgemeinen deutſchen Bibliothek, und Verfaſſer einer Reiſe durch Deutſchland) nicht etwa mit Herrn Guſtav Nicolai zu verwechſeln, dieſen, der ſeine Leſer von nichts ſo häufig, als von Flöhen unterhält, kurzweg den Floh-Nicolai nennen. Hiemit will ich indeſſen blos geſagt haben, daß er wohl verdiente, ſo genannt zu werden, allein ſehr ernſtlich ſey Jederman von mir gewarnt, ihn wirklich ſo zu tituliren. —

Indem ich aber zu Rom, in einer müſſigen Stunde, einmal darüber nachgrübelte, wie der arme Hr. Guſtav Nicolai auf ſo ganz unerhört grauſame Weiſe von beſagten Beſtien heimgeſucht worden ſey, da wurde mir eine ganz beſondere Offenbarung zu Theil. Es war mir nehmlich, als würde ich von einem leibhaftigen Teufelchen aus einem Höllen-Breugelſchen Bilde umgaukelt und umflüſtert; und als ich, um es von mir abzuwehren, in Ermangelung einer andern Waffe, eine ſcharfgeſpitzte Stahlfeder zur Hand nahm, hielt es mir lachend das Dintenfaß hin, und dictirte mir die folgende gereimte Schnurre in die Feder, der ich dann die Ueberſchrift gab:

## Des Satans Triumph.

Als Gott der Herr den Menſchen, nebſt Affen
und allerlei Geziefer, erſchaffen,
da ärgerte ſchwer der Satan ſich,
daß der Menſch ſich fühlte ſo ſeliglich
im wunderſchönen Paradieſe,
an Blumen ſo reich, als an Obſt und Gemüſe.

Er ſpielte daher, als Schlange, ſogleich
der Eva einen verteufelten Streich,
und lachte in's Fäuſtchen, als ſie Verführten
zum Paradieſe hinaus emigrirten.
Ja endlich, daß Alle wurden verdammt,
verführt' er die Menſchen insgeſammt,
ſie durch die Sünd' auch um das Vergnügen
der ewigen Seligkeit zu betrügen.

Es brachte ihn aber das Chriſtenthum
gar häufig um dieſen Heldenruhm.
Und ſandt' er Geſpenſter, die Menſchen zu necken,
und kam er ſelber, ſie grauſig zu ſchrecken:
ſo brachten im Nu, wie jene, auch ihn,
Weihwaſſer und heilige Kreuze zum Fliehn.
Und hetzt' er, mit ſcharfen Klauen und Zähnen,
jetzt Tiger herbei, dann Wölf' und Hyänen:
ſo ſah er, wie mit bewaffneter Hand
und Liſt auch dieſe der Menſch überwand.

Nach jedem, ſolchem verſuchtem Spaſe
ſtand ſo, gewöhnlich mit langer Naſe,
voll bittern Aergers, der Satan da,
oft ſelbſt kaum wiſſend, wie ihm geſchah. —

In Ohnmacht ſinkend tiefer und tiefer,
verlangt er endlich nach Ungeziefer,
das zum Verſteckelſpielen hübſch klein,
doch ergötzlich recht möchte auf's Plagen ſeyn.
Er verſprach den beſten kleinen Dämonen,
für ſolches Geſchmeiß ſie gut zu belohnen,
und ſetzte lockende Prämien aus.

Da bringt ein Dämon die tückiſche Maus;
ein Anderer bringt einen Reim auf dieſe,
(den hier zu benutzen, Unart hieße);
ein Dritter jagt, mit Jubelgeſchrei,
leichtflüglige Mücken und Fliegen herbei;
ein Vierter läßt, gar übel zu riechen,
herbei die widrige Wanze kriechen;
ein Fünfter, in dulci jubilo,
läßt luſtige Sprünge machen den Floh!

Und Allen befiehlt mit teufliſchem Lachen,
der Satan nun, Verſuche zu machen,
um den Menſchen zu plagen bei Tag und bei Nacht,
als ganz verfallen dämoniſcher Macht.
Und weil es von Rom war ausgegangen,
daß jeglicher Chriſt ſich kennt' unterfangen,
durch Schlagen von heiligen Kreuzen ihn
im Nu zu zwingen zum feigen Entfliehn:
ſo ſandt' er nach Rom die größten Kohorten
von Ungeziefer in allerlei Sorten,
die breiteten weiter und weiter ſich aus,
in Hütt' und Palaſt, und in Kloſterhaus,
ſo ſehr auch die Menſchen, die hartgeplagten,
dagegen ſich wehrten, und ſchalten und klagten.

Doch Alles wollte den Satan noch nicht
anregen zu ſeiner Zahlungspflicht.
Es ſchien, als wolle der Vater der Lügen
ſelbſt ſeine Helfershelfer betrügen
um ihren verdienten Sündenlohn.
Jahrhunderte waren vergangen ſchon,
und immer noch war er ihn Allen ſchuldig!
Da wurden ſie endlich ungeduldig,
und trieben die Peſtien allzumal
zu zehnfach vermehrter Menſchenqual!

Als gält es Millionen Erſchlagne zu rächen,
ging's nun an's unerhörteſte Stechen!
Kein Menſch ward mehr des Lebens freh!
Am Aergſten aber trieb es der Jeſuit!
Verfolgt und gefangen zum hundertſten Male,
entſprang er mit kühnem »salto mortale«,
und ſog ſich, in wilder, fanatiſcher Wuth,
zur Wanzengröße in Ketzerblut!
Er warf ſich, in ganzen Legionen,
auf Reiſe-Scribenten ohne Verſchonen!
Italien, das man, als Paradies,
ſonſt kaum vor allen Ländern pries,
es ward, bei immer geſteigertem Jammer,
zu einer ſchrecklichen Marterkammer,
ſo daß ein gefühlvoll-gebildet Gemüth
fortwährend darob in Verzweiflung gerieth.

Auch dies ſchien erſt, im finſteren Grollen,
der Satan nicht beachten zu wollen;
doch als ein Damen ſo pfiffig war,
ihm darzureichen ein Prachtexemplar

von Nicolai's Jeremiaden:
da mußt' er ſich faſt in Thränen baden
vor Lachen über den Reiſe-Verdruß
des armen gezwickten Lazarus.

Jetzt konnt' er luſtig die Augen weiden
an ganz unſäglichen Menſchenleiden,
bereitet durch Ungeziefer-Neid,
und geſteigert durch ſauren Kleß von Brodt,
durch Jauche von Wein und ledernen Braten,
als Lohn für gewaltige Reiſethaten.
Drum zahlt' er nun auch, bei luſtigem Schmaus,
das Sündengeld den Dämonen aus.
Und weil den Jammer zur höchſten Höhe
unſtreitig getrieben die beißigen Flöhe,
und weil fortwährend in jedem Strumpf
ein Floh war thätig für ihn zum Triumph:
ſo bezeigt' er dem Dämon der Flöhe vor Allen
ſein höchſtallerhöchſtes Wohlgefallen,
und ſteckt' eine Feder, ſo roth, wie Blut,
als Ehrenzeichen, ihm auf den Hut.

Ohne alle Verfälſchung habe ich die Schmu hier mitgetheilt. Wem ſie mißfällt, der ſcheite, ſehr er Luſt hat, auf das kleine Höllen-Brenzels-Teufelchen, das mir ſie in die Feder dictirte. Ich ſtelle ſie gern der ſchärfſten Kritik zur Dispoſition

# XXIV.

Alſo nicht allein mit Poſtillonen und Bettlern iſt fertig zu werden in Italien, ſondern man braucht auch, um die Beköſtigung erträglich zu finden, kein Hottentotte zu ſeyn, und um, trotz des Ungeziefers, ſich Italiens zu freuen, keine Eſelshaut zu haben. Es iſt daher mindeſtens lächerlich, wenn Herr Nicolai, in Beziehung auf die Bettler, ausruft: „Nein, nein, ein edles Gemüth kann Italien nicht ſchön finden!" Aber etwas weit Schlimmeres, als nur eine Lächerlichkeit iſt es, wenn er bald nachher, wegen der Qualen, „denen Körper und Seele in dieſem Jammerlande unausgeſetzt Preis gegeben" ſeyn ſollen, ſeine Tirade mit den Worten ſchließt: „Nur ein ſchmuziger Cyniker kann ſich in Italien gefallen!" — „Wie könnte (ſagt er an einer andern Stelle) ein edler, gemüthvoller, gebildeter und — reinlicher Menſch in dieſem Lande ſich wohl fühlen?" — „Gern wird ſich der Gebildete Entbehrungen und körperlichen Anſtrengungen unterziehen, um ſeine Kenntniſſe zu bereichern; allein muß er ſich halo zum Thiere entwürdigen, ſteht der Edlere gewiß zurück." — An wie unzählig vielen, höchſt würdigen Menſchen verſündigt ſich Hr. Nicolai mit dieſen unverzeihli-

chen Urtheilesprüchen! So groß seine Unkunde von Italien auch war, mit so albernen Vorstellungen und Erwartungen er auch nach Italien reiste: so hat er doch wissen müssen, daß Tausende von Reisenden Italien schön gefunden — sich in Italien gefallen haben! Und alle diese Tausende sollen keine edlen Menschen — sollen nicht gemüthvoll, nicht gebildet, nicht reinlich, sondern schmuzige Cyniker gewesen seyn!!

Hiernach hätte Jeder, dem es in Italien gefallen hat, sich dessen nur zu schämen. Ich meine aber, daß nur Hr. Nicolai sich seines verkehrten Urtheils zu schämen hat, und daß er damit abermals nicht Andere sondern sich selbst beschimpft. Ein Unglück, das ihm öfter begegnet! —

Ich weiß nicht, wie schwer Hr. Nicolai als edler, gemüthvoller Mensch eben wiegt; aber Ehre und Leben glaube ich darauf zum Pfande einsetzen zu können, daß Tausende, die nach Italien gereist sind, mindestens eben so edel und gemüthvoll waren, als er — Manche wohl noch etwas mehr. — An Bildung und Civilirtseyn stand er, wie sich aus seinem Buche ergiebt, gar Vielen unleugbar weit nach. Gutes Essen und Reinlichkeit wußten die Meisten gewiß auch recht sehr zu

ſchätzen, ſo gut, als Hr. Nicolai. Und dennoch freuten ſie ſich Italiens, und gefielen ſich in Italien. — Hr. Nicolai meint zwar, dies verſichere man in der Regel blos, weil man ſich ſchäme, die Wahrheit zu geſtehn; man verſchweige, wie ſchlecht es Einem ergangen, und belüge in der Heimath die Neugierigen, um ſich mit ſeiner gemachten Reiſe nicht auslachen, ſondern lieber auch Andere die nämliche ſchlimme Erfahrung machen zu laſſen! — Vortrefflich! Ueberaus vortrefflich!! Um ſeinen, theils übertriebenen, theils ganz verkehrten und falſchen Berichten und Anſichten, Glauben zu verſchaffen, erklärt Hr. Nicolai Tauſende, die anders über Italien berichten, als er, theils für einfältige Tröpfe, theils für Lügner! — Allein wenn Alles in Italien nur auf Täuſchung und ekelhafte Erfahrungen hinaus liefe: wie ginge es dann zu, daß nicht Wenige, deren Verhältniſſe es erlauben — und nicht etwa blos Künſtler — jahrelang in Italien bleiben, daß Manche es zu ihrer zweiten Heimath machen, daß Mancher zwei-dreimal die weite Reiſe nach Italien macht? — In einer Geſellſchaft von etwa vier und zwanzig Perſonen, in welcher ich kürzlich hier in Hamburg war, ſaßen außer mir noch fünf an der Tafel, die in Italien geweſen waren, und zwar Drei ſchon

zweimal, über Jahr und Tag, und zwei ſchienen ſehr geneigt, ebenfalls zum zweiten Mal eine Reiſe dorthin zu machen. Und den Hamburgern kann man wahrlich nicht vorwerfen, daß ſie gefühllos beim Anblick der Armen wären, oder nicht auf eine gute Küche hielten; und an Sauberkeit und Reinlichkeit in den Haushaltungen ſteht Hamburg gewiß keiner Stadt in Deutſchland nach. — Wie ſind die Erſcheinungen nun zu erklären, daß ſo viele Deutſche, Engländer und Andere, mit großen Aufopferungen vielerlei Art, längere Zeit in Italien verweilen, als zu einer bloßen Befriedigung der Neugierde nöthig wäre, daß Viele ſich ſo ſchwer von Italien wieder trennen, oder wiederholte Reiſen dahin machen? Und zwar Leute, die in der Heimath in jedem Betracht an ein ſehr confortables Leben gewöhnt ſind? Bleibt man etwa dort jahrelang, weil man ſich ſchämt, es einzugeſtehn, daß man ſich in ſeinen Erwartungen betrogen habe? Oder laſſen die lügneriſchen Lobredner Italiens ſich durch ihre eignen Lügen verführen, Italien zum zweiten Male zu beſuchen? — Nur ein Verrückter könnte dies meinen. — Uebertreibende, blinde, phantaſtiſche Lobredner Italiens mag es mehr oder weniger geben. Thörichtes Geſchwätz wird ja über viele höchſt würdige Gegenſtände in der Welt getrieben. Dennoch

behalten die Urtheile der besonnenen, verständigen Lobredner ihr volles Gewicht. Diese wissen sehr gut, was an Italien zu tadeln ist, sie verkennen das Unangenehme nicht, was Einem dort aufstößt; aber sie wissen auch, was dort zu loben und zu bewundern ist, und welche, sonst nirgends zu findende Genüsse den dortigen Aufenthalt belohnen; und weil das Tadelnswerthe von dem Lobenswerthen, und das Unangenehme von dem Erfreulichen so sehr überwogen wird — darum sind sie die Lobredner Italiens! — Wäre Hr. Gustav Nicolai nicht unglücklicher Weise grade Hr. Gustav Nicolai: so hätte er sich auch wohl Italiens freuen und es loben können. Da er aber nun einmal über und über Hr. Gustav Nicolai ist: so hat er nicht umhin gekonnt, wie ein Rohrsperling zu schimpfen auf ein Land, in welchem, nach ewigen Gesetzen der Natur, mehr Flöhe sind, als er ertragen mag, in welchem anders gekocht wird, als er es gewohnt ist. — Jedem steht es nun frei, das arme Italien, oder den armen Herrn Nicolai zu bedauern. —

# XXV.

Daß man bei gespanntem Hoffen auf einen vorzüglichen Genuß, leicht am erreichten Ziel unbefriedigt bleiben kann, erfuhr auch ich in Italien, und zwar gleich am ersten Abend in Rom. Monatelang hatte ich nichts so sehr im Kopfe gehabt, als den Wunsch, nur ja Mittwoch vor Ostern in der Sixtinischen Kapelle das berühmte Miserere von Allegri aufführen zu hören, welches das schönste seyn soll, was man in der Charwoche zu hören bekommt. Wir jagten durch Verona, Padua, Bologna, Siena, und manchen andern Ort, wo Interessantes zu betrachten gewesen wäre, mit ruheloser Eile, um nur jenen Musikgenuß nicht zu versäumen, den ich für einzig in seiner Art, und also für unersetzlich halten mußte, dagegen ich, auch außer jenen Orten, noch Alterthümliches und Kunstschönes in Menge zu erwarten hatte. — Mein lebhafter Wunsch wurde erfüllt. Ich hatte einen schönen Genuß, doch nicht einen so hohen, als ich erwartet hatte. Wäre ich ein Zwillingsbruder von Herrn Nicolai: so klagte ich vielleicht über eine Enttäuschung, und schölte über lügnerische Lobpreisungen Anderer.

Dies sey indessen ferne von mir, wenn ich gleich gestehen muß, daß ich im Vaterlande von Aufüh-

rungen des Mozartſchen Requiems, des Händelſchen Meſſias, ſelbſt der Graunſchen Paſſion, mit ihren eingeſtreuten, trefflichen Kirchen-Melodieen, immer ungleich mehr ergriffen worden bin. Statt über Allegri's edle Compoſition oder die Aufführung, die ich hörte, abzuſprechen, will ich den Grund meines geringeren Ergötztſeyns lieber in einem Mangel an gehöriger Empfänglichkeit von meiner Seite ſuchen, der durch zufällige Nebenumſtände bewirkt wurde.

Schon um halb vier Uhr fuhren wir nach dem Platze der Peterskirche. Das war eine der intereſſanteſten Minuten unſrer Reiſe! Endlich ſah ich den merkwürdigen Platz, von dem ich ſeit meinen Jugendjahren ſo viel geleſen, ſo viel geträumt hatte! Ich hätte mich fragen mögen, ob ich auch wache? Wir ſtiegen rechts am Ende der Colonnade aus dem Wagen, und dann 137 Stufen nach dem nächſten Flügel des Vatikans, zu der berühmten Sixtiniſchen Kapelle hinauf. Meine Reiſegefährtin erhielt auf den bedeutend erhöhten Sitzen für die Damen einen guten Platz. Ich mußte froh ſeyn, noch links auf einer wenig erhöhten Stelle, hinter den Sitzen der Diplomaten und vor der Tribüne für fürſtliche Perſonen, in welcher Don Miguel ſaß, einen Stehplatz zu erhalten. — Die Kapelle iſt ein hohes, langes, nicht ſehr breites Viereck. Etwa in der Mitte war ſie

von einem Gitter durchſchnitten, hinter welchem rechts in der Wand die Loge der Sänger zu ſehen war, mit der Ueberſchrift: „Cantate Domino". Nach dem Hintergrunde zu waren rothe Kardinalmützen und Hermelinſchultern, und dann und wann die goldene oder ſilberne Mütze des Papſtes zu ſehen. Darüber an der großen Hinterwand das berühmte jüngſte Gericht von Michel Angelo, und an den Seiten und an der Decke der merkwürdigen, großartigen Malereien noch viele. Wie viel wäre da zu betrachten und zu bewundern geweſen, ohne daß es etwas zu hören gab! Ich konnte aber wenig davon erkennen! — Das Gedränge wurde immer ſtärker, die Hitze immer ärger, das Stehen immer beſchwerlicher! Der eine und der andere Diplomat durchräucherte die dicke Luft zwar ſtark mit wohlriechendem Waſſer und Haaröl, ich kann aber nicht ſagen, daß ſie dadurch angenehmer geworden wäre. Von Don Miguels Geſicht war wenig zu ſehen und noch weniger zu rühmen. Es waren harte Prüfungsſtunden auszuhalten, ehe das Miſerere begann! Im fernen Hintergrunde, wo Papſt und Kardinäle ſaßen, war vorher erſt ein langes, unerfreuliches Pſalmodiren, wie man es ſonſt von Chorherren in den Kirchen hört. Kein Wunder, daß ich, nach überlangem Harren, in Schweiß gebadet, und von dem beſchwer-

lichen Stehen und Gedrängtſeyn faſt bis zur Erſchöpfung ermüdet, in geringerem Grade genußfähig, und alſo auch ungleich weniger befriedigt war, als ich erwartet hatte. Auch die allmählige Verdüſterung der Kapelle, indem nach und nach faſt alle Kerzen gegen das Ende der Muſik ausgelöſcht wurden, machte wenig Eindruck auf mich, weil der Akt des Auslöſchens der hochgeſtellten Kerzen, durch Anwendung langer Stangen, mit denen mühſelig balancirt werden mußte, eine ſtörende Operation war. Nach geendigter Feierlichkeit, zur Zugabe beim Hinweggehen, ein arges Gedränge, und auf der Treppe und bis wir wieder im Wagen ſaßen, ein höchſt gefährlicher Temperaturwechſel und Zugwind!

Am andern Morgen ſchon nach 8 Uhr holte uns der gefällige Herr H** wieder ab, und fuhr mit uns abermals nach der Sixtiniſchen Kapelle, wo ich wieder in einem argen Gedränge ſtehen mußte. Nach langem Warten erſchien im Hintergrunde der Kapelle der Papſt unter den verſammelten Kardinälen, und ſetzte ſich links auf einen erhöhten Seſſel unter einem Baldachin. Ich konnte wenig mehr von ihm, als ſeine hohe Biſchofsmütze von Goldſtoff ſehen. Seine Stimme beim Meſſeleſen war ziemlich laut, erinnerte aber nur an einen ganz gewöhnlichen Meſſe leſenden Prieſter, ohne

edleres Organ oder edleren Ausdruck. — Geſchente, vorurtheilloſe Leute in Rom nennen ihn auch einen finſtern Mönch.

Nach Beendigung jener Meſſe begaben wir uns in die Peterskirche, um den Stellvertreter des heil. Petrus, den reichſten und vornehmſten Prieſter, zwölf armen Prieſtern die Füße waſchen zu ſehen. Ein Akt, dem ein ſchöner Gedanke zum Grunde liegt, der aber noch keinen ſtolzen Papſt demüthig gemacht hat, und der in der Ausführung nur eine prunkende Spiegelfechterei iſt.

Ehe der Akt ſelbſt begann, ſah ich, wieder in argem Gedränge ſtehend, im Hintergrunde einer der weiten Seitenhallen der großen, prachtvollen Kirche, den Papſt auf einer Erhöhung unter einem Thronhimmel ſitzen. Er war jetzt mit einer Mütze von Silberſtoff, und einem rothen Gewande, wie es mir ſchien, bekleidet. Mehrmals wurde ſeine Mütze abgenommen, eine Weile vor ihm von einem Prieſter gehalten, dann ihm wieder aufgeſetzt. Bald wurde ihm ein Buch hingereicht, bald wieder abgenommen. Ich konnte wenig davon erkennen. — Zur Seite auf einer Erhöhung ſaßen die zwölf oder dreizehn armen Prieſter, mit ihren blaſſen Geſichtern, ſchwarzen Bärten und weißen hohen Mützen und Gewändern, faſt wie verurtheilte, arme Sünder ausſehend.

Nur ſchwarze Bänder fehlten an ihren Mützen. Zwei Diener ſchienen ihnen die Schuhe auszuziehen. Dann ging der Papſt langſam an ihnen hin, und ſpritzte, wahrſcheinlich aus einem Gefäß, das ein Anderer trug, etwas Waſſer auf ihre Füße, was dann das Waſchen der Füße bedeutete. — Ein nachfolgender Prieſter trocknete ſie wahrſcheinlich ab. Unwillkürlich drängte ſich mir der Wunſch auf, daß endlich einmal ein recht tüchtiger Mann dem Papſt einen ähnlichen Dienſt leiſten, doch ihm nicht die Füße allein, ſondern (wie Petrus Joh. 13, 9. ſagt) „auch die Hände und das **Haupt**" waſchen möchte. — Millionen verſtändiger Leute würden ſich darüber freuen.

Hierauf hätten wir noch in einem Saale des angrenzenden Vatikans den Papſt die armen Prieſter am Speiſetiſch können bedienen ſehn; aber wir hatten des ermüdenden Pomps ſo übergenug, daß wir es vorzogen, an unſern eigenen, kleinen Mittagstiſch zu eilen, um uns ſelbſt von einem der beſcheidenſten Laien, unſerm Guiſeppe Martinello, bedienen zu laſſen. — Auch ein zweites Miſerere mochte ich nicht hören, weil ich es nicht zum zweiten Male ſo theuer erkaufen mochte.

Bei unſerer zweiten Anweſenheit in Rom, nach der Rückkunft von Neapel, konnten wir den Papſt ſehr bequem und ſehr nahe ſehn. Es war bei der

Feier des Johannistages, in der Kirche S. Giovanni in Laterano, der eigentlichen Pfarrkirche des Papstes, in welcher er an diesem Feste die Messe liest. Mit großem Equipagenpomp waren Kardinäle und Papst angefahren gekommen, auch die Königin von Sardinien und andere fürstliche Personen. Der Platz vor der Kirche war mit Wagen bedeckt. Dennoch war der innere Raum der Kirche nicht zur Hälfte mit Menschen angefüllt. Ehe die Feierlichkeit selbst begann, wurde eine Abtheilung der Schweizergarde, die sich schon in der Kirche befand, nach einem der Seiten-Altäre hinkommandirt, um dort kniend ihre Andacht zu verrichten. Manchem — der vielleicht ein Ketzer war — sah man an Blick, Miene und Ellenbogenbewegung gegen den Nachbar wohl an, daß ein innerer Drang ihn durchaus nicht hiezu trieb, sondern nur der militairische Kommando-Stab. — Wir hatten uns glücklicherweise dicht an eine Stelle begeben, wo auf zwei einander gegenüberstehenden Bänken die Kardinäle saßen, zum größten Theil mit langweiligen, verdrüßlichen Gesichtern vor sich hinschauend. Zwischen ihnen hindurch nach einer Seiten-Kapelle, wurde der Papst, wenige Schritte weit von uns, auf einem Lehnstuhle von rothem Sammet getragen, in reichem Goldbrocat, eine goldblinkende Bischofsmütze auf dem Haupte,

zu beiden Seiten die großen Fächer von weißen Pfauenfedern. Er saß mit etwas niedergebeugtem Kopfe, ganz niedergeschlagenen Augenliedern, und die Hände unterhalb der Brust übereinandergelegt. Seine Gesichtsform ist nicht unedel, doch auch nicht anziehend oder Herzen gewinnend. Von dem Schaden an seiner Nase war, wenigstens auf der linken Seite, nichts zu sehen.

Die Schweizergarde war in Parade aufgestellt. Alle die großen Pilaster der Kirche waren mit schwerem, roth seidenem Zeug mit Goldborten behangen. Der Papst ging dann in Begleitung der Kardinäle, nach dem erhöhten Theile der Kirche, hinter dem freistehenden Hochaltare, und setzte sich unter einen hohen Baldachin nieder. Da gab es lange dauerndes Lesen, Chorgesang, Meßfunktion, wobei dem Papst wieder öfter die Mütze abgenommen und aufgesetzt wurde. — Nach geendigter Feierlichkeit sah ich einen der vornehmeren Priester in einer Art von Seitenkabinet auf einem Stuhle sitzen, und sich, sehr lustigen Humor's, durch ein paar Kirchendiener mehrere Stücke seiner festlichen Bekleidung abnehmen lassen. Er erinnerte vollkommen an einen Schauspieler, der nach beendigter, ernster Heldenrolle, hinter den Kulissen oder in einem Ankleidezimmer Helm, Panzer und Schwerdt

ſich abnehmen läßt, und ſich dabei in jovialer Stimmung über Dies oder Das, was etwa bei der Aufführung vorgefallen, mit ein paar Theaterdienern unterhält. —

Zwei Tage ſpäter, in Nepi, trafen wir zur Mittagszeit im Gaſthofe mit einem ältlichen, dicken Mann aus einer nahgelegenen Stadt zuſammen, der in kurzer Zeit ein gebratnes Huhn bis auf die Knochen verzehrte, dann ſich noch einen tüchtigen Teller voll Schinken geben ließ, und als dieſer völlig geleert war, aus einer mitgebrachter Büchſe, zur Zugabe noch drei große Stücke marinirten Aal, und als Deſert zwei Apfelſinen, mit Ausnahme der äußeren Schaale, ganz und gar verſchluckte. Mit zwei Flaſchen Wein, die er auch mitgebracht, ſpülte er Alles raſch hinunter. — Nie habe ich einen rüſtigern, freudigern Eſſer geſehn. Er war ein Bild des Wohlſeyns und der ſoliden bürgerlichen Wohlhabenheit.

Sein rundes, heiteres Geſicht und ſeine untere ſetzte Figur erinnerten mich an den einzigen korpulenten Poſtillon, der uns gefahren hatte. Er war der erſte, den wir auf toskaniſchem Gebiet bekamen. Als er, eine Höhe hinauf, einmal etwas langſame fuhr, fragte ich ihn, was ſein Großherzog für ein Herr und ob man mit ſeiner Regierung zufrieden ſey

Ob ich nun gleich eine Antwort bekam, wie ich sie erwartet hatte: so hörte ich doch mit theilnehmender Freude danach hin, denn der dicke Postillon drehte sich mit dem heitersten Gesicht nach mir herum, und rühmte mit so verständigen als herzlichen Worten die Güte seines Großherzogs und das Glück des toskanischen Volks.

Hieran jetzt in Nepi durch den wohlgenährten Unterthan des Papstes erinnert, konnte ich nicht unterlassen, den unermüdlichen Esser ein wenig in seiner angenehmen Arbeit zu stören. Ich ließ mich mit ihm in ein Gespräch ein, fragte ihn nach seiner Heimath, und hörte von ihm, daß er aus einer nicht sehr entfernten Stadt auf päpstlichem Gebiet sey, wo man weit besseres Weißbrodt, als zu Nepi, auch weit bessern Wein als in dem hiesigen Gasthofe habe, daher er auch beides nebst eingekochtem Aal aus dem eigenen Hauehalt bei sich führe. In Absicht der Fasttage erklärte er sich als ein strenger Katholik, der aber auf Reisen davon freigesprochen sey. Es war nämlich grade Freitag. Die Frau hatte ihm, als Fastenspeise, den Aal mitgegeben; als dispensirter, aufgeklärter Reisender, fügte er aber noch das gebratene Huhn und den Schinken hinzu.

Endlich fragte ich ihn, ob man mit dem Papste zufrieden sey, und ihn lieb habe? Recht schelmisch lachend erwiederte er da: „Ja wohl! aber auf

Befehl! mit Hülfe der Bayonette." — Uebrigens versicherte er, daß er mit der größten Andacht niederkniee, wenn der Papst den Segen ertheile, denn er sey doch einmal der Stellvertreter Christi und Nachfolger des heiligen Petrus.

## XXVI.

Wer wollte mit einem Katholiken über eine solche Aeußerung hadern, wenn er von Jugend auf daran gewöhnt ist, in dem kirchlichen Pomp ein Heiliges zu sehen? Die besten Protestanten, wenn sie katholische Eltern gehabt, und im katholischen Lande eine katholische Erziehung erhalten hätten, würden gute Katholiken geworden seyn, wie, umgekehrt, der eifrigste Katholik, unter veränderten Umständen, ein sehr freisinniger Protestant hätte werden können. Unser Bretschneider, unser Rö — wären sie im Kirchenstaate geboren und erzo — wären vielleicht recht tüchtige Päpste geworden und Gregor der Sechszehnte — in Je oder Halle geboren und erzogen — wäre vielleicht wenn auch nicht ein berühmter Generalsuperintendent doch ein ganz guter protestantischer Landprediger geworden. Item sein glorreicher Schildknappe. H

Chamäleon Görres, der ſich ſeit 1789 nach Zeit und Umſtänden ſo oft umgefärbt hat — dem man nachſagt, daß er, zur Zeit ſeines franzöſirenden Revolutions-Schwindels, im Uebermaß renomiſtiſcher Freigeiſterei, eine Hoſtie mit Füßen getreten habe — würde ſchwerlich einen Athanaſius geſchrieben, und ſich dadurch einen Orden und Adelsbrief verdient haben, wenn er nicht ſeit einiger Zeit in München ſein ambulirendes Panier aufgepflanzt hätte, und der Wind dort nicht eben ſo gegangen wäre, wie er neuerlich eben ging. *) — Um Dies oder Das aus einem Menſchen werden zu laſſen, kommt in der Regel faſt Alles darauf an, von welchem Punkte an ſeine Erdenlaufbahn beginnt: ob von Rom oder Conſtantinopel, Berlin oder Kalifornien — item bei Vielen auch, unter welches Wetters und Windes Einfluß ſie eben ſtehn.

---

*) Bretſchneider theilt aus Görres „ſatyriſchem Teſtament des heil. römiſchen Reichs" folgende Stelle mit:

„Die Krummſtabe der Biſchöfe ſind mit Blei aufgegoſſen, mit Dolchen verſehen, und mit Schlangen umwunden; die Biſchofsmützen ſind brauchbar als rothe Mützen auf Freiheitsbäumen; die Kutte der Mönche und Nonnen ſind mit dem Geruch der Heiligen durchbalſamirt."

Wie aber deutſche, wiſſenſchaftlich gebildete Proteſtanten, nach freiſinnigen Grundſätzen erzogen, und jahrelang in engeren Verhältniſſen mit Proteſtanten geweſen, ſich plötzlich zu dem einengenden und intoleranten, allein ſeligmachenden katholiſchen Glauben haben bekennen mögen, iſt mir nie ſonderbarer erſchienen, als ſeit ich den Centralpunkt des Katholicismus mit eigenen Augen geſehen habe.

Rom ſoll bei Vielen daran Schuld geweſen ſeyn! Allein mit Herrn Nicolai wäre vielleicht ſchon in Florenz der proteſtantiſchen Kirche ein Unglück paſſirt, wenn er lange genug dort geblieben wäre! Bei ſeinem zweiten Beſuche der dortigen Metropolitan-Kirche wirkte das Halbdunkel, welches der trübe Himmel und die bunten Glasſcheiben hervorbrachten, mit ſolcher magiſchen Gewalt auf ſeine Sinne, daß er hiedurch zu der Erklärung veranlaßt wird: „Ich begriff, wie einzelne kräftige Männer und Anhänger des Proteſtantismus zur katholiſchen Kirche überzugehen vermochten. In dieſer Stimmung beſuchten wir noch einige andere Kirchen.“ — Eine ſonderbare Stimmung! Wie unklar muß es in der Seele eines Proteſtanten ausſehen, dem ein trüber Himmel und bunte Kirchenfenſter den Uebertritt kräftiger Männer zum Katholicismus begreiflich machen!

Andere, die, mit leicht zu blendenden Augen, in Rom vorzüglich umhergegafft haben, ſprechen von dem verführeriſchen Glanze des katholiſchen Gottesdienſtes, und haben mitunter, im Gegenſatze, den proteſtantiſchen, als zu einfach und kalt laſſend, getadelt. — Nun ja, ungleich mehr Putz und Prunk bietet der katholiſche Gottesdienſt, beſonders zu Rom. Was hat er für prachtvolle Altäre! Was für koſtbare heilige Gefäße! Was für eine Menge von brennenden Kerzen und ewigen Lampen! Was für herrlich gemalte, und ſchwere ſilberne Heiligenfiguren! — In der Peterskirche zu Rom, über dem Grabe des heiligen Petrus, brennen ununterbrochen hundert und zwölf Lampen! Was für einen Schatz von ſilbernen Heiligen habe ich im Dome zu Neapel geſehen! In Lyon ſah ich an einem, von Paris aus beſtellten Silber- und Goldſtoff zu Prieſterputz arbeiten, wovon die Elle 200 Frank koſten ſollte! — Ein katholiſcher Erzbiſchof nimmt ſich freilich viel prächtiger aus, als ein herzoglich ſächſiſcher General-Superintendent, oder ein preußiſcher proteſtantiſcher Biſchof! Und nun vollends der Stellvertreter Chriſti zu Rom, mit der dreifachen Krone auf dem Haupte, den Kußpantoffel am Fuße, und den weißen Pfauenſchweifen zur Seite, getragen auf roth ſammetnem Seſſel! Was für pomphafte Aufzüge! Der Papſt,

wenn ſie entfernt von ſeiner Reſidenz im Vatica oder im Quirinaliſchen Palaſt ſind, kommt daz mit ſechs Pferden angefahren! Die Kardinäle i glänzenden Equipagen, mit zwei, drei Bediente hintenauf! — Und bei den großen Segenſprechunge vom Balcon der Peterskirche herab: das Läuten de Glocken und der Donner der Kanonen von de Engelsburg, mit den nachfolgenden prachtvollen Illu minationen und Feuerwerken! und dabei im Nu da Niederknieen der vielen Tauſende auf dem große prächtigen Platze! Das imponirt! das beſtic Augen und Ohren. — Sehr klein und einfach nimm ſich hiegegen der proteſtantiſche Gottesdienſt aus! — Aber kirchliches Schaugepränge iſt doch nicht da Weſentliche der Religion. Was den Sinnen im ponirt, ergreift darum das Herz doch nicht! Vo goldbrocatnen Meßgewändern und Mützen, vo brennenden Kerzen, geſchwenkten Räucherbecken und hundertmal handwerksmäßig wiederholtem Kreuz ſchlagen und Kniebeugen kann ein gebildeter Pro teſtant mit geſund erhaltenem Geiſte ſich doch unmöglich blenden laſſen, und pomphafte Schaugepränge für etwas Heiliges, das Herz Erwär mendes, der Gottheit näher Bringendes halten! — Weſſen Gemüth anders einer wohlthätigen, religiöſen Erhebung fähig iſt, dem wird ſie auch in den pro

teſtantiſchen Kirchen, beim Singen ſo vieler ergreifender Choräle und beim Hören trefflicher Predigten, die doch jetzt nicht zu den Seltenheiten gehören, nicht fehlen. Was iſt hiegegen das unaufhörlich wiederholte eintönige Meſſeleſen, bald an dieſem, bald an jenem Altar! die zahlloſen Feſte von fabelhaften Heiligen! Die Roſenkränze mit ihren mechaniſch hergeplapperten Ave Maria's! Die Ohrenbeichte! Die Abſolutien! Endlich der Ablaß gar!!

Und auf allen Gaſſen und Landſtraßen die Unzahl von faulenzenden, ſchmutzig und ſtupid oder auch verſchmitzt und feiſt genährt ausſehenden Bettelmönchen! Und mit ihren Roſenkränzen vor ſchlechten Madonnen-, Heiligen- und Chriſtusbildern knieend, die Legion profaner Bettler vom Handwerk, mit dem eigenthümlichen Stempel finſterer Gedankenloſigkeit und ſtumpfſinniger Bigotterie, welchen ſo häufig der Katholicismus, auch in deutſchen Provinzen (zum Beiſpiel in der ſonſt ſo ſchönen Salzburger Gegend!) den andächtelnden Geſichtern aufdrückt! Ein geiſtgeſunder Proteſtant muß von dem Allen zurückgeſchreckt werden. Wie verſchroben, wie phantaſtiſch verwirrt, oder nach beſonderen Zielen ſtrebend, mußten die Friedrich Schlegel, die Zacharias Werner, die Adam Müller und andere dieſes Schlages alſo ſeyn, die

es in einer, noch nicht allzu fern liegenden Zeit faſt zur Mode machen wollten, ſich durch Uebertritt, oder doch wenigſtens Hinneigung, zum Katholicismus, als höhere poetiſche Naturen zu dokumentiren!

---

## XXVII.

Von einer intereſſanten, kirchlichen Scene ganz anderer Art, als jene großen Feſttags-Feierlichkeiten, wurden wir am 17ten April überraſcht. Herr Doktor H** machte mit uns eine Fahrt nach mehreren Kirchen und andern ſehenswerthen Gebäuden Roms. Um die Ueberbleibſel einer der älteſten kirchlichen Einrichtungen mit ſauberer Marmorarbeit am Altar und zwei marmornen Kanzeln zu ſehen, die ſich in der Kirche (wenn ich nicht irre) S. Maria Clemente befinden, beſuchten wir auch dieſe. Es war zu einer Nachmittagsſtunde, in der ſonſt kein Gottesdienſt üblich iſt. Wir traten zu einer Seitenthür an dem einen Ende der Kirche hinein, und ſahen wider Erwarten dieſe Hälfte der Kirche mit Männern und vorzüglich mit Frauen angefüllt, welche uns den Rücken zukehrten, indem ſie nicht links nach dem Altar, wie es ſonſt Regel iſt, ſondern nach der Seite, uns gegenüber, Geſichter und Blicke

gerichtet hatten. Das Ziel ihrer Blicke und ihrer ungetheilten Aufmerkſamkeit waren zwei Jeſuiten, welche auf der uns entgegengeſetzten Seite, wie auf einer kleinen, einige Fuß hohen Bühne, von etwa acht bis zehn Fuß Länge und Breite, einander ziemlich nahe auf Seſſeln ſaßen. Wäre nicht neben ihnen ein Kreuz von beträchtlicher Größe aufgerichtet geweſen, ſo hätte es das Anſehn gehabt, als ob die beiden Herren, trotz ihrer ſchwarzen Ordenstracht, eben in einer lebhaften, ganz weltlichen Unterhaltung begriffen geweſen wären. Es waren Beide ein paar ſehr wohl und blühend geſund ausſehende Männer, der Eine etwa von dreißig Jahren, der Andere wohl einige Jahre älter. Dieſer Aeltere war faſt nur im Profil, von der rechten Seite zu ſehn, indem er, etwas mehr vorn ſitzend, immer ſeitwärts nach dem Jüngeren hingewendet war, welcher von den Zuhörern ganz en face geſehen wurde. Sie beſprachen ſich — oder vielmehr: ſie führten eine Art von moraliſirender oder caſuiſtiſcher Disputation über die Tugend der Geduld auf. Der Aeltere ſuchte darzuthun, daß ſie nicht immer ausführbar ſey, wogegen der Jüngere dann behauptete, daß ſie in keinem Falle verleugnet werden dürfe. — Darüber ſchwatzten ſie lebhaft hin und her — der Aeltere ziemlich ernſthaft, der Jüngere ziemlich ſcherzhaft. Schon

Das machte eine halb komiſche Wirkung, daß der Aeltere, welcher gegen die Geduld diſputirte, mit ſeinem, ſich immer gleich bleibenden, ernſten Geſichte, weit eher zu den geduldigen Charakteren zu gehören ſchien, als der Jüngere, mit ſeinem jovialen, ſehr lebendigen Geſicht, welcher ſeiner Natur nach weit weniger Hinneigung zu jener Tugend haben mochte, und ſie doch unter allen Umſtänden geübt wiſſen wollte. Ganz komiſch aber wurde die Diſputation dadurch, daß der Aeltere, ein im Cölibat lebender Geiſtlicher, mit unveränderter Ernſthaftigkeit, die Haupt-Argumente und Beiſpiele zu ſeinen Einwendungen gegen die Geduld — wenigſtens ſo lange wir ihm zuhörten — aus den häuslichen Verhältniſſen von Eheleuten hernahm. Namentlich behauptete er, daß der Mann ſehr oft von ſeiner Frau auf allzu harte Proben der Geduld geſtellt werde. Der Jüngere wollte hieran nicht glauben. Nun führte der Aeltere an, daß der Mann, wenn er Mittags hungrig nach Hauſe käme, und ſein pranzo (Mittagseſſen) verzehren wolle, die unordentliche Frau aber für nichts geſorgt habe, und nun erſt, um etwas herbei zu ſchaffen, hin und her laufe, der Mann doch wohl ungeduldig werden müſſe. Auch Dies beſtritt der Jüngere mit lachendem Geſicht, indem er meinte, der Mann werde

ſchon ſo lange warten können, bis die Frau ihren Fehler gut gemacht habe, und daß ihm das Eſſen dann nur um ſo beſſer ſchmecken werde. Sie ſprachen hierüber hin und her, ohne daß der Jüngere von ſeiner Foderung etwas nachgab. Nun ſteigerte der Aeltere die ſchlimme Lage ſeines Ehemanns, indem er vorſtellte, daß derſelbe doch wenigſtens dann nicht geduldig bleiben könne, wenn die Frau auch nicht für ſeine cena (Abendeſſen) geſorgt habe, ſondern ausgelaufen ſey, erſt um Mitternacht nach Hauſe komme, und nun vielleicht gar nichts mehr herbeigeſchafft werden könne. Auch dieſen Einwurf wies der Jüngere mit halb frommen, halb ſcherzenden Worten zurück; und je lamentabler die Schilderungen des Andern wurden, deſto heiterer behauptete er, daß man nicht blos mit Worten, ſondern vielmehr durch die That Gottes Gebote zu ehren habe, und daß ſo ein geplagter Ehemann um ſo ſeliger zu preiſen ſey, je mehr die Frau ihm Gelegenheit gebe, ſich in der chriſtlichen Tugend der Geduld zu üben, und je ſchwerer ſie ihm dieſe Aufgabe mache. —

Nie habe ich eine chriſtliche Gemeinde bei der trefflichſten Predigt aufmerkſamer und weniger zum Einſchlafen geneigt geſehen, als die Zuhörer bei dieſer fromm-komiſchen Disputation. Mit geſpannter Aufmerkſamkeit wurde jedes Wort von den Lippen

der Disputanten aufgefangen; und nur ein unwillkürliches Lachen, bald bei den lamentablen Schilderungen des Aelteren, bald bei den humoristisch-strengen Antworten des Jüngern, unterbrachen öfter auf Augenblicke die kirchlich-andächtige Stille. — Mit geringen Abänderungen oder Weglassungen hätte man die ganze Disputation für eine Theater-Scene oder für eine Parodie einer strengen Moralpredigt halten können. Aber die heiligen Kirchenmauern, in denen die Scene aufgeführt ward, und das große Crucifix auf der Bühne, dicht neben den geistlichen Herren, gaben auch den eigentlich unkirchlichen Worten, eine christliche Weihe; und Niemand nahm Anstoß daran, daß die christliche Belehrung hier, zur Abwechselung, in der Form einer erheiternden, fast belustigenden Unterhaltung geschah. — Uebrigens schien die Disputation, so weit wir sie hörten, zwar nicht auswendig gelernt, doch vorher gut einstudirt zu seyn, denn Rede und Gegenrede wechselten sehr rasch und treffend, Schlag um Schlag, so daß nichts, oder nur wenig, improvisirt seyn mochte.

# Italien

wie es mir erſchienen iſt.

von

**A. G. Eberhard.**

---

**Zweiter Theil.**

Mit einer lithographirten Beilage.

**Halle, 1839.**

Verlag von Ed. Heynemann.

# Inhalts-Ueberſicht

der zweiten Abtheilung.

XXVIII. Abſchnitt. Bau in der Paulskirche. — Di Peterskirche, verglichen mit dem Dom zu Köln. — Wün ſche fur ſeine Vollendung. Seite 1—6.

(NB. Seite 2, Zeile 2 von unten, iſt ſtatt Hiezu zu leſen: Hin zu.)

XXIX. Wie Hr. Nicolai bei der Vollendung des Dom ven Köln verfahren wurde. S. 6—12. Vorliebe fur re the Dächer, und Widerwille gegen das Rußige, Düſter farbige. S. 12—17.

XXX. Schätzung und Geringſchätzung alter Bau- und Bildhauerwerke. S. 17—22.

XXXI. Verſundigungen an alten Bauwerken in Italien auch anderwärts, namentlich in Köln. S. 23—29.

XXXII. Das große k. Schloß in Caſerta mit ſeiner koſtbaren Waſſerſpielerei. S. 30—37

XXXIII. Murats tragiſches Ende — gefahrliche Lage Neapels und mehrerer k. Schloſſer. S. 37 — 41. Blick in die ſenſtige Wohnung Louis Philipps im Palais roral. S. 41 — 44.

XXXIV. Eſelreiterei — frühe Gewöhnung der ärmern Kinder an Selbſtſtändigkeit. S. 44 — 47. Beladung eines Eſels mit Pferdedünger. S. 47 — 51. Heſenkette bei den Spazierfahrten in Neapel. S. 52 — 56.

XXXV. Der offne Speiſeſaal bei der Strada di Lucia, und Gaſſenbubenſcenen. S. 56 — 63.

XXXVI. Proceſſion von jungen Mädchen in Rom. S. 64. 65. Proceſſion in Tivoli mit vielen Engelchen. S. 65 — 70. Beſuch des Waſſerfalls. S. 70. 71. Proceſſion auf dem Wege nach Caſerta, und Blumenfeſt in Genzano. S. 71 — 73.

XXXVII. Gefangenſchaft bei einem öffentlichen Schreiber in Neapel. S. 73 — 78. Improviſirter Roman und Heirathsantrag. S. 78 — 82. Raſche Löſung der Aufgabe zu einem Liebesbriefe. S. 83. 84. Nachherige Mienenſprache meines Secretairs. S. 85. 86.

XXXVIII. Prachtvoll erleuchtetes Theater S. Carlo — böſe Erfahrung, die ich dort gemacht. S. 87 — 90. Verhandlungen darüber — intereſſante Wohnung der preuſſiſchen Geſandtſchaft. S. 91 — 93. Warnung für Andere — Aehnliches in Deutſchland. S. 93. 94.

XXXIX. Verluſt der Paſſe in Mentone. S. 95 — 97. Verhandlungen zur Erlangung eines Interimspaſ-

ſeh. S. 98 — 103. Wer der Dieb war. S. 104 — 106.

XL. Ausflug nach Pompeji. S. 107 — 110. Eidechſe und Schlange. S. 110 — 112.

XLI. Fahrt nach Salerno — nach Päſtum — und zurück nach Caſtellamare — Capri. S. 112 — 117. Beſuch des Veſuvs — Feſt beim Einſiedler. S. 117 — 119.

XLII. Ausflug nach Puzzueli, Bajä, Jſchia. S. 119 — 121. Vereitelter Plan, Capri noch einmal zu beſuchen und Sorrent kennen zu lernen. S. 122 — 124.

XLIII. Ueber Hrn. Nicolai's Verzichten auf den Beſuch von Päſtum, Jſchia und Capri. S. 125 — 127. Ueber die blaue Grotte und ihr Licht- und Farbenſpiel. S. 127 — 132. Ein lithographirtes Blatt als Beilage. S. 133

XLIV. Ueber die Eigenthümlichkeit der Vegetation und des Klima's von Italien, zur Zurückweiſung Nicolai'ſcher Aeußerungen. S. 134 — 138. Vergleichung der verjährigen Witterung in Italien mit der in Deutſchland. S. 138 — 141. Wirkung auf Geſundheitszuſtände. S. 141 — 145

XLV. Das mittelländiſche Meer, und Italien als Landſchaft. S. 143 — 145. Grüner Schmuck von Feld und Wieſe. S. 145 — 147.

XLVI. Herr Nicolai büßte manchen ſchönen Anblick durch ſeine Schuld ein. S. 147 — 150. Ueber die Weinreben Guirlanden Italiens. S. 150 — 152.

XLVII. Ueber die Bäume Italiens. S. 152 — 157. Hin

weiſung auf Manches, was Hr. Nicolai in ſeben verſäumte. S. 158 — 160.

XLVIII. Blüthengeſträuche am Wege. S. 160 — 164. Zwei Bilder, die ich mir wünſchte — freher Rucklick auf die ganze Reiſe. S. 164 — 167.

XLIX. Meine Beſuche bei Iherwaldſen — empfangene Geſchenke. S. 167 — 173.

L. Rucklick auf Herrn Nicolai's Reiſe und Reiſebeſchreibung. S. 173. 176. Wohin es führt, wenn man, wie er, verfährt. S. 177 — 179.

A. Mittheilung des Plans zur Beſchreibung eines „Deutſchlands, wie es wirklich iſt," von ein einem Italiener. S. 180 — 205.

B. Abhalten vom Schreiben — Hereintragen eines Geiſtes in mein Zimmer. S. 205 — 208. Hier Laſſeur, und Bekehrung durch Hellſeherei. S. 208 — 213.

C. Hellſeher's Blicke in Nicolai's Reiſe — Charakteriſtik des fingirten Reiſenden. S. 213 — 217. Nähere Andeutungen ſatyriſcher Züge. S. 217 — 220.

D. Andeutung gehäuften Jammers als komiſches Motiv. S. 220 — 224. Komik durch angedichtete Lächerlichkeit. S. 224 — 227.

E. Komik durch Poltrennerie. S. 227 — 229. Komik durch angedichtete Albernheit in Anſichten und Urtheilen. S. 229 — 233.

F. Komik durch Uebertreibungen und Widerſprüche. S.

233 — 237. Deutung komischer Aeußerungen. S. 237 238.

6. Ehrenerklärung. S. 238 — 240

Schluß-Cadenze. Hrn. Nicolai's Noten zu Recensionen seines Buchs — sein Wunsch, daß sein Buch in Gymnasien und Schulen eingeführt werde. S. 241 — 253.

Schluß-Accord. Zwei ältere, lateinische Schriften über Flöte — höherer Werth des Nicolai'schen Werks. S. 254 — 259.

# Italien,

wie es mir erschienen ist.

---

## Zweite Abtheilung.

# XXVIII.

In der Paulskirche, einem Kloster außerhalb der Stadt zugehörig, sahen wir eine große Bauthätigkeit. In dem Brande von 1823 blieb, außer den weiten Umfassungsmauern, nur wenig vom Feuer so verschont, daß es noch ferner brauchbar gewesen wäre. Die alte, prächtige Kirche hatte weder eine gewölbte Decke, noch waren statt ihrer, die starken, queer über liegenden Balken mit Brettern verschlagen, sondern man konnte von unten frei hinauf nach dem Dachstuhle sehen. Als dieser nun brennend in den untern Raum der Kirche hinabstürzte, wurden die Marmorsäulen zu bröckligem Kalk gebrannt und die Granitsäulen ebenfalls von der zerstörenden Glut unwiederherstellbar verdorben, weil stark angeglühter Granit, trotz seiner Härte, sich mehr und weniger abblätterte. — Jetzt standen schon wieder etwa hundert neue, schöne Säulen aufgerichtet: im Hauptschiff von grauem Granit, und zur Abtheilung der Seitenschiffe von weißem Marmor. Große, schön gearbeitete Marmorstücke, welche

auf dieſen die Bogen von einer zur andern bilden ſollen, fing man eben an aufzuſetzen. Zwei ſehr koloſſale Granitſäulen am Anfang des Hauptſchiffes ſtanden ſchon auf ihren Stellen, ſo wie vier kleine für den Hochaltar beſtimmte, von brauner Farbe. Auch zwei neue Marmor-Statuen waren ſchon aufgeſtellt. Das einzige erhaltene, in einer hohen Niſche befindliche Moſaikbild auf Goldgrund, Chriſtum und die vier Evangeliſten in coloſſalen Figuren darſtellend, wurde eben an der Stelle, wo es etwas beſchädigt worden iſt, ausgebeſſert. — Viele unerſetzliche, antike Säulen ſind bei dem Brande verloren gegangen, als endlich erfolgte Beſtrafung für den Raub, den man durch ihre Entführung von ihren alten Stellen begangen hatte! In den neuen Bau wird aber mehr Harmonie kommen, als wahrſcheinlich in dem alten war! und Rom wird wieder eine ſehr prachtvolle Kirche mehr aufzuweiſen haben. —

Das chriſtliche Rom iſt mit ſeiner Hinneigung zu gräciſirendem Säulenprunk und Rundbogen in die Fußtapfen des früheren, heidniſchen Roms getreten; und weithin, nicht in Italien allein, iſt man vielfältig dieſem Beiſpiele gefolgt. An kirchlichem Säulenſchmuck beſitzt alſo Rom vorzüglich einen großen Reichthum. Hiezu der größten und prachtvollſten Kirche aber, dem Dome des h. Petrus,

führen zwar in großen Bogenlinien zwei vierfache Säulengänge, allein die Façade iſt nur mit hohen Pilaſtern verziert, und im Innern werden die weit und hochgeſpannten Rundbogen-Gewölbe des Hauptſchiffes, ſo wie der Seitenſchiffe mit ihren kleinen Kuppeln, und vor Allem die hochſchwebende, ſtolze Hauptkuppel, von mächtigen, vielleicht Jahrtauſende dauernden Pfeilern getragen, die ebenfalls nur mit Pilaſtern geſchmückt ſind. Die Säule ſpielt hier nur eine untergeordnete Rolle, und in der gewundenen Form beim Hochaltar eben keine preiswürdige.

Wer würde nicht mächtig ergriffen von dieſem majeſtätiſchen Dome! Von der koloſſalen Großartigkeit ſeiner Anlage! und von der verſchwenderiſchen und dennoch immer edel gehaltenen Pracht ſeiner Ausſchmückung! Wieder und immer wieder mit dem lebhafteſten Intereſſe, bin ich in ſeinen weiten Hallen umhergewandelt, zur Auffaſſung der grandioſen Dimenſionen und des vielartigen Marmor- und Vergoldungsſchmuckes, und habe, ſo lange ich konnte, verweilt vor Michel Angelo's (leider nicht gut beleuchteten) und Thorwaldſen's trefflichen Marmor-Arbeiten, und an den Seiten-Altären vor den meiſterhaften Moſaik-Verewigungen vieler der herrlichſten Gemälde, welche Italien aufzuweiſen hat.

Doch immer — ich konnte den Gedanken nicht

abwehren — dachte ich hinterher an den Dom von Köln — mit einer Art von Stolz, daß auf deutſchem Grund und Boden, ins Leben gerufen von deutſchem Geiſte, ein ſolcher Prachtbau auf's Bewunderungswerthеſte empor zu wachſen begann — aber auch mit tiefer Trauer, daß er unvollendet blieb, und daß Deutſchland in mehr als einem halben Jahrtauſend die Mittel zu ſeiner Vollendung nicht finden konnte! — Wenn er aber vollendet wäre in ſeiner vollen architektoniſchen Herrlichkeit, und einer von beiden — der Dom zu Köln, oder der Dom zu Rom — müßte, nach einem ſtrengen Rathſchluß eines unerbittlichen Schickſals, durch ein Erdbeben verſchlungen werden, und mir wäre die Entſcheidung überlaſſen, welcher Prachtbau als Opfer fallen ſolle: — ohne mich einen Augenblick zu bedenken, gäbe ich den Dom zu Rom den unterirdiſchen, finſtern Mächten Preis, um — nicht etwa blos zu Deutſchlands, ſondern zu Europas Ehre — den Dom von Köln zu retten — Schelte mich wegen dieſes Urtheils, wer Luſt dazu hat! Ich bleibe doch bei meiner Anſicht. Die Köliniſchen ſtarken und doch ſchlank erſcheinenden Rieſenpfeiler, in ihrer ungeſchmückten einfachen Herrlichkeit, beſonders am hohen Chor, ſind mir ein ungleich erhebenderer Anblick, als die ſchweren, mit Marmor bekleide-

ten Massen in Rom. Die gothischen Spitzbogen überhaupt sind mir in einer christlichen Kirche ungleich ansprechender, als die griechisch-römischen Rundbogen. Die äußere Architektur an St. Peter zu Rom ist wenig werth, dagegen am Dom zu Köln aufs Bewundernswertheste vortrefflich; und so erhaben schön auch die große Hauptkuppel St. Peters ist; so wäre sie doch, wenn auch nur einer der Kölnischen Riesenthürme vollendet dastände, von diesem weit überwogen.

Da rühmte ich dann auch in Rom den Freunden, was Preußens hoch verehrter, protestantischer König, mit edelm Kunstsinn, für den katholischen Dom zu Köln bereits gethan und fortwährend noch thut, um das erhabenste aller architektonischen Fragmente nicht ferner verfallen zu lassen, wie es seit langer Zeit unter den katholischen Herrschern leider der Fall gewesen ist; und ich wünschte mir bei der nächsten Allocution des Papstes, die Ehre zu haben, sein Souffleur zu seyn, um ihn vor dem versammelten Kardinals-Kollegio laut rühmen zu lassen, was der protestantische König für das katholische Köln gethan. — Mehr noch wünschte ich indessen, der beredteste und einflußreichste von allen Bundestagsgesandten zu Frankfurt zu seyn, um den Bundestag einen Beschluß fassen zu lassen, der es allen deut-

ſchen Bundesfürſten — katholiſchen und proteſtantiſchen — zu einer Ehrenſache machte, mit vereinigten Geldkräften — je nach Verhältniß ihrer Mittel — zur unverzögerten, endlichen Vollendung des Doms zu Köln, als eines Nationalwerks erſter Größe, ganz nach dem alten, meiſterhaften Plane, gemeinſchaftlich mitzuwirken. Zur Ausſchreibung von Kölner-Monaten, nach Art der ſonſtigen Römermonate, würde für dieſen Zweck, die ganze gebildete Welt freudig Beifall rufen; Deutſchland erhielte den prachtvollſten Juwel in ſeine Krone; und Deutſchlands Fürſten ſetzten ſich eins der dauerndſten und bewundertſten Ehrendenkmäler. —

Ueberleſe ich, was ich da von meinen Wünſchen geſchrieben habe: ſo ſehe ich freilich ein, daß ſie wohl nie, wenigſtens lange noch nicht, in Erfüllung gehen werden. Nicht etwa, weil es unausführbare Hirngeſpinſte wären, oder weil der Gegenſtand nicht von großer Bedeutung und nicht der höchſten Theilnahme würdig wäre, ſondern weil eine Schmach, an deren Anblick Hohe und Niedrige einmal gewöhnt ſind, von den Meiſten kaum mehr gefühlt wird, und ſo, durch Verjährung, ein immer vollgiltigeres Bürgerrecht erhält; und weil es überhaupt in der Regel ſchwer hält, an ein großes Werk zu gehen, bei dem ſich nicht Zinſen, wie bei einer Eiſenbahn, berechnen

laſſen. — Wie lange ertrug man, mit gläubig verblüfftem Sinn, die hierarchiſchen Feſſeln Roms Wie lange ſah man, ohne Mitgefühl und Abhülfe den Greuel der Leibeigenſchaft! Wie langſam und ſchwer gab man die vornehme Anſicht auf, daß adliches Blut beſſer ſey, als bürgerliches, und daß zu den höchſten Stellen im Staate nur adliche Abſtammung berechtige! Wie arg iſt in dem prahleriſchen Frankreich noch immer der Volksunterricht vernachläſſigt! Wie lange beſann man ſich in Deutſchland, ehe man das Geiſteseigenthum der Schriftſteller gegen den Raub der Nachdrucke ſchützte! Und beſteht nicht bis dieſen Augenblick noch die ſchändliche, als ein Recht geltende Barbarei, daß große Seemächte, wenn ſie in Krieg mit einander gerathen ſind, Kaperbriefe ausertheilen, und bewaffnete Räuberſchiffe zur Plünderung und Wegnahme friedlich ſegelnder Kauffarthei-Schiffe zu autoriſiren?! Selbſt das hohe Albion, das ſich mit ſeiner Sclaven-Emancipationsbill ſo brüſtet, ſchändet und brandmarkt ſich noch mit dieſen ehrloſen Raub-Sanctionen! — — Nun, ſo wird dann auch wohl die alte Schmach noch fortdauern, daß Deutſchlands herrlichſter Kirchenbau, mit dem es alle Nachbarſtaaten überragen könnte, unvollendet, als eine gebrochene Ruine, daſteht! Wenigſtens bis jetzt will

der chriſtliche Hercules ſich noch nicht zeigen, welcher den kräftigen Anſtoß gäbe, das großartige Werk zu vollenden, und dadurch endlich die beleidigten Schatten Derer, die es ſo rühmlich begonnen, zu verſöhnen! —

Doch ich will mich darüber nicht weiter ereifern. Habe ich doch die Ausſicht, daß ich meinen alten Verdruß über dieſe uralte Schmach bald im Grabe verſchlafen werde. Schwerlich träume ich dann noch von dem Dome zu Köln. —

## XXIX.

Manche möchten nun wohl meinen, das Ausſprechen meiner Wünſche für ſeine Vollendung ſey ein hors d'oeuvre zwiſchen meinen Bemerkungen über Italien und über Hrn. Nicolai's Buch. Aber hierin irrt man ſich. Ich habe nichts bei den Haaren herbeigezogen; es lag mir vielmehr ſehr nahe, grade hier und jetzt die Sache zur Sprache zu bringen, weil vielleicht nie wieder ein ſolcher Glücksſtern den erneuerten Bau überſtrahlen möchte, als es eben jetzt der Fall ſeyn würde. Ich will mich gleich näher erklären.

Von Berlin aus würde doch unstreitig die oberste Leitung des großen Bauwerks betrieben werden, und man würde, seiner außerordentlichen Wichtigkeit wegen, gewiß nicht einen Baumeister an die Spitze stellen, sondern eine ganze Commission von Sachverständigen aus der Reihe der Staatsbeamten constituiren. Früge man nun, — wie weiland zu Frankfurt nach einem Dalberg — mit wohlbedachter Vorsorge umher, wer zum Präsidenten dieser Commission und zum Haupt-Stimmgeber und Wortführer bei der großen Angelegenheit zu ernennen seyn möchte: so würde unfehlbar die Antwort lauten, daß man hiezu einen Mann, der sich in der Welt umgesehn habe, und „mit der innigsten Empfänglichkeit für das Schöne ausgestattet" sey, wählen müsse. Und siehe da! mit dem vollsten Rechte könnte dann sogleich Hr. Nicolai, mit seinem Buche in der Hand, hinzuspringen, und mit demselben den unumstößlichen Beweis führen, daß ihm vor allen Andern die Präsidentenstelle zukomme, denn sein Buch sagt unwidersprechlich aus, daß er ein gereister Mann ist, der sich in Florenz, Rom und Neapel tagelang umgesehn, und viel an den italienischen Häusern zu tadeln gewußt hat; und gleich auf der ersten Seite seines Buchs hat er es der Welt verkündigt, daß er „mit der innigsten

Empfänglichkeit für das Schöne ausgeſtattet" ſey. — Nun, er muß das am beſten wiſſen. Auch muß ja der ärgſte Zweifler zugeſtehn, daß er die Schönheit der italieniſchen Frauenwelt ſehr ſcharf kritiſirt, und ſich überall nach rothen Dächern und hübſch angeſtrichenen und gefärbten Häuſern, auch ſehr nach goldnen Kuppeln umgeſehn, doch leider immer vergeblich danach geſehnt hat.

Jene Präſidentenſtelle könnte ihm alſo nicht entgehn, und ſicher würde er ſie, nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen, zu verwalten ſtreben. Das iſt meine volle Ueberzeugung, denn er iſt gewiß ein ſehr pflichtgetreuer Mann. Hiezu nun ſeinen ganz eigenthümlichen Geſchmack und Sinn fürs Schöne, ſeine kräftige Energie bei vorkommenden Streitſachen, und ſeine ſplendide Freigebigkeit, mit untermiſchter kleiner Oekonomie, noch mit gerechnet: wie würde unter ſeinem Präſidio jener Bau gedeihen! Wie würde ſein verfeinerter Geſchmack den urſprünglichen Bau-Plan des alten Steinmetzen, Meiſter Gerhard, überbieten! Welchen ungleich ſchöneren Dom, als ihm eigentlich zugedacht war, würde Köln durch Herrn Nicolai bekommen! Wer ſein Buch geleſen hat, kann das nicht bezweifeln. — In das Labyrinth ſeiner Ideen zu Verſchönerungszugaben im Innern des vollendeten Doms, mag ich, mit mei-

ner zaghaften Phantaſie mich nicht ſtürzen; aber was das Aeußere betrifft: ſo kann ich dreiſt behaupten, daß er nicht nur das ganze Mauerwerk mit den bunteſten Farben anſtreichen, und das ungeheure Kirchendach mit möglichſt rothgebrannten Ziegeln decken, ſondern auch auf das Dach mehr als eine ſpiegelblank in Feuer vergoldete Kuppel ſetzen laſſen würde. — Welche Augenweide würden die bunten Mauern, welchen Glanz-Effect würden das rothe Dach und die goldenen Kuppeln hervorbringen! Nicht blos Köln und ſeine nächſtgelegenen Dörfer, ſondern ringsum die halbe Rheinprovinz könnte ſich, mit Hülfe von Fernröhren, bei hellem Sonnenſchein daran ergötzen! — Nichts wäre dann billiger, als daß man, ſo wie in Herrn Nicolai's Buche, gleich vornan neben dem erſten Titel ſein lithographirtes Bruſtbild prangt, ihn in ganzer Figur und Lebensgröße, als Marmor- oder Erz-Statüe, gleich vornan bei der Haupt-Eingangsthür des Doms, zum Zeichen der Anerkennung ſeiner Verdienſte, aufſtellte. — Wie herrlich wäre das Alles! Läßt man aber wieder ein Menſchenalter und mehr noch hingehn, ohne Hand an den großen Bau zu legen, und auch Hr. Nicolai ſchließt darüber, ſo wie ich, die Augen zum ewigen Schlafe: wo wird man dann einen Bau-Präſidenten hernehmen, grade von einem

ſo gebildeten Geſchmack, als der des Herrn Nicolai?! Das, das iſt es, was der Kunſtfreund vorzüglich zu bedauern hat, und was mir den Anſtoß gab, die Sache grade hier zur Sprache zu bringen!

Glaube man ja nicht, daß meine Vorſtellungen von Hrn. Nicolai's architectoniſchem Kunſtgeſchmack und überhaupt von ſeinem Schönheitsſinn übertrieben ſind, wenn ich behaupte, daß der Dom von Köln, unter ſeinem Präſidio vollendet, unfehlbar weit ſchöner herausgeputzt werden würde, als er urſprünglich hat werden ſollen. Daß die alten Bauherrn keinen Nicolaiſchen Sinn für's Schöne hatten, beweiſt an dem einen, vollendeten Theile des Doms, gleich die Bedeckung des Daches mit Bleitafeln. Welch eine düſtre, unergötzliche Farbe hat das Blei! Das ließe Hr. Nicolai ganz unfehlbar, ſobald er Präſident beim Dombau würde, herunter reißen, rothe Dachziegel an die Stelle des Bleis ſetzen, und mit dieſen fortfahren bei der Weiterführung des Dachs. Rothe Dächer ſind für ihn ein gar zu reizender Anblick. Durch ganz Italien ſchmachtet ſein Schönheitsſinn nach rothen Dächern! Dieſe unbefriedigte Sehnſucht verſtimmt ihn fortwährend! Schon darum kann es ihm in Italien nicht gefallen, weil es keine rothen Ziegeldächer aufzuweiſen

hat! Selbst in Florenz vermißt er sie, und rühmt den armen Florentinern, unter den übrigen Vorzügen Prags, auch die rothen Dächer von Prag. Und ein Paar Seiten weiter wirft er Florenz abermals vor, daß die vielen rußigen Häuser und schwarzen Fensterlöcher, so wie der Mangel an rothen Dächern bald ein unbehagliches Gefühl erregen, welches unwillkürlich zu einer Zergliederung (das heißt: zu einer mißfälligen Ansicht) der ganzen Gegend führt. Selbst Tivoli mit seinen wilden Felsen, seinen schönen, größeren und kleineren Wasserstürzen und Cascaden genügt ihm nicht ganz. „Wie reizend" sagt er „müßte diese Gegend seyn, wenn Tivoli maigrüne Matten, reinlich übertünchte Häuser und rothe Dächer hätte!" In Neapel findet fast nichts Gnade vor Herrn Nicolai's Augen. Mitten in einem langen Verzeichniß widerwärtiger Anblicke und Gerüche, rühmt er aber den angenehmen Anblick, welchen „die zinnoberrothen Buden der Limonadenverkäufer gewähren." Besonders erwähnt er dann noch, daß auch die 3 bis 4 Fuß hohen Säulen derselben roth angestrichen sind, und schließt die Schilderung endlich mit der Versicherung, daß der zinnoberfarbene Anstrich dieser kleinen Buden ihr ungemein freundliches und einladendes Ansehen bewirken helfe. —

So sehr man geneigt seyn könnte, ihn, in seinem vielfach losbrechenden Zorn gegen Postmeister, Postillone und Cameriere's, mit einem kollernden Puterhahne zu vergleichen: so muß man ihm doch das Zeugniß geben, daß er, in Beziehung auf die rothe Farbe, welche den Puterhahn in Zorn versetzt, ganz entgegengesetzter Natur ist, da seinem Schönheitssinn nichts über die scharlach- oder zinnoberrothe Farbe geht.

Dagegen sind die düstern Farben ihm ganz zuwider; er klagt nicht allein über die rußigen Häuser in Florenz, über die räuchrigen Paläste des Corso zu Rom, und über die schwarz und verräuchert aussehenden Häuser in Tivoli, sondern auch der Obelisk auf der Piazza Novona zu Rom wird von ihm als ein rußiger bezeichnet, und über das Pantheon daselbst, das nach seiner architectonischen Einsicht entweder gar keinen Eingang mit Säulen, oder deren, symmetrisch, zwei oder vier haben müßte, (!!!!) läßt er das Strafurtheil ergehn, daß dies Bauwerk, welches obenein so rußig und verfallen aussehe, unmöglich ein edles Gemüth ergreifen könne. So sagt er auch von den beiden, auf dem Platz des Capitols aufgestellten Kaiser-Statuen, sie sehen zu schwarz und verräuchert aus, als daß sich ein Gemüth voll Schönheitssinn daran erquicken

könne. — (Es wäre ein ganz inconsequentes aus der Rolle Fallen und sich selbst Untreuwerden, wenn er das Manuscript zu seinem merkwürdigen Buche nicht mit rother, statt mit schwarzer Diente geschrieben hätte.) —

Alle, die so einfältig sind, mit den Landschaftmalern der Meinung zu seyn, ein Florenz und ein Tivoli, plötzlich mit rothen Ziegeldächern beschenkt, wäre ein künstlerischer Greuel, und unter allen Dächern wäre ein ziegelrothes die widrigste Störung in einem schönen Landschaftbilde, dagegen der düstre Farbenton an alten flachen Dächern, und besonders an altem Mauerwerk, dem Maler der willkommenste, und vortrefflich mit Wald, Feld, Wasser und Luft in Harmonie zu bringen — Alle, die dies bisher meinten, mögen sich nun, Herrn Nicolai gegenüber, ihres Ungeschmacks schämen! Leider habe auch ich bisher zu diesen Geschmacklosen gehört, habe mich der alten rußigen Paläste Strozzi und Medicis, so wie ähnlicher, und des alten Pantheons, ob es gleich nur einen Eingang mit alten schwarzen Säulen hat, gar sehr gefreut, auch z. B. den Anblick von Aquapendente, das Herrn Nicolai nichts als Verdruß gemacht hat, in seiner Alterthümlichkeit auf seiner Felsenhöhe für recht malerisch gehalten, so wie auch das altergraue Vol-

ſena, das Hr. Nicolai einen „elenden Steinhaufen" ſchilt, mit ſeinen alten, gelblich bemooſten flachen Dächern, für eine, bis zu ſeinem Thurme ſich recht maleriſch aufbauende Maſſe gehalten, und überhaupt auf unzähligen Stellen, wo Herr Nicolai nur altergraue Häßlichkeit ſah, mich maleriſcher Formen und Farben erfreut. — Aber Hr. Nicolai verſteht das beſſer, und die obigen Beiſpiele ſeines ganz abſonderlichen Schönheitsſinnes und Kunſtgeſchmacks rechtfertigen alſo unwiderſprechlich meine Behauptung, daß der Dom von Köln, wenn er ihn vollenden ließe, ganz gewiß recht bunt angefärbt und mit einem möglichſt rothen Ziegeldache aufgeputzt werden würde. — Quod erat demonstrandum. —

Recht aufrichtig muß ihn Jeder, der ſeinen Schönheitsſinn zu ſchätzen weiß, wegen ſeiner Verirrung nach Italien bedauern, das ſo viele graue, braune, ja faſt ſchwärzliche Alterthümlichkeit zur Schau trägt. Möge er ſich nie wieder in ſolche Regionen verirren! Zum Beiſpiel ja nicht etwa nach Griechenland! — Die genußreichſten Reiſen für ihn würden unſtreitig die ſeyn, die er, in der Nähe ſeiner vaterländiſchen Kieferwälder, nach abgebrannt geweſenen Dörfern, mit funkelnagelneuen, weiß und bunt angeſtrichenen Häuſern, mit recht hohen, ro-

then Ziegeldächern richtete. Wollte er ſich aber einm. eine beſondere Güte thun, und ſich recht weit ve: ſteigen, um die Merkwürdigkeit einer ganzen Stat mit roth bleibenden Ziegeldächern zu bewundern ſo müſte er zu ſeiner Gemüthsergötzung eine Wal fahrt nach Ratzeburg machen, von dem der alt (Robinſon) Campe einmal ſagte, daß es mit ſe nen rothen Ziegeldächern einer Schüſſel voll gekochte Krebſe gleiche. — Das wäre Waſſer auf Herr Nicolai's Mühle.

## XXX.

- Nach den obigen Zeugniſſen von Hrn. Nicolai's elegantem Kunſtgeſchmack ergiebt ſich gleich a priori daß ihm die Ruinen aus grauer Vorzeit, nur mi wenigen Ausnahmen, einiges Ergötzen bereiten konn. ten, ja nicht ſelten ſein Mißfallen erregen mußten Sein armer römiſcher Cicerone (von ihm Moſſiou genannt) hat Das vielfach erfahren, wenn Hr. Ni. colai ihn bei ſeinen Demonſtrationen derſelben un. terbrach, manchmal ziemlich unhöflich ihn nicht zu Worte kommen ließ, oder ihn, wie in der Villa

Hadriana, wegen des Zeigens der „vermaledeit Steinklumpen" tüchtig ausſchalt. —

Gern iſt ihm zuzugeben, daß unter den zal loſen antiken Baureſten viele ſehr unbedeutend u zum Theil ſehr willkürlich mit hiſtoriſchen und m thologiſchen Namen getauft ſind, und daß ſich un den alten Statuen, Büſten und Vaſen Vieles f findet, was von geringerem Kunſtwerth, oder au ſchlecht iſt. Das weiß man ja längſt; und m braucht nicht erſt nach Italien zu reiſen, um das erfahren, wenn man anders ſich ſchon im Vora ein wenig um die dortigen Alterthümer bekümme hat.

Aber neben der Bewunderung und vollen Sch tzung des Trefflichen, kann man das Mittelgut n nigſtens ertragen, und über das Schlechte hinwe ſehn. — Oder ſoll man, was nicht vortrefflich i zerſchlagen und ganz vertilgen? Wie würde es da Vielem aus den früheſten Kunſtepochen, zum B ſpiel der ſo wichtigen egyptiſchen, ergehn! S Das zerſtört werden, weil es nicht zu den Kun werken erſten Ranges gehört? — Man brau kein blinder Verehrer des Alten zu ſeyn, um D barbariſch zu finden. Auch bei geringerm Kun werth bleibt die Arbeit aus grauer Vorzeit inter ſant, und das Mittelgut, und ſelbſt das Schlech

iſt oft, hinſichtlich der Staaten-, Religion-, Sitt
Kunſt- und Kunſtgeſchmacks-Geſchichte, des A
wahrens wohl werth. Ueberhaupt — wenn es
zur lächerlichen Ueberſchätzung oder gar zu
Art von Abgötterei getrieben wird — iſt es
ein ganz gutes Gefühl, welches das Altüberlie
— das Menſchenwerk aus grauer Vorzeit, ſey
Buchſtabe, Bild, oder Bauwerk — in Ehren
und auch künftigen Jahrhunderten aufzubewa
ſucht. Es iſt ein Hinhorchen und Hinſchauen
den Stimmen und den Beſtrebungen untergeg
ner Geſchlechter und Völker, womit man nicht
lein ſie, ſondern auch ſich ſelbſt und überhaupt
Menſchheit ehrt. Das Werk einer Hand, die
ſeit einer langen Reihe von Jahrhunderten, ja
Jahrtauſenden, in Aſche zerfallen iſt, erhält
wenn es auch kein Meiſterwerk iſt — eine Art
Nimbus. Ein Auge, das dieſen nicht ſieht,
Sinn, der dieſen nicht anerkennt, möchte ſich
nicht damit brüſten dürfen, in die Reihe der
bildeten, mit beſondrer Empfindung Begabten, z
hören. Und wo das rechte Maß der Schät
nicht getroffen wird, da möchte die etwas zu h
Schätzung doch rühmlicher ſeyn, als die weiſeth
de Geringſchätzung, zumal wenn ſie ſich gar
ihrer kalten Gleichgültigkeit rühmt.

Jede wahrnehmbare Erinnerung an eine hiſtoriſch merkwürdige Zeit, iſt unſrer Beachtung werth. Auch aus unbedeutenden Mauerreſten können uns unvergeßliche Namen zugerufen, oder Räthſelfragen geiſterhaft zugeflüſtert werden. Auch dem unbedeutendern alten Mauerwerk, wenn es ſonſt nicht hinderlich iſt, mag ſeine Stelle alſo gegönnt ſeyn, ſo lange Zeit und Elemente es nicht gänzlich zerſtören. Ja, das Wichtigere hier und da, durch Befeſtigung oder kleine Ergänzung, gegen ſchnelleren Verfall zu ſichern, gehört gewiß zu den lobenswerthen Beſtrebungen einer Zeit, welche das werthvolle Alte zu würdigen weiß.

Sehr fehlgegriffen iſt es daher von Hrn. Nicolai, wenn er von einer Ausbeſſerung an dem überhaupt unklaren) ſogenannten Grabmal der Curiatier hinter Albano, Veranlaſſung nimmt, im Allgemeinen die Aechtheit der Ruinen Italiens in Zweifel zu ziehen!! Wie er nur zu gern das Kind mit dem Bade verſchüttet! ſo ruft er auch hier aus, er wünſche, dies Grabmal nie geſehen zu haben, weil dadurch ſeine mißtrauiſchen Ahnungen zur unumſtößlichen Gewißheit geworden ſeyen!!!

Was es mit der Ergänzung jenes Bauwerks für eine Bewandtniß hat, weiß ich nicht zu ſagen; aber Das iſt gewiß, daß es in ſeiner jetzigen Er-

ſcheinung, und wenn es nach und nach auch n
ſo alter-grau oder ſchwarz geworden ſeyn ſoll
von keines Kenners Auge für ein ächt antikes W
werk gehalten werden wird. Eben ſo wenig w
man am Koloſſeum die neueren, aus gebrann
Steinen aufgebauten Ergänzungen, (die nicht ſow
zur Herſtellung der alten Form, als vielmehr
Abwehrung des Einſturzes groſſer unterminirter P
thieen angeſetzt ſind) mit dem alten Prachtbau
groſſen Travertin-Blöcken, jemals verwechſeln k
nen. Und wäre hier und da auch von den z
loſen alten Baureſten Manches als zweydeutig o
unſicher in einzelnen Theilen aufzugeben: wie wü
es ſich als eine nicht zu beachtende Kleinigkeit
Vergleich mit der Menge der allerunzweideutigſ
Ruinen verlieren! Sehe man doch die groſſartig
Ueberbleibſel alter Kaiſerpaläſte des palatiniſchen H
gels! der Thermen des Caracalla! die unterirdiſch
Pfeilerhallen von Bajä! und nicht weit davon
Ruinen mehrerer Tempel, vorzüglich des Temp
der Venus! Und vieles Andere dieſer Art! S
trägt doch jeder Stein den ächten Stempel der
ten, groſſen Kaiſerzeit! Nur ein Narr könnte
von unächten Ergänzungen und Täuſchungen tr
men.

So en passant, wenn man, von Rom kommend, am nämlichen Tage noch Tivoli kennen lernen will, die ganze Villa Hadriana zu durchwandern, iſt freilich kaum möglich; aber welcher verſtändige Reiſende wird nicht gern einige Zeit und Anſtrengung zum Opfer bringen, um wenigſtens einen Ueberblick über jene weit zerſtreuten Trümmern zu bekommen? Etwas Groſsartigeres, durch die Willenskraft eines Menſchen, zur Befriedigung ſeiner Laune und ſeiner Prunkſucht zu Stande gebracht, kann man wohl nirgends, als auf dieſer Stelle ſehn! — Und der verſtändig dienſtfertige Cicerone, der Herrn Nicolai in dieſe höchſt intereſſanten Räume führte, ward, ſtatt Dankes für dieſe Bemühung, mit den brutalen Worten: „Der Teufel hole Ihre Villa Hadriana!" angeſchnauzt! — Ich ſage ſehr abſichtlich: „angeſchnauzt." Denn mit dieſem rohen Ausdruck iſt jenes rohe Benehmen, wie ich glaube, am Treffendſten bezeichnet. — Man hat ihn alſo, wenn er anſtöſsig ſeyn ſollte, nicht auf meine, ſondern auf Herrn Nicolai's Rechnung zu ſchreiben. —

# XXXI.

Will man, in Beziehung auf die Ruinen Italiens, eine Anklage gegen die Italiener aussprechen: so ist sie nicht wegen betrügerischer Ergänzungen, sondern wegen roher Zerstörungen, rücksichtloser Beraubungen, und widriger Verwendungen zu anderen Zwecken, anzustimmen. Die Zerstörungs- und Plünderungs-Sünden, deren das alte siegestrunkene Rom sich gegen andere Völker schuldig machte, wurde nicht allein durch die nachherigen Verwüstungen kriegerischer Barbaren gerächt, sondern das christliche Rom half auch das heidnische Rom zerstören und plündern, und bereitete, in traurigem Stumpfsinn, sich selbst dadurch eine fortdauernde Schmach! So lange Rom noch fortbesteht, so lange wird auch die bekannte Anklage wiederhallen: Quod non fecerunt Barbari, fecerunt Barberini! Die zu Kalk gebrannten alten Marmorblöcke beim Bau des Palastes Barberini, die Travertin-Quadern, welche man vom Kolosseum, wie von einem Steinbruch raubte, um sie zum venetianischen Palaste und zum Uferbau an der Tiber zu verwenden, beflecken das Andenken der Fürsten und Päpste, die es befahlen, fast mehr aber noch den feilen und feigen Sinn der Baumeister, die solchem barbarischen Gebot

nicht widersprachen! Wie Faust und Auge
das Douanen-Gebäude und die elf Säule
Tempel des Antoninus Pius zusammen. J
gen Widerspruch mit der alt-heidnischen Bestim
stehe die Verchristlichung der innern Räume d
losseums, des Pantheons, des Tempels der
u. s. w. u. s. w. u. s. w. durch Altäre mit
stren und Heiligenbildern! Und lächerlich ist d
hebung der heiligen Apostel Petrus und Paulu
die, mit alten, die Kriegsthaten der heidnischen
verherrlichenden Reliefs geschmückten, hohen Trium
und Ehren-Säulen Trajans und M. Aurel
nins, besonders wenn man an letzterer in latein
Inschrift liest, daß der Pontifex columnam h
ab omni impietate expurgatam, dem heiligen
stel Paulus gewidmet habe. Was für ein hei
Akt muß die Entsündigung der alten heidnischen S
gewesen seyn, um einen christlichen Apostel mit
ren darauf thronen lassen zu können! —

Die Zeit jener Barbareien und Verkehrthe
liegt hinter uns. Das jetzige Italien ladet sol
Vorwürfe nicht mehr auf sich, vielleicht weniger
wahrer Pietät gegen das classische Alterthum,
aus Mangel an Gelegenheit zu ähnlichen Versch
dungen. Ist doch in neuerer Zeit noch der Tem
des Jupiter Serapis zu Puzzuoli zwölf schöner S

len beraubt worden, um sie in dem übergroßen niglichen Schlosse von Caserta unweit Neapel zu wenden. Da stehn sie jetzt in dem kleinlichen theater, in einem Halbkreise eingeflickt zwischen Logen-Oeffnungen; und zum Trost für ihre De dirung sind sie mit Vergoldungen an Haupt Fuß, und in der Mitte noch mit umklammern Armleuchtern, glänzend ausstaffirt! — Hätte man doch lieber auf ihren alten Stellen, als Zeugen herer, grandioser Herrlichkeit, nach und nach Zahn der Zeit benagen lassen, statt sie durch so drigen Dienst zu entweihen! —

Die Kathedrale zu Salerno, mit ihrem t eckigen, von acht und zwanzig antiken Säulen schiedener Art umgebenenen Vorhofe, und ihrem neren Kirchenraume, mit größeren und kleineren S len, Mosaik-Fußboden und andern Verzierun ausgeschmückt, stellt ein wunderliches Gemisch von tik und Modern, aus heidnischer und christlicher stammung, dar. Das Antike besteht größtenth aus zusammengelesenen Trümmern von Päst Aber um wie viel Bedeutungsvoller sprächen d Trümmern den Beschauer an, wenn er sie noch ihrem heimathlichen Boden, mit Hinweisung auf i ursprüngliche Bestimmung sähe! —

Doch welcher ähnlicher Verſündigungen haben auch andere Länder und Völker ſich ſchuldig gemacht! Italien freilich ungleich mehr, denn es hatte mehr Veranlaſſung dazu, als die meiſten andern! Von den Zerſtörungen, welche barbariſche Völker auf den Stätten alter Kultur angerichtet haben, ſoll hier nicht die Rede ſeyn. Aber wie hat neuerlich Lord Elgin ſich in ſeinem rückſichtloſen Egoismus durch ſeine methodiſch ausgeführten Beraubungen Athens an ganz Griechenland und an dem Genius der Kunſt verſündigt! — Auch in Frankreich ſah ich antike Säulen in chriſtliche Kirchen verpflanzt, und mehrere ſeiner ſchönen Dome durch die fanatiſche Zerſtörungswuth ſeiner Revolutionsmänner vieler, hiſtoriſch und künſtleriſch intereſſanter, mittelalterlicher Monumente beraubt! — Auch Deutſchland hat ſich von ähnlichen Barbareien nicht frei gehalten. Wie viele mittelalterliche Burg-, Kirchen- und andere Ruinen hat man ganz, oder zum Theil zerſtört, um mit den alten Steinen neue Häuſerchen und Ställe zu bauen! Selbſt in neueſter Zeit noch verſündigte man ſich im Siebengebirge an einer der bedeutendſten Ruinen durch rückſichtloſe Unterminirung beim Ausbeuten eines darunter liegenden Steinbruchs! — Nur noch eine in Deutſchland verübte Greuelthat will ich hier anführen, aber es iſt dafür

auch eine von der unſinnigſten und rohesten Art! Und was das Aergſte iſt: ſie wurde nicht etwa in ganz alter, finſtrer Zeit, ſondern in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, im Jahre 1766, und nicht etwa während eines Krieges, von wüthenden Feinden, ſondern im tiefſten Frieden, von guten katholiſchen Chriſten, und nicht etwa an einer alten, profanen Ruine, ſondern in einer, noch dem Gottesdienſt geweihten Hauptkirche Deutſchlands verübt — nämlich im Dome zu Köln!! —

Eine der größten, in ihrer Art einzigen, Zierden jenes Doms war ein ſogenanntes Tabernakelgehäuſe, zur Aufbewahrung der Monſtranz, zur Seite des Hochaltars. Es reichte vom Boden zu einer bedeutenden Höhe hinauf, war aufs Kunſtreichſte aus Stein gemeiſelt, und beſtand, im Stil gothiſcher Verzierungen, aus einer höchſt reichen Zuſammenſetzung von übereinander geſtellten Heiligenblenden, Säulchen, Bogen, Thürmchen und Laubgeflechten. Es war ein berühmtes Meiſterwerk, und wurde, nach dem Urtheil der Kunſtkenner, für das Höchſte gehalten, was der Meiſel im Fache architectoniſcher Sculptur hervorgebracht. — Um zu einer neuen, dem damaligen Ungeſchmack mehr zuſagenden Verzierung Platz zu gewinnen, wurde dieſes, ſeit Jahrhunderten bewunderte Kunſt-

werk, der Mißbilligung aller Kunſtverſtändigen zum Troß, zur Räumung der alten, ihm gehörigen Stelle verurtheilt. Und da es in ſeiner Integrität nicht wegzuſchaffen ſeyn mochte: ſo wurde es mit frevelhaften Hammerſchlägen zerſtört, und die abgeſchlagenen Trümmern wurden als Schutt hinweggefahren, und in den Rhein geworfen! Und ſo büßte nicht allein der Dom von Köln, ſondern ganz Deutſchland, ja die ganze Kunſtwelt ein unerſetzliches Werk des mühſamſten und zugleich meiſterhafteſten Kunſtfleißes ein! —

Als ich in der Kathedrale zu Sens, auf dem Wege von Lyon nach Paris, über einem Marienbilde an einem der Pfeiler ein Kunſtwerk ähnlicher Art, nur in ſehr verjüngtem Maßſtabe, erblickte, wurde ich durch daſſelbe ſchmerzlich an die Zerſtörung des Köliniſchen erinnert. Das zu Sens war gleichſam eine hohe, gothiſche, über der Maria ſchwebende Ehrenkrone, eine wahre Filigran-Arbeit in Stein. Ich konnte die techniſche Möglichkeit einer ſo höchſt ſaubern Arbeit in Stein nicht begreifen. Ein franzöſiſcher malender Künſtler, den ich deshalb anredete, ſagte mir, der Stein, aus welchem das wunderbare Kunſtwerk geſchaffen, habe die Eigenſchaft, daß er, friſch gebrochen, ſo weich ſey, daß man ihn aufs Leichteſte ſchneiden könne, ſpäter aber

an der Luft ſehr hart werde. Als er ihn mir mit ſeinem Namen bezeichnen ſollte, nannte er ihn Craie (Kreide), was aber wohl blos ins Blaue hineingeſchwatzt war, um nur die Antwort nicht ſchuldig zu bleiben. —

So ſehr man auch nun zu beklagen hat, daß jenes Kunſtwerk im Dom zu Köln zerſtört wurde: ſo ungerecht wäre es doch, deshalb auf Deutſchland und die Deutſchen zu ſchelten, und die ſtumpfſinnige Rohheit Einzelner einem ganzen Volke zum Vorwurfe zu machen. Eben ſo ungerecht iſt es aber auch, wegen des Vandalismus einiger römiſcher Fürſten und Päpſte, über die Italiener im Allgemeinen ein Verdammungsurtheil zu fällen. Dicht neben dem feinſten und lebendigſten Kunſtſinn kann oft die roheſte Barbarei ſich offenbaren, wie dicht neben der ſchönſten Roſe die ſchlechteſte Diſtel manchmal ihr Haupt erhebt.

# XXXII.

Was für herrlich liegender Paläſte haben die Könige von Neapel ſich zu freuen! Außer dem groſſen Reſidenzpalaſte in der Stadt, unweit des Golfs, auf der ſchönſten nördlichen Höhe Neapels das hochbrennende Luſtſchloß von Capo di Monte; ferner die Palaſte zu Portici, Caſtellamare, Salerno und Ischia! Dieſe alle gewähren die wunderherrlichſten Ausſichten über Land und Meer. Um aber auch einen, in recht proſaiſcher Ebene liegenden, ſolcher ſchönen Ausſichten ganz entbehrenden Palaſt zu haben, verſchwendeten zwei Könige ungeheure Summen zu Caſerta, ein paar Meilen von Neapel entfernt, nach der Gegend von Capua hin. — Den ſchönſten Theil der Straße dahin ließ Murat bauen. Am Anfang derſelben ſieht man rechts über den Begräbnisplatz der Cholera-Todten von Neapel hin; ehe ſich aber eine dauerhaft beklemmende Empfindung der Seele bemächtigt, gleitet der Blick in die lachende Ferne des ſpiegelnden Golfs; und man freut ſich ſeines noch nicht geſchloſſenen Auges; und das frohe Lebensgefühl ſcheucht die Bilder der Trauer hinweg.

Der Weg führt groſſentheils in langen, graden Linien, zwiſchen breiten Alleen, und zwiſchen einer

Fülle von Weinpflanzungen, wo zum Theil die Reben sich bis zu den Wipfeln der höchsten Bäume hinaufrankten, dem Ziele zu. In weiter Ferne darüber hinaus erblickten wir bald einen schneebedeckten Berg: späterhin sahen wir vor diesem einen niedrigeren, grün bewachsenen Berg, von welchem ein glänzender Wasserfall herab kam, dem man aber von Weitem schon eine steife Künstlichkeit anmerkte. Endlich, noch in bedeutender Entfernung, erblickten wir grade vor uns die Haupt-Façade des Schlosses, über der Mitte desselben den Wasserfall, hinter diesem den belaubten Berg, und, diesen wieder überragend, in weiterer Ferne, die schneeige Berghöhe, hell hervorschimmernd aus dem schönsten Blau des Himmels. Die beiden Berge freilich von der Natur so zusammengestellt, aber das Wasser durch kostbares Menschenwerk zum regelrechten Falle geleitet, und dem Schlosse, mit unverkennbarer Berechnung, jenes Mittel- und Hintergrundes wegen, grade die Stelle angewiesen, auf der es stehe.

Es soll in der Nähe von Neapel keine Wasserfälle, wenigstens keine von Bedeutung, geben: also wurde dieser künstliche geschaffen, der Kargheit der Natur zur Beschämung. Um ihn zu Stande zu bringen, mußte das Wasser von einem höheren Gebirgspunkte her, mittelst eines langen Aquäducts,

ganz in antiker Art und Weiſe, zum Theil mit dreifach über einandern geſetzte Bogen, über ein zwiſchen liegendes Thal, herbei geführt werden. Ein wahrhaft königlicher Spas, der, wenn er auch die Koſtbarkeit der groſsartigen Waſſer-Spielerei zu Verſailles nicht erreicht, doch ſehr an ſie erinnert. Auch wäre wohl der ganze Schloſsbau von Caſerta nicht in dieſer Art beliebt werden, wenn nicht eine Art von Verſailles hätte geſchaffen werden ſollen.

Die Vorderſtrome zeigt, außer dem Hauptportal in der Mitte, noch zwei hohe Eingänge. Ueber dem Erdgeſchoſs und dem Rez de Chaussée ſind noch zwei Reihen hoher Fenſter, und zwar ſieben und dreiſsig in jeder Reihe. Das Ganze iſt ein gewaltiges Carré, deſſen übergroſser innerer Raum nicht nur von dem Hauptportale an bis nach der hinteren Seite von einer höchſt impoſanten, gewölbten Pfeilerhalle, ſondern auch querdurch, von der Mitte dieſer Halle aus, rechts und links von zwei Flügelgebäuden durchſchnitten iſt, ſo daſs vier geräumige, von allen Seiten umbaute Höfe dadurch gebildet werden. Die vielgeſtaltige Pfeilerhalle iſt mit vielen Marmorſäulen geſchmückt, und die, rechts in die Höhe führende, ſehr breite Treppe, durch eine Menge von ſymmetriſch abwechſelnden, bunten Marmorverzierungen an ihren Seitenwänden, zu einer der präch-

kendſten Treppen gemacht, die es giebt. Etwa hundert ſehr bequeme Stufen hoch, gelangten wir in die ziemlich geräumige Schloßkapelle, in welcher einige gute Gemälde (auch eine Präſentation im Tempel, von Mengs) und eine ſehr ausſtudirte Ausſchmükung von vielen koſtbaren Marmorarten die Blike an ſich zogen. Je größer nun überall der Aufwand von koſtbarem Marmor iſt, deſto widriger und kleinlicher erſcheint es, daß man, um auch das Miniaturtheater auf eine ganz unnütze Weiſe mit Marmorſäulen zu ſchmüken, den oben ſchon erwähnten Raub an dem Tempel des Jupiter Serapis zu Puzzuoli beging. Wo einmal ſo große Summen verſchwendet wurden, da hätte man auch leicht noch die Koſten für zwölf neue Säulen zu dem Theater anwenden können, um dem alten Tempel den Schmuk unverſehrt zu erhalten, den ihm die alte barbariſche Zerſtörungswuth noch gelaſſen hatte.

Wir wurden auch durch ein paar Reihen von Zimmern geführt, in denen aber nichts einen beſondern Eindruk machte. Ein paar Familien-Portraits waren nicht einmal mittelmäßig zu nennen. Zulezt wurde uns auch durch ein eiſernes Gitterthor der Eintritt in den Schloßgarten verſtattet, und wir ſahen, als Schluſſtein deſſelben, in beträchtlicher Ferne uns gegenüber den glänzenden Waſſerfall, den

wir gern näher betrachtet hätten. Wir ſchraken bei dem heißen Sonnenſchein aber vor einem weiten Spazierwege zurück, der ein langer, ſchatten- und freudeloſer geweſen wäre, und tröſteten uns einſtweilen mit der Verheißung unſers Lohnbedienten, daß wir nach dem Mittageſſen in unſerm Wagen eine Spazierfahrt in den Theil des Schloßgartens, welchen man den engliſchen nennt, machen könnten.

Nachdem im Gaſthofe unſer Mittageſſen abgethan war, fuhren wir an langen Umgebungsmauern des Schloßgartens hin, der aus mehreren, eigentlich getrennten Theilen beſteht, zwiſchen denen öffentliche Fahrwege zwiſchen hohen Mauern hindurchgehen, über die dann Brücken gebaut ſind, um die verſchiedenen Theile des Gartens mit einander in Verbindung zu bringen. Als wir nach langweiliger Fahrt an ein Gitterthor gelangt waren, ſagte der Thorwärter, daß wir ohne beſondere Erlaubniß nicht in den engliſchen Garten, der eigentlich unſer Ziel war, gelangen könnten. Mit freundlicher Dienſtfertigkeit — und er wies hinterdin auf eine höfliche, doch entſchiedene Weiſe das gebotne Trinkgeld zurück — ließ er uns indeſſen durch das geöffnete Thor treten, wo wir uns dann nahe am Fuße des mehrerwähnten Waſſerfalls befanden.

Und da ſahen wir dann allerlei recht harbeutelartige, altmodiſche Herrlichkeit! Der Waſſerfall ſollte ſo thun, als ob er halb und halb ein natürlicher wäre, und ſich zwiſchen natürlichen Felſentrümmern nach eigner Luſt und Laune herabſtürzte. Aber der arme Schelm war ſo gradlinig von beiden Seiten ſeiner langen, nicht ſehr ſteilen Bahn eingezwängt, daß er ſich ſelbſt, ziemlich kleinlaut, der verunglückten Rolle, die er ſpielen mußte, zu ſchämen ſchien. Und die Steinmaſſen, die ihn unten umgaben, ſollten ſo thun, als ob die Natur ſie mit dieſen und jenen Zacken und Spalten hingeworfen habe; aber dieſe hätten vollends erröthen mögen, denn an allen Ecken ſah man, daß der Steinmetz ſich an ihnen durch ganz verunglückte Nachäffung wilder Formen verſündigt hatte!

Nachdem das Waſſer ſich unter dem glatten Wege am Fuße des Waſſerfalls verloren hatte, kam es, wenige Schritte weiter, in gemäßigterem Laufe aufs neue zum Vorſchein, und glitt nun, mit vielen, aber ganz regelmäßigen, kleinen Unterbrechungen, in immer gleich breiter und langer, ſchnurgrader Richtung, nach dem Niveau des Schloſſes hinab. Es war, als ob man eine Menge gleich langer und breiter, viereckiger Spiegelſtücken in kleinen Entfernungen von einander, in etwas ſchräger Rich-

tung hinablaufend, auf grünen Rasen gelegt hätte. Ein so mühsames, als lächerliches Kunststück! —

Und um mitten zwischen den Wasserkünsten auch die Bildhauerkunst bewundern zu lassen, war auf der einen Seite eine Diana mit acht Nymphen, auf der andern Seite ein Actäon mit neun Hunden zur Schau gestellt. Aber man mußte sagen, daß Actäon ein Narr gewesen war, diese Diana zu belauschen, und daß ein Strafakt, an diesem Actäon verübt, Niemandes Bedauern erregen möchte.

Ein wenig hinaufgestiegen an den zierlichen Felsentrümmern, kannte ich aufwärts die rasch herabschießende Wassermasse, und abwärts die hintereinander liegenden, ruhigeren kleinen Wasserspiegel, und über dem hohen Schlosse hinaus weit in die platte, angebaute Ebene nach Neapel hinsehen. Hätte man (vielleicht mit weniger Nachhülfe, die nöthig gewesen wäre) der beträchtlichen Wassermasse, welche der kostbare Aquädvct herbeiführt, mehr Freiheit gelassen, nach eigner Lust und Laune den Berg herab zu gleiten und zu springen, statt sie so regelrecht einzuengen und Schritt für Schritt am steifen Gängelbande zu leiten, so hätte wohl ein recht hübsches Bild daraus gemacht werden können. — Aber, hilf Himmel! was haben es die Großen dieser Erde sich mitunter für Geld kosten lassen, um Geschmack-

loſigkeiten hervorzuzaubern und ſich an Natur und gutem Schönheitsgefühl zu verſündigen! — Verzeihe man mir dieſen ketzeriſchen Seufzer, der mir bei jener Betrachtung ſo nahe lag! Er iſt kein demagogiſcher, ſondern nur ein ganz unſchuldig äſthetiſcher.

## XXXIII.

Als wir bei der Rückkehr wieder an dem großen Schloſſe hinfuhren, drang ſich mir noch eine etwas naſeweiſe Frage auf — nämlich die: Zu welchem Zwecke ſind die großen Summen für dieſes ungewöhnlich große, ſo wenig benutzte, und alſo überflüſſig ſcheinende Schloß verwendet? — Für den Augenblick wußte ich nur mit einem eben ſo naſeweiſen Kopfſchütteln zu antworten. — Das Schloß zu Caſerta hat nämlich nicht allein Raum für eine große königliche Hofhaltung, ſondern auch für Behörden, die ein dort reſidirender König in ſeiner Nähe haben möchte. Hierauf ſoll, wie man mir ſagte, die große Anlage berechnet ſeyn. Aber nur ein kleiner Theil davon wird mitunter benutzt. — Eine Inſchrift über dem Haupteingange ſagt, daß

es von Carl III. im Jahre 1752 angefangen, und von Ferdinand II. im Jahre 1774 beendet ſey. Aber ganz fertig iſt es bis jetzt noch nicht. Einer der wichtigſten Räume, der große Thronſaal, ſteht noch mit rohen Wänden da, wie die grobe Kelle des Maurers ſie mit Kalk beworfen hat, und auch an den Fußboden iſt noch nicht Hand gelegt. Selbſt Mürat, der mit ſplendider Freigebigkeit manches Vernachläſſigte und Nützliche ins Auge faßte, (wie es überhaupt, zur Beſchämung mancher alten Regierung, mit kluger Berechnung, die Napoleoniden thaten) hat dieſe Lücke gelaſſen, ob ſie gleich ſeiner Eitelkeit und Prunkſucht einen ſo ſchönen Spielraum bot! —

Hiedurch lebhaft an Mürats ephemeren Königsglanz erinnert, beim heiterſten Wetter hinfahrend zwiſchen den ungeheuren Weinreben voll der größten, ſchon halb ausgebildeten Trauben, nach dem ſchönen Neapel hin, das einige Zeit ſeine Reſidenzſtadt war, erſchien mir ſein Schickſal heute ganz beſonders tragiſch. Ich konnte die abenteuerliche Landung, die ihn das Leben koſtete, kaum noch eine Tollheit ſchelten! Er war, wie durch Zauberei, König von Neapel — das heißt: Herr eines der allerſchönſten Länder — geweſen! In Folge eines großen Schickſalsſchlages ſollte er aufhören, es

zu ſeyn! War es ein Wunder, daß er auch Aut Cæsar, aut nihil! daß er, ohne auf die ungünſtigen Zeichen des Himmels zu achten, ſein Leben auf eine Karte ſetzte! Auch ſo gar ſchlecht berechnet war ſeine Unternehmung nicht, da er, ſelbſt noch jetzt, bei ſehr vielen ſeiner ehemaligen Unterthanen in gutem Andenken ſteht. Er war ja ſo freigebig geweſen, hatte helfen Kirchen bauen, und manche Verbeſſerung in der Verwaltung eingeführt. Nur das Wagſtück, nachdem ein Sturm ſeine kleine Flottille zerſtreut hatte, mit etwa achtundzwanzig Menſchen zu landen, war eine zu ſchlimme Unbeſonnenheit! So verfiel er, durch eigne, doch verzeihliche Verſchuldung, den dunkeln Schickſals-Mächten gänzlich anheim, und ſtürzte ſich ſelbſt dem Abgrund entgegen, der ihn verſchlang! —

Sehr natürlich knüpften ſich an dieſe Gedanken noch allerlei Betrachtungen über die Unſicherheit und Wandelbarkeit alles Erdenglücks, und wie Jeder, auch der Höchſtgeſtellte, unverſehens von einem böſen Geſchick ereilt werden kann. —

Mit ſolchen Gedanken beſchäftigt, erblickt' ich jetzt wieder vor uns in der Tiefe das lachende Bild von Neapel und ſeinem glänzenden Golf, aber bald darauf auch den düſtern Aſchenkegel des nachbarlichen Veſuvs. Da fiel es mir auf einmal ſchwer aufs

Herz, wie gefährlich an ſeinem Fuße der königliche Palaſt zu Portici liegt, und daß nicht allein das hochthronende Schloß von Capo die Monte über den alten Minen der Katakomben auf einem hohlen Boden ſtehe, ſondern auch wohl, mehr oder weniger, ganz Neapel, und daß der Veſuv doch ein höchſt gefährlicher Nachbar ſey. Wer ſteht dafür, daß er, trotz der abweiſenden Hand des heiligen Januarius auf der Brücke über den kleinen Fluß Sebeto vor Neapel, einmal in lange verhaltenem Grimme, furchtbarer als gewöhnlich aufbrauſt, und ſeine ſchonungeloſen Verwüſtungen gegen die ſtolze Königſtadt richtet! Sie iſt ringsum bedroht von ausgebrannten zuſammengeſtürzten Kratern, die zweifelsohne alle untereinander und mit dem Veſuv ihre unterirdiſchen Verbindungen gehabt haben. Wie leicht kann alſo der hohle Boden, über dem Neapel in ſorgloſer Heiterkeit ruht, durch Erderſchütterungen, noch furchtbarer, als die, welche Liſſabon und Meſſina erfahren haben, heimgeſucht werden! In wenig Augenblicken kann dann Capo di Monte zuſammen geſtürzt, und auch der Reſidenzpalaſt in der unglücklichen Stadt, wenn auch nicht ganz in einen Schutthaufen verwandelt, doch auf eine Weiſe erſchüttert ſeyn, daß er vielleicht nie, oder doch auf lange Zeit nicht mehr, bewohnt werden könnte! — Solch eine

böſe Möglichkeit kann doch einmal eintreten; und dann — dann wäre der koloſſale Palaſt zu Caſerta von unſchätzbarem Werthe

Auch dem frohſinnigſten König von Neapel, ſollt' ich denken, müßte mitunter doch wohl ſo ein Gedanke durch den Kopf fahren, wenn er nach dem Veſuv ſchaut, wenn er an die ehemaligen Vulkane von Iſchia und Puzzuoli denkt, und ihm einfällt, daß dort vor hundert Jahren ſich plötzlich aus der Tiefe der Monte nuovo erhob, und daß eben ſo plötzlich ein Königspalaſt in einen Abgrund verſinken könne!! — Da leuchtete mir plötzlich die Möglichkeit ein, daß Carl III. mitunter einen ſolchen Traum gehabt, oder wachend einem ſolchen Gedanken Raum gegeben habe. Und auf einmal war mir die Räthſelfrage des großen Schloßbaues zu Caſerta gelöſt; und ich ſahe einen höchſt verſtändigen Sinn darin, grade auf jener ebenen Fläche, meilenweit entfernt von Neapel und vom Veſuv, den koſtbaren Bau eines ſo großen Schloſſes unternommen zu haben. —

Ich kann nicht umhin, hiebei einen Rückblick nach Paris zu thun.

Sonntags von 1 bis 4 Uhr ſind in dem einen Theile des Palais royal die Zimmer zu ſehen, welche Louis Philipp mit ſeiner Familie ſeit der Reſtauration bewohnte, bis er, etwa ein Jahr nach

der July-Revolution, die Tuilerien bezog. Ich hatte mir am 12. Auguſt eine Eintrittskarte verſchafft, und durchwanderte die geſchmackvoll, doch nicht luxuriös eingerichteten Gemächer. Sie waren mit vielen, größtentheils ſehr guten Gemälden aus neuerer Zeit geſchmückt. Das intereſſanteſte war mir eins, auf welchem Louis Philipp, als Lehrer zwiſchen jungen Leuten eines Erziehungs-Inſtituts in der Schweiz zur Zeit ſeiner Emigration, dargeſtellt erſcheint. Nicht weit davon war — mit rothem Sammet drappirt — der königliche Audienzſaal, mit dem reich überhangenen Thronſeſſel. — Welch ein ſchroffer Gegenſatz! Auf welchen Schickſalwechſel deuten da jenes Bild, und dort jener Seſſel! Und welchen ehrenwerthen Sinn beurkundet es, daß auch, nach der Einrichtung des Saales für den neuen König, das beſcheidne Bild, welches ihn als einen mittelloſen Verbannten darſtellt, der ſich als Schullehrer ſein Brodt erwarb, die alte Stelle behielt! — An jedem Jahrestage ſeiner Thronbeſteigung ſollte er alle ſeine Kinder davor treten, und es mit Ernſt betrachten laſſen. Was für eine Menge der heilſamſten Lehren und Fingerzeige würde vorzüglich an ſolchen Tagen dies merkwürdige Bild ihnen zuflüſtern! —

Als Louis Philipp mit ſeiner Familie dieſe Wohnung in dem Palais royal verließ, um ſeine

Reſidenz in den Tuilerien aufzuſchlagen, trennte ſich, wie die Zeitungen meldeten, die Königin mit bangen Ahnungen und unter Vergießung vieler Thränen, von der alten, einfacheren Wohnung. — Indem ich dieſe Zimmer durchwanderte, war mir faſt, als ob ich noch einen geiſterhaften Nachhall jener ausgeſprochenen, bangen Ahnungen hörte! So ſauber und in beſter Ordnung auch die Zimmer erſchienen: lagen — gewiß ſehr abſichtlich — in manchem Kamin, von dem letzten Erwärmungsfeuer, wie vom geſtrigen Abend, noch Kohlen, Aſche und Holzſtücke; und auf Kron- und Wandleuchtern waren theils ganze, theils ſchon etwas abgebrannte Wachslichte aufgeſteckt. Alles, wie in einem Hauſe, deſſen Bewohner es eben erſt verlaſſen haben, und über kurz oder lang zurückzukehren denken, um wieder ganz in der vorigen Weiſe darin fortzuleben! —

Nun, aus den Fenſtern der Tuilerien ſieht man zwar keinen Veſuv; aber der franzöſiſche Königsthron ſteht ſeit funfzig Jahren auf einem unſicherern Boden, als das Reſidenzſchloß zu Neapel und der Palaſt von Capo di Monte! — Wie nahe liegt die Befürchtung, die Gelangung des Hauſes Orleans auf den Thron ſey vielleicht nur eine glänzende Epiſode, die zu einer düſtern Kataſtrophe führe! Ich konnte mich daher auch des Gedankens nicht erweh-

ren, daß jene noch in den Kaminen liegende Aſche, und jene aufgeſteckt gebliebenen Wachslichte es ſinnvoll andeuten ſollen, was für bange Ahnungen der Königin beim Verlaſſen der alten, liebgeweſenen Wohnung, ſo viele Seufzer und bittre Thränen entlockten! — Wie mag ſie am 12ten und 13ten Mai des jetzigen Jahres vielleicht mit Bangigkeit hieran gedacht haben!

## XXXIV.

Der Hof von Neapel ſcheint noch ſehr auf eine alte, ſtrenge Etikette zu halten Das ſieht man bei jeder Spazierfahrt eines Gliedes der königlichen Familie. Einen auffallenderen Gegenſatz kann es nicht geben, als jene ſteife Etikette, und die harmloſe Ungebundenheit und Anſpruchloſigkeit, mit welcher ſich das Volk bewegt. Auf dem ſchlechteſten Fuhrwerke, von einem oder ein paar elenden Pferden oder Eſeln, mitunter in Beiſtand eines großen, weißgrauen, breitgehornten Ochſen gezogen, klemmen ſich oft eine Menge Menſchen auf das Allerunbequemſte zuſammen. Auf einem zweirädrigen Cabriolet, mit einem Sitze blos für eine Perſon einge-

richtet, ſieht man oft nicht allein zwei dicht an ei
ander gedrängt ſitzen, ſondern deren noch weit me
zur Zugabe, ſtehend und kauernd darauf und dar
gehängt. Wenn ſie ſich nach ſolcher Fahrt auch n
halbgerädert fühlen: ſo haben ſie doch auf länge
oder kürzere Zeit das Gehen geſpart. Das wie
ihnen die ärgſte Unbequemlichkeit auf; und das arm
Pferd oder geſchundene Eſelein bekommt, je me
es Faulenzer fortzuſchleppen hat, deſto mehr Pr
gel. — Hat der Verkäufer von Gemüſe oder a
dern Gegenſtänden, die ſein Eſel von einer Stra
zur andern tragen muß, auch nach und nach einen bede
tenden Theil verkauft: ſo kommt es dieſem kein
weges immer zu Gute, daß die Laſt durch den V
kauf geringer wird, denn ſobald durch den vermi
derten Waaren-Vorrath der nöthige Raum auf ſ
nem Rücken gewonnen iſt, ſchwingt ſich der fau
Führer darauf, oder hält ſich, beſonders wenn
etwas bergan geht, an den Schwanz deſſelben, um ſ
mit fortziehen zu laſſen. — Auf ſo unzähligen P
dern das Volk es auch ſehen kann, daß Joſeph a
der Flucht nach Egypten nur die Maria mit d
Kinde von ſeinem gutgenährten Eſel tragen lie
während er ſelbſt, ſein Thier ſchonend, anſpru
los nebenherging: ſo wird dies hier keineswegs i
mer nachgeahmt, ſondern der italieniſche Joſe

findet es bequemer, ſich eben ſo gut, wie ſeine Maria mit dem Kinde, auf den halbverhungerten, oft kläglich geſchundenen Eſel zu ſetzen. — An dieſe zwei- und dreifache Centaurenſchaft gewöhnt das Volk ſeine Kinder ſchon von früheſter Jugend an. Mitunter ſind die kleinen Reiter nicht einmal von Vater, Mutter, oder einem erwachſeneren Bruder begleitet. Mitten auf der Landſtraße, zwiſchen zwei weit auseinander liegenden Orten, ſahen wir einmal auf einem Eſel drei Kinder reiten, von denen das älteſte ein Knabe von etwa ſieben Jahren war. Dieſer hielt vor ſich das jüngſte Schweſterchen von noch nicht drei Jahren; und das mittlere, von höchſtens fünf Jahren, klebte hinter ihm, und klammerte ſich, ſo gut es gehn wollte, an ihn an. Wahrſcheinlich ſehr ſorglos, ließen die Eltern das reitende Kleeblatt den meilenweiten Weg, gewiß mit der kärglichſten, vielleicht gar keiner, Mundproviſion, ohne weitere Beaufſichtigung machen. Man überläßt die Kinder überhaupt ſehr früh ſich ſelbſt. So werden ſie ſchon früh an eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit gewöhnt, deren Folge meiſt eine geſchickte Anſtelligkeit iſt; und von Geſchlecht zu Geſchlechte vererben ſich Genügſamkeit und eine, zur andern Natur gewordene, harmloſe Geneigtheit, Vieles auf die leichte

Achſel zu nehmen, was eine regelrechtere, ſchwerfälligere, nordiſche Natur drückt und plagt.

So lernen ſehr kleine Knaben ſchon nicht allein Eſel, ſondern auch Pferde reiten, und große Ochſen leiten; und ſie begnügen ſich dabei mit einem leichten Strickchen, wo der deutſche Fuhr- oder Reitknecht einen regelrechten, ledernen Zaum nicht entbehren könnte. — Wie aber auf der andern Seite dieſe frühe Gewöhnung, Alles leicht zu nehmen, und ſich bei vielerlei Beſchäftigungen und Arbeiten auch ohne die gebräuchlichen Inſtrumente und Vorrichtungen zu behelfen, zu unordentlichem und ſchmutzigem Weſen führt, kann man bei vielen Gelegenheiten ſehn. An einem Tage in Neapel hatte ich hiezu beſondere Gelegenheit; und da ich unmittelbar nachher wieder die vornehme Etikette bei den Spazierfahrten der königlichen Familien ſah: ſo könnte ich füglich Dem, was ich hier mittheilen will, den alten ABC-Buch-Vers als Motto voranſtellen:

„Die Sau im Koth ſich wälzet ſehr;
Das Scepter bringet Ruhm und Ehr."

Als ich nämlich eines Nachmittags in unſerm Gaſthofe an einem Fenſter vorüber gehen wollte, das nach dem geräumigen Hofe hin ging, erblickte ich vor der Thür des Pferdeſtalles einen Kerl mit einem Eſel, über deſſen Rücken eine große, geflochtene

Strohmatte lag, wie man ſie, ſtatt angehängter Körbe, häufig zum Transport von Gemüſe und andern Sachen, auch des Kehrichts, braucht, indem man auf beiden Seiten die Enden derſelben ſo miteinander verbindet, daß daraus auf jeder Seite eine Art von großer, trichterartiger Taſche entſteht. Nachdem dieſe auf beiden Seiten mit der Transportwaare dick angefüllt ſind, giebt dies zwei breite Grundlagen für die weitere Bepackung auf der Decke, über dem Rücken des Thiers. — Hier galt es jetzt die Reinigung des Stalles, und alſo die Beladung des Eſels mit Pferdedünger. Der arme, in Niedrigkeit lebende, Vetter Langohr, ſollte — wie es auch in der Menſchenwelt oft der Fall iſt — für den vornehmen Vetter — das Pferd — niedrige Sclavendienſte thun! Indeſſen der zweibeinige Mentor des vierbeinigen Sclaven, der ſein Eleve war, hatte das noch unſaubrere Amt, dieſen erſt mit der ſchmutzigen Bürde zu beladen.

Sein erſter Akt war, daß er die Jacke, die bis jetzt auf dem Eſel gelegen hatte, auf die Erde warf. Nach deutſcher Art und Kunſt hätte das Nächſte nun ſeyn müſſen, nach einer breiten, ſtarkzackigen Miſtgabel und einem Stallbeſen zu greifen. Beides mußte aber gar nicht vorhanden, oder doch nicht in der Nähe zu finden ſeyn. Einen erfinderi-

schen Kopf aber, wie dieser kräftige Neapolitaner war, kümmerte das nicht. Er war vollkommen sich selbst genug. Die Natur hatte ihn ja mit zwei fünffingrigen, großen Fäusten ausgestattet, die er mit voller Seelenruhe nun als zwei fünfzackige Mistgabeln in Bewegung setzte. Mit beiden griff er also in dem Stalle so viel Dünger zusammen, als sich auf einmal damit fortbringen ließ, tappte dann damit über die Thürschwelle auf den Hof heraus, und stopfte die aufgeraffte Beute in einen der trichterartigen Räume der Matte; er ging dann in den Stall zurück, um eine zweite Portion zu holen, und endlich eine dritte und vierte, die er mit einer Virtuosität, die auf eine öftere Uebung deutete, gleichmäßig zu beiden Seiten, zur Erhaltung des Gleichgewichts, auf die geeigneten Stellen legte, festdrückte und knetete. — Ein Weilchen hatte ich diesem interessanten Schauspiele zugesehen, dann hatte ich dessen, fürs Erste wenigstens, vollkommen genug, und ging hinweg. Als ich, nach einer halben Stunde etwa, aber noch einmal an das Fenster trat, kam ich grade zur rechten Zeit, um das Werk vollenden zu sehen. Der Kerl schien sich damit eben nicht übereilt zu haben, allein man sah, daß es mit Einsicht, Fleiß, wie recht von amore, bereitet war. Es war ein ziemlich hoher, gleichmäßiger Bau, ein

mehr breit, als ſpitz zulaufender Gebirgerücken von Pferdedünger, der quer über dem Eſelsrücken lag, wie eine zweite Formation von Geſtein aus einer Erd-Revolution über dem Urgranit lagert. Wie ein Maler ſein Bild am Ende noch etwas überarbeitet und retouchirt, ſo klopfte, zupfte, und drückte der brave Kerl noch an ſeiner lockern Gebirgs-Schöpfung herum; und um den Abfall, der um den Eſel herum lag, nicht umkommen zu laſſen, brauchte er ſeine ausgeſpreizten zehn Finger nun als einen Beſen, und kehrte damit jenen Theil des Hofs wieder ziemlich rein. Endlich, um ſeinem Werke die Krone aufzuſetzen, hob er ſeine Jacke wieder vom Boden auf, und breitete ſie, mit ausgeſpreizten Aermeln, über dem Dünger-Gebirgerücken aus, theils, um ihn zuſammenhalten zu helfen, theils um ſeinen Duft nicht zu ſehr im Winde verfliegen zu laſſen. — Ich konnte mich, als er mit ſeinem beladenen Eſel von dannen ging, kaum enthalten, ihm ein lautes Bravo nachzurufen, denn ich mußte ihm das Zeugniß geben, daß er mich Etwas hatte ſehen laſſen, das ich ſonſt noch nirgends geſehen hatte. —

Dies iſt bei weitem die ärgſte Schmuzerei, die mir in Italien vorgekommen iſt. Ich glaubte, es der Wahrheit ſchuldig zu ſeyn, ſie in dieſem Buche nicht zu verſchweigen. Aber Menſchen und Schweine

in einer Pfütze, wie Hr. Nicolai berichtet, habe ich nirgends liegen sehen. Das ist auch nur eine seiner anmuthigen Hyperbeln, eins der kräftigen Gewürze, womit er das Ragout in seines Buchs möglichst pikant zu machen sucht — Hätte er eine Scene, wie die von mir eben geschilderte, mit angesehn: so würde er nicht ermangelt haben, abermals von seinem gekränkten Schönheitsgefühle zu deklamiren, und zu versichern, daß es einem reinlichen Menschen in Italien nicht wohl werden könne. Mich hingegen — ob ich gleich auf Reinlichkeit eben so viel zu halten glaube, als Hr. Nicolai — hat die Beobachtung jenes Schmuzfinken in meiner Freude über die Schönheit Neapels nicht im Mindesten gestört. — Ich kam ja mit seinen beiden, ihm angebornen Mistgabeln und seiner durchdufteten Jacke in weiter keine Berührung, wenn jene Scene gleich ein passendes Bild zu der ersten Hälfte des oben erwähnten ABC-Buch-Verses giebt. —

Aber les extrêmes se touchent. Bald nach der Beendigung jenes unsaubern Schauspiels machte ich mit meiner Reisegefährtin eine höchst angenehme Spazierfahrt, um auch die andere Hälfte jenes ABC-Buch-Verses, nämlich:

„Das Scepter bringet Ruhm und Ehr'"

in natura kommentirt zu sehn.

Wir fuhren, zum dritten- oder viertenmale, und mit immer erneutem Vergnügen, bei der Villa reale vorbei, die Riviera di Chiaja entlang, nach der ſchönen Strada nuova am Fuße des Poſilipps hin, bis ans Ende deſſelben, wo man rechts nach dem Meerbuſen von Bajä und Kap Miſene, links zunächſt nach der kleinen Inſel Niſita, und weiterhin, gradehinaus, nach den größern Inſeln Procida und Ischia ſchaut. In der Abend-Dämmerung zurückkehrend, war der raſche Lauf unſers Wagens, als wir lange noch nicht an die Riviera di Chiaja gelangt waren, plötzlich durch eine ganze Kette von dicht hintereinander gedrängten Wagen aufgehalten, welche bis ans Ende der Villa reale auf- und abfuhren, wie es gemeiniglich an ſchönen Abenden, beſonders Sonn- und Feſttags, der Fall iſt. Es war heute eine übermäßige Menge, in welche ſchwer einzudringen war. Halb Neapel ſchien hier auf und ab zu fahren. — Was in dieſer Beziehung für Rom, Florenz und Mailand ihr Corſo, das iſt für Neapel dieſe lange und breite herrliche Bahn, auf der einen Seite von meiſtens anſehnlichen Häuſern, auf der andern von der ſchönen, leicht umgitterten Villa reale, und weiterhin von dem offnen Golf mit der reizendſten Ausſicht nach dem Veſuv und der Gebirgskette von Caſtelamare begrenzt. Keine Stadt in Europa hat eine ſchönere Bahn zu

Spazierfahrten aufzuweiſen! Der Zudrang von den eleganteſten Equipagen der vornehmen Welt bis zu den geringeren Miethwagen hinab iſt daher oft ſo groß, daß die ärgſte Verwirrung und gewiß auch manches Unglück unausbleiblich wäre, wenn nicht durch ſtreng gehandhabte polizeiliche Ordnung, mittelſt vieler aufgeſtellter Reiterpoſten, ein Wagen nach dem andern auf der einen Seite hin, auf der andern her fahren müßte, ohne daß einer dem andern (mit Ausnahme der Hof-Wagen) voraneilen darf. — Da es keinen ſchöneren, näheren und ebneren Raum zu Spazierfahrten giebt: ſo verſchmäht ihn auch die königliche Familie nicht. Die kräftige Geſtalt der Königin Mutter ſah ich jedesmal, in die eine Ecke ihres Wagens gedrückt, und faſt eben ſo oft den wohlbeleibten, wegen ſeiner Gutmüthigkeit (durch die er nur ſich ſelbſt ſchaden ſoll) aber auch ſehr beliebten, Prinzen von Salerno, Oheim des Königs, und eine und die andere junge Prinzeſſin und Hofdame.

Führen die Hofequipagen nun ſo anſpruchslos ihre Bahn, wie wir es in den deutſchen Reſidenzen ſehen: ſo ginge Alles ſeinen ungeſtörten Gang. Allein die neapolitaniſche Etikette verlangt, daß bei der Annäherung eines Hof-Wagens (gewöhnlich mit vier Pferden beſpannt, und ein Reiter voran) jeder andere Wagen augenblicklich ſtill ſteht, bis der Hof-

Wagen — er mag entgegen kommen, oder von hinterher überholen — vorüber iſt. Sind nun auf verſchiedenen Punkten, auf der und auf jener Seite, zwei, drei, vier Hofwagen im Gange: ſo giebt das eben ſo viele Doppel-Stockungen auf einer und der anderen Wagen-Reihe, die immer auf viele der nachfolgenden Wagen auch rückwärts wirken. Wie bei dem Tone von Hüons Horne Alles ſich in wildem Wirbel zu drehen begann, ſo im Gegentheil verbreitet hier der erſcheinende Hofwagen einen plötzlichen Starrkrampf unter den andern, der ſich erſt allmählig wieder löſt, wenn der Zauberer ſich entfernt hat. So kommt es, daß eine Spazierfahrt ſich oftmals in ein ewig wiederkehrendes Stillhalten und höchſt langſames Fortrücken zerſtückelt, und daß man auf einer Strecke, die in wenigen Minuten zurückgelegt ſeyn könnte, eine halbe Stunde zubringen muß. Wie höchſt ärgerlich dies werden kann, beſonders wenn man aus dem oder jenem Grunde ſchnell an ſein Ziel kommen möchte, iſt leicht zu begreifen. Die ſchöne Spazierfahrt wird hiedurch alſo nicht ſelten ſehr verkümmert, ja faſt verdorben — Der Fremde, der an dergleichen nicht gewöhnt iſt, und dem dieſe Störung ſeiner freien Bewegung und ſeines Vergnügens gar ſpaniſch vorkommen möchte, muß ſeinen Verdruß dadurch zu verſcheuchen ſuchen, daß

er ſich an die lächerliche Seite dieſer altersſteifen Etikette hält. So wie nämlich der Starrkrampf der Wagen eintritt, verneigt ſich nicht allein die Herrſchaft, die in dem Wagen ſitzt, ſondern die Dienerſchaft, die hintenauf ſteht, ſo wie der Roſſebändiger, der auf dem Bocke ſitzt, muß auch durch Abnehmen und Abbehalten des Hutes, bis der Hofwagen vorüber iſt, eine gehörige Devotion bezeigen. Die bunt galonnirten Diener und Jäger, die zu den eleganten Equipagen der vornehmen Welt gehören, affektiren zum Theil eine Art von militairiſcher oder cavaliermäßiger Haltung. Der eine und der andere Kutſcher, der ein paar junge, ungeduldige Pferde zu zügeln, und auf dem ſchmalen Bock ohne Lehne keinen Platz übrig hat, hält manchmal den betreßten Hut mit den Knieen feſt, dagegen der lumpige Vetturino ſeinen abgeſchabten Deckel bald, wie zum Einſammeln eines Almoſens, mit der Oeffnung nach oben hält, bald ihn, mit demüthig gebücktem Kopfe, an den Leib drückt, als ob er vor einem Gnadenbilde ſeine Andacht verrichten wollte, während ſeine übrige Art auf dem Bocke zu ſitzen, ihm das Anſehn giebt, als ob er eigentlich etwas ganz Anderes verrichten wollte. — Kurz, man ſieht nicht allein, daß das Scepter in allerlei Form und Farbe „Ruhm und Ehr'" bringt, ſondern daß auch auf der ſchö-

nen, warmlufigen Chiaja Neapels, ſo gut als 1812 auf der beiſten Retirade-Bahn Napoleons in Rußland, das Erhabene an das Lächerliche, und das Lächerliche an das Erhabene grenzt. — Das war mein Troſt in dieſer Etiketten-Miſere.

---

## XXXV.

Endlich dieſem Gewirre entkommen, bei dem alt-pittoreſken Castel dell' uovo vorbei, nach unſrer nahen Strada di Lucia eilend, ſahen wir uns auf einmal aus der vornehmen, in eine größtentheils ſehr unvornehme Welt, zwiſchen eine Menge von Auſter-, Muſchel- und Schnudel-Buden, und portativen Koch-, Back- und Brat-Anſtalten verſetzt. Die Buden, von einem oder ein paar Lichtern erhellt, zum Theil von Bänken, Tiſchen und Stühlen umgeben; hier und da ein anſtändiger Wagen bei einer Auſtern-Bude haltend, auch wohl dahinter in der Dämmerung eine ganz anſtändige Geſellſchaft ſitzend, und ſich mit Auſtern und ähnlichen Schaaltbieren bei einer Flaſche Wein erquickend; größtentheils aber in dem wenig ausgedehnten Raume ein Zuſammenfluß von älterem und jüngerem Janhagel, der hier oder

dort an den Koch- und Brat-Anſtalten ſich etwas zu Gute thut, oder ſie auch nur mit lüſternen Blikken umkreiſt.

Auf dieſem ächt neapolitaniſchen Volks-Tummelplatze war es, wo ich eines Tages die, ſchonfrüher vorläufig erwähnte, unangenehme Scene mit Gaſſenbuben hatte.

Er war rechts, nicht weit von unſerer Wohnung gelegen, ſo daß ich von meinem Fenſter grade aus über einen Theil der langen Auſterbuden-Reihe, und weiter hinab zur rechten Seite auf einen Theil der Schnudelbuden hinabſehen, und die Volkslust faſt jede Nacht bis zwiſchen ein und zwei Uhr, manchmal noch ſpäter, hören konnte. — Hr. Nicolai will von dieſer nächtlichen Straßen-Lebendigkeit in Neapel nichts wiſſen; allein wenn ſie auch auf der Chiaja, wo ſeine Wohnung war, nicht ſtatt findet: ſo fehlt ſie an vielen andern Stellen Neapels doch keinesweges.

Ich war ein paarmal Abends zwiſchen neun und zehn Uhr in jenem Volksgewühl umhergegangen, um das Kochen, Backen und Braten, und das dabei intereſſirte Publikum näher zu betrachten. In groſſen Keſſeln wurden hier lange, dünne Macaroni, da Rindsmagen, Herzen und dergleichen Eingeweide-Theile gekocht; hier wurden kleine Fiſche gebraten, da

kleines Backwerk geſotten; dort formte ein Bäcker auf einem langen Tiſche vor ſeinem offenen Hauſe, in welchem man den Backofen ſehen konnte, den vom Geſellen herbeigetragenen Teich zu runden, platten Kuchen, und ließ dieſe dann nach dem Ofen tragen, in fortwährender, ununterbrochener Thätigkeit. Auf andern Stellen große Vorräthe von ſchon fertigen, in großer Zahl aneinandergebackenen, kleinen Brezeln oder Kringeln; Läden mit Wein, Käſe, Wurſt, Apfelſinen — kurz der Lockſpeiſen für Leute, die geſunden Appetit haben, und ſich nicht aufs Kritiſiren legen, eine reizende Fülle! Mir that es leid, daß ich keine Auſtern eſſen mag, denn dieſe hätte ich hier doch ohne Scheu vor Schnudelei genießen, und manche beſondere Art, die man in Deutſchland nicht zu ſehen bekommt, mit der gewöhnlichen Sorte vergleichen können. Geſcheitere Schmecker, die aus der Ferne auf dieſe Stelle kommen, werden hier ſchmeckend und ſchluckend ihre naturhiſtoriſchen Kenntniſſe vermehren können.

Da ich ſelbſt nichts genoß: ſo wollte ich wenigſtens dem einen und dem andern Lungerer, der lüſtern nach den Fleiſchtöpfen Egypti zu ſeyn ſchien einigen Genuß verſchaffen. Ich machte mir alſo den Spas, auf den warm-ſettigen Speiſe- und Zahlungstiſch des Rindsmagen-Verkäufers ein paar Stücke

Kupfergeld zu werfen, und ein paar neben mir ſtehende Buben auf den Ertrag anzuweiſen: Der Verkäufer faßte mit der linken Hand den zu ſeiner Seite an einem Haken hängenden Rindsmagen, ſchnitt mit dem Meſſer in der rechten Hand ein paar hübſche Stücke ab, und warf ſie auf den Tiſch, die denſelben aber kaum berührt hatten, als ſie von meinen Gäſten flink ergriffen und luſtig den weit aufgeſperrten Mäulern zugeführt wurden. Die Augen funkelten ihnen vor Freude; und Hände, Lippen, Kinn und Naſenſpitze trieften ihnen alsbald von Fett.

Nachdem ich mich ſchnell entfernt, ging ich an den offnen Heerd einer wohlbeleibten Frau, welche in einem großen Keſſel Macaroni kochte. Macaroni — noch ſo ſchlecht in Waſſer gekocht — ſind das Lieblingsgericht des Volks. Wie der norddeutſche Poſtillon, Fuhrknecht, Tagelöhner ꝛc. auf ein Trinkgeld zu einem Schnaps hofft, und die Hand ausſtreckt, ſo bettelt der mäßige, nüchterne Italiener um eine buona mano zu Macaroni. Auf dem Krater des Veſuvs unſre Träger, auf dem mittelländiſchen Meere unſere Ruderer aus Puzzuoli, ſprachen immer von Macaroni; und als ich ihnen zugeſagt hatte, daß ihnen am Ende unſrer Bahn das Geſchenk zu Macaroni nicht fehlen ſolle, jauchzten ſie luſtig auf: „eh! Macaroni! Macaroni!“ und die Einen nah-

men mir die aufgeſuchten ſcharfkantigen Lava-Schlakken ab, und ſteckten ſie durch den offnen Schlitz ihres Hemdes zwiſchen Haut und Leinwand, um ſie mir bis zu unſerm Wagen in Reſina hinunter zu tragen; und die Andern ſangen, unaufgefodert, die bekannte Barcarole, wenn gleich mit ein paar falſchen Schnörkeln, doch mit recht guten Stimmen und einer Menge von Verſen, die man in Deutſchland nicht kennt, um uns ihre Freude und Dankbarkeit zu bezeigen.

So legte ich dann hier auf den Tiſch der Macaroni-Verkäuferin auch ein paar Stück Kupfergeld, und ladete den neben mir ſtehenden Buben dazu ein. Sogleich fuhr die Frau mit einem dünnen, über einen Fuß langen Holzſtäbchen in den Keſſel und hob damit aus dem kochenden Waſſer einen langzottigen Klumpen Macaroni, und legte es mit beiden Enden auf den Rand des Keſſels, ſo daß der Klumpen über der Mitte deſſelben hing. Dann griff ſie mit der Linken eine Portion ab, legte ſie auf einen Teller, griff dann mit der Rechten in einen großen Haufen von geriebenem Käſe, und ſtreute ihn als Würze über das einfache Gericht. Mit einer zweiten Portion machte ſie es eben ſo; und kaum lagen die beſtreuten Macaroni auf den Tellern: ſo griffen ſchon mehrere Hände danach, um ſie, unter Scherz und

Streit, in die möglichſt weit aufgeſperrten Mäuler zu ſtopfen. — Dann, nachdem ich noch ein Kupferſtück hingeworfen, während mehrere ungebetne Gäſte hinzueilten, machte ich mich ſogleich davon, und entging den weiteren Zudringlichkeiten.

Da ich nun wünſchte, daß meine Reiſegefährtin auch einmal eine ſolche ächt neapeliſche Scene ſehen möchte, führte ich ſie an einem ſchönen Abend hinunter auf den belebten, lichterhellen Speiſeſaal, deſſen Fußboden aus Lavaplatten, und deſſen Plafond aus ſchimmernden Sternen zuſammengeſetzt war, auf dem man, ohne vorhergegangne Einladungskarte, augenblicklich die eſſluſtigſten Gäſte haben, und ohne gehaltenes Conſeil mit Köchin und Kuchen-Lieferanten, mit Verſchmähung von Serviette, Löffel, Meſſer und Gabel, in jedem Augenblick eine Mahlzeit beginnen laſſen kann. Nachdem wir einige Zeit hin und her gegangen waren, und alle die verſchiedenen Eigenthümlichkeiten dieſes offnen Geſellſchaft-Salons mit ſeinen verſchiedenen Speiſe-Fabriken und Detail-Verkäufern angeſehen hatten, wiederholte ich bei dem Rindsmagen-Koch und der Macaroni-Köchin die Bewirthung einiger zunächſt ſtehenden Gaſſenbuben. Der Salon mochte heute beſonders beſucht ſeyn. Der Competenten fanden ſich alſo unerwartet Viele ein. Hätten wir Allen genügen wollen: wir wären end-

lich von halb Neapel in Anſpruch genommen wor-den. Das zudringliche Betteln wurde immer ärger. Wir nahmen den Rückweg nach unſerm Gaſthofe. Da ich aber nicht allein war, wie bei meinen frü-heren Bewirthungen, ſondern meine Gefährtin zu füh-ren hatte: ſo war an ein leichtes Verſchwinden zwi-ſchen Buben und andern Anweſenden nicht zu den-ken. Der Haufe, der nach Macaroni ſchrie, wur-de mit jeder Sekunde größer, wie eine ſtürzende La-wine. Meine Verneinungen und Zurückweiſungen blie-ben ohne Wirkung; und als die Schelme ſahen, daß nichts zu Schmauſen weiter zu erwarten war: ſo ſuchten ſie ſich dadurch zu entſchädigen, daß ſie uns mit ächter Gaſſenbuben-Luſt in Geſchrei und Bocks-ſprüngen umſchwärmten, auch wohl Einer den An-dern auf uns zuſtießen, ſo daß ich mit meinem leichten Stöckchen öfter abzuwehren hatte. Zum Glück war unſer Gaſthof nach ein Paar Minuten erreicht, und der Portier, der uns kommen ſah und einige Schritte entgegen ging, verſcheuchte au-genblicklich die wilde Brut.

Hier würde Hr. Nicolai, wenn er an meiner Stelle geweſen wäre, wieder ein gewaltiges Geſchrei über ausgeſtandene Höllenqual und Verhöhnung er-heben; allein ich ſage blos, daß man in ſolchen Tei-chen ſolche Fiſche fängt, und daß es eine Unbedacht-

ſamkeit von mir war, mit einer Dame am Arme ein ſolches Gaſſenbuben-Mahl anzuſtellen. Wären wir bloß umhergegangen, und hätten einzelne Bettteleien um Macaroni ruhig und ernſthaft zurückgewieſen: ſo würden wir eine ſolche Beläſtigung nicht erfahren haben.

## XXXVI.

Doch neben der Erinnerung an dieſe wilde Gaſſenbrut fehlt es, wenn ich auf meine Reiſe zurückblicke, auch nicht an recht angenehmen Jugend- und Kinder-Bildern. Hiermit meine ich indeſſen nicht die Knaben und Jünglinge, die ich paarweiſe, ſtill und ſtumm, in größeren und kleineren Zügen, größtentheils unter der Beaufſichtigung von ſtumm und ſteif nebenher gehenden geiſtlichen Aufſehern, zum Theil Jeſuiten, oftmals in Neapel ſpazieren führen ſah. Jeder Zug war gleichförmig gekleidet, der eine ſo, der andere anders, zum Theil auf halb ſoldatiſche Weiſe, wie es bei uns an Kadetten-Schulen gebräuchlich iſt, und wie es zu Baſedow's und Salzmann's Zeit in Deutſchland auch in andern Erziehungs-Inſtituten Mode werden ſollte. — Es

war unverkennbar, daß jene neapolitaniſche Jugend ſehr verſchiedenen Unterrichts- und Erziehungs-Anſtalten angehörte; aber, wenigſtens dem äußeren Anſehn nach, ſchienen ſie auf eine Weiſe, die wohl an's Mönchthum erinnerte, ziemlich gleichmäßig regelrecht dreſſirt zu ſeyn. Ich kann nicht ſagen, daß ihr Anblick, ob ſie gleich größtentheils friſch und geſund ausſahen, einen angenehmen Eindruck auf mich gemacht hätte.

Einen erfreulicheren hatte ich zu Rom, Sonntags, am 29ſten April. Gleich am frühen Morgen bemerkte ich, daß die Straße Via de' Pontefici, in der wir wohnten, und welche von der Via di Ripetta nach dem Corſo führt, ſo weit ich ſie überſehen konnte, mit grünen Zweigen und Blättern beſtreut war, was auf eine beſondere Proceſſion deutete. Unſer Lohnbediente ſagte mir, daß die jungen Mädchen dieſes Stadtviertels, welche zum erſtenmale zur Communion zugelaſſen werden ſollten, von der Kirche des h. Rochus her, auf dieſem Wege nach der Kirche des h. Jakobus (wenn ich nicht irre) geführt werden ſollten.

Als ich, durch Geſang aufmerkſam gemacht, nach einiger Zeit an's Fenſter trat, ſah ich die Proceſſion langſam und feierlich die Straße herauf kommen. Voran ging ein Jeſuit mit einem Crucifix, ne-

ben dem auf jeder Seite Einer mit einer brennenden Kerze ging. Dieſen folgten, geführt von Geiſtlichen, zwei Reihen Schulknaben, an welche ſich einige ſingende Geiſtliche ſchloſſen. Dann kamen, paarweiſe, zwiſchen vierzig und funfzig junge Mädchen, alle weiß gekleidet, Jede mit einem weißen Tuche den Kopf bedeckt, das auf Schultern und Rücken hinabhing, und über dem umſchleierten Kopfe einer Jeden ein Kranz von grünen Blättern und Roſen. Zuletzt ſieben Paar Frauen, wahrſcheinlich Mütter oder andre Verwandte der Mädchen, und auf den Seiten des Zugs zwölf Gend'armes.

Es war ein feierlicher, erbaulicher Zug, zu dem die beſcheiden niedergeſchlagenen Blicke der jungen Mädchen ſehr gut ſtimmten. Wie bei allen Proceſſionen, die ich in Italien ſah, kein ſtörendes Zuſammenlaufen und Lärmen von Gaſſenbuben und Janhagel, wie es wohl, ſelbſt bei Leichenzügen, in Deutſchland ſtattfindet. Ich ſah mit herzlicher Theilnahme dem Zuge der jungen, andächtigen Chriſtinnen nach, bis er an der Ecke des nahen Corſo verſchwand. —

Sonntags, am 6ten Mai, waren wir, in Begleitung von Hrn Dr. H., nach Tivoli gefahren. Etwa um halb 11 Uhr kamen wir in dem alten, berühmten Städtchen an. Ich ſah an einem Hauſe eine polizeiliche Verfügung angeheftet, deren Unterſchrift

S. P. Q. T. (Senatus Populusque Tibertinus) ganz dem alten Senatus Populusque Romanus nachgebildet, mit eingefleischtem Ahnenstolz, an den alten Namen Tiburnum in der alt-heidnischen Zeit erinnerte. — Wir stiegen bei Salvi in dem Hôtel de la Reine aus, in dessen Innerem große lateinische Inschriften verkünden, daß am 16ten November 1822 der König von Preußen (der dankbar optimus, maximusque princeps titulirt wird) und zu andrer Zeit andere fürstliche Personen hier logirt haben. — Als ob auch wir welche wären, ertönte bei unsrer Ankunft nicht allein Glockengeläute, sondern auch vielfaches Schießen, das in vielfachem, starkem Echo wiederklang; und als wir, auf einem uns angewiesenen Zimmer angelangt, an's Fenster traten, sahen wir nach und nach eine lange, und immer längere Procession langsam, und oft minutenlang auf dem Raume, den wir übersahen, verweilend, so daß wir Alles aufs Ruhigste betrachten konnten, vorüberziehen. Um uns aber nicht in irrigen Hochmuth verfallen zu lassen, sagte man uns, daß Alles zu Ehren der Madonna di Quintiliane geschehe, und also uns gar nicht gelte. Ohne alle gekränkte Eitelkeit sahen wir um so unbefangener das bunte Schauspiel mit an.

Der Zug kam, auf einem großen Umwege, welchen das Felsenthal, in welches der schäumende Te-

verene ſich brauſend hinab ſtürzt, nöthig macht, vo der Kirche der Madonna di Quintiliano her, die ih ren Namen von der ehemaligen Villa des Quinti lius varus, auf welcher ſie erbaut ſeyn ſoll, erha ten hat. Im bunten Zuge ſchritten Prieſter un Laien nach und nach vorüber. Faſt alle Honora tioren des Städtchens, und andere fremme Einwoh ner, beſonders dazu coſtumirt, halfen das Feſt de Madonna feiern. Eine Menge von Fahnen un Crucifixen, und was ſonſt noch zu ſolchem kirchlich feſtlichen Prunk gehört, ſahen wir vorüber tragen Unter der Schwere eines großen Altaraufſatzes erlo gen faſt die ſechszehn Männer, die ihn trugen. An ſie folgte der Biſchof, ein ehemaliger Napoleon ſcher Militair, der ſich bei ſeinem Biſchofſtabe woh zu befinden, und nach einem Marſchallſtabe gar nich mehr lüſtern zu ſeyn ſchien. — Hier war der Haupt Schwerpunkt der ganzen Proceſſion; doch rührte die vielfachen Stockungen des Zuges nicht von dieſem ſondern von den vielen Engelchen her, die ihn ver herrlichten, und auf dem langen, noch dazu berg angehenden Wege, großentheils ſehr ermüdet und ih rer ehrenvollen Functionen überdrüſſig geworden waren Die Rollen der Engelchen, womit der Zug vielfach geſpickt war, wurden nämlich von lauter kleinen Ti burtinerinnen geſpielt. Und eben, weil ſie Enge

— unſchuldige Himmelsgeſandte — vorſtellen ſollten, hatte man, in Berückſichtigung mehrer Entwicklung der Erbſünde bei zunehmendem Alter, möglichſt kleine Mädchen, die zum Theil kaum erſt ſeit ein paar Jahren laufen gelernt hatten, zu dieſen chriſtlichen Ehrenrollen ausgewählt. Weil man indeſſen gemeint hatte, daß der Ausdruck harmloſer Unſchuld in ihren Geſichtern, wenn ſie auch noch ſo pausbackig waren, ſie doch noch nicht vollſtändig zu Engeln ſtemple: ſo hatte man durch ein prachtvolles, überirdiſches Coſtum nachzuhelfen geſucht. Und dabei ſchien jede Mutter, es der andern zuvor zu thun, eifrig fromm und eitel bemüht geweſen zu ſeyn. Daß die Locken der kleinen Engelsköpfchen mit Blumenkränzen gekrönt waren, verſteht ſich von ſelbſt. Aber auch an buntbemalten Engelflügeln von Pappe hatte man es nicht fehlen laſſen, die aber, da es nicht einen Flug nach dem Himmel hinauf, ſondern blos eine Fuß-Wanderung auf irdiſcher Proceſſionsbahn galt, in Ruheſtand verſetzt, ſtarr und ſteif, nur dann und wann ein wenig wackelnd, auf den Schultern der kleinen Laſtträgerinnen hingen, und rechtwinklich vom Rücken aus wie Zwillingspaare von Andern nach dem zurückgelegten Theile der Bahn hinſchauten. Nach dem Muſter reich geputzter Marien- und anderer Heiligen-Bilder in manchen Kirchen

und Kapellen, waren die Engelchen, trotz des weißen Grundtons ihrer Kleider, aufs Bunteste und Glänzendste mit Bändern, mit Gold- und Silber-Zindel, und ähnlichem Flitterstaat ausstaffirt. Dazu hatte das Eine einen Palmen- oder andern Zweig das Andre ein kleines Kreuz, das dritte ein Madonnen-Bildchen, oder sonst einen Gegenstand katholisch-christlicher Verehrung in einer oder in beiden Händchen zu tragen.

Nun waren die armen Engelchen von ihrer langen Wanderung in dem beschwerlichen Himmelsstaat bei ziemlicher Sonnenhitze, zum Theil so ermüdet geworden, daß sie die Kirche, die ihr Ziel war, noch nur mit saurer Mühe erreicht haben mögen. Manche ließen es gar nicht undeutlich merken, daß sie den ganzen Spaß satt hatten; und ein kleines, rundes Ding wollte durchaus nicht mehr vorwärts, sondern bog links um, wie ein widerspenstiges Pferd und fiel so ganz und gar aus seiner Engel- in eine Art von Vogel-Rolle, daß die nächstfolgenden ehrbaren Laien und Priester große Mühe hatten, es nach und nach wieder etwas vorwärts zu bringen, worüber dann der ganze Zug mehrmals ins Stocken kam. — Und so war uns diese ganze Prozession, wenn auch kein erbauliches, doch ein höchst ergötz-

des Schauspiel, deſſen naive Lächerlichkeit mir unvergeßlich iſt.

Die frohe Laune, in die ich hiedurch verſetzt war, wurde dadurch noch geſteigert, daß unſre Eſel-Lieferanten für meine Reiſegefährtin keinen Damen-Sattel aufzutreiben mußten, unſer freundſchaftlicher Begleiter, Herr Dr. H., ihr aber ſehr bald einen, von einem ihm befreundeten Cavaliere Lolli, einem der angeſehenſten Einwohner Tivoli's, verſchaffte, der ſeine Abſtammung von dem alten Marcus Lollius, deſſen Horaz irgendwo erwähnen ſoll, herleitet. So waren wir auf einmal zwiſchen modernem Katholicismus und alt-klaſſiſches Heidenthum verſetzt, beſonders auch wieder, als wir draußen im Freien vor den Ehrenpforten, wo die Proceſſion ihre Engelchen ein wenig hatte ausruhen laſſen, über das wilde Felſenthal mit ſeinen Waſſerſtürzen nach den Ueberbleibſeln der Villa des Mäcen hinabſchauten, in der (wenn ich mich recht erinnere) eine Seifen-Fabrik angelegt iſt.

Ich enthalte mich einer abermaligen Schilderung des ſchon ſo oft geſchilderten, großen Haupt-Waſſerſturzes, und der lieblichen, größern und kleinern Caſcatellen. Nur Dreierlei kann ich nicht unbemerkt laſſen, nämlich: Erſtens, daß ich recht abſichtlich Standpunkte ſuchte, wo ich zwiſchen Olivenbäumen

hindurch nach dem Hauptſturze hinſchauen konnte, deſſen Silberglanz durch den düſtern Farbenton jener Wände noch aufs Schönſte erhöht wurde — Zweitens, daß wir, bei der Rückkehr, von oben hinab blickend auf die zerſtiebende Wolke von Millionen kleiner Waſſerperlen des Hauptſturzes, da die Sonne grade auf der günſtigſten Stelle ſtand, das herrlichſte Regenbogen-Farbenſpiel ſahen — ein köſtliches Schauſpiel, das wir, vom Glück begünſtigt, auch am Sturz des Velino bei Terni genoſſen — und Drittens, daß mir hier an Ort und Stelle, beim Anblick des wilden Felſenthales, mit Aloe-Stauden und großen und kleinen Waſſerfällen da und dort phantaſtiſch geſchmückt, Herrn Nicolais Sehnſucht: das alterthümliche Tivoli, das man über beſonders zerklüfteten Felſen-Parthieen erblickt, mit rothen Dächern geziert (oder vielmehr verunziert) zu ſehen, als eine wahrhaft koloſſale (der Leſer wähle ſich ſelbſt ein Subſtantivum, das in dieſe Lücke paßt) erſchien. —

Auf unſerm Wege nach Caſerta, ſtießen wir in einem Orte ebenfalls auf einen langen Proceſſionszug mit vielen Fahnen, dem zwei Kerls mit einer Trommel, und ein Dritter mit einer Querpfeife voranſchritten. Sie machten mit ihren Inſtrumenten eine Muſik, als wenn ein Bärentanz aufgeführt

werden ſollte, was der Andacht indeſſen keineswegs zu ſchaden ſchien. Es ſollte, wie unſer Lohnbediente ſagte, das Feſt der Philomena, einer längſt geſtorbenen, aber in neuer Zeit erſt zur Heiligen creirten, gewaltigen Wunderthäterin, über welche ich noch kürzlich intereſſante Notizen las, gefeiert werden.

In Abſicht des berühmten Blumenfeſtes, zu Genzano, von dem wir in Rom nur mit Begeiſterung ſprechen hörten, das eigentlich alljährlich gefeiert wird, und am 21ſten Junius 1838 nach einer längeren Pauſe wieder gefeiert wurde, kann ich mich rühmen, daß ich es beinahe geſehen hätte, wie ein Knabe gegen ſeine Spielkameraden, die darüber klagten, von einem Hochzeithauſe weggewieſen zu ſeyn, ohne Kuchen bekommen zu haben, ſich rühmte, daß er beinahe welchen bekommen hätte. Wir kamen an jenem Tage, auf der Rückreiſe von Neapel nach Rom, grade zur Mittagszeit nach Genzano. Wir ſahen in der Hauptſtraße ſchon die Vorbereitungen in einer Menge von aufgeſtellten grünen Bäumchen und ausgeſtreutem grünem Laube. Mehre Frauen trugen Körbe voll Blumen herbei. Die Menge der Gäſte, die aus Rom und der Umgegend gekommen waren, überfüllte die Gaſthöfe nicht allein von Genzano, ſondern auch von dem nahen Albano. Gern wären wir geblieben, um das als höchſt lieblich gerühmte

Feſt zu ſehn; allein Angriſanis Wagen konnte ſo lange nicht verweilen, und wir wurden von Herrn Cipicchia in Rom an dieſem Abend beſtimmt erwartet! Wir mußten alſo ein paar Stunden vor dem Anfang des Feſtes von dannen eilen. — Aber hievon, und von manchen andern Feſtlichkeiten und Vorbereitungen zu welchen, habe ich doch einen ſehr freundlichen Eindruck gewonnen, und mich überzeugt, daß in dem Lande, welches H. Nicolai ein trübſeliges ſchilt, ungleich mehr heitere Volksluſt zu finden iſt, als bei uns.

## XXXVII.

Bei einem andern Experiment, was ich, um etwas eigenthümlich Italieniſches näher zu betrachten, in Neapel machte, ſah ich mich zwar auch gefangen und weiter geführt, als wohin ich eigentlich gewollt hatte; allein das war und blieb doch eine ſcherzhafte Sache, die ohne alle Unannehmlichkeit ablief, ja ſie wurde eigentlich dadurch erſt ſcherzhaft, daß ich unwillkürlich über mein vor Augen gehabtes Ziel hinaus getrieben wurde.

Die beiden Schreiber, welche ich zu Venedig in dem Durchgange vom Marcusplatze zum Hofe

des Dogen-Palaſtes geſehn hatte, ſaßen freilich ſchon ziemlich luftig, hatten aber doch in der offnen Halle die Decke derſelben über ſich, und waren alſo zwar in freier Luft, doch eigentlich nicht unter freiem Himmel. In Florenz und Rom habe ich deren keine geſehn, doch in Neapel deſto mehr, die Stuhl und Tiſch auf ganz offner Straße aufgeſtellt, und nichts als den blauen Himmel über ſich hatten. Schon Morgens um 5 Uhr habe ich ſie ſitzen und ihre Federn ſpitzen ſehn, um jedes dummen Teufels und jedes liebeſeligen oder liebegeplagten Herzens Geheimſecretaire zu ſeyn. — Der wenige Schulunterricht welchen der große Haufe dort genießt, macht ſolche allezeit fertige Schreiber dort unentbehrlich; und das milde Klima geſtattet dieſen, ſo gut wie dem Schuſter und Tiſchler, ihren Erwerb unter freiem Himmel zu treiben.

Da wir faſt täglich über den Schloßplatz fuhren: ſo ſah ich auch faſt täglich dort vier öffentliche Schreiber ſitzen, nämlich zwei gleich an der Ecke des k. Schloſſes, wenn man ſich rechts nach dem daran ſtoßenden Theater S. Carlo wendet, und zweie, dieſen ſchräg gegen über, vor dem Hauſe eines Kaufmanns, je zwei und zwei immer etwa zwölf bis funfzehn Schritte von einander getrennt. Sie ſahen mehr oder weniger ärmlich, doch nicht ruppig und wie

zum gemeinen Volk gehörig aus. Dann und wann ſah ich auch den Einen oder den Andern beſchäftigt, wodurch ich immer an die ausdrucksvolle Gruppe in Venedig erinnert wurde. Da ſtieg endlich der Wunſch in mir auf, einmal etwas näher zu prüfen, weß Geiſtes Kind ſolch ein Patron ungefähr ſey.

In einer freien Stunde gegen Abend zog ich alſo einmal meinen Reiſe-Oberrock an, und ſetzte meine waſſerdichte Reiſe-Mütze auf, um nicht durch beſſere Kleidung dem Publikum dieſer Schreiber gar zu fern ſtehend zu erſcheinen, ſondern vielmehr halb und halb in der Rolle eines Pauvre honteux aufzutreten, und dadurch den Verdacht eines blos neugierigen Ausforchens abzuwehren.

Ich ging langſam gleich nach dem nächſten Secretarius publicus an der Ecke des Schloſſes, der von Allen das anſtändigſte und geſcheiteſte Anſehn hatte, und an deſſen Tiſch ein Zettel mit ſeinem Namen (den ich leider vergeſſen habe) und mit der Notiz hing, daß er alle Arten ſchriftlicher Aufſätze, ſowohl in italieniſcher, als auch in franzöſiſcher Sprache verfertige.

Als ich an ſeinen Tiſch getreten war und ihn begrüßt hatte, nöthigte er mich, auf einem zur Seite noch frei ſtehenden Stuhle Platz zu nehmen. Ich redete ihn in franzöſiſcher Sprache an, und erſuchte

ihn, mich, als einen Fremden, ein wenig über ſein Geſchäft zu belehren. Mit raſcher Sprachfertigkeit erwiederte er mir, daß er ſchriftliche Aufſätze aller Art mache: Eingaben an Behörden, Bittſchriften, Beſchwerden, und Briefe jeglichen Inhalts. Auf meine Frage, ob darunter auch manchmal Liebesbriefe vorkämen, fiel er mir mit einem raſchen „O, mon dieu! mon dieu!" ins Wort, wobei er den Kopf ein wenig in die Höhe warf, und eine Miene machte, welche unverkennbar andeutete, daß er hievon viel erzählen könne. Ich ſagte ihm, dies Vertrauen des Publikums ſey ein ehrenvolles Zeugniß, daß es von ihm und ſeinen Kollegen immer mit verſchwiegener Discretion behandelt würde. Seine Antwort war, daß dies ſeine erſte Pflicht ſey.

Indem er nun nach der Feder griff, fragte er mich, mit was für einem Aufſatz er mir vielleicht dienen könne? Ich ſagte ihm, daß ich der italieniſchen Sprache nicht mächtig genug ſey, um einen guten Brief zu ſchreiben, und ihn daher wohl einmal werde um ſeine Hülfe anſprechen müſſen. — Gleich fuhr er nun mit der Feder ins Dintefaß. Deßhalb ſetzte ich gleich hinzu, daß ich für heute aber nur eine vorläufige Erkundigung habe anſtellen, auch nach dem Preiſe für einen Brief fragen wollen. „Une bagatelle" unterbrach er mich, und fragte

nun, an wen ich zu ſchreiben hätte? Meine Erwiederung war, ich hätte hier die Bekanntſchaft einer ſehr achtbaren Dame gemacht, der ich vielleicht einmal — doch ehe ich die ausweichende Antwort, mit welcher ich mich losmachen wollte, vollendet hatte, war er von ſeinem Stuhle aufgeſprungen, und ging mit eiligen Schritten nach dem gegenüberliegenden Kaufmannsladen hin. Ich wußte nicht, was das heißen ſollte, und hätte die eingetretene Pauſe faſt benutzt, um mich zu entfernen. Indeſſen, um gegen den höflichen Mann nicht unhöflich zu ſeyn, ſtand ich von meinem Sitze zwar auf, blieb aber an dem Tiſche noch ſtehen, weil ich nicht ohne Dank und Abſchiedswort von dannen gehen wollte.

Im Umſehen war er wieder da, mit einigen Bogen ſeinen Briefpapiers in der Hand, die er auf ſeinen Vorrath von gewöhnlicherer Sorte legte. Sich ſelbſt ſetzend, nöthigte er auch mich wieder zum Sitzen. Es war mir augenblicklich klar, daß er das feinere Papier geholt hatte, weil ich von einer achtbaren Dame geſprochen hatte, für die er die geringere Sorte, deren er ſich bei ſeinem gewöhnlichen Publikum bediente, nicht für gut genug hielt. Ich ſah, er wollte ſogleich ſein Werk beginnen, damit ich nicht etwa morgen oder übermorgen zu einem ſeiner Kollegen ginge. Mich innerlich ſelbſt auslachend, ſah

ich alſo, daß ich gefangen war, und daß aus dem Scherz Ernſt werden müſſe, indem es nicht mehr zu vermeiden ſey, mir wirklich einen Brief ſchreiben zu laſſen. Zwar hätte ich wohl unter allerlei Vorwand, und mit dem Verſprechen, ein andermal wiederzukommen, mich losmachen können; allein das hielt ich jetzt für Unrecht gegen den dienſtfertigen Mann, der ſo feſt darauf rechnete, durch mich noch ſein Abendbrodt zu verdienen, und in dieſem Glauben ſchon eine kleine Geldausgabe gemacht hatte. Ich ergab mich alſo ohne weitere Einrede darein, die ſichre Hoffnung des Mannes in Erfüllung gehen zu laſſen. Keiner der Vorübergehenden kannte mich ja; ich konnte alſo ohne Bedenken ſitzen bleiben, ſo lange es nöthig war; ja es erſchien mir ſehr beluſtigend, mich ſelbſt auf einmal in der Rolle eines, durch eine gedungene Feder Bevormundeten zu befinden, worüber ich ſo manchmal aus der Ferne gelacht hatte.

Nun galt es indeſſen, um die ſpaßhafte Situation möglichſt auszubeuten, ein gutes Sujet zu einem möglichſt ergötzlichen Briefe zu erſinnen. Als anfangs der Strom meiner Rede noch nicht recht fließen wollte, ſchien mein Geheim-Secretair dies nur für eine Art von verlegner Zurückhaltung anzuſehn, und er ſuchte mich dadurch zu ermuthigen, daß er mir in vertraulichem Tone ſagte, ich möchte

ihm nur offenbaren, und ohne alle Furcht vor irgend einem Mißbrauch meiner Mittheilungen, auch das Geheimſte, was ich auf dem Herzen habe, entdecken. Das ſtimmte mich im Innern immer luſtiger, und war mir eine neue Anreizung, den Stoff zu einem abenteuerlichen Briefe zu improviſiren.

Ich haſpelte alſo nach und nach, ſo gut es gehn wollte, folgenden kleinen Roman ab:

Zuerſt warf ich einige Worte hin von verunglückten Fabrik-Unternehmungen, um anzudeuten, daß ich mich in etwas mißlichen Vermögensumſtänden befinde. Ich gab vor, daß mein einziger Bruder im vorigen Jahre hier an der Cholera geſtorben, und ich aus der Schweiz gekommen ſey, um ſein nachgelaſſenes Vermögen in Empfang zu nehmen, aber wenig Ausſicht habe, etwas von Bedeutung zu erhalten. Dann ſagte ich, daß die ſchon erwähnte Dame die Wittwe eines geweſenen Freundes meines Bruders ſey, den ebenfalls die Cholera weggerafft habe; ferner, daß dieſe Dame aus Venedig ſey, ein anſehnliches Vermögen habe, dorthin zu ihren Verwandten zurückkehren wolle, und mir den Antrag habe machen laſſen, daß ich ſie dorthin, oder doch wenigſtens bis nach Ober-Italien, begleiten möchte, weil ſie ſich fürchte, mit ihren Kindern die weite Reiſe ohne männliche Begleitung zu machen,

und weil ſie in dem großen Vetturin-Wagen, den ſie miethen wolle, grade noch einen Platz für mich übrig haben werde. — Endlich rückte ich dann mit der Hauptſache heraus, und trug meinen Wunſch vor, ihr zu ſchreiben, daß ich mich durch den Antrag, ſie auf der Reiſe zu begleiten, ſehr geehrt fühle, und daß es mir zur größten Freude gereichen werde, mit einer ſo liebenswürdigen Frau eine ſo weite Reiſe zu machen, daß es mich aber noch ungleich glücklicher machen müßte, wenn ſie, wie es der ſehnlichſte Wunſch meines Herzens ſey, ſich mit mir noch enger, und zwar zu einer Reiſe durchs ganze Erdenleben, verbinden wollte.

Ein leichtes Kopfnicken meines Geheim-Secretairs ſchien anzudeuten, daß ihm dieſe Wendung gefalle; und mit einer erhöhten Freundlichkeit fragte er: „Alſo ein Heirathsantrag?"

Um nicht unwillkürlich durch Lachen mich verdächtig zu machen, hielt ich die linke Hand vor den Mund, und antwortete mit niedergeſchlagenen Augen: „Nun ja — wenn ich es gerade heraus ſagen ſoll: ein Heirathsantrag!"

„n'ayez pas peur!" flüſterte er mir zur Ermuthigung zu, verſicherte dann, daß er nun hinlänglich unterrichtet ſey, und fing ſogleich an, mit flinker Feder drauf los zu ſchreiben. Anſtatt ihn in-

deſſen ungeſtört ſchreiben zu laſſen, ſchwatzte ich – jetzt in guten Zug gekommen — faſt ununterbroche auf ihn los, theils um einen möglichſt lächerliche Brief zu erhalten, theils — und das war mir e gentlich die Hauptſache — um meinen Geheim-Se cretair möglichſt auf die Probe zu ſtellen, wie e bei einem fortwährenden Vorſchwatzen und bunte Durcheinanderwerfen deſſen, was ich geſchrieben h ben wollte, ſeine Aufgabe löſen werde. — Vor a len Dingen empfahl ich ihm daher, der Dame rec viel Schönes über ihre Liebenswürdigkeit z ſagen, da ſie nicht ohne Eitelkeit ſey, und dies seh gern zu hören ſcheine. Dann ſollte er überhaup möglichſt zärtlich ſchreiben. Er ſollte ihr zu beden ken geben, daß es doch wenigſtens in den Auge der Welt eine verfängliche Lage bleibe, wenn ein junge Wittwe mit einem unverheiratheten Mann reiſe, und daß es in jedem Betracht angemeſſene ſey, wenn wir, durch ein engeres Band fürs ganz Leben mit einander verbunden, uns auf den We begäben. Er ſollte ihr die Verſicherung geben, daſ ich nicht auf äußerliche Vortheile ſehe, ſondern nu auf ein ſchönes, inniges Verhältniß, desgleichen, daſ ich für körperliche Unvollkommenheiten (ſie ſollte näm lich, wie ich merken ließ, etwas gebrechlich ſeyn) kein Auge habe, ſondern mich blos an Vorzüge der

Geiſtes und Herzens halte. Er ſollte ſagen, daß ich ſie freilich am liebſten im Triumph nach meinem theuren Vaterlande, der Schweiz, führen möchte, wenn ſie aber von ihrer Vaterſtadt Venedig nicht laſſen wolle, auch dort an ihrer Seite höchſt glücklich ſeyn werde. Er ſollte bedauern, daß ich ihre lieben Kinder, nicht als Stiefkinder zu behandeln, ſondern ſie, wie meine rechten Kinder zu lieben, mir zur Pflicht machen werde. Vor Allem aber ſollte er ſie bitten, ſich nicht an mein weißes Haar und an mein reiferes Alter zu ſtoßen, ſondern überzeugt zu ſeyn, daß in meiner Bruſt noch ein ſehr warmes Herz ſchlage; auch ſolle ſie nicht vergeſſen in Anſchlag zu bringen, daß ich ihrem ſeligen Manne, wenn auch an Jugendfriſche, doch gewiß nicht an Tugenden und reiferer Erfahrung nachſtehe, und daß mancher Temperamentsfehler, über den ſie ſich bei Jenem zu beklagen gehabt, bei mir gewiß nicht zu fürchten ſey u. ſ. w. u. ſ. w.

Dies Alles, und vielleicht noch manches Andere, was mir entfallen iſt, ſchwatzte ich, mit wenigen Pauſen, aufs Bunteſte durcheinandergeworfen, und bald dies, bald jenes mit wenig veränderten Worten wiederholend, ganz in der Art und Weiſe, wie es die alte Frau in Venedig zu machen ſchien, auf meinen Geheimſchreiber los, um zu ſehen, wie

er ſich aus dieſem Gallimathias herausfinden, und was er für ein Monſtrum von Liebesbrief daraus machen werde.

Aber er ſchrieb und ſchrieb, raſch und faſt ohne inne zu halten, ohne mir eine Einwendung zu machen, oder mich noch einmal um etwas zu befragen, nur dann und wann mit dem Kopfe nickend, um anzudeuten, daß er mich wohl verſtehe, in ſehr kurzer Zeit ungefähr drittehalb gute Quartſeiten voll. Die Schriftzüge waren leicht und ſehr angenehm fürs Auge. Eine Zeile ſah aus, wie die andere, und nirgends war etwas ausgeſtrichen, übergeſchrieben, oder auch nur ein Buchſtabe corrigirt.

Sobald er fertig war, erbot er ſich, mir Franzöſiſch vorzuleſen, was er Italieniſch geſchrieben hatte. Er that dies faſt ohne Anſtoß; und als ich zu Hauſe das Geſchriebene ſelbſt las, überzeugte ich mich, daß ſeine Ueberſetzung aus dem Stegreif, freilich nicht wörtlich, doch den Sinn überall richtig wiedergebend, geweſen war.

Was den Inhalt und die Einkleidung des Briefs betraf, ſo war er freilich in manchem Betracht ein anderer, als ich ihn nach meinen, abſichtlich barok geſtellten Angaben erwartet hatte, aber um ſo mehr mußte ich die Gewandtheit, ja ich möchte ſagen: Feinheit, mit welcher der Schreiber die Aufgabe gelöſt

hatte, anerkennen. Es war die Verwandlung eines Patois in eine geregelte Schriftſprache. Es war gleichſam ein Portrait, in welchem die Karrikatur-Züge des Originals durch Verflachung zwar veredelt, aber doch noch treu genug dargeſtellt waren, um es ein ſehr ähnliches nennen zu müſſen. Die ſchmeichelhafte Einleitung hielt ſich mehr an eine herkömmliche Phraſeologie, doch die übrigen, ſpecielleren Sätze deuteten ſehr gut an, was ich angegeben hatte, umgingen indeſſen Alles ſehr geſchickt, was anſtößig hätte erſcheinen können. Ueberall gab es ſich kund, daß der Schreiber daran gewöhnt war, verworrene Angaben und ungehörige Aeußerungen mitgetheilt zu erhalten, und Ordnung in ein abenteuerliches Chaos zu bringen. — So unzählige Briefe ich auch in meinem Leben geſchrieben, und ſo manches Buch Papier ich auch, bald ernſten, bald ſcherzhaften Inhalts, mit leichter Feder voll geſchrieben habe: ſo muß ich doch eingeſtehen, daß ich, unter ſolchem fortwährenden Geſchwätz, einen ſolchen Brief ſo ſchnell und ohne Veränderung oder Zuſetzung eines Wortes, ſchwerlich würde ſchreiben können. — Der Mann verſtand ſich auf ſein Geſchäft. Ich zweifle, daß es mit allen ſeinen Kollegen ſo der Fall iſt. Der von mir in Venedig beobachtete wenigſtens ſah gar nicht ſo aus.

Die zwei Carlin (zwiſchen 5 und 6 gute Groſchen), die ich verſuchsweiſe meinem geſcheuten Neapolitaner gab, nahm er mit ſo zufriednem Danke hin, daß ich nicht nöthig hatte, etwas zuzulegen. Beim Abſchiede wünſchte er mir einen guten Erfolg, worauf ich ihm erwiederte, daß es, wenn ſein Brief mein Glück bewerkſtellige, auch ſein Schade nicht ſeyn ſolle, was er mit Vergnügen zu hören ſchien.

So trennten wir uns: ich über den Spas erfreut, den ich mir gemacht — er über das ſchnell verdiente Geld erfreut, und wahrſcheinlich über den alten Thoren im Herzen lachend, den er zu einer jungen, reichen und ſchönen Frau verhelfen ſollte. —

Nun wollte der Zufall, daß ich an einem der nächſtfolgenden Tage, als ich eben einen Brief auf die Poſt getragen hatte, einen Freund nebſt Frau und Kind, die eben eine Spazierfahrt gemacht hatten, im offenen Wagen erblickte. Nach kurzem Geſpräch ſtieg der Mann aus, um noch ein kleines Geſchäft abzumachen, und foderte mich auf, ſeine Stelle einzunehmen, und ſeine Frau nach Hauſe zu begleiten. Ich that es. Nach wenigen Minuten fuhren wir in geringer Entfernung vor meinem Geheim-Secretair vorbei. Er war unbeſchäftigt. Ich mochte ihn nicht grüßen; aber unſere Blicke begegneten ſich, und er erkannte mich, trotz meiner andern Kleidung.

Auch er grüßte mich nicht; allein ſein höchſt ausdrucksvolles, ſchalkhaftes Mienenſpiel ſprach es auf das Verſtändlichſte aus, daß er die hübſche Frau an meiner Seite für meine Braut, und das Kind auf ihrem Schooße für eins meiner künftigen Stiefkinder — den Antrag ſeines, zur glücklichen Stunde fabricirten Briefes alſo für angenommen hielt.

Er wird mich nun wohl für einen Undankbaren halten, denn ich vermied es ſeitdem, wieder von ihm erkannt zu werden. — Er ſcheint dafür die vergeltende Nemeſis zur Rache gegen mich beſchworen zu haben, denn einem Strafakt von ihr muß ich es faſt zuſchreiben, daß ich jenen Brief, den ich monatlang unter meinen Reiſe-Papieren ſorgfältig aufbewahrte, nun, alles Suchens ungeachtet, nicht finden, und als ein intereſſantes italieniſches Dokument meiner Erzählung alſo auch nicht beifügen kann. — Ein Verluſt, der mir unerſetzlich iſt.

# XXXVIII.

Zur wohlgemeinten Warnung für künftige Reisende, und um überhaupt nichts zu verschweigen, was mir in Italien Unangenehmes begegnet ist, will ich noch zweier böser Vorfälle hier erwähnen. — Am 30sten Mai wurde der Namenstag des Königs von Neapel schon um 3 Uhr Morgens mit einer Menge von Kanonenschüssen aus den Kastells begrüßt, deren Echo's zehnfach von den nahen und fernen Felsen und Bergen zurück tönten. So noch mehrmals im Laufe des Tages; auch am Mittag von den englischen Kriegsschiffen auf der Rhede, die mit bunten Guirlanden von Flaggen aufs Reichste geschmückt waren. — Wir hatten durch unsern Wirth, für doppelten Preis, wie es bei solchen Gelegenheiten herzugehen pflegt, zwei Sperrsitz-Billets zum Theater S. Carlo erhalten, um die sogenannte große, nur bei besondern, festlichen Gelegenheiten stattfindende Erleuchtung dieses größten Theaters in Europa zu sehn. Wir hatten ausdrücklich Billets zu zwei neben einander befindlichen Sperrsitzen bestellt, und so auch eins mit Nummer 4, und eins mit Nummer 5, auf der siebzehnten Reihe (fila 17) erhalten. Auf jedem der beiden, auf sehr dünnem Papier schlecht gedruckten, kleinen Billets waren an

zwei Stellen die Nummern der Reihe und der Plätze mit Dinte eingeſchrieben, ſo daß man, wenn die Billets, von oben nach unten, etwa in der Mitte, durchgeriſſen wurden, auf jedem Stück noch die Nummer der Reihe und die Nummer des Sitzes hatte. — Der Inſtruction unſers Lohnbedienten gemäß, der uns bis zum Eingange begleitet hatte, reichte ich, vor der Eingangsthür zum Parket, dem Manne, der mir die Billets abfoderte, beide hin. Er nahm ſie, riß ſie beide mitten durch, und gab mir von jedem die vordere Hälfte zurück. Die hintere Hälfte von beiden behielt er. — Sobald wir in den Parket-Raum eingetreten waren, nahm mir einer der, hiezu angeſtellten Theaterdiener die beiden halben Billets ab, ſagte, daß wir ihm folgen ſollten, und ging dann vor uns hin, die Billetſtücken in ſeinen Händen behaltend, und ſie hiebei durch die Brille beſehend. Er führte uns nach der ſiebzehnten Reihe, wies meiner Reiſegefährtin den Sitz Nummer 3, und mir Nummer 4 an, gab mir dann, indem er ſich entfernte, zwei Billetsſtücken in meine Hand zurück, und ich ſteckte ſie beide in eine meiner Weſtentaſchen, ohne ſie dieſen Abend noch einmal genau anzuſehn.

Das weite, hohe, ſchön decorirte Haus, mit ſechs Logenreihen übereinander, auf das Glänzendſte

erleuchtet durch ungefähr 730 hohe, auf Armleuchtern an den Säulen zwiſchen den Logen aufgeſteckte Wachslichter, und einen ſehr großen Kronleuchter mit einer Menge von Lampen, und die Hoflogen noch beſonders von Wachslichtern erhellt, gewährten einen prachtvollen Anblick. Mitten im erfreulichen Anſchaun dieſer Herrlichkeit wurde ich aber, etwa nach einer Viertelſtunde, auf einmal durch einen zweiten, wohlbeleibten Theaterdiener geſtört, welcher ſich unſrer Sitzreihe näherte, und mir zurief, daß ich meinen Platz verlaſſen, und ihm folgen möchte, um mir einen andern von ihm anweiſen zu laſſen. Auf meine verwunderte Frage, wie er zu dieſer Zumuthung komme, antwortete er mir, meine Nachbarin könne ſitzen bleiben, ich aber ſey auf einem unrechten Platze, und er wolle mich nach dem mir zukommenden Steh-Platz führen. Und hiebei zeigte er nach einer ſehr entfernten Seite des Parterre's hin. Natürlich proteſtirte ich auf's Beſtimmteſte hiegegen, berief mich darauf, daß dieſer Platz nicht allein theuer bezahlt, (die Stehplätze haben weit niedrigere Preiſe) ſondern mir auch, gegen Vorzeigung meines halben Billets, von dem andern Theaterdiener ausdrücklich angewieſen ſey. Ich blieb alſo ſitzen, und ſchlug, im Gefühl meines guten Rechts, die wiederholten Stürme des dicken Theaterdieners und dann

auch eines Polizei-Offiziants mit unerſchütterlicher Feſtigkeit ab. — Die Details zu erzählen, würde hier zu weitläuftig ſeyn. Ich füge alſo nur noch hinzu, daß, nach Beendigung der vieraktigen Oper Alfonso d'Aragona, der Sturm von einem Offizianten der Polizei erneuert, und als ich abermals nicht weichen wollte, ich von demſelben am Arm und Rock gepackt wurde, um gewaltſam hinweggeriſſen zu werden. Zum Glück ſtand ein anderer, wahrſcheinlich etwas höherer, Offiziant neben Jenem. Dieſem rief ich zu, daß ich an ihn, wegen ſolcher Mißhandlung appellire, und daß ich mich unter dem Schutze des preußiſchen Geſandten befinde, dem ich morgen Alles mittheilen werde. Dies hatte die augenblickliche Wirkung, das der Offiziant, an welchen ich dieſe Worte richtete, meinen Feind, der mich ſchon von meinem Sitz gezogen hatte, zurück ſchob, und mir in einem anſtändigen, ruhigen Tone ſagte: Ritornate! (Kehren Sie zurück!) worauf ich dann unangefochten, aber freilich nicht ohne große innere Aufregung, mich wieder niederſetzte, und das mit einer von mir noch nirgends geſehenen Pracht ausgeſtattete Ballet „Fauſt" (dem das Götheſche Gedicht zum Grunde gelegt war) im vielartigſten Wechſel von Theaterpomp aller Art aufführen ſah.

Ich hatte am andern Tage ſowohl ſchriftliche, als mündliche Verhandlungen über die erlittene Mißhandlung mit dem k. preußiſchen Geſandten, Herrn von Küſter, der meine Beſchwerde auf eine Weiſe, die ich dankbar zu rühmen habe, aufnahm. Die Sache hatte indeſſen auf einmal eine andere Geſtalt gewonnen, als ich meine Billets zu mir ſtecken wollte, um ſie Herrn von Küſter zu zeigen, und ich nun zu meiner größten Ueberraſchung entdeckte, daß mein Billet wirklich nicht auf die ſiebzehnte Reihe von Plätzen lautete, ſondern auf die vierte, mit dem beigeſchriebenen Worte: Paglia (Stroh). Die Bedeutung dieſes Wortes auf dieſer Stelle wußte mir weder Hr. von Küſter, noch Der und Jener, den ich darum befragte, zu ſagen Es deutete aber wahrſcheinlich einen Stehplatz an — der vielleicht mit einer Strohdecke belegt war — und wenigſtens war Das gewiß, daß ich nach dieſem Billet nicht berechtigt geweſen war, in der ſiebzehnten Reihe zu ſitzen. Ich war alſo gröblich betrogen worden — nicht aber gleich von unſerm Wirth durch ein unrechtes Billet, ſondern im Theater durch einen der dortigen Offizianten, der mir ſtatt des richtigen halben Billets ein anderes in die Hand geſchoben hatte, um das meinige noch zu hohem Preiſe an einen

Andern wieder zu verkaufen. — Aus Allem ergab ſich, daß die Sache ſehr weitläuftig geworden, und doch nicht ins Klare zu bringen geweſen ſeyn würde. Ich that alſo von ſelbſt auf eine weitere Unterſuchung Verzicht, beſonders da dieſe mir vielerlei Weitläuftigkeiten gemacht haben würde, und wir zum folgenden Tage ſchon die Vorbereitungen zu einem herrlichen Ausfluge nach Pompeji und Päſtum gemacht hatten, wo ich die ganze Unannehmlichkeit auch ſehr bald verſchmerzte. —

Gewonnen hatte ich durch eine mündliche Verhandlung mit Herrn von Küſter, daß ich bei ihm eine Art von modern-klaſſiſchem Boden kennen lernte, indem er bei meinem nachherigen Abſchiedsbeſuche mich neben ſeinem Sprechzimmer auf einen ſehr geräumigen, reich mit blühenden Gewächſen beſetzten und mit einer großen ausgeſpannten Leinwand überſchirmten Balkon führte, von dem man über eine nicht unbedeutende Maſſe vorliegender Häuſer hinweg, eine überraſchende Ausſicht nach dem Poſilipp und einem Stück des Golfes hatte. Als ich meine Freude hierüber äußerte, ſagte mir Hr. v. Küſter, daß hier vor Zeiten der Ritter Hamilton gewohnt habe, deſſen ſchöne (ſpäter von Lord Nelſon ſehr ausgezeichnete) Gemahlin ſich in den achtziger Jahren durch ihre mimiſchen Darſtellungen mit Hülfe

materiſcher Drappirungen allgemein berühmt machte, gewohnt habe, und daß dies die ſchöne Ausſicht ſey, welche ſchon Göthe in ſeiner Reiſebeſchreibung geprieſen habe. Das Haus iſt jetzt, wenn ich nicht irre, das Eigenthum der Preußiſchen Geſandſchaft, heißt die capella vecchia, und liegt auf dem Largo S. Catharina.

Käme ich jemals wieder nach Neapel und ich wollte das Theater S. Carlo beſuchen: ſo würde ich mein Billet genau ſtudiren, beim Hinreichen deſſelben an die Theaterdiener, Jedem laut die Nummern von Reihe und von Sitzplatz nennen, Jedem ſcharf auf die Fingern ſehn, und ſobald es mir wieder eingehändigt wäre, genau unterſuchen, ob ich auch ehrlich mein halbes Billet zurück erhalten habe, um, wenn dies nicht der Fall wäre, den Betrug auf der Stelle rügen zu können. Dieſe Vorſicht will ich hiemit Jedem, der jenes Theater, beſonders bei einer feſtlichen Gelegenheit, beſucht, wo es manchmal an Billets fehlt, hiemit wohlmeinend, zur Vermeidung einer ähnlichen böſen Erfahrung, angerathen haben. —

Läſe aber Hr. Nicolai meinen obigen Bericht, und er wollte mir triumphirend zurufen, daß ich nun ſelbſt einſehen müſſe, was für ſpitzbübiſche Schelmenſtücke die Italiener ſich gegen die

Fremden erlauben: ſo wäre ihm zu erwiedern, daß man, um Aehnliches zu erfahren, nicht nöthig habe, nach Italien zu reiſen. — Als ich im vorigen September einem Freunde aus Halle, der mich mit ſeinem Beſuche erfreute, beim Austauſch von allerlei Reiſeabenteuern, endlich auch jenes neapeliſche Kunſtſtückchen erzählte, ſagte er lachend, daß man dergleichen auch in der guten Stadt Halle erleben könne. Und ſo überbot er mein Geſchichtchen noch, indem er erzählte, daß bei einer Vorſtellung im neuen dortigen Schauſpielhauſe, zu der ſtarker Andrang geweſen wäre, zu mehreren Logen- oder andern beſtimmten Sitzplätzen, zwiefach Billets verkauft worden ſeyen, und daß er ſelbſt und mehrere Perſonen daher, als ſie ſich bei den ihnen zukommenden Plätzen eingefunden, dieſe ſchon von Andern, mit gleichem Recht, beſetzt gefunden, und das Vergnügen gehabt hätten, ohne etwas von dem Schauſpiele geſehen zu haben, wieder mit großem Verdruſſe nach Hauſe gehen zu müſſen. Die darauf erfolgte Beſtrafung der argen Ungehörigkeit konnte die Angeführten für den gehabten Verdruß und für das, was ſie verſäumt hatten, nicht entſchädigen. — Alſo nicht allein von den betrügeriſchen Italienern, ſondern auch von den biedern Söhnen der „holden, mütterlichen Frau, Germania", werden dergleichen

Schelmereien begangen, und noch dazu gegen die lieben Landsleute!

## XXXIX.

Ein anderer, in ſeinen Folgen noch viel unangenehmerer Streich wurde mir in dem letzten Nachtquartiere vor Nizza, zu Mentone, in dem von ſardiniſchem Gebiet umgebenen, ſouverainen Fürſtenthume Monaco, geſpielt.

Sorgfältiger, als Geld, Uhren und alle meine andern Sachen, hatte ich auf der ganzen Reiſe das Portefeuille mit unſern Päſſen aufbewahrt. In den Gaſthöfen verſchloß ich es in Kommode oder Schreibtiſch. Auf der Reiſe hatte es in einer innern Taſche meines Oberrocks, die innen feſt zugeknöpft war, ſeinen Platz. Am 16ten Julius, da es ſehr warm war, hatte ich bei der Abreiſe nach Tiſche meinen Staubmantel blos angezogen, und den Oberrock, in deſſen Taſche die Päſſe befindlich waren, auf den Rückſitz gelegt. In geringer Entfernung vor Mentone ſtand ein kleines Haus am Wege, aus welchem ein Brigadier der dortigen Carabiniers an unſern Wagen trat, und meinen Paß zu ſehen verlangte. Auf freier Landſtraße kam mir das ſonder-

bar vor; allein ich dachte, daß die Einrichtung hier wohl ſo ſeyn müſſe, und übergab alſo ohne Einwendung dem Manne meinen Paß. Als er dieſen angeſehen, reichte ich ihm auch den Paß meiner Reiſegefährtin hin, den er aber nicht zu ſehen verlangte. Hierüber wechſelten wir noch einige ſcherzende Reden, und trennten uns dann mit gegenſeitigen, freundlichen Worten und Grüßen. Hierauf ſteckte ich die Päſſe wieder in ihre Taſche, und knöpfte dieſe auf gewöhnliche Weiſe ſorgfältig zu. Sie waren darin wegen der nöthig gewordenen, angelegten Papierbogen, ſo eng eingeklemmt, daß ſie nicht hätten herausfallen können, wenn die Taſche auch nicht zugeknöpft geweſen wäre, und man den Rock am untern Ende angefaßt, und aufs Stärkſte geſchüttelt hätte. — Vor der Einfahrt in die Stadt, führte der Weg durch eine Pflanzung, von blühenden Oleandern, was einen ſehr angenehmen Eindruck auf uns machte. Wir ahnten noch nicht, was für eine tückiſche Schlange dahinter verborgen lag.

Am Gaſthofe in Mentone angekommen, trug ein Burſche, nebſt andern Sachen, auch meinen, regelrecht zuſammengelegten Oberrock, nach den Zimmern hinauf, wo wir logiren ſollten. Ich aber war noch ein paar Minuten im Wagen mit Zuſammenſuchen anderer Kleinigkeiten, die ich in den

Wagentaſchen aufbewahrt hatte, beſchäftigt. Oben führte mich alsdann die Wirthin erſt in einen größern, gemeinſchaftlichen Durchgangs-Saal, dann durch ein kleines Mittelzimmer in das, wo ich logiren ſollte. Einige Minuten ſpäter, als ich mein Hutfutteral ausgepackt, und nach dem Saal zurückging, um an der Treppe einem der Domeſtiken einen Auftrag zu geben, erblickte ich meinen Oberrock unordentlich, hingeworfen auf einen Stuhl. Ich nahm ihn auf, um ihn in mein Zimmer zu tragen. Sogleich fielen einige andere, kleine Papiere, die mit in der Taſche beim Paß-Portefeuille geweſen waren, auf den Fußboden! Der Knopf der Taſche war geöffnet! Das Portefeuille mit den Päſſen war verſchwunden! Ich war ungleich erſchrockner und beunruhigter, als da mir einmal bei einer Reiſe durch Hannover von einem Taſchendiebe mein Geldbeutel mit meiner ganzen Reiſekaſſe geſtohlen war, denn es leuchtete mir augenblicklich ein, daß das Portefeuille nicht wieder herbei zu ſchaffen ſeyn werde, und daß daraus die größten Unannehmlichkeiten entſpringen würden.

Ich rief nach dem Burſchen. Er war eben zum Hauſe hinaus gegangen. Ich lief auf die Straße, und rief ihn zurück. Er erſchien mir als unſchuldig; doch blieb er mir der Einzige, gegen den ich Verdacht haben konnte, da ich außer der Wir-

thin und ihrer Tochter, Keinen in dem Saale geſehen hatte. Wirth und Wirthin — gewiß ſehr ehrliche Leute — behaupteten, daß ich die Päſſe unterwegs verloren haben müſſe. — Ein junger Mann, anſtändig ausſehend, in einem ſchwarzen Frack, der auf der Straße mit einem Geiſtlichen ſprach, nahm Theil an der Verhandlung. Ich erzählte, daß ich noch kurz vor der Stadt dem Brigadier meinen Paß gezeigt, und ihn dann wieder ſorgfältigſt verwahrt hätte. Nach mancherlei Hin- und Herſprechen ſuchte der junge Mann mich dadurch zu beruhigen, daß der Militair-Gouverneur mir wohl werde eine Art von Interimspaß ausſtellen bis zum nächſten preußiſchen Conſul. Dazwiſchen rief mich die Wirthin ins Haus, und ſuchte mich dadurch zu beruhigen, daß ſie ſagte, es ſey ſchon ein öffentlicher Ausruf beſtellt, mit dem Verſprechen einer guten Belohnung für den Finder und Ueberbringer der Päſſe. Ich erwiederte, daß dies zu gar nichts führen könne, weil Der, in deſſen Händen ſie ſich befänden, ſich wohl hüten werde, damit hervorzutreten, weil er dann eingeſtehen müſſe, das Porteſeuille hier aus der Taſche meines Oberrocks geſtohlen zu haben. Hierüber gerieth nun der Wirth in Feuer und Flammen, indem er den Schimpf nicht auf ſeinem Hauſe und den Seinigen wollte haften laſſen,

daß ſolch ein Gaunerſtreich verübt werden ſey. Kurz, eine lebhafte Scene jagte die andre.

Als ich hierauf wieder auf die Straße trat, ſagte der Herr im ſchwarzen Frack, daß der Gouverneur, den er ſehr gut kenne, von einem Spaziergange zurückkehrend, ſo eben hier vorüber gegangen ſey, daß er ihm meine Geſchichte mitgetheilt, und dieſer ſich ſehr geneigt erklärt habe, mir zu helfen, wenn der Brigadier der Carabiniers wirklich bezeugen könne, bei meiner Ankunft meinen Paß geſehen und in Ordnung gefunden zu haben. Aufs Dankbarſte ergriff ich die Hand des jungen Mannes, und ſagte ihm in den wärmſten Ausdrücken, wozu mein Gefühl mich trieb, was er indeſſen, ohne Erwiederung, ziemlich kalt aufzunehmen ſchien.

Während deſſen war es faſt dunkel geworden. Ich ließ ſchnell ein Cabriolet anſpannen, und er fuhr mit mir zu dem Wachpoſten des Brigadiers hinaus. Unterwegs ſprach er von einer großen Reiſe, die er mit einem Engländer gemacht; er trug mir an, ihn morgen mit nach Nizza zu nehmen, wo ſich ſeine Frau, ihrer geſchwächten Geſundheit wegen, befände, und er erbot ſich, mit mir in Nizza zu dem Preußiſchen Conſul zu gehen, um meine Sache zu unterſtützen. — So geneigt ich war, mich ihm gefällig zu bezeigen: ſo mißfiel mir doch die etwas unfeine, zu-

dringliche Manier, mit der er mir jenen Antrag machte. — Meine nächste Freude war, daß der Brigadier mich nicht allein, unter sehr freundlichen Versicherungen, wieder erkannte, sondern auch auf das Dienstfertigste bereit war, mich zu dem Gouverneur zu begleiten, um mir das Nöthige zu bezeugen. — Hätte ich mich, eine Stunde früher, hoffährig, widerspenstig und beleidigend gegen ihn benommen, wie es Hr. Nicolai höchst wahrscheinlich, bei einer Abforderung des Passes auf freier Landstraße gethan haben würde: wie hätte der Brigadier sich jetzt, durch ein verweigertes, zum folgenden Tage verschobenes oder zweideutig gestelltes Zeugniß, an mir rächen und mich aufs Bitterste strafen können! Jetzt hatte ich dagegen den schlagendsten Beweis, daß ein freundliches, den bestehenden Gesetzen angemessenes Benehmen auch auf Reisen die besten Zinsen trägt.

Wir fuhren nach der Wohnung des Gouverneurs. Dort angemeldet, wurde ich allein in das Familienzimmer eingeführt. Ich fand an dem Gouverneur einen Mann, dessen wohlwollendes Benehmen mich sehr bald mit Zutrauen erfüllte. Nachdem ich ihm alles Nöthige mitgetheilt, und seine Hülfe zur ungestörten Fortsetzung unsrer Reise dringend bittend in Anspruch genommen hatte, führte er mich in sein Geschäftszimmer und ließ den Bri-

gadier, begleitet von meinem Attaché im ſchwarzen Frack, hinzurufen. Nachdem er nun auch die Ausſage des Brigadiers vernommen, ſtellte er, auf den Grund derſelben, das Zeugniß aus, daß ich mit einem Miniſterial-Paß aus Berlin, den ich verloren, gereiſt ſey, mit dem Zuſatz, daß ich in Nizza einen neuen Paß zur Fortſetzung meiner Reiſe erhalten möge. Er nannte ſich darin Chevalier de Villarlet (?), Obriſt der Carabiniers und General-Gouverneur des Fürſtenthums Monaco. — Nicht dankbar genug kann ich es anerkennen, daß dieſer Ehrenmann ſich nicht nur überhaupt meiner Sache ſo menſchenfreundlich annahm, ſondern daß er auch noch in ſpäter Abendſtunde die Sache auf der Stelle abmachte, ſo daß wir am andern Morgen unaufgehalten den Weg nach Nizza antreten konnten. — H. Nicolai, der ſo bitter und mißtrauiſch über den ſardiniſchen Gouverneur von Sarzana berichtet, den er einen „rachſüchtigen Italiener" nennt, indem er ihm Schuld giebt, es ihn und ſeine Reiſegefährten entgelten zu laſſen, daß er vor 20 Jahren als Kriegsgefangner in Bunzlau gelebt habe, wird wenigſtens ſehen, daß es auf ſardiniſchem Boden auch ſehr gefällige Gouverneure geben kann.

Von dem Brigadier habe ich noch zu rühmen, daß er es ſtandhaft ablehnte, ſich in dem Cabriolet

zurückfahren zu laſſen, und daß er das Geldgeſchenk, das ich ihm in höflichſter Form anbot, aufs Entſchiedenſte zurückwies. — Mein Attaché im ſchwarzen Frack wollte mir aber immer weniger gefallen, wenigſtens mochte ich keine Verpflichtung mehr gegen ihn haben, und ich ſagte ihm daher, als wir uns an der Thüre des Gaſthofes trennten, daß ich meine Angelegenheit in Nizza nun ſchon ſelbſt betreiben, und ihn nicht weiter damit beſchweren werde. Er blieb indeſſen dabei, daß er ſeine Frau in Nizza ſehen möchte.

Am andern Morgen ſtand er ſchon am Wagen, als wir einſteigen wollten. Ihm auf dem Rückſitz einen Platz anzuweiſen, war unmöglich. Unbekümmert hierüber, ſetzte er ſich auf den Bock; und als wir in Nizza angekommen waren, ließ er den Vetturino ein paar Augenblicke die Pferde anhalten, ſtieg mit flinken Füßen ab, und nach flüchtigem Abſchied wandte er ſich, mit einem Bündelchen unter dem Arme, nach einer Seitengaſſe; und zwar Alles in einer Art und Weiſe, als ob es ihm nichts Ungewohntes ſey, auf einem Kutſchbock zu reiſen, und ſich mit einem leichten Bündelchen durch die Welt zu ſchlagen. Wir ſahen ihn ſeitdem nicht wieder. —

Ganze Bogen würde ich vollſchreiben müſſen, wenn ich mit allen Einzelnheiten erzählen wollte,

wie viele mündliche und ſchriftliche Verhandlungen ich abzumachen hatte, wie ich, vorzüglich in Nizza und Marſeille, wiederholt von Einem zum Andern gewieſen wurde, um mir die nöthigen Interime-Päſſe zu verſchaffen, bis ich endlich in dem preuſſiſchen Geſandſchafts-Hôtel zu Paris wieder einen regelrechten Paß erhielt, welcher der langen, vielfältigen Noth dann ein Ende machte. Und bei allen den unzähligen Verhandlungen hatte ich eigentlich gar nicht Urſach, mich über Böswilligkeit oder gar Chikanen der Behörden zu beklagen, denn eigentlich hätte ich, nach geſetzlicher Vorſchrift, müſſen ganz im Weiterreiſen gehemmt werden, bis ich nach Berlin geſchrieben, und mir von dort einen neuen Paß verſchaffe hätte. Kein preußiſcher Konſul war eigentlich befugt, mir unter dieſen Umſtänden einen auszuſtellen. Der zu Nizza ſchob es daher auch nach wiederholten Debatten, unter dem Vorwande von Kränklichkeit, dem dortigen Sardiniſchen General-Gouverneur zu. Im preußiſchen Geſandſchafts-Hôtel zu Paris ſagte man mir daher auch, daß ich ſchwerlich meine böſe Sache ſo glücklich durchgefochten haben würde, wenn mein höheres Alter mich nicht als unverdächtig hätte erſcheinen laſſen.

So machte ein Diebſtahl, der dem Diebe nicht den geringſten Nutzen brachte, mir eine, wochenlang

dauernde, abſcheuliche Noth! — Und wer war dieſer Dieb? — Nach ſpäterer, ruhiger Ueberblickung aller Umſtände, ergab ſich unwiderſprechlich, daß es der junge Mann im ſchwarzen Frack geweſen war. Erſt ſpäter kam ich durch meine Reiſegefährtin dahinter, daß er mit uns zu Mentone im nämlichen Gaſthof logirt hatte. Erſt wollte ich hieran nicht glauben, bis es mir endlich, wie Schuppen, von den Augen fiel, indem ich mich dunkel erinnerte, kurz vorher, ehe ich die Beraubung entdeckte, auf einen Augenblick die Rückenfigur eines jungen Mannes in ſchwarzem Frack geſehen zu haben, der aus dem kleinen Mittelzimmer neben dem meinigen, eine Flöte von einem Tiſche nahm, und damit gleich in der gegenüberliegenden Thür verſchwand. — Dieſe augenblickliche Erſcheinung war durch die darauf folgende heftige Beunruhigung aus meiner Seele ganz verſchwunden geweſen. Jetzt ſtand ſie wieder deutlich in meiner Erinnerung da; und eine Menge kleiner Umſtände machte es nur zu gewiß, daß dieſer Schwarzrock der Dieb geweſen war. Vermuthlich war er im Stehlen längſt gut geübt. Mein Oberrock im Durchgangeſaal mochte ſeinen Diebeſinn gereizt haben. Das dicke Portefeuille mit den Päſſen, ehe er es unterſuchen konnte, hielt er wahrſcheinlich für einen Schatz voll öſterreichiſchen Papiergeldes.

Als er dieſen Irrthum eingeſehn, war es zu ſpät, das Portefeuille wieder an die alte Stelle zu legen, und er ſpielte nun blos noch die Rolle eines Gefälligen, um jedem Verdachte vorzubauen. Einer Art von Gutmüthigkeit könnte es gleichen, daß er die Verhandlung mit dem Gouverneur einleitete; aber auch dieſe war wohl berechnet, um unſchuldig zu erſcheinen, und er baute darauf obenein den Plan, von uns frei mit nach Nizza genommen zu werden. Wahrſcheinlich war er ein Menſch, der ziemlich in der Luft ſchwebte, vielleicht ein Muſikant, ein Lohnſchreiber, oder auch nur ein Lohnbedienter, der ein paar Sprachen verſtand, und mit reichen Leuten Reiſen gemacht hatte. — Sein Vergehen, daß er den Gouverneur gut kenne, ließ ſich in eine lächerliche Prahlerei auf, denn der Gouverneur, der mich, ſowohl in ſeinem Familien-, als auch in ſeinem Geſchäfts-Zimmer, ſehr höflich zum Sitzen an ſeiner Seite nöthigte, ließ ihn, wie einen Untergebenen, neben dem Brigadier ſtehen, und nahm überhaupt keine Notiz von ihm. — Möge jeden ehrlichen Reiſenden ſein gutes Geſchick vor einem Zuſammentreffen mit dieſem oder einem ähnlichen Buben bewahren! Es thut mir leid, ſein vollſtändiges Signalement hier nicht mittheilen zu können.

Wenn aber Hr. Nicolai dies lesen, und davon triumphirend Gelegenheit nehmen sollte, auf die Spitzbübereien der Italiener zu schelten: so kann und darf ich ihm diesen Spas durchaus nicht ohne Störung hingehen lassen, denn — der Spitzbube war kein Italiener, sondern ein Franzose — Namens Sert, wenn ich anders recht verstanden und richtig in meinem Tagebuche notirt habe. — Die französische Gewandtheit in seinem Benehmen täuschte mich auch anfangs auf eine Weise, daß ich ihn ein paar Nummern zu hoch in seinen Verhältnissen taxirte. Ein Irrthum, zu dem man bei einem leidlich gekleideten Franzosen leicht verführt werden kann.

## XL.

Ueberstandene Unannehmlichkeiten verschmerzt man in der Regel mehr oder weniger schnell, ja man schaut endlich oft lachend nach ihnen zurück. Ungleich nachhaltiger kann dagegen der Verdruß über einen verkümmerten oder ganz entrückten Genuß seyn, auf den man sich schon lebhaft gefreut hatte. —

So sehe ich nach dem spitzbübischen Betrüger im Theater S. Carlo, und nach dem Diebe unsrer Pässe zu Mentone schon lange sehr ruhig zurück; dagegen seufze ich noch heute über einen Wetter-Propheten in Neapel, so freundlich gesinnt er sich mir auch immer erwies, und so gut er es auch mit seiner Wetter-Prophezeihung gemeint hatte.

Wir traten am 1sten Junius einen Ausflug nach der südöstlichen Seite des Golfs von Neapel an. In den Orten, welche den Fuß des Vesuvs umziehn, fast überall die Spuren älterer und neuerer Lava-Lagen und Verwüstungen! Es ist eine der ernsthaftesten Wallfahrten, die man machen kann! Gegen Mittag trafen wir bei den Trauerweiden ein, welche, von Neapel her, den Eingang in die aufgedeckten Trümmern von Pompeji bezeichnen. Auf dem Wege dorthin, und dann wieder am Ausgange, die Elite der Bettler und Krüppel aus der Umgegend! Doch eine ungleich widrigere Zugabe, als diese, war mir in Pompeji selbst ein Rudel junger Engländer, die sich mit Sommerkleidern im neuesten Geschmack, mit neuen Strohhüten, und großen Wanderstöcken zu recht eleganten Touristen gestempelt hatten, und nun schäkernd, sich einander neckend und stoßend, die Straßen der unglücklichen Stadt durchrannten und stolperten, wie junge Studenten

ein nachbarliches Dorf ihrer Univerſitäts-Stadt. Sie ſchienen nicht zu wiſſen, oder beachteten wenigſtens in gefühlloſem Leichtſinn nicht, wo ſie ſich eben befanden! Sie waren von der bekannten Sorte, welcher wenig daran liegt, auf ihren koſtſpieligen Irrfahrten zu Waſſer und zu Lande das Beachtenswerthe mit leiblichem und geiſtigem Auge aufzufaſſen, ſondern die blos wollen ſagen können, daß auch ſie da und dort geweſen, ſo gut als Andere ihres Gelichters. Kurz, ſie ſchienen gar nicht zu wiſſen, auf welcher Trauerſtätte ſie ſich eben befanden; oder auch — ſie freuten ſich ihrer Klugheit, ſich nicht vor etwa achtzehn hundert Jahren hier angeſiedelt zu haben.

Pompeji iſt ſo vielfach beſchrieben worden, daß man fürs Erſte wohl aufhören kann, es zu thun. Im Allgemeinen will ich nur ſagen, daß es, ſo weit man es bis jetzt kennt, freilich, mit wenigen Ausnahmen, den Charakter kleinlicher, bunter und zierlicher Anlagen und Ausſchmückungen gehabt haben mag, daß aber von dem bis jetzt aufgedeckten Fünftheil wohl noch nicht über das Ganze zu urtheilen iſt. Selbſt das Angrenzen deſſen, was man jetzt ſieht, an die Gräber-Straße ſcheint es faſt wahrſcheinlich zu machen, daß hier nicht der anſehnlichere Theil der Stadt lag. Leicht möglich alſo, daß ſich

in den übrigen vier Fünftheilen, bei fortgesetzten Ausgrabungen, auch breitere Straßen und größere Gebäude finden werden. — Doch auch die meisten alten Tempel stehen in Absicht ihrer Größe weit hinter den großen christlichen Kirchen zurück. Napoleons Triumphbogen zu Mailand übertrifft an Größe und reicher Ausstattung die alten römischen. Das Großartigste unter den Bauwerken aus alter Zeit sind die Aquädukte, das Pantheon, die stolzen Triumph-Säulen, die Amphitheater, und die alten Kaiser-Paläste mit ihren weiten und hohen, gewölbten Räumen, deren Bestimmungen mir zum Theil ganz räthselhaft erschienen sind.

Wenn man die engen Straßen und die kleinen Häuser von Pompeji ein Stück hinter sich hat: so wird man überrascht durch die Großartigkeit seines Amphitheaters. Leider ist es von außen noch nicht von dem Aschenberge, der es umhüllt, befreit. Man steigt an diesem hinauf bis zu dem Rande der oberen Sitz-Reihen, und übersieht von da nur den großen, aufgedeckten, inneren Raum. Darüber hinaus das nachbarliche furchtbare Geschwisterpaar des Vesuvs und des Somma, von dem die schreckliche Zerstörung bereitet wurde! Als wenn es kein fröhliches Leben in seiner Nähe habe dulden wollen, begrub es in plötzlichem Zorne eine ganze, lebensfrohe Bevölke-

rung, und mit ihr auch dies ſtolze Amphitheater, das ihr, trotz der Nähe der feindlich herüber ſchauenden, verderbenſchwangern Nachbarn, ſo oft zu heiterer Zuſammenkunft und Unterhaltung gedient hatte. Doch meine Blicke und meine Aufmerkſamkeit ſollten plötzlich von den ſtarren, großen Maſſen auf kleines animaliſches Leben gerichtet werden.

Seit wir in Rom warme Maitage bekommen hatten, ergötzte ich mich bei jedem Ausfluge ins Freie an den muntern, etwa vier bis fünf Zoll langen, graugrünen Eidechſen, die vor unſerm Wagen quer über unſern Weg flohen, in das Gras der Chauſſee-Gräben und unter das Dickicht wilder Hecken ſchlüpften, oder auch an rauhen Garten-Mauern hinauf liefen. Es ſind unſchädliche, muntre, äußerſt bewegliche Thiere, die Niemand ſcheut, ſelbſt wenn ſie ſich hier und da in Häuſer und Wohnzimmer verirren. Vielfältig ſah ich ſie bei den Moſaikhändlern in Rom, theils flach in Moſaik, theils auch rund in Metall nachgebildet, mitunter von einer kleinen Schlange umwunden. — Jetzt auf einmal, am oberen Rande des Amphitheaters von Pompeji, erblickte ich eine ſolche Gruppe in der Natur! Ein kleiner, von einer Schlange, in maleriſchen Windungen umſchlungener Laokoon, der ſich gar nicht mehr loszuwinden ſuchte, ſondern nur, angſtvoll vor ſich

hinſtarrend, in erſchöpfter Regungsloſigkeit alle Viere — oder, mit Hinzurechnung des langen, ſpitzen Schwanzes, alle Fünfe — von ſich ſtreckte! Ein kläglicher Anblick! — Es giebt wohl keine tückiſchere Art zu morden, als die der Schlange, welche, liſtig lauernd und hinzuſchlüpfend, ihr unglückliches Opfer plötzlich überfällt, es wie mit Liebesarmen umwindet, und in immer engerer Umſtrickung dem Tode weiht, bis ſie es ohne Widerſtand, nicht verſchlingen, ſondern langſam in ſich hinein würgen kann!

Von ſolchem herben Schickſal war die kleine Eidechſe vor meinen Füßen ereilt! Sie ſollte den Lohn empfangen für manches, aus dem Neſte eines kleinen Vogels geraubtes, lüſtern ausgeſogenes Ei, wodurch der Vogel ſeine Strafe für das Verſchlingen von Mücken und Fliegen empfing, die mich vielleicht kürzlich geſtochen hatten. Dieſe Reihenfolge der Kämpfe auf Leben und Tod in der Natur flüchtig überdenkend, war ich nahe daran, auszurufen: „Und der Menſch vergiftet tauſend Fliegen und Mücken, die ihn ſtechen, und ſchießt den Vogel vom Baum, und tödtet mit einem Fußtritt die ſterbende Eidechſe ſammt ihrer mörderiſchen Feindin, der tückiſchen Schlange!“ — Doch ſtatt meinen Fuß zu einem ſolchen mörderiſchen Akt zu erheben, tippte

ich wiederholt mit der Spitze meines Stockes auf dieſe und jene Windung der Schlange. Und ſiehe, einen ſtärkern Feind fürchtend, ließ ſie auf einmal ihre Beute los, und ſchlüpfte zur Seite hinweg. Und die kleine Eidechſe, nach kurzem Beſinnen wieder frei athmend, und ſich gerettet fühlend, eilte in entgegengeſetzter Richtung von dannen. — So hatte ich auf der alten, wüſten Trauer-Stätte, ein junges munteres Leben gerettet; und mit erheitertem Sinn ging ich den alten Aſchenberg wieder nach unſerm Wagen hinab.

---

## XLI.

Es wechſelten auf dieſem ganzen Ausfluge, mehr oder weniger ſchnell, die entſchiedenſten Gegenſätze mit einander ab.

Den Weg nach Salerno verfolgend, als wir die ſtaubige Nachbarſchaft von Pompeji hinter uns hatten, kamen wir wieder in ſchön angebaute Gegenden, endlich zwiſchen Berge, die bald durch maleriſche Formen, bald durch die Spuren des größten wirthſchaftlichen Fleißes unſre Blicke feſſelten. Schroff aufſteigende Felſen, wo ſie eine ſchmahle, mit Erde

bedeckte, grade Fläche boten, um nur ein paar Hände voll Weizen darauf ausstreuen zu können, prangten, bald höher, bald tiefer, im schöngrünen Schmuck kleiner Felder. Von Cava nach Vietri hat man rechts ein Felsthal, mit Papiermühlen-Anlagen neben sich, das immer schöner wird, und zuletzt mit einem Blick aufs Meer überrascht. Dann zieht sich links der Weg zwischen hohen Felsen und dem Meere nach Salerno hinab, wo wir in dem Albergo della Vittoria gute Bewirthung, und eine reizende Wohnung mit der Aussicht über den dortigen Golf fanden. Ich brachte fast den ganzen, herrlichen Abend auf der großen Terrasse zu, auf welche ich gleich aus meinem Zimmer hinaus treten konnte.

Am andern Morgen brachen wir gegen sechs Uhr nach Pästum auf. Recruten exercirten schon im Schweiß ihres Angesichts. Ganz auf neapelsche Weise bewegten im kleineren Volksgewühl die Wasser- und Limonade-Verkäufer sich hin und her. — Das Meer zur Rechten verschwand bald aus unsrer Nähe; aber links hatten wir noch einen Theil des Weges schöne Berge in geringer Entfernung, die zum Theil auf das Sorgfältigste mit Oelbäumen bepflanzt, zum Theil ganz unangebaut, aber doch schön grün waren. Um und neben uns fruchtbare Weizen-Felder und Wein-Gärten. Auf gro-

ßen Flächen, aufs Regelmäßigſte mit türkiſchem Weizen bepflanzt, fünf und zwanzig, auch funfzig Menſchen neben einander die langen, graden Reihen mit der Hacke von jedem Unkraut reinigend. Ein Principe Bianchi ſoll hier der größte Grundbeſitzer ſeyn.

Bei dem Dorfe Battipaglia geht links der Weg nach Kalabrien — der ſchönen terra incognita für die Fremden. — Dieſen liegen laſſend, fuhren wir dann auf ganz ebener Fläche, in meilenlanger, ſchnurgrader Richtung nach Päſtum, deſſen drei große Tempelruinen dann an der rechten Seite des Weges uns raſch den Wagen verlaſſen ließen.

Man iſt hier in einer Ebene, die ſonſt in ſchönſter Herrlichkeit prangte. Ueber die zahlloſen, weit umher zerſtreuten, größeren und kleineren Trümmern von Säulen und Reliefs ſchießen jetzt hohe, grüne Saaten, untermiſcht mit wild wachſenden Roſen empor. („La rosa famosa di Pesto!" ſagte mit emphatiſchem Tone mein Führer, indem er mir ein Exemplar überreichte.) Man ſieht in der Ferne wieder das Meer. Dazu paßt es dann gut, daß der eine der alten Tempel den Namen der Ceres, der andere den Namen des Neptun führt. In dem letzteren, umgeben von den alten, noch feſt ſtehenden Säulen, aßen wir unſer mitgebrachtes Mit-

tagbrodt. Koloſſale Bauſtücken waren unſre Stühle und unſre Tiſche. Der blaue Himmel über uns war unſer Baldachin.

Wie wir geſtern zwiſchen den Zerſtörungen wilder Naturkräfte gewandelt waren, ſo wandelten wir heute zwiſchen den Verwüſtungen roher Barbaren. — Uns verlangte wieder nach heiterern Umgebungen. Wir übernachteten zum zweiten Male in Salerno. Dann, auf dem halben Wege nach Pompeji, bei dem Dorfe Pagani, ſchlugen wir den Weg links ein, welcher zwiſchen geſegneten Feldern und Weinpflanzungen nach Caſtello a mare führt. Hier waren wir am Fuße des ſchönen Gebirgrückens, welcher ſich meilenweit nach der Richtung von Capri hin ins Meer erſtreckt, und auf der einen Seite den Golf von Neapel, auf der andern den Golf von Salerno umgrenzen hilft. — Wir hätten an dieſes Ziel auf einem ungleich intereſſanteren Wege gelangen können, wenn wir von Salerno aus zu Waſſer nach Amalfi, am andern Ufer jenes Gebirgrückens, gegangen, und von da auf Eſeln das ſchöne Mühlenthal hinauf, quer über das Gebirge, und dann nach Caſtello a mare hinab geritten wären; allein wir mußten auf dieſen ſchönern Weg Verzicht thun, weil er beſchwerlicher geweſen wäre, und meine Reiſe-

gefährtin ſich an jenem Tage noch nicht völlig von einer Unpäßlichkeit erholt hatte.

Eine freundliche Wohnung am Meeresufer gewährte uns jetzt zu Caſtello a mare über den ſchönen Golf hinüber den heitern Hinblick nach Neapel, wie wir ihn, umgekehrt, aus unſrer dortigen Wohnung nach dem Gebirgszug, an deſſen Fuße Caſtello a mare, und weiterhin Sorrento liegt, täglich genoſſen.

Am folgenden Tage ließen wir uns, in einer bequemen Barke, die außer dem Steuermann mit ſechs kräftigen Ruderern bemannt war, bei ſehr günſtigem Wetter, nach der Inſel Capri fahren, holten an dem dortigen Landungsplatze Leute mit einem kleinen Fahrzeuge ab, wie es zum Beſuch der blauen Grotte nöthig iſt, und lernten das herrliche Licht- und Farbenſpiel dieſer, in ihrer Art einzigen Grotte kennen. Mit Ausnahme eines nachherigen kurzen Beſuchs der Inſel ſelbſt, während der Erholungszeit unſrer Ruderer, brachten wir — mit autem Mundvorrath verſehen — elf ſchöne Stunden dieſes Tages in unſrer Barke zu, und freuten uns des blauen Meeres in ſeiner ganzen Herrlichkeit. Und während unſers Verweilens bei Capri übernahm eine Schaar von muntern Jungens die Rolle der Tritonen, und umgaukelte unſre Barke mit Schwimm-

künſten und luſtigem Bettelgeſchrei, bis wir ihnen Apfelſinen und andre Belohnungen als Hafenſteuer zum Opfer brachten.

Um auf der Rückkehr Sorrent zu beſuchen, war die Zeit zu kurz. — Uebrigens waren wir ſo ermuthigt und gekräftigt in dieſen Tagen, daß wir am fünften, dem Tage unſrer Heimkehr nach Neapel, uns in Reſina auf Eſel ſetzten, bis zum großen Aſchenkegel des Veſuvs hinauf ritten, dann uns bis an den alten, großen Krater auf Seſſeln tragen ließen, und das ſchwere Werk vollbrachten, geführt und unterſtützt von unſern Begleitern, das große, unebene Schlackenfeld, wo man nicht getragen werden kann, zu durchwandern, um den daraus ſich erhebenden jetzigen Krater, den ſteilen, ſchwarzen und heißen Schornſtein zu erklimmen, und, ſo gut es gehn wollte bei dem aufſteigenden Schwefelqualm, über ſeinen Rand in den ſchwefelgelben, von unten erhellten Schlund hinabzuſchauen. — Eine furchtbare Aufgabe für einen kurzathmigen Siebziger, die er zum zweiten Male ſchwerlich unternehmen möchte, deren Ausführung aber dies eine Mal doch ſo lohnend war, daß er ſie um keinen Preis aus ſeinem Gedächtniß verkaufen würde.

Wir hätten bei dieſer Gelegenheit die Bekanntſchaft eines der berühmteſten Menſchen in der Welt

— des ſogenannten Einſiedlers am Fuße des groſſen Aſchenkegels — machen ſollen; allein darauf thaten wir Verzicht, weil er heute mit Gäſten gar zu ſehr geſegnet war. Er hatte nämlich grade an dieſem Tage — wie es, nach altem Herkommen, alljährlich geſchehen muß — die Geiſtlichen einer Kirche oder geiſtlichen Stiftung, welcher die ſogenannte Einſiedelei eigentlich gehört, feſtlich zu bewirthen. Eine Proceſſion von Reſina herauf hatte am Morgen hierzu die Einleitung gemacht. Eine Art von ländlichem Jahrmarkt war unter den Bäumen auf dem Plateau der Einſiedelei eröffnet. In einer Menge von leichten Buden und aus freier Hand wurden Speiſe und Trank, Heiligenfiguren aus Pfefferkuchen-Maſſe, Roſenkränze, und Spielereien verkauft; am Eingang in die geöffnete Kapelle auch Bilder des h. Januarius. Das gab auf beſchränktem Raume ein Gewirr und Treiben und Geſchrei von Männern, Frauen, Kindern und Eſeln, daß unſre kleine Caravane Noth hatte, ſich zuſammen zu halten, während Einer Wein für uns einkaufte, der freilich nicht von beſonderer Sorte war, aber uns doch eine Stunde ſpäter, nach der großen Strapaze, bei einem Imbiß auf rohen Lavablöcken des alten Kraters ſitzend, ſehr erquickend war.

So hatten wir auch hier wieder zwei grelle Gegenſätze in dem ewig drohenden, furchtbaren Feuerherde, und dem wenig entfernten, muntern Feſt- und Jahrmarkt-Getümmel einer bunten, ſorgloſen, halb frommen, halb luſtigen Bevölkerung. Und kurz darauf wieder beim Hinabreiten nach Reſina den Zauberanblick des Golfs, von welchem vielfacher Kanonendonner zu uns herauf ſchallte, weil der König von Neapel eben die engliſchen Kriegsſchiffe auf der Rhede beſuchte.

## XLII.

Nach einem Ruhetage, an dem wir nun mit verdoppeltem Intereſſe die Alterthümer aus Pompeji in dem Muſeum beſchauten, beſuchten wir, bald fahrend, bald auf Eſeln, bald auf Menſchen reitend, die berühmte Hundsgrotte, Puzzuoli, die Grotte der Sybille, die heißen Felſenbäder bei dem Hauſe des Nero, mehrere intereſſante Tempelruinen, Baja mit ſeinen gewaltigen unterirdiſchen Gewölben, durch deren, von Schlinzpflanzen umwucherte Oeffnungen Sonnenſtrahlen fielen, welche die maleriſchſten Effekte hervorbrachten, bei den ſogenannten elyſäiſchen

Feldern vorbei, denen man ihren alten prächtigen Namen keineswegs anſieht, bis an die äußerſte Spitze des Golfs von Puzzuoli, das Cap Miſene.

Hier ließen wir unſern Wagen nach Neapel zurückfahren, ſetzten uns in eine Barke aus Puzzuoli, fuhren nahe an der Inſel Procida vorbei, deren Kaſtell auf hohen, ſehr zerklüfteten Felſen thront, und ſteuerten dann auf das Kaſtell von Iſchia zu, das auf einem, ſteil aus dem Meere aufſteigenden, hohen Felſen thront, deſſen Fuß durch eine lange Brücke mit der Inſel ſelbſt verbunden iſt. Nicht aber hier, bei dem Städtchen Iſchia, ſtiegen wir ans Land, ſondern weiter weſtlich, um auf dem hoch, am Fuß des Epomeo liegenden, gut eingerichteten Wirthshauſe, la ſentinella, einzukehren. Treffliche Eſel waren uns ſchon, weil man lange unſre Barke hatte nahen ſehen ans Ufer entgegen geſchickt; und in langem Zickzack ritten wir über breite Lavaplatten nach dem gaſtlichen Hauſe hinauf, wo wir ſchöne Zimmer mit den herrlichſten Ausſichten über die Inſel und das Meer, und gute Bewirthung fanden. Es wird mir ſchwer, mich nicht auf nähere Schilderungen einzulaſſen. — Faſt die halbe Nacht ging ich auf flachen Dächern, zu welchen ich aus einem meiner Fenſter gelangen konnte, in hellem Schein des Mondes umher, der über dem

ausgebrannten Krater des Epomeo herauf stieg. Am andern Morgen erhielten wir wieder sehr gute Esel, und machten einen weiten, interessanten Ritt über einen großen Theil der Insel bis nach dem Städtchen Ischia hinunter, wo die Barke unsrer wartete. Auf diesem Spazierritt lagen wieder in öfterem Wechsel die größten Gegensätze um und neben uns: in ausgebrannten Kratern, Spuren alter Lava- und Erdbeben-Verwüstungen, und der üppigsten, südlichen Vegetation. Es war Schade, daß wir uns nicht darauf eingerichtet hatten, länger hier zu verweilen. — Den Rückweg nach Neapel machten wir ganz zu Wasser, und gewannen neue, schöne Ansichten von dem Felsenufer, über welchem der Posilipp sich mit seinen herrlichen Villen hinzieht. —

So hatten wir die entferntesten Ausflüge abgethan, besuchten dann noch Herculanum, Caserta, Camaldoli, und immer wieder aufs Neue das Museum mit seinen vielfachen Kunstschätzen. — Sicilien zu sehen, gaben wir auf, theils weil wir kaum noch Zeit dazu hatten, indem wir mit Ende Junius oder längstens Anfang Julius, Italien im Rücken haben wollten, theils auch, weil meine Reisegefährtin, nicht ohne Grund, die weite Seereise zu fürchten hatte. —

Die Zeit unſrer Rückreiſe nach Rom rückte heran. Mir aber lebte immer ergreifender der Wunſch in der Seele auf, die blaue Grotte von Capri noch einmal zu beſuchen, und das viel geprieſene Sorrent kennen zu lernen.

Unſer Beſuch der blauen Grotte war zu flüchtig geweſen, als daß ich mir dieſen Genuß nicht noch einmal auf längere Zeit hätte verſchaffen mögen. Dazu kam, daß ich nun erſt durch einen Freund in Neapel über die wunderbare Erſcheinung jenes Licht- und Farbenſpiels ins Klare gekommen war, und an Ort und Stelle nun Alles möglichſt prüfen und unterſuchen wollte. Ich entſchloß mich alſo zu noch einem nachträglichen Ausfluge dorthin. Mein Plan war, eines Morgens möglichſt früh in einer Barke nach Capri zu fahren, und wenn ich dann Alles in der Grotte abgethan, auch einen der Höhepunkte der Inſel beſucht hätte, mich nach Sorrent fahren zu laſſen, und dort zu übernachten. So viel als möglich wollte ich mich dort mit den zerklüfteten Felſenufern, und dem lieblichen Orte ſelbſt mit ſeinen vielen Orange-Gärten bekannt machen, und am Abend des zweiten, oder am Morgen des dritten Tages wieder nach Neapel zurückkehren. — Ein Freund erbot ſich, damit ich, als Fremder, von den Barkenführern nicht geprellt würde, ſtatt mei-

ner den Preis zu bedingen, und alle nöthigen Verabredungen zu treffen. Er ſtellte ſich, auf meine ſchriftliche Bitte, auch am Abend vor dem zur Reiſe beſtimmten Tage ein; allein mit bedenklicher Miene zeigte er mir die Wolkenſtreifen, welche zum Theil den Himmel bedeckten, und ſagte mit warnendem Tone, daß er mir durchaus nicht rathen könne, meinen Reiſeplan auszuführen, weil dieſe Art Wolken auf kommenden, ſtarken Wind und unruhiges Meer deuteten, und ich dann den Verdruß haben würde, in die Grotte nicht einfahren zu können. — Kurz: der Unglücks-Prophet brachte es dahin, daß ich nicht nur für den folgenden Tag, ſondern überhaupt die projectirte Fahrt, von der ich mir noch ſo ſchönen Genuß verſprochen hatte, aufgab, weil ich einen ſpätern Tag, wegen der Vorbereitungen zu unſrer, ſchon mit Angriſani verabredeten Reiſe nach Rom, nicht wählen konnte.

Der nächſte Morgen war trübe und etwas windig, und es hatte allen Anſchein, daß die böſe Prophezeiung meines Freundes eintreffen würde. Wäre dies geſchehn: ſo hätte ich gedacht, der Himmel habe es nicht gewollt, daß ich meinen Plan ausführe. Statt deſſen aber wurde die Luft ruhig, und der Himmel klärte ſich gegen Mittag, wo ich in der Grotte hätte ſeyn können, auf das Schönſte auf,

ſo daß ich den allererwünſchteſten Reiſetag gehabt haben würde. Aber den Plan nun noch auszuführen, war zu ſpät! Nie habe ich ſchlechtes Wetter mit ſolchem Verdruß geſehn, als an dieſem Tage ſchönes. Das Schlimmſte, was mir in Italien widerfahren iſt, war die Vereitelung jenes projectirten Ausflugs. Und darum ſeufze ich noch heute über meinen falſchen Propheten, wenn ich gleich nicht auf ihn zürnen kann, weil er es gut mit mir meinte, und dem Anſcheine nach vollkommen zu der Befürchtung Urſach hatte, daß meine Fahrt ſchlecht ablaufen werde.

## XLIII.

Ich habe in den vorſtehenden Abſchnitten abſichtlich etwas näher angedeutet, daß man in den Umgebungen Neapels, außer dem Veſuv, Herculanum, Pompeji und Puzzuoli, die von Herrn Nicolai beſucht wurden, noch andere, ſehr intereſſante Stellen kennen lernen muß, wenn man ſich nicht um ſehr ſchöne Genüſſe betrügen will — nämlich Salerno, Päſtum, die Gebirgskette von Caſtela-

mare und Sorrento, Capri, Ischia. Von dieſen Stellen ſah Hr. Nicolai keine einzige, und er hatte auch kein Verlangen, ſie zu ſehn.

Nach einem Aufenthalt von neun Tagen, wo er mit ſeinen Reiſegefährten eine Berathung hält, meint man, Neapel zur Genüge zu kennen. Man giebt nicht allein die projectirte Reiſe nach Sicilien auf, weil es „ein noch viel abſcheulicheres Land als Italien ſey," ſondern auch Capri, Ischia und Päſtum will man nicht ſehn, weil der Beſuch von Capri und Ischia 100 Piaſter koſten würde, weil es, nach der Ausſage eines deutſchen Landsmannes, mit der Azurgrotte von Capri nur „eine freche Lüge" und ſie „eine gewöhnliche Stalaktitengrotte" ſey, weil Ischia nur ein paar elende Fiſcherdörfer, und vielleicht ein paar Cactus- und Aloe-Pflanzen oder drittehalb Palmen zeigen würde, und weil in Päſtum nichts zu ſehn ſey, als Ruinen von Tempeln u. ſ. w., die man ſchon aus Bildern ſehr genau kenne, indem man ſich die Hälfte des Dargeſtellten als gelogen denke, und man überdies nur zu viele Ruinen ſchon geſehn habe, ſo daß es eine Thorheit ſeyn würde, an den Anblick jener Steinklumpen noch einen Kreuzer zu ſetzen.

Wahrlich, ich habe auch hier ganz gewissenhaft referirt! So läßt Hr. Nicolai sich vernehmen, um den schnellen Entschluß zur Rückreise zu motiviren. Am Schlusse seines Berichts über jene gründliche und weisheitvolle Berathung, bricht sein Jubel über das Resultat derselben sogar in die Worte aus: „O Glück! o Wonne! so werden wir denn morgen den Rückweg aus diesem trübseligen Lande antreten!" Es wird noch zum dritten und letzten Male das Museum besucht; und dann geht es im Galopp von dannen, um am Peter-Paul-Feste die Erleuchtung der Kuppel in Rom zu sehn.

Was die Finanzgründe betrifft, die Hr. Nicolai anführt: so ist es eine ganz lächerliche Uebertreibung, daß der Besuch von Capri und Ischia 100 Piaster gekostet haben würde. Der Besuch dieser Inseln und Pästums würde, bei einer verständigen Einrichtung, nicht so viel gekostet haben, als er, ohne im Mindesten zu knickern, bei den Trinkgeldern in Rom und Neapel hätte sparen können. Und kann es überhaupt eine ärgere Knickerei und Verhunzung einer Reise geben, als die, durch welche man sich um Haupt-Reisegenüsse bringt? Wenn man monatelang reist, Hunderte von Meilen zurücklegt, und Hunderte von Geldstücken ausgiebt:

versündigt man sich da nicht auf das Thörichtste an sich selbst, wenn man auf einmal mit ein paar Tagen, mit einigen Meilen, und mit einigen Goldstücken geizt, und darüber bedeutende Merkwürdigkeiten nicht kennen lernt? Es giebt keine inconsequentere Oekonomie, als diese! — Was die Tempel-Ruinen von Pästum betrifft: so gehören sie unstreitig zu den sehenswürdigsten in Italien, nicht allein in Absicht ihres Stils und der Großartigkeit ihrer Construction, sondern auch vorzüglich deshalb, weil die wohl erhaltenen Säulen noch fest auf ihren Stellen stehn, nichts in späterer Zeit darum und daran geflickt ist, und man sie ganz frei, und ohne Störung durch dazwischen tretende Gegenstände, von allen Seiten betrachten kann.

Von der Grotte von Capri zu sagen, sie sey eine gewöhnliche Stalaktiten-Grotte, ist ungefähr so passend, als wenn man von einem strahlenden Diamant sagen wollte, er sey ein gewöhnlicher Kiesel, oder von einer Flasche Liebfrauenmilch, sie enthalte nur gewöhnliche Milch. —

Um, so viel ich kann, eine richtigere Vorstellung davon verbreiten zu helfen, und um solches Geschwätz, wie Hr. Nicolai mittheilt, das den Einen und den Andern von dem Besuch derselben abhalten könnte, auf eine einleuchtende Weise als

ganz fehlgegriffen zu bezeichnen, will ich, der Hauptsache nach, doch mit einigen Aenderungen und Zusätzen, hier noch einmal mittheilen, was ich in Nummer 199 der Abendzeitung von 1838, als flüchtige Reisebemerkung, über diesen Gegenstand bereits gesagt habe.

Ein großer Theil der Insel Capri zeigt eine hohe Felsenwand, welche fast senkrecht ins Meer fällt. Sie hat mehrere kleinere Höhlen und Zerklüftungen, wie man sie in Kalkfelsen häufig findet. Die größte, schönste und merkwürdigste ist die sogenannte blaue Grotte. — —

Das Meer fluthet hinein in diese Grotte; und nur in dem hinteren Raume ist eine erhöhte, trockne Stelle, an der man aussteigen kann.

Man muß unmittelbar vom Meere hinein fahren. Die Natur hat hiezu durch eine Eingangspforte, das heißt: eine Oeffnung in dem Felsen, auf gleicher Höhe mit der Oberfläche des Meeres, gesorgt. Aber diese Oeffnung ist so schmal, daß nur eine kleine Fischerbarke, die man sich in Capri verschafft, eben hindurch geschoben werden kann; auch ist die Oeffnung so niedrig, daß man in der Barke beim Hinein- und Herausfahren nicht aufrecht sitzen darf, um mit dem Kopfe nicht anzustoßen. Bei lebhafter Wellenbewegung, wo die Barke höher ge-

hoben wird, ist durch die Oeffnung weder hinein noch heraus zu kommen. Nur bei stiller Luft ist die blaue Grotte also zu besuchen; und will man sie in ihrer Schönheit sehen: so muß auch ein heller Himmel seyn. Die Mittagsstunden sollen sich am Günstigsten für den Besuch zeigen.

Befindet man sich in dem innern Raume der weit und hoch gewölbten Höhle, und das Auge fängt an deutlicher zu sehen: so macht sich, wenn man nach der Eingangsöffnung zurück schaut, die glänzend helle Stelle derselben besonders bemerklich, und bringt gegen den düstern Raum der Höhle den größten, blendendsten Gegensatz hervor. Dies ist indessen nur der untergeordnete Theil des überraschenden Anblicks, welchen die Grotte bietet. Das Herrlichste und Ergreifendste ist der Anblick der Wasserfläche, besonders nach dem Eingange hin. Hier erblickt man nämlich einen lichtblau gefärbten Schimmer, wie man ihn sonst nirgends sieht. Und ein gemilderter Widerschein dieses ätherischen Schimmers überhaucht — hier mehr, dort weniger — auch die grauen, unregelmäßigen Massen der Decke und der Seitenwände mit einer matten, hellbläulichen Färbung.

Ob auch Tropfsteinbildungen (Stalaktiten) in der blauen Grotte befindlich sind, weiß ich nicht.

Dieſe würden mich auch wenig intereſſirt haben, da ich die Stalaktiten-Höhlen am Harz und in Franken, auch die Grotte de Balme bei Magland in Savoyen, geſehn habe. Das Merkwürdige in der Grotte von Capri iſt das eben erwähnte Licht- und Farbenſpiel. Dies iſt freilich etwas ſehr Einfaches, Weniges; aber dies Wenige iſt durch ſeinen eigenthümlichen Farbenreiz unendlich viel. Es iſt ein Naturſpiel, das man vielleicht auf der ganzen Erde nirgends weiter findet, weil zu der Hervorbringung deſſelben gerade die beſondere, zufällige Geſtaltung der Felswand, welche den Eingang und die Höhle bildet, erforderlich iſt.

Das milde, vergeiſtigte Blau des Waſſers wird keinesweges von dem hellen Licht, welches durch die Oeffnung dringt, hervorgebracht. Man hat den Verſuch gemacht, die Oeffnung ganz zu verhängen, und dem Lichte dadurch das Eindringen auf dieſem Wege verwehrt; aber das Phänomen mit dem Lichtblau des Waſſers und dem Widerſchein an den Wänden iſt das Nämliche geblieben, und die Grotte iſt keinesweges ſo verdunkelt worden, wie ſie es geworden ſeyn müßte, wenn jene Oeffnung der einzige Weg des Lichts zu der Grotte wäre.

Die Erklärung des Räthſels, wie ſie mir in Neapel ein wohlunterrichteter Freund mitgetheilt hat,

iſt folgende: Die kleine Oeffnung, durch welche man in die Grotte gelangt, ſetzt ſich unter der Oberfläche des Waſſers nur noch ein kleines Stück fort. Man kann mit einem Stocke auf den Felſengrund, der ſie unten ſchließt, reichen. Dann aber, etwas tiefer, bildet der Felſen im Waſſer eine große, weit in die Breite und in die Tiefe unter die Grotte gehende Oeffnung, wie einen unregelmäßigen Brückenbogen. Ein Taucher könnte von außen her, unter der Eingangsöffnung hindurch, in die Grotte gelangen. Es iſt alſo unter dem Felſenboden dieſer Oeffnung eine weite, freie Verbindung zwiſchen dem Meere draußen, und zwiſchen dem Meerwaſſer in der Grotte, ſo daß die Grotte mit Meerwaſſer gefüllt bleiben würde, wenn man auch die Eingangsöffnung, durch welche man hinein fährt, waſſerdicht zumauerte.

Das ganze, herrliche Phänomen wird nun dadurch hervorgebracht, daß draußen das Licht ins Meer fällt, und mit gebrochnem Strahl, gemildert, aus der Tiefe unter der Grotte nach dieſer heraufgeworfen wird. Dadurch wird dann auch das Blau des Himmels, das ſich draußen auf dem Meere ſpiegelt, in matterem Glanze mit hinauf geworfen, und erſcheint in einer eigenthümlichen Vergeiſtigung, welche eine Wirkung hervorbringt, wie man ſie ſonſt

nirgends finden möchte, weil die ganze Erſch
nur unter dieſen zufälligen Bedingungen n
iſt. — Die einzige dunkle Stelle, welche ich i
mild leuchtenden Waſſer erblickte, war nach
Eingange hin zu bemerken, und rührte un
davon her, daß hier die untere, ſchmahle Fe
gränzung jener Oeffnung die Lichtſtrahlen an
Stelle verhinderte, aus der Tiefe des Waſſere
der Oberfläche deſſelben in der Grotte herau
dringen. Dieſe kleine dunklere Stelle hilft al
Richtigkeit der obigen Erklärung des ſchönen P
mens beſtätigen.

So ungefähr lautete mein flüchtig auf der
geſchriebener Bericht in der Abendzeitung. Ein
ſtigere Mußeſtunde hat mich in den Stand
hier Manches darin, wie ich hoffe, zu ver
und klarer zu machen. — Um Alles noch
cher zu machen, ſey hier eine kleine Zeichnun
gefügt, welche keinesweges die Größenverh
(die ich nicht habe meſſen können, und welch
auch nicht von Wichtigkeit ſind), ſondern nur
ungefähre Geſtaltung der Haupttheile anaeben

Die punktirte Linie a b ſtellt den Bod
Meeres vor. Die ganze, darüber ſtehende,
ſchwächer, oben ſtärker geſtrichelte Fläche, bi
e f hinauf, ſtellt die äußere Felswand vor.

Linie von e nach d giebt die Oberfläche des Meeres an. Die Fläche des Felsens zwischen a e d b ſteht alſo im Waſſer, dagegen die Felsfläche e d f e über dem Waſſer befindlich und frei zu ſehen iſt. Die gezackte Linie m n o p q deutet die weite Wölbung des Felſens im Meere an. Der Raum unter m n o p q iſt daher mit Waſſer bis in die Höhle hinein angefüllt. Die zackige Linie r s t u v deutet die Wölbung der Grotte über der Waſſerfläche an. Die beiden punktirten Linien von r nach m, und von v nach q hinunter deuten die Fortſetzung der Grotte im Waſſer an. Der dunkle Raum zwiſchen g i h iſt der obere Theil der kleinen Felſenöffnung, durch welche man in die Grotte gelangt; g i l k der untere, im Waſſer befindliche Theil jener Oeffnung.

# XLIV.

Ich meine, es ergiebt ſich aus dem Obigen, daß Hr. Nicolai in der blauen Grotte von Capri etwas Anderes, als eine gewöhnliche Stalaktiten-Höhle geſehn haben würde. Seine Reiſe-Geheimräthe führen ihn eben ſo irre, als ſeine eigne Unkenntniß. Er iſt ein unglücklicher Reiſender! Was nicht zu finden iſt, ſucht er, und was ihm nahe liegt, beachtet er nicht. — Wer in Europa meilenweite Waldungen ſehen will, muß die nördlicheren Gegenden bereiſen. Wem nach dem Anblick goldener Kuppeln gelüſtet, der muß ſie nicht in Neapel ſuchen, ſondern etwa in Moskau. Wer im Schatten von Palmen ruhen will, der bemühe ſich nach andern Welttheilen hinüber. Und wem es um den Anblick recht ſaftiger Viehweiden zu thun iſt, der ſehe ſich danach in nördlicheren Gegenden, namentlich in Seeland, um, und will man dergleichen auf hohen Alpen und in romantiſchen Felſenthälern ſehen: ſo bereiſe man Tirol und die Schweiz.

Italien iſt kein Hirtenland. Seinen Hauptſegen empfing es von der Natur im Weinſtock, im Oliven-, im Maulbeerbaum, ſeinem wärmern Klima gemäß. Daneben iſt es noch reich an Kaſtanien, Mandeln, Reis, Weizen, Mais, und

wenigſtens nicht arm an Citronen und Apfelſinen, wenn auch nicht ſo reich, als Sicilien, das einen großen Theil der nördlichen Länder damit verſorgt.

Haben einzelne Reiſebeſchreiber — ich weiß nicht welche? — von Palmenwäldern in Italien geſprochen: ſo hätte Herr Nicolai von vielen andern erfahren können, daß es dergleichen dort nicht giebt. Wird eine gröſsere Anpflanzung von Orangenbäumen ein Wald genannt: ſo weiß man ja wohl, wie dieſer Ausdruck zu verſtehen iſt. Spricht Hr. Nicolai, der ſo arg über ſolche täuſchende und lügneriſche Uebertreibungen grollt, doch ſelbſt von einem Maſtenwalde im Hafen von Genua! Wie bläſt er die Backen auf, um weit über die Gebühr Genua und die Ausſicht im Gaſthofe zum Schwert in Zürich über den See hinweg, zu preiſen! Er lobt und preiſt eben ſo übertrieben, als er anderwärts übertrieben tadelt. Er ſollte alſo keineswegs auf andere Enthuſiaſten ſchelten. Und wer ſelbſt ſich eines hyperboliſchen Ausdruckes bedient, und von einem Walde ſpricht, wo nur von einer mäſsigen Zahl von Schiffsmaſten die Rede ſeyn kann, der ſollte doch auch den Ausdruck Orangenwald bei Andern zu würdigen wiſſen und nicht ſo viel tadelndes Geſchwätz daran knüpfen. Aber da entginge ihm freilich manche Veranlaſſung, Italien

herabzuſetzen, und andre Berichterſtatter über Italien Lügner zu ſcheiten. —

Italien iſt kein heißes Afrika oder Aſien, und ſeine Vegetation kann der dortigen daher nicht gleich ſeyn. Wie wäre das auch von einem Nachbarlande Tirols und der Schweiz zu erwarten? Aber im Vergleich mit Deutſchland, zeigt ſchon Ober-Italien einen beträchtlichen Unterſchied in Klima und Vegetation, der, je weiter man hinab nach Unter-Italien kommt, immer bedeutender wird. Und das iſt eben das Reizende in Italien, daß wir, ohne von der Glut einer ſehr heißen Zone zu leiden, die Bäume der Südfrüchte nach und nach immer häufiger und einheimiſcher werden ſehen, daß wir von Aloe, Cactus und Palmen, wie von ſüdlichern Geſandten freundlich begrüßt, an noch wunderbarer ausgeſtattete Zonen erinnert, und zu Träumen von einem näher gerückten gelobten Lande geſtimmt werden.

Um für ſolchen Reiz empfänglich zu ſeyn, muß man aber freilich nicht Hr. Nicolai ſeyn, denn dieſer verſichert, wir hätten im Norden auch Orangenbäume und Aloepflanzen, und ob ſie im Freien oder in Kübeln ſtänden, wäre dem Auge gleichgültig (Glück zu!)

. Wiederholt erwähnt er, daß er in Wien einen so heißen Tag erlebt habe, als irgend einen in Italien; aber er hat jenen Tag nicht zugleich in Rom oder Neapel erlebt, und kann also nicht wissen, ob dort jener Tag nicht noch bedeutend heißer war.

Er meint, es sey überhaupt mit der italienischen Sonne nicht weit her, er klagt über die Veränderlichkeit des Wetters, die er erlebt, und meint, er könne blos zugeben, daß der italienische Winter nicht so rauh, als der unsrige, und daß namentlich in Neapel Schnee eine Seltenheit sey. Aber wenn auch die klimatische Verschiedenheit Italiens und Deutschlands in nichts bestände, als darin, daß Italien keinen so rauhen Winter hat, als wir ihn fast ohne Ausnahme haben; so genießt es eben hiedurch eines höchst beneidenswerthen Vorzugs. Eine größere Hitze, als wir sie in Deutschland im hohen Sommer oft haben, wird schwerlich ein Deutscher dort zu finden wünschen. In der Regel reist man deshalb auch nicht im Sommer nach Italien. Die lange anhaltende Herbstwärme, und die früh eintretende Frühlingswärme, ohne dazwischen liegende rauhe Winterkälte — das ist einer der Hauptreize, der uns nach Italien lockt — das ist das Wesentliche seines milderen Klimas — das macht,

daß ſeine Vegetation im Frühling ſo einen bedeutenden Vorſprung vor der unſrigen hat, daß der Wein immer gehörig reift, und daß vorzüglich in Unter-Italien Bäume und Gewächſe im Freien ausdauern, blühen und Früchte tragen, die wir nur kurze Zeit, zum Theil faſt gar nicht, aus unſern Gewächs- und Treibhäuſern herausbringen dürfen.

Wie hart und lange dauernd war der Winter von 1837 zu 1838 in Deutſchland! Dagegen hatte man in Florenz nur einen halben Tag (oder gar nur eine halbe Stunde) Schnee geſehen. In Rom und Neapel gar nicht. Ein deutſcher Künſtler, der ſeit vielen Jahren in Neapel lebt, ſagte mir, daß er im Winter höchſtens eine bis zwei Wochen die Fenſter ſeines Arbeitszimmers zumache, ſonſt aber beſtändig bei offenen Fenſtern arbeite.

Uebrigens will man in Italien ſeit mehreren Jahren eine geringere Sommerhitze bemerkt haben. Ein ſehr verſtändiger Deutſcher, der ſeit 26 Jahren in Italien lebt, ſagte mir in Florenz, daß man in dieſer Beziehung ſelbſt die Wohnungen jetzt anders einrichte, als es in früherer Zeit geſchehen. Statt der weiten, offenen Hallen und überhohen Zimmer, auf die man ſonſt ſo ſehr gehalten, richte man die Wohnungen jetzt nach kleineren Maßſtäben ein. — Dieſe Erfahrung mag richtig ſeyn, aber deshalb iſt

noch nicht anzunehmen, daß eine bleibende Verminderung der Sommerwärme in Italien eingetreten ſey. Nach einer kurzen oder längeren Reihe von weniger heißen Jahren, kommt wahrſcheinlich wieder eine Reihe von Jahren mit größerer Hitze. —

In der zweiten Hälfte des Aprils hatten wir in Rom ſehr über veränderliches und unfreundliches Wetter zu klagen; aber man ſagte uns, daß es auch für dieſe Jahreszeit ganz ungewöhnlich ſchlimm, und in der Mitte der Winterzeit kaum ſo unangenehm geweſen ſey. Mit dem erſten Mai trat dann ſchönes Wetter ein, und man ſah nun ſchon Römer in Hemdärmeln gehn, was bei gleicher Temperatur den Deutſchen nicht einfällt. Die Italiener haben einen raſcheren Blutumlauf oder ſonſt mehr Wärmeſtoff im Körper, und ſind durch Ofenwärme im Winter nicht ſo verwöhnt, wie wir. Daher wird ihnen im Sommer eine wärmere Bekleidung weit ſchneller läſtig, als uns, und im Winter behelfen ſie ſich ohne Oefen, mit Erwärmungsmitteln, bei denen wir nicht ausdauern möchten und könnten.

Der zwölfte Mai — an welchem der heilige Pancratius ſelbſt in Neapel ſeine Tücken nicht gänzlich unterdrücken konnte — und der zwölfte Junius waren ausgezeichnet unfreundliche, ſtürmiſche und regneriſche Tage. Außer dieſen hatten wir in Rea-

pel manchen kühlen und trüben Tag, doch nur ein paarmal einen kleinen Regenſchauer. Wenn mir die Atmoſphäre manchmal des Morgens bedenklich erſchien, und ich dies gegen einen Cameriere äußerte, erhielt ich die Antwort, daß wir einen ſchönen Tag haben würden; und das traf immer ein. Gewitter zogen ein paarmal mit leichten Schlägen über uns hin, doch ſehr bald war der blaue Himmel wieder da. In Iſchia erlebten wir einen Regen von der feinſten Art, der auch nur etwa eine Viertelſtunde anhielt.

Den Veſuv umlagerten oft leichtere oder ſchwerere Wolkenmaſſen, und die Gebirgskette von Caſtellamare, ſo wie Capri, waren nicht ſelten unklar, oft aber auch ſo außerordentlich klar, daß wir in der meilenweiten Ferne die Gegenſtände ſo deutlich ſahen, wie es mir in Deutſchland, bei gleicher Entfernung, nie möglich geweſen iſt. — Auch das Blau des Himmels, ſo ſehr Hr. Nicolai dies auch beſtreitet — haben wir manchmal bedeutend dunkler geſehen, als in Deutſchland. Ich habe genau hierauf geachtet; doch weiß ich nicht zu ſagen, welche atmoſphäriſche Urſachen jene ſchöne Erſcheinung manchmal herbeiführten.

Ueber läſtige Hitze hatten wir ſelbſt in Neapel wenig zu klagen. Gewöhnlich wehte ein kühlender

Wind, der uns beſonders in unſrer Wohnung am Weſt ſeiten fehlte. Sehr oft drehte ſich der Wind, mit dem Laufe der Sonne faſt übereinſtimmend von Morgen bis zum Abend, nach und nach von Oſt nach Weſt herum. Seit ein Freund mich hierauf aufmerkſam gemacht hatte, fand auch ich ſeine Beobachtung nicht ſelten beſtätigt. Vom Scirocco, über den unſre Freunde in Rom und Neapel manchmal klagten, empfanden wir nichts, als eine Schwüle, die eben nicht läſtig war. Man ſagte uns daß dies die Erfahrung faſt aller Reiſenden ſey. Nur den Einheimiſchen und dem acclimatiſirten Deutſchen ſey er läſtig. — In den erſten Tagen des Julius zu Florenz hatten wir einmal einen heftigen Platzregen, und dann noch ein oder ein paar kleine Regenſchauer. In der erſten Hälfte des Auguſts hatten wir in Paris ein paarmal ſtarken Platzregen, und mitunter einen unbedeutenden Regen. Aber von welcher langen Regen-Epoche war unterdeſſen Deutſchland heimgeſucht worden! Welcher unangenehmen Witterung, grade in der beſten Jahreszeit, waren wir durch unſere Reiſe entgangen!

An einer Stelle ſagt Hr. Nicolai: „Ich habe mich ſchon hundertmal gefragt, wie es möglich iſt, daß Aerzte ihre Kranken zuweilen nach Italien ſchicken. Es giebt hier des Aergers und der Ver-

ſchwerlichkeiten ſo viele, daß ſelbſt der Geſunde allmählich unterliegen muß." — Hierauf iſt zu erwiedern, daß ſolche Kranke, wie Hr. Nicolai, freilich nicht nach Italien geſchickt werden müſſen ſondern am paſſendſten wohl in der Heimath bleiben ſollten. — Der Reiſende kann ſich freilich in Italien durch Unvorſichtigkeiten mancher Art leicht Unwohlſeyn und Krankheit zuziehen; aber Aerger und Beſchwerlichkeiten, wie ſie dort vorzukommen pflegen, werden wenigſtens einen geiſtig und körperlich Geſunden, nicht krank machen. Daß die Bruſt-Leidenden welche man nach Italien ſchickt, dort oftmals nicht geneſen, darüber darf man ſich am wenigſten wundern. Oft wird ein ſolcher Heilungs-Verſuch erſt gemacht, wenn es ſchon zu ſpät dazu iſt. Auch möchte bei Lungenleiden ein ſolcher Verſuch um deswillen gefährlich ſeyn, weil man ſich in Italien, wenn man nicht ſehr vorſichtig iſt, leicht Erkältungen zuzieht, wie in allen wärmeren Ländern.

Auch ich war ein paarmal nahe daran, in Rom böſe Folgen hievon zu empfinden. Ein Glas kaltes Brunnenwaſſer, das ich mir auf der Rückreiſe von Rom nach Florenz einmal in den Magen reichen ließ, und die Naſcherei von ausgezeichnet großen Kirſchen und einigen ſehr wohlſchmeckenden Apfelſinen, zu der ich mich in Florenz verführen ließ,

bekam mir sehr übel, wenngleich mein Uebelbefinden nur von kurzer Dauer war. Ich fand es also an mir selbst bestätigt, daß man sich in Italien vor Diätfehlern sehr in Acht nehmen muß. Am schlimmsten befand ich mich nach einer Erkältung, die ich mir am Morgen unsrer Abreise von Toulon nach Marseille zuzog. Von Unwohlseyn durch Aerger und Beschwerlichkeiten habe ich aber nichts empfunden. Im Gegentheil habe ich mich eines sehr wohlthätigen und nachhaltig guten Einflusses der Reise auf meinen Gesundheitszustand zu erfreuen gehabt.

## XLV.

Hr. Nicolai meint, man brauche nicht nach Italien zu reisen, um die Wunderpracht des Meeres kennen zu lernen. Wenn blos von dem Wechsel der Wasserfläche bei verschiedener Tageszeit, verschiedener Beleuchtung und Wellenbewegung die Rede ist: so kann man ihm dies wohl zugeben. Aber wo hat Deutschland eine Meeresküste, die mit den prachtvollen Meeresküsten Italiens zu vergleichen ist? Wie flach, eintönig und unerfreulich sind fast alle unsere Ost- und Nordseeküsten im Vergleich mit denen des mittelän-

diſchen Meeres! Arkona, Stubbenkammer, Mön, Helgoland ſind die Glanzpunkte in jenen Meeren; aber wie unbedeutend ſind ſie, wenn man ihnen die italieniſchen Inſeln und die hundert felſigen Vorgebirge und Buchten des mittelländiſchen Meeres gegenüber ſtellt! Und ſolcher Prachtſchmuck kommt doch, wie ich meine, gar ſehr mit in Betracht, wenn von einer Schönheit des Meeres die Rede iſt. — Herrn Nicolai's obiger Ausſpruch iſt alſo ein ganz nichtiger. —

Seine Aeußerung, daß Italien, als Landſchaft, keinesweges ſchön ſey, und daß durch eine einzelne Oaſe (womit Neapel oder Genua gemeint iſt) eine Wüſte nicht zu einer reizenden Flur gemacht werde, iſt — wenn auch zum Theil wahr, doch ein thörichter Tadel. Ober-Italien beſonders zeigt manche (wenn auch fruchtbare, wohlangebaute, doch) langweilige Fläche, und die Appenninen haben an vielen Stellen ein wüſtes, unerfreuliches Anſehen. Aber der erfreulichen landſchaftlichen, zum Theil ſehr maleriſch ſchönen Punkte, giebt es auch auf der Straße, welche Hr. Nicolai bis Neapel zog, ſo viele, daß es eine arge Uebertreibung iſt, von einer Wüſte und einzelnen Oaſen zu ſprechen. Wie oft bedauerte ich es, nicht Zeit zu haben, größere und kleinere maleriſche Parthieen zeichnen zu können! Aber aus

lauter ſchönen Landſchaften kann eine ſo lange Bahn nicht beſtehn. Nur ein Thor kann das erwarten. Oder war Hr. Nicolai durch lange Reiſen in lauter ſchöne Gegenden ſeiner Heimath etwa ſo verwöhnt? Ich ſollte das kaum glauben.

Auf den Apenninen ſieht man freilich kein ſaftiges Grün; aber auf unſrer Hinreiſe ſahen wir es doch in reichlicher Fülle und herrlicher Frühlingsſchönheit über weiten Ackerfluren ausgebreitet. Von kleineren grünen Wieſenflächen will ich nicht ſprechen. Aber die weite Campagna um Rom liefert einen gewaltigen Ertrag von Gras und Heu, und prangt zur Frühlingszeit in einem ſchönen Grün. Als wir aus Rom heimwärts abreiſen wollten, konnten wir aus unſrer Straße erſt lange nicht in den Corſo kommen, wegen des langen Zugs von Heuwagen, der von der Porta del Popolo her aus der Campagna kam. Wie ſollte auch die Menge von Zugochſen und Pferden ernährt werden können, wenn nicht großer Wieſenertrag dazu mit beitrüge? Und was das ſaftige Grün betrifft: ſo ſahen wir zwiſchen Ciſterna und Torre di tre Ponti, auf den Beſitzungen des Principe Braſchi, faſt unabſehbare Wieſenflächen, ſo ſchön wie in Deutſchland grünend. Und ihnen gegenüber lagen bedeutende Waldſtrecken, und eingezäunte Weideplätze für große Heerden —

hier von tückiſchen Büffeln, dort von gewöhnlichem Rindvieh, von Pferden, Schaafen und Schweinen. Und weiterhin die pontiniſchen Sümpfe, bieten meilenlang ebenfalls den Anblick eines höchſt üppigen Graswuchſes.

Da man den Boden in Italien, Jahr aus Jahr ein, zwei und dreimal benutzt: ſo ſieht man, die abgeernteten Felder bald wieder in neuem Schmuck, während dies bei uns immer erſt nach einem längeren Zwiſchenraume, in welchem man nur Stoppelfelder oder umgepflügten Acker ſieht, der Fall iſt. In Deutſchland ſieht man nur im Frühling, und dann im Spät-Herbſte junge, grünende Saat auf den Feldern, dagegen erfreut man ſich eines ſolchen angenehmen Anblicks in Italien auch in der Zwiſchenzeit, weil man man dort die nämlichen Fruchtarten auf dem einen Felde faſt reif, auf dem andern daneben noch ganz jung ſehen kann. Nachdem wir, jenſeit des Veſuvs, am 5ten Juni ſchon ausgedroſchnen Weizen geſehen hatten, waren faſt alle Felder theils mit jüngeren, theils mit älteren Maienpflanzen, mit Hanf, mit einem Futterkraut, zum Lupinen-Geſchlecht gehörig, mit Bohnen, Kartoffeln u. ſ. w., aufs Erfreulichſte bedeckt. Und wo wir ſpäterhin bei Stoppelfeldern vorbei kamen, da hingen von Baum zu Baum die langen geſegneten

Guirlanden der Weinreben, wie Feſt-Decorationen, darüber, und jede verkündete, daß den reichlichen Gaben der Ceres die eben ſo reichlichen des Bacchus nachfolgen würden. Wie ſtachen hiegegen die abgeernteten Felder und die Weingärten mit ganz kurzen Reben in Frankreich ab!

## XLVI.

Hr. Nicolai bricht zwar auch über jenen Schmuck Italiens den Stab, indem er ſagt: „Wie oft ſind mir dieſe italieniſchen Weinfeſtone als entzückend ſchön geſchildert worden; jetzt kenn' ich ſie und bin — entzaubert. Wir ſehnten uns einſtimmig nach — einer Gegend. Einförmigkeit kann nie ſchön ſeyn." Aber was wüßte Hr. Nicolai nicht in Italien zu tadeln!

Unter einer Gegend, nach der Herr Nicolai ſich ſehnt, ſoll wohl eine weite, freie Gegend zu verſtehen ſeyn, denn wenn die Landſtraße auch zwiſchen Weinguirlanden hingeht, befindet man ſich immer in einer Gegend. An ein paar andern Stellen ſpricht er ſich klarer hierüber aus.

Er will aus gehöriger Ferne Städte und andere Ortſchaften in ihrer Lage frei überblicken können. Allein immer kann man das auch in andern Ländern nicht, denn nicht blos Weinreben Feſtons hindern das in vielen Fällen, ſondern auch vielerlei andere örtliche Eigenthümlichkeiten einer Gegend.

Auch iſt er ſelbſt daran Schuld, daß er manchen Ort nicht eher ſehen konnte, als bis er dicht davor oder ſchon darin war. Er kam nämlich gewöhnlich erſt im Dunkeln, in der Nacht z. B. in Florenz erſt halb ein Uhr — an, weil ſein Grundſatz war, ſich in den beſſern Aufenthaltsorten immer erſt an einem guten Mittageſſen zu laben, ehe er ſeine Reiſe antrat. So büßte er manchen ſchönen Reiſegenuß ein. Wegen der ſpäten Abreiſe kam nämlich öfter bis zum nächſten Nachtquartier die Nacht heran, und er verſäumte darüber z. B. einen ſehr ſchönen Anblick der reichbebauten Bergumgebungen von Florenz, und die vorzüglich reizende Ausſicht auf Genua und ſeinen Golf, aus der Ferne her, ſo wie auf den Lago Maggiore, beim erſten Hinfahren an ſeinem Ufer. — Auch nach Tivoli fuhr er erſt nach dem Mittagsſchlafe von Rom weg! Wir dagegen reiſten nach dem entgegengeſetzten Grundſatze, immer mit anbrechender Morgendämmerung aus, unbekümmert um das bevorſtehende Mittag-

eſſen, das Herrn Nicolai immer von ſo gro-
ßer Wichtigkeit war, und wir langten dafür ſtets
bei guter Zeit in unſern Nachtquartieren an, ohne
einen ſchönen Anblick eingebüßt zu haben, was na-
mentlich bei Genua ſehr wichtig war. Die Straße
hatte ſich nämlich, als wir noch ziemlich entfernt
von Genua waren, immer herrlicher an den Felſen
empor gehoben. Hinter Rapallo führte ſie, an einer
vorzüglich maleriſchen, großartigen Felſenpartie,
durch zwei in den Felſen gehauene Tunnel. Wei-
terhin bog ſie rechts vom Meere ab, und wand ſich
in großen Bogenlinien hoch um tiefe Thalſchluchten
hin. Hiebei glaubten wir, rechts das hochgewölbte
Thor einer Feſtung zu ſehen, nach der wir nicht
kommen würden. Allein wider unſer Erwarten
machte der Weg eine neue Biegung nach dem ver-
meintlichen hohen Feſtungsthore hin. Zu unſrer
großen Ueberraſchung ſahen wir, daß es ebenfalls
ein Tunnel war, hoch und kühn durch einen Felſen
gebrochen. Und ehe wir es uns verſahen, erblickten
wir durch den düſtern Raum in reizendſter Farbe
das blaue Meer, und nach einigen Sekunden in
meilenweiter Ferne eine am Ufer hingeſtreuete Häu-
ſerſaat, von welcher nach uns her ſich eine Kette
ſchöner Berge zog. Es war Genua! Eine der
ſchönſten Ueberraſchungen unſerer Reiſe! Und was

Allem die Krone aufſetzte, war dies, daß wir gleich hinter dem Tunnel rechts ein gutes, hochthronendes Wirthshaus trafen, wo wir Mittag machten, und ſtundenlang in einem Anblick ſchwelgten, von dem Herr Nicolai nichts ſah! — Blos in Venedig, wo ein früheres Eintreffen unmöglich war, und in Terracina und Neapel, wo wir von Angriſani's Reiſe-Einrichtung abhingen, kamen wir erſt in der Nacht an. —

Die Weinguirlanden zähle ich aber, trotz des Verdammungsurtheils des Herrn Nicolai, zu den beſonders reizenden Eigenthümlichkeiten Italiens. Hoch und dicht gewachſene Hecken, die in langen Strecken zu beiden Seiten des Weges alle Ausſicht hemmen, wie in Holſtein, die ſind ſchlimme Reiſebegleiter und mit Recht langweilig und einförmig zu nennen. Dagegen kann man zwiſchen und unter den, oft ziemlich hoch ſchwebenden Weinreben-Guirlanden Italiens immer hindurch ſehen nach den darunter befindlichen Feldern, die ohne ſie einen viel eintönigeren Anblick gewähren würden. Auch einförmig ſind jene Guirlanden nicht zu nennen. Das ſind nur Weinpflanzungen in langen, regelmäßigen Reihen, an Pfählen, wie in Deutſchland, oder an Rohrſtäben, wie bei Rom. Die Rebenguirlanden aber, die man in einem großen Theile

Italiens erblickt, gestalten sich in Absicht ihrer Höhe, ihrer Stärke, ihrer Länge, ihrer Nähe oder Entfernung von einander, und der Richtung, in welcher sie von einem Punkte zum andern gezogen sind, auf so verschiedene Weise, daß immer wenigstens in einem dieser Stücke, oft in mehreren zugleich, fast jede von ihrer Nachbarin mehr oder weniger abweicht. Trotz der gemeinschaftlichen Haupt-Regel in ihrer Form, findet daher ein sehr vielfacher, freier Wechsel in der Ausführung derselben statt, so daß weder symmetrische, noch linearische Steifheit den angenehmen Eindruck stört. Dazu nun noch an diesen malerischen Festons, die zahllosen, frei herauswachsenden, leichteren Ranken, mit denen jeder Wind sein lustiges Spiel treibt! — Wie sollte das nicht ein ergötzlicher Anblick seyn, nach welchem das Auge eines unbefangenen Reisenden, auf jedem größern oder kleinern Abschnitt seines Weges, immer mit erneutem Vergnügen schaut? Um keinen Preis möchte ich, daß Italien diese Fülle von Rebengehängen entbehrte! Sie bilden ein gar zu herrliches, aus tausendmal tausend aneinander gereihten Fäden frei und luftig gewebtes, grünes Netz, das, wie zu einem fortwährenden Feste, die gesegnetsten Theile des Landes überzieht, und die darunter wachsenden Feldfrüchte der verschiedensten Art, ohne ihrem Be-

deihen hinlerlich zu ſeyn, mit leichten Schattenſtreifen überſpielt.

## XLVII.

Wie Herrn Nicolai der Rebenguirlanden zu viele in Italien ſind, ſo ſind ihm der Bäume dort zu wenige, und dieſe wenigen mißfallen ihm in Form und Farbe. — Zum Theil hat er recht, zum Theil aber auch nicht. Auf Veranlaſſung einer Lorbeerhecke, die er nicht gleich als ſolche erkannt hatte, ſagt er: „Auch darin beſteht unſere Enttäuſchung in Italien, daß das Laubwerk und die Geſtalt der ſparſam wachſenden Bäume, ſo fremd ihr Name auch klingen mag, eigentlich nicht anders ausſieht, als an unſern deutſchen Bäumen; ꝛc.“ Hier möchte man zunächſt fragen, ob er denn vorher in Deutſchland nie einen Lorbeerbaum geſehen? Und dann, ob Blätter und übrige Eigenthümlichkeiten der Citronen-, Pomeranzen- und Apfelſinenbäume nicht gar ſehr von allen unſern Bäumen abweichen? Was für Beſonderheiten verlangt er noch?!

Wenn die Apenninen mit Laub- oder Nadelholzwaldungen gekrönt wären: ſo wäre das freilich eine große Vermehrung des Reichthums und der Schönheit des Landes. Eigenthümlichkeit des Be-

dens und des Klima's machen dies aber wahrſche
lich unmöglich, und wo es an einzelnen Stellen a
vielleicht möglich wäre, doch höchſt ſchwierig. A
Hr. Nicolai hat ja viel zu wenig von Italien
ſehen, um über ſeine Bäume mitſprechen zu könn
Selbſt ich habe mehr geſehen, als er; und Ande
die noch tiefer eingedrungen ſind in Italien, n
ungleich mehr, als ich. So ſoll es ſelbſt in d
heißen Calabrien auf hohem Gebirge herrliche B
chen- und Eichen-Wälder geben. — So viel i
deſſen habe ich geſehen, daß Italien, ſo weit ich
kenne, auf niedrigen Höhen und in den fruchtbar
Ebenen wohl gerade ſo viel Bäume hat, als
braucht, und ohne Beeinträchtigung des Ackerbau
haben kann. Bau- und Brennholz braucht es i
Vergleiche mit Deutſchland ſehr wenig. Die Hä
ſer ſind von Stein, und mit ſehr niedrigen Dächer
zum Theil ganz ohne Dächer, gebaut. Man braud
meiſtentheils keine Holzſtälle, keine Heuböden u
Scheuern, weil man faſt Alles im Freien aufb
wahrt. In den Kaminen und auf den Küchen
heerden in den geringeren Haushaltungen wird weni
Holz verbrannt. Man bedarf alſo keiner große
Waldungen, wie in Deutſchland. Einzeln auf, un
am Rande der Ackerſtücken ſtehende Bäume, d
großentheils den Weinſtöcken und Reben zu Stütze

dienen, nebſt vielartigen, wilden Hecken an Gräben, liefern ziemlich jenen Bedarf. Bei Bolſena und auf mehreren andern Stellen ſah ich ſogar umgehauene, von ihrer Rinde entblößte, ſtarke Stämme, theils verwittert, theils halb verkohlt auf den Ackerſtücken, wo ſie einzeln geſtanden hatten, umher liegen. Es waren wahrſcheinlich Stämme von Korkeichen. Man hielt es, wie es ſchien, nicht der Mühe und der Koſten werth, ſie wegzuſchaffen.

Deſto mehr werden Maulbeer- und vorzüglich Oelbäume, die den Haupt-Segen des Landes ausmachen, gehegt und gepflegt. Auch an edlen Kaſtanien-, Feigen-, Mandel-, und Obſtbäumen allerlei Art fehlt es nicht. Auf der herrlichen Straße von Piſa nach Genua, und von da weiter am Meere hin iſt in den Thälern und hoch an felſigen Bergen hinauf in langen Strecken eine ſolche Fülle von Oliven-, Feigen- und Kaſtanien-Bäumen im ſchönſten Wuchs zu ſehen, daß man ohne Uebertreibung wohl von Wäldern ſprechen kann, wenn man den Segen und die Schönheit dieſer Gegend ſchildern will. Namentlich auch auf dem kleinen Stück des Lucheſiſchen Gebiets, durch das wir kamen, war eine Fülle des Segens dieſer Art zu ſehn; und ich fand den ſtrengen Tadel, den ich über das öftere Verlaſſen ſeines ſchönen Ländchens, gegen den Herzog

von Lucca, und ſein vieles, koſtbares Umherreiſen in fremden, zum Theil weniger reizenden Ländern, in Florenz hatte ausſprechen hören, dort erklärlich. —

Daß der Kaſtanienbaum ſchön iſt, kann ſelbſt Herr Nicolai nicht leugnen. Deſto unzufriedener iſt er mit dem Olivenbaum. Seine düſtern Blätter, einzeln betrachtet, und auch ſeine Belaubung im Ganzen angeſchaut, iſt freilich dem Auge nicht angenehm, doch ſteigert es durch Contraſt oft die Farbe deſſen, was man darunter, dahinter, oder daneben erblickt, wie z. B. die grünen Saatfelder des Bodens, auf dem ſie gewöhnlich ſtehen, oder den Silberglanz der Waſſerſtürze bei Tivoli. Die Stämme des Oelbaums, welche Herr Nicolai, als morſch verwirft, habe ich aber immer mit Vergnügen betrachtet, wegen ihrer vielgeſtaltigen, oft ſehr maleriſchen Zerſpaltungen und Veraſtungen. Der Olivenwald, durch den man nach Tivoli hinauf fährt, iſt vorzüglich reich hieran. An mehreren Stellen auf unſerer Rückreiſe, dies- und jenſeit Genua, wo die Olivenbäume von ungewöhnlicher Größe waren, fiel mir auch eine grünere Färbung der Blätter auf, ſo daß ich glaubte, es wäre dies eine Abart der gewöhnlichen Sorte. Die Vetturini's verſicherten indeſſen, daß dies nicht der Fall ſey. Alſo wahrſcheinlich bei einer, unter günſtigen Verhältniſſen be-

wirkten, kräftigeren Ausbildung des ganzen Baums, bekommen die Blätter ein friſcheres Grün, wie der geſundere Menſch in Europa ſich gewöhnlich einer blühenderen Geſichtsfarbe erfreut.

Am unſchönſten iſt mir die Cypreſſe erſchienen, nicht ſowohl wegen ihrer düſtern Farbe, als wegen ihrer ſteifen, verhältnißmäßig dünnen, pyramidaliſchen Form. Wo ſie einzeln, zwiſchen friſcherem Baumgrün und anders geformten Bäumen oder Geſträuchen ſteht, erſcheint ſie noch am angenehmſten; aber in langen dichten Reihen, manchmal zu Alleen benutzt, giebt ſie einen ſteifen, langweiligen Anblick; und hängen an ihr, wie dies oft der Fall iſt, einzelne, vom Winde ſeitwärts abgebogene, oder eingeknickte Zweige abwärts: ſo iſt dadurch die pyramidaliſche Form auf das Häßlichſte geſtört, und ſie macht ein wirklich widriges Bild.

Dagegen habe ich die Pinien, wo ſie in ihrem Wuchſe unverhunzt waren, recht gern geſehen. Ihre Geſtaltung iſt höchſt paſſend für ein Klima, in dem man ſich nach Schatten, und doch auch nach freiem Luftzug ſehnt. Sie ſtehen mit ihren breiten Zweigkronen, wie koloſſale Sonnenſchirme, da. Sie geben Schatten hoch von oben herab, und hindern mit ihren hohen, ſäulenartigen und zweigloſen Stämmen den freien Luftzug nicht. Am ſchönſten

und in größeren Gruppen ſah ich ſie zu Rom in der Villa Pamphili, die mit altmodiſcher Schnörkelei und vielfacher Waſſerkunſtſpielerei ſich eigentlich längſt überlebt hat, allein mit ihrer hohen ſchönen Lage und weiten Ausſicht ſich in bleibendem Reiz erhält.

Eine ſchöne, hohe Waldberg-Parthie mit überraſchenden Ausſichten durch ſchmale, felſige Schluchten nach dem Meere hinab, hätte Hr. Nicolai auf dem Wege nach Camaldoli können kennen lernen, wenn er nicht Neapel ſo ſchnell für abgethan erklärt hätte. Es iſt dies einer der höchſten und reizendſten Punkte bei Neapel. Auf einer ziemlichen Strecke des Weges reitet man nicht neben, ſondern unter Weinguirlanden hin, weil ſie von Bäumen zu beiden Seiten des Weges, quer über denſelben gezogen ſind. Am 16ten Junius hörte ich da in einem Kaſtanienwalde (oder auch nur Hain) noch Nachtigallenſchlag. Und vom Hauſe des Telegraphen hinab hatte ich die reichſte Ausſicht: links vom Veſuv mit den benachbarten Bergen an, über das Meer nach dem Gebirge von Caſtelamare, nach Capri, Iſchia, Procida, Cap Miſene, Puzzuoli mit ſeinem Meerbuſen, nach der fernen Spitze von Terracina, und dann, immer mehr rechts, landeinwärts, über Capua, Caſerta und Capo di Monte.

— Alle dieſe Herrlichkeit, ſo nahe ſie auch lag, ſah Herr Nicolai nicht und ſpricht dann ab über Neapel!

Trotz dem, daß es ihm überall mehr um ſchöne Gegenden, als um Kunſtwerke zu thun war, reiſte er zweimal durch Aquapendente, ohne den nahen Waſſerfall zu beſuchen! — Von Rom wieder auf der Rückreiſe den alten Weg über Siena einſchlagend, ließ er den ungleich intereſſanteren, über das hochthronende Perugia mit ſeinem ausgezeichnet ſchönen, alten Dom und andern Merkwürdigkeiten rechts zur Seite liegen, und ſah alſo bei Terni den Fall des Velino nicht, der einer der prachtvollſten, mit den maleriſchſten Umgebungen geſchmückten Waſſerfälle Europas iſt! — Solche Böcke kann ein Reiſender doch nur bei der größten Unkenntniß des Landes, oder der unbedachteſten Planloſigkeit, ſchießen! — Hätte Hr. Nicolai dieſen Weg eingeſchlagen: ſo würde er hinter Terni, gegen Spoleto hin, auch eine ſehr intereſſante, von allen übrigen, die er in Italien geſehen, ganz verſchiedene Gegend kennen gelernt haben, wo nämlich auf einer ſehr langen Strecke die tiefe Straße ſich in vielfachen großen Windungen zwiſchen anſehnlichen Bergen hinzieht, die einander rechts und links entgegentreten

und größtentheils mit frischgrünender Laubwaldu dicht bedeckt sind.

Mit dem unbedeutenden Opfer eines Umweg von ein paar Poststationen hätte er also auch die Freu gehabt, auf einer ziemlich langen Bahn sich, wie eine schöne, vaterländische Gebirgsgegend, verse zu sehen. — Dieser Weg würde ihn noch einm nach Florenz geführt haben, wo er noch manch Versäumte hätte nachholen können, wie z. B. d Besuch der dortigen Kunstakademie mit dem groß Saale, welcher eine für die Kunstgeschichte höd interessante und belehrende, reiche Sammlung v Gemälden enthält, die in chronologischer Reihenfol Werke der berühmtesten und auch weniger berühm Meister von Cimabue bis Beanati, über R phael hinaus zeigt, und worunter auch zwei Köp aus Raphaels erster Epoche befindlich sind, auf i man einen solchen Werth setzt, daß man sie geg Entwendung durch angebrachte Ketten und Vorle schlösser zu sichern gesucht hat. — Wie höchst nußvoll und nützlich hätte Hr. Nicolai also a diesem Wege die anderthalb Tage anwenden könn die er, in Folge von Unvorsichtigkeit in Absicht ein Paßangelegenheit, voll Aerger und Langeweile Sarzana zubrachte! — Doch er wird sich we des Versäumten zu trösten wissen: Perugia hat ke

rothen Dächer! In Terni hätte es können einen waſchlappenähnlichen Eierkuchen geben! Die Waldberge vor Spoleto zeigten keine vaterländiſchen Kiefern! Und die Bilder zur Geſchichte der Kunſt wären ihm doch wohl böhmiſche Dörfer geweſen.

---

## XLVIII.

Herr Nicolai iſt überall ein ſchwer zu befriedigender Reiſender. Er erklärt zwar Myrthe und Granate für wirklich ſchöne Gewächſe, allein gleich kommt der hinkende Bote nach durch die Verſicherung, daß er ſie viel zu ſparſam gefunden, um darüber in Extaſe gerathen zu können, denn was er davon geſehen, ſey kaum der Erwähnung werth.

Ich weiß nicht, wie vieler ſchöner Gewächſe Hr. Nicolai bedarf, um darüber in Extaſe zu gerathen, und ſie für mehr als kaum der Erwähnung werth zu halten. Aber betheuern kann ich, daß ich und meine Reiſegefährtin davon vollkommen genug geſehen haben, um uns recht ſehr darüber zu freuen, wenn auch grade nicht, um darüber in Extaſe zu gerathen.

Der ſchöne Blüthenſchmuck, den wir ſo viel-

fältig am Wege geſehen, gehörte zu unſern angenehmſten Reiſegenüſſen. Daß dieſer Genuß nicht in ununterbrochenen Strömen von einer Stadt zur andern fortging, das war eben recht gut. Auf dieſe Weiſe wurden wir nicht überſättigt und gleichgiltig dagegen, ſondern waren immer angenehm durch einen unerwarteten Anblick überraſcht. Auf der Hinreiſe, je weiter wir gegen Rom kamen, deſto reicher und ſchöner umglänzte uns, ſelbſt von dürren Hügeln herab, die goldgelbe Geniſta. Auf unſerm Rückwege aber hatten wir zwiſchen Rom und Florenz uns oft genug einander aufmerkſam zu machen auf die Purpurblüthen der Granaten, die uns aus kleinen Gärten oder Hecken am Wege entgegen lachten. Zwiſchen Florenz und Genua erfreuten uns vorzüglich die blühenden Myrthengeſträuche, die auf jedem, ſelbſt auf felſigem Boden, zum Theil in großer Menge blühten. Jeden Tag ließen wir uns durch unſern Vetturino einen Strauch von etwa drittehalb Fuß Höhe, reich an Zweigen und Blüthen abſchneiden, und ſtellten ihn vor uns in den Wagen, um uns des milden Duftes ſeiner Blüthen zu freuen.

Nun zeigte ſich auch immer häufiger, aus den Gärten über Hecken und Mauern freundlich hervorſchauend, der Oleander mit ſeinen roſenfarbenen

ſelten nur mit weißen Blüthenbüſcheln. — Rechts am Thore von Spezia, zwiſchen der Stadt und dem nahen Meeresufer, war ein nicht großer, öffentlicher Spaziergang mit mehr als neunzig hohen, herrlich blühenden Oleandern geſchmückt. Obenein genoß man auf dieſer Stelle über das Meer und vorzüglich zur linken Seite eine herrliche Ausſicht nach nahen und nach den maleriſchſten, entfernten Berglinien in der Richtung nach Carrara hin.

Immer ſchöner entfaltete ſich weiterhin unſer Reiſeweg, und der Oleander wurde unſer immer treuerer Begleiter. In dem kleinen Garten am Schloßhofe des königl. Palaſtes zu Genua ſahen wir ihn von einer außerordentlichen Höhe. Jenſeit Genua waren reizend liegende Villen aufs Reichſte damit geſchmückt. Je weiter wir die Straße nach Nizza verfolgten, deſto häufiger prangte er, wildwachſend, an Bergabhängen, in der ſchönſten Blüthe. Eine Stelle vorzüglich iſt mir unvergeßlich — es war hinter Albingo — wo an einer hohen ſteilen Felswand ein kleiner Waſſerfall, etwa zwanzig Fuß hoch ſenkrecht herabfiel und dann im Zickzack weiter hinab rieſelte, und, wie zu ſeinem Putz hingepflanzt, höher und tiefer, rechts und links zu ſeiner Seite, mehrere Oleander-Stauden in der ſchönſten Blüthe dem gelblichen Felſen entwachſen waren. Ein Maler hätte

da den Stoff zu einem der lieblichſten kleinen Bilderchen holen können, das halb landſchaftlich, halb Blumenſtück geweſen wäre. — Ueberhaupt können Maler auf dieſem langen, unbeſchreiblich reizenden Wege, der größtentheils, mehr oder weniger hoch, am Ufer des blauen Meeresſpiegels hinläuft, und zur Rechten die maleriſchſten Berge und wilden Felſen hat, bald vorſpringend in kecken Vorgebirgen, bald zurücktretend in ſchönen Buchten, eine Menge der ſchönſten Landſchaftſtudien ſammeln. Dieſer Küſtenſtrich des ſardiniſchen Gebiets iſt von ganz beſonders erhabener und lieblicher Schönheit. Wer, ſtatt dieſen Landweg zu nehmen, den Waſſerweg von Marſeille nach Genua, oder gar bis Livorno wählt, der bringt ſich um eine Fülle des ſchönſten Naturgenuſſes.

Auch an Aloeſtauden fehlte es ſchon vor Genua nicht, beſonders bei Chiavari, wo wir ſie, als Hecken gepflanzt, viele mit zehn bis zwölf Fuß hohen Stengeln und Blüthen ſahen. An einem dieſer hohen Stengel zählte ich über vierunddreißig kürzere Stiele mit Blüthen. Weiterhin wuchſen ſie, gleich den Oleandern und Cactus, wild aus den Felſenſpalten, wie dies auch bei Tivoli der Fall iſt. Endlich zwiſchen St. Remo und Mentone gab es viele Orangenbäume, frei am Wege und auf Terraſſen, une.n.

geſchloſſen von Hecken und Mauern; und in einer Gegend nicht nur einzelne Palmen, ſondern in ſolcher Zahl, daß man ein paarmal wenigſtens von einem Palmenhain ſprechen konnte.

Blicke ich nun noch zurück nach den üppigen Roſenranken, die ich in Neapel über hohe Gartenmauern herab hangen, und im Luftzuge mit hundert kleinen, dicht an einander gedrängten, blaßrothen Blüthen ſchwanken ſah — und an die dortigen Mangelienbäume mit den großen, weißen, ſchön duftenden Blumenkelchen (die wir auch in Florenz häufig verkaufen ſahn): ſo ſteht Italien — wenn ich gleich in den römiſchen Villen keine beſondere Blumenzucht geſehen habe — doch in meiner Erinnerung mit einem höchſt reizenden Blüthenſchmuck da.

Wenigſtens zwei Erinnerungs-Gemälde an Italien möchte ich in meinem Zimmer haben! das eine von des trefflichen Böhlof Hand in Neapel: Die Ausſicht aus meinem Zimmer im Hôtel de Russie auf der Strada Lucia, über den belebten Quai hinweg auf das blaue Meer, nach dem Veſuv, der Gebirgskette von Caſtelamare, Capri, und rechts nach dem altergrauen Castel d'uovo. Das andere von der Hand meines Landsmannes Senff in Rom, des ausgezeichneten Meiſters in der Blumenmalerei: einen Strauß von

jenen lieblichen Kindern Italiens, die uns hundertfältig am Wege ſo freundlich begrüßten. — Dann wäre ich im Beſitz von zwei charakteriſtiſchen Bildern, die mich, auch unter dem trüben Himmel einer rauheren, nördlicheren Zone an die ſchönſte Reiſe meines Lebens auf das Erfreulichſte erinnern würden.

Doch auch ohne eine ſolche ſinnliche Mahnung denke ich noch mit ungeſchwächter Freude des Schönen und Intereſſanten, was ich in Italien ſah. Schaue ich namentlich zurück nach den langen, unvergeßlichen Bahnen an den felſigen und doch mit vegetabiliſchem Segen gekrönten Ufern des mittelländiſchen Meeres, nach dem heitern Nizza, dem ſchön liegenden Genua, dem ernſt intereſſanten Venedig, nach dem herrlichen Golf und der reizenden Strada nuova am Poſilipp bei Neapel, nach Salerno und Caſtellamare, nach Capri, Ischia, dem Golf von Puzzuoli und Bajä, nach dem düſtern Aſchenkegel des Veſuvs, nach den Trauerſtätten von Herkulanum, Pompeji und Päſtum, und nach Roms vielen großartigen Ruinen, und dann wieder nach den kleinern und größern Caſcaden und Waſſerſtürzen Tivoli's und Terni's — welcher Reichthum der allerverſchiedenartigſten lachenden und ernſt ergreifenden Bilder breitet ſich da im bunteſten Wechſel vor mir aus! Mit wie

viel lieblichen und ernſten Stimmen wird mir da zugerufen, daß Italien ein reizendes, höchſt intereſſantes Land iſt!

Und blicke ich endlich in die überreichen Kunſtſäle, und nach vielen Kirchen von Rom, Neapel und Florenz zurück, wo ich das Schönſte und Größte geſehen habe, was uns das Alterthum in Marmor und Bronze hinterlaſſen hat, und was in der neuern Blüthenzeit der Kunſt der Pinſel der größten Meiſter ſchuf — welche ungeheuer reiche Ausbeute ſeh' ich da als das Ergebniß meiner Reiſe! Meine alte, heiße Sehnſucht nach dem Anblick der herrlichſten Kunſtſchätze, welche die Jetztwelt aufzuweiſen hat, iſt auf das Erfreulichſte befriedigt, und mit Simeon könnte ich ausrufen: „Herr, nun läſſeſt Du Deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben das Größte und Schönſte, nach deſſen Anblick mich verlangt hat, geſehen!"

So habe ich denn, noch am Abend meines Lebens, reichlichen, ſchönen Honig in die Zellen meines Gedächtniſſes eingetragen; und ich werde daran erquicklich zu zehren haben, bis zum letzten Athemzuge meines Lebens. Ich habe alſo — trotz des ominöſen Anfangs meiner Reiſe durch den betrunkenen hamburgiſchen Poſtillon — eine höchſt glück-

liche Reiſe gemacht; und ob ich gleich am erſten April die Grenzen Italiens überſchritt, bin ich nichts weniger, als in den April geſchickt worden; und hätte ich eine wirkliche Beſchreibung meiner Reiſe in die Welt ſchicken wollen: ſo würde der Grundton derſelben ſehr heiter, und voll Dank gegen das ſchöne Land, das mir ſo tauſendfältige, ſchöne Genüſſe der verſchiedenſten Art bot, geklungen haben.

## XLIX.

Hier wollte ich eigentlich aufhören, von meinen Erlebniſſen in Italien zu ſprechen, doch kann ich nicht unterlaſſen, noch von einer beſondern Freude zu erzählen, die mir in einer meiner glücklichſten Reiſeſtunden zu Theil ward.

Als ich im November 1834 meinen kleinen Beitrag zum Schillerſchen Album an Guſtav Schwab nach Stuttgart ſchickte, that ich das Gelübde, wenn ich nach Rom käme, dem künſtleriſchen Schöpfer von Schillers Standbilde, dem trefflichen Thorwaldſen, auch für meinen Theil für ſeine großmüthige Förderung des Werks, den wärmſten Dank zu ſagen. Auch hatte ich ſeit 1830 von ſeinem und meinem Freunde Dahl in Dresden noch ein Brief-

chen an ihn abzugeben. — Am 22ſten April 1838 war ich ſo glücklich, jenes Verſprechen erfüllen zu können. Thorwaldſen nahm dieſe Erfüllung ſehr freundlich auf. Am 29ſten April beſuchte ich ihn zum zweitenmale, und ward von ihm empfangen, wie ein guter, alter Bekannter. — Wohl noch nie hat die Perſönlichkeit eines Mannes mich ſo ſchnell zu ſich hingezogen, als dies bei Thorwaldſen der Fall war. „Wie freute ich mich, die Hand, die ſolche Meiſterwerke ſchuf, in der meinigen zu halten! Und dieſer berühmteſte aller Künſtler der neueren Zeit, der ſeiner Unſterblichkeit ſo gewiß ſeyn kann, als Homer, Phidias, Alexander, Raphael, und Friedrich der Große — wie einfach, wie anſpruchslos, wie wohlwollend iſt ſeine äußere Erſcheinung!" Dieſe Worte (abgedruckt in Nr. 159 der Abendzeitung von 1838), die ich am 21ſten Mai zu Neapel aufs Papier warf, unterſchreibe ich auch heute, mit ungeſchwächtem Gefühl für ihn. Als Menſch wurde er mir mit jedem Beſuche lieber und lieber. Und ſeine Atelier's erfüllten mich mit der lebhafteſten Bewunderung ſeiner künſtleriſchen Meiſterſchaft!

In Neapel machte ich ein ſcherzhaftes Trinklied für deutſche Künſtler in Rom, in wel-

chem ſich eine Anſpielung darauf befand, daß Spitzbuben während meines erſten Aufenthalts in Rom Thorwaldſens Wohnung in ſeiner Abweſenheit erbrochen hatten, die aber noch zur rechten Zeit geſtört waren, und, ohne ihren Raub ausgeführt zu haben, entfliehen mußten, wie in Nr. 160 der Abendzeitung näher von mir erzählt iſt. Bei unſrer zweiten Anweſenheit in Rom, als wir am 24ſten Junius meinem Landsmanne Senff und Thorwaldſen Abſchiedsbeſuche machen wollten, ſteckte ich eine Abſchrift jenes Gedichts in die Taſche, mit dem Vorſatz, es Senffen mit der Bitte einzuhändigen, es nach meiner Abreiſe Thorwaldſen, als ein kleines Andenken, zu übergeben. Unterweges beſann ich mich indeſſen anders. Das Gedicht erſchien mir zu unbedeutend für dieſen Zweck, und ich behielt es alſo in der Taſche, ohne Senffen etwas davon zu ſagen.

Hierauf ſtiegen wir die Treppe nach der mittleren Etage hinab, wo Thorwaldſen wohnt. Er nahm mich wieder ſehr freundlich auf, und zeigte mir das Modell in Thon zu einem großen, aufrecht ſtehenden, ſehr kräftigen (nach Kopenhagen beſtimmten) Vulkan, mit dem Hammer in der rechten, und der Feuerzange in der linken Hand, das er während unſers Aufenthalts in Neapel vollendet hatte.

Tags zuvor, bei einem nochmaligen Beſuch ſeines größten Ateliers hatte ich einen Taufſtein in Marmor, den er zu einem Weihgeſchenk für eine Kirche in Island beſtimmt hatte, mit einer hierauf bezüglichen, lateiniſchen Inſchrift geſehn*). Als ich nun hievon mit ihm ſprach, ſagte er mir, daß ſein Vater in Island geboren ſey, daher er dies, wie ſein eignes Vaterland ehre.

Nachdem er mir hierauf erzählt hatte, daß er nun wirklich von Frankfurt aus den Antrag, eine Bildſäule von Göthe zu verfertigen, erhalten habe, über deren Stellung er aber noch nicht mit ſich einig ſey, lenkte ich noch einmal das Geſpräch auf Schillers Denkmal, und fragte ihn, ob er von ihm, den er ſo ſchön verherrlicht, viel geleſen habe? Dies bejaend, führte er mich nach ſeinem entlegenern, geräumigen, reich beſetzten Bibliothekzimmer, welches nicht, wie die andren, mit Gemälden geſchmückten, bei den gewöhnlichen Fremdenbeſuchen geöffnet iſt. Mit heiterer Lebendigkeit zeigte er mir die große Ausgabe von Schillers Werken, und, dann auch Winkelmanns Werke, von dem er mit großer Achtung ſprach.

*) Sie lautet: Hoc opus Romae fecit et Islandiae Terrae olim Gentilicae Pietatis causa donavit Albertus Thorvaldsen A. MDCCCXXXVII.

In dieſem Zimmer noch verweilend, ſagte er mir dann, daß er, während meines Aufenthalts in Neapel, fleißig geweſen ſey, und nicht nur das Modell zum Vulkan vollendet, ſondern auch in ſeinem großen Atteliere die Verpackung der nach Kopenhagen beſtimmten Marmor-Arbeiten, die ich bei meinem erſten Beſuch noch geſehen hatte, habe beenden laſſen, daß aber auch, leider, ſeine Wohnung von Dieben erbrochen worden ſey. Dies erinnerte mich an das Gedicht in meiner Taſche mit der Anſpielung auf einen Diebes-Verſuch; und um ihm zu zeigen, daß jener Vorfall mir noch, von ſeiner Erzählung bei meinem erſten Beſuche her, auch in Neapel erinnerlich geblieben ſey, zog ich es aus der Taſche, und las es ihm vor*). Da er es mit ungleich beifälligerer Theilnahme anhörte, als ich erwartet hatte, trug ich kein Bedenken mehr, ihm die Abſchrift hin zu geben, als ein kleines Zeichen meiner großen, aufrichtigſten Verehrung. — Nie habe ich einen berühmten Mann um eine Stammbuch-Sentenz, um ſeine Handſchrift in anderer Form, oder ein anderes Erinnerungszeichen angeſprochen.

*) Ich theile es hier nicht mit, theils weil ich zu wenig Werth darauf ſetze, theils weil es ſo viele örtliche Beziehungen enthält, daß es ohne viele hinzugefügte Noten nur den Wenigen verſtanden werden könnte.

Jetzt bei Thorwaldſen ward ich zum erſtenmale in meinem Leben dieſer meiner alten Zurückhaltung untreu. Die freudige Ueberraſchung darüber, daß er mein unbedeutendes Weihgeſchenk weit über meine Erwartung freundlich aufnahm, riß mich fort. Lebhaft bewegt, bat ich ihn, daß er mir, zum bleibenden Andenken, nur einen oder ein paar Striche von ſeiner Hand — ſey es eine Naſe, ein Finger, ein Katzenſchwanz, oder ſonſt etwas — mit ſeinem darunter geſchriebenen Namen, ſchenken möge. — Als er mir die Erfüllung meiner Bitte freundlich nickend zugeſagt hatte, erzählte er mir aber, daß die Diebe, außer dem mir bekannten, frühern Verſuche, ihn zu beſtehlen, während meiner Abweſenheit einem zweiten gemacht hätten, der ihnen nur zu ſehr geglückt ſey, indem ſie ihm nicht nur ſein baares Geld, was er am leichteſten verſchmerzen könne, ſondern auch zwanzig und etliche goldne Medaillen, und, was das Schlimmſte ſey, auch unerſetzliche, geſchnittene Steine entwendet hätten. —

Nachdem er uns in die Geſellſchaftszimmer zurückgeführet, er ſich auf kurze Zeit entfernt, und ich unterdeſſen mich am Anblick dieſes und jenes trefflichen Gemäldes nochmals ergötzt hatte, kam er zurück, ging mit mir in ein Zimmer, wo wir allein waren, und gab mir eine, von ihm mit Bleiſtift-

Umriſſen gezeichnete, in der rechten Hand den Krug, in der linken die Schaale haltende Hebe, mit ſeiner dazu gefügten Unterſchrift:

Alberto Thorvaldsen
Roma 24 Giugno 1838.

Und dabei machte der übergütige Mann noch eine Entſchuldigung, daß ſeine Augen ſchon ſeit einiger Zeit nicht mehr zum Zeichnen taugten, und er mir nichts Beſſeres geben könne.

Wie freudig überraſcht ich ihm dankte, brauche ich wohl nicht erſt zu ſagen. Aber er ſteigerte meinen Dank noch, indem er mich auf einige Augenblicke verließ, und mir dann — als wenn ich noch nicht genug hätte — in einer Kapſel, eine, ihm zu Ehren geſchlagene Medaille, auf eine wahrhaft herzliche Weiſe einhändigte. Auf der Vorderſeite ſein Bildniß, mit der Umſchrift: Thorvaldsen — Scultore. Auf der Rückſeite, nach einem ſeiner Reliefs, ein ſchmiedender Prometheus, und der von ihm gebildete Menſch, dem Minerva, als Andeutung der Beſeelung, einen Schmetterling auf's Haupt ſetzt, mit der Ueberſchrift: Prometheo.

Welch eine ſchöne Stunde war das! Der Mann, den ich ſchon lange ſo hoch als Künſtler verehrte, eh' ich ihn perſönlich kennen lernte, und der mir, ſeit dieſe Freude mir zu Theil wurde, bei jedem Beſuche auch als Menſch ſo ſehr lieb geworden

war — der treffliche Mann, der mir ohnehin unvergeßlich geblieben wäre, ſo lange ich denken und empfinden kann — er erfreute mich noch mit ſo werthvollen Geſchenken! Mit den Gefühlen des allerherzlichſten Danks und der liebevollſten Zuneigung ſchied ich von ihm.

Die Zeichnung hängt, in Glas und Rahmen gefaßt, als eins meiner liebſten Beſitzthümer, unter ſeinem wohl getroffenen Bilde von Küchler in Rom, das ich mir ſchon bei meiner erſten Anweſenheit gekauft hatte, meinem Sitze am Schreibtiſche gegenüber, und erfüllt mich, ſo oft ich danach blicke, mit dankbarer Freude, wenn ich mir gleich eigentlich mit Beſchämung ſagen muß, daß ich um zu geringem Einſatz den ſchönen Gewinn erhielt.

Die Zeichnung ſtimmt, mit geringer Abweichung, mit den Umriſſen auf dem Kupferblatt Nummer 59 im erſten Bande der Abbildungen und Erläuterungen von Thorwaldſens Werken überein, in Rom 1831 in Folio, von Andrea Acquistapace herausgegeben, unter dem Titel: Intera Collezione di tutte le opere inventate e scolpite dal Cav. Alberto Thorwaldsen, incisa a Contorni con illustrazioni del chiarissimo abate Missirini etc. Ein ſchätzbares Werk, bei dem nur zu bedauern iſt, daß nicht immer angegeben iſt, in welchem Jahre,

auf weſſen Veranlaſſung der groſſe Meiſter ſeine Bildungen ſchuf, ob er ſie ſelbſt in Marmor ausführte, oder blos modellirte zum Erguſs, und für welchen Ort jedes beſtimmt war. Vollſtändig hätte ſich das Alles freilich kaum nachweiſen laſſen, namentlich in Abſicht der Wiederholungen mancher vorzüglich beliebter Stücke, und wegen mancher Verpflanzungen derſelben von einem Orte zum andern; allein über Manches hätte doch wohl mehr Auskunft gegeben werden können, und das wäre im Laufe der Zeit immer wichtiger geworden.

## 15.

Blicke ich nun, nicht ſowohl nach dieſer Abſchweifung, als vielmehr überhaupt nach den Anderungen der Eindrücke, welche Italien auf mich gemacht hat, noch einmal nach dem armen Herrn Nicolai hin — wie ganz anders erſcheint und klingt Alles bei Dem! Im Alter der beſten Lebens- und Reife-Kraft, am erſten Mai, einem der gefeiertſten Tage des Jahres, im beginnenden Frühling, ſagte er jauchzend ſeiner Vaterſtadt Lebewohl, um Italien, von dem er und ſeine Reiſegefährten in tauſend Büchern geleſen, daſs es das ſchönſte Land Europa's ſey, kennen zu lernen. Und das

tauſend und erſte Buch, was er nun zu jenem, von Thoren und Lügnern geſchriebenen Tauſend hinzufügte, berichtet faſt auf jeder Seite, daß er, mit wenigen Ausnahmen, überall die ſchmerzlichſten Enttäuſchungen erfahren, und, ſtatt Freude, nur Aerger und Qual allerlei Art empfunden habe — kurz, daß er mit ſeinen Gefährten in Italien auf das Widerwärtigſte in den April geſchickt worden ſey! Kein Schiffbrüchiger, kein entlaufener mittelloſer Gefangener hat, nach ſeiner eignen Schilderung, eine ſo jammervolle Reiſe gemacht, als er! Und ſein Buch hallt faſt von nichts als Klagen und Scheltworten wieder, und iſt das non plus ultra einer koloſſalen, mit Schimpf und Schande geſpickten, und vielfachen Ekel erregenden, Reiſe-Elegie! — Welch ein beklagenswerther Reiſender! Welch ein Schriftſteller von der allertraurigſten Geſtalt! —

Wer darauf ausgeht, eine Karikatur zu malen, der macht aus einem edeln Kopfe leicht einen abenteuerlichen, und aus einem hübſchen Seubertsgeſicht eine Kalmukenfratze. — Als einen ſolchen Kunſtſtückmacher hat Hr. Nicolai ſich in ſeinem Buche gezeigt. Er will ein treuer Portraitmaler ſeyn; und unter ſeinem ſchmutzigen Pinſel wird aus jeder artlichen Sommerſproſſe ein braunes, di-

ker Leberfleck, und aus jedem Leberfleck eine ekelhafte Beule.

Wenn man, wie er verfährt, ſo iſt Alles — auch das Schönſte, das Erhabenſte, das Heiligſte — herabzuwürdigen und in den Staub zu ziehen! Wer frivol genug dazu iſt, kann aus einem Paradieſe ein widriges Zerrbild machen. Und ſo könnte auch, in Herrn Nicolai's Manier auffaſſend, und ſchildernd, und Schlüſſe ziehend, ein alter, ſauertöpfiſcher Hageſtolz ein Bild des Eheſtandes aufſtellen, vor dem man zurückſchaudern müßte! Und wanderte er durch einige Familien- und Kinderſtuben, und horchte nach jedem Geſchrei eines kleinen Trotzkopfs, und notirte jedes unſaubre Mädchen, und zählte alle ſchmutzigen Windeln zuſammen, und multiplicirte dann noch Alles mit der Zahl zehn oder zwanzig, und machte aus jeder Mücke einen Elephanten: ſo könnte er, in Nicolaiſcher Manier, auch ein Bild oder ein Buch hinſtellen mit der Ueber- oder Unterſchrift: „die Kinderwelt, wie ſie wirklich iſt," und er könnte dann in dreiſten Orakelſprüchen verkündigen, daß es mit der viel gerühmten, liebenswürdigen Kinderwelt nur etwas ſehr Widerwärtiges und Ekelhaftes, und mit der elterlichen zärtlichen Liebe und Glückſeligkeit nur Phantaſterei und beshafter Lug und Trug an-

geführter Thoren ſey, um den innern Verdruß über die Noth mit den kleinen Bälgern nicht zu verlautbaren, und um Andere, durch die Irrlichter falſcher, betrügeriſcher Glückſeligkeitsverſicherungen, ebenfalls in den Sumpf des Familienlebens zu verlocken! — Ja, mit einer gehörig ſchlechten Feder, und wenn man ſich nicht ſcheut, ſich an dem Schöpfer zu verſündigen, läßt ſich von der ganzen Schöpfung, trotz ihrer großartigen Herrlichkeit, ein widriges Zerrbild entwerfen. Wer ſich einmal in unwürdiger Malerei gefällt, der wird auch an dem Schönſten, Erhabenſten und Heiligſten eine Kehrſeite aufzufinden wiſſen, die ihm den Anlaß zu einer ſchmutzigen Kleckſerei bietet.

In ſolcher unwürdiger Weiſe iſt Herrn Nicolai's Buch geſchrieben! Von ſolcher Beſchaffenheit ſind ſeine Auffaſſungen, ſeine Schilderungen, ſeine Schlüſſe! — Je mehr ich Italien kennen lernte, deſto mehr erkannte ich, welch ein verfehltes, verwerfliches Buch das ſeinige iſt. Wohin ich kam, da verſpottete man es. Ein Zufall hatte obenein in meinen Reiſekoffer ein Journalheft*) gebracht, wel-

*) Annalen der Criminal-Rechtspflege von Demme und und Klunge. Dritter Band. Erſte Abtheilung „Zur Lehre über Injurien auf dem Gebiet literäriſcher Kritik."

ches die richterlichen Ausſprüche des Oberlandesg richts zu Naumburg erſter und zweiter Inſtanz Betreff der Injurienklage Hrn. Nicolai's weg der Friedländerſchen Recenſion ſeines Buchs en hält. Das theilte ich den Freunden und Bekannte in Rom und Neapel mit; und Alle ergötzten ſi an Hrn. Profeſſor Friedländers Recenſion, un prieſen die richterlichen Entſcheidungen, und halfe mir lachen über Herrn Nicolai's Buch. — —

# Anhang.

## A.

Ich hatte nicht allein die vorſtehenden Textbogen, ſondern auch die nöthige Vorrede geſchrieben — welcher ich aber, damit man ſie nicht ungeleſen überſchlüge, eine andre Ueberſchrift gab — da kam mir plötzlich der Einfall, den eigentlichen Textbogen noch eine, für ſich beſtehende Zugabe anzufügen. Um nämlich dem Nicolaiſchen Genius noch eine beſondere Huldigung darzubringen, wollte ich verſuchen, in ſeiner Art und Weiſe auch eine kleine Reiſebeſchreibung zum Beſten zu geben, doch nicht in meinem, ſondern in eines reiſenden Italieners Namen, welcher Deutſchland durchfliegen ſollte, wie Hr. Nicolai Italien durchflog, und ſich dann hinſetzte, die Leſewelt mit einem

„Deutſchland, wie es wirklich iſt"

zu beſchenken. — Eine höchſt überraſchende Störung hinderte mich an der Ausführung dieſes Plans.

Doch eine Skizze deſſelben will ich hier mittheilen, ehe ich über die Art jener merkwürdigen Störung Bericht erſtatte.

Mein Reiſebeld ſollte Domenico Ilario Sperante heißen, ſollte, eben ſo wie Hr. Nicolai, ſich ſelbſt als fein empfindend, gebildet, mit der innigſten Empfänglichkeit für das Schöne, mit glühender Einbildungskraft und lebhaftem Gefühl ausgeſtattet ankündigen, ſollte auch im Voraus eben ſo gründlich über Deutſchland, wie Hr. Nicolai über Italien, unterrichtet, aber dabei ein eben ſo guter Italiener ſeyn, als Herr Nicolai ein guter Deutſcher iſt. Alſo — halb ein Doppelgänger, halb ein Gegenfüßler von Herrn Nicolai.

Wie Dieſer tauſend lobpreiſende Schriften über Italien, ſo hatte Herr D. I. Sperante — wenn auch nicht volle tauſend, doch gewiß neun hundert neun und neunzig (oder auch viel weniger) Lobeserhebungen zu Ehren Deutſchlands geleſen, und er brannte vor Verlangen, es von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen. Er glühte vor Enthuſiasmus für das biedere, ſtreng-ſittliche, freiheitliebende, heldenmüthige und dabei hoch cultivirte Volk, das neuerlichſt ſeinen berühmten Männern ein öffentliches Denkmal nach dem andern errichtet. Er ſehnte ſich aus ſei-

nem weichlichen Südlande, nach dem kräftigen Nordlande hin. Er wollte die großen Muſikwerke der Deutſchen, und ihre Geſang- und Muſik-Virtuoſen kennen lernen. Er war durchdrungen von Hochachtung gegen das Erziehungs- und Unterrichts-Weſen auf deutſchen Schulen und Univerſitäten. Ja er war ſogar neugierig, den proteſtantiſchen Gottesdienſt, der ihm ſo erbauend und ſegenbringend geſchildert war, ein wenig kennen zu lernen und in der Nähe zu belauſchen.

Seine Kenntniß der deutſchen Sprache war freilich ſehr gering; da er aber auf einem deutſchen Schiffe von Livorno nach Bremerhafen fuhr: ſo ließ er dieſe gute Gelegenheit, allerlei deutſche Wörter und Redensarten zu lernen, nicht unbenutzt. Daneben blätterte er auch mitunter in einem, zwar etwas veralteten, doch immer noch brauchbaren Reiſe-Handbuche. Er war alſo ſchon auf ſeiner Seereiſe rühmlich bemüht, ſich zu der intereſſanten Landreiſe vorzubereiten.

Von den unterſchiedlichen deutſchen Redensarten, welche er aufgeſchnapyt hatte, konnte er auf ſeiner Reiſe indeſſen nur einen ſehr unvollkommenen Gebrauch machen, weil er ſchon in Bremerhafen von einer hartnäckigen Heiſerkeit befallen wurde, die ihm, ſtatt kaum ein unverſtändliches Krächzen verſtat-

tete. Er ſchob dies auf die Rohheit der barbariſch Sprache. Schon hiedurch, ſowie durch die plump Sitten und den Branntweinduft der Matroſen wi de ihm ſeine gute Reiſe-Laune verdorben.

Vergeblich ſah er ſich am Ausfluß der Weſ und, bei der Fahrt nach Curhaven, auch am Au fluß der Elbe, nach ſchwimmenden, nordpolariſch Eisbergen um, die er an beiden Stellen ſo ſich erwartete, als Hr. Nicolai in Venedig und Ne pel vergoldete Kuppeln erwartet hatte. Er fühl ſich hiedurch ſehr unangenehm enttäuſcht.

Ein Abſtecher nach dem geprieſenen Helgolan gab ihm nur Veranlaſſung, es auf das Tiefſte g gegen Iſchia und Capri herabzuſetzen. Nichts al Kartoffelkraut ſtatt der herrlichen Südfrüchte un Blüthen! Ein paar kleine Felsaushöhlungen ſtat der großen, feenhaften Azur-Grotte von Capri Ein Hummer auf der Schüſſel, und der auftau chende Kopf eines Seehundes in der Nähe der Kü ſte waren die einzigen Nordſee-Merkwürdigkeiten die man ihm zeigte. Aber nicht einen einzigen Wall fiſch ſah er harpuniren, worauf er ſo feſt gerechne hatte, wie Hr. Nicolai auf Palmenwälder! Er überzeugte ſich, daß es mit der Nördlichkeit der Nordſee wohl nicht weit her ſey, was abermals eine bittere Enttäuſchung war!

Die Gärten der Hamburger an der Alster und an der Elbe wollten ihm nicht gefallen, weil sie weder Wasserkünste noch Marmorzierrathen, wie die Villa Mattei und Villa Albani, aufzuweisen hatten. — Die Thorsperre, von welcher er hörte, schlug seine schöne Hoffnung, in Deutschland ein glückliches, freies Volk zu sehn, auf das Grausamste zu Boden. Er seufzte tief wegen dieser schmerzlichen Enttäuschung! — Ein Napf voll Aal-Suppe, der ihm vorgesetzt wurde, machte ihn auf immer mißtrauisch gegen die hamburgische Küche. Er glaubte, ersticken zu müssen an den darin befindlichen, bleischweren Klößen, und fand die ganze Zusammensetzung widersinnig und abscheulich. Er sehnte sich nach Zwiebelsalat, wie Hr. Nicolai nach rothen Ziegeldächern. — Allein so schnell er auch zum Thore hinaus eilte, machte er auf den Straßen, durch die er fuhr, doch noch mehrere widrige Beobachtungen. Aus den morastigen Fleeten, die er (zur Zeit der Ebbe) sah, machte er den Schluß, daß Hamburg ein höchst ungesunder Ort, und unausgesetzt von bösen Fiebern heimgesucht seyn müsse. Er fand es thöricht, daß Männer mit großen Eimern umherginaen, um Milch zu verkaufen, anstatt Ziegen und Kühe durch die Stadt zu treiben, und vor den Häusern der Abnehmer zu melken, wie es

in Rom und Neapel geſchieht. — Noch ungleich ärger aber erſchien es ihm, daß Frauen, zu beiden Seiten mit mehreren Körben bepackt, die voll Gemüſe oder Obſt waren, wie Laſtthiere durch das Labyrinth der Straßen wankten, anſtatt Eſel damit zu beladen. Er witzelte, daß man in Deutſchland ſtatt ſich eines Eſels zu bedienen, lieber ſelbſt als ein ſolcher diene. Und ein Leichenbegängniß, bei dem er eine Menge ſchwarz gekleideter Männer, mit groſſen Halskragen und weiß gepuderten Stutzperrücken und mit Degen an der Seite ausſtaffirt, als Begleiter einherſchreiten ſah, war ihm ſo anſtößig, daß er in ſein Tagebuch ſchrieb, die Deutſchen ehrten ihre Todten ſo wenig, daß ſie bei den Begräbniſſen derſelben die unpaſſendſten Carnevals-Aufzüge veranſtalteten, weshalb er denn die Deutſchen ein höchſt gefühlloſes Volk ſchalt, und ſich abermals bitter enttäuſcht fühlte.

Auf der Reiſe nach Lübeck bringt die Schlechtheit des Weges ihn faſt zur Verzweiflung. Er verſichert, alle Martern eines Geräderten hundertfach empfunden zu haben; und da er die Sünde der Däniſchen Regierung den beiden deutſchen Schweſterſtädten Schuld giebt: ſo ſchilt er im Allgemeinen auf Deutſchland und auf die Faulheit und Knauſerei der Deutſchen, wie ein Rohrſperling. In ſeiner einmaligen

Erbitterung, findet er die alterthümlichen Bauwerke Lübecks höchſt geſchmacklos. Er mag die Marienkirche gar nicht ſehn, wirft nur im Fluge die intereſſante Notiz hin, daß die Trave ein Küſtenfluß ſey, wie Hr. Nicolai vom Garigliano bemerkt, und ſehnt ſich abermals vergeblich nach Zwiebelſalat.

Auf ſeinen weiteren Kreuz- und Querzügen durch Deutſchland ſcandaliſirt er ſich nicht wenig an den hohen Ziegeldächern in den Städten, da er deren Zweckmäßigkeit nicht einſieht. Beim Anblick von Schindel- und Strohdächern aber, die oft zum Abbrennen ganzer Städte und Dörfer behülflich ſind, macht er ſich, faſt malitiös, über die unbegreifliche Dummheit der Deutſchen luſtig. Erbärmlich unſolid erſchienen ihm die Häuſer von Holz oder gar von Lehm, zumal wo ſie Ueberſchwemmungen ausgeſetzt ſind. Was eine Säule ſey, meint er, wiſſe man in Deutſchland kaum, denn nirgends bekomme man welche zu ſehen; und ſelbſt die beſten, von Katholiken in Deutſchland erbauten Kirchen ſeyen faſt alle in dem düſtern, widrig geſchnörkelten Spitzbogen-Stil erbaut.

Seit er in einer engliſchen Gartenanlage an einer künſtlichen Burgruine hat bauen ſehen, wird er ein Skeptiker, wie Hr. Nicolai, und meint,

daß es überhaupt wohl mit den mittelalterlichen Burg- und Kloſter-Ruinen in Deutſchland nur Windbeutelei und Betrügerei ſey; und der künſtliche Steinberg in Wörlitz macht ihn mißtrauiſch gegen alle Notizen über Berge und Felſen in Deutſchland. Er will daher weder den Rhein noch das Rieſengebirge beſuchen, eben ſo wenig mag er die ſogenannten alten Schloßruinen von Heidelberg, von Baden-Baden, die Burg- und Kloſter-Ruinen am Rhein und an der Donau, den Grädisberg in Schleſien und den Oybin in der Oberlauſitz ſehen, zumal er ſchon Abbildungen davon geſehen hat.

Ueber ſchlechte Bewirthung und Bedienung, Schmutz und Uebertheurung in den Wirthshäuſern hat er oft zu klagen. In Verzweiflung bringt ihn die ärmliche Schmalheit der Bettſtellen und die Hitze der Federkiſſen unter dem Kopfe. Aufs Schmerzlichſte vermißt er die kühlen, feſten Walzen, an die er gewöhnt iſt, denn er ſchläft in der Regel ſchlecht, und ſteht am Morgen ermatteter auf, als er ſich Abends niedergelegt hatte, wie Hr. Nicolai. — Die Bedienung durch junge Dienſtmädchen in den Wirthshäuſern erſcheint ihm als eine arge Unſchicklichkeit und Gelegenheitmacherei zur Unſittlichkeit.

Als er in die Region der Braunkohlen geräth, iſt er in Verzweiflung über den fußhohen, braunen

Schmutz in den Straßen und den abscheulichen Gestank in den Zimmern und den Häusern. An dem Tabaksqualm in vielen Gastzimmern erstickt er beinahe, und wenn er sich in sein Logiezimmer gerettet hat: so ekelt er sich noch vor seinen durchräucherten Kleidungsstücken.

Und ist er von diesem Gestank nicht geplagt: so treibt ihn das Brennen des Kaffee's, wegen des Qualms und betäubenden Geruchs, mehrmals zum Hause — selbst bei Regenwetter — auf die Gasse hinaus; und er kann nicht begreifen, wie stumpfsinnig die Deutschen seyn müssen, daß sie ein so abscheuliches Geschäft in einem anständig seyn sollenden Hause verrichten, und nicht, wie die Italiener, auf offnen Straßen und freien Plätzen.

Ueberhaupt erscheint ihm Deutschland als ein wahres Lumpenland, weil es keine Olivenbäume, keine Seidenzucht, keine Mandeln, keine genießbaren Kastanien, keine Apfelsinen, und nur auf ein paar Stellen ein wenig Wein erzeuge, von dem die Deutschen selbst gestänben, daß sie, wenn sie davon getrunken hätten, ganz besondere Vorkehrungen treffen müßten, damit er nicht, seiner ätzenden Säure wegen, die Eingeweide durchfresse.

Daß sich die Gastwirthe bei der Mahlzeit den Wein — und wenn man auch nur ein paar Glä-

ſer getrunken — beſonders bezahlen laſſen, und zwar zu äußerſt hohen Preiſen, das bringt ihn oft in leidenſchaftlichen Zorn und in lauten Zank mit Wirthen und Kellnern. Haranguirt er bei ſolcher Gelegenheit mitunter die andern Tiſchgäſte, ſo gut es mit ſeinem wenigen Deutſch und mit ſeiner heiſeren Stimme gehn will, um ſie zu gleicher Oppoſition gegen ſolche Unbill aufzufordern: ſo hat er den Verdruß, daß man ihn nicht unterſtützt, ſondern nur verlacht, was er dann umſtändlich, wie Hr. Nicolai, notirt. — Und will er, der Wohlfeilheit wegen, ſeine Zuflucht zum Biertrinken nehmen: ſo iſt es bald widrig ſüß, bald unleidlich bitter, und meiſtentheils ſauer. Es ſchmeckt ihm daher ſchlecht, macht ihm bald Kopfweh, bald Bauchgrimmen, und er nennt es daher gewöhnlich ein ſchlechtes Geſöff oder eine abſcheuliche Jauche, wie Herr Nicolai den italieniſchen Wein benennt.

Statt Artiſchocken, erhält er faſt täglich Kartoffeln zu eſſen. Als man ſie ihm ſogar einmal ungeſchält vorſetzt, wird er ganz voll Verzweiflung, in ein Land gereiſt zu ſeyn, wo man die Menſchen grade ſo, wie die Schweine, füttere. Als ihm einmal ein Stück Pumpernickel als eine extraordinaire Leckerei vorgeſetzt wird, geräth er außer ſich vor Wuth, weil er meint, daß man ihn foppen wolle.

Und ein Gericht von großen Klößen mit Gänſegekröſe und einer ſchwarzſauren Brühe darüber, erklärt er für das abſcheuliche Product einer Hexenküche, um mit gekneteten, ſteinharten Zwölfpfündern einen guten katholiſchen Chriſten auf recht ſataniſche Weiſe um Geſundheit und Leben zu bringen. Auch das Schmelzen und Braten der Speiſen mit Butter, ſtatt milden Oels, iſt für ſeine Naſe widerlich, wie für ſeinen Magen verderblich, und der ranzige Geruch des Salatöls erfüllt ihn mit dem ärgſten Ekel. — An Fliegen, Mücken, Flöhen ſoll es, wie er gehört hat, zur Sommerzeit auch nicht fehlen, ja in manchen Gegenden vor Wanzen kaum auszuhalten ſeyn. Er ſelbſt fühlte ſich, bei ſeiner Herbſtreiſe, von dieſer Art von Ungeziefer nur wenig geplagt, deſto mehr aber von Mäuſen, die ihn manche Nacht durch ihr Umherlaufen im Zimmer, durch Nagen an den Brettern des Fußbodens, einmal ſogar durch Wirthſchaften im Stroh ſeines Bettes, nicht ſchlafen laſſen. Die Hauptſchuld hievon giebt er dem unſoliden Bau der Häuſer, und ganz vorzüglich den bretternen Fußböden, daher er im Gegenſatz von dieſen, den Gips und die Steine der Fußböden in Italien preiſt. — Alle Augenblicke möchte er Deutſchland zu tauſend Teufeln wünſchen, wie Hr. Nicolai Italien.

Wirft er ſich nun in den Wagen, um aus dem abſcheulichen Lande wieder hinaus zu kommen: ſo hat er wieder den immer erneuerten Verdruß über das Zahlen von Chauſſeegeld, zum Theil für ziemlich ſchlechte Chauſſeen, oder auch wohl für ſolche, die eigentlich gar keine ſind. Noch empörender aber iſt ihm das Zahlen von Geleit-, Mauth-, oder von Pflaſtergeld in lumpigen Städten, die erbärmlich gepflaſtert ſind.

Unausſtehlich iſt ihm das ſtundenlange Fahren in Wäldern, wo man nichts ſieht, als Bäume — oft ſogar nichts, als die ſchlechteſte Art von Kiefern. Und kommt er zu den Wäldern hinaus: ſo iſt er meiſt umgeben von unabſehlichen Stoppel-Feldern, oder umgepflügten ſandigen oder ſchwarzen Aeckern. An anderen Stellen meilenlang nichts, als Haidekraut oder eintönige Viehtrift! Er findet, daß Deutſchland ein höchſt erbärmliches Land iſt.

Dazu nun in den langweiligen Ebenen das langſame Fahren, die vorherrſchende Schläfrigkeit und Trunkſucht vieler Poſtillone! Die Lohnkutſcher findet er noch viel ſchlimmer. Der Eine konnte, ſtatt ſeiner Namensunterſchrift, kaum drei Kreuze machen. Die meiſten waren grob und betrügeriſch, und auf Branntwein erpicht. Der Eine war ſo betrunken, daß er bald den Hut, bald die Peitſche

verlor, und als er diese aufgenommen, und wieder auf den Kutschbock gestiegen war, auf der andern Seite hinunter in den Landstraßenkoth fiel. Das gab ihm die niederschlagende Ueberzeugung, daß es mit Volksunterricht und Erziehung in Deutschland nicht besser stehe, als in Italien, mit der Trunksucht aber ärger, als irgendwo in der Welt. — Kurz, in seinen Erwartungen von dem, was er in Deutschland Gutes und Rühmliches finden werde, immer eine Enttäuschung nach der andern! Er wurde ganz schwermüthig hievon!

Doch sein Unmuth sollte noch mehr gesteigert werden! Ein Studententumult in einer berühmten Universitätsstadt, der mit dem Einwerfen der Fenster eines Professors und mit einer Balgerei zwischen Studenten und Polizeidienern endete, machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß jeder kleine Straßenlärm ihn mit Schrecken und Furcht vor Volksempörung erfüllte, so wie Hr. Nicolai überall Räuber sah. Herr D. J. Speranie sah ein, daß die ganze Jugendbildung in Deutschland aufs Heilloseste verwahrlost sey. Er wundert sich hierüber auch eigentlich nicht, da er nirgends die deutsche Gymnasial-Jugend von einem Abate mit drei breiten abstehenden, oder von einem Jesuiten mit zwei breiten abstehenden Krämpen am Hute hatte

wohl dreſſirt ſpazieren fahren ſehen. Dies hatte ihm das deutſche Erziehungsweſen ſehr bald verdächtig gemacht. Aber dieſe Enttäuſchung greift auch förmlich mit Geierkrallen in ſein Gemüth!

Doch er ſollte noch ſchlimmere Erfahrungen machen! Das Abhandenkommen eines Taſchentuchs — das er freilich auch aus der Taſche verloren haben konnte —, die Vertauſchung ſeines Hutes, in einem öffentlichen Hauſe, und das Austrinken ſeines noch halbvollen Bierglaſes durch einen Liebhaber fremder Biere hinter ſeinem Rücken, vollendeten ſeinen Aerger, eine Reiſe in ein Land gemacht zu haben, in dem er ſo viel Herz und Geiſt Erhebendes zu ſehen gehofft hatte. — Durch die ungünſtigen Einflüſſe der unfreundlichen Herbſtwitterung täglich mehr von Rheumatismen in Nacken, Armen und Händen geplagt, wurde er höchſt wortkarg im Sprechen, wie buchſtaben- und punktkarg im Schreiben; und in ſeinem fortwährenden Grolle ließ er daher, wenn er ſeinen Namen in ein Fremdenbuch ſchreiben mußte, ſeit jener Zeit gewöhnlich die Punkte hinter den beiden Anfangsbuchſtaben ſeiner Vornamen gänzlich weg, und zog das D und das I ſo mit ſeinem Zunamen zuſammen, daß man dieſen jetzt nicht mehr Sperante, ſondern DISperante las, wie er denn wirklich aus einem ſonſt Hoffen-

den ein gänzlich Verzweifelnder geworden war! Jene Verluſte aber ſchrieb er den frechſten Spitzbübereien zu; und im bitterſten Zorn ſprach er das Urtheil aus, daß die eine Hälfte der Deutſchen aus Trunkenbolden, die andere Hälfte aus Spitzbuben beſtehe — ganz Deutſchland ſey alſo ein von Gott verfluchtes Land.

Da ein reiſender Landsmann, mit dem er einmal zuſammen traf, es ihm verrathen hatte, daß die Deutſchen aller Originalität und Selbſtſtändigkeit im Streben und Handeln entbehrten, und immer nur die Nachahmer anderer Nationen wären, was ihre Schriftſteller, namentlich die ſchöngeiſtigen Kritiker, ſelbſt eingeſtänden und laut von den Dächern predigten: ſo richtete er ſeine beobachtenden Blicke ganz beſonders auf dieſe Schwachheit des deutſchen Volks, und machte in dieſer Beziehung manche intereſſante Entdeckung. So meinte er unter Anderm, daß die Deutſchen, als urſprüngliche Biertrinker, die Neigung zum Branntweintrinken den amerikaniſchen Wilden, und die Liebhaberei mit Pferde-Wettrennen den Italienern auf den Corſo's von Rom und Florenz, abgeſehen hätten. Weil die Pferde der Deutſchen aber zum Rennen zu faul, und ihre Beſitzer zu ungeſchickt wären, ſie durch aufgebundene Stacheln

zum raſchen Laufen zu bringen, wie es in Italien geſchieht: ſo ſetzten ſie, als Stellvertreter, Jockey's darauf, die mit ſcharfen Spornen und wildem Geſchrei die unluſtigen Renner nach dem Ziele trieben. — Mit feiner Combinationsgabe brachte er dann heraus, daß die Engländer hierin wieder die Affen der Deutſchen wären, und es ſich viel Geld und Mühe koſten ließen, eine gleiche Liebhaberei, wie die Deutſchen, zu affektiren. Ganz vorzüglich machte er ſich aber darüber luſtig, daß die Engländer von den Deutſchen bei ihren Wettrennen ſelbſt die ſchwerfälligen deutſchen Kunſtausdrücke: „Sweepſtake — Start — Pace — Produce — Heat" entlehnt hätten, anſtatt ſie ins Engliſche zu überſetzen, auch mit vornehm klingenden Namen und Stammbäumen der Rennpferde ſich eben ſo anfingen zu zieren, wie die Deutſchen. — Zuletzt ſpricht er den Deutſchen noch allen Erfindungsgeiſt ab, und meint, daß man ihnen höchſtens nachrühmen könne, das Nachahmen und das Schnarchen beim Schlafen erfunden, oder wenigſtens zu einer beſondern Virtuoſität ausgebildet zu haben. —

Von keiner andern Seite ſieht er ſich entſchädigt und erfreut. Vergeblich ſpäht er nach intereſſanten Männer- und nach ſchönen Frauen-Geſich-

tern umher. Faſt überall ſieht er nur den Stempel einer Schlummerköpfigkeit, die weder eines kräftigen Zorns, noch einer feurigen Liebe, folglich auch keiner raſchen Eiferſucht fähig iſt. — Er verſichert, daß er faſt verzweifle über die vielen dicken Lippen, über die breiten, mißgeformten Naſen, über die faden, meiſt blaßgrauen oder grünlichen Augen, über das Flachshaar der Jugend, und die bleiche Hautfarbe bei Jung und Alt, was Alles, im Vergleich mit den ſcharfen, charakteriſtiſchen Formen und der kräftigen Haar- und Hautfarbe der Italiener, gar zu plump, fade und ſchwächlich erſcheine. Auch iſt es iſt ihm ein Gräuel, eine ſo große Zahl Krüppel und Verwachſene, und die meiſten Kinder ſcrophulös einher wackeln zu ſehen, um in verdumpfter Stubenluft allmählich zu gleichen krüppelhaften Geſtalten, wie die lange Reihe ihrer Ahnen, traurig heran zu reifen!

Ueber die Muſik der Deutſchen, ihre Sänger und Inſtrument-Virtuoſen — ob er gleich ſehr wenig davon gehört hat — ſpricht er doch ſehr entſchieden ab. Er findet die meiſten Kompoſitionen der Deutſchen ſchwerfällig, und das Lob, das man Sängern und Virtuoſen ertheile, übertrieben. Nach einem der großartigſten Muſikfeſte, deren Deutſchland ſich neuerlichſt mitunter freut, ſo wie nach der

reichen Gemälde-Ausstellung eines Kunstvereins mag er nicht zwei Poststationen weit reisen, theils aus launischer Oekonomie, theils weil er schon überflüßig Musik in Theatern und Tabagieen gehört hat, und weil er weiß, daß es mit der Malerei der Deutschen von jeher nicht viel gewesen ist. Er weiß es schon auswendig, daß die Deutschen nur Stümper in jeder Art von Kunst sind.

Was ihn aber in Deutschland nun noch sehr interessirte, das war die Homöopathie, deren Lob ihm auf der Reise aus dem Munde eines Gastwirths, der ein halber Italiener und ein ganzer Homöopath war, laut in die Ohren geklungen hatte. Er brannte daher vor Verlangen, den Erfinder und Altmeister der Homöopathie, den berühmten Hahnemann, kennen zu lernen. Voll Enthusiasmus machte er einen ziemlichen Umweg nach Köthen, um ihn nicht allein von der größten Hochachtung zu versichern, sondern ihn auch zu Rathe zu ziehen und um homöopathische Hülfe anzusprechen: 1) wegen der Hornhaut, die er an seinen Fußsohlen auf dem schlechten Steinpflaster in den deutschen Städten bekommen hatte; 2) wegen der Lungenschwindsucht seiner Frau; 3) wegen des Brustkrebses seiner Schwägerin; 4) wegen der Epilepsie seines Bruders; 5) wegen des Bandwurms seiner Tochter; 6) we-

gen des Knochenfraßes an einem Ohr, woran ſein Söhnchen; und 7) wegen der ſchweißigen Füße, woran ſein Bedienter litt. Gegen jedes dieſer Uebel wünſchte er fürs Erſte abſchläglich ein Decilliontheilchen eines homöopathiſchen Präparates zu erhalten, und wegen der weiteren Behandlungen wenigſtens Abrede in Betreff einer hausärztlichen Verbindung durch Correſpondenz zu nehmen. Mit Schrecken hörte er aber in Köthen, daß der große Mann ſchon ſeit Jahren in Paris lebe.

Als er nun hierüber in der Gaſtſtube ſeines Wirthshauſes laut zu klagen begann, und ein anderer Reiſender ihn deshalb verwundert anſah und ſich ziemlich ſpöttiſch über die Homöopathie äußerte, gerieth Hr. DISperante ſehr in Zorn, und ſagte, die Deutſchen wären nicht werth geweſen, ſo einen Mann zum Landsmann zu haben, ſonſt würden ſie ihn nicht haben nach Paris auswandern laſſen. Lautes Hohngelächter folgte dieſen Aeußerungen. Und da er von dem Fremden nun wiſſen wollte, wo gute homöopathiſche Arzneimittel zu erhalten wären, entbrannte dieſer (der unglücklicherweiſe ein allopathiſcher Apotheker war, und ſich gefoppt glaubte) in heftigem Zorn, ſtieß den Frager zur Thür hinaus, und ſchrie ihm, unter einer Fluth von Scheltworten auf die Homöopathie, die Weiſung zu, er möge

ſelbſt ſehen, wo er eine Apotheke mit ſolchen Arzeneimitteln finde.

In leidenſchaftlicher Aufregung, wie Hr. Nicolai aus Aquapendente, fuhr Hr. DiSperante aber doch nicht aus Köthen, und ſchrieb nur ſpäterhin in ſein Tagebuch, daß die deutſchen Apotheker halbe Banditen, und wahrſcheinlich gröſtentheils zu ungeſchickt zur Zubereitung homöopathiſcher Mittel ſeyen. Anders wußte er ſich den Zorn jenes Apothekers nicht zu erklären.

Ehe er aber Köthen verließ, wurde er noch auf zweierlei Weiſe erheitert und getröſtet. Erſtens zeigte man ihm eine neue katholiſche Kirche, die ein zum Katholicismus glücklich bekehrter Fürſt mit Hülfe mehrerer proteſtantiſcher Handwerker unter ſeinen getreuen Unterthanen habe bauen laſſen, was Herr DiSperante in ganz Italien, und beſonders in Rom, beſtens zu rühmen verſprach. — Zweitens wurde er auf ſeinem Zimmer noch durch den Beſuch eines ſehr enthuſiaſtiſchen Lobredners der Homöopathie überraſcht, welcher ſeines Zeichens eigentlich ein Büchercolporteur war, der allerlei homöopathiſche Schriften vertrödelte. Als Hr. DiSperante dieſem nach und nach verſtändlich gemacht hatte, mit welchen körperlichen Leiden er ſelbſt und ſeine ſämmtlichen Familienglieder behaftet ſeyen,

lächelte der Colporteur ihn höchſt menſchenfreundlich an, und ſchwur hoch und theuer, daß es ein Leichtes ſey, mit Hülfe der Homöopathie und ihrer jüngeren, noch geiſtvolleren Schweſter, der Iſopathie, alle dieſe Uebel im Umſehen zu heilen; nur müſſe man nicht anſtehen, ſich das treffliche Buch zu kaufen, das der Enthuſiaſt hierbei aus ſeinem Schnappſack hervor holte. Der Handel war, nach bald beendigter Feilſcherei, gemacht, und der glückliche Käufer im Beſitz eines Buchs, das auch ſchon, wie Herrn Nicolai's Reiſe, eine zweite Auflage erlebt hatte. Es war Herrn Dr. **Röllinghk's homöopathiſche Pharmakopöe, nach den neueſten Erfahrungen für Menſchenärzte, Thierärzte und Apotheker, enthaltend alle bis jetzt geprüften und angewandten homöopathiſchen, auch die von Dr. Lux potenzirten iſopathiſchen Arzneiſtoffe.** — Unter dieſen, zum Theil höchſt appetitlichen, Arzneiſtoffen waren in dem unſchätzbaren Buche mit aufgeführt: Podoclavin, die hornartige, verhärtete Haut der Fußſohlen; Empyemin, Lungengeſchwüreiter; Mastocareinomin, Bruſtkrebs-Jauche; Herculin, Schaum, der bei einem Epilepſieanfall vor den Mund tritt; Taenin, Bandwurmextract; Ozaenin hominum cum carie, Jauche eines mit

Knochenfraß verbundenen Obrgeschwürs; Sudorin pedum, Fußschweiß. — Solcher appetitlicher, isopathischer Arzneistoffe enthielt das Buch des Herrn Dr. Röllingk noch sehr viele; und mit großer Beruhigung sah Hr. DISperante, daß er selbst und jedes seiner kranken Familienglieder in dem Product des Uebels, womit man geplagt war, auch das Heilmittel gegen dasselbe mit sich herumtrage, so daß ein Jeder zugleich Patient und Apothekerbüchse sey. — Hr. DISperante erklärte, daß in diesem Zweige der Literatur Deutschland originell genug dastehe — so wie Hr. Nicolai, ergötzt durch einzelne, reinlich abgeputzte und mit Farbe angestrichne Häuser, dem nordwestlichen Italien die Belobung ertheilt, daß es wirklich Kultur zeige. —

Desto weniger wollte Herr DISperante den Protestantismus loben. Die äußere Ausstattung des Gottesdienstes kommt ihm äußerst ärmlich, der Gottesdienst selbst sehr nüchtern, und die protestantischen Predigten, von denen er freilich nichts verstand, kommen ihm höchst langweilig vor. Er versichert, die meisten Zuhörer, besonders Zuhörerinnen, hätten dabei dermaßen geschlafen, daß man vor Schnarchen fast den Prediger nicht habe hören können; ja er versichert, von einem Landsmanne gehört zu haben, daß die protestantischen Aerzte ihre Patienten, die

an Schlafloſigkeit leiden, um das Verſchreiben von Opiaten zu vermeiden, immer mit dem beſten Erfolg in dieſe und jene Kirche ſchickten.

Als man ihm in Gotha Bretſchneider und in Weimar Röhr gezeigt hat, und nun die Wiege des Proteſtantismus vor ihm liegt, bricht er in eine eben ſo glänzende Tirade zur Ehre ſeiner vaterländiſchen, alleinſeligmachenden Kirche, dieſer frommen zärtlichen Mutter aus, wie Hr. Nicolai zur Ehre der holden, mütterlichen Frau, Germania. Und wie Dieſer auf die entarteten Kinder ſchilt, die nach der Buhlerin Italia reiſen, ſo zieht Herr Disperante auf die entchriſteten Ketzer los. — Vor Preußen, das ein noch viel abſcheulicheres Land ſeyn ſoll, als Sachſen, ſchaudert er zurück, und mag es deshalb gar nicht ſehen, ſo wie Herr Nicolai Sicilien nicht ſehen mag, weil man ihm geſagt hat, daß es ein noch abſcheulicheres Land ſeyn ſoll, als der Stiefel von Italien. — Herr Disperante begreift nicht, warum der Papſt nicht längſt einen Bannfluch über alle Preußen ausgeſprochen — mit Ausnahme einiger Wenigen, z. B. eines gewiſſen Stutenthal in Berlin, welcher, trotz ſeines lutheriſchen Aushängeſchildes, doch im Innern wohl ein guter Papiſt ſey. (In dem Namen irrte er ſich wohl.)

Er wirft dem Proteſtantismus vor, daß er ſich nur mit geraubten Kirchen und Altären behelfe, indem er ſelbſt keine Kirchen, ſondern nur Schauſpielhäuſer, Tanzſäle und Freimaurerhallen baue. Selbſt zu Luthers Denkmal habe man ein ganzes Decennium hindurch in allen proteſtantiſchen Ländern gebettelt, ohne die Koſten zuſammen zu bringen, ſo daß der König von Preußen endlich noch dabei das Beſte habe thun müſſen.

Er ſpricht mit triumphirendem Hohne von dem unſeligen Zuſtande der proteſtantiſchen Kirche durch zahlloſe Partheiungen, die ſich gegenſeitig wegen ihres Glaubens oder Unglaubens verketzern, anfeinden, verfolgen. Er lobt dagegen den Katholicismus mit ſeiner feſten Glaubens-Baſis und ſeinem einen Papſte, ſtatt einer ganzen Legion von proteſtantiſchen Päpſten, die gern nach allen Seiten hin Bannſtrahlen ſchleudern würden, wenn ſie nur die Macht dazu hätten. Er behauptet, die ganze deutſche Literatur ſey hievon inficirt, denn wenn man jetzt ein Buch zur Hand nehme: ſo ſtoße man auf nichts, als Zank und Streit, ſo wie Hr. Nicolai in der neuern wiſſenſchaftlichen Literatur der Italiener nur Charlatanerie fand.

Die Ehe der proteſtantiſchen Geiſtlichen iſt Herrn Disperante höchſt anſtößig; und er meint, daß man

ein Heide ſeyn müſſe, um mit Gleichmuth einen Geiſtlichen, begleitet von einer Frau und einer Heerde von Kindern, über die Straße gehen zu ſehen. — Daß er auch die gemiſchten Ehen der Laien verdammt, verſteht ſich in jetziger, ſtark mönchelnder Zeit von ſelbſt.

Von allen Städten Deutſchlands findet endlich nur München — wohin er zufällig, faſt wider Willen geräth — Gnade vor ſeinen Augen; und er preiſt es grade ſo übertrieben, und auf Koſten Wiens, wie Herr Nicolai Berlin auf Koſten Neapels preiſt. Er meint daher auch, nur ein Ort wie München ſey würdig, einen Mann von ſo gediegenem Charakter, von ſolcher unveränderlicher Glaubenstreue und ſo edler Freiſinnigkeit, wie Görres, in ſeinen Mauern zu beherbergen, und nie ſey ein Mann würdiger geweſen, mit Orden und Adelsdiplom belohnt zu werden, als dieſer.

Hier wittert er vaterländiſche Luft, und ſieht überall, ſelbſt zwiſchen Tauſenden von aufgepflanzten Bierkrügen, den wohlthätigen Einfluß der Nähe Italiens. Doch die ſchrecklichen Cretins, die er dann weiterhin in feuchten Gebirgsthälern trifft, erfüllen ihn mit Grauſen und mit erneuetem Abſcheu gegen Deutſchland. — Zum hundertſten Male aufs Abſcheulichſte enttäuſcht, erklärt er es für eine Toll-

heit, Deutschland zu bereisen und zu preisen! Mit einem schmerzlich süßen Heimweh eilt er über die Alpen; und der erste vaterländische Floh, der ihn wider zwickt, wird von ihm mit der freudigsten, patriotischen Rührung, als der willkommenste Glücksbote, begrüßt und gesegnet. — —

---

## B.

Mit einer solchen Reisebeschreibung, überall ausstaffirt mit abgeschriebenen, geographischen, historischen, antiquarischen und sonstigen wissenschaftlichen und Kunst-Notizen, wollte ich, wie gesagt, dem Nicolaischen Genius noch eine besondere Huldigung bringen, um ihn darin, wie in einem treuen Spiegelbilde, sich selbst beschauen zu lassen. Einiges sollte wahr, das Meiste übertrieben, Vieles ganz unwahr, Alles zusammen — ein Chef d'oeuvre a la Nicolai seyn.

Ich war begeistert von meiner Idee! Eine wilde Jagd von tiefen Gedanken und lustigen Einfällen sauste an den Blicken meines Geistes vorüber. Mit frischer, fast jugendlicher Schreiblust ergriff ich meine spitzeste Feder. Als ich sie aber eben in die

Dinte tauchen wollte, fühlte ich mich auf einmal auf die seltsamste Weise gestört! Es war, als wenn ich, trotz der verschlossenen Thüren und Fenster meines Zimmers, an meiner Stirn von einem scharfen Zugwinde getroffen, und als ob mir etwas ins Ohr geflüstert würde, aber so leise, daß ich es nicht verstehen konnte. Als ich es nicht beachtete und wirklich schreiben wollte, verstärkten sich Zugwind und Geflüster. Ich konnte mir bald nicht mehr verbergen, daß ein Hereinwagen aus der Geisterwelt in mein Zimmer auf mich einwirkte. Eine etwas schauerliche Situation für mich!

Nach neugewonnener, ruhiger Haltung, begriff ich sehr bald, daß kein Anderer, als der Schutzgeist des Herrn Nicolai, mich mit seiner unsichtbaren Gegenwart beehre, und daß er es darauf abgesehen habe, mich ernstlich vom Schreiben abzuhalten. — Ungestört durch den bösen Geruch, welchen spukende Geister gewöhnlich verbreiten — ich litt nämlich grade an einem starken Schnupfen — waffnete ich mich mit möglichster Kraft, den ganzen Geist — er mochte riechen, wie er wollte — völlig zu ignoriren; und, ihm zum Trotz, tauchte ich aufs Neue meine Feder ins Dintefaß, und zwar viel tiefer, als sonst. Als ich aber wirklich ansetzte, um zu schreiben, war es mir, als hörte ich, zwar leise, doch deutlich vernehm-

bar, die Worte mich umflüſtern: „Saul, Saul, was verfolgeſt du mich!“ — Da fiel mir die Feder aus der Hand, und machte einen großen, eminenten Dintenklecks auf mein Papier! Ich ließ ſie liegen und die Dinte darin vertrocknen.

Es bedurfte nur wenigen Nachdenkens von meiner Seite, um zu errathen, wie Das gemeint ſey. Ich konnte vor mir ſelbſt es nicht leugnen, daß ich das Buch und die Reiſe-Weisheit des Herrn Nicolai verfolgt habe, wie weiland der noch unbekehrte, heidniſche Saulus die neue Lehre der Chriſten. — Die Beſtätigung, daß ich hierin nicht irre, offenbarte ſich mir auch auf eine unleugbare Weiſe dadurch, daß der geiſtige Luftzug, der bisher nur meine Stirn angeweht hatte, plötzlich mit den beiden Bänden des Nicolaiſchen Buchs, die aufgeſchlagen auf meinem Schreibtiſche lagen, zu meinem nicht geringen Entſetzen, zu ſpielen begann, und in kleineren und größeren Pauſen, bald dieſe, bald jene Blätter umſchlagend, mich anzureizen ſchien, jetzt dieſe, dann jene Stelle noch einmal zu leſen.

Um es nicht ganz mit dem hereinragenden Schutzgeiſte des Herrn Nicolai zu verderben, mußte ich mich ſchon bequemen, ſo gut es meine innere Aufregung noch geſtattete, hinzuſchauen nach den aufgeſchlagenen Stellen. Es waren grade die, welche

mir bisher als die ärgsten und unbegreiflichsten ... schienen waren. Unwillkürlich verschnappte ich mich daher mit dem leisen Stoßseufzer: „Nein, es ist doch gar zu toll!" — Allein kaum war er meinen Lippen entschwebt, als ich deutlich den Zuruf des Geistes vernahm: „Merkst du denn nichts?" der sich nach einigen Minuten, als ich wieder zu lesen begann, noch deutlicher wiederholte.

Jetzt wußte ich in der That nicht, ob ich drei Kreuze machen, oder nach meinem Klingelzuge greifen solle, um mir, durch polizeiliches Einschreiten Ruhe zu verschaffen! Doch ehe ich noch das Eine oder das Andre thun konnte, rief es mir mit lauter Stimme in die Ohren: „Denk' an Pfoy Lafleur!" und in dem Augenblicke, wie von einem Wirbelwinde getrieben, kam ein Buch geflogen, davon ich seit vielen Jahren wahrlich kein Exemplar mehr in meinem Bücherschranke hatte. Diese alte, oft von mir streng recensirte Jugendsünde eines mir sehr wohlbekannten Autors legte sich jetzt mit aufgeschlagenem Titelblatte auf mein Manuscriptblatt; und als ich mich endlich so weit vom Schreck erholt hatte, daß ich hinschauen konnte, las ich, gehorsam, wie ein Schulknabe, das vollständige Titelblatt: „Pfoy Lafleurs sämmtliche Werke, oder meiner Herrschaft und meiner Wenigkeit romantische Reise in die sächs-

ſchen Sandſteingebirge an der Elbe." „Halle in der Rengerſchen Buchhandlung 1796."

Die nächſte Wirkung dieſer erſtaunenswürdigen, von einem ſpukenden Geiſte bewirkten Thatſache, war die, daß ich Herrn Juſtinus Kerner, den ich bis dahin wohl als Dichter geachtet, aber als Geiſterſeher-Apoſtel nur verlacht hatte, dieſe meine Sünde reumüthig abbat, und mich auf der Stelle zum Glauben an ihn und an ſeine Lehre bekannte. Ich konnte es jetzt ja mit Händen greifen, was für unbegreifliche Streiche ein Geiſt einem ungläubigen Menſchen ſpielen kann, um ihn zum Glauben zu bekehren.

Doch bei dieſer meiner einen Bekehrung ſollte es nicht bleiben. Mit dem größten Erſtaunen ſah ich nämlich, daß die beiden Bände des Nicolaiſchen Buches mit einem, aus ihrem Innern ſich entwickelnden, überirdiſchen Lichte zu leuchten und Strahlen zu ſchießen begannen, wie lauter allerliebſte Nordlichterchen en miniature, die ſogar den armen, alten Pfeffel ſo anglänzten, daß ich nicht unterlaſſen konnte, auch nach ihm mehrmals ſinnend hinzublicken, und endlich bald zu denken, bald zu mir ſelbſt zu ſagen: „Der Pfeffel iſt freilich auch ein Schriftſteller, der ſeine gemachte Reiſe beſchreibt, doch ſeines Zeichens nur ein alberner Bedienter,

der faſt Alles tadelt, worüber Andre ſich freuen, und ſie deshalb mit ihrem Enthuſiasmus für Thoren hält. Auch kann er alte, räuchrig ausſehende Gebäude nicht leiden, ſondern lobt ſich die hübſch abgeputzten Häuſer. Auch berichtet er über Alles, was er zu eſſen und zu trinken bekommen, und von Kunſtſachen und Antiken ſchwatzt er, wie der Blinde von der Farbe; und den Antiquar, der ihn führt, kann er ſo wenig leiden, als H. Nicolai einen italieniſchen Poſtillon. Allein mit allem dem närriſchen Zeuge, was der Herr Loſeur zu Markte bringt, treibt ja der Verfaſſer nur ſeinen Scherz, und er wollte ja nur einen Gimpel auf Reiſen ſchildern.“ — Dies, und vielleicht noch mehr der Art, hatte ich kaum geſprochen: ſiehe, da fingen die wunderbaren Lichtſtrahlen, die dem Nicolaiſchen Buche entſtrömten, plötzlich an mit zauberiſchen Tönen zu ſingen: „Du muſt ein Paulus werden!“ Und mit jeder Sekunde mehr und mehr ward ich durch die Einwirkung der zauberiſchen Strahlen des Buchs in einen Zuſtand von Hellſeherei verſetzt, der mich den ganzen Inhalt und Geiſt des Nicolaiſchen Buchs kryſtallhell bis in ſeine innerſten, geiſtigen Tiefen durchſchauen, und mich mit ſteigendem Erſtaunen endlich zur wahren Erkenntniß und Würdigung deſſelben gelangen ließ. Endlich, endlich begriff ich

nämlich, daß Hr. Nicolai in seinem Buche, das ich bisher so blödsüchtig angesehen und verurtheilt hatte, als ein recht loser Schelm, mit der Lesewelt nur eine lustige Mystification, und von der ersten bis zur letzten Seite nichts als einen höchst geistvollen Scherz getrieben habe. „Ja!" rief ich endlich frohlockend aus — „Ja! der Saulus ist bekehrt! Ich bin ein gläubiger Paulus geworden! Und wie ich das Buch des Herrn Divisions-Auditeurs Gustav Nicolai bisher getadelt und verfolgt habe, so will ich es von jetzt an preisen, und zum Glauben an ihn und seine schriftstellerische Meisterschaft, wo möglich, die ganze deutsche Lesewelt zu bekehren suchen, wobei es nicht fehlen kann, daß die ganze europäische Welt (und zwar nicht blos die lesende) nachfolgt!"

Kaum hatte ich diese begeisterten Worte gesprochen, als ich ein stürmisches Bravorufen und Händeklatschen dicht an meinen Ohren vernahm, das mich, so schmeichelhaft es an sich auch war, anfangs durch seine Stärke fast betäubte. Nach und nach schien es sich zu entfernen, wurde schwächer und immer schwächer, und klang endlich nur noch, wie ein leises Säuseln aus weiter Ferne. Dann war Alles gänzlich still um mich her, in alter, gewöhnlicher Weise. Ich war ja bekehrt! Die Ehre

des verkannt gewesenen Buches war gerettet! Der Geist hatte seine Mission vollendet, und war also wieder von dannen gezogen. — Ich wünschte ihm recht aufrichtig Glück auf den Weg

Meine schreckhafte Aufregung war nach und nach verschwunden, aber meine wunderbare Hellseherei, zu der ich nicht etwa im magnetischem Schlafe, sondern wachend (ohne recht zu begreifen, wie) gekommen war, dauerte in Bezug auf das Nicolaische Buch unverändert fort, so daß ich mich immer tiefer in den Geist desselben versenkte. Ja, diese Hellseherei, wenn sie mich auch beim Essen und Trinken und bei gesellschaftlichen Unterhaltungen oft so ganz und gar verläßt, daß ich eine gebratene Auster für Kälbermilch, Rheinwein für Franzwein, den sehr werthen Herrn Hinz für den ehrenwerthen Herrn Kunz, und die liebenswürdige Madam Schmidt für die noch liebenswürdigere Madam Schmidt halte — so stellt diese Hellseherei sich doch immer wieder aufs Neue bei mir ein, wenn meine Blicke auf Herrn Nicolais Buch fallen; und da das jetzt eben der Fall wieder ist: so will ich den günstigen Augenblick benutzen, um als ein bekehrter Paulus das Lob des Herrn Nicolai zu verkündigen, und dadurch wieder gut zu machen, was ich vorher als ein heidnischer Saulus gegen ihn gesündigt habe

Wer Ohren hat, zu hören, der höre! Oder vielmehr: Wer Augen hat zu lesen, der lese! Ich habe die alte, tadelnde Feder weggeworfen, und schreibe nun mit einer ganz neuen, blos für Lob und Bewunderung zugeschnittenen.

---

C.

Wenn man das Wort, die Lösung eines Räthsels, endlich gefunden hat, so begreift man hinterher manchmal kaum, wie man so lange vergeblich darnach suchen konnte. So ging es manchem rechtschaffnen Leuten mit den Herschelschen Mondmenschen-Schilderungen! So geht es mir jetzt mit dem Nicolaischen Buche! Ich kann jetzt kaum begreifen, wie ich so lange den leichten Scherz für schweren Ernst, und die treffendste Satyre für — Gott weiß welche, steifbeinige Thorheit hielt! Mein einziger Trost ist der, daß es, so viel ich weiß, bis jetzt der ganzen Lesewelt eben so ging. Ich müßte mich todt schämen, wenn ich der einzige Angeführte wäre, und nicht die sämmtlichen bisherigen Leser des Nicolaischen Werkes zu Kollegen hätte.

Aber auf eine so täuschende Weise hat auch wohl noch nie ein Schriftsteller die Maske eines

ganz absonderlichen Reisenden zu malen verstanden, als Hr. Nicolai, sich selbst zu schildern, die lustige Laune gehabt hat. Noch nie hat ein humoristischer Autor dem Anscheine nach schonungloser, aber eben deshalb genialer und lustiger, mit sich selbst gespaßt, als er. Alles das närrische Zeug, was er seiner Person anzudichten, den kecken Muth hat, ist mit einer Ernsthaftigkeit vorgetragen, daß man darauf schwören sollte, H. G. Nicolai sey wirklich und in Wahrheit ein so bejammernswerther, auszulachender Reisender, wie das Buch ihn — oder vielmehr, wie er sich selbst in dem Buche — schildert. Alles ist, wie aus dem Leben gegriffen! Alles sieht aus, wie die allerprosaischste, wahrste Natur, und ist doch die poetischste, täuschendste Kunst! Bei einem oberflächlichen Anblick könnte der Held fast als unbedeutend erscheinen; aber die Malerei dieser anscheinenden Unbedeutendheit ist so meisterhaft, daß man bei der trefflichen Ausführung die anscheinende Dürftigkeit der Haupt-Umrißlinien ganz vergißt. Und je länger und näher man hinschaut, ein desto reichhaltigeres Bild erblickt man da, denn es ist kaum aufzuzählen, was für eine Menge von lächerlichen Eigenthümlichkeiten der Verfasser sich selbst, als dem Helden seines Buchs, angedichtet oder aufgepackt hat; und der Meistergriff, daß der Verfasser seinen

Helden immer in der ersten Person sprechen, und mit einer Naivetät ohne Gleichen alle seine Unbeholfenheiten, Albernheiten und lächerlichen Nothstände erzählen läßt, bringt eine so höchst komische Wirkung hervor, wie sie durchaus nicht zu erreichen gewesen wäre, wenn Alles in der dritten Person erzählt würde.

Man könnte fast glauben, der Verfasser habe bei seinem Buche vorzüglich die Engländer im Auge gehabt, und habe die Art, wie Viele von ihnen ihr Reise-Pensum abhaspeln, verspotten wollen. Viele Züge, die er seinem Helden andichtet, sehen auch aus, wie echte, thörichte Engländerei, z. B. sein Geldwegwerfen auf der einen, und sein Knickern auf der andern Seite — seine hochfahrige Grobheit gegen den Cicerone in Rom — sein Nichtbeachten und linker Hand Liegenlassen der interessantesten Gegenstände, um nur möglichst schnell abzukommen, unbekümmert um vielfach eingebüßte Belehrung und geschmählerten Genuß. — Allein Vieles charakterisirt wieder ganz und gar einen deutschen Reisenden: z. B. die wunderschöne Tirade von der holden, mütterlichen Frau, Germania, mit dem freundlichen, farbigen Hause und der grünen Flur — überhaupt die vielen Lobpreisungen Deutschlands auf Kosten Italiens — die Freude beim Anblick von vaterländischen Kiefern u. dergl. m. Die einzig richtige Ansicht

möchte wohl die ſeyn, daß es im Allgemeinen das Thema des Verfaſſers war, in einem üppig ausgeſtatteten Spottbilde einen Reiſehelden darzuſtellen, der überhaupt zu nichts weniger, als zum Reiſen Genie hat, und namentlich zu einer Reiſe nach Italien, nicht beſſer, als Der und Jener, (der nichts weniger als muſikaliſch iſt) zum Lautenſchlagen paßt.

Mit dem vollſten Recht iſt dieſes Spottbild ein üppig ausgeſtattetes zu nennen, denn es ſind ihm eine ſolche Menge von Lächerlichkeiten und Verkehrtheiten aufgehalſt, daß es mir ſchwer werden möchte, ſie alle zur Sprache zu bringen. Nur auf einige Andeutungen kann ich mich hier einlaſſen. Eitelkeit und Ruhmredigkeit — anmaßende Klugthuerei, dicht neben den Blößen der Unwiſſenheit — vorlautes, faſt immer ſchiefes Urtheil — Unbeholfenheit und Mangel an richtiger Haltung und an Takt allerley Art — Geld wegwerfen und ſparen wollen am unrechten Orte — Großſprecherei und Poltronnerie — zum Erſatz eines geſunden Kunſtgeſchmackes, eine überall laut werdende Zungen- und Gaumen Schmeckluſt — dazu dann überhaupt eine krankhafte Uebereizung der Sinne — eine unbegrenzte, mißſüchtige Tadelſucht — ein ewiges, kindiſches Lamentiren über unvermeidliche Unannehmlichkeiten — dieſe und noch viele andre, mehr oder weniger pikante Züge ſtellen

ſich an dem Bilde dieſes Reiſehelden auf die mannichfaltigſte Weiſe heraus. — Iſt man nun in der irrigen Meinung noch befangen, daß das Alles ernſtlich gemeint ſey von dem Verfaſſer: ſo wird — je eifriger man lieſt — das Bild des Helden immer thörichter, ja widriger erſcheinen. In ſeiner Hand nun noch die Schriftſteller-Feder, die es ſich zur Aufgabe gemacht hat, Italien auf das Schonungsloſeſte und zum Theil Ungerechteſte herabzuſetzen — wie kann es anders ſeyn, als daß Jeder, der Italien beſſer kennt und es liebgewonnen hat, ſich mit Unwillen von dem Buche wendet? — Aber wie gänzlich anders geſtaltet ſich das Alles, ſobald man weiß, daß es damit nur auf eine ſcherzhafte Myſtification der Leſewelt abgeſehen iſt! Worüber man vorher unwillig war, ſich wohl gar ärgerte, darüber muß man nun lachen. Die albernſte Aeußerung, über die man vorher die Achſeln zuckte, erſcheint nun als ein hübſcher Witz. Und was vorher einer Dummheit ſo ähnlich, wie ein Ei dem andern, war, das iſt nun, im rechten Lichte beſehn, eine Schelmerei, die nur Zeugniß von der ironiſchen Laune des Verfaſſers giebt.

Da z. B. das Buch eigentlich den Titel haben ſollte: Ueber die Flöhe und noch andre Unannehmlichkeiten Italiens: ſo iſt der unpaſ-

ſende Titel: Italien wie es wirklich iſt gleich eine recht ſpaßhafte Einleitung zu den nachfolgenden köſtlichen Erläuterungen, daß der eine getäuſchte Reiſende aus Schaam und Prahlerei, der andre aus Bosheit in ſeinen Berichten über Italien die Wahrheit verſchweige, damit es nicht an Nachfolgern fehle, welche ebenfalls ihr Reiſegeld wegwerfen, wie ihre Vorgänger es gethan.

Ein glücklicher Einfall war es auch, der zweiten Auflage des Werks ein lithographirtes Bruſtbild beizufügen, das zwar ohne Namensunterſchrift iſt, das aber wohl für ein Portrait des Helden und Verfaſſers des Buchs gelten kann und ſoll. Zu einem ſolchen Buche gehört ein Portrait. Auch Yſop Lafleurs Bildniß iſt neben den Titel ſeines Werks geſtellt, und zwar an der Feder kauend, während Puderbeutel und Schuhbürſte, als ſeine eigentlichen Attribute, einſtweilen an den Nagel gehängt ſind. Dieſe Beiwerke durften bei ſeinem Portrait ſo wenig fehlen, als das Stutzbärtchen bei dem, welches dem Nicolaiſchen Werke als Schmuck beigegeben iſt, und welches ſo fein ironiſch gleich auf die Eitelkeit vorbereitet, die der Verfaſſer mit gutem Bedacht ſeinem Helden angedichtet hat, indem er ihn ſo thun läßt, als ob er förmlich an der fixen Idee leide, daß er an Geiſt und Gemüth ganz be-

ſonders glücklich begabt ſey. Es bildet eine herrliche, komiſche Grundlage des Buchs, daß der Held gleich auf der erſten Seite deſſelben verſichert, er ſey „mit der innigſten Empfänglichkeit für das Schöne, mit glühender Einbildungskraft und lebhaftem Gefühl ausgeſtattet" — Nachträgliche Andeutungen und beſtimmte Erklärungen, daß er gebildet, daß er gefühlvoll ſey, ſich im Beſitz eines edlen Gemüths befinde, überhaupt zu den Edleren gehöre, und als fühlender Menſch empfinde, ſtehen in ſchöner Uebereinſtimmung mit jener erſten Verſichrung, und werden durch die dazwiſchen laufenden Züge von angedichtetem Mangel an Bildung und an richtigem Gefühl für das wahrhaft Schöne, ſo wie von unfeinem, grobem, ja rohem Benehmen (z. B. öfter gegen den Cicerone in Rom) noch mehr gehoben. So ſtellt Eins das Andre erſt in das rechte Licht, und gegenſeitig hilft Eins das Andre noch komiſcher machen.

Die Zänkereien mit Poſtmeiſtern, Poſtillonen, Paß- und Steuer-Officianten, nebſt den daraus entſtehenden Straßen-Scandälen, bilden Scenen, die man mit Glück die Theaterpoſſen einflicken könnte; und die eignen Berichte des Helden über den dabei gehabten Aerger, über ſeine an das Volk gerichte-

ten, pathetiſchen Reden, und die aus ſolcher Saat entſtehende Erndte von Verſpottung und Hohngelächter, ſind von einer Naivetät und innern pathetiſchen Komik, daß ſie den beſten, hochtrabendſten Berichten Don Quixote's über erhaltene Prügel an die Seite geſetzt werden können.

---

D.

Wohl wiſſend, daß auf dunkelm Grunde das Helle am wirkungsvollſten hervortritt, daß ſelbſt die Strahlen des Edelſteins lebhafter blitzen, wenn ihm eine ſchwarze Fläche zur Folie dient, hat der Verfaſſer bei der Geſtaltung ſeines Reiſe-Romans ſich des vielfachſten Jammers und der ärgſten, immer wiederkehrenden Plagen, als trefflicher künſtleriſcher Hebel zur Hervorbringung und Erhöhung des Komiſchen bedient. Nicht allein das Erhabene, wie Napoleon ſagte, ſondern auch das Deſperate oder das Deſperat-ſeyn — beſonders wenn man ſich damit ohne Noth, oder um Lumpereien willen, in Unkoſten ſetzt — grenzt an das Lächerliche. Und aus mehr oder minder ſtarker Deſperation kommt unſer Held oft bei Tag und bei Nacht nicht heraus. — Um dies auf naturgemäße, phyſiologiſch- und pſy-

chologiſch-richtige Weiſe zu bewerkſtelligen, ſtellt der Verfaſſer ihn nicht nur mit faſt krankhaften Sinnenwerkzeugen, namentlich höchſt überreizten Gehör-, Geſchmack- und Geruchs-Nerven, bei einem ziemlich ſtumpfen Augenlicht, einer ſehr leicht überlaufenden Galle, und einer überwiegenden Neigung zu voreiligen, unreifen Urtheilen und argen Uebertreibungen, vor den Leſer hin. Da vergeht dann kein Tag, an welchem der unglückliche Reiſeheld nicht irgend einen Zank, eine Verhöhnung von Bettelvolk, oder andern Verdruß, zu beſtehen hat. Faſt bei Allem, was er in Italien ſieht, läßt der luſtig-unbarmherzige Verfaſſer ihn über bittre Enttäuſchungen klagen, indem er das Geſehene entweder nicht zu würdigen verſteht, aus Ungeſchmack und Mangel an Kenntniß, oder es, in Folge mitgebrachter, falſcher Vorſtellungen, aus ganz falſchem Geſichtspunkte betrachtet. Und denkt der arme Enttäuſchte, ſich von ſeinem Geiſt- und Gemüths-Jammer bei einem Frühſtück, oder an einer guten Mittag- oder Abend-Mahlzeit zu erholen: ſo geht, in der Regel, ein neuer, noch ärgerer Jammer los, denn er bekommt gewöhnlich ganz abſcheuliche Speiſen, mitunter wahre Hottentottenkoſt, nebſt ungenießbarem Wein vorgeſetzt! —

Und hätte der Unglückliche auch manchmal etwas Appetitlicheres zu verzehren: ſo kann er — ein halber Tantalus — vor Aerger über Douanier's oder Paß-Noth, nicht eſſen, (ein Unglück, das mir nicht ein einziges Mal begegnet iſt) — und er muß ſich manchmal hungrig ins Bette legen! — Doch auch da kein Troſt! Vielmehr nur neue, verſtärkte Plage und Qual! Die Wulſt, auf die er ſein Haupt legen muß, verurſacht ihm Schmerzen, indem ihm darauf das Genick abſtirbt! Und die Flöhe — groß, wie die Wanzen — die ihn ſchon am Tage geplagt haben, fallen nun in Legionen — und, wie es ſcheint, für das Papſtthum anticipando Parthei nehmend, und ganz vorzüglich gierig nach ketzeriſchem Berliner Blute — über den armen Reiſe-Märtyrer her, und zerbeißen und zerquälen ihn dermaßen, daß er, nach ſchlafloſer Nacht, ermatteter, als er ſich niedergelegt, wieder aufſteht!

Dieſe immer erneute, mit wenigen Variationen wiederkehrende Noth erinnert mich an einen unglücklichen Ziegenbock, den ſich ein Profeſſor der Chirurgie auf einer berühmten Univerſität gekauft, und, zur Belehrung ſeiner Zuhörer, dazu verurtheilt hatte, in gehörigen Intervallen, alle möglichen chirurgiſchen Operationen an ſich machen zu laſſen, und dem er daher einen Beinknochen nach dem

andern, eine Rippe nach der andern zerbrach, und durch umgelegte Schienen und Bandagen heilte, und ſonſt noch die verſchiedenſten Schnitte in Bruſt und Leib machte, um ſie kunſtmäßig wieder zu flicken. Wie dieſes unglückliche Thier zum Märtyrer für die Wiſſenſchaft beſtimmt war, ſo der arme Teufel von Reiſe-Helden in dem Nicolaiſchen Buche zum tragi-komiſchen Märtyrer für die Unterhaltung der deutſchen Leſewelt! Und wie, nach Ordre des humoriſtiſchen Verfaſſers, ein trauriges Verhängniß nach dem andern ſeinen geplagten Helden verfolgt, ſo ſtimmt dieſer, durch alle Mollaccorde einer lamentablen Tonleiter, ein Klagelied nach dem andern an, und wird eben dadurch für den Hellſehenden (wie ich jetzt einer bin) eine höchſt komiſche Perſon.

Eine beſondere, tragi-komiſche Epiſode läßt der Verfaſſer noch dadurch herbeiführen, daß der Reiſehelb ſich in den Kopf geſetzt hat, einen Weg nach Mailand einzuſchlagen, wo man nicht fahren kann, daß er mißtrauiſch den Belehrungen hierüber, ſo wenig als über die Nothwendigkeit, zum Eintritt in das ſardiniſche Gebiet mit Paßunterſchriften eines ſardiniſchen Geſandten verſehen ſeyn zu müſſen, Glauben beimeſſen will. Dafür muß er hernach gar

ſehr in Sarzana durch Aerger-, Zeit- und Geld-Verluſt büßen! —

Aber all dies endloſe, lächerliche Weh, wovon der Held des Buchs heimgeſucht wird, genügte der Laune des Verfaſſers bei weitem noch nicht. Er läßt ihn, in Wort und That, noch eine Menge, zum Theil höchſt fein erdachter, Lächerlichkeiten begehn. — Seine Demonſtrationen, daß es mit der italieniſchen Sonne nicht weit her — daß das Klima in Italien nicht beſſer, als in Deutſchland — daß Neapel ein Schmutzneſt, Genua und ſeine Lage aber viel ſchöner, als die von Neapel und Conſtantinopel (das er aus einem Panorama kennt) — daß in dem Golf von Genua eine unaufhörliche, ſchäumende Wellenbewegung ſtatt finde, das Waſſer des Golfs von Neapel aber immer ſtill ſey — daß es mit den meiſten Ruinen Italiens nur Windbeutelei oder Betrügerei — daß es nichts mit Päſtum, nichts mit Capri, nichts mit Ischia — daß Sicilien ein noch viel abſcheulicheres Land, als Italien ſey — daß die Ausſicht aus den Fenſtern des Gaſthofs zum Schwert in Zürich ihn zu dem Ausruf begeiſtert: „Weit bleibt Neapel, ſelbſt Genuas Umgebung hinter den Wundern dieſer Gegend zurück!" — daß der Boden Italiens nur braun, und daß es als Landſchaft nicht maleriſch-ſchön er-

ſcheine — und daß es dem Auge, ob ein Orangenbaum und eine Aloe-Pflanze im Freien, oder im Kübel ſtehe, gleichgiltig ſey — und noch viel mehr ſolcher Art — — jede dieſer Behauptungen iſt eine Verkehrtheit, über die ein Hellſehender, der Italien mit geſunden Augen betrachtet hat, nur lachen muß. — Dazu nun noch die fortwährende, ſchmerzliche, doch freilich vergebliche, Sehnſucht nach abgeputzten Häuſern, ganz vorzüglich aber nach rothen Dächern, die er ſelbſt in Florenz, Tivoli, Genua mit Bedauern vermißt — eine Sehnſucht, die allein ſchon ihn als den lächerlichſten und verwahrloſeſten Richter in Allem, was unter die Rubrik maleriſcher Schönheit oder Nichtſchönheit gehört, aufs Ergötzlichſte charakteriſirt. Selbſt wenn man ohne meine Hellſeherei dies ganz originelle Lamento lieſt, wird man dadurch, wie durch den albern-komiſchſten Theaterſchwätzer, in eine luſtige Laune verſetzt! Dieſe Liebhaberei des Helden iſt einer der glücklichſten Einfälle des Verfaſſers. — Ein faſt eben ſo lächerliches Seitenſtück hiezu iſt die immer und immer wieder durch das Buch hinſtöhnende Beſchwerde des Helden, daß in Italien, wenn die Fenſter geöffnet ſind, kein Fenſterkreuz zu ſehen iſt. Dieſer Mangel gehört zu ſeinen entſchiedenſten, faſt krankhaften Antipathieen; und da

er auf der Reiſe faſt überall die Fenſter nach innen geöffnet findet, und alſo immer in einen ununterbrochenen dunkeln Raum blickt: ſo giebt auch dies Gelegenheit zu ewigen, lächerlichen Klagen. —

Wenn der Verfaſſer ihn ſpashaft werden läßt, nimmt ſein Spott über Italien ſich beſonders poſſierlich aus. Z. B. wenn er vom Beſuch einer Kirche in Mailand berichtet: „Rings um mich lagen die jungen Mailänderinnen auf den Knieen; allein mit keiner hätte ich einen Roman anknüpfen mögen.“ Schon dieſe Stelle iſt in ihrer Art vortrefflich; allein das Beſte kommt doch noch in dem Zuſatze: „Welch ein nüchternes, von aller Romantik entblößtes Land iſt dies Italien!“ — Dieſer letzte Satz iſt doch ein wahres Meiſterſtück, ein non plus ultra von genial ausgedachter Albernheit.

---

E.

Auch mehrere hübſche Züge lächerlicher Poltronnerei ließ der Verfaſſer nicht fehlen, zur komiſchen Vervollſtändigung eines ſolchen Reiſehelden. Daß er an die Möglichkeit eines Räuberanfalls auf manchen Landſtraßen Italiens denkt, iſt ihm keineswegs als eine Haſenherzigkeit anzurechnen; allein

lächerlich iſt es, wenn er zu Itri ruhig im Hauſe ſitzenden Männern, denen er nichts Böſes nachzuſagen weiß, als daß ſie eine gebräunte Haut, ſchwarzes Haar, blitzende Augen und weiße Zähne haben, Schuld giebt, daß ſie ihn mit habſüchtigen, verlangenden Blicken betrachtet, und er ihnen anſieht, daß ſie „manchen Räuberzug überſtanden haben mußten.“ Zwiſchen Fondi und Itri ſieht er einen einzelnen, im Schatten einer Mauertrümmer am Wege liegenden Kerl, mit einer Flinte, ebenfalls für einen Räuber an, und meint, wenn nicht glücklicher Weiſe mehrere Ochſenkarren vor ihnen geweſen wären, hätten ſie gewiß einen Räuberanfall erlebt. Vier Männer (den Poſtillon mitgerechnet) von einem Kerl! — Auf dem Rückwege von Rom erblickte er auch plötzlich am Wege vier bewaffnete Kerle, die er für Räuber hielt; allein die Poſtillone belehrten ihn, daß es Soldaten ſeyen, di den Weg bewachten. Und ſo kommt er alſo abermals mit dem bloßen Schreck davon. — Doch ſelbſt in der Durchfahrt durch den Felſen des Poſilipp bei Neapel, wo der Fußgänger, wie er meint, einem gedungenen Meuchelmörder nicht entgehen könnte, wird ihm, umgeben von Ochſenkarren, einer Schaafheerde und einer Menge von Geſindel, ſelbſt im Wagen unheimlich zu Muthe!

Und auf dem alten, großen Schlackenfelde des ſonſtigen Kraters des Veſuvs iſt er von dieſem wüſten Anblick ſo ergriffen, daß er meint, der kühnſte Mann zittre, wenn er ſeinen Fuß auf „dieſe grauſigen Denkmäler allgemeiner Naturkräfte ſetze.“ Daß er als der tragiſch-komiſche Held des Buchs, ſo thun muß, als ob er hier gezittert habe, muß mir um ſo komiſcher erſcheinen, da nicht einmal meine Reiſegefährtin, die doch durchaus nicht auf den Titel eines kühnſten Mannes Anſpruch machte, auf jener Stelle zitterte, ſondern mir ſogar bis zum oberſten Rande des neuen Kraters voranging. Sehr treffend wird die innere Unruhe des Reiſehelden auch dadurch angedeutet, daß er den neuen, aus dem alten Schlackenfelde hervorragenden Aſchenkegel — den Schornſtein des tiefen Feuerheerdes — in der ihm angedichteten Angſt mehrere hundert Fuß hoch ſchätzt, was eine ganz gewaltige Uebertreibung iſt.

Daß mit der Poltronnerie eine große Anmaßung, und mit der Unwiſſenheit auch die Klugthuerei Hand in Hand gehen könne, davon läßt der Verfaſſer ſeinen Helden ebenfalls manchen ergötzlichen Beweis geben. Hieher gehören z. B. die Sentenzen, daß nur ein ſchmutziger Cyniker ſich in Italien gefallen, daß ein edles Gemüth es nicht ſchön

finden könne, und daß man eine Eselshaut haben müsse, um sich Italiens zu freuen — ferner die Erklärung, daß nach italienischem Maßstabe alle Häuser Berlins und Wiens, ohne Ausnahme, Paläste seyen, und daß es mit der wissenschaftlichen Literatur der Italiener jetzt nur Charlatanerie sey, desgleichen die Taxe der Volkszahl von Neapel nach oberflächlichem Ueberblick der Menschenmenge in einigen Straßen, so wie die herrliche, mehr als schülerhafte Erklärung der kurzen Dämmerung in Italien, und der architectonisch ästhetische Ausspruch, daß das Pantheon in Rom einen trübseligen Anblick gewähre, und daß es nicht einen Eingang mit einer Säulenhalle, sondern symmetrisch zwei oder auch vier haben sollte (wobei man dann, vor lauter Eingangshallen, von der ganzen Rotunde fast nichts mehr sehen würde), und noch viele andere Bemerkungen und Tadeleien von ähnlichem Schrot und Korn.

Doch fast, als ob ein Peter in einem Kotzebueschen Lustspiele Weisheit auskramen wollte, klingt es, wenn der schelmische Verfasser seinen so weise thuenden Reiseheloen sagen läßt, die gerühmte, außerordentliche Vegetation Italiens bestehe wohl nur in Hervorbringung von Unkraut und Schmarotzerpflanzen — es sey gewiß und wahrhaftig

nur der Reiz des Fremdartigen, was die italieniſchen Gegenden verſchönere — die Kuppel der Peterskirche imponire nicht ſo durch ihre Größe, wie es der Fall ſeyn würde, wenn ſie ſchlank und pyramidenartig ſich in die Luft erhöbe — und der Markusplatz von Venedig gleiche, wenn man mit dem Rücken gegen die Kirche ſtehe, eigentlich nur einem alten, rauchrigen, großen Schloßhofe! — In dieſen vier Orakelſprüchen iſt faſt jedes Wort ſeinen Dukaten werth, denn wie manchen Dukaten gäbe wohl mancher Witzbold, mancher Spaßvogel von Profeſſion, und mancher theatraliſche Poſſenreißer darum, wenn ihm, ſo oft er es wünſchte, ſolche köſtliche Einfälle zu Gebote ſtänden! Betrachte der Leſer dieſe Witzperlen nur mit einiger Aufmerkſamkeit! Welche originelle Blödſichtigkeit und welcher konfuſe Blick auf die Productionskraft der Natur iſt in der Bemerkung über die Vegetation Italiens affektirt! — Wie genial iſt die alte, unumſtößliche Wahrheit, daß der Anblick des Fremdartigen den Gegenſtänden auf Reiſen einen Hauptreiz gebe, zur Herabſetzung Italiens in Anwendung gebracht! — Der Einfall mit der pyramidaliſch verlängerten Peterskuppel (wodurch ſie gänzlich aufhörte, eine Kuppel und das architectoniſche Meiſterſtück zu ſeyn, was ſie iſt,

und was ſie hat ſeyn ſollen) wiegt ganze Dutzende genialer Abderitenwitze anderer ſatyriſcher Schriftſteller auf — und ſo auch die Idee: um den Marcusplatz von Venedig zu beſchauen und zu würdigen, ſich mit dem Rücken an die Kirche zu ſtellen und auf dieſe Weiſe weder ſie, noch den nebenſtehenden Dogenpalaſt (was eben die architectoniſchen Hauptherrlichkeiten ſind) zu ſehen, iſt wahrlich nicht minder ſublim! — Schon um dieſer erzſchalkhaften Orakelſprüche willen, kann ich es nicht dankbar genug preiſen, daß ich endlich zur Hellſeherei in dem Nicolaiſchen Buche gelangt bin! Worüber ich früher, als über die ärgſten Abſurditäten, ſpottend ſchalt, darüber bin ich jetzt, als über die genialſten Witze, entzückt! — Was iſt es doch für eine herrliche Sache um ſolch ein ausgezeichnetes, ſchriftſtelleriſches Genie, wie der Verfaſſer in dieſem überreichen Quodlibet von närriſchem Zeuge aller Art beurkundet!

Daß ein Reiſeheld, der mit ſolchem Geiſte von ſeinem genialen Verfaſſer ausſtaffirt iſt, in Rom nach „himmelanſtrebenden Thürmen, wie ſie die gothiſche und alte deutſche Baukunſt in unſerm Vaterlande geſchaffen", und erſt in Venedig und dann auch in Neapel nach einer Menge goldſtrahlender Kuppeln, und auf den Straßen Neapels nach den Theater-Coſtüms umſchaut, die er in der

Stummen von Portici geſehen hat — daß er ſich weder um die Waſſerfälle von Aquapendente, noch von Terni bekümmert — daß er nach Genua nur nothgedrungen, ganz gegen ſeinen Plan, reiſt, und es dann hoch über Neapel ſtellt — daß er in Rom den Moſes von Michel Angelo in der Kirche S. Pietro in Vincoli unbeachtet läßt — daß er über Antiken-Werth und Unwerth, wer weiß wie weiſe-thuend, ſchwatzt, und, nachdem er die Antiken-Sammlungen in Florenz und auf dem Kapitol in Rom geſehn, den Ausſpruch thut, auch hier habe er ſich in ſeiner Erwartung betrogen gefunden — und daß er in ſeiner zwei Bände ſtarken Reiſebeſchreibung in der er ſo viel zehn- und zwanzigmal, Gedrucktes mit der Miene des wohlunterrichteten Belehrens abſchreibt, vor allen Trübſalberichten über Päſſe-, Douanen-, Pferde-, Bettler-, Speiſe- und Floh-Noth, für den berühmteſten und bewundertſten Künſtler unſerer Zeit, den trefflichen Thorwaldſen und ſeine reichen Ateliers, nur fünf Zeilen und eine halbe hat erübrigen können — dies Alles ſind zwar nur kleine, aber keck hingeworfene, höchſt charakteriſtiſche Pinſelſtriche, die, jeder auf ſeine Weiſe, zur Vervollſtändigung des originellen, reich ausgeſtatteten Bildes beitragen.

## F.

Noch zuletzt, ehe der geſtrenge Ritter und Richter das tiefherabgeſetzte Land verläßt, macht der Verfaſſer ſich und der Leſewelt auch den Spas, ihn in die plumpſten Uebertreibungen und Widerſprüche ſich verwickeln zu laſſen. Er hat Neapel ein Schmutzneſt geſcholten, und rühmt dagegen von Genua, es beſtehe aus breiten, herrlichen Straßen und prächtigen Marmorpaläſten. Breite und ſchöne Straßen hat es indeſſen äußerſt wenige, und dieſe ſind nicht mit der Riviera di Chiaja und mit der Straße Toledo in Neapel zu vergleichen; und den wenigſten Marmorpaläſten ſieht man es an, daß ſie von Marmor ſind, wegen ihrer altergrauen Farbe, wie es mit den venetianiſchen der Fall iſt. Daß mehrere Häuſer in Genua bemalt ſind, beſticht den Reiſehelden. Sonſt würde er es wohl ſcharf gerügt haben, daß man in ſehr viele Straßen Genua's gar nicht mit einem Wagen kommen kann, theils weil ſie viel zu eng, theils weil ſie auf ſo unebnem Boden ſind, daß ſie mit Treppen nach den Nachbarſtraßen ausmünden. Selbſt zu einem der angeſehenſten Banquiers konnten wir nicht fahren, weil er in einer ſolchen Straße wohnte! Auch ſieht man einer Menge von Marmorhäuſern faſt ſo wenig, wie in Venedig, es an, aus welchem ſchönen Material

ſie gebaut ſind, weil es, hier wie dort, im Laufe der Zeit dunkelgrau geworden iſt. Alſo lauter ſchelmiſch-ironiſche Aeußerungen. —

Um nun aber, in ſpaßhafter Inconſequenz, das enthuſiaſtiſche, verhältnißmäßig ganz übertriebene Lob, was der launiſche, durch bemalte Häuſer, grüne Jalouſieen und ein luculliſches Mahl beſtochne Reiſebeſchreiber Genua ertheilt, — es ſoll nämlich ſchöner ſeyn, als es die Phantaſie zu erſinnen vermag — nicht dem ſo tief herabgeſetzten Italien zu Gute kommen zu laſſen, erklärt er, wie er es grade braucht, daß Genua gar nicht zu Italien gerechnet werden ſollte, indem es nicht zu dem Stiefel der Landkarte gehöre. Hienach müßte nun Alles, was nördlicher, nach den Alpen hin liegt, noch weniger zu Italien gehören und italieniſchen Charakter an ſich tragen, als Genua. Das hindert den genialen Reiſebeſchreiber indeſſen nicht, in Novi wieder auf italieniſches Weſen zu ſchelten, und von den Genueſern, welche dort die Herbſtzeit zubringen, zu ſagen, daß ſie für die entzückende Gegend von Genua keinen Sinn haben müßten, was „ächt italieniſch" ſey. Alſo Genua iſt nicht italieniſch, aber die Genueſer ſind es! Und in ſeinem Unmuth über Flöhe und Strafenlärm, wodurch er zu Novi im Schlafe geſtört worden iſt,

ruft er aus: „Ja, wir ſind noch in Italien! Es iſt nicht zu bezweifeln!“ — Weiterhin, den Weg nach Pavia verfolgend, geben Landleute, die in ihrer Sonntagskleidung zur Kirche gehen, zu dem Ausruf Veranlaſſung: „Es war hier ſo durchaus gar nicht italieniſch, und wahrlich darum ſo ſehr hübſch!“ — Da er ſich hier von dem Stiefel der Landkarte noch weiter entfernt hatte: ſo paßte dies zu der Bemerkung bei Genua. Aber noch nördlicher, beim Abfordern der Päſſe in Mailand, ſpricht er wieder von „habgierigen Italienern“, und findet auch hier das Enge, Krumme, Außige und Finſtere aller andern italieniſchen Städte. Nur in dem Spazierengehen der Frauen vor's Thor erkennt er ſchon deutſche Sitte. Bald darauf ſagt er jedoch, daß Mailand in dem vergötterten Italien liege; und als in einer Kirche die knieenden jungen Mailänderinnen ihm nicht reizend genug erſcheinen, um mit ihnen einen Roman anzuknüpfen, bricht er in den, nicht genug zu lebenden, und, zum Auswendiglernen, hier dem Leſer noch beſtens empfohlnen Ausruf aus: „Welch ein nüchternes, von aller Romantik entblößtes Land iſt dies Italien!“ — Die Schönheit des Lago maggiore erklärt er dann durch die kühne Bemerkung: „Der Lago maggiore und ſeine Umgegend liegt

ganz nahe an Deutſchland, welches unendlich viel ſchöner iſt, als Italien." Hierauf wird Isola bella ſchon aus der Ferne mit lautem Freudengeſchrei begrüßt. — Bei dem nachherigen Beſuch rühmt er es in mancher Beziehung übertrieben (denn die veraltete, architectoniſche Pracht, die man dort findet, iſt ziemlich geſchmacklos). Dann aber, als er nach einem Wirthshauſe fragt, wird ihm „eine ekelhafte Spelunke" gezeigt, in die er nicht einzutreten wagt, der er aber dennoch, gleich von außen anſieht, daß ſie von Flöhen wimmelt (welche hier alſo mindeſtens von der Größe der Ratten und Mäuſe geweſen ſeyn müſſen), worüber er dann ausruft: „Wir hatten eben vergeſſen, daß wir noch in Italien waren; allein jetzt konnten wir freilich nicht mehr daran zweifeln." — Alſo auch hier, ſo weit ſchon nördlich gelangt, und dem Stiefel der Landkarte mehrere Tagereiſen hinter ſich, erklärt er, noch in Italien zu ſeyn, was nicht einmal bis Genua hinauf reichen ſollte!! —

So beluſtigend mir auch dieſe Uebertreibungen und Widerſprüche jetzt erſcheinen: ſo kann ich, trotz meiner Hellſeherei, die tiefere Bedeutung, die hier und da ihnen zum Grunde liegt, doch nicht völlig ergründen. Die übertriebene Lobpreiſung Genua's, wo ein luculliſches Mahl ihn erquickt, iſt

wahrſcheinlich eine Satyre auf irgend einen Reiſebeſchreiber, den ein ausgezeichneter Tafelgenuß verführte, das ganze gaſtliche Haus, in dem ihm der Gaumen gekitzelt wurde, über die Maßen ſchön zu finden und zu preiſen. Und das inconſequente, immer mit ſich ſelbſt in Widerſpruch ſtehende Hinundherſtolpern der Phantaſie zwiſchen ſchönen Träumen von Deutſchland und Schnüffeln nach italieniſcher Widerwärtigkeit, hat gewiß auch ihr beſtimmtes, ſatyriſches Ziel. Nur kann ich, ſo viel ich auch hin und her rathe, nicht mit Sicherheit ſagen, welches.

Bei andern lächerlichen Aeußerungen und vorkommenden Uebertreibungen hingegen iſt das Ziel keinen Augenblick zu verkennen, ſobald man ein Hellſehender geworden iſt. Wenn er z. B. ſagt, daß das Halbdunkel im Dom zu Florenz, welches durch den trüben Himmel und die farbigen Fenſterſcheiben bewirkt ſey, es ihm begreiflich gemacht habe, wie einzelne kräftige Männer und Anhänger des Proteſtantismus zur katholiſchen Kirche überzugehen vermochten: ſo wird mit dieſer thöricht ausſehenden Stelle höchſt treffend die neblige Schwindelei gewiſſer Ueberläufer zum Katholicismus verſpottet. — Wenn er die italieniſchen Flöhe ſo groß wie Wanzen beſchreibt, ſo beſpöttelt er hiemit gewiß den und jenen prahleriſchen Jäger, der, von der Ha-

ſenjagd heimkehrend, von Wölfen und Bären erzählt, mit denen er gekämpft haben will; und wenn er klagt, der Staub oder der Koth ſey fußhoch, der Braten nicht zu beißen und der Wein ſaure Jauche geweſen: ſo iſt das nichts, als eine ironiſche Nachäffung der Rhetorik am Kaffetiſche krähwinkelſcher Gevatterinnen, die einander die Noth mit ihren Mägden klagen, und wo die Eine ſchwört, der Staub von geſtern habe heute Mittag noch handhoch auf ihrer Kommode gelegen, und die Andere, um nicht zurück zu bleiben, ebenfalls ſchwört, daß ihr letzter Sonntagsbraten ganz und gar zu Kohle gebrannt, und hernach der Kaffee nichts als das klarſte Waſſer geweſen ſey. — Auch in dieſen kleinen Zügen zeigt es ſich unwiderſprechlich, wie fein der Verfaſſer zu beobachten und aufzufaſſen verſteht, und mit welch einer beſonderen, talentvollen Hinneigung zu krähwinkelſcher Gefühlsweiſe und Rhetorik er ausgeſtattet iſt. — Wäre er ein Schauſpieler: er würde vor Beifallklatſchen oft ſtundenlang nicht zum Worte kommen können, und man würde ihn ſo übereſt hinter einander rufen, daß er nicht nur endlich ſtocktaub, ſondern auch von allen dankenden Bücklingen permanent krumm werden müßte.

61.

Was für eine Menge der reichſten Erzſtufen könnte ich noch aus den Gold- und Silber-Minen des Nicolaiſchen Werkes zu Tage fördern! Was für eine höchſt ergötzliche Blumenleſe von ſatyriſchen Albernheiten der verſchiedenſten Art ließe ſich aus dieſem originell-ſpaßhaften Buche zuſammenſtellen! Aber wollte man ſie vollſtändig machen: ſo müßte man es faſt ganz und gar abſchreiben, und da könnte der Verleger einen Proceß wegen Nachdruckerei an den Hals geworfen bekommen! Es mag alſo mit den obigen Proben genug ſeyn. —

Ich denke, ich habe in dieſem Anhange, als ein bekehrter Paulus, reichlich wieder gut gemacht, was ich, als ein heidniſcher Saulus und Verfolger dieſes merkwürdigſten Schriftſtellers unſerer Zeit, geſündigt habe. Deutſchland wird nun erkennen, was es an ihm für eine enorme literariſche Notabilität hat. Wer könnte es dem Verfaſſer alſo verdenken, wenn er ſein Werk in eine Reihe mit Reinecke Fuchs, Gilblas, Don Quixote und Till Eulenſpiegel ſtellte?

Der Preis von vier Thalern für das Nicolaiſche Werk alterirte mich freilich anfangs ein wenig, bald indeſſen recelligirte ich mich, und ſagte mir, daß man ein ſolches Werk auch mit dem

höchſten Preiſe nicht zu theuer bezahle. Und ſo ließ ich ihm dann auch noch ein möglichſt buntes, mit allen Regenbogenfarben ausgeſtattetes Röckchen vom Buchbinder machen, wie ich ſchon mehr als ein Exemplar des vortrefflichen Buchs: „Klingſohr von Neudel. Halle, Hendel, 1803" habe binden laſſen — mit einem Worte, ſo bunt, wie Hr. Nicolai alle Häuſer in Italien hätte angeſtrichen ſehen mögen, und wie ſein Werk verdient, in allen Sammlungen von Curioſis zu prangen. Dieſen ſey es hiemit beſtens empfohlen!

# Schluß-Cadenze.

Nachdem das Vorſtehende bis zur letzten Seite in der Druckerei ſchon faſt beendet war, griff ich noch einmal nach Hrn. Nicolai's Buche, um doch auch die, am Schluſſe des zweiten Bandes der zweiten Auflage angefügten, ungünſtigen und günſtigen Recenſionen des Werks jetzt vollſtändig kennen zu lernen.

Welch eine neue Beluſtigung iſt mir hieraus erblüht! Die ſämmtlichen Recenſenten ſind nämlich ohne allen Argwohn in die myſtificirende Falle des Verfaſſers gegangen, haben den humoriſtiſchen Scherz ſeines Buchs für baare Münze genommen, und in dieſer irrigen Befangenheit ihn theils beſpöttelt, theils geprieſen! *)

*) Ich wundere mich, daß keiner der Berliner Recenſenten Herrn Nicolai, da er altergraue Bauwerke,

Hat aber mich, den Hellſehenden, dies ſchon beluſtigt: welchen unendlich gröſſeren Spas muß es dem ſchelmiſchen Verfaſſer gemacht haben, ſeine Topperei des Publikums ſo vollſtändig geglückt zu ſehn!

Die gute Laune, in die er auf's Neue hiedurch verſetzt iſt, thut ſich nun in mehreren hundert Noten kund, die er den abgedruckten Recenſionen — beſonders den tadelnden — angehängt hat. Jeder Recenſent erhält in dieſen Noten eine gröſſere oder kleinere Schnur von Vexir-Perlen an den Hals geworfen, die zum Theil von ganz vorzüglichem Waſſer ſind.

---

wenn ſie ſonſt auch noch ſo impolant ſind, nicht leiden mag, gefragt hat; was er zu dem altergrauen, groſſen königl. Schloſſe in Berlin ſage? — — Wäre Hr. Dilsperante auf ſeiner Reiſe bis Berlin gekommen: ſo würde er zum Hrn. Nicolai's Urtheil über den Marktplatz zu erwidern gewiß geſagt haben: wenn man ſich mit dem Rücken an das königl. Schloß ſtelle: ſo ſehe der Schloßplatz gar nicht wie ein Schloßplatz aus, ſondern nur wie ein, blos von zwei Seiten bebauter, viereckiger, unbedeutender Marktplatz. — Aber Hr. Dilsperante hätte Hrn. Nicolai hiedurch doch bei weitem noch nicht erreicht.

Der bloße, geſunde Menſchenverſtand, (der ſich aber zu meiner Helliſiererei ungefähr wie die Vernunft der Rationaliſten zum Offenbarungsglauben verhält) — namentlich der geſunde Menſchenverſtand der Gegner des Hrn. Nicolai wird ſich nun einbilden, ihm eine Menge der ärgſten Bißen, die er in einer Menge von Noten gegeben, verwerfen zu können. Allein es wird dem armen geſunden Menſchenverſtande auch hier ergehen, wie es ihm oft in der Welt ergeht — das heißt: er wird vor einer mächtigeren Flagge alsbald die Segel ſtreichen müſſen!

Indem Hr. Nicolai z. B. bei der Friedländerſchen Recenſion die Meinung aufſtellt, ſie ſey aus der Feder ſeines Jugendfreundes, des Hrn. von Rademann gefloſſen, und indem er daher in zwei und funfzig angehängten Noten dieſen Jugendfreund auf das Schonungsloſeſte durch Schimpfworte und andere ſtudirt-böſe Reden mißhandelt, erſcheint er freilich in dem doppelten ſchlimmen Lichte: erſtens als ein Mann, der ſich leicht von einer vorgefaßten falſchen Meinung irre leiten läßt und ſie dann ohne beſonnene Prüfung verfolgt, und zweitens als ein höchſt unedler Freund, der das Böſe, was ihm angethan ſeyn ſoll, durch noch Böſeres zu überbieten ſtrebt; allein ein Helliſiren-

der, welcher weiß, wie Alles gemeint iſt, ſieht darin nur eine etwas derbe Neckerei und Satyre auf eine Menge von ſogenannten Freundſchaften und auf das oftmalige, gehaltleſe Geſchwätz davon.

Auch in den fünf und dreißig Noten zu der Recenſion in der Halliſchen allgemeinen Literaturzeitung, mit K. W—e unterzeichnet, tritt Hr. Nicolai, dem Anſcheine nach, ſehr unwürdig auf, indem er einem Manne, der über Italien recht ſehr mitſprechen kann, wiederholt ein zuerſtes Urtheilen verwirft, und auf Perſönlichkeiten anſpielt, die um ſo tadelnswerther ſind, da Das, worauf der Verfaſſer ſeinem Notenmacher in ſcheinbarem Zorne anſpielen läßt, dieſem Hrn. K. W—e doch wahrlich am wenigſten zum Vorwurf zu machen iſt. Allein wenn es nun Hrn. Nicolais Abſicht war, es recht handgreiflich zu zeigen, zu welchen elenden Federſtreichen ſcharf kritiſirte, gut getroffene Scribenten in ihren Antikritiken manchmal ihre Zuflucht nehmen: wer will wegen der Einkleidung, die ſeine Laune hiebei zu wählen für gut fand, ernſtlich mit ihm hadern?

Es iſt freilich ein arger Widerſpruch, daß Hr. Nicolai, der in ſeinem Buche faſt nur Tadel und Mißtrauen gegen die Italiener ausſpricht, und nach Seite 271 zu der angeführten, alle Italie-

ner verdammenden Anſicht Smolletts, daß jeder Italiener ein Verräther ſey, der auf Betrug ausgehe, in Note 12 die beſtätigende Sentenz hinzufügt: „Und iſt es noch jetzt für Jedermann!“ — es iſt freilich, ſage ich, ein arger Widerſpruch, daß dieſer nämliche Hr. Nicolai dann S. 334 in Note 28 ſagt: „Behüte Gott, daß ich mir alle Italiener ſchlecht denken ſollte! — — es giebt auch in Italien gewiß mehr gute, als böſe Menſchen u. ſ. w.“

Es iſt freilich höchſt lächerlich, wenn Hr. Nicolai, der auf ſeiner Reiſe ſoviel Verdruß, Hader und Zank zu beſtehen gehabt, und an mehreren Stellen berichtet, daß er vor Aerger nicht habe eſſen können, in einer Recenſionsnote verſichert, daß ſeine gute Laune in Italien unverwüſtlich geweſen ſey; desgleichen, daß er in ſeinem Buche ohne üble Laune und Leidenſchaft geurtheilt habe, da es von ihm erſt in der Heimath geſchrieben ſey — wogegen der geſunde Menſchenverſtand doch ſagen muß, daß jenes Buch ja nur die weitere Ausführung eines Tagebuchs ſey, auf das gewiß nur zu oft die üble Laune und bittre Verſtimmung des Augenblicks einwirkte.

Was ſoll der geſunde Menſchenverſtand vollends zu Note 15 Seite 331 ſagen, wo Hr. Nicolai ver-

ſchere, daß ihm in Italien **nichts** entgangen ſey, und daß er **viel mehr** bemerkt habe, als **irgend ein Reiſender vor ihm (!!!)** — (er, dem ſo unzählich viel von den Merkwürdigkeiten Italiens, bei der Flüchtigkeit ſeiner Reiſe und der verkehrten Ausführung derſelben, entgangen iſt — er, der nicht einmal bemerkt hat, daß in Italien Weizen gebaut wird.) — Nun ja! Widerſpruch auf Widerſpruch! Lächerlichkeit auf Lächerlichkeit! Eine herrliche Anthologie von Verkehrtheiten ließe ſich nicht allein aus dem Buche ſelbſt, ſondern auch aus den Noten zu den Recenſionen zuſammentragen! Allein rechne man Herrn Nicolai doch ja nicht als gegebene, klägliche Blöße an, was er, in überſprudelnder, luſtiger Laune (bald beleidigt und erzürnt, bald hartnäckig-rechthaberiſch, bald ſelbſtgefällig und geſchmeichelt thuend) mit einer unerſchöpflichen Genialität, wie unſre Literatur ſie bisher noch nicht aufweiſen konnte, aufs Papier wirft! Er will in jenen Noten Vieles erſt noch recht auf die Spitze treiben! Er will widerſprechendes, lächerliches, unpaſſendes, unhaltbares, närriſches, ja tolles Zeug zu Markte bringen, theils weil ſeine geniale Laune ihn überhaupt dazu treibt, theils weil die Aufnahme der erſten Auflage ſeines Buchs bei einem großen Theil des Publikums ihm gezeigt hat, **wie viel es ſich**

bieten lasse, und weil er also meine, seine Einfälle mit recht dicker Dinte und recht derber Feder aufs Papier werfen zu müssen, damit man endlich merke, daß es ihm mit Allem nicht Ernst, sondern nur Spas sey.

Meint man, ich sage hiemit zuviel: nun so lese man z. B. Seite 270 die Note 7. Da macht er zu der Bemerkung eines Italieners, daß Italien für Emilien ein Gegenstand rasend zu werden gewesen sey, den bestätigenden Zusatz: „Und ist es für jeden vernünftigen Menschen, der nicht vom Tollwurm des Enthusiasmus gebissen worden.“ Hiernach erklärt er, ohne Gnade und Barmherzigkeit, sich selbst für toll oder rasend, denn entweder ist er, vom Tollwurm des Enthusiasmus gebissen, schon toll hingekommen nach Italien, oder, kam er ohne Enthusiasmus, als ein vernünftiger Mensch nach Italien: so hat ihn Italien rasend machen müssen. — Man sieht, Herr Nicolai ist ein Humorist, dem es noch zu wenig ist, vor seinem Publikum mit einer Schellenkappe zu spielen, und der daher des stärkern Effekts wegen, selbst mit einer Tollsacke spielt!

Aber die höchste Höhe von tollstuendem Humor hat er doch Seite 367 Note 1 erreicht, wo er sagt, er wünsche, daß sein Werk in den

**Gymnaſien und Schulen eingeführt werde,** um die nachtheiligen Irrthümer über Italien, die ſelbſt durch Jugendſchriften verbreitet würden, im Keim zu erſticken!

Hier muß doch wohl auch der einfältigſte Leſer endlich merken, daß Herr Nicolai unter allen deutſchen Schriftſtellern der allerärgſte Spaßvogel iſt, der mit ſeinen Noten, und alſo auch mit ſeinem ganzen Buche, das Publikum nur zum Beſten hat. Wäre es ihm Ernſt mit dieſer Note und dem darin ausgeſprochenen Wunſche geweſen: ſo müßte er, als er ihn niederſchrieb, in einem Zuſtande geweſen ſeyn, der es wohl nöthig gemacht hätte, ihm einen Kranz von Blutigeln um die Stirn zu winden und eine Krone von Eis aufs Haupt zu ſetzen. Da von dergleichen nöthig befundenen Operationen aber nichts verlautet: ſo ergiebt es ſich unwiderſprechlich, daß er, um das Publikum zum Narren zu haben, nur ſo thut, als ob er ſelbſt für einen gehalten ſeyn wolle. — Er gleiche einem luſtigen Seiltänzer, der alle Augenblicke einen faux-pas zu machen ſcheint, und, während das Publikum, durch ſeinen Purzelbaum erſchreckt, laut aufſchreit, es wegen des Mißverſtehens ſeines Kunſtſtücks recht von Herzen auslache.

Dies Alles nun als feste Wahrheit angenommen, kann ich Hrn. Nicolai nicht laut genug applaudiren, wegen des köstlichen Einfalls, daß sein Buch in Gymnasien und Schulen eingeführt werden möge. Eine ganze laterna magica voll der ergötzlichsten Bilder thut sich vor mir auf, indem ich diesen durchtriebenen Wunsch des Hrn. Nicolai näher beleuchte.

Denke ich mir nämlich, es würde da der eine oder der andere mystificirte Leser des Nicolaischen Buchs dermaßen vom „Tollwurm des Enthusiasmus gebissen", daß er es sich zur Aufgabe seines Lebens machte, zur ernstlichen Erfüllung jenes spaßhaften Wunsches, sein ganzes Vermögen und seine ganze Thätigkeit daran zu setzen, um in allen Gymnasien und Schulen das Nicolaische Werk eingeführt zu sehn: welch eine Sündfluth von tollem Spas sehe ich da sich über die Welt ergießen! — Das Erste und Nöthigste was geschehen müßte, wäre die Stiftung eines Seminars zur Bildung von Professoren für die Lehrstühle in der Nicolaischen Philosophie. Dann wäre zunächst das Dringendste: die Anlage einer Stereotyp-Druckerei, um das Nicolaische Buch, zu spottwohlfeilem Preise, in Hunderttausenden von Exemplaren herzustellen, und zwar — dem Schönheitssinn des Verfassers zu Ehren — je-

der Buchſtabe, ſo wie auch das Bildniß des Verfaſſers, mit ziegelrother Farbe gedruckt.

Da es aber nicht blos in Deutſchland und den übrigen europäiſchen Ländern, ſondern in der ganzen Welt ſolche Thoren giebt, welche Italien für ein ſchönes und intereſſantes Land halten, und Luſt haben, es kennen zu lernen: ſo verlangt ein eifriger kosmopolitiſcher Sinn durchaus, daß das Nicolaiſche Werk (welches durch die Einführung in tauſend Schulklaſſen jedenfalls ein klaſſiſches würde) in alle Sprachen unſers Erdballs eiligſt und ſchleunigſt überſetzt werde.

Daß alles dieſes nicht von *einem* Kosmopoliten, und wenn er auch von *zehn* Tollwürmern des Enthuſiasmus gebiſſen wäre, ausgeführt werden könne, ſondern daß deren mehrere, ja *viele*, ſich zu ſo edlem Zwecke vereinigen müßten, das verſteht ſich von ſelbſt.

Auch müßten Miſſionaire — freiwillige, oder auch im Nothfall *gepreßte* — in aller Welt Länder ausgeſchickt werden, zur Verbreitung der Nicolaiſchen Lehre unter Chriſten, Juden, Muhamedanern, Hindus und Heiden ꝛc. ꝛc., Miſſionsvereine müßten geſtiftet, Miſſionsſtunden gehalten, Miſſionsberichte vorgeleſen und gedruckt werden! Doch das

würde ſich, wenn die Sache nur erſt gehörig Wurzel geſchlagen, ſchon von ſelbſt machen.

Um recht erfolgreich zu wirken, müßte man die vornehmen, verzärtelten Mutterſöhnchen auf die Hottentottenkoſt und die ſchlechte Jauche von Wein nebſt den harten Kopfkiſſen in Italien aufmerkſam machen, die Muſiker belehren, daß die Muſik dort in den letzten Zügen liege, den Malern und Bildhauern einprägen, daß Italien als Landſchaft ſchlecht und an ſchönen Modellen bettelarm ſey,*) den Architekten, daß ſeine Ruinen meiſt unbedeutend und nachgemacht

*) Hiegegen könnte ein vorlauter Künſtler vielleicht einwenden, daß Raphael, Tizian, Thorwaldſen, und viele andere Kunſtheroen, in Italien zu ihren bewunderten Werken doch wohl ſehr befriedigende Studien, an lebenden Modellen gemacht haben müſſen — ferner, daß Italien, in maleriſch-landſchaftlicher Beziehung, doch wohl nichts weniger, als verwahrloſt ſeyn müſſe, da ſo manche Künſtler, die, um Raphael und die Antiken zu ſtudiren, nach Italien gingen, dort wieder Erwarten zur Landſchaftmalerei übertraten, wie z. B. neuerlichſt der Ungar Marko, der in Wien auf den Hiſtorienmaler hinarbeitete, und in Italien ſich zu dem trefflichſten Landſchaftmaler ausbildete, der jetzt in Rom zu finden iſt. — Einwendungen dieſer Art müßten als ungehörige Naſeweisheit von den Nicolaiſchen Schul-

ſeyen, den Schriftſtellern, daß Herr Nicolai ſchon allen Stoff ausgebeutet habe, den blos Vergnügungsluſtigen, daß ſie ohne Eſelshäute dort nicht aushalten könnten — in Summa, daß man in Italien mindeſtens noch einmal ſo viel Plagen finde, als weiland in Egypten.

Bei den halbjährigen, öffentlichen Catechiſationen über das Nicolaiſche Buch müßten die gutbeſtehenden, zum Nicolaicismus bekehrten Zöglinge mit den beliebteſten vaterländiſchen Gerichten bewirthet, dagegen die ſchlechtbeſtehenden, zum Nicolaicismus noch nicht bekehrten Zöglinge durch Vorſetzung von gebackenen Waſchlappen beſtraft werden.

Da aber nicht allein die männliche, ſondern faſt eben ſo ſehr die weibliche Welt von der Luſt, nach Italien zu reiſen, angeſteckt iſt; ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß auch in den weiblichen öffentlichen und Privat-Schulanſtalten das Nicolaiſche Werk eingeführt und von wohlunterrichteten, dem Nicolaiſchen Glauben zugethanenen Lehrern erläutert und erklärt werden müßte. Als vorzüglich intereſſant würden ſich hiebei unfehlbar die Kapitel des Nico-

---

meiſtern mit Strenge zurückgewieſen werden, als ſtrafbare Ketzereien gegen den wahren Nicolaiſchen Glauben.

laiſchen klaſſiſchen Werks herausſtellen, in welchen von der Hetärengaſſe Neapels und von den liederlichen Pygmäen, den Pompejanern, die Rede iſt!! Was für unſchätzbare Belehrungen und Erörterungen für die weibliche Jugend würden hiedurch herbeigeführt werden! Was für ſegenreiche Bemühungen müßte Das geben, um, unter Herrn Nicolais Aegide, die weibliche jugendliche Schaamhaftigkeit, Unſchuld und Sittlichkeit gänzlich niet- und nagelfeſt zu machen!

Kurz! es wäre das koloſſalſte pädagogiſche Narrenſpiel, das die Welt jemals geſehen hat, wenn ein enthuſiaſtiſcher Abderit in jener merkwürdigen Note den Scherz für Ernſt nähme, und mit philantropiſchem Eifer Herrn Nicolai's Wunſch zu erfüllen ſuchte. — Jedenfalls hat Herr Nicolai durch den genialen Einfall in jener Note ſeinen neun und neunzig myſtificirenden, neckiſchen Aeußerungen, ſcheinbar konfuſen Urtheilen, Anſichten und lächerlichen Lamento's die Krone aufgeſetzt. Volle Ehre ihm alſo, wie ſie ihm dafür gebührt!

# Schluß-Accord.

Hier ſollte mein Buch zu Ende ſeyn; aber ich muß doch noch einige Zeilen hinzufügen. — Hinter die Schluß-Cadenze gehört ja auch ein Schluß-Accord.

Ich ſehe nämlich unerwartet meine Bibliothek durch zwei ſehr ſpashafte lateiniſche Werkchen bereichert, über welche ich den geneigten, wie den ungeneigten, Leſern meines Buchs doch einige Worte ſagen möchte.

Dieſe Werkchen ſind: 1) Die Floia, das heißt: „ein kurzes Gedicht über die Flöhe, jene ſchwarzen Thierchen, die faſt alle Menſchen, Männer, Frauen und Jungfrauen zu behüpfen und mit ihren ſpitzen Schnäbeln zu ſtechen und zu beißen pflegen." Der Verfaſſer nennt ſich Knickknackius

aus Flohland. *) — 2) Eine (zur Mystification des Publikums, Göthe'n zugeschriebene) „juristische Abhandlung über die rechtlichen Verhältnisse der gemeinsamen Freunde (spiritus familiares) der Frauen, das ist der Flöhe. **)

Aus diesen beiden Werkchen ergiebt sich zuvörderst, daß man die Flöhe als sehr beißige, unverschämte Bestien, schon längst auch in dem freundlichen farbigen Hause der holden mütterlichen Frau, Germania, kannte, und sie nicht erst in der Schmutzhöhle der Buhlerin Italia aufzusuchen brauchte, ja daß sie selbst in den nördlicheren, weit ab von Italien liegenden Gegenden Deutschlands sehr einheimisch sind, da Hr. Knickknackius sich in der Bildung seiner, zum Theil höchst glücklich erfundenen küchenlateinischen Wörter unverkennbar als ein, an das Plattdeutsche gewöhnter Niedersachse zu erkennen giebt und endlich selbst Hamburg erwähnt.

Dann liefern diese beiden Werkchen auch den Beweis, daß ein munterer, guter Kopf selbst aus einer egyptischen Plage den Stoff zu erheiterndem

*) Neue Auflage, Hamm, bei Schulz und Wundermann. 1823.

**) Frankfurt 1768. Mit deutscher Uebersetzung erschienen in Berlin bei Duncker. 1839.

Scherz (wie eine Biene aus einer Dieſtel Honig) ſchöpfen, und aus einem eigentlich unwürdigen Gegenſtande ein beluſtigendes, geiſtreiches Werk bereiten kann.

Vorzüglich intereſſant möchte hiebei die Betrachtung ſeyn, von wie verſchiedenen Seiten genialer Humor einen ſolchen Gegenſtand anzuſchauen und dann ſchöpferiſch zu erfaſſen, im Stande iſt.

Hr. Knickknackius ſchildert die Unverſchämtheiten des Floh's in hochtönenden Hexametern, die er aus den poſſirlichſten küchenlateiniſchen Wörtern zuſammenbaut. Er ſchildert, wie die Flöhe nicht Kaiſer, nicht König, nicht Patriarchen, nicht Kardinal ſcheuen, ja ihm, dem Verfaſſer, ſelbſt indem er dies ſchreibt, keine Ruhe laſſen. Seine luſtigen Brüder, wenn ſie gleiche Plage empfinden, ſollten ſeiner und ſeines Gedichts in Freundſchaft gedenken. — Der Scherz mit der Sprache iſt der Hauptzweck bei ſeinem Gedicht.

Ganz anderer Art in Witz und in Einkleidung deſſelben iſt die Abhandlung über die rechtlichen Verhältniſſe der Flöhe. Sie iſt eine treffende, geiſtreiche Satyre, auf alte, ſteifbeinige, juriſtiſche Gelehrſamkeit und pedantiſche Gelehrthuerei. Immer mit ernſthafter Haltung wird in 43 Paragraphen, in elegantem Latein, und geſpickt mit einer Menge ge-

lehrter Citate, ein ſcherzhafter Satz nach dem andern abgehandelt, um mit ſchalkhafter Gründlichkeit die rechtlichen Verhältniſſe der Flöhe zu erörtern. Es wird — um wenigſtens Einiges näher zu erwähnen — geſprochen von Name und Geſchlecht der Flöhe; über adelige und bürgerliche Flöhe; über ſie in Bezug auf Gütergemeinſchaft zwiſchen Eheleuten; über die Strafbarkeit eines Floh's, welcher die Stadtmauern überſpringt; ob ein Floh mit dem Tode beſtraft werden könne, und viel mehr dergleichen. Nach § 25, welcher davon handelt, was wegen der Wirthshausflöhe Rechtens ſey, hätte Herr Nicolai überall in Italien den Wirthen die Zahlung verweigern können, und daher ſchöne Gelegenheit zu Erſparungen und noch vermehrten Zänkereien gehabt.

Blickt man nun noch auf Göthe zurück, welcher den Mephiſtopheles in Auerbachs Keller ein Lied zu Ehren eines königlichen Floh's ſingen läßt: ſo darf man ſich nicht darüber wundern, daß auch Hr. Nicolai nach dieſem ſo nahe liegenden Thema griff, und in dem Floh einen würdigen Gegenſtand für ſeine ſchriftſtelleriſche Feder erkannte. Die alte pedantiſche Decenz verſchmähend, von ihnen in lateiniſcher Sprache zu reden, löſ'te er kühn als guter Deutſcher, in deutſcher Sprache die Auf-

gabe die er ſich gemacht hatte. Und da das Genie ſich überall neue Bahnen zu brechen weiß: ſo ſchlug er überhaupt einen ganz andern Weg ein, als ſeine Vorgänger. Er verſetzte die Scene nach Italien, kleidete ſeinen Witz in die Form einer lamentablen Reiſebeſchreibung und ſich ſelbſt in die lächerliche Maske eines wie beſeſſenen — von Flöhen halb aufgefreſſenen — deſperaten Reiſenden, ſo daß er ſein Buch — um es zu einem Seitenſtück von Göthes Werther zu ſtempeln — füglich hätte: „die Leiden des jungen (oder auch des Diviſions-Auditeurs) Nicolai" betiteln können.

Und er täuſchte mit ſeiner Maske und mit ſeinen Jeremiaden und den ſich ſelbſt angedichteten Verkehrtheiten die ganze deutſche Leſewelt auf eine ſo meiſterhafte Weiſe, daß Jedermann aufs Vollſtändigſte angeführt ward und allen ſeinen, noch ſo tollen Spas für Ernſt hielt! — Das iſt unendlich mehr als einer ſeiner Vorgänger geleiſtet hat! Daher — obgleich die beiden oben gerühmten Werkchen ſehr ergötzlich ſind — können ſie doch mit dem humoriſtiſchen Werke des Herrn Nicolai ſich durchaus nicht meſſen; und ihm, ihm gebührt der unbeſtreitbare Ruhm, ein ſo merkwürdiges Flohbuch

geſchrieben zu haben, wie noch keins geſchrieben iſt, und wie auch wohl nie eins geſchrieben werden wird. — — Er kann nun ruhen auf ſeinem Lorbeer!

Halle,
Druck der Hebauer-Schwetſchkeſchen
Buchdruckerei.

Bücherei Georg Siemens

Singend in's Saitengetön, was Hanchen betrübt' und erfreute,
Wie sie den Vater beweint', und wie sie der Mutter vertraute,
Dacht' ich liebenden Herzens an Euch in begeisterten Stunden,
Und selbst weihte sich Euch mein Lied von der kindlichen Jungfrau.

Nehmet es dann, als Weihegeschenk,
fromm kindlichen Sinnes!
Ehret, und haltet sie heilig, die stille, be-
scheidene Tugend!
Und wenn lange der Mund, der Euch sie
gepriesen, verstummt ist:
Denket mit dauernder Liebe des väterlich
mahnenden Sängers!

# Inhalt.


I. Die Ueberraschung.
II. Das Geständniß
III. Neue Betrübniß.
IV. Ergebung.
V. Das Nest.
VI. Vertrauen.
VII. Geduld.
VIII. Der Schreck
IX. Verzweiflung.
X. Das Lied.

# Hannchen

# und die Küchlein

von

A. G. Eberhard.

Mit 10 Stahlstichen von Otto Speckter.

Zehnte Auflage.

Leipzig.
In der Wenger'schen Verlags-Buchhandlung.
(Fr. Volckmar.)

Goethe et m.

[illegible]

L4

Meinen geliebten Töchtern

**Adelheid und Angelika Schiff**

gewidmet.

Singend in's Saitengetön, was Hanchen betrübt' und erfreute,
Wie sie den Vater beweint', und wie sie der Mutter vertraute,
Dacht' ich liebenden Herzens an Euch in begeisterten Stunden,
Und selbst weihte sich Euch mein Lied von der kindlichen Jungfrau.

Nehmet es dann, als Weihegeschenk, fromm kindlichen Sinnes!
Ehret, und haltet sie heilig, die stille, bescheidene Tugend!
Und wenn lange der Mund, der Euch sie gepriesen, verstummt ist:
Denket mit dauernder Liebe des väterlich mahnenden Sängers!

# Inhalt.


I. Die Ueberraschung 5
II. Das Geständniß
III. Neue Betrübniß.
IV. Ergebung.
V. Das Nest.
VI. Vertrauen.
VII. Geduld.
VIII. Der Schreck
IX. Verwerfung.
X. Das Kind.

# Hanchen und die Küchlein.

I.

## DIE ÜBERRASCHUNG

# I.

## Die Ueberraschung.

---

Lieblich umgrünt, in des Schloßbergs Schutz, liegt friedlich das Dörfchen,
Wie um den Hirten herum die gelagerte, schweigende Heerde.
Blumenumblüht, und von Reben umrankt bis zum niedrigen Dache,
Steht dort, nahe der Straß', ein bescheidenes, freundliches Hüttchen;
Still dort saßen beisammen, am Abend, im dunkelnden Stübchen,

Martha, des Pfarrherrn Witwe, die gläubige Heldin im Unglück,
Hanchen, des Pfarrherrn Waise, die fromme, die liebliche Jungfrau,
Beide mit fleißiger Hand umdrehend die schwebende Spindel,
Beide mit sinnenden Blicken versunken in tiefe Gedanken.
Sieh', da rollten vorbei, auf lindenbeschatteter Straße,
Glänzende Wagen, bespannt mit kraftvoll schnaubenden Rossen,
Stattliche Männer und Frauen darin, auch Junker und Fräulein,
Alle, dem Schloßberg zu, die vergnügten Gesichter gewendet.
Hin flog Hanchen zum Fenster, mit freudig geöffneten Armen,
Rufend: „Antonie war es! Antonie! Hab' ich im Fluge

„Doch sie wieder erkannt, nach drei Jahr' langem Entferntsein!

„Heil! Nun kehrt sie zurück mit dem Vater, der Mutter, dem Bruder,

„Von den Helvetischen Bergen und von den Italischen Küsten!

„Und die Begleiter — gewiß gastfreundlich gelad'ne Verwandte,

„Fröhlich vereinigt im Chor, zu der Feier der glücklichen Rückkunft."

Froh dann jauchzte sie fort, daß wiedergekehret die Freundin,

Welche sie deutlich erkannt beim ersten, beflügelten Aufblick.

„Wird dich aber auch sie noch kennen?" erwiederte Martha.

„Hinter ihr liegen die Jahre der rangunkundigen Jugend!

„Die als Kind dich geliebt, ist jetzt ein gnädiges Fräulein,

„Das sich der Jugendgespielin, der dürftigen Waise des Pfarrers,
„Wohl nur wenig erinnert, vielleicht gar ihrer sich schämet!“
Doch da blitzten, wie Edelgesteine, die Augen der Jungfrau;
Laut zum Lobe der Freundin erhob sie die siegende Stimme,
Denn, in dem eigenen Herzen der treuesten Liebe Bewußtsein,
Glaubte, mit schönem Vertrau'n, sie fest an die Treue der Freundin.
Dessen erfreute sich Martha, und lobte den Glauben der Tochter;
Nur, daß zu unverhofft nicht komme die mögliche Täuschung,
Sprach die verständige Frau von mancher betrübten Erfahrung,
Sprach von dem adligen Stolz und der Schwäche des menschlichen Herzens,

Weich ein trügliches Ding von Adam her es gewesen,
Weich ein trügliches Ding auf immer und ewig es bleibe.
Hanchen betrübt nachsinnend der Mutter bedenklichen Worten,
Sah, bang seufzend, zurück in die früheren glücklichen Jahre.
„Weh mir!“ klagte sie dann, „nichts könnte darüber mich trosten,
„Hätten die Zeit und die Welt mir Armen entfremdet die Freundin!
„Ach, wie sie mich geliebt, wird Niemand wieder mich lieben!
„Würde mir fremd ihr Herz: was wäre mir dann noch das Leben!“
Doch kaum seufzte sie so, da knarrete draußen die Pforte,
Eilet' es über den Hof, und nahet' es schon sich dem Stübchen.

Auf flog plötzlich die Thür, und: „Hanchen!“
„Antonie!“ tönt es!
Tönte mit steigendem Jubel: „Antonie!“
„Hanchen!“ noch einmal.
Und dann lagen sie Brust an Brust in entzückter Umarmung,
Wechselten zärtliche Wort' und Küß' und freudige Thränen,
Gleich zwei blühenden Blumen mit traulich verschlungenen Blättern,
Lieblichen Balsamduft zuströmend die eine der andern.
Martha betrachtete Beide, gerührt, mit gefalteten Händen,
Gern abbittend im Herzen Antonien jegliches Mißtrau'n;
Und auffangend der Tochter beseelten, erheiterten Aufblick,
Nickte sie freudebewegt ihr zu; doch verstummend in Rührung.

Hob sie empor nur die Hände, zu segnen das herzliche Bündniß.

Jetzt erst sah sie, betroffen, Antoniens hohen Begleiter,

Welcher, mit lächelndem Blick, noch stand in der offenen Thüre.

Höflich begrüßte sie Den, mit entschuldigend freundlichen Worten,

Ernstlich beschämt und erstaunt, daß Keiner ihn früher beachtet.

Und es entwand sich Antonie eilends den Armen der Freundin,

Führte den Grafen ihr zu mit freudigem, schönem Erröthen,

Nannt' ihn ihren Verlobten, und bat ihn, daß er nicht zürne.

Aber es sagte der Graf: „Wohl hat so herzliche Freundschaft

„Heilige Recht' auch neben der Lieb', als ältere Schwester.

„Herzen, die ſchon ſich bewährt als treu in dem Tempel der Freundſchaft,
„Werden ſich ſchön auch bewähren im heiligen Tempel der Liebe;
„Neidlos ſeh' ich daher in dem Arme der Freundin die Theure,
„Die ſo hoch mich beglückt mit der treueſten, bräutlichen Liebe."
Alſo ſprechend vergnügt, ſanft legt' er Antoniens Hände
Wieder in Hanchens erzitternde Händ', und wandte zur Mutter
Dann ſich, lächelnden Blicks, anknüpfend erheiternden Zwieſprach.
Doch vom heftigſten Schmerz in der Tiefe des Herzens ergriffen,
Neigt' itzt Hanchen das Haupt an den Buſen der zärtlichen Freundin,
Leiſe nur weinend zuerſt, dann heftig und heftiger weinend,

Daß theilnehmend Antonie rief: „Mein Hanchen, was iſt dir?“

Aengſtlichen Blicks gleich ſah es die Mutter, und nahte ſich liebreich,

Neu zu erheitern die Tochter, mit freundlichen Worten verſuchend.

Hanchen indeſſen vermochte den Sturm noch nicht zu beſchwören,

Welcher die Seel' ihr bewegt', und Thrän' auf Thrän' ihr entpreßte.

Küßt' auch viele die Freundin ihr ſchnell von der glühenden Wange:

Rann doch Perl' um Perle hinab zu dem pochenden Herzen.

Da nahm Martha das Wort, um zu Hülfe der Armen zu kommen,

Schnell ablenkend von ihr die befremdeten Blicke des Grafen.

„Unrecht muß ich es nennen, vor Gäſten, wie dieſe zu weinen,

„Oder zu ſprechen von häuslicher Noth und betrübter Erfahrung;

„Aber es läſſet das Herz nicht ſtreng ſich immer gebieten.

„Und der Glückliche wohl iſt würdig vor Allen des Glückes,

„Der mitleidigen Sinnes, die Klage vernimmt des Bedrängten.

„Daß ich es kurz nur ſage: Wer ſo viel Schlimmes erfahren,

„Als mein Hanchen und ich, hat Urſach' wahrlich zu weinen!

„Was hochtheuer dem Herzen, und was nur das Leben bequem macht,

„Ward uns plötzlich geraubt, nach Gottes allmächtigem Rathſchluß!

„Ich bin nahe dem Ziel', und entgehe der weiteren Noth bald;

„Aber wie lange vielleicht hat noch mein Hanchen zu trauren,

„Ach, um den einzigen Bruder, gefallen
auf blutigem Schlachtfeld,
„Dann um den Vater, vor Schmerz und
Sorg' in die Grube geſunken,
„Ueber den plündernden Feind, und über
die ſchreckliche Flamme,
„Die, was jener uns ließ, noch nahm
in entſetzlicher Sturmnacht!" —
Jetzt erſt, ſchüchternen Blickes, um-
ſchauend im ärmlichen Stübchen,
Rief, mit innerer, tiefer Bewegung, die
treffliche Freundin:
„Weh, ihr Theuren! o weh! Euch hat
die zerſtörende Flamme,
„Seh' ich, die nöthigſte Habe geraubt!
O, wie Vieles vermiß' ich,
„Was euch früher umgab! Das habt
ihr alles verloren?"
„Ja, ſo iſt's!" ſprach Jene, „dem
ſchrecklichen Feuer entreißen

„Konnten wir Weniges nur; und das auch fiel der Zerſtörung
„Während des Rettens anheim, in der unvorſichtigen Eile!
„Erſt am Morgen erſtarben die Flammen, und rauchende Trümmer
„Deckten die Stelle, wo ſonſt wir lebten in Frieden und Wohlſtand!
„Alles dahin! „„Gott hat es gegeben, uno hat es genommen!““
„War mein Morgengebet in der blühenden Laube des Gartens.
„Der nur war noch entgangen der ſchrecklichen Feuerverwüſtung;
„Und die erhaltenen Bäum' und Geſträuche, wie Kinder ſo lieb uns,
„Da wir ſie alle gepflanzt und gepflegt mit Müh' und mit Liebe,
„Sie nur erfreuten uns noch, als einziger, übriger Reichthum.“

„Doch auch dieſe", erwiedert' Antonie,
„mußtet ihr miſſen,
„Seit der Verſorger euch ſtarb! Ein Andrer,
ein Fremder erfreuet
„Nun ſich der Früchte und des Schattens
von euren Geſträuchen und Bäumen!"
„Nicht darf das mich betrüben," erwiederte Martha, „es muß ja
„Weichen der Eine dem Andern; und ſind
doch Kirch' und Gemeinde
„Trefflich auf's neue verſorgt, nach meines
Verewigten Heimgang."
Kaum daß ſo das Geſpräch ſich gewendet,
da flüchtete Hanchen,
Vor dem Geſichte das Tuch, ſich hinaus in
die einſame Kammer.
Seh'n nicht wollt' es die Mutter; doch tiefwehmüthigen Blickes
Schaut' ihr Antonie nach, und ſprach mit
leiſerer Stimme:

„Ach, wie jammert es mich, so wieder zu
sehen die Freundin,
„Die, mit dem fröhlichsten Sinn, mich
selbst sonst stimmte zum Frohsinn!
„Während das Schicksal mir zuführte den
Lebensgefährten,
„Raubte der Freundin der Tod so frühe
den Bruder und Vater!
„Während am fernen Vesuv mich Säulen
von Feuer ergötzten,
„Weh', da erschreckten sie hier euch Theure
mit wilder Verwüstung!
„O, daß Hanchen mir nicht dieß Alles ver-
traulich geschrieben!
„Hätt' ich's früher gewußt: gern hätt' ich
früher getröstet.
„Was nur ersetzen sich läßt, längst hätt'
ich's wollen ersetzen,
„Denn auf Alles, was mein, hat Hanchen
die heiligsten Rechte."

Freundlichen Blicks hinreichend die Hand, antwortete Martha:

„Daran erkenn' ich gerührt die Antonie wieder, die edle,

„Die, noch ein lallendes Kind, ſchon freudig dem Armen ihr Brod brach.

„Doch dies wiſſend, verbot ich's ſtandhaft Hanchen, zu ſchreiben,

„Wie uns der Himmel geprüft, und was wir alles verloren!"

„Aber, o war das recht?" unterbrach ſie Antonie lebhaft,

„Gegen Antonien recht? Recht gegen die darbende Tochter?"

„Mindeſtens meint' ich es ſo"; antwortete Martha mit Ruhe.

„Wurden wir arm nach dem Willen des Höchſten: ſo mußte daraus auch

„Uns der Segen erblühn, deß Gott uns würdigen wollte.

„Jeglichem Boden entſprießen die ihm einheimiſchen Blumen:
„Mancher balſamiſche Kelch blüht nur an dem Felſen der Wüſte;
„Mancher erblühet am ſchönſten im Thale der Noth und der Prüfung.
„Ernſtere Tugend, die ſonſt wohl fremd ihm wäre geblieben,
„Lehret den Armen die Noth, auf regt ſie die ſchlummernde Kraft ihm,
„Lenket den Blick ihm hinweg von des Lebens gemeiner Zerſtreuung,
„Auf zum Höhern und Höchſten hinauf; dann, reich in ſich ſelber,
„Schmücket ihn heiliger Stolz, und blühen ihm heilige Freuden,
„Welche die Kinder des Glücks, in des Reichthums Fülle, nicht ahnen.
„Und ſo hoff' ich dann auch: was Handen nach außen verloren,

„Iſt durch inneren, ſchönen Gewinn ihr reichlich vergütet.

„Daß ſie entbehren gelernt und rüſtig die Kräfte gebrauchen,

„Bleibt ein beſſerer Schatz, als Haufen von Silber und Gold, ihr.

„Daß ſie des Glücks abwechſelnde Launen erfahren ſo früh ſchon,

„Wird ſie, umlacht es ſie einſt, vor Hoffarth ſchützen und Hochmuth,

„Wird ſie belehren, daß nichts dem Beglücktesten dauernd anheim fällt,

„Wahrhaft nichts ihn erhebt, als was er im Innern gewonnen,

„Durch ſich ſelber an ſittlicher Würd' und ſtrengerer Tugend." —

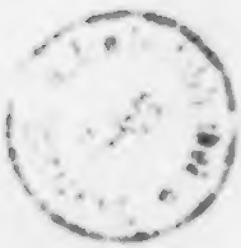
Alſo ſprach die verſtändige Frau. Und kindlichen Sinnes

Hört' ihr Antonie zu, der jetzt das beſcheidene Stübchen,

Ob auch arm an Geräth, doch erſchien wie ein heiliger Tempel,
Höherer Tugend geweiht. Und mit Worten der kindlichſten Liebe
Abſchied nehmend, ergriff ſie die Hand der bewunderten Armen,
Drückte die Lippen darauf, und ging, ſtill ſinnend, von dannen.
Und es verneigte der Graf vor Martha ſo tief ſich im Weggeh'n,
Wie vor Grafen er ſelten es that; und die edlen Verlobten
Prägten ſich tief in's Herz, für's folgende Leben, die Lehre:
Unglück tragen mit Stolz, und des Glückes genießen in Demuth,
Das nur verſöhnt das Geſchick, und adelt vor Gott und vor Menſchen.

II

DAS GESTÄNDNISS.



## II.

## Das Geſtändniß.

Endlich, gefaßten Gemüths, und die Augen getrocknet mit Sorgfalt,
Kehrte die Tochter zurück: ſie ſuchte vergeblich die Freundin,
Wollt' ihr folgen, und hörte beſtürzt, daß ſchon es zu ſpät ſey.
„Sieh', das haſt du vom Weinen zu ganz unpaſſender Stunde!"
Sagte die Mutter. „Ja, wären es Thränen der Freude geweſen:

„Hätteſt du ihrer dich ſchwerlich geſchämt, und du wäreſt geblieben!“

„Ach!“ antwortete Hanchen, „die ſchöne, die feſtliche Stunde,

„Die mir wiedergegeben die ſehnlich erwartete Freundin,

„Ach, wie ward ſie ſo ſchlimm mir verkürzt, mir ſo traurig verdorben!

„Bitterlich weinen und flieh'n, ich mußt' es, ſo ſehr ich auch kämpfte!

„Du auch ſagteſt ja ſelbſt, daß ich Urſach' habe zu weinen,

„Ach, um Vater, um Bruder, und um die verlorene Habe!“

„Recht! ſo ſagt' ich“, erwiederte Martha mit ernſterem Tone;

„Doch dein Weinen, es galt ganz anderem Kummer, befürcht' ich!

„Jetzt — wir, Mutter und Tochter, allein in vertraulicher Stille —

„Oeffne mir kindlich das Herz! ach, öffn' es doch endlich dir ſelber!
„Was dich ſo heftig ergriff, dich ſo ſeltſam brachte zu Thränen,
„War es der Anblick nicht der beglückenden Liebe der Freundin?
„Trieb nicht das dich hinweg, daß ich Gotthold rühmte, den Pfarrer?"
Weder ein Ja, noch ein Nein vor Schreck zu erwiedern vermögend,
Stand, zum Marmorbilde geworden, die ſchweigende Tochter.
Aber verſtummt auch der Mund: doch ſprachen die ſchüchternen Blicke;
Hätten auch dieſe geſchwiegen: doch ſagt es der zuckende Athem,
Daß in das innerſte Herz ſie die Rede der Mutter getroffen.
Und nicht lange, da wogt in der Bruſt ein ſchmerzlicher Sturm ihr,

Zittert es ihr durch Mark und Gebein, und erbebten die Lippen,
Bis, in die offenen Arme der tröſtenden Mutter geſunken,
Sich auf's neue in Thränen ergoß ihr laſtender Kummer.
So ſchon war es geſtanden, des Herzens betrübtes Geheimniß;
Doch hielt off'nes Beſprechen für gut und für nöthig die Mutter;
D'rum, was längſt ſie gewollt, doch immer zu thun ſie gezögert,
Bis ſich von ſelber dazu anböte die günſtige Stunde.
Solches verſuchte ſie jetzt, anhebend in traulichem Tone:
„Schon zu lange vielleicht ſchwiegſt du, ach ſchwiegen wir Beide,
„Während, erfahrenen Blicks, ich ſah dein Inn're ergriffen

„Bald von ſchüchterner Freud', und bald
von ſinnender Wehmuth.
„So in der Unſchuld Herzen verkündet ſich
immer die Liebe,
„Die kaum ſelbſt ſich erkennt, und ſchüch-
tern erſchrickt vor ſich ſelber,
„Leicht voreilig entzückt, auch leicht voreilig
verzagend.
„Schölt' ich es ſtreng dein langes, verſchämt-
jungfräuliches Schweigen:
„Müßt' ich des eigenen Jugendgefühls nicht
mehr mich erinnern,
„Müßt ihn meiſtern, den Herrn, der alſo
der Jungfrau Herz ſchuf.
„Doch wenn rathlos endlich in Gram ein
Herz ſich verzehret,
„Braucht es erhebenden Troſt aus ande-
rem, liebendem Herzen;
„Und welch anderes Herz wohl kann mit
dem Herzen der Mutter

„Je ſich meſſen an nimmer erkaltender, ſorg-
licher Liebe?
„Darum verhehle mir, Hanchen, nicht mehr
dein Hoffen und Fürchten!
„Offen vertrau' es der Mutter, der treu-
ſten, der redlichſten Freundin,
„Was dich bekümmert, und was ſich bege-
ben mit dir und dem Pfarrer!"
Jetzo erbleichend, und dann hochroth, und
in bangem Erbeben
Wiederum plötzlich entfärbt, ſtand Hanchen,
und ſuchte vergeblich
Athem und Wort, um gefaßt zu erwiedern
die Rede der Mutter.
„Weiß ich doch ſelbſt kaum, was ich em-
pfind', und was mir begegnet!"
Sprach, auf's neue befragt, mit beklom-
mener Stimme die Arme.
Erſt nach ſtillem Erholen am Buſen der
zärtlichen Mutter

Konnte sie Muth und Kraft zur freieren Rede gewinnen.

„Viel wohl hab' ich gefehlt", so sprach sie — „und viel mich geängstet,

„Weil ich, was mich bewegt, nicht frei dir zu sagen vermochte!

„Jetzt erst kann ich entlasten das Herz von seinem Geheimniß!

„Jetzt erst, Mutter, ermuthigst du mich zum offnen Geständniß!

„Ja, ich weinet' um ihn nur, um Gotthold, nicht um die Todten!

„Sie sind selig, und ihnen gehören nur fromme Gebete!

„Aber die Thräne des Kummers, die Thräne der zagenden Sorge,

„Die weiht nur den Lebendigen sich, die weihet' ich Gotthold. —

„Sprich von Liebe mir nicht! ich weiß nicht, was sie bedeutet,

„Und es erfüllt dies Wort mit Beſchämung immer und Angſt mich!

„Laura, des Amtmanns Tochter, ja die, die nennet es freilich

„Dreiſt oft über Gebühr im Kreiſe von Männern und Jungfrau'n;

„Doch unweiblichen Weſens erſcheinet mir Vieles, was ſie thut!

„Nur vor Gotthold heuchelt ſie ſchlau jungfräuliche Sitte,

„Falſch ſich bekennend zu edlerem Sinn, den ſonſt ſie verleugnet.

„So überliſtet, umgarnet ſie ihn, der fromm ihr vertrauet,

„Sie zur Lebensgefährtin vielleicht auf immer erwählt hat,

„Denn es begrüßt ja Mancher ſie ſchon als ſeine Verlobte!“

Hanchen, indem ſie es ſprach, ſank wieder, von Schmerz überwältigt,

Schluchzend an Martha's Herz, die fromm,
sie zu trösten, bemüht war.
Doch jungfräulicher Stolz hieß jeglichen Troſt
sie verschmähen,
Welchen die Mutter ihr bot, und also be-
gann sie von neuem:
„Mutter, verstehe nicht falsch mein rückhalt-
loses Erzählen,
„Und mißdeute den Kummer mir nicht, von
dem ich bewegt bin!
„Neidlos wollt' ich sie selbst zum Traualtare
geleiten,
„Die er zur Braut sich gewählt, ob hoch,
ob niedrig sie stände,
„Wäre sie gut nur und fromm, und red-
lich in Worten und Werken;
„Säh' ich ergeben ihm nur ein Herz, ganz
würdig des seinen!
„Laura indessen — o, nein! nie könnt' er
glücklich mit ihr seyn,

„Die ja ſo anders, als er, nur immer zu
glänzen bemüht iſt!“

Jetzt unterbrach die bedächtige Mutter der
Tochter Erklärung:

„Kannſt du wiſſen, ob ihm nicht eben das
Glänzende lieb iſt?

„Einen erfreuet es nicht, doch blendet es
zaub'riſch den Andern,

„Denn um den Glanz und den Schein dreht
leider das Meiſt' in der Welt ſich!“

„Nein!“ rief Hanchen, „o nein! nicht
alſo geſinnet iſt Gotthold!

„Glaube mir, Mutter! ich weiß es! ich
kenn' ihn beſſer, als Alle!

„Wund're dich nicht! und zürne mir nicht!
ich will dir erzählen,

„Wie ſich Alles begeben, von ſelbſt, und
ohne Verſchulden. —

„Ueber dem Grabe des Vaters — du
weißt das — hatt' ich den Hügel

„Bunt mit Blumen bepflanzt, und es war dies blühende Beetchen
„Fast mein einziges Gärtchen, der heiligste Raum in der Welt mir!
„Fern von des Dorfes Geräusch, dort fromm nur der Todten gedenkend,
„Pflegt' ich die Blumen mit liebender Sorgfalt, weilte bei ihnen
„Einsam trauernd und betend, von Keinem bemerkt, wie ich glaubte.
„Tief wehmüthigen Blickes, und ohne hinüber zu schauen,
„Ging ich immer vorbei an dem alternden Zaune von Flieder,
„Welcher den Kirchhof trennt von dem freundlichen Garten der Pfarre.
„Einsmals aber, gelockt von dem weithin duftenden Flieder,
„Trat ich zum blühenden Zaun, an die offen gebliebene Stelle,

„Wo ich als Kind gar oft durchhüpfete,
fröhlichen Sinnes.
„Freudvoll ſangen die Lerchen, und roſig
erglänzte das Frühroth;
„Zaub'riſch lachte der Garten mich an im
Schmucke des Frühlings.
„Wie ſich der Durſtige labt an des Berg-
quells köſtlicher Friſche,
„Stand ich, und konnte nicht müde mich
ſeh'n an dem blühenden Garten.
„Magiſche Kraft zog lockend mich hin auf
den heiligen Boden!
„Wieder das glückliche Kind von ehemals,
hüpft' ich hinüber,
„Grüßend vergnügt die Geſträuch' und die
Bäum', als alte Bekannte.
„Aber das Liebſte von Allem, es war mir
die ſchattende Laube,
„Von mir ſelber vor Jahren umpflanzt mit
rankendem Geisblatt.

„Dankbar nahm sie mich auf in die traulich umdüsternde Wölbung,
„Bot mir zum Sitzen die Bank, auf welcher ich früher so oft saß,
„Und ihr Blättergeflüster erzählte mit lieber, bekannter
„Stimme so viel mir in's Herz von Mutter, und Vater, und Bruder,
„Aus der entflohenen, glücklichen Zeit, die nimmer zurückkehrt,
„Daß ich, vergessend, woher ich gekommen, und wo ich verweile,
„Tief und tiefer versank in das süßeste Sinnen und Träumen.
„Doch bald schreckte mich auf das Geräusch von nahenden Tritten!
„Nicht mehr konnt' ich entfliehen; und hoffend, der Kommende werde,
„Ohne der Laube zu nahen, sich seitwärts wenden zum Hügel,

„Stand ich, ohne zu athmen, im düſterſten Winkel der Laube.

„Aber mich trog dies Hoffen; denn ach, nicht lange, da ſtand er

„Gegen mir über, ein Buch in der Hand, der betroffene Gotthold!

„Sylben zu ſtammeln, vermocht' ich kaum, ſo war ich erſchrocken;

„Doch er kam mir zu Hülfe mit klugen und freundlichen Worten,

„Daß es mir, ganz unvermerkt, leicht wieder und leichter um's Herz ward.

„Gut war jegliches Wort; doch mußt' ich bei manchem erröthen,

„Weil es, ich weiß nicht warum, mir klang von beſond'rer Bedeutung.

„Hierhin, dorthin führt' er mich dann, mir zu zeigen, wie Alles,

„Was wir ordneten ſonſt, hochheilig gehalten von ihm ſey.

„Was ich irgend gepflanzt, ſelbſt jegliches
Veilchen im Graſe,
„Kannt' er, und hatt' er gehegt und ge-
pflegt mit der treueſten Sorgfalt,
„Daß ich, käm' ich einmal, zu beſuchen
den freundlichen Garten,
„Wie er längſt es gewünſcht, noch die frü-
heren Lieblinge fände.
„Als ich ihm dankte für ſolches Bemüh'n:
da nahm er, und fuhrt' er
„Meine gefeſſelte Hand an ſeine verſtum-
menden Lippen.
„Doch nicht lange, da ſprach er beredter
und wärmer, denn vorher,
„Lobend die fleißige Hand, die ſorgſam
pflege die Mutter,
„Rühmend den ſtill andächtigen Sinn, der
auch den Entſchlaf'nen
„Opfer der Lieb' an Blumenaltären zu brin-
gen bemüht ſey.

„Dann auch nannt' er mich gut, und würdig des beſten Geſchickes;

„Sagte, von heut' an werde der Garten ſo theuer, ſo lieb ihm,

„Wie es der Kirchhof lange ſchon ſey durch meine Beſuche;

„Sagte — doch nein, ich weiß es nicht mehr, was Alles er ſagte!

„Das nur weiß ich: es ſchreckte mich an, und es that mir ſo wohl doch,

„Daß, wie gefeſſelt, ich ſtand, ob es gleich mich trieb, zu entfliehen.

„Schwer nur riß ich mich los; und ich eilte mit klopfendem Herzen

„Ueber den Kirchhof, ohne zum Grabe des Vaters zu gehen.

„Hier in die Kammer entfloh ich, und weinte vor Freud' und vor Wehmuth,

„Wollte dir Alles erzählen, und nimmer doch, nimmer vermocht' ich's!"

Liebend verzieh es die Mutter, und reichte der Tochter die Hand hin;
Doch, was weiter geſchehn, unruhig zu wiſſen verlangend,
Fragte ſie, merklich beklommen im Ton, und mit ängſtlichem Blicke:
„Sprachſt du öfter mit ihm, hingehend zum Grabe des Vaters?
„Oder vielleicht — doch gewiß, o gewiß nicht wieder im Garten?“
„Nein!“ antwortete Hanchen, mit offen betheuerndem Auge,
„Doch ſey erſt noch gefaßt auf's Schlimmſte der ganzen Geſchichte!
„Nicht mehr wagt' ich anjetzt, mein heiliges Grab zu beſuchen,
„Denn dort konnt' ich nicht mehr voll Andacht ſitzen und beten,
„Konnte die Blumen ſogar nicht mehr unbefangen begießen.

„Gottholb fühlte das wohl, denn er kam nach wenigen Tagen

„Uns zu besuchen, und war auffallend verlegen und ernsthaft.

„So auch später einmal; da sagt' er — gewiß mit Beziehung —

„Als er mich sah wegräumen vom Tische die häusliche Arbeit,

„Stör' er mich irgend worin: dann wag' er nicht, wieder zu kommen.

„Was wohl hätt' er gemeint, als meine Besuche des Kirchhofs?

„So auch gleich es verstehend, erröthet' ich hoch und verstummte.

„Und dann kam er nicht wieder, vielleicht argwöhnend, ich zürn' ihm.

„Wenn ich jedoch, bei mangelndem Regen, die Tochter des Nachbars

„Bat, zu begießen die Blumen: so brachte sie stets den Bericht mir,

„Schon ſey Alles begoſſen, und grüne, und
blühe vortrefflich.
„O, wie erfreute mich das! wie dankt' ich
es ihm in der Stille!
„Sonntags aber einmal, da ward ich zu
Thränen gerührt faſt,
„Als ich die Kirche beſuchte, und ſah in
der Fern' auf dem Grabe
„Weithinprangend die Blumen, und all' an
Stäbchen gebunden,
„Daß kein Sturm ſie zerknicke, nicht Re-
gen zu Boden ſie ſchlage.
„Da nicht länger vermocht' ich, zu wenden
den Blick von dem Garten,
„Der mir ſo wichtig, ſo lieb war, ach,
auf's neue geworden.
„Muthvoll ſchaut' ich hinüber; doch nicht
mehr blühte der Flieder!
„Ach! und es hingen, den Winden zum
Spiele, die Ranken des Geisblatts

„Wild um die Laube herum, weil Niemand ihrer ſich annahm.

„O, wie betrübte mich das! laut ſchien mir die Laube zu klagen,

„Daß, mißmuthig geworden durch mich, der Beſitzer ſie fliehe.

„Viel nicht fehlte, ſo hätt' ich, geſeh'n von der ganzen Gemeinde,

„Raſch durchſprungen den Zaun, mit Geſangbuch, Bibel und Feſtkleid,

„Um an der Laube die Schuld für die Pflege der Blumen zu zahlen.

„Schwer nur wandt' ich mich ab, und verbarg, was tief mich bewegte;

„Doch nicht konnt' ich vergeſſen die Laube, die ordnender Hände

„Dringend bedurft', und der ich ſelber zu helfen, für Pflicht hielt.

„Als nun, wenige Tage nachher, mir wurde die Kunde,

„Gotthold wäre hinauf in des Amtmanns
Wohnung gegangen,
„War ich entschlossen sogleich, zu benutzen
die günstige Stunde,
„Da es verstattet mir schien, ungeseh'n mein
Werk zu vollbringen.
„Weit nun wähnend den Pfarrer entfernt,
still eilt' ich am Abend
„Zum Grabhügel des Vaters, von dem ich
so lange verscheucht war,
„Brachte dem heiligen Todten der Wehmuth
schmerzliches Opfer
„Durch andächtige Thränen am blühenden
Blumenaltare;
„Und dann, ruhigen Herzens, im besten
Bewußtseyn, ging ich
„Hin zum Garten, des Geisblatts wilde,
verwachsene Ranken
„Durch das Gegitter der Laube zu flechten
und fest sie zu binden. —

„Hinter mir hatt' ich den Zaun, und hatte den Weg zu der Laube

„Schon zur Hälfte vollendet — o weh! da hört' ich vom Hof her

„Oeffnen die Thüre des Gartens, und hörte Gelächter von Laura!

„Furchtbar ſchrak ich zuſammen! ich wankte zur Linken und Rechten,

„Eh' ich Entſchluß und Athen gewann zum ſchnellen Entfliehen.

„Ach, der verſchüchterte Dieb, nicht ängſtlicher kann er entrinnen,

„Als ich Aermſte, zum Garten hinaus und über den Kirchhof,

„Heimwärts lenkte den Lauf, voll Furcht, man werde mir folgen!

„Nie mehr mocht' ich ſeitdem hinſchau'n nach Garten und Laube;

„Ja noch lange nachher, bei jeglichem, leiſem Erinnern,

„Glühte mir hoch das Geſicht, und klopfte
gewaltig das Herz mir,
„Bis mir endlich, im Laufe der Zeit, auf-
lebte die Hoffnung,
„Daß ich, wenn auch geſeh'n, doch von Kei-
nem im Garten erkannt ſey.
„Aber, o Jammer! wie hat dies Hoffen
ſo arg mich betrogen!
„Jüngſt erſt hab' ich's gehört von des Guts-
herrn Tochter zu Wendau!
„Denke dir, Mutter, man ſah mich ent-
flieh'n, und Laura erkannte
„Auch in der Ferne, mit forſchendem Blick,
mein flatterndes Halstuch;
„Gotthold, ſchnell abwehrend den Spott, ſprach
mild von der alten
„Liebe zum Garten, die mich zum verſtohl'-
nen Beſuche verleitet,
„Und es entwaffnete ſo ſein Ernſt die geſchwäz-
zigen Zungen.

„Doch zur Stelle gekommen, von der man
hatte mich flieh'n seh'n,
„Fand man niedergetreten die prachtvoll
blühenden Nelken,
„Früher von Laura dem Pfarrer geschenkt
als kleinere Pflänzchen,
„Jetzt der Besuchenden Ziel, zu beschau'n
die entfaltete Schönheit.
„Wo nun, schreckengelähmt, ich gewankt zur
Linken und Rechten,
„Klagten sie hart mich an, die zerknickten,
zertretenen Nelken,
„Zeugete Tritt an Tritt, daß ich die Zer-
störerin wäre!
„Unabsichtliches Thun ausmalend zu tücki-
scher Absicht,
„Mir anschuldigend Haß und Mißgunst, mühte
sich Laura,
„Meinem Erscheinen und Flieh'n die gehässigste
Deutung zu geben.

„Gotthold, ſchreckenerblaßt, bat doch, mild
ſchonend, es möge,
„Wie auch wäre der Schein, mich vorſchnell
Keiner verdammen.
„Tages darauf nun wollt' er mich prüfen,
und kam, mich zu ſprechen,
„Sah mich ſitzen am Fenſter, und wähnte
von mir auch bemerkt ſich,
„Rechnete d'rauf, ich werde, wie ſonſt, ihm
öffnen die Pforte,
„Stand, und harrte vergebens, und ging
unwillig hinweg dann,
„Ohne daß ich und daß du das Geringſte
hievon nur geahnet. —
„Ach! mein Unſtern wollt' es einmal, daß
er auch verführt ward,
„Irre zu werden an mir, der früher ſo
ſchön mir vertraute!
„Denn nicht wieder ſeitdem im Herbſt, nicht
wieder im Winter

„Kehrt' er zurück an die Thür, die gern wir hätten geöffnet!

„Ach, und der Frühling iſt da, und bringet die Lerchen uns wieder;

„Ihn nur bringet er nicht, der ſonſt uns brachte die Freude!

„Schweigend und kalt ſtets grüßet er mich bei'm flücht'gen Begegnen!

„All' ſein ſchönes Vertrau'n, ich hab' es auf immer verloren!

„Schuldig erſchein' ich vor ihm, ſo ſchuldlos auch ich mich fühle;

„Und mir nagt in der Bruſt fortwährend der bitterſte Kummer! —

„Sieh, ſo ſteht es um mich, ſo traurig, geliebteſte Mutter!

„Wird ſein Name genannt: gleich bin ich ſo ſchmerzlich ergriffen,

„Daß ich im Stande nicht bin, zu bekämpfen die bitterſte Wehmuth!

„Schilt nun, wenn du es kannſt, mich ob der vergoſſenen Thränen!
„Strafe mich, daß ich entfloh, ſie ſchmerzlich beſchämt zu verbergen,
„Nicht vor der Freundin und dir, doch wohl vor dem gräflichen Gaſte!“
Hanchen verſtummte vor Schmerz. Und dem Auge der Mutter entquollen
Heiß theilnehmende Thränen. Sie mochte mit ſtrafendem Tadel
Nicht noch mehren die Noth, die ſchon unglücklicher Zufall
Ueber die Tochter gebracht. D'rum nur mitleidige Worte,
Wie ſie das Herz ihr gebot, ſprach leiſer die zärtliche Mutter. —
Beide beachteten's nicht, wie weiter und weiter der Abend
Hinſchritt über die Flur, und das Dörfchen mit Schatten bedeckte.

Doch, wie dunkler das Stubchen, ſo ward auch dunkler der Kummer
Welcher, umnachtend und ſchwer, lag auf den zerriſſenen Herzen.
Ihre verduſterten Blicke, zurück in das Leben gerichtet,
Irrten, wie Unglücksvögel, umher nach Tagen des Kummers!
Grell von Blitzen erhellt, ſtieg auf aus finſterem Grunde
Schreckensgeſtalt um Schreckensgeſtalt, mit geſpenſtiſchem Schauer!
Aller erlittene Schmerz, er drückt' auf's neue ſie wieder —
Was ſie verloren im Leben, beweinten ſie heute noch einmal —
Bis in der tieferen Nacht, auf ſtiller umfangendem Lager,
Ihnen der Schlaf mitleidig verſchloß die verweineten Augen.

III.

NEUE BETRÜBNISS.

## III.

### Neue Betrübniß.

Heiteres Frühroth glänzt' an das Haus;
es erwachten die Schläfer,
Kräftig gestärkt an Gemüth, wie gestärkt
war wieder der Körper.
„Frisch an das Tagwerk nun!" sprach freund
lich die Mutter zu Hanchen —
„Rüstiges Treiben und Thun ist des Trüb-
sinns beste Bekämpfung.
„Was uns gestern gebeugt, laß heut' uns
ruhig ertragen:

„Drückt doch Keinen von uns — Gott Lob! —
ein böſes Bewußtſeyn.
„Darauf, mit kräftigem Muth, muß jeder
im Leben gefaßt ſeyn,
„Daß ihn der Gute verkennt, daß frech ihn
der Böſe verleumdet,
„Daß ſein beſtes, verdienſtlichſtes Thun, ſein
frömmſtes Beſtreben,
„Weil es der Schlechte nicht faßt, am ſchmäh-
lichſten grade verdammt wird.
„Immer, je reiner und ſchöner das Schwa-
nengefieder der Unſchuld,
„Deſto geſchäftiger ſucht es der Neid mit
Schmutz zu beſudeln;
„Aber des Zeitſtroms Well', oft ſpület ſie
eilig hinweg ihn.
„Weh thun kann der Verleumder, doch wahr-
haft ſchänden die Schuld nur.
„Drum von dieſer erhalte dir rein nur ſtets
das Bewußtſeyn!

„Jeglich, andere Schmerz, leicht kann er ſich
wandeln in Freude.“
Schweigend vernahm es die Tochter; und
muthig erhob ihr Gefühl ſich
Am Troſtſpruche der Mutter mit kindlichem,
feſtem Vertrauen.
Munter bewegte ſie ſich im verſtändigen
Ordnen des Haushalts,
Erſt in dem Stübchen, und dann in der
Küch', auch endlich im Hofe,
Daß des behenden Vollbringens die Mutter
ſich höchlich erfreute.
Wenig Minuten jedoch, da ſtürzte die
Tochter in's Zimmer,
Wieder entfärbt von Schrecken die jugend-
lich blühenden Wangen,
Wollend erzählen, und doch die erzitternden
Lippen noch ſchweigend,
Während die Augen bereits durch Thränen
verriethen ein Unglück.

„Mutter!“ begann ſie betrübt — „ich
habe ſchon wieder was Schlimmes
„Dir zu verkünden, und ach! ich habe ver-
ſchuldet das Unglück!
„Sorgſamſt immer verſchließ' ich am Stalle
der Hühner die Oeffnung
„Jeglichen Abend, ſobald ihn verkündet die
kommende Dämmrung;
„Geſtern, das einzige Mal, in der tiefen
Betrübniß, vergaß ich's!
„Und gleich witterte das, mordgierig, der
lauernde Iltis,
„Und überfiel in der Nacht heimtückiſch die
wehrloſen Hühner!
„Als ich nun kam, ſie zu füttern, und fand
unverſchloſſen die Oeffnung —
„Und kein Huhn in dem Hof, kein munte-
rer Laut in dem Stalle —
„Ach, gleich Unglück ahnet' ich da, ſchloß
auf mit Erzittern

„Hastig die Thür! — Barmherziger Gott! welch' kläglicher Anblick!

„Alle gemordet! nicht eines verschonet! in keinem noch Athem!

„Selber der prächtige Hahn mit dem goldigen, bunten Gefieder,

„Der sonst spielte den Herrn auf dem Hofe so stolz und so muthig,

„Stets hinhielt in dem Schnabel die leckersten Körner den Hühnern,

„Und wenn über den Hof hinschwebt' ein drohender Vogel,

„Warnenden Ton ausstieß — auch er liegt kläglich getödtet!

„Keines entkam! In der Angst fand keines zur Rettung den Ausweg!

„Aber wie sehr sie gestrebt, zu entrinnen dem schrecklichen Würger,

„Das zeigt kläglich die Menge der Federn, zerstreut auf dem Boden.

„Ach, wie bedaur' ich ſie alle, die ſchönen, die friedlichen Hühner!

„Alle ja hatt' ich ſie lieb! auch kannten mich alle, und kamen

„Gleich zutraulich gelaufen, ſobald ich im Hofe mich ſehn ließ;

„Und ihr Futter bezahlten ſie uns mit unzähligen Eiern!

„Weh! nun fehlen auch die uns künftig! und alſo vermag ich

„Dir manch kräft'ges Gericht nicht mehr, wie bisher, zu bereiten,

„Und noch kärglicher wird dein ſchon höchſt kärglicher Haushalt!"

„Aengſtige darum dich nicht!" ſprach tröſtend die Mutter zur Tochter —

„Freilich iſt wichtig für Den, der wenig nur hat zu verlieren,

„Jeder, auch kleine Verluſt, deß Wiedererſetzen ihm ſchwer fällt;

„Aber das Mangelnde muß man klaglos können entbehren!

„Leichter verschmerzt den Verluſt, wer muthig die Klage verschmähet.“

Solches gesagt, gleich ging sie hinaus in den Hof mit der Tochter,

Eigenen Auges zu sehn in dem Stall die getödteten Hühner.

Nun ward jedes beschaut, und gepriesen, und jedes bedauert,

Und bei jedem erneute die Tochter den bitteren Vorwurf

Gegen sich selber, von ihr sey einzig verschuldet das Unglück.

„Rechne die Schuld nicht zu hoch dir an!“ unterbrach sie die Mutter.

„Gleiches gehört unstreitig für mich und für dich auf die Rechnung.

„Als ich versunken dich sah so kläglich in Schmerz und in Thränen,

„Hätt' ich bedächtig zur Ordnung des Tag's anhalten dich sollen;
„Aber ich selbst war viel zu ergriffen von deiner Betrübniß,
„Als daß, ruhig gefaßt, ich Anderes konnte bedenken.
„Dafür geben uns nun die getödteten Hühner die Lehre,
„Daß man nimmer so ganz sich darf hingeben dem Schmerze,
„Und daß ein kleines Versehen sich leicht kann bitter bestrafen."
Still dann gingen sie Beide zurück in's Stübchen zur Arbeit.
Um zu erheitern die Tochter, erzählte die Mutter beredtsam
Mancherlei Frohes, was sie, was Der, was Jener erlebte,
Immer ein freundliches Bild vorführend der Seele der Tochter.

Aber es fruchtete nicht zu tief war Hanchens Betrübniß.
Drum, sie mehr zu zerstreun, sprach endlich die treffliche Mutter:
„Laß uns gehen auf's Schloß, um der Freundin Besuch zu erwiedern!
„Aber verspar' es auf andere Zeit, dein Herz ihr zu öffnen!
„Auch von den Hühnern erwähne mir nichts! laß ruhen die Todten!"
Bald nun stiegen sie Beide hinauf den beschwerlichen Schloßberg,
Welcher, so lange verödet, auf's neue mit Leben erfüllt war.
Rüdengebell in dem Hof, hell wiehernde Roß in dem Stalle;
Diener und Zofen bald hier-, bald dorthin eilend geschäftig.
Uralstattlich von außen, mit modischem Glanze von innen,

Stand auf dem Felſen das Schloß, frei ſchauend
hinaus in die Ferne.
Mauern umgaben es weit, zu verwehren dem
Räuber den Eingang,
Doch weit offen das Thor, in Erwartung
ehrlicher Leute;
Und in dem gaſtlichen Saal viel fröhliche
Freund' und Verwandte,
Welche ſich eben geſetzt zum üppig bereiteten
Frühſtück.
Harmlos ſcherzte die Jugend, vertraulicher
ſprachen die Frauen,
Und die Pokale der Männer, gefüllt mit
alterndem Rheinwein,
Machten die luſt'ge Muſik zum Liebesgeflü-
ſter des Brautpaars.
Sittſam, wie ſich's gebührt, trat hinter
der Mutter die Tochter
In den geräumigen Saal. Auf jauchzte
Antonie freudig,

Flog zur Umarmung der Freundin; und Haus-
herr hob ſich und Hausfrau
Gleich von den Sitzen empor, um willkom-
men die Gäſte zu heißen.
So auch die Vettern und Baſen begrüßten
ſie höflich und freundlich;
Eine Geſtalt nur ſaß, mit berechnet verächt-
lichen Blicken,
Ohne Bewegung und Laut, ſtolz prunkend,
die Tochter des Amtmanns.
Hanchen bemerket' es nicht, und Martha
beachtet' es wenig;
Minder entging's der Baronin, Antoniens
achtſamer Mutter,
Die nun langes Geſpräch anknüpfte mit
Hanchen und Martha,
Ueber des Pfarrherrn Tod und des Pfarr-
hofs Feuerverwüſtung.
Und der Baron, gutmüthig die Hand hin-
reichend der Wittwe,

Sagt' ihr, daß er mit Rath und mit That zu jeglicher Hülfe,
Die ſie bedürf, und die er zu leiſten im Stande, bereit ſey.
Liebreich wandt' er alsdann ſich zu Hanchen mit mancherlei Fragen,
Rühmte, wie ſchön ſie geworden, und lobt' ihr ſittiges Weſen.
Doch ſein Nachbar und Ohm, ein alter, geſchwätziger Kriegsmann,
Oft beim fröhlichen Mahl nicht fein abwägend die Scherze,
Nannte ſie grauſam, daß ſie nicht längſt ſich des ledigen Pfarrers
Zärtlich erbarmet; ſie müſſe ja doch Frau Pfarrerin werden.
Hanchen erglühte vor Scham. Schnell wollte die Mutter zu Hülf ihr
Kommen mit anderm Geſpräch; doch Laura, mit ſpöttiſchem Lachen,

Wandte zur Nachbarin ſich, laut ſprechend:
„Es ſoll die Mamſell ja
„Probe getanzt ſchon haben, auf Blumen
im Garten des Pfarrers!“
Solches verdroß nicht wenig den ernſt aufherchenden Kriegsmann.
Hoch auf hob er das Haupt, und kräftig erhob er die Stimme:
„Kinder, ich habe wohl albern geſcherzt?
Solch' Lachen verräth mir's!
„Herrliches Hanchen, vergieb! Ich wollte dich wahrlich nicht kränken!
„Möcht' es ein Anderer thun, dem ſag', ich wünſch', ihn zu ſprechen!“
Gleich war Laura verſtummt; nicht konnte den Blick ſie erheben,
Um des verſchoſſenen Pfeils Giftwirkung frech zu erſpähen.
Aber Antonie ſah ſie an Hanchens Erbleichen und Zittern.

Zärtlich umſchlang ſie die Freundin; und um ſie hinweg von der Tafel
Ohne Verweilen zu ziehn: „Komm“, ſprach ſie, „zum Fortepiano:
„Laß uns wieder einmal vierhändige Scherze verſuchen,
„Wie wir ſonſt ſie geſpielt, zu ergötzen uns ſelbſt und die Mutter!“
Und ſo zog ſie mit fort in's Zimmer daneben die Freundin,
Holte die Noten herbei, und klimperte Probe-Akkorde.
Zaghaft zögerte Hanchen, aus Furcht, gar ſchlecht zu beſtehen.
Da ſchalt Jene: „Du zagſt? Du ſpielteſt ja beſſer, als ich, ſtets!“
Leiſ' itzt klagt' es ihr Hanchen, ſie habe ſich lange geübt nicht,
Weil ihr das ſchreckliche Feuer zerſtörte das Fortepiano,

Und ihr das Spielen im Schloß, mißgünſtig, verwehrte der Amtmann.
Ach, da ſanken ſie Beide vom bitterſten Schmerze bezwungen,
Ein' an den Buſen der Andern, und weinten, ſo leiſe ſie konnten,
Daß es im Saal nicht werde bemerkt. Doch harrend des Spieles,
Rief die Baronin: „Ihr wolltet ja ſpielen, was Luſtiges! thut's doch!“
Und ſie verſuchten ein Stückchen, wobei ſonſt immer ſie lachten,
Weil muthwillig oft Hand um Hand ſprang über die and're,
Und, ſo Töne, wie Takt, abwechſelnd ſich ſchienen zu necken.
Heute doch rolleten Thränen hinab auf die hüpfenden Hände;
Drum fehlgriffen ſie oft, bis wieder allmählig die Finger

Kamen ins alte Geſchick. Schon lachten im Saale die Hörer;
Bald nun lächelt' Antonie auch; und endlich, verführt mit,
Lächelte Hanchen ſogar, trotz Schmerz und Thränen im Auge.
Beider Geſichter, ſie gaben ein Bild des verherrlichten Himmels,
Wenn mit freundlichem Strahl aus ſanft noch träufelnder Wolke,
Welche ſie düſter umflorte, hervortritt plötzlich die Sonne;
Schon dann malet in farbiger Pracht ſich der Bogen des Friedens,
Und treu ſpiegelt die Wolke zurück ſein ſanfteres Abbild.
Mädchen und Himmel, und Himmel und Mädchen, wie gleicht ihr einander!
Kaum daß hell' ſich verkläret Antoniens weinendes Antlitz:

Spiegelte Hanchens Geſicht ſauf: wieder die ſchöne Verklärung.

Jetzt mit beſſerem Muthe verſuchend ein beſſeres Tonſtück,

Wurde noch muntrer belächelt ein hartmiß-tönender Fehlgriff;

Und als gar, den verlorenen Takt auf's neue zu ſuchen,

Wieder von vorne die Arbeit begann: da ſchäkerten Beide

Laut und luſtig, wie ſonſt, in den harmlos glücklichſten Tagen.

Drauf auch ſtimmten ſie an ein fröhliches Lied um das and're,

Jene mit größerer Kunſt, doch Dieſe mit ſchönerer Stimme;

Auch kam näher der Graf, und half, erſt leiſer, dann lauter,

Noch volltöniger machen der Jungfrau'n ſchöne Geſänge.

Näher nach kamen allmählich herbei viel horchende Gäſte,
Und manch' fröhliches Bravo ſcholl aus dem Munde des Kriegsmanns.
Drum, als endlich die Mutter bedächtig ermahnte zum Weggehn,
Riß höchſt ungern Hanchen ſich los; und mit heiterem Auge
Nahm ſie, das Böſe vergeſſend, von Allen den freundlichſten Abſchied,
Freundlicher, als dies Laura gekonnt, die früher davon ging.

IV

ERGEBUNG.

## IV.

## Ergebung.

---

Erſt als Mutter und Tochter zurück nach Hauſe gekommen,
Und ſie das eben Erlebte beſprachen bei ruhiger Arbeit,
Fing ſie auf's neu' an zu ſchmerzen, vom Giftpfeil Laura's, die Wunde.
Wenig erwähnten ſie nur der verletzenden Worte des Kriegsmanns,
Weil ſie nicht böſe gemeint, und weil ſie ſo böſe doch waren,

Daß, wenn Hanchen daran, insgeheim, ganz leiſe nur dachte,
Ihr ſich die Wangen doch gleich hoch färbten mit brennendem Purpur.
Aber in Laura's Gelächter das ſchamlos laute Verhöhnen,
Und im Erwähnen der Blumen die hart feindſelige Abſicht,
Dieſes beſprachen ſie wieder und wieder, mit tiefer Betrübniß.
„Ach, und das Böſeſte iſt:" ſprach endlich die Mutter — „es bleibt ihr,
„Um nur die eigene Ehre zu retten, der einzige Ausweg,
„Daß ſie nun, ſchonungslos, in dem Schloſſe die deinige Preis gibt!
„Jedem erzählt ſie gewiß, ſchwarz mälend, die Gartengeſchichte,
„Und es erſcheint dein Bildniß in ſolchen entſtellenden Zügen,

„Daß, die näher dich nicht ſchon kennen, dich müſſen verabſcheu'n.

„Aber Verleumderin werde deshalb nicht Laura geſcholten!

„Glaubt ſie es doch, du habeſt die Blumen zertreten mit Abſicht,

„Denn noch weiß ſie ja nicht, was hin in den Garten dich lockte.

„Nöthig erachte' ich daher, ihr offen das Räthſel zu löſen;

„Haben wir dieſes gethan, dann kann ſie höchſtens noch ſpötteln;

„Doch nicht darf ſie dir mehr anſchuldigen neidiſche Tücke."

So auch meinte die Tochter; und gleich ſchrieb Martha der Feindin

Höflich, doch würdigen Ton's, und bat ſie, ſelbſt zu beſtimmen

Ort und Stunde, zu einer vertraulichen, offnen Beſprechung,

Um ihr ein Räthſel zu löſen, das irrig bisher ſie gedeutet.

Fort gleich wurde das Briefchen geſchickt; in geſpannter Erwartung

Harrend der Antwort, meinten ſie ſchon bei jedem Geräuſche,

Nahen zu hören die Feindin, und Hanchen verſagte der Athem.

Aber es brachte die Botin zurück höchſt bittere Antwort.

Hart wies Laura zurück das gewunſchte Geſpräch, denn es ſey ja

Klar die verächtliche That, nichts könne Beſchönigung fruchten.

Auf den verſöhnlichſten Brief ſo höchſt unwürdige Antwort!

Zürnend durchlas ſie die Mutter; erbebend durchlas ſie die Tochter.

Doch bald hatten ſie wieder die beſſere Faſſung gewonnen,

Jene durch kälteres Blut, und Dieſe im Gefühle der Unſchuld.

„Will ſie nicht hören, wie ſich es begeben: ſo mag ſie es leſen!“

Sagte die Mutter, und ſchickte ſich an, aufs neue zu ſchreiben. —

„Laß mich ſelber es thun!“ ſprach Hanchen.

Die Mutter erlaubt' es;

Und mit dem Ausdruck einfach beredter, unleugbarer Unſchuld,

Schrieb nun Hanchen, wie lieb ihr die Laube ſeit Jahren geweſen,

Wie ſie die Zweig', insgeheim, aufbinden gewollt, und erſchrocken,

Als unverhofft ſich die Thüre des Gartens geöffnet, entflohn ſen.

Habe ſie Blumen zertreten, ſo ſey es im Wanken und Fliehen,

Ohn' ihr Wiſſen geſchehn; ſie ſey der Sünde nicht fähig,

Um ihr ein Räthſel zu leſen, das irrig bisher ſie gedeutet.

Fort gleich wurde das Briefchen geſchickt; in geſpannter Erwartung

Harrend der Antwort, meinten ſie ſchon bei jedem Geräuſche,

Nahen zu hören die Feindin, und Hanchen verſagte der Athem.

Aber es brachte die Botin zurück höchſt bittere Antwort.

Hart wies Laura zurück das gewunſchte Geſpräch, denn es ſey ja

Klar die verächtliche That, nichts könne Beſchönigung fruchten.

Auf den verſöhnlichſten Brief ſo höchſt unwürdige Antwort!

Zurnend durchlas ſie die Mutter; erbebend durchlas ſie die Tochter.

Doch bald hatten ſie wieder die beſſere Faſſung gewonnen,

Jene durch kälteres Blut, und Dieſ' im Gefühle der Unſchuld.

„Will ſie nicht hören, wie ſich es begeben: ſo mag ſie es leſen!"

Sagte die Mutter, und ſchickte ſich an, auf's neue zu ſchreiben. —

„Laß mich ſelber es thun!" ſprach Hanchen. Die Mutter erlaubt' es;

Und mit dem Ausdruck einfach beredter, unleugbarer Unſchuld,

Schrieb nun Hanchen, wie lieb ihr die Laubſeit Jahren geweſen,

Wie ſie die Zweig', insgeheim, aufbinden gewollt, und erſchrocken,

Als unverhofft ſich die Thüre des Gartens geöffnet, entflohn ſen.

Habe ſie Blumen zertreten, ſo ſey es im Wanken und Fluchen,

Ohn' ihr Wiſſen geſchehn; ſie ſey der Sünde nicht fähig.

Welcher, zur größten Betrübniß für sie, man
fälschlich sie zeihe.
Gut fand Alles die Mutter. „Doch", sprach
sie — „das Wichtigste fehlt nur,
„Was zur Erklärung deines Entschlusses,
die Laube zu flechten,
„Ganz nothwendig gehört; die Ursach, daß
du nur dankbar
„Wolltest erwiedern die Pflege der Blumen
am Grabe des Vaters.
„Dieses Verhältniß allein macht klar, was
mindestens seltsam
„Sonst wohl Jedem erscheint, selbst wenn
er von Herzen dich lieb hat."
Hanchen erröthete hoch, und sprach mit
gesteigerter Wärme:
„Wahr ist, was du gesagt; doch gewiß würd'
ihm es nicht lieb seyn,
„Wollt' ich, was er im Stillen gethan, um
mich zu erfreuen,

„Fremden erzählen anjetzt. Das wäre Verrath
an der Freundschaft,
„Wäre — wie müßt' ich mich schämen —
abscheulicher häßlicher Undank!
„Wenn er auch streng mich verdammte, ge-
täuscht durch Laura's Verleumdung:
„Nie doch wär' ich im Stande, zu thun,
was kränken ihn könnte.
„Eh' ich um solchen, verwerflichen Preis ab-
wehre die Schmähsucht:
„Will ich sie lieber ertragen mit stummer,
geduld'ger Ergebung."
„Hanchen, wie dauerst du mich!" sprach
Martha mit tiefer Bewegung. —
„Dein fromm schwärmendes Herz, ich kann
es nur bitter beklagen,
„Denn wo blüht ihm der Lohn, preiswür-
dig so schwerer Entsagung?
„Deutlich und deutlicher seh' ich, wovon es
ergriffen so warm ist!

„Nennen nicht ſoll ich das Wort, und du weißt nicht, was es bedeute,

„Sagteſt du geſtern; es komme mir drum nicht über die Lippen!

„Doch dir thront es im Herzen mit zaubergewaltigem Scepter,

„Hat dich geſchlagen in Feſſeln, wiewohl du dich immer noch frei wähnſt,

„Und es zerſtört dir vielleicht auf immer den Frieden des Herzens!“

„Mutter! o Mutter! hör' auf!“ antwortete Hanchen verworren,

„Nimmer erwartet' ich Lohn! auch weiß ich von keiner Entſagung!

„Feſſeln! und frei mich wähnen! und Frieden des Herzens zerſtören!

„Mutter, wie thuſt du mir weh mit ſolchen ergreifenden Worten!

„Wünſch' ich denn irgend etwas, als ihn nur glücklich zu ſehen?

„Bin ich ſelber es nicht durch dich, o du beſte der Mütter?

„Weinen, nun ja, das muß ich — und ach, ich zürne den Thränen!

„Weil mir das Herz, ich weiß nicht wodurch, ſo gewaltig bewegt iſt.“

Ernſt kopfſchüttelnd vernahm es die Mutter, und drückte verſtummend

Hanchen an's liebende Herz, mit tief wehmüthigen Blicken,

Wie man ſchonend verſtummt am traurigen Lager des Kranken,

Welcher, je mehr ihn ergreifen die Gluten des tödtlichen Fiebers,

Deſto geſunder ſich wähnet, und abwehrt ärztliche Hülfe.

Auf Abſendung des Briefs, ſo wie er nun einmal geſchrieben,

Drang jetzt Hanchen. Er wurde des Nachbars Tochter gegeben,

Der man zu eilen empfahl; und in ängſtlicher, ſteigender Spannung
Harreten Beide, die Mutter und Tochter, entgegen der Antwort.
Horch! da klopfte des Nachbars Tochter, und reicht' in das Fenſter
Hanchen zurück den erbrochenen Brief, die bleich und erbebend
Las, daß Laura darunter geſchrieben den ſchmählichen Zuſatz:
„Kind, Sie ſchreiben recht hübſch! Sie haben Talent für das Mährchen!
„Ueben Sie ferner ſich nur! Doch bitt' ich: Verſchonen Sie mich mit
„Aehnlichen Proben fortan! ich hab' an der einen genug ſchon!"
„Siehſt du!" ſagte die Mutter — „ſie nennt nun Alles ein Mährchen,
„Weil du, leider, verſchwiegen den wichtigſten Theil der Erklärung!

„Hanchen, es rettet dich nichts von bösem Verdacht und Verleumdung,

„Als, daß endlich der Pfarrer erfährt aus ehrlichem Munde,

„Was in den Garten dich zog, und was du wolltest beginnen.

„Klar gleich wird es ihm dann: dich trieb nicht schändliche Tücke,

„Sondern ein gutes Gefühl zur Laub' in der freundlichsten Absicht;

„Nicht mehr zweifelt er dann: Du tratest sie nieder, die Blumen,

„Ohn' es zu wollen, im Fliehn, blos durch unglücklichen Zufall.

„Und mit redlichem Sinn — so darf ich hoffen von Gotthold —

„Wird er vor Jedem alsdann dein warmer Vertheidiger werden,

„Wird es gestehen, daß er dir gepflegt auf dem Grabe die Blumen,

„Und daß Gleiches mit Gleichem du wollteſt vergelten im Garten.“

Lang' antwortete nur mit verneinender, ſanfter Bewegung

Hauchen, betrübteren Blicks hinſtarrend zu Boden und ſeufzend.

Drauf mit zärtlichen Kuſſen bedeckend die Hände der Mutter,

Tiefer und tiefer gebeugt vom ſchweren Gewichte des Kummers,

Sank ſie endlich zu Boden, und ſo dann flehte ſie knieend:

„Beſte der Mütter! laß ab! o, laß ab! mich alſo zu quälen!

„Nimmer noch hat mich etwas ſo rührend erfreuet im Leben,

„Als, was Gotthold freundlich für mich in der Stille gethan hat,

„Gänzlich verzichtend auf Dank, ja wähnend, ich zürne ihm ernſtlich.

„Blumen aus ſchöneren Welten, gepflegt
von freundlichen Engeln,
„Herrlicher konnten ſie mir, als jene, doch
nimmer erſcheinen!
„Winkend erblickt' ich nur ſie an Aurora's
Flammen-Altare!
„Bin ich im Dunkeln: ſo leuchten mir ſie
als glänzende Sterne!
„Seh' ich im Traume den Himmel: ſo blü-
hen ſie lieblich auch dort mir!
„Laß dies freundliche Spiel, o, laß mir's,
Mutter, und ziehe,
„Was mir ſo heilig, und was mir im Her-
zen das lieblichſte Bild iſt,
„Nicht vom Himmel herab in den Strudel
des Menſchengetlatſches!
„Dieſe Verſündigung nur laß ſtreng uns,
Mutter, vermeiden!
„Uebrigens komme, was will, aus meinem
verſtummenden Dulden!"

„Eins noch wär' zu beachten!" entgegnete ruhig die Mutter.
„Denkeſt du nicht an den Kummer in Gotthold's redlichem Herzen,
„Daß er ein Mädchen, ihm ſonſt unſchuldigen Herzens erſchienen,
„Nun, als tückiſch und falſch glaubt, ſtrafend verachten zu müſſen?
„Wäreſt du ihm es daher nicht ſchuldig, ſo wie du es dir biſt:
„Dich rechtfertigend, ihm vom Auge zu nehmen die Binde,
„Welche ſo traurig ihn täuſcht, ihm vielleicht ſein Leben verbittert?"
Schärferen Blicks jetzt ſchaute die Mutter in's Auge der Tochter,
Kräftige Wirkung hoffend von dieſen verfänglichen Fragen;
Doch ſie erſchauete nichts, und es täuſchte ſie gänzlich die Hoffnung.

„Längſt ſchon hab' ich auch dieſes bedacht," antwortete Hanchen —

„Aber es kann nichts ändern in meinem gefaßten Entſchluſſe.

„Das nur könnte vergeſſen mich laſſen die bittere Kränkung,

„Auch von ihm mich zu ſehen verkannt, wenn endlich von ſelbſt er

„Wieder, wie ſonſt, mir vertraute, bereuend den jetzigen Argwohn.

„Mußt' ein Anderer erſt ihm künſtlich benehmen den Irrthum,

„Den er, von Laura verleitet, beging: nichts wäre mir werth dann

„Sein Aufgeben des lange gehegten, unſeligen Argwohns.

„Ja, ihm ſelbſt auch mußt' es auf immer ein bitterer Schmerz ſeyn,

„Hätt' er bedurft erſt anderer Hülfe, das Rechte zu finden. —

„Ständ' ich verklagt vor weltlichem Richter, um Dieſes, um Jenes:
„Würd' ich vertheidigen mich, und vertheidigen laſſen im Nothfall;
„Aber ein Anderes iſt's mit dem heil'gen Vertrauen des Freundes!
„Ihm in der eigenen Bruſt muß wurzeln die Blume des Glaubens,
„Die ſelbſtkräftig die Stürme beſteht, und die Blüthe hervortreibt.
„Drum mein Flehen: O, laß es mich ruhig erwarten, ob Gotthold
„Mir als Freund ſich bewährt, und ſtöre mich nicht in der Prüfung!"
Ruhiger neigte die Mutter hinab zur Tochter das Antlitz,
Küßt' ihr zärtlich die Stirn, und ſprach mit gemildertem Schmerze:
„Sey dir gewährt dann, was du begehrſt! nicht ſoll dich gereuen,

„Daß du mit offnem Vertrau'n dein Herz aufſchloſſeſt dem meinen!

„Sey dir vergönnet der eig'ne Beſchluß in der eigenen Sache!

„Doch mir ſchwindelt dabei! Hoch fliegſt du über der Erde

„Engelsgeſtaltungen nach, voll hochidealiſcher Schönheit!

„Mögen die Zaubergebilde ſich nicht auflöſen in Nebel!

„Mögeſt du, ſchmerzlich betrogen vielleicht, dich zu faſſen verſtehen!"

Kaum daß dieſes die Mutter geſprochen, erhob ſich vom Boden

Hanchen mit leuchtendem Blick, herzinnig die Mutter umarmend;

Und ſo löſte der offene Tauſch der verſchiedenen Meinung

Sanft und erheiternd ſich auf in Gefühle des Danks und der Liebe.

## V.

## Das Neſt.

---

Martha verweilt', arbeitend allein in dem ruhigen Stübchen.
Fromm ſich zu ſtärken das Herz, nach ſolchem Geſpräch mit der Tochter,
Sang ſie leiſe für ſich ein Lied aus dem alten Geſangbuch,
Voll von herzanſprechendem Troſt und gläubiger Hoffnung.
Ungern hörte ſie drum jetzt ſtören die Stille des Hauſes,

V.

DAS NEST

Obgleich Hanchen es war, die erſt hochfreu-
digen Ausruf,
Dann viel zärtlich Geſchwätz, wie Gekoſe
mit lieblichem Kinde,
Laut ließ ſchallen im ſonſt ſo geräuſchloſen,
düſteren Hausflur.
Auf riß Hanchen ſogar nun die Thur, mit
dem lauteſten Jubel
Laut übertönend der Mutter Geſang, die
ſtaunend ſie anſah.
„Freue dich!“ jauchzte ſie — „Mutter! ſie
ſind nicht alle getödtet!“
„Eins iſt glücklich entgangen dem Tode!
und grade das ſchönſte,
„Herrlichſte Huhn! mein lange verhätſchel-
ter, bleibender Liebling!
„Und — was vollends erfreulich — es glückt,
und es ſitzt, um zu brüten!“
Nun aufgebend das weitere Singen, er-
hob ſich die Mutter

Raſch von dem Stuhl, und folgte der Toch-
ter hinaus in den Hausflur,
Selber zu ſehn das gerettete Huhn, und ſich
ſeiner zu freuen.
„Siehſt du? dort," ſprach Hanchen —
„verſteckt tief unter der Treppe
„Sitzet es friſch und geſund auf zwei leib-
eigenen Eiern,
„Heimlich, im dunkelſten Winkel gelegt, zum
ſtillen Bebrüten.
„Hierdurch iſt es entgangen dem böſen Ge-
ſchicke der Andern,
„Und ſein Brüten verheißt uns vollen Er-
ſatz des Verlornen!"
„Rührend erfreuet mich das!" ſprach
fromm, mit gefalteten Händen,
Martha, und ſchaute, mit heiterem Blick,
hin unter die Treppe.
„Siehe, wie ſchnell kann bitteres Leid ſich
in Freude verwandeln!

„Wenn am größten die Noth, iſt oft am nächſten die Hulfe.

„Nie noch hat mich der größeſte Hof voll prächtiger Hühner,

„Wie dies eine, gefeſſelt! es iſt mir ein Zeichen vom Himmel,

„Daß ſich die finſtere Nacht des gewaltſamſt beugenden Kummers

„Schnell zu erheitern vermag durch tauſend erfreuliche Sterne! —

„Aber nun laß uns, ohne zu ſäumen, ein Neſt ihm bereiten,

„Weich und geräumig, und voll von bedächtlich geordneten Eiern,

„Denn man muß es ergreifen, das Glück, am Saume des Kleides,

„Wo's uns winkend ſich naht, ſonſt iſt es entflohen im Umſeh'n!“

Hanchen enteilte ſogleich, vom Nachbar Stroh zu erbitten,

Hob es empor, das erzürnte Huhn mit ge-
ſpreiztem Gefieder,
Ihm zu erbauen ein Neſt mit hoch auf-
ſchwellendem Rande.
Leer faſt plünderte Martha den Vorrath-
kaſten der Eier.
Gern aufopfernd zu ſolchem Behuf, was
kaum ſie geſammelt,
Reichte ſie Stück für Stück in die ordnen-
den Hände der Tochter,
Bis kunſtmäßig das Neſt mit ſechzehn Eiern
belegt war.
Seitwärts traten ſie nun; da nahte das
grollende Huhn ſich,
Schaute bedenklich das Neſt erſt an mit lau-
terem Glucken;
Doch nicht lange, ſo ſchritt es bedächtig
hinauf; und es weihte
Ein zum Throne der Liebe das Neſt, mit
der Bruſt und den Flügeln

Deckend und wärmend die Eier, um zaubrisch
in's Leben zu wecken,
Auf das Geheiß der Natur, tief schlummernde
Keime von Küchlein.
Mutter und Tochter belauschten es still,
und sie weideten Beide
Sich mit trunkenen Augen an solchem er-
freulichen Anblick.
„Möge das Nest," sprach Martha — „zu
glücklicher Stunde gebaut seyn.
„Möge die Hand sich, die es vollbracht,
als glücklich bewähren,
„Daß fest sitze das Huhn bis zum ein und
zwanzigsten Tage,
„Und dann picken und kommen in Menge
die munteren Küchlein!"
„Mutter! gewiß! o gewiß!" antwortete
freudig die Tochter —
„Wohl ist diese vor allen die passendste,
glücklichste Stunde,

„Die uns geſchenkt auf's neue das Huhn,
ſo wider Erwarten!
„Mutter, wie freu' ich mich ſchon auf alle
die herrlichen Küchlein!
„Mutter, wie werden wir dann ſo reich
ſeyn wieder auf einmal!
„Denke nur, denke die Menge von Küch-
lein! Hühner und Hähnchen!
„Dieſe verkaufen wir bald in die Stadt;
das bringet uns Geld ein;
„Jene doch ziehen wir auf; das lohnen
ſie künftig mit Eiern.
„Dir auch opfer' ich manches, und koch' es,
und brat' es im Stillen,
„Dich zu erfreuen damit an Feſttag oder
Geburtstag."
Und in der kindlichen Luſt aufhüpfend,
umſchlang ſie die Mutter,
Fröhlichen Sinnes, und drehte ſie dann,
als wollte ſie tanzen,

Mit ſich im Kreiſe herum, und wußte ſo lieblich zu ſchäkern,

Daß ihr die Mutter, vor Lachen und Scherz, nicht zu zürnen vermochte.

Aber im Umdrehn jezt auf die wenig geöffnete Hausthür

Fielen die Blicke der Mutter, und plözlich: „Antonie!“ rief ſie.

Laut rief Hanchen es nach; aus war es ſogleich mit der Tanzluſt,

Und das zerrißne Ballet ging über in frohes Begrüßen.

Aber mit lächelndem Zorn ſchalt eifrig die Mutter dazwiſchen:

„Müſſen wir nicht, wie von der Tarantel geſtochen, erſcheinen,

„Daß wir, auf eigene Hand, hier tanzen auf düſterem Hausflur?

„Und, ich alternde Frau, muß doppelt und dreifach beſchämt ſeyn,

„Daß, von der Thörin verführt, auch ich
als Thörin erſcheine!“
Aber der ſcheltenden Mutter entgegnete
freundlich die Tochter:
„Laß nur die ſtaunende Dame, bevor ſie
uns richtet, erfahren,
„Was ſich begeben: ſo ſpringet ſie ſelbſt auf
dem holprichten Hausflur
„Wohl vor Freude herum!“ — Doch An-
tonie fiel in das Wort ihr:
„Ach, ich weiß es ja Alles; denn draußen
erzählte der Nachbar
„Mir an der Hofthür ſchon, was Böſes
verübte der Iltis,
„Und daß ein einziges Huhn ſich wiederge-
funden, und glucke.
„Schnell dann kam ich, und fand halb offen
gelaſſen die Hausthür,
„Sah die geſchäftige Luſt beim künſtlichen
Bauen des Neſtes,

„Mochte nicht ſtören ſo fröhliches Treiben, und zögernd und lauſchend

„War ich die glückliche Zeugin des rührend-erfreulichſten Auftritts.

„Nie noch ſah ich in Schlöſſern, auf ſpiegelnd gebohnetem Boden,

„Einen vergnügteren Tanz, nie glücklicher lachende Tänzer.

„Nennet euch arm nicht mehr! wer ſo ſich zu freuen gelernt hat,

„Der iſt reicher an Glück, als tauſend beneidete Reiche!

„Oft bei dem Reichen iſt klein nur die Freud' auch über das Größte,

„Während des Dürftigen Freud' iſt groß auch über das Kleinſte."

Raſch fiel jetzt in die Red' ihr Hanchen mit folgenden Worten:

„Wie? Klein nenneſt du das, ſolch' Huhn ſich gerettet zu ſehen,

„Das uns brütend bereitet auf's neue den
munterſten Hofſtaat?
„Das mir zudem war lieb auf beſondere
Weiſe geworden?
„Gönne mir nur ein geneigtes Gehör! ich
will es erzählen.
„Als es, ein Küchlein, klein und erbärm-
lich, noch Pflege bedurfte,
„Nannt' es mir, albern und keck, einſt un-
ter die eilenden Füße,
„Daß es, verwundet und lahm, da lag
und jämmerlich piepte.
„Ich ſchrie lauter noch auf, und hob es er-
ſchrocken vom Boden,
„Fürchtend, es ſey nun für immer ein Krüp-
pel, und ſterbe vielleicht gar.
„Aber zum Wundarzt ſchwang ich mich auf;
ich verband ihm die Wunde,
„Tauchte geſchwind ſein Füßchen in kühlen-
des Waſſer mit Eſſig,

„Streichelt' und wärmt' es hernach an der Bruſt, ſtill unter dem Halstuch;

„Wechſelte ſo mehrmalen bedächtig mit Kühlen und Wärmen,

„Und Nachts ließ ich es ruhn in beſonderem Topfe mit Federn.

„Glücklich erfolgte die Heilung, doch langſam ging ſie von ſtatten.

„Mehrere Wochen vergingen, bevor aufhörte das Hinken;

„Alſo entwöhnte das Hühnchen ſich ganz von Gluck' und Geſpielen,

„Hing, wie ein Hündchen, an mir, als längſt ſein Schade geheilt war,

„Und pickt' immer das Futter mir dreiſt aus Körbchen und Händen.

„Herrlich gedieh es; und wie es zuvor gar häßlich und klein war,

„Wurd' es von unſerm Geflügel allmählich das größte, das ſchönſte,

„Goldglanz ſchillernd im Strahle der Sonne ſein ſchwarzes Gefieder,

„Weiß nur den Kopf ihm geziert mit groſſer, vortrefflicher Krone.

„Endlich gewöhnt' es ſich wohl, in dem Stall bei den andern zu ſchlafen,

„Auch in dem Hofe zu ſeyn, und zu thun, wie die anderen Hühner,

„Fleißig zu ſcharren, und achtſam dem Rufe des Hahnes zu folgen;

„Aber wir blieben vertrauliche Freunde; ſobald ich es lockte,

„Kam es gelaufen zu mir; und fand es geöffnet die Hausthür,

„Macht' es mir ſeinen Beſuch, und ließ ſich ſtreicheln und greifen.

„So auch hat es, in gutem Vertrauen, und ohne zu fragen,

„Jetzt ganz nahe bei mir ſich gewählet die Stelle zum Brüten,

„Iſt durch dieſes Vertrauen entgangen dem ſchrecklichen Iltis,
„Und mir lieber geworden, als alle die andern es waren.“

Achtſam hörte das Alles die Freundin, und ernſteren Blickes
Sagte ſie dann: „Sieh da! ſo gut in dem Leben der Hühner,
„Als in dem Leben der Menſchen, entſpringt oft Gutes aus Böſem.
„Weit oft greifet, was heute geſchehen, hinaus in die Zukunft;
„Und wohlthät'ges Bemühn, auch nur zum Heil des Geringſten,
„Kann ſich lohnen einmal mit den allererfreulichſten Zinſen.
„Wäre das Küchlein ſchwer nicht am Fuße verwundet geweſen:
„Wär' es dem Iltis geſtern gewiß zur Beute geworden!

„Hätteſt du mitleidsvoll nicht gepflegt und geheilet das Küchlein:
„Fehlte dir heute das Huhn, dir Küchlein wieder zu brüten!“
Hanchen befragte die Freundin, von wem ſie gelernet auf einmal
Altklug plaudern und ernſt? Und Antonie ſagte: „Vom Alter;
„Auch von der Brautſchaft! Beide befördern den Ernſt und die Weisheit.“
Hanchen verwarf dies vollends; doch Recht gab Jener die Mutter:
„Wahr iſt, was ſie geſagt, und ernſtlich zu merken im Leben!
„Doch jetzt ſcherze nur, Hanchen! genieße die glückliche Stunde!
„Nicht iſt jede ja ſo: drum freue dich ihrer von Herzen!“
Aber Antonie ſtand noch ernſt, ſchien fremden Gedanken

Hin ſich zu geben; indeſſen die frohliche
Stimmung der Andern
Riß ſie endlich mit fort zu dem heiterſten
Scherzen und Lachen.
So kam dämmernd der Abend heran,
und es drohete Regen.
Eiligen Abſchied nahm ſie daher, noch ſa-
gend im Weggeh'n,
Daß ſie, zu ernſterm Geſpräch, als jetzt ſey
paſſend geweſen,
Wieder zu kommen am folgenden Tage, für
nothig erachte.

---

## VI.

### Vertrauen.

„Hanchen, ich wette," begann nach wenig Minuten die Mutter,
„Alles verwett' ich: geſcheh'n iſt ſchon, was heut' ich vorausſah!
„Laura erzählte bereits der Baronin die Gartengeſchichte!
„Und dies wünſcht zu beſprechen mit dir die bekümmerte Freundin."
Hanchen bezweifelte das, und wollte nicht glauben, daß Laura

VI.

VERTRAUEN.

So fortſchreit' auf der Bahn des gehäſſigen, falſchen Verklagens;
Aber die Mutter, die ſcharfdurchſchauende, hatt' es getroffen.
Laura, ſobald ſie an Hanchen geſchrieben die kränkende Antwort,
Hörend, es ſey der Baron zur Stadt mit den Gäſten gefahren,
Hatte genutzt die gelegene Zeit, um vor der Baronin
Schlau zu bemänteln ihr ſchnödes Benehmen beim Scherze des Kriegsmanns,
Und nachtheiliges Licht auf Hanchens Geſinnung zu werfen.
Kälter empfangen, als ſonſt, und fühlend die eigne Verſchuldung,
Klagte ſie ſelber zuerſt ſich an, mit erheuchelter Reue,
Daß ſie heute gefehlt durch unvorſichtiges Lachen.

Aber mit Schlauheit rückte ſie näher und näher dem Ziele,
Sagte, daß gar zu naiv ihr hätte geklungen der Einfall,
Hanchen zu Gotthold's Frau zu ernennen, da Hanchen und Gotthold
Kaum wohl beſſer, als Waſſer und Feuer, zuſammen ſich paßten,
Oder vielmehr — wenn Gemeines erlaubt — wie der Hund und die Katze.
Höchſt mißbilligend ſolches Geſchwätz, ſprach ſchnell die Baronin:
„Hanchen und Gotthold? welcher Vergleich! — wie der Hund und die Katze?
„Kind, das Gemeine, das man ſich erlaubt, muß mindeſtens wahr ſeyn!“
Jetzt, in dem Drange, zu retten die eig'ne, gefährdete Ehre,
Galt es das ſchmähliche Ziel, zu beflecken die Ehre der Feindin.

Und es ergoß ſich behende von Laura's beweglichen Lippen,
Gegen die Unthat Hanchens im Garten, die ſtrömende Rede,
Meiſterlich feindlichen Sinn einkleidend in ſüßliche Worte,
Rein unſchuldiges Thun umdrehend zu ſträflicher Handlung,
Schonung heuchelnd beiher, doch entſchieden verdammend am Ende;
Denn nicht ohne Verſtand war Laura, ſie hatte geleſen,
Hatte zur Rednerin früh ſich gebildet am ſtädtiſchen Theetiſch,
Und jetzt trieb ſie der Haß und die Schaam, als Heldin zu fechten!
Kunſtreich wußte ſie Jedes zu nutzen, und viel zu ergänzen.
Alles, was Hanchen gethan und gelaſſen, geſagt und verſchwiegen,

Mußte beweiſen, ſie hab', um oft ſich dem Pfarrer zu zeigen,
Blumen gepflanzt und gepflegt, und geſeſſen am Grabe des Vaters;
Scheiternd indeſſen in ſolchem Bemüh'n, und mit ſteigendem Aerger
Aufblühn ſehend im Garten des Pfarrers die ſchöneren Blumen,
Welche, von Laura geſchenkt, ihr waren, wie Dornen im Auge,
Habe ſie, tückiſchen Sinnes, ſie alle zerknickt und zertreten.
Das griff feſt in einander, wie Glieder der feſteſten Kette,
Und in den häßlichſten Farben erſchien der Verläumdeten Bildniß.
Höchlich erſtaunten darüber Antonie und die Baronin,
Sagten, undenkbar ſey's, daß Hanchen ſo ſchlecht ſich erwieſen,

Denn unſchuldigen Sinnes und ächt wohlwollenden Herzens
Habe ſie ſtets ſich bewährt, ſie ſey von neidiſcher Art nicht,
Sey von trefflicher Mutter von jeher trefflich erzogen,
Und nicht könne ſo gute Natur ſich ſo gänzlich verwerfen.
Laura, mit ſchmerzlicher Miene, betheuerte heilig, ſie habe
Dies ſchon ſelbſt ſich geſagt; doch leider mit eigenen Augen
Habe die ſchmähliche That ſie geſehen! Und möchte ſie gern auch
Sich für getäuſcht nur halten: ſo habe das Nemliche Gotthold
Deutlich geſehen, wie ſie, Der könn' ihr Alles bezeugen.
Sanft kopfſchüttelnd vernahm's die Baronin; Antonie aber,

Lebhaft bewegt, rief: „Mögen es Tauſende ſchwörend bezeugen:

„Doch werd' ich es nicht glauben! es muß hier walten ein Irrthum!

„Wer hat Hanchen darüber verhört? Was hat ſie erwiedert?"

„Keinen verlangt nach ſolchem Verhör!" antwortete Laura —

„Doch ihr böſes Gewiſſen verſtand, mich heute zu deuten;

„Und ſo ſchrieb ſie, vor Angſt, mir ſogleich ein ſauberes Briefchen!"

Hin hielt eilig das Händchen Antonie, bittend, den Brief ſie

Leſen zu laſſen mit eigenen Augen, um ſelbſt ihn zu prüfen.

Doch unwillig vernahm ſie, daß Laura zurück ihn geſendet,

Weil ihr ein flüchtiger Blick es gezeigt, daß ein albernes Mährchen,

Kläglich erfunden, die That zu bemänteln, geweſen der Inhalt.
Voll Unwillens, erzürnet beinah', ſprach ſtreng die Baronin:
„Schein trügt oft in der Welt! Das ſollte man immer bedenken;
„Und beim böſeſten iſt am längſten zu meinen, er trüge.
„Pflicht iſt, ehe man richtet und ſtraft, die beſonnenſte Prüfung;
„Und der Vertheidigung Recht darf Keiner entziehn dem Verklagten!"
Dankbar küßte die Tochter die Hand der gerechteren Mutter,
Und dann ſprach ſie entſchloſſen: „Ich gehe noch heute zu Hanchen,
„Laſſe den Brief mir zeigen, und höre, wie Alles geweſen."
Laura's Geſicht durchzuckten Verdruß und künſtliches Lächeln.

Wie der gefangene Fiſch, dem Gewäſſer entrückt, in die Luft ſchnappt,
So auch Laura, entrückt der Verläumdung heimiſchen Strome,
Schnappte nach milden Sentenzen, und quälte ſich ab, zu verſichern,
Wie der betrübte Verdacht weh thu' in der innerſten Seel' ihr,
Und wie unendlich beglückt und entzückt ſie werde ſich fühlen,
Wenn ſich Hauchen nur halb und halb rechtfertigen könne.
Doch einſylbiger wurde bei jeder Sentenz die Baronin,
Während Antonie laut lobpries die verläumdete Freundin.
Laura'n wurde, bei ſolchem Geſpräch, unheimlich zu Muthe;
Und in dem bittern Verdruß ob gänzlich geſcheiterter Kriegsliſt,

Ging ſie eilig hinweg, ſchwer, daß ſie gekommen, bereuend.

Aber Antonie ſchickte ſich an, zur Freundin zu gehen.

„Recht ſo!“ — ſprach die Baronin — „erforſche das Wahre, das Falſche!

„Klär' ihn auf, den verklagenden Schein! Halt' immer der Freundin

„Ehre der deinigen gleich! Rechtfertigen mußt du ſie können

„Gegen den blinden Verdacht, wie gegen die feindliche Schmähſucht.

„Heilig, ſo wie es dem edleren Menſchen das gute Bewußtſeyn,

„Iſt auch dem edleren Freunde der Glaub' an die Tugend des Freundes,

„Denn der heilige Glaub', er iſt das Gewiſſen der Freundſchaft:

„Drum auch ſtehet und fällt ſie mit ihm in dem Sturme der Prüfung.“

Beifall nickte der Mutter, mit ſinnendem Blicke, die Tochter;
Gleich dann eilte ſie hin zu Hanchen, geſtärkten Vertrauens.
Und kaum war ſie hinweg, da ließ ſich melden der Pfarrer
Bei der Baronin; es war ſein Zuſpruch doppelt willkommen,
Kennen zu lernen den Mann, und vertraulich zu ſprechen von Hanchen.
Mit Wohlwollen empfing die Baronin den Gaſt, und ſie fand ihn
Würdig deſſelben; er ward ihr lieber, je länger er weilte.
Edel gebildet erſchien er in Anſtand, Sitt' und Gebehrde,
Geiſt und warmes Gefühl in dem Blick und der Rede verkündend,
Doch nichts tragend zur Schau, ſtets anſpruchlos und beſcheiden.

Vieles beſprach ſie mit ihm, als wär' er ein alter Bekannter,
Denn er verſtand es, zu ſprechen, und ſprach ſtets bieder und zwanglos.
Flüchtig enteilte die Zeit; ſchon wollt' er ſich wieder entfernen;
Da erſt fiel der Baronin noch ein der Verläumderin Rede.
Und ſie befragt' ihn um Hanchen, und bat ihn um offene Antwort.
Plötzlich verdüſterten Blicks, ſtand Gotthold, ſinnend und ſchweigend,
Ein ganz Anderer jetzt, als welcher zuvor er geweſen.
Endlich, doch ohne vom Boden zu blicken, und leiſeren Tones,
Sprach er: „Mit bitterem Schmerz nur red' ich von dieſer Geſchichte,
„Ja, ich ſchwiege darüber am liebſten; denn: „„Hanchen iſt ſchuldlos!““

„Sagt mein innres Gefühl; doch ich ſah es mit eigenen Augen,
„Daß ſie die Blumen zertrat, und gleich dann eilig die Flucht nahm.
„Was abſichtlich und tückiſch erſchien, unglücklichen Zufall
„Wollt' ich es nennen, nur braucht' ich von ihr ein Wort der Erklärung,
„Doch ſie verſchloß mir die Thür, als ich freundlich befragen ſie wollte;
„Nichts antwortete ſie auf ſchriftliche Bitten und Fragen,
„Ob ich ſie gleich zuſtellen ihr ließ durch Laura's Vermittlung,
„Um zu vermeiden Geſchwätz auflauernder, müßiger Neugier.
„Drum wies Hanchen auch nicht ihn zurück, wie Laura verſichert;
„Doch ſie erwiederte nichts! — War Stolz dies oder Beſchämung? —

„Nicht im Stande bin ich, es zu lösen, das traurige Räthsel!
„Ich, ihr Vertheidiger sonst, ich muß nun, leider, verstummen,
„Und, selbst irre geworden an ihr, sie lassen verdammen!“
Kaum war dieses gesagt, und Antonie trat, wie gerufen,
Heiteren Blicks und vergnügten Gemüths in das Zimmer der Mutter.
Kurze Begrüßungen nur, und es fragte sogleich die Baronin:
„Sey mir willkommen! doch sprich, wie hast du befunden die Freundin?
„Kannst du sie noch so nenn n? Und kehrest du ärmer zurück nicht,
„Als du gingest hinweg? Hat offen sie dir sich erklärt wohl?“
Gotthold sah, mit verdüstertem Blick, nun wieder zu Boden;

Aber Antonie gab mit ruhigem Tone zur Antwort:

„Albern erſchein' ich vor dir, das fühl' ich, indem ich erwiedre,

„Daß ich von Hanchens Vergehn kein Wörtchen geſprochen mit Hanchen!

„Denn ſtatt deſſen vernahm ich von ihr viel andre, vergnügte,

„Rührende Worte, bei welchen ich alle die ernſten vergeſſen,

„Welche zu ſprechen und hören, ich eigentlich hatte zur Abſicht.

„Schilt mich aber nur nicht! Du kannſt mir glauben, es wär' dir

„Eben ergangen, wie mir, wärſt du zur Stelle geweſen,

„Denn da wäre geſcheitert der klügſte Geſandte, der beſte

„Redner, und wär' er es nicht: ganz herzlos müßt' ich ihn nennen."

Und mit ſteigender Wärm', in dem Aug' oft Thränen der Rührung,
Theilte ſie mit das Geſehn' und Gehörte von Hanchen und Martha —
Wie an der Thüre ſie Beide belauſcht beim Bauen des Neſtes,
Wie ſie, gerührt und entzuckt, nicht über die Schwelle zu ſchreiten
Habe vermocht, gleich einer Verzauberten habe geſtanden,
Bis ſie, von Martha entdeckt, ſich froh zu den Frohen geſellte.
Mutter und Gaſt, ſtill hörten ſie zu, zwar Dieſer ergriffen
Von lebhaftem Gefühl, doch gewaltſam in ſich es verſchließend,
Bis, zu der Mutter gewandt, ſich Antonie alſo erklärte:
„Was ich hörte und ſah: o, könnt' ich's in Bildern und Worten

„Treu dir bringen vor Aug' und Ohr, wie's
klar mir noch vorſchwebt:
„Hanchens ſo rein unſchuldiges Weſen in
Worten und Werken,
„Wie ſie, niedrig und arm, ein erhabener
Engel doch da ſteht:
‚Wahrlich, du würdeſt von ihr nichts wei-
ter zu wiſſen verlangen!
„Würdeſt erkennen für wahr, was mein laut
klopfendes Herz rief,
„Daß ſie, wie Himmel von Hölle, ſo fern
von tückiſchem Trug iſt!
„Hätteſt gewiß nicht geſtört mit Fragen er-
forſchenden Argwohns
„So unſchuldige Menſchen in einer der glück-
lichſten Stunden,
„Sondern du hätteſt, wie ich, von Allem,
was böſe, geſchwiegen,
„Um, theilnehmenden Herzens, verweilen
und ſcheiden zu können!“

So lobpreisend die edelbegeisterte Rednerin hörend,
Ward' es in Gotthold Tag; auf schlug er die glänzenden Augen,
Dankenden, freudigen Blicks; sie leuchteten heller und heller,
Gleich zwei herrlichen Sternen, vor welchen die Nebel entfliehen.
Als die Erzählerin schwieg, fuhr er fort, also zu sprechen:
„Edel und rein ist selbst, wer so es erkennet, das Reine,
„So es zu ehren, getrieben sich fühlt aus innerster Seele!
„Wahrlich, um solcher Vertheidigung Preis, wer wollte sich gern nicht
„Lassen verklagen zuvor? Denn wiegt so edles Vertrauen —
„Ehrend sich selber, wie Den, dem es gilt — nicht des böseſten Argwohns

„Härteſte Kränkungen auf? Ja, wär' auch
Alles nur Täuſchung:
„Wär' es die herrlichſte doch für ein Herz
voll redlicher Liebe."
Als er geſagt dies Wort, ſtill wiederum
blickend zum Boden,
Neigt' er ſich ſchweigend, und eilte hinweg,
um es ſchnell zu verbergen,
Daß ihm beklommen die Bruſt von erſchüt-
terndem, tiefem Gefühl war,
Und ihm Sprache nicht nur, auch Athem
beinahe verſagte.

VII

CHILD.

## VII.

## Geduld.

---

Still noch ſaßen beiſammen Antonie und die Baronin,
Sprechend mit Tadel von Laura, mit Lobe von Hanchen und Gotthold,
Als, mit eben empfangenem Brief', in's Zimmer der Graf trat.
„Theure Antonie!“ ſprach er bewegt, und reichte den Brief ihr —
„Ach, es verlanget nach mir, todtkrank, die geliebteſte Mutter,

„Und auch dich noch zu ſehen, das wünſcht
ſie mit brechendem Herzen!
„Folgen Sie Beide mir morgen, Mama!
ich reiſe ſogleich ab.“
Und wehmüthig ergriff er die Hände von
Mutter und Tochter,
Die ſich Beide ſogleich, ihm morgen zu fol-
gen, entſchloſſen.
Kaum ein Stündchen verging: da riß ſich
der Graf von der Braut los,
Und nach reiſten die Braut und die Mutter,
ſo wie ſie verſprochen.
„Fahrt nur!“ ſprach der Baron, „ich
will mit den Vettern und Baſen
„Schon mir vertreiben die Zeit, auch ohne
die Tochter und Hausfrau!
„Nur zu der Hochzeit, bitt' ich, vergeßt
nicht, wieder zu kommen!“
Eben dem Frühroth ſchauete Hanchen am
Fenſter entgegen,

Staunend erblickte ſie da, vom Schloßberg rollend, den Wagen,
Nickte verwundert Antonien zu, die eilig nun ausſtieg,
Und in die Hofthür ſprang, um mit wenigen Worten zu ſagen,
Was zu der Reiſe ſie trieb. Schwer wollte ſich Hanchen beklagen;
Aber Antonie ſprach: „Viel hätt' ich dir noch zu erzählen!
„Haben die Ohren dir nicht ſeit geſtern gewaltig geklungen?
„Vieles geſprochen von dir iſt wahrlich, zu Lob' und zu Tadel!
„Jetzt im Fluge nur Eins: Man kann die Verläumder verachten;
„Aber den Freund, der ehrlich die Hand anbietet zum Beiſtand,
„Muß man nimmer verſchmähn, und zurück nicht ſtoßen im Unmuth!

„Hatteſt du denn kein Wort auf Gottholds Brief zu erwiedern?“

„Gottholds Brief!“ antwortete Hanchen, „Ich weiß ja von keinem!“

Aber es rief die Baronin! Antonie küßte zum Abſchied

Hanchen im Fluge nur noch. Fort war ſie, die zärtliche Freundin!

Lange noch ſtand in der Thür, nachſchauend dem eilenden Wagen,

Hanchen, betrübten Geſichts und doppelt bekümmerten Herzens.

Bitterlich that es ihr weh, ſchon wieder zu miſſen die Freundin,

Deren ſie kaum zwei Tage ſich hatte gefreut! Und wie Vieles

Hatt' auf dem Herzen ſie noch, zu vertrau'n, zu erkunden, zu klagen!

Hin zu der Mutter geeilt, mittheilte ſie alles Gehörte.

„Sieh!“ ſprach dieſe — „wie ſchnell auch
in Leid kann Freude ſich wandeln!
„Wie, dicht neben die Freudenaltäre, die
Urnen der Trauer
„Stellen das Schickſal kann, ſich an Rang
nicht kehrend und Reichthum;
„Wie vor höherer Macht muß Jeglicher
beugen den Nacken;
„Keiner zu ſagen vermag, was morgen, was
heut' ihm bevorſteht!“
Aber beſchäftigt allein mit ihrem Verhält-
niß zu Gotthold,
Fiel ihr Hanchen betrübt in's Wort: „Ach!
was mir bevorſteht —
„Das zu ergrübeln, verlang' ich ja nicht!
Du weißt es, ich hab' auch
„Nimmer gehalten auf Träum', und Zigeu-
ner, und Kartengeſchlage;
„Aber von dem, was geſchehn ſoll ſeyn,
zum Exempel von Briefen,

„Wichtigen Inhalts voll, von dem redlichſten Freunde geſchrieben,
„Nichts zu erfahren! wie hart! Und darüber den Freund zu verlieren —
„Mutter, wahrhaftig, es giebt kein tiefer betrübendes Schickſal!“
Inneren Lächelns vermochte ſich nicht zu erwehren die Mutter,
Hanchen ſo quer abſpringen zu ſehn vom Hoch-Allgemeinen
Auf den beſonderen Fall; doch ſchwieg ſie darüber mit Schonung,
Wiſſend aus langer, vielleicht aus früherer, eigner Erfahrung,
Wie dem Beſcheidenſten auch ſein Ich in der Mitte des Weltalls
Oefters erſcheint, und den Meiſten das eigne, gewöhnliche Schickſal,
Nah vor die Augen gerückt, merkwürdig vor andern zu ſeyn ſcheint.

Drum in dem mildeſten Ton nur ſprach ſie die tröſtlichen Worte:

„Aengſte dich nicht um den Brief! er kann wohl heute noch kommen.

„Oder gedulde dich nur, bis Antonie wieder zurückkommt!

„Die bringt Alles gewiß, was dunkel erſcheinet, in's Klare.“

Aber es ging ein Tag nach dem anderen hin, und die Freundin

Kam nicht zurück! und der Brief blieb aus! und es hatte die Mutter

Gänzlich die Quellen des Troſtes erſchöpft! Zwei Wochen und drüber

Waren vorüber geſchlichen im langen, vergeblichen Hoffen!

Aus brach endlich in Thränen, und Seufzer, und bittere Klagen

Hanchens verhaltener Schmerz! Da nahm an die Hand ſie die Mutter,

Führt' auf den Hausflur freundlich ſie hin, und zeigte das Huhn ihr.

„Siehe" begann ſie, „das Huhn, wie ſtill und geduldig es brütet!

„Wollt' es, mit minder geduldigem Sinn, abwarten die Zeit nicht,

„Bis es die Küchlein ſieht, und begönn' es die Eier zu rütteln,

„Oder es liefe umher, laut klagend, wie lang ihm die Zeit ſey:

„Meinſt du, es brächte dadurch an's Licht ein einziges Küchlein?

„Faul dann würden die Eier; im Keimen erſtürbe das Leben!

„Das nur, daß es ſo ſtill ausharret, und ſitzet, und brütet,

„Wie die Natur es gebeut, das ſchaffet ihm endlich die Küchlein.

„Denn ſein Zeitmaaß brauchet das Kleinſte, ſo gut, wie das Größte.

„So auch im Menſchengeſchick; es bedarf oft ſtiller Entwicklung;
„Und vorgreifen ihm wollen mit unvorſichtigem Treiben,
„Störet es leicht, und beſtraft oft ſtreng das Beginnen der Thorheit.“

Hanchen verſtummte beſchämt, und wiſchte die Thränen vom Antlitz,
Schmiegt' an die Mutter ſich ſanft, und ſah ernſt ſinnend das Huhn an;
Sanft dann nahm ſie das Wort: „Ja, Mutter! es ſoll mir der Himmel
„Nicht zum Brüten allein das Huhn da haben erhalten!
„Auch ein Vorbild ſoll es mir ſeyn im geduldigen Hoffen!
„Und nicht will ich mich mehr hingeben verwerflicher Klage.“

Hanchen vergaß nicht, was ſie verſprach: und wollte ſie wanken:

Blickte ſie hin auf das Huhn, zu gewinnen erneuete Faſſung.
Ein Tag ſtill nach dem andern verging; drauf wurden ſie Beide,
Mutter und Tochter, geladen auf's Schloß, zum morgenden Gaſtmahl,
Feierlich mit zu begehn der entfernten Baronin Geburtsfeſt.
Hanchen erröthete ſanft; denn hell aufblühte die Freud' ihr,
Morgen zuſammen zu ſeyn mit Gotthold, endlich ihn ſelber
Wegen des Briefes zu fragen, und mindeſtens ihn zu verſichern,
Daß ſie den Vorwurf nicht, den ſie neulich vernommen, verdiene.
Höher und höher erröthete ſie; denn ganze Geſpräche
Hielt ſie mit Gotthold ſchon, in Gedanken und Träume verſunken,

Ungleich inniger noch, als jenes im blühenden Garten;
Und es erſchien ſein Bild, in dem magiſchen Spiegel des Geiſtes,
Zürnend ihr erſt, doch endlich verſöhnt, ſo lebendig und ſprechend,
Daß ſie, erſchrocken davor, ſchnell weg mit den Händen es winkte.
Plötzlich verwandelte ſich ihr Hoffen in Furcht; ſie erbebte
Aengſtlich davor, ihm zu nahen, von Brief und Garten zu ſprechen;
Meinend ſogar, das wäre nicht paſſend zu ihrem Gelöbniß,
Und ſie müſſe nur ſtill abwarten Antoniens Rückkehr.
Uneins noch mit ſich ſelbſt in dem Wahlen des Rechten und Beſten,
Schwankend im Urtheil noch, was rathſam, zu thun und zu laſſen,

Stand ſie, folgenden Tag's, auf dem Hausflur, nahe dem Neſte:
Horch! da klang es, wie Piepen; und immer vernehmlicher piept' es
Unter dem Huhne hervor! Hin ſprang zu der Mutter die Tochter,
Flüchtigen Fußes, und jauchzte ihr zu die erfreuliche Botſchaft!
Auf hob Hanchen das zürnende Huhn; und ſiehe, da lagen
Mehrere Küchlein, ſchon die gewonnene Freiheit genießend,
Andere pickend, verſuchten erſt noch, ihr Gefängniß zu ſprengen,
Während die meiſten darin noch ſtill und geduldig verweilten.
Martha beſorgte den Topf voll wärmender Federn, und Hanchen
Bettete drinnen die munterſten Kuchlein, ſetzte das Huhn dann

Wieder auf's ſtillere Neſt, ſein Werk zu
vollenden mit Treue.
Feierlich wurde der Topf in die wärmere
Stube getragen,
Futter geholt und geſtreut für die kleinen,
beweglichen Gäſte,
Und mit fröhlicher Sorge die weitere Pflege
beſprochen.
„Mutter, entſchieden nun iſt's!" rief plötz
lich die Tochter dazwiſchen,
„Du nur geheſt auf's Schloß; ich bleibe da-
heim bei den Küchlein.
„Stündlich bedürfen ſie Futter, und ſtünd-
lich entkriechen den Eiern
„Ankömmlinge noch mehr; die dürfen zu
lang in dem Neſte
„Ja nicht bleiben, denn ſonſt kann todt ſie
treten die Alte.
„Nein, ich wäre untröſtlich, verlör' ich, wäh-
rend des Schmauſens,

„Solch ein niedliches Thier! Drum. Mutter,
zu Hauſe nur laß mich!
„Mir iſt's beſſer, ich laſſe das Schmauſen!
Antonien würd' ich
„Schmerzlich vermiſſen, und — kurz, wie
es ſcheint, will ſelber der Himmel,
„Daß ich daheim hübſch bleib'; ich gehorche
dem Winke des Himmels!"
Während die Mutter erwägen doch wollte
das Für und das Wider,
Holt' ihr Hanchen geſchäftig herbei ſchon
Kleider und Haube,
Half ſie putzen, und trieb ſie hinweg durch
Bitten und Küſſe.
Einſam blieb ſie zurück, doch flüchtig ent-
eilte die Zeit ihr,
Und nicht ſehnte ſie ſich nach fremder Zer-
ſtreuung und Gaſtmahl.
Fleißig am Arbeitstiſch, und fleißig im Ordnen
des Haushalts,

Sann ſie darauf, zu erfreuen die Mutter
mit Dieſem und Jenem;
Doch am vergnügteſten war mit den Küch-
lein viel ſie beſchäftigt.
Immer ein neues, und wieder ein neues
entnahm ſie dem Neſte;
Jegliches preiſend und ſtreichelnd, ſo weißes
und ſchwarzes, als buntes;
Jegliches hieß ſie willkommen, und nannt'
es das ſchönſte, das keckſte.
Aber dazwiſchen verweilte ſie wieder mit in-
niger Rührung
Bei der Betrachtung des Huhns, und ſie
ſann und bedacht' es mit Staunen,
Wie es, vom Frühling erweckt, auf einmal
verlanget nach Küchlein,
Glockend im nämlichen Ton, mit dem es
ſie ſpäterhin leitet;
Plötzlich, als ſäh' es, mit geiſtigem Aug',
in den winkenden Eiern

Schlummern die Küchlein ſchon, ſich ein Plätzchen erſiehet zum Brüten;
Warm nun die Eier bedeckt mit der Bruſt und den Flügeln der Liebe,
Und nicht wanket und weicht, bis die ſchlummernden Kinder erwacht ſind!
„Hätte mir," ſprach ſie, „der Himmel verliehen die Gabe der Dichtkunſt:
„Hier, beim Neſte des Huhns, in Bewunderung freudig verſunken,
„Sollte das heiligſte Lied zum Preiſe des Schöpfers erklingen!
„So viel Eier das Huhn ausbrütet im ſchweigenden Neſte
„So viel Wunder erſtehn dann plötzlich, den Blicken entſchleiert."
Und in dem innerſten Herzen ergriffen von frommer Bewundrung,
Saß ſie, mit ſtill andächtigem Blick und gefalteten Händen,

Ein holdſeliger Engel, der Erd' und dem Himmel gehörend,
Bis ein neues Geſchäft auf's neue ſie freudig erregte.

## VIII.

## Der Schreck.

Weniger heiter zurück vom Gastmahl kehrte die Mutter.
Leiden und Freuden, so lange gewohnt, mit der Tochter zu theilen,
Hatte sie ungern Hanchen gemißt beim fröhlichen Feste;
Aber bemerkend, je länger, je mehr, wie Laura um Gotthold

VIII.

DER SCHRECK.

Buhlte mit Blicken und Mienen, und plan-
voll ſchmeichelnden Worten,
War es ihr lieb, daß Hanchen erſpart der
verwundende Schmerz ward,
Selbſt es zu ſehen, wie er, der Getäuſchte,
mit Netzen umſtellt ſey.
Dunkler und dunkler erſchien ihr die Zu-
kunft! War es ein Wunder,
Daß ſie mit ernſterem Blick ſaß zwiſchen
des Scherzes Gelächter,
Und mit beklommener Bruſt aufſeufzt' in das
Gläſergeklingel?
Gotthold hatt' es bemerkt, und bald nach
geendetem Mahle,
Freundlich und zwanglos, nahet' er ſich, und
reichte die Hand ihr.
Mit theilnehmendem Ton ſie fragend, wor-
über ſie traure
Mitten im frohen Gewühl, und warum ſie
gekommen allein ſey?

Martha hört' es erfreut, und erwiederte heiteren Tones:

„Wär' ich betrübt: gleich müßten mich doch so herzliche Worte

„Höchlich erfreun, und sogleich die faltige Stirn mir entwölken.

„Trüber Gedanken erwehrt man mitten im Kreise der Freude

„Sich nicht immer, ja oft thut weh dem Betrübten die Freude."

So noch umging sie es erst absichtlich, zu reden von Hanchen;

Doch nach kurzem Gespräch, als Gotthold wiederum fragte,

Gab sie die Antwort ihm, ihr Hanchen besorge die Küchlein.

„Sind sie gekommen?" entgegnete Gotthold, plötzlich erheitert,

„Also war es erbauet, das Nest, zur glücklichen Stunde?"

Martha vernahm die Worte mit fragend verwundertem Blicke.
Gotthold lächelt', und ſetzte hinzu, von Antonien ſey die
Kund' ihm gekommen hievon. Doch ſchien er vertraulicher gleich noch
Ernſtere Rede beginnen zu wollen: da flatterte Laura
Leicht und luſtig herbei, und beſtürmt' ihn, bittend und ſchmeichelnd,
Ihr ein erbetenes Lied zu begleiten am Fortepiano.
Ungern ging er von Martha hinweg, doch konnt' er nicht bleiben,
Weil, auf Laura's Betrieb, ihn mehrere Gäſte beſtürmten.
Bald, zum begonnenen Spiel, ließ Laura Geſang nun ertönen,
Der, kunſtmäßig und dreiſt, wie herab vom Theater, das Ohr traf,

Doch, vom Herzen nicht kommend, auch nicht zum Herzen den Weg fand.
Künſtlerin wollte ſie heißen, erzwingen bewundernde Worte!
Mochte den Hörern allmählich die Luſt auch ſchwinden zum Hören:
Schwand doch der Sängerin nicht die Begier, ſich hören zu laſſen.
Still ging Martha daher, gleich Anderen, endlich von dannen,
Und ſie erholte ſich erſt beim leichten Gepiepe der Küchlein
Von dem Genuß der erkünſtelten Kunſt der Geſang-Virtuoſin.
Hanchen vermied es, zu fragen, nicht weh thun mochte die Mutter;
Weder von Gotthold, weder von Laura erwähnte ſie etwas;
Das nur erzählte ſie freudig, es ſey in den Armen des Sohnes,

Liebend gepflegt von der künftigen Tochter, die Mutter des Grafen,
Wie durch Wunder, genesen, und täglich erwartet im Schlosse
Werde das Brautpaar nun, in Begleitung der Mütter von Beiden.
Hanchen erfreute sich deß, Theil nehmend am Glücke der Freundin,
Wie für's eigene Herz jetzt hoffend bedürftige Tröstung. –
Nun zwei Tage nur noch; und Antonie flog in die Arm' ihr!
Lang' erst wollten sie dann nicht enden das Kosen und Jauchzen.
Martha erbat sich dazwischen die Krankengeschichte der Gräfin;
Zehnmal ward sie begonnen, und zehnmal ward sie zerrissen;
Bis zur Genesung indeß war's gar nicht möglich zu kommen,

Denn es erklang in's Mädchengeſchwätz jetzt Piepen der Küchlein,
Und es begann jetzt, doppelt vergnügt, ganz neues Gekoſe.
Laut frohlockete Hanchen, indem ſie die Schreier herbeitrug:
„Schönere Küchlein ſaheſt du ſchwerlich in Rom und Neapel,
„Sind gleich klügere Schreier die kapitoliniſchen Gänſe!
„Bald wird jeglichen Hof in Europa der unſre verdunkeln,
„Laufen die Küchlein erſt leichtfüßig und luſtig im Freien!
„Nirgends findeſt du auch in Europa, zu Land' und zu Waſſer,
„Eine geſchicktere Hand zum Bauen des Neſtes, als meine!
„Sechzehn Eier geſchichtet in's Neſt, und eben ſo viele

„Muntere Küchlein nun! das nenn' ich wahrlich ein Kunſtſtück!
„Doch du brachteſt mir Glück! dein Zuſehn ſegnete Alles:
„Drum, wem anders, als dir, nun dank' ich den ſeltenen Reichthum?"
Lächelnd vernahm es die Freundin, und ſprach: „Ich bedanke mich ſchönſtens,
„Daß du ſo hohes Verdienſt mir zuſchreibſt, freundlichen Sinnes.
„Hab' ich, weihenden Blicks, in's Leben geholfen den Thierchen:
„Wünſch' ich aber nun auch, ſie alle zu ſehn und zu ſtreicheln."
Froh nun wurden zuerſt in den Töpfen betrachtet die Küchlein,
Wärmung ſuchend und gebend, das eine gedrängt an das andre;
Manche geſenkt zum Schlummer den Kopf, und geſchloſſen die Augen,

Aber allmählich erweckt vom laut-unruhigen Nachbar,
Plötzlich die piependen Schnäbel, die Köpfe, die Hälſ' aus den Federn
Reckend und ſtreckend im bunten Gewühl; bald dieſes, bald jenes
Hob ſich erhebend im Kampf, und wieder in Federn verſinkend —
Schmerzlos aber der Kampf, und der Zwiſt gleich wieder vergeſſen —
Wie ſich die Wellen im See jetzt ein' um die andere heben,
Jetzt ſie, alle verſöhnt, ganz ſanft in einander verfließen.
Dann auf klüglich umrandeten Tiſch, mit Futter beſtreuet,
Wurden die Küchlein, eins nach dem andern, geſtellet mit Vorſicht;
Weich und reinlich die wolligen Leibchen und Köpfchen bekleidet;

Manche noch wankend im Stehn, doch dreiſt ſchon laufend die meiſten;
Eigene Tafelmuſik mit Piepen und Picken ſich machend;
Nippend am Waſſergefäß, dann hebend die Köpfe zum Schlucken
Hoch in die Höh', als riefen ſie Erd' und Himmel zu Zeugen,
Daß ſie vollbrachten die That, die bedenkliche, Waſſer zu koſten;
Jetzt ausſtreckend ein Beinchen, dazu lang dehnend den Flügel;
Manche zu ſcharren verſuchend, wenn nichts zu erſcharren auch da war;
Drauf, ſich die Zeit zu vertreiben, mit eben gewetztem Schnabel,
Hackend das Eine das Andre, zum Vorſpiel künftiger Kämpfe;
Jedes im Weſen und Thun darſtellend die Hühner-Natur ſchon,

Ohne zu brauchen Papa's und Mama's kunſtmäßiges Vorbild.
Beid' in die Wette, die, Alles entzückt auffaſſenden, Jungfrau'n,
Prieſen, und küßten, und drückten an Bruſt und Wangen die Küchlein,
Wie mit dem Püppchen das Kind, mit dem Säugling koſet die Mutter.
Immer das nämliche Spiel, doch neu ſich immer geſtaltend,
Reizt' es ſie ſtets auf's neue, bis freundlich ſie mahnete Martha,
Endlich zu enden die Luſt, und Ruhe zu gönnen den Kleinen.
Gleich nun wurden ſie wieder geſetzt in die wärmenden Federn.
Abſchied nehmend davon, nahm jede der lächelnden Jungfrau'n
Einen der Töpf' in die Hände, hinweg ihn wieder zu tragen.

Keck hob hoch aus Antonienes Topf ſich ein piepender Wildfang!
Hanchen, befürchtend, er ſtürze heraus, will eilig ihn faſſen —
Ach, da gleitet der Topf, hilf, Himmel! aus zitternder Hand ihr,
Stürzet zu Boden, und bricht, laut klirrend, in klägliche Scherben!
Laut aufſchreien ſie Beide, die Jungfrau'n; ſelber die Mutter
Schreit: „Was ſchreit ihr denn ſo?“ Doch Hanchen, verſtummend auf einmal,
Wanket, und ſinkt, ohnmächtig beinah', in die Arme der Mutter.
Waſſer verlanget die Mutter; Antonie, Hülfe zu leiſten,
Will hinſetzen den Topf, den feſter, als Hanchen, ſie faßte;
Aber — o dreimal wehe! — ſie ſetzt ihn zu Boden ſo unſanft,

Daß auch dieſer, wie jener, zerbricht in die kläglichſten Scherben!
Neu aufſchreiend, erbleicht auch ſie, hinwankend zum Lehnſtuhl,
Wirft ſich hinein, mit händebedecktem Geſicht, und erwiedert
Auf den erneueten Ruf nach Waſſer: „Ach, Himmel! ich ſelber
„Brauche ja was! Ich hatte ſo eben das nämliche Unglück!“
Während die Eine nun noch, todtblaß, in dem Arme der Mutter,
Klagend die Andre in dem Lehnſtuhl lag, da begannen am Boden
Federn und Küchlein ſchon, aus wilden, chaotiſchen Knäueln
Sich zu entwirren. Es wogten umher die beweglichen Federn;
Jedes der Küchlein ſtrebte, des Köpfchens, der Flügel, der Füße

Herr auf's neue zu werden, entzog ſie dem läſtigen Nachbar;
Und als Jegliches nun ſich wieder erobert das Seine,
Standen, und liefen ſie hin, wie Jegliches eben für gut fand.
Glücklich ermuthigt' Antonien das; ſie enthüpfte dem Lehnſtuhl,
Rief, mit neckendem Scherz und tröſtlichen Worten, die Freundin
Wieder zum Umſchau'n auf, und ſtreichelt' ihr freundlich die Wange.
Doch als Dieſer zurück die Beſinnung gekehrt, da erneut' ihr
Sich die bethörende Angſt um die fallengelaſſenen Küchlein!
Troſtlos bückte ſie ſich, zum Sammeln der Leichen des Schlachtfelds,
Wie es Antonie that auf ihrem beſonderen Wahlplatz.

„Und, ſtatt Hülfe zu leiſten, heroiſch ſich wirft in den Lehnſtuhl!

„Wahrlich! erſchrecket ihr je mich wieder auf ähnliche Weiſe:

„Ruf' ich den Dorfſchulmeiſter herbei mit dem birkenen Scepter!"

Lachend umhalſeten da die Geſcholtnen die ſcheltende Mutter,

Beide, die Töpfe gewiß nun feſter zu halten, gelobend,

Auch bei künftigem Schreck ſich zu halten auf feſteren Füßen.

Hanchen verſicherte noch: „Beim Feuergeſchrei in der Pfarre

„War ich erſchütterter nicht, als jetzt beim Fallen des Topfes!

„Wären auch nicht, ganz wider Erwarten, erhalten die Küchlein:

„Hätt' ich in Ewigkeit nicht mich wieder zufrieden gegeben!

„Doch jetzt sind sie dafür an's Herz mir doppelt gewachsen,
„Und ich pflege sie nun mit erneuter, verdoppelter Liebe!"

## IX.

### Verzweiflung.

Fröhlichen Abſchieds war aus dem Hüttchen geeilet die Freundin,
Nichts auf der Lipp' und im Kopf, als Küchlein, Scherben und Ohnmacht.
Ueber Vergnügen, und Schreck, und Geſpött war Alles vergeſſen,
Was ſie verkünden gewollt, mit ſchaamhaft bräutlicher Freude.
Schon an den Schloßberg war ſie gelangt, da ſtand ſie auf einmal

IX.

VERZWEIFLUNG.

Still, und kehrte zurück, und klopft' an's Fenſter, und ſagte:

„Liebe Mama, und Mamſell! nun ſcheltet die albernſte Braut mich!

„Morgen iſt Hochzeit! Helft heut' Abend mir feiern das Vorfeſt!

„Doch, daß eben mir erſt einfällt, dies euch zu verkünden,

„Das darf, heute zumal, mein Bräutigam ja nicht erfahren!"

Fröhlich zurück nun eilete ſie mit erhaltenem Jawort;

Mutter und Tochter indeß, mit warm theilnehmender Freude,

Schauten und nickten der Scheidenden nach, bis ganz ſie verſchwunden.

„Morgen die Hochzeit ſchon?" ſprach Martha, und: „Morgen die Hochzeit!"

Fiel ihr die Tochter in's Wort, „nun muß ich ihr eilig den Brautkranz

„Binden aus Myrten, vom Baume gepflückt,
mit Blüthen, wo möglich!
„Denn ſo hab' ich es, auf gut Glück, ſchon
lang' ihr verſprochen.
„Heute, zum Vorfeſt, hab' ich das Wort
nun ehrlich zu löſen."
Dies ihr erſter Gedank', ihr zweiter ver-
weilte bei Gotthold.
Angſt und Freude durchzitterten ſie, denn
nicht zu bezweifeln
War es, daß er auch werde dem Feſt bei-
wohnen im Schloſſe.
Hätte ſie auch es gewollt: doch durfte ſie
heute nicht fehlen.
Hätte ſie auch es gedurft: ihr Herz ſtritt
heute dagegen!
Lange noch ſtand ſie; mit ſinnendem Blick
anſtarrend den Boden,
Bis ſich die Mutter genaht, ausrufend: „O,
Hanchen, du träumſt wohl?"

Rasch nun eilte sie fort, sich Morten zu
holen zum Kranze,
Von des Barons Kunstgärtner, im fernab
liegenden Hause.
Aber die Gärtnerin sprach, auffallend ver-
legen, ihr Mann sey
Grad' im entlegensten Winkel des Parkes
bis Mittag beschäftigt;
Doch dann soll' er sogleich abschneiden die
herrlichsten Zweige
Blühender Morten, sie selbst dann wolle sie
bringen in's Haus ihr.
Froh ging Hanchen zurück, im Vertrauen
auf solches Versprechen.
Aber die Mittagsstunde vergeht, und die
Gärtnerin kommt nicht;
Hanchen, so schwer es ihr wird, mahnt
lange zu stiller Geduld sich;
Endlich jedoch, nicht länger vermögend, im
Hause zu weilen,

Eilet ſie hin, auf's neue zur Gärtnerin, ſelber zu holen,
Was ſie bedurfte. Da höret ſie dann, voll Schrecken und Unmuth,
Zeit nicht habe der Gärtner gehabt, zum Gang in's Gewächshaus,
Weil er geeilt in den Wald, dort Bäume zum Pflanzen zu holen,
Aber er kehre zurück wohl bald, und beſorge dann Alles.
Hanchen, erwägend die Zeit, bat dringend, die Gärtnerin möchte
Selbſt abſchneiden den Myrtenbedarf zu dem bräutlichen Kranze.
Aber die Antwort war, das Gewächshaus wäre verſchloſſen,
Groß und entlegen der Wald, und ſchwerlich der Gärtner zu finden.
Plaudernd die Zeit zu vertreiben, erzählte die Gärtnerin Vieles

Von Anſtalten im Schieſſ, zu der Feier
des heutigen Vorfeſte;
Ferner was Der und was Die, an geringern und größern Geſchenken,
Denke zu bringen der Braut; ſelbſt habe der geizige Amtmann
Tüchtig den Beutel gerührt, gar prächtige Kannen und Taſſen,
Ueber und über mit Blumen bemalt, auch glänzend vergoldet,
Heute gekauft in der Stadt, aus der er ſo eben gekommen.
Hanchen erwiederte nichts; tief ſeufzte ſie aber im Innern,
Schmerzlich zu Boden gedrückt, im Gefühle der bitteren Armuth.
Nie noch war ihr, wie jetzt, heilbringend erſchienen der Reichthum;
Nie noch hatte ſie ſchlimmer der Armuth Feſſel emrfunden!

Ach, was hätte ſie nicht zum Feſte der Freundin geopfert!
Gold und Edelgeſtein, nichts wär' ihr geweſen zu koſtbar!
Und ihr fehlten ſogar zum beſcheidenen Kranze die Myrten,
Welcher das Einzige war, was ſie, die Bekümmerte, konnte
Schmerzlich beſchämt aufhängen am Feſtaltare der Freundin!
Länger ertrug ſie es nicht, das Sitzen und müßige Harren!
Eilig verließ ſie das Stübchen, das Haus, und durcheilte den Garten;
Irret' umher in des Parks labyrinthiſch gewundenen Gängen:
Wollte die Berge hinauf in des Wald's unheimliches Dickicht —
Siehe, da war er gefunden, der Gärtner, der lange geſuchte!

Aber mit finſterem Blick ihr freundliches Grüßen erwiedernd,
Hört' er ſie mürriſch nur an, und mürriſcher wies er zurück ſie,
Streng ausſprechend, er dürfe nicht ſtärker beſchneiden die Myrten,
Denen er, leider, zu viel ſchon Zweiglein habe genommen.
All' ihr Flehen umſonſt, nichts fruchtend die Klage, die Thräne,
Faßte ſie ſchnell den Entſchluß, ſich anzuvertraun der Baronin,
Um durch dieſe ſogleich an's ſchwierige Ziel zu gelangen.
Wieder zurück durchflog ſie den Weg, beim Schloſſe ſich freuend,
Daß an den Fenſtern und auf dem Balcon kein Lauſcher ſich zeigte.
Ohne geſehen zu ſeyn, und ſicher des beſten Erfolges,

Kam ſie hinein in das Schloß; doch wehe der armen Betrognen!
Einſam war es im Saal; kein Laut in den öden Gemächern!
Eltern, und Tochter, und Gäſte, von Allen nicht Einer zu finden!
Alle gefahren zur Stadt, und zurück erſt kommend am Abend!
Bebend erkundet ſie das! und verlierend die einzige Hoffnung,
Welche ſie tröſtete noch, ſtand rathlos da die Betrübte!
Was noch konnte ſie hoffen und thun? Wo ſollte ſie jetzt noch
Beiſtand ſuchen? Es eilte die Zeit! bald nahte der Abend!
Ohne zu haben ein Ziel, durchirrte ſie wieder den Garten;
Achtlos eilte ſie faſt an dem Hauſe des Gärtners vorüber;

Doch unverhofft am geöffneten Fenſter die Gärtnerin ſehend,
Hemmte ſie plötzlich den Gang, trat hin, und beklagte ſich bitter.
„Kind,“ ſprach endlich die Frau, voll Mitleid Hanchen betrachtend,
„Kind, Sie kommen zu ſpät! Ich will es nur ehrlich geſtehen:
„Fertig iſt ſchon von blühenden Myrten ein ſtattlicher Brautkranz!
„Laura beſtellt' ihn geſtern, und giebt heut' Abend der Braut ihn;
„Und wir dürfen daher, nach ihrem geſtrengen Verbote,
„Keinem, ſo ſehr er auch fleht, abſchneiden ein einziges Zweiglein.“
„Laura den Brautkranz?“ ſtammelte Hanchen mit bebenden Lippen.
Weiter vermochte ſie nichts vor Schreck und Jammer zu ſprechen.

Kam ſie hinein in das Schloß; doch wehe der armen Betrognen!
Einſam war es im Saal; kein Laut in den öden Gemächern!
Eltern, und Tochter, und Gäſte, von Allen nicht Einer zu finden!
Alle gefahren zur Stadt, und zurück erſt kommend am Abend!
Bebend erkundet ſie das! und verlierend die einzige Hoffnung,
Welche ſie tröſtete noch, ſtand rathlos da die Betrübte!
Was noch konnte ſie hoffen und thun? Wo ſollte ſie jetzt noch
Beiſtand ſuchen? Es eilte die Zeit! bald nahte der Abend!
Ohne zu haben ein Ziel, durchirrte ſie wieder den Garten;
Achtlos eilte ſie faſt an dem Hauſe des Gärtners vorüber;

Doch unverhofft am geöffneten Fenſter die Gärtnerin ſehend,
Hemmte ſie plötzlich den Gang, trat hin, und beklagte ſich bitter.
„Kind,“ ſprach endlich die Frau, voll Mitleid Hanchen betrachtend,
„Kind, Sie kommen zu ſpät! Ich will es nur ehrlich geſtehen:
„Fertig iſt ſchon von blühenden Myrten ein ſtattlicher Brautkranz!
„Laura beſtellt' ihn geſtern, und giebt heut' Abend der Braut ihn;
„Und wir dürfen daher, nach ihrem geſtrengen Verbote,
„Keinem, ſo ſehr er auch fleht, abſchneiden ein einziges Zweiglein.“
„Laura den Brautkranz?“ ſtammelte Hanchen mit bebenden Lippen.
Weiter vermochte ſie nichts vor Schreck und Jammer zu ſprechen.

Schnell abwandte sie sich vom Haus und Fenster, woher ihr
Kam das entsetzliche Wort, das vollends den Frieden ihr raubte.
Wankenden Schrittes zurück nun ging sie den traurigen Heimweg,
Trat in's Stübchen, mit starrendem Blick, ein Bild der Verzweiflung,
Und ausbrechend hernach in die schmerzlichsten Seufzer und Thränen,
Sank sie der Mutter, erzählend ihr bitteres Leid, in die Arme.
Vieles versuchte die Mutter, zu helfen, zu rathen, zu trösten;
Aber die Hülfe, der Rath und der Trost, nichts konnte genügen
Hanchens zerrißnem Gemüth, kein Ausweg wollte sich zeigen.
„Einmal," klagte sie laut, „nur einmal schmücket im Leben

„Feſtlich der Jungfrau Stirn, zum Kranze gewunden die Myrte!
„Und nun ſoll ich damit nie ſchmücken die treffliche Freundin,
„Der ich am liebſten ihn gäb', die von mir am liebſten ihn nähme! —
„Und nichts kann ich ihr nun darbringen als feſtliche Gabe!
„Klaglos hab' ich entbehrt und gedarbt, auch Keinen beneidet,
„Welchem ein beſſeres Loos, als mir, von dem Himmel beſchieden;
„Aber wie ſchrecklich empfind' ich ſie jetzt, die beſchränkende Armuth!"
Schluchzend erſtarb ihr das Wort, ſie ſchlang die erzitternden Hände
Schnell um den Nacken der Mutter, als ſtrebte ſie, feſt ſich zu halten,
Mitten im Wogengedräng' des Geſchicks, am Anker der Liebe.

„Nimmer verſchuldet von uns," ſprach Martha, „bedrängt das Geſchick uns!
„Daran halte dich, Kind, mit frommer, ergebener Faſſung!
„Haſt du getragen ſo Viel: ach, trage geduldig auch Dies noch!
„Der in dem Himmel ermiſſet die Schmerzen, und zählet die Thränen,
„Wog mit weiſem Bedacht dir zu die beſchiedene Bürde.
„Muthvoll harre nur aus! am Ziel einſt glänzet die Krone.'
Aber ſie ſelber, indem ſie es ſprach, ward heftig ergriffen
Von tief nagendem Schmerz, und ſie mußte verſtummen in Thränen.
Heilige Still' um ſie her! Nichts ſtörte die ſanftere Wehmuth,
Welcher der ſtürmiſche Schmerz bald weichet in gläubigen Seelen.

Still, wie die Still' um ſie her, ward's
auch in ihnen allmählich.
Aber da regten ſich endlich die lange ver-
geſſenen Küchlein,
Eins mit dem Andern erwacht, laut Alle
nun bittend um Futter.
Hoffend für Hanchen hiedurch wohlthätige,
heitre Zerſtreuung,
Mahnte ſie Martha, ſogleich für die hungri-
gen Kleinen zu ſorgen.
Hanchen verſorgte, wie ſonſt, mit freund-
lichem Sinne die Küchlein,
Nur zum Gekoſe, wie ſonſt, nicht hatte ſie
heute die Stimmung.
Doch, als öffnet' ein Gott vor ihren be-
thräneten Blicken
Plötzlich die Pforten des Himmels, und tau-
ſend geflügelte Engel
Schwebten herab, und grüßten ſie liebend,
und brächten ihr Blumen —

So aufglänzten im Strahl hochlodernder Flamme der Freude
Hanchen die Augen, und himmliſches Lächeln umſchwebte den Mund ihr.
„Heil mir!“ rief ſie entzückt, „nicht bin ich ſo arm, als ich dachte!
„Hab' ich doch noch das gerettete Huhn, und die herrlichen Küchlein!
„Mutter, die all' — o erlaub' es! — die ſchenk' ich Antonien heute!
„Iſt das Geſchenk auch gering: doch wird es ihr Freude gewähren.
„Ihr mein Liebſtes zu weihn, nur das kann heute mich tröſten!
„Und mit verdoppeltem Fleiß nun rühr' ich die Nadel, die Spindel,
„Bis ich ſo viel mir geſpart, dir andere Hühner zu kaufen.“
Als nun, freudig erregt, ihr die Mutter gewährte die Bitte,

Hürfte mit Jauchzen die Tochter empor. und dankte der Mutter,
Dankte dem Himmel, der ihr ſie verliehn, die ergötzlichen Küchlein,
Ihr zur Hülf' in der Noth, und der Braut zur dauernden Freude.
„Denn," ſo ſprach ſie vergnügt, „wenn lange die Kannen und Taſſen
„Stehen veraltet im Schrank, des erbärmlichen Goldes entkleidet,
„Oder, vom leichteſten Stoß, längſt liegen in Scherben zerbrochen,
„Leben die Küchlein ſicherlich fort, durch Kinder und Enkel,
„Und von Geſchlecht zu Geſchlecht blüht immer erneuete Freude!"

## X.

## Das Lied.

---

Abendlich dunkelt' es bald. Schon naheten Hanchen und Martha —
Tragend die Eine das Huhn und die Andre den Korb mit den Küchlein —
Froh aufsteigend den Berg, sich dem weithin leuchtenden Schlosse.
Doch als Hanchen den Glanz der erleuchteten Zimmer bedachte,
Ward ihr bange davor, zu erscheinen im prunkenden Saale

X.

DAN LIED.

Mit ſo geringer, vielleicht gar lächerlich ſcheinender, Gabe!
Ja, wie ſie nahe nun kam dem erſehnten, gefürchteten Ziele,
Trug ſie Bedenken beinah', ſo Geringes zu bieten der Freundin.
In's Vorzimmer gelangt, blieb ſtill und ſchüchtern zurück ſie,
Während die Mutter zum Saal hineilte, die Braut ihr zu ſchicken.
Jetzt, ungeſehen ſich wähnend, wie ſie Niemanden bemerkte,
Hob ſie empor von jedem der Körbe die Decke mit Vorſicht,
Freundlich betrachtend das Huhn und die Küchlein alle zum Abſchied.
Sanft dann hob ſie hinauf zum Herzen den Korb mit den Kleinen,
Neigte die Wange zu ihnen, und ſprach, wehmüthigen Tones:

„O, lebt Alle nun wohl! wir müſſen, wir müſſen uns trennen!
„Ach, wie hab' ich euch lieb! wie ſeyd ihr ſo ſchön und ſo munter!
„Glaubt! nicht möcht' ich um Silber und Gold euch miſſen, ihr Theuren!
„Meiner Antonie nur, ihr bring' ich mit Freuden das Opfer.
„Habet Antonien lieb, doch ſeyd nicht böſe mit Hanchen!"
Während ſie ſo, und noch mehr, mit den Küchlein plaudert' und koſte,
Hatte die Mutter Antonien ſchon zu der Tochter beſchieden.
Aber Antonie, froh, daß Hanchen noch nicht in den Saal trat,
Sagte, ſie hab' aus der Stadt, um Hanchen damit zu erfreuen,
Etwas geholt, das wolle ſie jetzt hintragen ihr laſſen

Heimlich in's Stübchen, deshalb ſie bät' um die nöthigen Schlüſſel.
Martha vertraute ſie ihr, doch ohne zu fragen; und gleich nun
Eilte Antonie fort, um Befehle zu geben den Dienern;
Dann erſt, heitern Geſichts, in den Vorſaal ging ſie zu Hanchen.
„Ach!" ſprach dieſe betrübt, „wohl weiß ich, und kann es mir denken,
„Wie ſie dich reich und erfreulich beſchenkt, die Verwandten und Freunde;
„Schlimm drum ſteh' ich beſchämt mit meiner ſo ärmlichen Gabe,
„Denn ich habe ja nichts, als was die Körbchen enthalten!
„Doch, was ein liebendes Herz, nichts Beſſeres habend, dir bietet,
„Nimm es mit freundlichem Sinn, als wär' es erwünſchtere Gabe!"

Hebend die Decken der Körb', und erblickend das Huhn und die Küchlein,
Bebt' und verſtummte die glückliche Braut vor Schrecken und Rührung.
Und als Hanchen die Hand mit freundlichem Nicken ihr hinhielt,
Sank ſie der Freundin an's Herz, und umſchlang ſie mit Armen der Liebe.
Erſt nach langem Umhalſen und Küſſen, begann ſie zu ſprechen:
„Hanchen, du haſt mich erſchreckt! Solch Opfer — beim Himmel! zu groß iſt's!
„Nehm' ich's: bin ich beſchämt; und verſchmäh' ich's: muß ich dich kränken!
„Hanchen, bedenk' es: ich ſoll dein Liebſtes und Nützlichſtes nehmen!
„Nein, das darfſt du nicht wollen! In Ohnmacht ſankſt du beinahe
„Heute vor Schreck, als nur mit dem Topf auf den Boden ſie fielen!

„Und nun bringſt du ſie mir! O, behalt' ſie, wenn du mich lieb haſt!"
Und es erhob ſich der rührendſte Streit aufopfernder Liebe,
Welche nur ſieht ihr Glück in dem Glück des verſchwiſterten Herzens.
Beide bekämpften einander mit immer geſteigerter Wärme,
Bis die Beſiegte nun nahm, was die Siegerin hatte geboten,
Und ſie, ſeligſt gerührt, ſich umſchlangen mit zärtlicher Liebe.
Mehrmals aber geſtört von fernher lauſchenden Gäſten,
Schlug es Antonie vor, auf den nahen Balcon ſich zu flüchten,
Deſſen bereits halb offene Thür in's Freie ſie einlud,
Wo, vom Parke herauf, um den Frühlingsabend zu feiern,

Eben die erſten Akkorde der flötenden Nachtigall tönten.
Beide nun traten hinaus, doch Beid' auch ſtanden erſchrocken,
Draußen, im Dunkeln, begrüßt von ſanfter, beklommener Stimme.
Gotthold war es! Er bat ſie, zu bleiben; er wollte hinweggehn.
Nachtigall-Töne zu hören, erzählt' er, ſey er gekommen,
Doch die hab' er ſogleich, als Hanchen erſchienen, vergeſſen;
Fortgehn hab' er gewollt, und ſey, wie gefeſſelt, geweſen;
Wollend verſchließen das Ohr, hab' Alles er dennoch vernommen,
Was erſt Hanchen allein, dann Beide zuſammen geſprochen;
Jeglichen Blick, faſt jegliche Thrän' auch hab' er geſehen!

Würd' er dafür auch bestraft: doch müss' er glücklich sich preisen,
Denn in den herrlichsten Himmel der ächtesten Tugend und Freundschaft
Hab' er geschaut, mit nimmer empfundener, freudiger Rührung.
„Heil mir!" setzt' er hinzu, „hier sah ich mehr, als die Wittwe,
„Welche geopfert im Tempel mit willigem Herzen das Scherflein!
„Wahrlich! vor Gott und vor Menschen, mit heiligen Eiden bezeugen
„Will ich es freudig und laut, daß Hanchen, die treffliche Freundin,
„Nimmer vermocht', auf Blumen zu treten in böslicher Absicht;
„Denn die Seele, die so strebt, Freude zu machen der Freundin,
„Die kann, selber dem Feinde, sie niemals wollen verderben."

Hanchen verbarg das erglühte Geſicht an dem Halſe der Freundin,
Nichts zu erwiedern im Stand', in dem Sturme der Freud' und der Wehmuth.
Gotthold aber begann auf's neue die freundliche Rede:
„Hat es der Himmel gefügt uns endlich zuſammen zu führen,
„Und mir war es vergönnt, ganz offen Ihr Herz zu erblicken:
„Frag' ich endlich: Warum blieb hart mir verſchloſſen die Thüre,
„Als ich erbitten mir wollte das Wort zur Löſung des Räthſels?
„Treffliches Hanchen, warum kein Wort auf den herzlichſten Brief auch?"
Heftig beklommen, doch redlichen Tons, antwortete Hanche
„Niemals hab' ich die Thüre vor Ihnen verſchloſſen mit Abſicht!

„Nicht ein Blatt, das kann ich betheuern, erhielt ich von Ihnen.
„Gern sonst hätt' ich es Ihnen gesagt, um zu lösen das Räthsel,
„Daß ich wollt' an der Laube, die schon seit Jahren mir lieb ist,
„Ordnen und binden die wild abwachsenden Zweige des Geisblatts.
„Dankbar wollt' ich es thun für freundliche Pflege von Blumen,
„Welche, verlassen von mir, nur fremden Bemühens sich freuten."
Sagen noch wollte sie mehr, doch Gott hold fiel in das Wort ihr:
„Hanchen! o, haben Sie Dank! wie lösen Sie endlich das Räthsel!"
Rasch ausstreckt' er die Hand, um die ihrige wa[illegible]u ergreifen;
Aber entflohn war schon die verschüchterte, liebliche Taube!

Wieder allein auf dem düſtern Balcon der verlaſſene Gotthold!
Doch in der Seel' ihm glänzte das Bild der entflohenen Jungfrau,
Heller, als alle Geſtirn' und der Mond, der eben herauf kam!
Ach, und ein Echo von Tönen erklang ihm nach in dem Herzen,
Das ihn tauſendfach mehr, als Nachtigall-Flöten, entzückte! —
Fern in dem Saal jetzt rauſchte Muſik zu dem feſtlichen Tanze.
Braut und Bräutigam ſchwebten voran in der glänzenden Reihe,
Laura dazwiſchen, im künſtlichſten Putze, ſich künſtlichſt bewegend,
Hanchen im fernesten Winkel des Saals, dicht neben der Mutter
Sitzend, und, was ihr begegnet, mit pochendem Herzen erzählend.

Gotthold trat in den Saal; er nahte der Mutter und Tochter,
Sprach von Tanz, von Muſik, von Nachtigall-Tönen und Sternen;
Doch kaum hatte geendet der Tanz: ſtill ſchwieg er und blickte
Suchend umher in dem Saal', und als ſein Auge nun Laura'n
Fand in dem dichten Gewühl: fort eilt' er, um ihr ſich zu nahen,
Und ſie, ernſten Geſprächs, zum entfernteſten Zimmer zu führen.
Zum auf's neue beginnenden Tanz kam Laura zurück dann,
Ging an Hanchen vorbei, mit wild feindſeligen Blicken;
Gotthold aber erſchien noch lange nicht wieder im Saale,
Und dann nahet' er ernſt, und ſagte zu Hanchen und Martha:

„Heut' erſt hab' ich gelernt, durchſchauen die Schuld und die Unſchuld!
„Mehr noch ſagte ich wohl; doch fänd' ich bei Ihnen Gehör auch?"
„Gern!" antwortete, ſtatt der betretenen Tochter, die Mutter,
„Hier doch gäb' es zu vieles Geräuſch, auch ſtörende Lauſcher."
Dieſes bejahend, und traulich die Hand ihr reichend, entfernt' er
Zwiſchen die Männer ſich bald, und nahete Beiden nicht wieder.
Aber Antonie kam, und gab die geliehenen Schlüſſel
Still in die Hände der Mutter zurück, und hörte von dieſer,
Wie es ſo ſchlimm, mit den Myrten zum Kranz, war Hanchen ergangen.
„Darum alſo," erwiedert' Antonie, „hab' ich vergeblich

„Auf die Erfüllung des alten Verſprechens gehofft? Ich betheure:
„Nur von Hanchen ein Kranz ſoll morgen die Locken mir ſchmücken!
„Myrten, ſo viel ſie bedarf, ſoll ſelbſt ihr bringen der Gärtner!“
Innigſt im Herzen beglückt war Hanchen, obgleich ſie nur wenig
Antheil nahm an dem Tanz und dem rauſchenden Jubel des Feſtes.
Hatte doch freundlich die Freundin genommen das Opfer der Küchlein!
Sollt' am Altare die Braut von ihr doch ſchmücken ein Kranz noch!
Hatte doch Gotthold frei ſie geſprochen von niedriger Tücke!
Hatt' ihr Glauben gezeigt an die Reinheit ihrer Geſinnung,
Ehe ſie noch ihm geſagt ein Wort zur Löſung des Räthſels!

Das war's, was ſie erſehnt in der innerſten Tiefe des Herzens,
Was ſie mit Zagen gehofft, doch woran ſie beinahe verzweifelt!
Hoch nun fühlte ſie ſich der gemeinen Verläumdung enthoben!
Hatt' ihr der Beſte vertraut: galt nichts ihr die Schmähung der Böſen!
Stiller daheim ſich zu freun, und der Mutter, ſo wie ſie gewohnt war,
Ruhe zu gönnen im Arme des Schlafs, trieb ſie zum Hinweggehn,
Lange bevor der gefeierten Feſtnacht Jubel verrauſchte.
Bald ſchon waren ſie Beide gelangt an das ärmliche Hüttchen,
Als ſie hinter ſich her einholende Tritte vernahmen.
Gotthold, der ſie ereilt, ſchalt mitten im herzlichen Gruße,

Daß ſie ſo früh und ſo ſtill ſich entzogen dem fröhlichen Feſte.

„Hätt' ich," ſagt' er alsdann, „Sie gleich doch können begleiten,

„Um auf längerem Weg' Sie länger noch ſprechen zu können!

„Jetzt dies Eine nur noch: mein Brief ging ſchwerlich verloren,

„Sondern er ward, wie es ſcheint, abſichtlich von Laura veruntreut!

„Schon im beſchämten Erröthen und ſtarrenden Blicke verrathen

„Hat ſich der Frevel, ſo dreiſt auch leugnet die liſtige Zunge.

„Doch ſchon ſind wir am Ziel! O, daß es nicht weiter entfernt liegt!"

Scherzend erwiederte Martha, er könn' abbüßen die Sünde

Lang' unterlaſſnen Beſuchs durch nächtlichen, Sühne-Beſuch jetzt;

Und feſthaltend den Scherz, ging Gotthold mit in das Hüttchen,
Freudig dagegen vergeſſend das Schloß voll Jubel und Lichtglanz.
Aber im Stübchen anjetzt ging auf der begeiſtertſten Freude
Herrliche Sonne, zunächſt auf Hanchens Geſicht ſich verkündend,
Aber, im Abglanz, ſchön auch den Freund und die Mutter verklärend.
Welch ein freudiges Feſt war hier für Hanchen bereitet!
Herrlich von außen zu ſchaun, von innen noch herrlicher tönend,
Stand an paſſender Stell' ein treffliches Fortepiano.
Und was Herrliches Gluck, Beethoven, und Haydn, und Mozart,
Und viel Andere noch, mit melodiſchem Geiſte geſchaffen,

Lag, dem Papiere vertraut, in Meng' auf der ſchützenden Decke.
Hanchen, erſtaunt, und gerührt, und entzückt, wie noch nimmer im Leben,
Wollte den Augen zuerſt nicht traun; doch: „Antonie!“ rief ſie,
Gleich nach dem erſten Beſinnen von ſelbſt, noch ehe die Mutter
Ihr von den Schlüſſeln erzählt. Es geſtand nun freudig der Gaſt auch,
Daß er Antonien, heut' in der Stadt, dies Fortepiano
Hab' auswählen geholfen aus vielen, und daß er daher auch
Ihnen noch ſpät in der Nacht in's einſame Hüttchen gefolgt ſey,
Glücklicher Zeuge zu ſeyn von Hanchens Erſtaunen und Freude.
Hanchen vernahm es nur halb. Fromm ſchlug ſie die Hände zuſammen,

Wie zum Gebete des Danks. Dann rief ſie, mit zitternden Fingern,
Tön' aus den Saiten hervor, dann wieder den Namen der Freundin,
Mit holdtönender Stimm', aus freudig erbebenden Lippen.
Martha ſagte: „Der Phönix, o ſieh', er erſtand aus der Aſche
„Ungleich höheren Werths, als früher die Flamm' ihn verzehrte!"
Hanchen erwiederte drauf: „Ach, hätte der ſelige Vater
„Doch die Freude noch können erleben!" — Die Stimme verſagt' ihr;
Aber des Herzens Gefühl ging über in Trauer-Akkorde,
Rührend und ſprechend an's Herz, gleich wie ſie dem Herzen entquollen.
Immer harmoniſcher klang es, erhabner, und voller, und frömmer;

Sprache der Wehmuth war's von der Erde hinauf zu dem Himmel.
Alle verſtummten, und horchten, und athmeten leiſer und leiſer,
Bis, hochheiligen Tones, die ſchönſte Choral-Melodie klang.
Da ſprach Martha bewegt: „Das war ihm immer das liebſte
„Lied im Geſangbuch. Selber im Sterben noch wollt' er es ſingen."
Und ganz leiſ', und ohn' es zu wiſſen, begann ſie zu ſingen,
Nach der vortrefflichen Weiſe, die frommen, vortrefflichen Worte.
Und mit rinnenden Thränen, den Blick aufſchlagend zum Himmel,
Einer Cäcilia gleichend, begann auch Hanchen zu ſingen,
Schmelzenden, herrlichen Tones, das Herz voll heiliger Andacht.

Doch zu vollbringen vermochte ſie nicht, vor ſteigender Rührung,
Spiel und Geſang des ergreifenden Lieblingsliedes des Vaters.
Stimm' und Saiten verſtummten; und abwärts kehrte ſich Hanchen.
Gleich der bethaueten Blume, die Abends den blühenden Kelch ſchließt,
Stand ſie, und neigte zu Boden das ſchöne, bethränete Antlitz.
„O," ſprach Martha, „er ſchauet gewiß jetzt nieder vom Himmel,
„Sieht dein Weinen, und ſieht dein Herz, und erfreuet ſich deſſen!"
Beide umſchlangen ſie ſich, voll Lieb' und Trauer, und weinten
Ein' an dem Halſe der Andern die frömmſten, die ſeligſten Thränen.
Da nicht länger vermocht' auch Gotthold ſtill zu verſchließen,

Was er im Herzen empfand, was ihm auch Thränen entlockte.
Lied und Geſang ſchon hatten das Herz ihm mächtig ergriffen;
Aber der Sängerin Weinen, Verſtummen, und kindliches Hangen
An dem verlorenen Vater, in freudebegeiſterter Stunde,
Das griff tiefer und tiefer in's wonnig erbebende Herz ihm.
Hin mit zaubergewaltiger Kraft zog liebende Sehnſucht,
Zogen Bewunderung ihn und nimmer empfundene Wehmuth,
Hin zu der trefflichſten Tochter, und hin zu der würdigſten Mutter.
„Nehmt mich," ſprach er, „o nehmt auch mich in den engeren Bund auf,
„Der Euch heilig umſchließt mit Banden der zärtlichſten Liebe!

„Mutter, o nenne mich Sohn! ich ehr' und
liebe dich kindlich!
„Hanchen, erlaubt's dein Herz: o ſo nenne
mich deinen Geliebten,
„Denn das meinige nennt ſchon längſt dich
ſeine Geliebte!
„Hier in dem niedrigen Hüttchen, in dieſer
geheiligten Stunde,
„Falle mir endlich das Loos für künftige,
beſſere Tage!
„Denn viel hab' ich gelitten um dich in dem
liebenden Herzen!
„Doch du, himmliſches Herz, du kannſt das
reichlich vergelten!
„Die du der Freundin zum Opfer gebracht
dein Liebſtes: die Küchlein,
„Die du die Saiten geweiht mit dem Lieb-
lingsliede des Vaters —
„Treffliche Freundin, und treffliche Tochter,
du wirſt dem Geliebten,

„Den dein Herz ſich erwählt, auch werden
die trefflichſte Gattin!“
Klopfenden Herzens verſtummt, nun hofft' er entgegen der Antwort.
Aber es weinten die Tochter und Mutter nur mehr als zuvor, noch.
Feſter und feſter umſchlang nun die Tochter den Nacken der Mutter,
Nichts zu erwiedern im Stand' als Seufzer und heißere Thränen.
„Hanchen! o, liebſt du mich nicht?“
ſprach Gotthold bängeren Tones.
Da riß Martha mit ſanfter Gewalt ſich los von der Tochter,
Ihm, ſtatt dieſer erwiedernd: „Verkenne das zagende Herz nicht,
„Theurer, willkommener Sohn, das dich ſchon lange geliebt hat!“
„Lange geliebt?“ ſprach Gotthold, freudigen Tones; und Hanchen

Haucht' ein ſchüchternes Ja, kaum hörbar,
über die Lippen.
Aber für Gotthold klang es wie Sphärenmuſik! und die Arme
Oeffnet' er zitternd entgegen der Braut, die,
bebend und wankend,
Nun, mit dem Herzen voll Lieb', ihm ſanft
an das liebende Herz fiel.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.